Deutsche Revue

Digitized by Google

P Germ 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

A fund of $20,000, established in 1878, the income
of which is used for the purchase of books

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1905

Stuttgart und Leipzig 1905 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

P Germ 147.1

1153-12

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXX

(Januar bis März 1905)

Seite

Friedrich Curtius: Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. I. II. III. 1. 129. 257
E. v. Behring (Marburg): Immunität 19
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. VI. VII. VIII. 27. 167. 315
Rußland und Japan. Ein neuer Brief des Baron Suyematsu . . . 40
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. VIII. IX. X. 46. 178. 339
J. Palisa: Intramerkurielle Planeten 52
Prof. Dr. Zweifel (Leipzig): Ueber die Krebskrankheit. Ein Mahnwort an die Frauenwelt 57
Dr. Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar: Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin 65. 216
A. Furtwängler: Die klassische Archäologie und ihre Stellung zu den nächstbenachbarten Wissenschaftsgebieten 73
Germain Bapst (Paris): Der Donnerschlag von Sadowa. Auf Grund bisher ungedruckten Materials 86. 225
Dr. v. Schulte: Deutschlands kleinstaatlicher Partikularismus im Lichte der Geschichte und Gegenwart beleuchtet 93
Dr. E. Philippi: Die Schlittenreisen der Deutschen Südpolarexpedition . 103
Valois, Vizeadmiral z. D.: Zur bevorstehenden Friedenskonferenz . . 112
Carl Busse: Der Schornsteinfeger 113
R. Henning, Major a. D. (Bern): Das Spiel am Totalisator . . . 120
Friedrich Fürst v. Wrede: Die Entwicklung des Staatsromanes . . . 141
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. VI. VII. VIII. 157. 284

Digitized by Google

Seite

Dr. Naunyn, Prof. emer. d. Universität Straßburg (Baden-Baden): Aerzte und Laien 185. 343
Ilka Horovitz-Barnay: Vom jungen Burgtheater 196
C. Pelman: Ueber Irrenanstalten und ihre Beaufsichtigung 202
C. Freiherr von der Goltz: Port Arthur. Ein Rückblick 207
Koyo Sanjin (Ozaki Tokutaro): Zwei Frauen. Japanische Originalnovelle 240. 363
Prof. Dr. v. Bruns (Tübingen): Ueber Schußverletzungen im Frieden . 269
Ein Brief des Admirals Thomsen über das Verhältnis zwischen der deutschen und der englischen Flotte 276
Sir Thomas Barclay: Friede zwischen England und Deutschland . . 279
Nahida Lazarus: Menzel im Rütli 298
Erich v. Drygalski: Die Schiffahrt in den Zonen des Eises 303
Prof. Karl B. Hofmann (Graz): Die Lebenselemente 324
Prof. C. F. Lehmann: Die Deutsche Orient-Gesellschaft 355

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie

Dr. Carl Max Gießler (Erfurt): Neuere Forschungen über die Natur des Gedächtnisses 250

Kleine Revuen

Literarische Berichte 124. 254. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 126. 255. 379

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang | Januar 1905. | Preis viertelj. 6 Mark beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819—1847)	1
E. D. Behring (Marburg): Immunität	19
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. VI.	27
Rußland und Japan. Ein neuer Brief des Baron Suyematsu	40
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. VIII.	46
J. Palisa: Intramerkurielle Planeten	52
Professor Dr. Zweifel (Leipzig): Ueber die Krebskrankheit. Ein Mahnwort an die Frauenwelt	57
Dr. Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar: Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin	65
A. Furtwängler: Die klassische Archäologie und ihre Stellung zu den nächstbenachbarten Wissenschaftsgebieten	73
Germain Bapst (Paris): Der Donnerschlag von Sadowa. Auf Grund bisher ungedruckten Materials. III.	86
Dr. v. Schulte: Deutschlands kleinstaatlicher Partikularismus im Lichte der Geschichte und Gegenwart beleuchtet	93
Dr. E. Philippi: Die Schlittenreisen der Deutschen Südpolarexpedition	103
Valois, Vizeadmiral z. D.: Zur bevorstehenden Friedenskonferenz	112
Karl Busse: Der Schornsteinfeger	115
R. Henning, Major a. D. (Bern): Das Spiel am Totalisator	120
Litterarische Berichte. — Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	124. 126

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1905

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	**681**	**Millionen**	**M.**
Bankvermögen Ende 1903	**228**	„	„
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	**157**	„	„
„ „ **an die Versicherten bezahlte Dividenden**	**80**	„	„

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neu! **Soeben erschienen:** **Neu!**

Soergel, Rechtsprechung 1904

zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. u. Zw. V. G.
5. Jahrgang. 1 Band 536 Seiten 8°. Gebunden M. 6.40

Der neue Band dieses eminent praktischen Jahrbuchs ist dadurch von ganz besonderer Wichtigkeit für die Juristen, daß er

die gesamte reichsgerichtliche Rechtsprechung der Jahre 1900—1904

enthält, so daß die Besitzer dieses Bandes sich ohne weiteres Nachschlagen darüber unterrichten können, ob eine Reichsgerichtsentscheidung zu einem Gesetzes-Paragraphen vorliegt.

Unentbehrlich für den Arbeitstisch jedes Juristen.

Sortiment „Zwischenakt"

wovon naturgetreue Abbildung nebenstehend, enthält allerfeinste Qualitäts-Cigarren in **kleinen** Façons, und zwar 6 Sorten à 25 Stück, zusammen 150 Stück.
Charakter: Durchweg würzig, pikant, dabei aber nicht ohne angenehme Milde.

Preis p. Kistchen à 150 Stück Mk. 10.— frco.

Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen auf meine Kosten.

Illustrierter Hauptkatalog
auf gefl. Anfrage gratis und franco.

Heinrich Reesing, Vlotho i. Westf.,
Postfach 136.
Cigarren- und Tabakfabrik.

Digitized by Google

Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819 bis 1847)

Vorbemerkung

Am 31. März 1901 feierte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der im Herbst vorher das Amt des Reichskanzlers niedergelegt hatte, zu Kolmar im Hause seines Sohnes seinen Geburtstag. Nach dem festlichen Mahle nahm er den Unterzeichneten beiseite und überraschte ihn durch die Frage: „Wollen Sie mir helfen, meine Memoiren zu schreiben?“ An diese Frage knüpfte sich eine Unterredung, in welcher der Fürst mir aussprach, daß es sein Wunsch sei, den Rest seines Lebens dafür zu verwenden, seine schriftlichen Aufzeichnungen zu ordnen und deren Veröffentlichung vorzubereiten. Er wollte alle seine Papiere und Akten nach Schillingsfürst schaffen und lud mich ein, ihn im Laufe des Sommers auf einige Wochen dort zu besuchen. Da sollte das Material der Arbeit gesichtet und deren Plan festgestellt werden. Für den Fall seines Todes, sagte mir der Fürst, werde sein Sohn Prinz Alexander die Verfügung über seinen schriftlichen Nachlaß haben und in die Beziehungen zu mir, mit denen er einverstanden sei, eintreten. Die Entscheidung über Einzelheiten wurde auf weitere Besprechungen verschoben, die im Laufe des Sommers stattfinden sollten und die nicht mehr stattgefunden haben. Im Juni 1901 berührte der Fürst Kolmar noch einmal, als ein Sterbender. Wenige Tage darauf endete sein Leben in Ragaz. So war es ihm nicht vergönnt, die letzte Arbeit, mit der er sein langes und arbeitsreiches Leben abschließen wollte, selbst anzugreifen. Für den Prinzen Alexander und für den Unterzeichneten ergibt sich hieraus die Verpflichtung, den letzten Willen des Fürsten, soweit dies ihnen möglich ist, auszuführen. Freilich kann nach dem Scheiden des Fürsten seine Absicht nur in unvollkommener Weise erfüllt werden. Er hatte gehofft, bei Durchsicht seiner Aufzeichnungen und Akten seine Erinnerungen zu beleben und so sein eigner Biograph zu werden. Nach seinem Scheiden kann es sich nur darum handeln, die hinterlassenen Aufzeichnungen, soweit sie zur Veröffentlichung geeignet sind, gemäß dem Willen des Entschlafenen weiteren Kreisen bekanntzumachen.

Erst seit der Zeit des bayrischen Ministeriums hat der Fürst seine Erlebnisse und Eindrücke in fortlaufenden Aufzeichnungen, die er als sein „Journal“ be-

Digitized by Google

zeichnete, niedergelegt. Doch wäre es bei einer Persönlichkeit von so eigentümlicher Geistes- und Herzensbildung nicht zu rechtfertigen, wenn man eine Arbeit, die doch den ganzen Menschen darstellen soll, erst mit dem Ministerpräsidenten beginnen wollte. Darum mußte der Versuch gemacht werden, für die Jugend des Fürsten aus Tagebüchern und Briefen eine Selbstdarstellung seines Wesens und seiner Entwicklung zusammenzustellen. Ein im Jahre 1842 in Koblenz begonnenes Tagebuch enthält für die früheren Zeiten nur Stichworte, die nicht für einen fremden Leser, sondern nur für die Unterstützung des eignen Gedächtnisses bestimmt sind, und ist auch für die Folgezeit unvollständig. Zur Ergänzung dienen Briefe an die Mutter und an die Schwester, Prinzessin Amalie. Wenn man den notgedrungen fragmentarischen Charakter dieser Mitteilungen entschuldigt, so wird man aus ihnen einen Eindruck von der Entwicklung des Charakters und der Bildung des Fürsten empfangen und neben dem Ernst der Arbeit und dem Streben nach universaler Bildung die menschlich liebenswürdigen Züge erkennen, die dem Staatsmanne später die Sympathien der weitesten Kreise erwarben.

Die vorliegenden Mitteilungen schließen mit dem Jahre 1847, wo Fürst Chlodwig nach dem Abschluß der Lehr- und Wanderjahre, nach der Eingehung der Ehe, die sein häusliches Glück für mehr als ein halbes Jahrhundert begründet hat, als Schloßherr auf Schillingsfürst der Gegenwart froh ist und, seines Berufs zu größerem Wirken innerlich gewiß, ruhig auf seine Stunde wartet.

Straßburg i. E. Friedrich Curtius.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst wurde am 31. März 1819 zu Rotenburg an der Fulda geboren. Er war der zweite Sohn des am 26. November 1787 geborenen, seit 1807 regierenden Fürsten Franz Joseph. Die Mutter Konstanze entstammte der protestantischen Langenburger Linie. Während die Söhne katholisch erzogen wurden, folgten die Töchter der Konfession der Mutter. Religiöse Duldung war also die Grundlage und die Voraussetzung eines glücklichen Familienlebens, und die Tendenz, welche die Kirchenpolitik des Staatsmanns beherrscht hat, war deshalb ein natürliches Ergebnis seiner Kindesliebe und des innigen Verhältnisses zu den protestantischen Schwestern.

Die herzlichen Beziehungen der Familie zu dem Schwager des Fürsten Franz Joseph, dem Landgrafen Amadeus von Hessen-Rotenburg[1]), waren die Ursache, daß regelmäßig ein Teil des Jahres in Rotenburg verlebt wurde, und die Hin- und Herreisen zwischen Schillingsfürst und Rotenburg an der Fulda nahmen in den Kindheitserinnerungen des Fürsten Chlodwig die erste Stelle ein. Den ersten Unterricht empfing der Knabe zusammen mit seinem am 10. Februar 1818 geborenen Bruder Viktor, dem späteren Herzog von Ratibor. Den ersten Bericht über das Leben und Lernen der Kinder gibt der folgende Brief der Mutter an eine Freundin:

---

[1]) Vermählt in erster Ehe mit der Prinzessin Elisabeth zu Hohenlohe-Langenburg, der Schwester der Fürstin Konstanze.

Rotenburg, 13. Februar 1826.

„... Chlodwig ist sehr witzig in seinen Lehrstunden und macht tausend Possen, die den Hofmeister ins Lachen bringen. Beide Buben lernen jetzt auch Klavier. Pater Ildephons gibt ihnen die Religionsstunde so außerordentlich gut und fängt es so gemütlich an, daß ich mich nicht genug darüber freuen kann... Nachmittags war große Kindergesellschaft, wo denn eifrig Sprichwörter gespielt wurden, was überhaupt alle Sonntage geschieht. Unter anderm führten sie neulich auf ‚die Wurst nach der Speckseite werfen', da war Chlodwig die Speckseite und Philipp Ernst[1]) die Wurst, welche durch Otto Quessel mit solcher Gewalt gegen den Chlodwig geworfen wurde, daß die unglückliche Wurst auf dem Boden liegend in ein gräßliches Geschrei ausbrach. Chlodwig sollte neulich in der Geographie sagen, wie man diejenigen Personen nenne, welche die Aufsicht hätten, daß die Untertanen ihre Gesetze hielten. Da sagte er: ‚die Obertanen'. Gestern war hier Theater, nämlich eine Art Panorama, wo die Schlacht bei Leipzig vorgestellt wurde. Da deutete der Mann auf Figuren, welche die alliierten Mächte vorstellten, worauf Chlodwig sagte: ‚ich sehe ja keine Mägde'. Neulich sollte er sagen, wie viel die Hälfte von 10 sei, da sagte er 0, weil man einen Strich durch die 1/0 machen könne."

Von dem Winteraufenthalt in Rotenburg 1830 bis 1831 berichtet das Tagebuch: „zerrüttete Gesundheit des Körpers und Geistes. Schreckbilder".

1833 wurde der Knabe dem Gymnasium in Ansbach übergeben. Im Sommer desselben Jahres machte er zu Hause das Scharlachfieber durch, und auch für den Herbst des Jahres 1833 ist wieder „Krankheit" notiert.

Im Oktober 1833 wurde der Knabe in die Tertia des Gymnasiums zu Erfurt aufgenommen. „Freudloses und freundloses Leben", so charakterisiert das Tagebuch die Erfurter Anfänge. 1834 rückte der Prinz nach Sekunda auf. Im Herbst dieses Jahres heißt es: „Ankunft der ganzen Familie auf dem Neuerbe. Allgemeine Krankheit". Am 12. November 1834 war nämlich der Landgraf Amadeus gestorben und hatte seinen Allodialbesitz, das Herzogtum Ratibor in Schlesien, das Fürstentum Corvey in Westfalen und die Herrschaft Treffurt im Regierungsbezirk Erfurt seinen Neffen, den Prinzen Viktor und Chlodwig, hinterlassen. Corvey wurde seit dieser Zeit der regelmäßige Aufenthalt der Familie.

Aus dem Sommer 1835 stammt der erste uns erhaltene Brief des Prinzen. Er ist auf einer Fußreise durch den Harz geschrieben und vom Brockenhaus, 12. Juni 1835, datiert. Der Brief schildert den Weg durch das „romantisch fürchterlich schöne Bodetal" und berichtet mit Genugtuung von den Ergebnissen botanischer Bemühungen. Auf dem Brocken hat er „Trientalis Europae" und „Brockenmyrthe" gefunden. Die Sommerferien verlebte die Familie wieder in Corvey, von wo mit dem Bückeburger Hofe Verkehr gepflegt wurde. Ueber das gesellige Leben während der Schulzeit berichtet der folgende Brief an die Schwester

[1]) Der dritte der Brüder, geboren am 24. Mai 1820.

Amalie,[1]) die, anderthalb Jahre jünger als der Prinz, als dieser zum Jünglinge heranreifte, immer mehr seine vertraute Freundin wurde.

Erfurt, 3. März 1836.

„... Gestern abend waren wir beim Kreisphysiko, wo wir uns sehr gut unterhalten haben, obgleich die Gesellschaft nicht sehr zahlreich war. Zuerst wurden Charaden aufgeführt und dann nach dem Klavier getanzt, das Herr Golde spielte. Heute abend werden wir auf einige Stunden auf den Kasinoball gehen, da wir hin müssen, weil es schon der zweite ist, zu dem wir geladen sind und den ersten nicht besuchten ...

Ketschau hat uns gestern ein sehr schönes, selbst komponiertes Lied für Baßstimme mitgebracht, wir studieren es jetzt ein, und es wird Euch gewiß sehr gefallen. Gustels[2]) neues Klavier ist vortrefflich und hat, wie Ketschau sagt, einen besseren Ton als das in Corvey; Gustel spielt auch sehr eifrig darauf.

Noch vergaß ich Dir zu schreiben, daß wir neulich in Weimar uns sehr gut unterhalten haben. Es wurde eine neue Oper von Auber gegeben, ‚Die Ballnacht‘, mit ungeheuerm Pomp. Von der Musik weiß ich nichts mehr, denn der Großherzog,[3]) neben dem ich saß, sprach fast immer mit mir. Die Herrschaften in Weimar sind doch unmäßig artig. Auf nächsten Sonntag haben sie uns zum Konzert eingeladen, natürlich gehen wir nicht hin. Auch von einem Hofball sprach der Großherzog.

Mündlich haben wir uns viel zu erzählen, und ich sehe auch mit Freuden den Osterferien entgegen. Indem ich alles grüßen, küssen und empfehlen lasse, bin ich Dein Dich herzlich liebender und sich freuender Chlodwig.“

Im Herbst 1836 notiert das Tagebuch: „Schrecken vor dem Abiturientenexamen. Einsame Spazierritte.“ Ueber die glückliche Beendigung der Gymnasialzeit berichtet der folgende Brief an die Schwester.

Erfurt, 1. Juni 1837.

„Heute der letzte Brief aus Erfurt, vielleicht sind wir früher da als er. Heute morgen ist nämlich das Examen abgemacht worden. Denke dir, von 8 bis 1 Uhr musten wir herhalten, um auf den Zahn gefühlt zu werden. Wir sind, wie natürlich, nicht unzufrieden mit der Beendigung dieser Geschichte, teils weil gewiß jeder gern ein Examen im Rücken hat, teils weil die Abreise uns mit Freude erfüllt. Wir haben das Zeugnis noch nicht. Der Landrat Türk (Prüfungskommissar) erklärte uns aber am Schlusse dieses Aktes für vollkommen reif. Frei sind wir jetzt auch von Sorgen, daher auch mehr in Corvey bei Euch als hier. Es wird sehr fleißig eingepackt und, wie man zu sagen pflegt, ‚rumort‘. Visiten werden wir morgen machen, ein Schock ungefähr. Es hat doch immer etwas Wehmütiges, von Menschen sich zu trennen, mit welchen man drei Jahre

---

[1]) Geboren 31. August 1821.
[2]) Der spätere Kardinal, geboren 26. Februar 1823.
[3]) Karl Friedrich (1828 bis 1853).

zusammen gelebt hat. Doch die Hoffnung besiegt das Unangenehme der Gegenwart, die Hoffnung des Wiedersehens alles ..."

Im September wurde eine Reise von Corvey über Driburg nach Paderborn, Iserlohn, Barmen und Elberfeld, Köln, Bonn und Neuwied ausgeführt. Das noch vorhandene Tagebuch enthält heitere und lebendige Schilderungen und zeugt von der regen Wißbegierde des jungen Reisenden.

Ueber das erste Studiensemester in Göttingen im Winter 1837—38 berichtet das Tagebuch nur: „Pandekten ohne Verstand gehört". Im Frühjahr 1838 heißt es: „Sentimental. Schöner April. Lektüre des Werther".

Das Sommersemester 1838 studierte der Prinz in Bonn. Das Tagebuch nennt die Standesgenossen unter den Kommilitonen: den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, die Prinzen von Schaumburg-Lippe, von Löwenstein, den späteren Herzog Ernst II. von Sachsen und dessen Bruder, den Prinzen Albert, späteren Gemahl der Königin Viktoria.

Ueber das gesellige Leben in Bonn berichtet ein Brief an die Prinzessin Amalie:

Bonn, 20. Juli 1838.

„... Unsre hiesige Lebensweise ist in Studien und Vergnügungen genau geteilt. Einen Brief hatte ich an dich zu schreiben begonnen, dessen Ende der bückeburgische Besuch verhinderte. Wir wurden nach Godesberg eingeladen, wo unser ein splendides Diner harrte. Der Fürst war sehr freundlich, die Fürstin auch, jedoch schien sie mir noch mehr zu spähen denn ehemals; sei dies nun, weil sie uns nicht recht traute, oder um zu untersuchen, welche von den acht Prinzen gute Ehemänner für ihre Töchter sein könnten. Ich konnte nicht das Glück haben, lange mit ihr zu sprechen, da ich nicht oft neben sie zu sitzen kam. Den Abend ward auf die Ruine Godesberg gestiegen, wo ein alter Graf Beust den Grafen Erbach zur allgemeinen Belustigung eine Weinbergsmauer hinunterredete. Beide waren nämlich so tief im Gespräch versunken, daß sie nicht merkten, wie sie sich dem Abgrund näherten, bis Erbach unten lag, natürlich ohne sich zu beschädigen. Den folgenden Tag war ein Diner von Professoren bei dem Fürsten, dem wir nicht beiwohnten. Nachmittags machten wir mit der fürstlichen Familie eine Partie auf die Rosenburg, den Kreuzberg und tranken in Godesberg Tee. Wo man sich denn allerseits empfahl. Die Prinzessin Mathilde[1]) sieht sehr wohl aus. Beide Prinzessinnen erzählten uns viel von Gustel ...

Am Montag kommt der Herzog von Koburg,[2]) von England zurückkehrend, hierher ... Du siehst, es geht hier ziemlich bunt zu. Wir sammeln für die Zukunft Samen, der nützliche Früchte bringen wird.

Unsre Schwimmübungen von 1 bis 3 Uhr jeden Tag sind höchst angenehm. Die Gesellschaft — der Erbprinz, der Prinz von Koburg, Prinz von Löwenstein, Erbach und wir — ist immer sehr vergnügt und laut. Einen Kahn haben

---

1) Spätere Herzogin von Württemberg (1818 bis 1891).

2) Ernst I. (1784—1844).

wir uns zurechtmachen lassen, auf dem sämtliche Fahnen wehen, in welchem wir uns selbst rudern."

Mit Beginn der Ferien 1838 trat der Prinz mit seinen Brüdern Viktor und Philipp Ernst eine Schweizer Reise an. Die Reisenden fuhren den Rhein hinauf nach Mannheim und Leopoldshafen. Dort wurde das Dampfschiff verlassen. Die Reise ging nun über Karlsruhe, Baden, Freiburg, durch das Höllental nach Schaffhausen, Zürich, Zug, über den Rigi nach Luzern, Langnau, Bern, schließlich über Lausanne nach Genf, wo im Hotel des Bergues abgestiegen wurde. Nach einem Ausfluge nach Chamonix ließ man sich zum Zwecke französischer Studien in Plongeon bei Genf nieder. Der Aufenthalt scheint nicht ausschließlich für Bildungszwecke benutzt worden zu sein, denn das Tagebuch meldet: „Torheiten, schöne Abende, Erinnerungen! Philipp Ernst und ich im Kastanienschatten sorgenvoll. Miß Jones".

Im November verlegten die Prinzen ihren Aufenthalt nach Lausanne, wo zuerst, vermutlich mit Bezug auf die anmutigen Erlebnisse in Plongeon, „traurige Tage" notiert werden. Ein Brief an die Schwester vom 18. Dezember ist in französischer Sprache geschrieben und bekundet den Fleiß und das eifrige Bildungsstreben des Prinzen. Von der waadtländischen Aristokratie, welche die deutschen Prinzen mit Zuvorkommenheit aufnahm, werden M. de Blonay, Mademoiselles de Seigneur und Madame de Gingins genannt, ferner der Baron de Chavette, dessen Gattin eine Tochter des Duc de Berry war. Vorlesungen in der Akademie werden gehört und die Sitzungen der waadtländischen Volksvertretung fleißig besucht. Um 12 Uhr pflegt der Prinz „allein spazieren zu gehen und seinen Gedanken Audienz zu geben, die teils in Erinnerungen, teils in Plänen, teils auch in soi disant philosophischen, wenn nicht misanthropischen oder philanthropischen Reflexionen bestehen". Sieben junge Leute in der Pension, außer den drei Prinzen zwei Kantakuzenes, ein Holländer und ein Schweizer, vereinigen sich zu einer Gesellschaft, die einen Präsidenten, einen Vizepräsidenten und einen Sekretär hat und in französischer Sprache über politische Gegenstände disputiert. „Wir streiten gewöhnlich," heißt es in einem Briefe an die Prinzessin Amalie vom 15. Januar 1839, „über Politik. Da wird denn der Streit zuweilen so stark, daß alle blaß, grün und rot werden. Wir verteidigen unsre Sache, sie als Liberale die ihrige. Nachher ist aber alles beim alten. Jeder bleibt bei seiner Meinung. Wir sind jetzt sehr oft im Grand Conseil du Canton de Vaud gewesen, der legislativen Versammlung. Da kommt oft grauenhaftes Zeug zutage, sowohl in politischer als in logischer Hinsicht. Denn das hiesige Bauernvolk hat einen gewissen gebildeten Anstrich, der aber schlimmer ist als keine Bildung. Ihre Kultur ist nur Farbe. Dann brüsten sich aber diese Kerle mit ihrer Weisheit, rühmen ihre schöne Republik u. s. w. Ich bin nie mehr Monarchist und Aristokrat gewesen als hier in dieser Republik. Ich hasse jetzt mehr als jemals die Radikalen, da ich mehr als je hinter die Kulissen gesehen und ihre eigentlichen egoistischen Pläne erkannt habe. Uebrigens muß man auch vielen von den Leuten Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie z. B. dem Professor

Monnard, dessen Namen du vielleicht in der Zeitung gelesen hast. Er ist zwar als Radikaler verschrien, aber nur ein ganz einfacher Republikaner, und das muß er auch in einer Republik sein. Er ist ein sehr edler, mutiger Mann und der beste Redner im Grand Conseil. Es ist sehr interessant für uns, diese für uns neue Verfassung genau kennen zu lernen.

Du kannst Dir nicht denken, wie angenehm es ist, in der Gesellschaft Französisch zu sprechen. Jetzt, da ich etwas Geläufigkeit habe, finde ich immer mehr, daß die französische Sprache dazu geschaffen ist. Man kann den ganzen Abend sprechen und hat dann doch nichts gesagt. Mehrere Franzosen sind indessen hier, von denen man bisweilen interessante Dinge erzählen hört, wie z. B. der bekannte Carlist Chavette, ein höchst liebenswürdiger Mann."

Vom 5. März bis 29. April machten die Prinzen eine Reise nach Italien, die sie bis Neapel führte. In Rom trafen sie mit dem Prinzen Albert von Koburg zusammen.

Im Mai 1839 wurde die Universität Heidelberg bezogen. Unter den Kommilitonen nennt das Tagebuch den Fürsten Karl Egon von Fürstenberg (geboren 4. März 1820), den Grafen Erbach-Erbach (geboren 27. November 1818), ferner die Badenser Marschall, Dusch und Sternberg. Die Briefe an die Schwester bezeugen den großen Fleiß des Prinzen. Jeden Morgen von 5 bis 10 Uhr wird gearbeitet, dann beginnen die Vorlesungen, und erst die Abendstunden sind der Erholung gewidmet.

Heidelberg, 30. Juni 1839.

„... Die Auditorien boten bei der Hitze ein herrliches Schauspiel dar, alle Studenten zogen ihre Röcke aus, was hier Mode ist. Mir war das sehr fatal, da alle diese sonst weiß gewesenen Hemdärmel die frühere Weißheit nur erraten ließen, auch übrige Folgen daraus sich einstellten.

Jetzt wird hier tüchtig studiert, Partien werden wenig gemacht, mit Ausnahme einiger abendlicher Spazierritte mit Fürstenberg und Erbach, oder einigen Spaziergängen, die ich mit Sternberg und einem Herrn Uhde aus Dresden mache. Dieser letztere, ein Freund von Sternberg, ist sehr gescheit und angenehm. Diese Spaziergänge ziehe ich allen Partien vor. Besonders großen, zahlreichen Spazierritten, für welche Erbach eine große Rage hat, wobei er dann gewöhnlich zu fünfen in einer Reihe durch die Straße reiten will."

Nachdem die Ferien in Corvey im Familienkreise fröhlich verlebt waren, wurden die Studien in Heidelberg wieder aufgenommen und auch in der Weihnachtszeit nicht unterbrochen. „Stille Weihnachten" meldet das Tagebuch. Am ersten Weihnachtstage schreibt der Prinz seiner Schwester:

„Ich lese jetzt Müllers Briefe an Bonstetten. Es ist nichts, was einen gewöhnlichen Menschen so erhebt, als zu sehen, wie große Männer, leuchtende Phänomene der Geisterwelt, durch ihre eignen Anstrengungen, freilich begünstigt durch Genie, zu einer Höhe gelangt sind, an der wir andern armen Erdenbürger hinaufschauen. Ich habe den Thomas a Kempis lateinisch bekommen. Eine

ganz andre Sache. Herrliche Kraftsprache, die im Deutschen übersetzt, immer etwas undeutsch wird. Auch kann man den rechten Sinn nur da recht erfassen."

Heidelberg, 25. Januar 1840.

„Unser Leben ist von mancherlei Kurzweil verschiedener Abendbelustigungen durchflochten, die weniges zum Studium der ernsten Rechtswissenschaft, weniges zum Studium der Menschen, deren Studium umsonst ist, gar nichts zum Vergnügen beitragen. Doch darf ich nicht ungerecht sein. Vor einigen Tagen habe ich mich mit Philipp Ernst sehr gut unterhalten bei Graf Rantzau, der einen niedlichen Lesezirkel hat, wo Rollen verteilt sind und danach Trauerspiele gelesen werden. Den Abend wurde der ‚Kaufmann von Venedig' gelesen. Wir beide hatten auch Rollen. Man unterhielt sich allgemein sehr gut.

Wir sind in einem Entzücken über den freundlichen Brief, den uns Prinz Albert auf die ihm geschriebenen Glückwünsche[1]) hat zukommen lassen. Ein wahrhaft herzlicher, freundschaftlicher Brief. Auf einen Ball, der nächstens bei dem Großherzoge[2]) sein wird in Mannheim, freue ich mich. Ich habe nun einmal die Manie, großstädtisches Wesen dem kleinstädtischen vorzuziehen, wenn auch beides auf dieselben Resultate hinausläuft. Die Soireen, die der Graf Rantzau bisweilen veranstaltet, haben außerdem, daß man sich daselbst amüsiert, noch den Vorteil, daß sie an die Stelle des ekelhaften Teeschlappertons und der médisances männlicher und weiblicher Kaffeeschwestern eine vernünftige Konversation setzen und so vor dem horreur aller horreurs, den Abgeschmacktheiten einer Teegesellschaft, wahren. Freilich il faut savoir s'ennuyer avec grâce! bien! mais je n'ai pas le temps de m'ennuyer. Auf der andern Seite muß ich freilich zugestehen, daß man sich nicht so unbedingt über langweilige Gesellschaft erheben soll. Großenteils sind wir selbst schuld, wenn wir uns langweilen. Es gibt in jeder Gesellschaft ein interessantes Element, welches nur aufgefunden und zutage gefördert werden muß. Wer sich langweilt, messe die Schuld sich selbst zu und packe die Sache so an, daß sie ihn nicht langweile. So saß ich neulich bei einem Souper neben einer jungen polnischen Gräfin. Sie gilt für sehr einsilbig und ist es auch gewöhnlich. Mein guter Genius indessen führte mich auf einen Konversationsbeginn, der das angenehme Resultat hatte, den wahrhaft lebendigen Geist und das elegante Französisch meiner sonst so einsilbigen Dame bewundern zu können. So ist jeder selbst schuld, wenn er sich langweilt. Bei Leuten freilich, die keinen tiefen Geist und keine elegante Sprache aufzuweisen haben, muß man sich begnügen, deren Charakter zu sondieren, deren Dummheit zu vergleichen mit der unsrigen, was mich oft zu angenehmen, oft zu traurigen Resultaten führte, man muß sich begnügen, Psycholog zu sein, d. h. Geisteskräfte-Erforscher. Denn nur bei diesem Prinzip kann man versichert sein, seinen eignen Charakter bei Hallunken, sein

---

[1]) Zu seiner Verlobung mit der Königin Victoria.

[2]) Großherzog Leopold von Baden.

bißchen Verstand bei Schafen und seinen fröhlichen Sinn bei Totengräbern zu bewahren."

In einem Briefe vom 13. Februar 1840 erzählt der Prinz von musikalischen Genüssen und schließt mit dem Satze: „Ohne Musik ist der Mensch nur ein Halbmensch."

In einem Berichte über uninteressante und leere Gesellschaften heißt es: „so ist es mir schon vorgekommen, daß ich so gleichgültig neben einer Dame stand, daß ich mich im stillen für das Repetitorium des nächsten Tags überhörte." Verletzend ist dem Prinzen die Feindseligkeit der in Heidelberg einheimischen Aufklärung gegen die „Pietisten". „Die größten Philosophen," schreibt er, „sind in ihren Forschungen auf die Grundwahrheiten des Christentums zurückgekommen, haben die Größe von dessen Wahrheit angestaunt — und unbedeutende Kreaturen, die noch nicht über ihre Stiefeln philosophiert haben, wollen sich lossagen vom Glauben, von wahrer Frömmigkeit."

Anfangs März 1840 verlebte der Prinz den Karneval in Mannheim. Von da schreibt er am 2. März: „Gestern war hier ein wahrhaft prachtvoller Maskenzug: ein Jagdzug von den frühesten Zeiten deutscher Geschichte an bis auf die neueste Zeit. Prächtige Kleidung, schöne Pferde, hundert Hauptpersonen und viel Train. Es waren die hiesigen Herren, Offiziere und andre, die das mit großer historischer Treue und vielem Aufwand aufführten."

Nachdem die Osterferien in Corvey verlebt waren, wurden die Studien im Frühling 1840 wieder aufgenommen. Die Briefe an die Schwester rühmen die Lage der neuen Wohnung am Neckar.

„Die Kollegien sind noch nicht alle angegangen," schreibt der Prinz am 9. Mai 1840, „Mittermaier und Rau, zwei unsrer besten Professoren, sind noch auf dem von mir schon so oft und auf jede Weise verdammten Landtage. Ich muß mich zusammennehmen, Dir nicht noch stärkere Ausdrücke für diese Lumpenversammlung zu schreiben. Nie haben mich diese dummen Schwätzeranstalten mehr geärgert als jetzt, wo wir selbst darunter leiden. Wenn ich künftig irgend einmal kann, so soll dieser Aerger sich noch an dergleichen Instituten Luft machen."

Im September desselben Jahres folgte der Prinz einer Einladung des Prinzen Albert, der am 10. Februar der Gemahl der Königin Viktoria geworden war, nach Windsor. Leider sind von diesem englischen Aufenthalte, der vom 20. bis 24. September dauerte, nur die Namen von Personen und Sehenswürdigkeiten notiert. Den Rest der Herbstferien verlebte der Prinz in Corvey. Unterbrochen wurde dieser Aufenthalt durch eine Reise zu der Huldigung in Berlin am 15. Oktober und in Schlesien. Darauf folgten „fröhliche Hochzeitstage" bei der Vermählung der ältesten, am 19. April 1816 geborenen Schwester Therese mit dem Fürsten Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg, welche am 26. November 1840 zu Langenburg gefeiert wurde. Bald darauf trat die schwere Erkrankung des Fürsten Franz Joseph ein, welche indessen den Prinzen nicht hinderte, den Abschluß seiner Studien zu betreiben. Zur Vorbereitung auf das

Examen wurde Bonn gewählt. „Hier die Wintermonate still und traurig“, sagt das Tagebuch.

Am 14. Januar 1841 starb der Fürst Franz Joseph. „Traurige Reise nach Corvey. Rückkehr nach Bonn“, heißt es in dem Tagebuch. Zunächst wurde nun die Vorbereitung auf das Auskultatorexamen beendigt. Am 3. April bestand der Prinz die Prüfung in Koblenz. Nach dem Zeugnisse vom 10. April hatte er „vorzüglich gute Kenntnisse und Fähigkeiten“ bewiesen. Die Muße nach dem bestandenen Examen verwendete der Prinz für Besuche bei Verwandten. Das Tagebuch notiert: „fröhliche Reise nach Castell über Meiningen, Langenburg, Kupferzell, Wickersheim. Wundervolle Maitage. Schöne Erinnerungen einer fröhlichen Vereinigung“. Ueber die innere Entwicklung gibt ein Tagebuchblatt Auskunft.

Kupferzell, 6. Mai 1841.

„Warum sollte man nicht unter den vielen fühlenden Herzen eines finden, das uns versteht, weil es uns innig liebt? Wahr ist's, die Menschen sind so verschieden gerade in dem eigentlich durchaus Individuellen, dem Gefühl. Erziehung, Schicksal, Verschiedenheit der Geistesrichtung und Anlage gestatten nicht, daß das Auffassen der äußeren Welt bei zwei Seelen dasselbe sei. Allein sollte darin das allein bestehen, was wir ‚Verstehen‘ in seinem tröstlichen Sinne nennen? Sollte nicht vielmehr das Erkennen des fremden Gedankens, der uns neuen Auffassungsweise, das In-uns-übergehen des fremden Schmerzes, sollten nicht alle diese möglichen Berührungen, dieses immer neue Ineinanderleben zweier befreundeter Seelen das wahre Verstehen im tröstlichen Sinne sein? Ist ein andres wünschenswert und möglich? Ist aber dieses unmöglich? Darum lasse ich die Hoffnung nicht sinken!“

Nach dem Tode des Vaters waren die Brüder übereingekommen, daß der dritte von ihnen Fürst in Schillingsfürst werden sollte, da die beiden älteren, Viktor in Ratibor und Chlodwig in Corvey, durch die Rotenburger Erbschaft gebunden waren. Im Juni 1841 reiste der Prinz nach Schlesien zum Besuche des älteren Bruders, welcher am 3. November 1840 seinen Einzug im Schlosse Rauden bei Ratibor gehalten hatte. Der Nebenzweck dieser Reise war die Anknüpfung von Verbindungen mit den leitenden Persönlichkeiten des preußischen Ministeriums zur Vorbereitung des Eintritts in den preußischen diplomatischen Dienst. Der Prinz beschloß, ein Gesuch an den König zu richten, um von dem vorgeschriebenen Vorbereitungsdienste bei der Justiz und den Verwaltungsbehörden, welcher nach den Anschauungen des hohen Adels nicht standesgemäß war, dispensiert zu werden. Am 21. September 1841 schrieb er der Mutter aus Rauden.

„... Unsre Reise nach Breslau ist sehr gut abgelaufen. Ich habe mit Graf Stolberg Konferenz gehalten, er war sehr freundlich und gut. Ueberhaupt sind wir in Breslau von den höchsten Herrschaften, insbesondere vom Prinzen von Preußen auf das freundlichste empfangen worden, so daß Graf Styrum sagte: ‚On voit que le roi vous veut du bien. A votre place j'en profiterais.‘

Und indem er sich zu Victor wendete sagte er: ‚Il n'y a pas d'autre moyen d'en profiter, Monseigneur, que d'entrer au service militaire.‘ Was freilich Viktor nicht tun kann ...“

Zur Förderung seiner Pläne hielt sich Prinz Chlodwig im Herbst in Berlin auf. „Schöne Versprechungen“ notiert das Tagebuch. Um die Entscheidung abzuwarten, begab er sich im Spätherbst nach Corvey. Die Entscheidung blieb lange aus. Ungeduldig darüber erwog er auch die Möglichkeit, auf den Staatsdienst ganz zu verzichten und in Corvey als freier Edelmann nach eignem Geschmack zu leben. Aber die innere Nötigung zu politischem Wirken war doch zu stark, um einen solchen Verzicht auf die Dauer annehmbar erscheinen zu lassen. So schreibt er der Mutter von Corvey am 23. November 1841: „Mein bisheriger Aufenthalt in Corvey hat mir die Unmöglichkeit mehr und mehr dargetan, mich je hier zu etablieren. Das hat sein Gutes. Ich steuere nun heimatlos in die Welt und muß mit Eifer einen Berufszweck verfolgen, bei dem eine solche Heimatlosigkeit das Allerbeste ist ... Wenn ich nur endlich Gewißheit hätte und meinen Winteraufenthalt beginnen könnte! Wenn ich keine Aufnahme in die Diplomatie finde, so werde ich suchen, in England in das Militär zu treten, um dann die chinesische Expedition mitzumachen. Der Plan ist aber noch sehr unreif.“

Corvey, 19. Dezember 1841.

„... Eben erhalte ich einen Brief von Löwenstein, der mich bestimmt, sogleich nach Berlin zu gehen. Mir scheint, als ob Stolberg den Brief an den König nicht abgegeben habe. Indessen schadet es nichts, ich bleibe nun den Winter in Berlin und richte mich da ein. Bekomme ich eine abschlägige Antwort, so bleibe ich doch bis zum Frühjahr da und sehe, was andres zu machen ist.“

Aus Berlin schrieb er der Mutter am 3. Januar 1842: „Deinen lieben Brief vom 21. habe ich erhalten und sage Dir meinen herzlichen Dank für die Wünsche und Hoffnungen. Ich will wenigstens meine Kräfte zusammennehmen und auf das Ziel losgehen, das ich mir gesetzt habe. Es kann dem einzelnen Menschen niemand raten in bezug auf den Lebensplan, mir ist bis jetzt nur zu viel geraten worden über das Ziel und über die Mittel. Dadurch habe ich mich oft irre machen lassen, indessen hoffe ich jetzt so ziemlich im klaren zu sein. Hier fange ich nun an zu arbeiten, vieles zu sehen und zu hören, habe sehr vergnüglichen Umgang mit den Fürstenbergs und Löwenstein und andern sehr netten Leuten.“

17. Januar 1842.

„Leider kann ich Dir heute keine sehr gute Nachricht mitteilen. Ich habe vom König Antwort erhalten, und zwar abschlägige. Sie lautet wie folgt:

‚Hochgeborner Fürst! Ich habe über den Mir von Euer Liebden unter dem 19. Oktober v. J. zu erkennen gegebenen Wunsch, Ihre Zulassung zur diplomatischen Prüfung ohne die vorherige reglementarische Beschäftigung bei den

Gerichten und der Verwaltung betreffend, den Bericht des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten erfordert. Wenn Ich in Verfolg dessen Anstand nehme, auf jenen Wunsch einzugehen, so bestimmen Mich nicht bloß die Aufschlüsse, welche Mir bei dieser Gelegenheit über den augenblicklichen Stand der Prüfungsverhältnisse im Ministerium im allgemeinen zuteil geworden sind, sondern wesentlich auch die Rücksichten auf das eigene persönliche Interesse Euer Liebden, da Sie sich gewiß mit Mir selbst nicht verhehlen wollen, daß eine Bevorzugung, wie Euer Liebden solche in Antrag bringen, Sie künftig denen gegenüber in eine mindestens beengte Stellung bringen dürfte, mit denen Sie berufen werden, dem diplomatischen Dienst obzuliegen. Es wird mir daher angenehm sein, wenn Euer Liebden Ihren Entschluß, sich der diplomatischen Laufbahn in Meinen Diensten zu widmen, unter Erfüllung der dieserhalb bestehenden allgemeinen reglementarischen Vorschriften zur Ausführung bringen.

Berlin, 14. Januar 1842.

Euer Liebden freundwilliger Friedrich Wilhelm.‘

So stehen nun die Sachen. Du kannst Dir denken, daß ich mich keineswegs in erfreulichem Gemütszustande befinde.“

Der Prinz überwand indessen die Vorurteile der „Mediatisierten“ gegen eine regelrechte Beschäftigung im preußischen Staatsdienste und verstand sich dazu, den ihm durch den König gewiesenen Weg einzuschlagen. Am 6. April 1842 traf er in Koblenz ein, um als Auskultator bei den Gerichten zu arbeiten.

Das Tagebuch klagt über die „Langeweile der ersten Tage“, berichtet die Namen der Tischgesellschaft, die aus Offizieren und Beamten bestand, und die Besuche, die gemacht wurden. Unter den letzteren wird der Oberpräsident von Bodelschwingh hervorgehoben, „ein liebenswürdiger Mann, einer, dem man die Rechtlichkeit des Charakters und den edeln Sinn sowie den Verstand auf der Stirn geschrieben sieht“.

Die ernste juristische Tätigkeit gewährte dem Prinzen bald volle Befriedigung, und die Muße wurde zu eifrigem Studium benutzt. „Was es heißt, gründlich zu arbeiten und die Wonne davon zu empfinden,“ sagt das Tagebuch, „habe ich heute und gestern recht empfunden, als ich mit der Feder in der Hand das Bülow-Cummerowsche Werk [1]) gründlich studiert habe. Durch das Wiederaufleben des inneren geistigen Lebens schwinden alle die kleinlichen äußeren Sorgen, das Leben verliert seine Eintönigkeit, und ich lebe wieder, ganz eigentlich. Es ist ein glücklicher Zufall, der Wille des Königs, daß ich zu diesem wirklichen Leben zurückgekommen bin. Wenn auch die Form des hiesigen gerichtlichen Verfahrens eben keine Bekanntschaft mit den preußischen Verhältnissen verschafft, so ist doch die Bildung, welche ich dadurch erlange, das kräftige, klare juristische Denken mehr

---

[1]) v. Bülow-Cummerow: Preußen, seine Verfassung und Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland. Berlin 1842. Vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 198.

wert. Die Verhältnisse haben mir den hiesigen Aufenthalt als notwendig, als einzig möglich dargestellt. Ein Schelm macht's besser, als er kann.

Eines Vorteils muß ich entbehren und bin dessen doch so bedürftig. Einen Freund, irgendeine Seele, der ich trauen könnte, so ganz bis ins Innerste, dem ich Leiden und Freuden mitteilen könnte! Außer Philipp Ernst und Victor habe ich nie dergleichen besessen. Nur Sternberg,[1] der edle, gemütvolle wahre Mensch voll Geist und Streben nach Höherem ist der einzige außer jenen beiden (neben Mama und Amalie). Ach, warum ist der Mensch dem armen Mitmenschen so fremd! Warum quält sich der unglückliche in dem lumpigen, kurzen Menschenleben? Und wofür? Um dann zu sterben. Und dazu gehen sie alle kalt umeinander herum, nehmen Rücksichten, quälen und betrügen sich."

11. April 1842.

„Das hausbackene Wesen der Koblenzer Hautevolee will mir noch nicht recht gefallen. Es fehlt jener Aplomb, jenes Sich-gehen-lassen der großen Welt. Denn das Außerordentliche einer Soiree in einer kleinen Stadt bringt es mit sich, daß jeder einzelne sich in einem so zu sagen überreizten Zustand befindet, der insbesondere, wenn die Liebenswürdigkeit des Charakters nicht das Gleichgewicht hält, zu sehr ins Gemeine spielt."

Am 12. April klagt das Tagebuch über „geistige Trägheit, Folge des Berliner Nichtstuns". „Was für ein ganz andrer Mensch wäre ich vielleicht geworden, wäre ich ohne strenge hofmeisterliche Leitung vielleicht von meinem 16. Jahre ab geblieben. Manche Torheit hätte ich begangen, vielleicht wäre ich untergegangen. Allein mir scheint, ohne daß ich den Verhältnissen zürnen will, daß ich besser geworden wäre. Einer von Natur ruhigen, träumerischen, tatschwachen Seele ist die Aufregung des Selbsthandelns, des nicht bloßen Geschehenlassens durchaus notwendig, wenn sie wirklich zu etwas gelangen will. Ich bin von Natur passiv, durch diese ewige Bevormundung zu einer großen Ausbildung innerer Beschaulichkeit, die ich nicht einmal Philosophie nennen kann, gelangt, ohne daß mein Charakter die geringste Festigkeit erlangt hätte. Diesen zu erhärten muß jetzt mein Streben sein."

An die Prinzessin Amalie. Koblenz, 3. Mai 1842.

„... Du hast recht, wenn du glaubst, daß ich nie unglücklich sein werde, was man so eigentlich unglücklich sein nennt. Denn es wird immer das Begreifen des Unglücks und die Fähigkeit, darüber nachzudenken, mich schützen, daß es mich nicht ganz erdrücke. ‚Nur der Mensch ist wirklich unglücklich, der nicht die Fähigkeit besitzt, darüber zu weinen', werde ich einmal in einem Roman sagen.

---

[1]) Freiherr August v. Ungern-Sternberg, mit dem der Prinz in Bonn und Heidelberg studiert hatte, geboren zu Mannheim 16. August 1817, starb als Großh. badischer Geheimer Rat und Vorstand des Geheimen Kabinetts in Karlsruhe, 20. März 1895. Nekrolog in Nr. 189 der „Karlsruher Zeitung" vom 12. Juli 1895.

Dabei fällt mir ein Gedicht ein, das ich neulich gemacht habe und welches hierher paßt. Es sind sogenannte Gaselen:

,Wolken auf am Himmel steigen,
Blüten welken an den Zweigen,
Und die Wellen fließen langsam,
Und es senkt sich banges Schweigen
Auf die dürstenden Gefilde.
Ach, wie die Gewitterzeichen
In den schwülen Sommertagen
Jenen Lebensstunden gleichen,
Da das Herz, alt und verhärtet,
Tränen wünscht, um zu erweichen!'

Du hast recht, wenn du mich um den schönen Aufenthalt beneidest. Seit fast drei Wochen haben wir hier so warmes Wetter, daß alles nach Regen seufzt. Die Blüten sind bald vorüber, und die Wälder fangen nun an zu grünen. Ach, es ist doch eine schöne Sache um den silbernen Mondschein, der sich im Rhein spiegelt, und die dunkeln Berge und den ehrwürdigen Ehrenbreitstein mir gegenüber. Hätte ich diese schöne Natur nicht, so wäre ich bei all meiner Philosophie doch unglücklich. Denn die Menschen sind hier keine Oreaden und Hamadryaden. Ich habe recht liebe, gute Leute kennen gelernt und mag manche recht gern leiden. Aber es fehlt ihnen jener feine Ton der Vornehmheit, das Sich-von-selbst-verstehen vieler Dinge, du wirst es fühlen, was ich damit sagen will. Man kann das nur bei wohlgezogenen Leuten oder in der großen Welt finden. Mein Umgang beschränkt sich mehr oder weniger auf sogenannte ,fell mich ghorsamscht', zu denen sogar die höchsten Damen, Exzellenzen u. s. w. gehören (mit rühmlichen Ausnahmen). Eine schöne Witwe ..., 21 Jahre alt, die eine recht schöne Altstimme hat, gefällt im ersten Augenblick. Aber wie sich bei aufmerksamem Zuhören in ihrem Gesange der Mangel an guter Schule entdeckt, so fand ich bald in ihrem Wesen eine gewisse pachterstöchterliche (verzeih diesen Ausdruck) Gewöhnlichkeit, untermischt mit sentimentaler Belesenheit und englischer Sprachkenntnis, die mir als solche Mixtur noch unangenehmer ist als die gewöhnliche Natur der Landkonfekte, die nichts andres sein können und wollen. Die alten Damen sind nun gar langweilig, und ich vermisse die Konversation mit meinen Berliner Freundinnen, wie Frau von Luk u. a. Unter den Herren und überhaupt in der ganzen Gesellschaft herrscht bei allen Vorzügen rheinischer Gutmütigkeit ein gewisser Wirtshauston, der mir zuwider ist. Das einzige, was mich tröstet, ist die Musik. Die wird viel getrieben, und die vergnügliche Frau ... und ihre Schwester ... singen und spielen in jeder Gesellschaft von Anfang bis zu Ende, dann wird einmal ein Chor oder Trio oder Quartett oder sonst etwas gesungen und Maitrank getrunken, so geht's hier zu, und man kann ganz vergnügt sein. Mein Gesangstalent ist noch nicht entdeckt. Ich nehme jetzt fleißig Singstunden und werde dann nach einiger Uebung plötzlich als der einzig vernünftige Bariton hier auftreten und alles bezaubern. Mein Lehrer ist nicht so

übel, er läßt mich Solfeggien von Cherubini singen, bläut mir die Noten ein und gibt sich manche Mühe, so daß ich in zwei Monaten von Blatt singen werde. Denke dir, welche Lust! Auch lerne ich die Tonarten begreifen, B-dur. C-dur und die Molltöne, halbe und ganze Vorzeichen u. s. w. So daß ich bald so weit sein werde. Lieder zu komponieren, die Begleitung muß mir dann mein Lehrer machen.

Ich bin gestern in Neuwied gewesen und kann nicht genug die guten Leute dort rühmen. Statt daß ich, wie ich gefürchtet hatte, wegen meines Auskultators schief angesehen worden wäre, sehen mich die Leute im Gegenteil mit einer Art von Staunen als ein besonders merkwürdiges Subjekt an. Dies hat mich nun noch mehr beruhigt. So ist der Mensch. Er will immer ein wenig von außen beruhigt sein und sollte doch zufrieden sein, wenn er sich seines guten Willens bewußt ist. Der Fürst [1]) hat etwas sehr Interessantes in seinem leidenden Gesicht. Von der blassen Totenfarbe stechen die schönen Augen ganz merkwürdig ab; er soll sehr talentvoll sein, schön zeichnen u. s. w. Ich habe ihn nur vom Sehen lieb gewonnen und bedauere seine zerrüttete Gesundheit. Schönlein,[2]) der vor kurzem hier war, hat ihm große Hoffnung gemacht, auch geht es wirklich besser. Der Prinz Max ist ein gescheiter, gesprächiger Mann. Prinz Karl hat den Papa und die Mama in Wien viel gesehen und erinnerte sich mit großem Vergnügen an jene Zeit. Während der Tafel kam Prinz Philipp Löwenstein, jeune homme fort élégant, wie immer, womöglich rajeuni. Er konnte mir nicht oft genug sagen: „Aber du siehst sehr gut aus!“

Wenn du vorigen Sommer in Kiefernluft die Bemerkung machtest, daß sie den Menschen schlechter mache, so ist hier gewiß die Bemerkung angebracht, daß die Frühlingsluft am Rhein den Menschen verbessert. Wenn ich mitunter am Abend auf der beliebtesten Promenade am Rhein spaziere, so finde ich, daß die prosaischsten Philister eine Art poetischer Verklärung haben, die etwas Rührendes hat. Es ist aber auch gar nicht anders möglich, denn wenn einem vom Rhein her eine kühle Blütenluft anweht, dann mag der trübste Gedanke mich niederdrücken, gleich bin ich bis ins Innerste aufgefrischt und sehe mit noch größerem Genuß in die vergoldeten Berge und nach den friedlichen Kirchtürmen der gegenüberliegenden Dörfer. Dann fängt auch die Abendglocke zu läuten an, so daß nichts mehr fehlt, um die Seele in jene himmlische Stimmung zu versetzen, die jeden irdischen Gedanken ausschließt, nur nicht den, euch alle zu mir her zu wünschen. Seit mehreren Tagen ist dieser Brief liegen geblieben, da mich eine Tour nach Frankfurt und die auf solche Dampfschiffreise folgende Oede vom Schreiben abhielt. In Frankfurt saß ich mittags dem Herzog Paul von Württemberg gegenüber. Sein Gespräch war unaufhörlich, besonders da er in seinem Nachbarn Rüppell, einem der berühmtesten Reisenden unsrer Zeit,[3]) eine

[1]) Fürst Hermann zu Wied (1814 bis 1864).

[2]) Der berühmte Berliner Pathologe.

[3]) Eduard Rüppell (1794 bis 1884), Naturforscher und Reisender in Aegypten, Nubien und Arabien.

sehr gute Dachrinne für das Regenwasser seiner Erzählungen hatte. Ich mußte mir alle Mühe geben nicht zu lachen über diesen netten Kerl.

Das Dampfschiff war höchst langweilig wie immer. Dazu war ich mit einem jungen sächsischen Offizier bekannt geworden, der sich ganz nach den Regeln der Komplimentierbücher „vollendeter Gesellschaften“ und wie sie heißen, benahm und dadurch höchst langweilig wurde. Nun sitze ich hier wieder an meinem Schreibtisch, studiere meine Akten und freue mich meines Daseins bei einer Havanazigarre (das Tausend zu 50 Talern, dies für Viktor zur Nachricht) und einer Tasse Kaffee.

Ich rate Dir, meine Briefe aufzuheben, wie ich es mit den Deinen tue, wie überhaupt mit allen. Wenn wir auch keine Bettinaschen Briefe herausgeben wollen, so würde es doch interessant sein, dieselben später wieder zu lesen. Sind wir dann später zu besseren Resultaten mit uns selbst gelangt, dann ist es erfreulich, den Weg, den man zurückgelegt hat, zu übersehen.

Sage Viktor, ich ginge diesen Sommer, wenn die Arnims[1]) nach Winkel am Rhein kommen, dorthin, wo ich vergnügliche Stunden zu verleben hoffte (beider Bettina).

Aus dem Tagebuch. 3. Juni 1842.

Vom 3. Mai bis zum 3. Juni tritt eine Pause ein durch die dazwischen liegenden Masern. So unangenehm eine solche Krankheit ist, so hat sie doch auch ihr Gutes gehabt, denn sie hat das Uebermaß von Kraft des Körpers absorbiert, und ich kann nicht anders sagen, als daß eben dadurch und durch die einsamen Studien und Betrachtungen gar manches im Geist mir klarer geworden ist. Ich habe sogar diese Einsamkeit lieb gewonnen; das Einförmige eines Krankenbetts hat, wenn nicht besondere Schmerzen vorhanden sind, für den Denkfähigen gar manche angenehme Stunde, wenn gleich auch viele trübe, denn „es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts“. Scheußlich war das Kindergeschrei, und hätte ich Heiratspläne, sie würden durch dieses Plärren meiner Hausgenossen um zehn Jahre verschoben sein. Es gibt in der Welt wenig Unangenehmeres als Kindergeschrei.

Sowie ich wider tüchtig arbeiten kann, muß ich mich an eine gründliche Bearbeitung des Staatsrechts begeben. Nichts ist gefährlicher als die Passivität in Betrachtung der staatswissenschaftlichen Gegenstände. Ohne Gründlichkeit werden wir insbesondere im Staatsdienst entweder blinde Werkzeuge oder gar Leute, die die Fahne nach dem Winde hängen, oder wir werden einseitig und dadurch der Raub einer Partei. Nur Gründlichkeit ist das Mittel, durch welches die Integrität des Charakters erhalten werden kann.

16. August 1842.

... Es ist doch etwas Trauriges um das Junggesellenleben. Die „Freiheit“ wird immer gerühmt. Ja, wer in Liederlichkeit Befriedigung findet, dem ist

---

[1]) Die Bekanntschaft der Bettina von Arnim hatte der Prinz im Winter 1841/42 in Berlin gemacht.

freilich eine solche Freiheit zu gönnen. Aber in dieser Freiheit des alten Hagestolzen liegt ein furchtbarer Keim zu Egoisterei und Herzlosigkeit.

11. September 1842.

Studium der Marheinekenschen Schrift über die Bruno Bauersche Angelegenheit,[1]) in der er, wie die Deutschen Jahrbücher nachweisen, nicht ganz konsequent geblieben ist. Indessen kann man, wenn man, wie die Jahrbücher tun, verschiedene auseinandergerissene Stellen zusammenpaßt, recht leicht Inkonsequenzen nachweisen.

Im Laufe des Sommers wurde der Prinz zu einer Soiree nach Schloß Brühl eingeladen und von dem König und der Königin sehr freundlich empfangen. Unter den Gästen erwähnt das Tagebuch den Prinzen von Cambridge, den Prinzen von Oranien, Erzherzog Johann von Oesterreich, den Großherzog von Mecklenburg und den Erbprinzen von Baden, „letzterer höchst liebenswürdig". Bei dem Konzert spielten die Schwestern Milanollo.

Im September machte der Prinz mit seinem Bruder Gustav eine Reise über Straßburg, Basel, Solothurn, Bern nach Lausanne. Von da berichtet das Tagebuch am 27. September:

Bei all diesen Freuden kann ich doch nicht sagen, daß ich noch so wie früher von all diesem hingerissen würde, daß ich alles aufgeben könnte, um ganz für alle Zukunft hier zu bleiben. Vielleicht bin ich jetzt zu sehr durch und durch deutsch. Vielleicht ist jene innere Unruhe und der noch wachsende Ehrgeiz auch an dieser Veränderung schuld. Der Mensch muß in der Jugend das Leben versuchen, sehen, was es ihm bringe und was er sich und anderen geistig nützen könne. Jenes sentimentale Anschauen der Natur schwächt den Geist, der immer mehr zu Klarheit und Bestimmtheit heranwachsen soll. Das kann er nur durch außerordentliche Tätigkeit und bestimmten Lebenszweck. Darum vorwärts!

Nach der Rückkehr aus der Schweiz verlebte der Prinz die Herbsttage im Kreise der Verwandten in Kupferzell. Von dort aus besuchte er Bettina von Arnim in Frankfurt. Ueber einen Abend bei ihr berichtet das Tagebuch: „Die Töchter der Bettina liebenswürdig und geistreich wie immer. Wenn sie nur nicht parador sein wollten! Das ist ganz unnötig. Sie sind so liebenswürdig und so gebildet und vernünftig, daß sie die Unvernunft des Paradoxen recht gut entbehren könnten. Manche tadelnde Mitteilung über die Zustände in Berlin wurde mir gemacht. So zum Beispiel das unnatürliche Zusammenrufen der Dichter u. s. w. in Berlin. Nach einer nicht eben günstigen Beurteilung des Tieckschen Charakters ging sie zu Rückert über und tadelte an ihm insbesondere, daß er ein Mensch sei, mit dem der König nichts anfangen könne, ein ungehobelter sonderbarer Kauz, der stets einen Ueberrock angehabt habe und nun glaube, auch im Frack gehen zu müssen, was ihm sehr schlecht stehe. Sie machte einen eigentümlichen Vergleich zwischen Rückerts Gesicht und, wenn ich nicht irre, einem

---

[1]) Der Minister Eichhorn hatte die theologischen Fakultäten zu einem Gutachten darüber aufgefordert, ob Bruno Bauer nach seinen radikalen Schriften noch für fähig und würdig zu halten sei, Theologie zu lehren.

schlapp getretenen Pantoffel. Das mitunter etwas harte Urteil über den König entspringt aus einer großen Liebe zu ihm und dem Wunsche, ihn als einen unsterblichen König zu sehen, was er ihrer Ansicht nach nicht anders werden kann als dadurch, daß er auf dem einmal betretenen Wege des Fortschritts rüstig fortschreitet und sich durch die Hemmungen der Minister, die sich zu viel Gewalt aneignen wollen, nicht abhalten läßt. Das Eigentümliche und Angenehme bei der Bettina ist, daß sie nicht eine gelehrte, verbildete, hochtrabende Dame sondern trotz allem Interesse an gelehrten Gegenständen doch ein Naturkind ist. In ihrem Kreise ist alles ungezwungen, jeder tut, was er will, sie läßt alle Persönlichkeiten gelten und schließt sich an die an, die ihr gerade für den Augenblick neu und angenehm sind.

Im Jahre 1843 beschäftigte den Prinzen die Vorbereitung auf das zweite Examen und die Ueberlegung, was dann zu tun sei. Er entschloß sich, nach dem zweiten Examen aus dem Justizdienste auszuscheiden und sich für die Verwaltung und die Diplomatie vorzubereiten: „also Landrat oder Diplomat oder beides!“ heißt es im Tagebuch. Am 18. Februar 1843 schrieb er an die Mutter:

... Uebrigens gewinne ich meine juristische Beschäftigung immer lieber, einmal, weil ich sehe, daß ich darin vorwärts komme, und dann weil der Nutzen, der für die Regulierung unsteter Gedanken daraus entspringt, sehr groß ist. Hätte ich früher die Ueberzeugung gehabt, wie ich sie jetzt habe, daß man durch die Zivilkarriere seinem Standpunkt nicht schadet, sondern nützt, indem man durch das Ungewohnte sich Ansehen verschafft und der Adel nur durch geistige oder moralische Vorzüge oder wenigstens Anstrengungen die Stellung behaupten kann, die ihm überall streitig gemacht wird, so hätte ich manches Jahr meines Lebens gewonnen, das mit bloßer Deliberation zugebracht ist. Jetzt, wo ich mich in der Karriere befinde, schweigen alle Stimmen, die früher dagegen waren, und mir ist bis jetzt noch keine Zurücksetzung zuteil geworden, wenn ich sie mir nicht durch Zerstreutheit und Unachtsamkeit selbst zugezogen habe. Selbst in neuerer Zeit habe ich wieder vollkommene Billigung meiner Berufswahl erfahren durch den Herzog von Nassau und den hiesigen kommandierenden General, die beide mit mir über die Trostlosigkeit des preußischen Militärlebens einverstanden waren. Uebrigens kümmere ich mich um das Urteil andrer Menschen jetzt nicht mehr und freue mich meiner Selbständigkeit, nachdem ich die Nachwehen der hofmeisterlichen Bevormundung ganz abgeschüttelt habe. Ob ich in dieser Karriere bleibe in der Zeit, wenn die Bildung vorüber ist und das Arbeiten des Berufs angeht, weiß ich nicht. Mehr Nutzen würde es für mich gewähren, wenn ich dann in friedlicher Zurückgezogenheit, womöglich mit Dir zusammen, irgendwo leben könnte und meine Studien fortsetzen. Denn ich bin der Ansicht Wilhelm von Humboldts, daß das hauptsächlichste Streben des Menschen dahin gehen muß, sich als Individuum auszubilden und nach Vollkommenheit zu ringen um durch das, was wir geworden sind, auf andre zu wirken und so Nutzen zu stiften. Das kann man aber besser allein und im stillen als in einem großstädtischen Kollegium

Die folgende Betrachtung des Tagebuchs ist wohl der Niederschlag unbequemer Erfahrungen in der Koblenzer Gesellschaft.

30. Juli 1843.

„... Für mich ist es gut, ja notwendig, überall Mißtrauen zu haben. Was gehen mich diese zufällig in mancher Beziehung mit mir harmonierenden Charaktere an! Ich muß vorsichtig sein, sonst gehe ich in Hingebung unter. Ueberall berechnen und beobachten mit dem äußern Schein der größten Gemütlichkeit und Freundschaft ist ein Ziel, das sich jeder Prinz setzen muß, wenn er nicht zu Torheiten geführt werden will, vor denen jeden andern jugendlichen Charakter die inferiöse Stellung schützt. Also Vorsicht!

O Wunden der jetzigen Zeit, Verderbtheit unsers jetzigen Menschengeschlechts, glänzendes Elend unsrer gesellschaftlichen Zustände, daß ein kräftiger Mann nur dadurch zum Ziele gelangen kann, daß er seine Kraft vergeudet, seine Sinne abstumpft, um auf diese Weise sich auf das Niveau seiner Umgebung stellen zu können, daß er schlecht wird, um den Schlechten nicht unbehaglich zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Immunität

Von

E. v. Behring (Marburg)

I

Das lateinische Wort „immunitas“, von dem der jetzt so viel gebrauchte Ausdruck „Immunität“ herstammt, bedeutet so viel wie Freiheit von Diensten, Abgaben, Lasten (munus, munera). Immun (immunis)[a] war im altrömischen Reich, wer von Abgaben und Steuern befreit, und wer geschützt war gegen Gewaltsamkeiten. In diesem politischen Wortsinne sprechen wir heutzutage noch von einer Immunität der Reichstagsabgeordneten, die übrigens hier wie überall keinen absoluten, sondern bloß einen relativen Schutz gewährt.

Frühzeitig sprach man aber auch schon im übertragenen Wortsinne von Immunität, wenn ein Individuum, eine Familie oder ein Volk ausnahmsweise geschützt war gegen die verderbliche Wirkung von Krankheitsstoffen.

So finde ich in dem bald nach Christi Geburt (im Jahre 60 unsrer Zeitrechnung) bekannt gegebenen Gedicht Pharsalia (Liber IX, Vers 95 und 96) von Lucanus, gelegentlich der Schilderung der afrikanischen Feldzüge Catos, folgende Angabe, betreffend die Psyller (einen afrikanischen Volksstamm):

„Natura locorum
„Jussit, ut immunes mixtis serpentibus essent.“

Die Psyller waren also nach Lucanus geschützt gegenüber der verderblichen Wirkung der Schlangenbisse, und zwar geschützt durch eine örtliche Immunität im Sinne Pettenkofers.

Lucanus gibt an, daß die Schlangengiftimmunität von den Eltern auf die Kinder übergehe, aber nur, wenn nicht bloß die Mutter, sondern auch der Vater dem Volksstamm der Psyller angehöre; denn wenn eine Psyllerfrau mit einem Manne von fremdem Volksstamme ehebrecherischen Umgang gehabt habe, so sei ihr Kind nicht schlangengiftimmun; und diese Vererbungseigentümlichkeit werde als so sicher betrachtet, daß bei einem Zweifel darüber, ob das Kind von einem einheimischen oder von einem ausländischen Manne abstamme, der negative oder positive Ausgang eines Impfversuches als entscheidendes Kriterium betrachtet werde.

Zur Ausführung des Impfversuches bedienten sich die Psyller der Giftzähne von Schlangen.

Die auf die Immunität der Psyller und ihre Impfprobe bezügliche Stelle lautet (Liber IX, Vers 891 ff.):

„Gens unica terras
Incolit a saevo serpentum innoxia morsu:
Marmaridae Psylli. Car lingua potentibus herbis,
Ipse cruor tutus, nullumque admittere virus
Nel cantu cessante potens. Natura locorum
Jussit, ut immunes mixtis serpentibus essent;
Profuit in mediis sedem posuisse venenis.
Pax illis cum morte data est. Fiducia tanta est
Sanguinis: in terras parvus cum decidit infans
Ne qua sit externae veneris mixtura timentes
Letifica dubios explorant aspide partus." [1])

Nach Lucanus waren die Psyller auch imstande, ausländischen Gastfreunden willkürlich durch besondere Vorbehandlung Schlangengiftimmunität zu verschaffen.

Auch Plinius (Secundus) erwähnt die Psyller im 11. Buch seiner

---

[1]) Landouzy hat in seinem 1898 erschienenen Buche „Les Syrotherapies" S. 85 den die Impfprobe beschreibenden Passus folgendermaßen ins Französische übersetzt:

«Telle est leur confiance en ce don tutélaire,
Que, sitôt qu'un enfant sort du sein de sa mère,
S'ils craignent l'œuvre impur d'un amour étranger,
Par la dent de l'aspic ils osent en juger.
Tel le roi des oiseaux, quand son œuf vient d'éclore,
Tourne l'aiglon naissant vers les feux de l'aurore.
S'il en soutient l'éclat sans abaisser les yeux,
Son père le nourrit pour l'usage des cieux;
Mais, s'il cède à Phébus, loin de l'aire on le chasse.
Le Psylle admet ainsi comme enfant de sa race
Celui qui sans effroi peut toucher des serpents
Et se joue au milieu de ces monstres rampants.»

„Naturalis Historia“, wo von Bienen, Wespen, Skorpionen, Schlangen und andern Tieren die Rede ist, deren Stiche oder Bisse für die Menschen giftig sind und Krankheit und Tod bringen, wenn die giftige Substanz in die Säftemasse aufgenommen wird. Im 25. Kapitel des 11. Buches findet sich eine bemerkenswerte Stelle über homöopathische Schutzwirkung gegenüber giftigen Bissen von Skorpionen; danach soll eine Tinktur, welche die Extraktivstoffe von verbrannten Skorpionen enthält, sich bei innerlichem Genuß nützlich erweisen zur Unschädlichmachung von Skorpionenbissen: („Homini icto putatur esse remedio ipsorum cinis potus in vino.“) In demselben Kapitel nennt Plinius außer den Psyllern auch noch die Marser schlangengiftimmun, wenn er sagt:

„Mirum tamen est venena portantes ore fingentesque ipsas (apes) non mori, nisi quod illa domina rerum omnium (natura) hanc dedit repugnantiam apibus, sicut contra serpentes Psyllis Marsisque inter homines.“

Hier finden wir auch das lateinische Substantivum „repugnantia“ = Widerstandsfähigkeit für den Begriff „Immunität“, und zwar angewendet auf die Immunität der Bienen gegenüber ihrem eigenen Gift.

Diese aus alter Zeit überlieferten Beispiele von angeborenem und willkürlich erzeugtem Krankheitschutz gegenüber tierischen Giften wurde von der wissenschaftlichen Medizin des abgelaufenen Jahrhunderts größtenteils in das Märchengebiet verwiesen, und erst in dem letzten Jahrzehnt hat man sich mehr und mehr davon überzeugt, daß derartige Berichte im wesentlichen auf Wahrheit beruhen.

Plinius erwähnt noch viele andre animalische Gifte unter gleichzeitiger Angabe, wie man sich gegen sie schützen könne. Aber wichtiger ist das, was er von den Pflanzengiften erzählt (Liber XII—XXV). Die Zahl der von ihm beschriebenen vegetabilischen Gifte ist endlos. Sehr gefürchtet waren nach ihm die von Pilzen und manchen Schwämmen herstammenden, die in den Vergiftungen der Kaiserzeit eine große Rolle gespielt haben. Der Kaiser Tiberius soll durch das ihm von Agrippina beigebrachte Gift des Hutpilzes „Boletus“ das Leben eingebüßt haben, „wodurch die Welt noch mit einem schlimmeren Gift, nämlich mit Nero, des Tiberius Nachfolger, beschenkt wurde.“ Liber XXII sagt nämlich Plinius: „boletus immenso exemplo in crimen adductus, veneno Tiberio Claudio principi ab conjuge Aggripina dato, quo facto illa terris venenum alterum sibique ante omnes Neronem suum dedit.“

Von den uns bekannten giftigen phanerogamischen Pflanzen vermisse ich nur wenige im Plinius. Absichtlich unterläßt er größtenteils die Schilderung der Giftwirkung, um nicht den verbrecherischen Giftgebrauch zu befördern. Statt dessen gibt er die Präparation giftiger Pflanzen für therapeutische Zwecke sehr genau an und erwähnt die mehr oder weniger beglaubigten Gegengifte (Antidote) und den willkürlich erworbenen Giftschutz. Daß Plinius Heilmittel und Schutzmittel zu unterscheiden wußte, geht aus folgender Stelle (Liber XXV) hervor:

„Mithridates, maximus sua aetate regum, quem debellavit Pompejus, omnium ante se genitorum diligentissimus vitae argumentis praeterquam

fama intelligitur. Uni ei excogitatum cotidie venenum bibere, praesumptis remediis, ut consuetudine ipsa innoxium fieret, primo inventa genera antidoti, ex quibus unum etiam nomen ejus retinet illius inventum sanguinem anatum Ponticarum miscere antidotis, quoniam veneno viverent."

Danach erlangte also Mithridates einerseits Giftschutz durch Gewöhnung an die Gifte. Andrerseits aber lehrte Mithridates auch die antidotarische Verwendung von solchen Gegengiften, die wahrscheinlich im Sinne unsrer heutigen Blutserumtherapie spezifisch antitoxisch gewirkt haben; denn die mit Gift gefütterten pontischen Enten, deren Blut er als Gegengift benutzte (sanguo anatum Ponticarum), sind im Grunde genommen genau so für eine antitoxische Serumtherapie präpariert, wie heutzutage die diphtherie-immunisierten und tetanus-immunisierten Pferde. Diese raffinierte Kunst, mit Giften umzugehen, ist bei einem Manne von der ausgedehnten politischen Tätigkeit des Mithridates sehr auffallend; sie wird uns aber verständlich, wenn wir berücksichtigen, daß die am Pontus Euxinus gelegenen Länder, deren Herrscher er war, die Heimat der jahrhundertelang vor Mithridates schon studierten giftigsten und heilkräftigsten Pflanzen ist. Schon in dem uralten Gedicht, das die Fahrt der Argonauten (1200 v. Chr.) nach dem am Schwarzen Meer gelegenen Kolchis beschreibt, wird von der dortigen Herrscherfamilie, der auch die arzneikundige Medea entstammte, erzählt, daß sie einen besonderen Garten für medikamentös benutzte Pflanzen angelegt und gepflegt habe. Gifte und Heilmittel seien hier gesammelt und an Tieren, sowie an Menschen, die wegen Verbrechen oder sonst aus einem Grunde dem Tode geweiht waren, geprüft worden. Von den bis auf unsre Zeit aus Kolchis überlieferten giftigen Pflanzen nenne ich bloß Colchicum, giftige Solanumarten, Atropa-(Belladonna-)Arten und Aconit. Es wäre wohl der Mühe wert, heute von neuem die genuinen (d. h. durch chemische Eingriffe und durch Hitze nicht veränderten) Gifte dieser Pflanzen an Stelle der aus ihnen hergestellten Spaltungsprodukte einer Prüfung zu unterziehen. Die Araber hatten das Verdienst, einige Schriften der Griechen und Römer wieder für die Medizin nutzbar gemacht zu haben; Paracelsus hat uns viele anorganische Gifte und ihre Präparation kennen gelehrt. In unserm Jahrhundert hat man chemisch gut charakterisierte Individuen mit zum Teil sehr giftigen Eigenschaften aus den Pflanzen dargestellt. Um aber solche therapeutische Kunststücke, wie Mithridates sie zum Staunen der Mit- und Nachwelt ausführte, neu zu erfinden, dazu hat das alles nichts genützt; dazu mußten erst wieder genuine, mit ihren ursprünglichen Kräften begabte, durch eingreifende chemische Prozesse noch nicht denaturierte pflanzliche und tierische Gifte therapeutisch verwertet werden.

Merkwürdigerweise ist das erst geschehen, nachdem fast 2000 Jahre vergangen sind, seitdem Plinius in seiner Naturalis Historia die diesbezüglichen Erfahrungen des Altertums niedergelegt hat.

II

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die epidemisch auftretenden Volkskrankheiten ihren Ursprung

pflanzlichen und tierischen Giften verdanken, die von kleinsten Lebewesen produziert werden. Diese Lebewesen (Mikrobien oder Mikroorganismen) sind zum Teil mikroskopisch sichtbar, zum Teil aber so klein, daß wir selbst mit den schärfsten Mikroskopen sie dem Auge nicht sichtbar machen können. Seit wenigen Jahren bin ich nun mit meiner Lehre durchgedrungen, daß die erworbene Immunität gegenüber der Diphtherie und dem Wundstarrkrampf ebenso zu beurteilen ist, wie die im Altertum bekannten Immunitätphänomene, die in der französischen Sprache unter dem Namen „Mithridatisme" zusammengefaßt werden.

Gegenwärtig gibt es bloß noch wenige Mediziner, die nicht fest davon überzeugt sind, daß auch die erworbene Immunität menschlicher Individuen gegenüber den Pocken, der Cholera, der Pest, den typhösen Erkrankungen, den Kokkenkrankheiten u. s. w. unter den Begriff des Mithridatismus fallen, demzufolge die Ursache der Immunität in der Gewöhnung an den giftigen Krankheitsstoff zu suchen ist.

Schon vor dem Jahre 1890, bevor ich meine erste Mitteilung — in Gemeinschaft mit dem Japaner Kitasato — über die willkürlich erzeugte Immunität bei Tieren gegenüber dem Diphtheriegift und gegenüber dem Tetanusgift veröffentlicht hatte, waren in der wissenschaftlichen Medizin verschiedene Fälle von Giftgewöhnung diskutiert worden. Ich erinnere bloß an die Arsenimmunität, die Morphiumimmunität, an verschiedene Pflanzengiftimmunitäten und an die kurz vor meiner eignen Mitteilung über die Diphtheriegiftimmunität bekannt gewordene Tuberkulinimmunität. Die Brücke von der Giftimmunität zur Immunität gegenüber den gefürchteten Volkskrankheiten konnte aber erst geschlagen werden auf Grund der Erkenntnis, daß die alte Lehre vom Zustandekommen einer Giftimmunität auf einer grundsätzlich falschen Voraussetzung beruht.

Ueberall in der Welt hatte man angenommen, daß die erworbene Widerstandsfähigkeit gegenüber einem Gift darauf beruht, daß belebte, ursprünglich giftempfindliche Teile des Gesamtorganismus, als welche seit dem sieghaften Vordringen von Virchows Zellulartheorie lebende Zellen angesehen werden, durch allmählich verstärkte Zufuhr von anfänglich kleinen, dann immer größer werdenden Giftdosen giftunempfindlich werden; mit andern Worten ausgedrückt, daß die Zellen abgestumpft werden gegen Gifte.

R. Koch hatte diese Annahme modifiziert, indem er lehrte, daß speziell der tuberkulinempfindliche Organismus eine auf das Gift eingestellte lebende Substanz besitze, und daß diese Substanz unter dem Einfluß der systematischen Tuberkulinzufuhr abgetötet werde, wonach die Tuberkulinempfindlichkeit aufhöre.[1])

[1]) R. Koch hat über jeden Zweifel sichergestellt, daß man bei Tieren und beim Menschen willkürlich eine Tuberkulinimmunität erzeugen kann. R. Koch hat aber auch den weitergehenden Schluß gezogen, daß mit der Tuberkulinimmunität gleichzeitig Tuberkuloseimmunität erworben werde. Diese letztere Schlußfolgerung hat sich als irrig erwiesen, und gegenwärtig wird die entgegengesetzte Hypothese von mir experimentell auf ihre Richtigkeit geprüft, die Hypothese nämlich, ob nicht in jedem Fall von einwandsfrei

Eine ähnliche Lehre hatte Pasteur für den Eintritt der Immunität gegenüber dem Milzbrand- und Pockenvirus schon vor Koch vertreten: nur daß es sich bei Pasteurs Hypothese um lebendes Virus handelte, das eine spezifische Substanz aufzehrt, die zum Leben und Gedeihen der nachgewiesenen Milzbranderreger und der hypothetischen Pockenerreger absolut notwendig ist. Nach meiner Lehre von der Immunität liegt aber die Sache ganz anders. Ich behaupte, daß bei jeder Erzeugung von Immunität die lebenden Zellen in ihrer Giftempfindlichkeit nicht bloß nicht abgestumpft, sondern daß sie sogar in hohem Grade giftüberempfindlich werden unter dem Einfluß der immunisierenden Behandlung. Wenn trotzdem der Gesamtorganismus giftimmun wird, so ist das einzig und allein dem Umstande zu verdanken, daß im Blute Antikörper auftreten, die das neu eingeführte giftige Virus unschädlich machen, bevor es zu den empfindlichen Zellen vordringen kann.

*

Es ist leicht begreiflich, daß eine derartige Lehre, die tief eingewurzelte Ideen und Dogmen als irrig hinstellte und viele wissenschaftliche Autoritäten ersten Ranges vor den Kopf stieß, heftigen Widerstand fand. Mit dem für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Münchener Bakteriologen Hans Buchner, der nicht lassen wollte von seiner vorgefaßten Zellulartheorie, und mit Zellulartherapeuten verschiedenster Schattierung, mußte ich heftige Kämpfe ausfechten. Meine Lehre würde auch jetzt noch nicht zur allgemeinen Anerkennung gekommen sein, wenn sie nicht eines für sich gehabt hätte, was neuen Ideen in der Menschheitsgeschichte zu allen Zeiten einen dauernden Wert verliehen hat — das ist die Kraft, nützlich umgestaltend zu wirken auf bis dahin vergeblich bekämpfte Plagen des Menschengeschlechts.

Seitdem ich anerkanntermaßen zur wirksamen Bekämpfung der Diphtherieplage durch die Nutzanwendung meiner Idee in der Praxis einiges beigetragen habe, hat der Widerstand aufgehört. Jetzt sieht man das umgekehrte Schauspiel: Wie um den Vorzug, die Geburtsstätte der Odyssee gewesen zu sein, sich viele griechische Städte gestritten haben, und wie man schließlich dahin gekommen ist, diese einheitlichste und persönlichste aller Dichtungen für das Werk einer societas anonyma zu erklären, so soll auch die Idee der Antikörperimmunität in verschiedenen Köpfen gleichzeitig aufgetaucht sein, und die Diphtherieserumentdeckung wird in verschiedenen Ländern mit verschiedenen Namen verknüpft — zum Teil trotz des Protestes der Träger dieser Namen!

III

Es spricht für die Wichtigkeit einer Erfindung auf dem Gebiete des Denkens, des Könnens und des Seins — welche letztere Art von Erfindung man als Entdeckung bezeichnet —, wenn Urheberrechte von vielen Seiten angemeldet

---

bewiesener Tuberkuloseimmunität ganz gesetzmäßig eine Tuberkulinüberempfindlichkeit nachweisbar ist.

werden. So darf ich es wohl auch als günstiges Zeichen betrachten, wenn meine Mitteilung von der Auffindung eines zur Tuberkuloseschutzimpfung von Rindern geeigneten Impfstoffes nicht bloß das Interesse der Fachgenossen und der Laienkreise in Anspruch nimmt, sondern auch allerlei Prioritätsanmeldungen gezeitigt hat.

Nach meiner Kenntnis der Sachlage würde ein Gerichtshof von der Art der Patentämter keine dieser Prioritätsanmeldungen berücksichtigen können.

Um späteren Legendenbildungen auf diesem Gebiet vorzubeugen, habe ich mir die Mühe gemacht, aktenmäßig das hierhergehörige Material zusammenzustellen.

Kurz zusammengefaßt gestaltet sich das Ergebnis folgendermaßen:

Mit dem Gedanken, die Rindertuberkulose mit Hilfe der bei andern Infektionskrankheiten wirksam gefundenen Methoden — nämlich mit Hilfe des Jenner-Pasteurschen Prinzips der iso- und homöo-therapeutischen Schutzimpfung,[1]) oder

---

[1]) Das isotherapeutische Prinzip, demzufolge dasselbe Agens zur Immunisierung benutzt wird (ἴσον das heißt das Gleiche), welches die zu bekämpfende Krankheit erzeugt, wird von der Natur im epidemiologischen und epizootischen Experiment verwirklicht, wenn beispielsweise Menschen, die mit Pockenvirus, Malaria-, Scharlach-, Masern-, Syphilis-, Typhus-, Cholera-, Pest- u. s. w. -Virus ohne unser Zutun infiziert worden sind, mit dem Leben davonkommen und hinterher ungestraft neuen Infektionen ausgesetzt werden können. Dieses isotherapeutische Prinzip läuft aber häufig genug übel aus, indem es zahlreiche Menschenleben kostet.

Es ist das unsterbliche Verdienst Jenners, daß er das homöotherapeutische Prinzip (von ὅμοιον d. h. gleichartig) bei den Pocken an die Stelle des isotherapeutischen Prinzips gesetzt hat. Das homöotherapeutische Immunisierungsprinzip ist bekanntlich von Hahnemann im homöopathischen Heilprinzip popularisiert und wissenschaftlich diskreditiert worden.

Erst dem genialen Eingreifen Pasteurs, der bekanntlich kein Mediziner war, ist es zuzuschreiben, daß in der medizinischen Wissenschaft der isotherapeutische und homöotherapeutische Gedanke wieder zu Ehren kam.

Eine Unterart des homöotherapeutischen Prinzips, die dadurch charakterisiert wird, daß zur Schutzimpfung und Heilimpfung nicht ein belebter Krankheitsstoff, sondern ein von diesem abstammendes unbelebtes Gift gewählt wird, versuchte Robert Koch in seiner Tuberkulinbehandlung nutzbar zu machen, und nicht wenige Autoren halten jetzt noch daran fest, daß die menschliche Tuberkulose mit dem Kochschen Tuberkulin wirksam bekämpft werden kann. Sicherlich kann man mit der homöotherapeutischen Giftbehandlung bei der Diphtherie, beim Tetanus und bei manchen andern Infektionen positive Immunisierungsresultate bekommen. (Isotoxische Therapie.)

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß man von Pferden und von andern Tieren durch systematisch gesteigerte Tuberkulinbehandlung ein antitoxisches Serum gewinnen kann (Antituberkulin); ich selbst habe diesbezügliche Angaben schon im Jahre 1895 gelegentlich eines Vortrages auf der Naturforscherversammlung in Lübeck gemacht. Dieses Antituberkulin hat aber keine Schutz- und Heilwirkung gegenüber der Tuberkulose, wie jetzt wohl allgemein anerkannt wird. Nur der Genueser Kliniker Maragliano scheint unentwegt an der Hoffnung auf eine wirksame Antituberkulinbehandlung tuberkulosekranker Menschen festzuhalten, obwohl er meines Wissens nach kein einziges beweiskräftiges Tierexperiment zugunsten dieser Hoffnung mitgeteilt hat.

mit Hilfe meines Prinzips der Antikörperbehandlung — zu bekämpfen, werden sich vermutlich erfinderische Köpfe in aller Welt beschäftigt haben, und an vielen Orten ist sicherlich dieser Gedanke auch experimentell verfolgt worden. Wenn wir uns aber an das bei Prioritätsansprüchen bisher als allgemeingültig betrachtete Kriterium der Publikationstermine halten, dann sind folgende Daten zu berücksichtigen.

Am 12. Dezember 1901 habe ich in Stockholm einen Vortrag gehalten über gelungene Schutzimpfungen von Rindern gegen Tuberkulose (Perlsucht) nach demjenigen homöotherapeutischen Immunisierungsprinzip, welches zuerst von Jenner bei den Pocken, und dann von Pasteur, außer bei mehreren Tierkrankheiten, bei der Tollwut des Menschen mit Erfolg angewendet worden ist.

Nachdem ich dann im Jahre 1902 (im fünften Heft meiner „Beiträge zur experimentellen Therapie") verschiedene Modifikationen dieses Immunisierungsprinzips genau beschrieben hatte, erschien am 15. Januar 1903 die wertvolle Arbeit des holländischen Veterinärprofessors Thomassen, die meine Mitteilungen im wesentlichen bestätigte. Am 10. September 1903 publizierte dann Neufeld aus dem Kochschen Berliner Institut für Infektionskrankheiten eine meine Immunisierungsergebnisse gleichfalls bestätigende Arbeit. Seitdem wächst die Zahl der Bestätigungen rapide. Gegenüber irreführenden Angaben in der Literatur (Kolle, Pröscher, Spengler und andre) betreffend die Prioritätsfrage, verdient die Tatsache hervorgehoben zu werden, daß vor meinen Mitteilungen in Stockholm und im fünften Heft meiner „Beiträge" gelungene Rinderimmunisierungen nicht bekannt gegeben worden sind, auch nicht von dem englischen Tierarzt M'Fadyean, dessen Publikationen in The Journal of Comparative Pathologie and Therapeutics 1901/1902 ich aufs sorgfältigste durchstudiert habe (nachdem Neufeld diesem Autor die Auffindung einer der meinigen ähnlichen Rinderimmunisierungsmethode zugeschrieben hatte), ohne irgendwelche Anhaltspunkte zu finden, aufgrund derer der Name M'Fadyean in die Reihe solcher Forscher aufgenommen werden konnte, welche Rinder mit von Menschen stammenden Tuberkelbazillen gegen Perlsucht immunisiert haben. Uebrigens hat M'Fadyean selbst eine Priorität in dieser Angelegenheit nicht in Anspruch genommen.

Meine eignen Arbeiten auf dem Gebiete der Tuberkulosetherapie rechnen mit dem homöobakteriellen und antibakteriellen Schutz- und Heilprinzip.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

VI

Hannover, 8. Juni 1854.

Heute morgen hatte ich noch kaum eine Antwort erwartet, meine geliebte Anna, und will Dir nun in meiner Freude gleich heute abend antworten. An meinem Geschreibsel wird Dir freilich wohl nicht so viel gelegen sein, als mir an Deinen lieben Worten, die ich immer mit so großer Sehnsucht erwarte. Wenn ich Dir gleich antworte, so ist das aber wohl der beste Weg, bald wieder einen Brief von Dir zu erhalten, mein sanftes teures Mädchen.

Am Dienstag nachmittag sind wir, von dem Rossebändiger Stins geführt, wohlbehalten von Hastenbeck wieder angekommen. Seit dem Sonnabend abend waren wir dort, haben aber leider das Pfingstwetter minder schön getroffen, als wir gehofft hatten. Am Sonntag morgen fuhren Rudloff, Herr Meyer (H. v. Alten ist krankheitshalber gar nicht mit in H. gewesen) und ich nach Schwöbber, wo wir von Münchhausen und dessen Frau sehr freundlich aufgenommen wurden. Die Töchter waren in Herzberg. Es war mir daher nicht möglich, ihnen, wie ich beabsichtigt hatte, in Ermangelung meiner fernen Braut etwas die Cour zu machen. Doch war das Haus voller Hamburger und Hamburgerinnen. Drei der letzteren sind in der Münchhausenschen Familie, um von Frau v. M. die Haushaltung, vielleicht auch um von dem Rittmeister den feineren Umgangston zu lernen. Toll genug geht er mit ihnen um. Das alte Haus, dessen ganze Einrichtung wir von den Kellern bis zu den Böden besehen haben, ist sehr merkwürdig, der Garten auch voll seltener Bäume und Gewächse. Die Anlage ist an Schönheit mit der Hastenbecker aber nicht entfernt zu vergleichen. Münchhausen ist übrigens ohne Not wegen seines Vandalismus verschrieen. Mit Ausnahme der Orangerie, die er aus pekuniären Rücksichten wohl eingehen lassen mußte, wird der Garten sehr gut erhalten. Am Montag morgen kam der Förster nach Hastenbeck, mit dem wir von 10 bis 3 Uhr in den Forsten umhergelaufen sind. Um 3 Uhr hatten wir den Förster, Herrn Meyer und den Pastor zu Tisch eingeladen, die auch nachher zur Partie Whist blieben. In dem Weinkeller haben wir einige Verwüstung angerichtet, da ein großer Teil der Flaschen, die wir öffneten, verdorbenen Wein enthielt. Der Garten stand in der üppigsten Fülle und Blüte. Er soll auch stets schön erhalten bleiben. Bessere Gewächse werden von G. und Schwöbber noch angekauft. Wenn wir nicht aus andern Gründen schon den Garten in seiner Schönheit erhalten und pflegen würden, so würden wir es schon tun, um das Andenken Deiner lieben verehrten Mutter zu ehren, die ja nur so kurze Zeit gehabt hat, ihre Pläne zur Verschönerung des Gartens auszuführen.

Das Boskett neben den Gräbern fängt an, sehr empor zu wachsen und dicht zu werden. Auch die Tannen und die Hecke nach der Gesburg zu, die zum Teil ausgegangen sind, werden nachgepflanzt. Das Ganze wird bald ein schattiger stiller Platz werden. Die Platte mit der Inschrift an dem Grabe Deiner Mutter war auch schon befestigt. Da diese Platte durch irgendein Versehen jedoch eine andre Form erhalten hat als die übrigen, so werden wir wohl eine neue machen lassen.

Noch am Dienstag morgen war ich eine Stunde allein im Garten. Dein Bild, meine geliebte Braut, hat mich dort stets umschwebt. Deine Briefe und Deine Locke hatte ich mit mir. In dem Klothildentempel habe ich alle Deine lieben Worte — zum wievielsten Male schon! — wieder durchgelesen. Doch konnten ja alle meine sehnsüchtigsten Wünsche Dich selbst nicht herbeiführen, mein sanftes Herz. Wenn ich Dich doch nur einmal recht umarmen und küssen könnte, so wollte ich ja recht gern noch wieder die langen Wochen warten. —

Die jungen Stämme in der Lindenlaube wachsen noch sehr munter. Doch darfst Du Dich beruhigen, da der Förster sichere Hoffnung gegeben hat, daß sie nächstens wieder ausgehen. Sag doch an Silvie, den jungen Baum hinter dem Erlengrunde hätte sie so windbeutelig gepflanzt, daß er bereits ausgegangen sei. — Am Dienstag gegen 9 Uhr fuhren wir über Oersen nach Hause. Ernst von Oersen hatte nämlich am Tage vorher das Gut zu 30 000 Tlr. Crt. offeriert. Wir werden es nun durch einen Oekonomen taxieren lassen, und wenn Ernst noch etwas nachläßt, wahrscheinlich wohl kaufen.

Wegen meiner Versetzung ist noch nichts entschieden, da zunächst ein Nachfolger ermittelt werden muß. Bei der Wahl des Orts kommst Du aber doch auch sehr mit in Betracht, Du törichtes Mädchen, wenn ich auch Egoist genug bin, meine eignen Wünsche zugleich zu fragen. Du kannst Dich aber ganz beruhigen, da ich schon immer gewünscht hatte, nach Göttingen oder nach Hameln versetzt zu werden. Göttingen wäre mir zwar in einiger Hinsicht lieber, Hameln aber auch sehr erwünscht. Die Nähe von Hastenbeck und Bennigsen ist wichtig. Die wenigeren Geschäfte würden mir in Hameln auch viel mehr Zeit lassen, meinen Studien und mit Dir zu leben. Sollte es uns demnächst in Hameln nicht gefallen, so würde, wenn ich nur erst aus der Staatsanwaltschaft heraus bin, eine Versetzung nach Göttingen oder sonst wohin nicht schwer sein.

Vor einigen Tagen fand ich unter meinen alten Sachen ein halbes Dutzend Silhouetten aus meinem letzten Semester, von denen ich Dir eine beizulegen mir erlaube, da ich glaube, daß sie besser gemacht sind als die früheren. Was Du mir von dem unglücklichen Ausfalle Deines Bildes schreibst, wird wohl so schlimm nicht sein. Wer aus Deinem lieben Gesichte eine ganz „greuliche Fratze“ zu machen verstünde, müßte wirklich ein ausgesuchter Pfuscher sein. Schick es mir nur ja her. Wenn es auch nicht ganz so hübsch geworden ist als das Original, so soll meine Phantasie die Mängel schon ergänzen und verbessern.

Schreib mir nur immer recht ausführlich über Euer Leben. Ich kann mich dann viel besser mit meinen Gedanken zu Dir versetzen. Daß meine Mutter

Dich so wenig zu den häuslichen Geschäften zuzieht, hat mich etwas erschreckt. Ich dachte, daß Du noch recht in der edeln und höheren Kochkunst von ihr würdest unterwiesen werden. Ich sehe es mit Schrecken schon kommen, daß ich häufig werde im Wirtshaus essen müssen! Adieu, mein teures Herz. Deine Locke muß ich schon statt Deiner küssen.

Mit der herzlichsten Liebe

Dein Rudolf."

*

Gegeben im Schwurgerichtslokale.
Hannover, 15. Juni 1854.

„Rudloff, der heute abreist, muß ich doch ein paar Zeilen für Dich mitgeben, meine geliebte Anna. Du bist ja immer so liebenswürdig, meinen Brief sogleich zu beantworten, und ich muß daher schon um einige Nachsicht bitten, daß ich nicht bereits vorgestern Dir schrieb. Ich war aber alle diese Tage im Schwurgerichte sehr beschäftigt. Vierzehn Tage wird die Sitzung übrigens nur noch dauern. Gegen Ende derselben denkt Düring abzureisen, so daß ich hoffentlich schon im Anfang August die Freude haben werde, Dich umarmen zu können, meine teure Braut. Für unsre Reise mit Tante Minna habe ich schon große Pläne gemacht, die hoffentlich Eurer aller Beifall haben werden. In der Aussicht auf diese schöne Reise, gemeinschaftlich mit meiner lieben Braut, hoffe ich den August doch allmählich näher heranrücken zu sehen. Am Sonnabend nachmittag nach dem Schwurgerichte werde ich wohl wieder auf einen Tag nach Hastenbeck fahren, wenn mir bis dahin Exzellenz Simon die versprochenen bedeutenden Wertpapiere liefert. Wenn ich wüßte, daß Du mir ein wenig dankbar dafür wärest, teures Herz, solltest Du auch von dort aus einen Brief haben.

Was kann ich Dir heute in der Eile noch schreiben, als daß ich dich mit meinem ganzen Herzen liebe, und mit jedem Tage fast noch mehr liebgewinne. Das hast Du aber freilich schon so oft gehört, daß Du es bald nicht mehr hören magst. Ich will ja nur auch so gern glauben, daß Du mich mehr als nur ein wenig lieb hast, meine teure Anna. Wir törichten Menschen glauben ja nur zu leicht und zu gern das, was uns freudig bewegt.

Wegen meiner Versetzung habe ich zwar noch keine bestimmte Entscheidung, doch hat man schon eine oder zwei Personen als meine Nachfolger im Auge. Es wird daher wohl keine Schwierigkeit finden, daß ich noch im Laufe des Sommers oder Anfang des Herbstes die Versetzung erhalte. Vor unsrer Hochzeit müßte es jedenfalls noch sein, damit wir doch in den ersten schönen Monaten unsrer Vereinigung die Unruhe und Last eines Umzugs vermeiden.

Adieu, teures Herz. Von ganzem Herzen umarmt Dich

Dein treuer Rudolf.

Wenn Dein Bild jetzt aber nicht bald kommt, abscheuliche Person, werde ich ganz ungehalten."

*

Frankfurt, den 7. Juli 1854.

„Ich hoffte bis jetzt eine Antwort auf einen Brief von Dir, mein teurer Rudolf, und meine wärmsten Wünsche zu Deinem Geburtstage zu vereinigen, doch dies waren getäuschte Hoffnungen. Kein Brief von Dir erfreute mich. Ich darf indessen mein Schreiben nicht länger aufschieben, wenn Dich am Zehnten einige herzliche Worte von mir erreichen sollen. Und wie gerne möchte ich dies, wie gerne möchte ich es Dir an diesem Tage so recht fühlbar machen, wie lieb ich Dich habe, mein bester Rudolf, und wie ich alles Gute für Dich vom Himmel erflehe. Möchte das kommende Jahr doch ein recht glückliches für Dich sein, dies ist mein innigster Wunsch; möchte ich doch nur etwas dazu beitragen können, daß er in Erfüllung geht! Wenn es auf den guten Willen ankäme, so geschähe es gewiß, aber wie ist die Ausführung von dem, was man sich vorgenommen, oft so schwach und unvollkommen. Wie gerne möchte ich an Deinem Geburtstage bei Dir sein, Herzens-Rudolf, und wie würde ich mich gefreut haben, wenn Deine erste Absicht, uns Anfang Juli zu besuchen, hätte ausgeführt werden können, dann hätte ich Dir alles das mündlich sagen können, was die Feder nur schwach auszusprechen vermag. Ich werde Montag mich besonders oft in Gedanken zu Dir versetzen, wenn es möglich ist, dies noch öfter zu tun, als ich es täglich tue, mein liebster Rudolf.

Meinen letzten Brief erhieltest Du dadurch, daß er über Hameln ging, wohl etwas spät; Klothilde[1]) schreibt mir, daß Du nächsten Sonntag nach Hastenbeck reisen würdest. Ich denke mir, daß Du dies aufschobest, um den Erfolg von Rudloffs Beredung mit Graf Kielmannsegge zu erfahren. Ersterer war vor ein paar Tagen deshalb hier.

Dein Vater war diese Tage leider recht elend; er hatte ziemlich starken Luftmangel und ist seit einigen Tagen heute zum ersten Male wieder aufgestanden; ich denke, es wird bald besser; schrecklich elend sieht er aus, dies ist aber wohl natürlich. Daß Dein Onkel Rudolf und seine Frau jetzt gerade kommen wollen, trifft sich recht schlecht; sie schreiben eben, daß wir sie heute abend erwarten könnten.

Von Karl[2]) kam vorigen Sonntag ein Brief; er äußert sich zufrieden über unsre Verlobung; das Studentenleben scheint ihm sehr zu gefallen, denn er bittet um die Erlaubnis, bis nächste Ostern studieren zu dürfen. Vorgestern war Luischen hier; sie ist sehr mit ihrer Reise nach der Schweiz beschäftigt; nächsten Montag denken sie abzureisen; es freut mich recht für Luischen, daß es hierzu kommt.

Ist denn über Deine Versetzung noch nichts bestimmt, lieber Rudolf, und bleibt es dabei, daß Du Anfang August Urlaub erhalten kannst? Wie werde ich mich freuen, wenn ich Dich nach so langer Trennung wiedersehen kann! Ich machte mir in dieser Zeit die Freude, Dir eine Decke unter Deinen Schreibtisch

---

[1]) Stiefschwester von Anna v. Reden, vermählt mit Herrn v. Lowtzow in Hameln.
[2]) Jüngerer Bruder von R. v. Bennigsen.

zu arbeiten: Deine Muttter sagte, Du habest Dir schon lange eine gewünscht, und so freute ich mich, in dieser Zeit der Trennung von Dir, dieselbe auf diese Weise zu verkürzen.

Lebe wohl, mein bester Rudolf. Mit herzlicher Liebe

Deine Anna."

*

Hannover, 8. Juli 1854.

„Deinen Brief, meine teure Anna, habe ich leider nicht von Klothilde in Empfang nehmen können, da ich verhindert war, vorigen Sonntag nach Hastenbeck zu reisen. Die näheren Erzählungen von Klothilde, auf welche Du mich vertröstet hast, hoffe ich aber morgen noch zu erhalten, da ich noch heute nachmittag nach Hastenbeck hinüberfahre. Du würdest schon ein paar Tage früher eine Antwort erhalten haben, wenn ich nicht jeden Augenblick einen bestimmten Bescheid über meine Versetzung erwartet hätte, den ich Dir gern zugleich mitteilen wollte. Soeben ist die Entscheidung endlich erfolgt, und zwar durch meine Versetzung nach Göttingen. Du hättest freilich wohl lieber gesehen, wenn wir in Hameln unser Haus gegründet hätten. Doch gilt Göttingen allgemein für einen sehr angenehmen Aufenthalt. Manche kleinstädtische Scène werden wir dort auch weniger haben. Mit der Zeit wird es Dir dort schon gefallen, und daß Du dorthin weniger gern gehest als nach Hameln, ist ja ein Grund mehr für mich, mich zu bemühen, Dich auch dort zufrieden und glücklich zu machen, mein teures Herz.

Zu meinem Nachfolger ist der Obergerichtsassessor Wagemann in Lüneburg ernannt, an den ich gleich schreiben werde, daß er sich beeilt, jedenfalls im Laufe dieses Monats hier noch eingeführt zu werden. Ehe er an meine Stelle getreten ist, kann ich leider nicht abreisen, da Düring bereits seit einigen Tagen fort ist und vor Mitte des nächsten Monats nicht wiederkommt. Wie mir der Generalsekretär versicherte, wird der Abreise Wagemanns von Lüneburg nichts Wesentliches im Wege stehen. In drei Wochen spätestens hoffe ich also die Freude zu haben, Dich endlich wieder zu sehen, meine geliebte Anna. Nur zu lange für meine Sehnsucht nach Dir teurem Wesen hat diese unwillkommene Trennung auch schon gedauert.

Wenn ich nur erst glücklich fort bin, so wird es wohl keine Schwierigkeiten haben, daß ich bis zum 1. September — dem Ablauf der Gerichtsferien — von Göttingen abwesend bleibe. Wegen meiner oder vielmehr unsrer Wohnung muß ich doch in diesen Wochen einmal nach Göttingen fahren und will versuchen, was an Urlaub aus dem alten Planck,[1]) meinem künftigen — ebenso liebenswürdigen als ausgezeichneten Chef — herauszupressen ist. Zum Glück ist die Eisenbahn bereits fertig, und wenn sie für das Publikum auch erst am 1. August eröffnet werden soll, so hoffe ich, mich gelegentlich einmal mit dem Generaldirektor Hartmann durchzuschmuggeln.

---

[1]) Der Vater von Bennigsens Freunde Gottlieb Planck.

Von Göttingen schrieb mir Karl vor einiger Zeit, um mir — etwas spät allerdings — zu gratulieren. Nächsten Winter wird er wohl noch dort sein, was beiläufig gesagt, eine rechte Torheit von dem jungen Herrn ist. Ich werde mich übrigens bemühen, ihm so zuzusetzen, daß er wenigstens nach so langen Studien nicht durch das Examen fällt. Verstand genug hat er ja, auch schreibt er mir, daß er jetzt sehr eifrig studiere.

Wenn ich noch fort will heute, muß ich mich aber beeilen. Nimm daher heute mit diesen flüchtigen Zeilen vorlieb. Gleich nach meiner Rückkehr von Hastenbeck schreibe ich Dir, da Du doch gewiß gern von Lowtzows und Hastenbeck etwas hörst.

Adieu, mein süßes Herz. Grüße die andern.

Mit der herzlichsten Liebe Dein Rudolf."

*

Hannover, 11. Juli 1854.

„Als ich gestern nachmittag von Hastenbeck zurückkehrte, dachte ich nicht, daß eine so angenehme Ueberraschung hier mich erwartete, meine teure Anna. Halb und halb hatte ich es mir als möglich gedacht, daß ich zu meinem Geburtstage einen Brief von Dir bekommen könnte. Daß Du aber Deine so freundlichen und liebevollen Worte mit einer so prachtvollen Arbeit begleiten würdest, das war mir doch nicht im Traume eingefallen. Dein Brief und diese schöne Sendung — viel zu schön für mich — haben mich ganz gerührt, mein sanftes, herziges Mädchen. Wie hast Du nur Zeit finden können zu einer so großen, mühsamen Arbeit. Ich habe der Decke gleich gestern den von Dir bestimmten Platz unter meinem Schreibtisch angewiesen und nehme mir in diesem Augenblicke schon die Freiheit, meine Füße drauf zu setzen. Doch habe ich mir bereits überlegt, ob der Platz vor dem Sofa nicht geeigneter für Deine Arbeit wäre, da meine Füße doch gar zu wenig wert sind, einen so kunstvoll von schöner Hand gearbeiteten Teppich zu vertreten.

In Hastenbeck bin ich am Sonnabend Abend wohlbehalten angekommen. Das Wetter war aber leider so regnicht und ungünstig, daß ich dieses Mal von dem Garten wenig gesehen habe. Am freundlichsten war noch das Wetter am Sonntagnachmittag, wo ich mit Lowtzow und Kurt auf dem Klüt war. Am Morgen hatte ich mich nämlich bei Klothilden zum Essen angemeldet und den Mittag dort auch recht heiter mit Lowtzow, Agnes L., Minchen und Kurt zugebracht. Die Anwesenheit dieser fremden, noch nicht in das Geheimnis eingeweiheten Personen war freilich etwas lästig. Ich habe kaum Gelegenheit gehabt, einige Minuten mit Klothilden allein zu sein und mir von Dir erzählen zu lassen, meine geliebte Anna. Doch hat sie so viel Zeit gefunden, um mir doch ein oder das andere Erfreuliche mitzuteilen, namentlich auch, was ich freilich nie anders erwartet habe, daß meine Eltern Dich schon so besonders liebgewonnen hätten, mein teures Herz. Ich werde wahrscheinlich wegen der Oersener Angelegenheit in acht Tagen noch einmal in Hastenbeck sein. Da hoffe ich soll Klothilde das Versäumte nachzuholen Gelegenheit haben.

Ernst in Oersen hat von seiner ursprünglichen Forderung von 30000 Tlr. pr. Crt. bereits 3000 Tlr. nachgelassen. Es ist der Preis aber immer noch zu teuer. Doch habe ich zuletzt Herrn Meyer autorisiert, auf 26000 Tlr. abzuschließen, und bin nun neugierig, was morgen für Nachrichten kommen ...

Ist denn bei Euch auch alles Obst erfroren? In Hastenbeck gibt es dies Jahr nichts als Erdbeeren und Stachelbeeren. Alles andre ist kaput gefroren. Ueberhaupt hat der Garten erst durch den Frost und jetzt durch den wochenlangen Regen sehr gelitten. Selbst die gewöhnlichen landesüblichen Blumen haben keine rechte Farbe. Gestern nachmittag 1 Uhr bin ich mit dem Hastenbecker Wagen zurückgefahren. Stins, welcher schon am Tage vorher etwas gezittert hatte, war in der Nacht fieberkrank geworden — das kalte Fieber grassiert sehr stark in H. — und so mußte mich eine ganz unbekannte rothaarige Größe fahren. Zu Ehren des ersten Males ging es aber auch wie ein Donnerwetter.

Adieu, mein teures Herz. Sobald ich von Wagemann einen bestimmten Bescheid über sein Einrücken in Hannover habe, teile ich ihn Dir mit.

Von ganzem Herzen

Dein Rudolf.

Von Klothilde und Tante Julchen soll ich Dich vielmals grüßen. Herzliche Grüße an sämtliche Verwandte. Vatern schreibe ich in diesen Tagen. Noch einmal tausend Dank für die schöne Arbeit, mein geliebtes Wesen. Wie hast Du nur um meinetwillen Deine hübschen Augen so anstrengen mögen!"

*

Frankfurt, 15. Juli 1854.

„Gestern erhielt ich Deinen Brief, mein bester Rudolf, den ich nun gleich beantworten will, da ich Dir nun auf zwei Briefe eine Antwort schuldig bin. Es ist heute wunderschönes Wetter, und ich sitze deshalb hier im Garten unter den grünen Bäumen. Die Nachricht von Deiner Versetzung kam hier an Deinem Geburtstage an, und es freute mich recht, gerade an diesem Tage ein Lebenszeichen von Dir zu erhalten, mein teurer Rudolf. Ich bin ganz vergnügt darüber, daß Dein Lieblingswunsch, nach Göttingen zu kommen, Dir nun gewährt wird; denn wenn man alles genau überlegt, so ist dies doch viel glücklicher, als wenn Du nach Hameln versetzt worden wärest. Göttingen wird doch gewiß auf die Länge Deinen Wünschen viel mehr entsprechen. Das einzigste Anziehende, was Hameln eigentlich für mich hatte, war Klothilde, denn obgleich ich Hastenbeck und die Umgegend von Hameln gern einmal wiedersehen würde, so glaube ich doch, daß die beständige Nähe von Hastenbeck und hierdurch die Erinnerung an die Vergangenheit einen sehr trüben, wehmütigen Eindruck auf mich machen würde. Deine Eltern haben sich außerordentlich über Deine Versetzung gefreut, überhaupt entstand bei dieser Nachricht ein wahrer Freudenlärm im ganzen Hause. Mich freute besonders dabei, daß ich nun die Aussicht habe, Dich bald wiederzusehen, mein lieber, bester Rudolf; möchten doch Deine Pläne durch nichts mehr gestört werden!

Mit Deinem Onkel und Deiner Tante verlebten wir hier einige recht nette Tage; Dein Onkel will nach seiner Kur in Wiesbaden hier wieder vorkommen. Eine Anekdote, die er uns hier gleich bei seiner Ankunft zum besten gab, muß ich Dir doch mitteilen; er hörte nämlich in irgendeinem preußischen Orte, wie sich zwei Herren beim Vorbeigehen an den Eisenbahnwagen über die Rednergaben eines Bennigsen unterhielten. Beide hätten ganz in Ekstase über die ausgezeichneten Reden desselben gesprochen; Dein Onkel glaubt, daß der eine ein Graf Platen gewesen ist. Obgleich die Sache an sich mir nichts Neues ist, so hat mich diese Geschichte doch sehr amüsiert.

Gestern war Rudloff mit Frau v. Schrader, einer Lüneburgerin, die auch in Homburg zur Kur ist, hier. Von Rudloff soll ich Dir viele Grüße sagen, er hofft sehr, Dich noch zu sehen, ehe Du hierher kommst, doch wird dies wohl nicht der Fall sein können, da er erst den 1. August nach Hannover zurückkehrt.

Von Tante Julchen [1]) hatte ich gestern einen Brief als Antwort auf den meinigen. Der Inhalt desselben ist etwas eigner Art, doch sind Verlobungsbriefe überhaupt, glaube ich, ihre Force nicht. Sie habe so lange mit der Antwort auf meinen Brief gezögert, da sie mir von Dir etwas zu schreiben gehofft hätte, doch Du seiest immer ausgeblieben, lieber Rudolf. Ich kann mir wohl denken, daß Deine vielen Geschäfte mit schuld daran waren, und vielleicht findest Du nun mehr Zeit dazu. Tante Julchen würde sich gewiß sehr darüber freuen, denn ich glaube, daß sie sich sehr verlassen in Hannover fühlt.

Ich kann Dir die Beruhigung geben, mein bester Rudolf, daß ich jetzt etwas mehr zu häuslichen Geschäften gebraucht werde. Dies ist auch gewiß sehr gut und jetzt doppelt wünschenswert, da die Wirtshäuser in Göttingen wohl noch mehr Anziehungskraft für Dich haben werden als die Hameler haben würden. Mit dem Verfrieren des Obstes ist es hier nicht so schlimm, wenigstens sind hier im Garten die meisten Bäume gestützt.

Tante Minna und Julie grüßen Dich. Lebe wohl, mein lieber Herzens-Rudolf, denke zuweilen an Deine Dich innig liebende

Anna."

*

Hastenbeck, 23. Juli 1854.

„Meine teure Anna!

Endlich rückt doch die Zeit näher heran, wo ich meine liebe Braut nach so langer Trennung wiedersehen soll. In einigen Tagen wird Wagemann in Hannover eintreffen und sich am Mittwoch oder Donnerstag einführen lassen. Ich werde es dann freilich nicht vermeiden können, da er mit unsern Geschäftseinrichtungen ganz unbekannt ist, mit ihm noch einige Tage zusammen zu operieren. Düring hatte sogar von acht bis vierzehn Tagen gesprochen. Mein Verlangen nach Dir, meine geliebte Anna, ist aber zu groß, als daß ich mich länger als bis zum 31. dieses Monats halten lassen werde. An diesem Tage fahre ich mit

[1]) Fräulein Julie v. Bennigsen, Schwester des Vaters von R. v. Bennigsen.

der Eisenbahn nach Göttingen, bleibe dort einen Tag, um mit dem Direktor Planck Rücksprache zu nehmen und eine Wohnung für uns für den Herbst auszusuchen, und hoffe dann im Laufe des 2. August Dich umarmen zu können, meine Herzens-Anna. Den jungen Planck, der augenblicklich bei seinen Eltern sich aufhält, habe ich in das Geheimnis gezogen und bereits vor acht Tagen beauftragt, sich nach einer passenden Wohnung für uns umzusehen — womöglich mit einem Garten nahe vor dem Tore —, so daß es mir hoffentlich bald gelingen wird, eine Wohnung zu finden. Wenn Du damit einverstanden wärest — worum ich Dich herzlich gebeten haben will —, so könnte dann vielleicht Ende Oktober oder im November in aller Stille der Tag unsrer Hochzeit sein, der mich so unaussprechlich glücklich machen soll, meine einziggeliebte Braut.

Gestern morgen früh 6 Uhr bin ich von Hannover erst nach Bennigsen gefahren und dann um 6 Uhr nachmittags vom Steinkruge ab hierher. Die Hitze in den Feldern und nachher im Postwagen war wahrhaft teuflisch. Im Wagen hatte ich aber wieder recht unterhaltende Gesellschaft an der kleinen lebhaften Wangenheim, die in Gesellschaft ihrer sehr hübschen Schweizer Gouvernante zu ihrer Großmutter in Hasperde reiste. Ich glaube, daß selbst Luise in ihrer besten Zeit das Schwatzen nicht besser gekonnt hat, als diese kleine muntere elf- oder zwölfjährige Personnage. Meine mehrfachen Reisen hierher wegen der Oerser Angelegenheit sind nun leider doch resultatlos geblieben. Ernst hat nicht unter 27000 Tlr. verkaufen wollen, und da dies zu teuer ist, so verpachtet er nun sein Gut im einzelnen. Mit dem Ankaufe wird man nun wohl warten müssen, bis daß er Konkurs macht, was schwerlich noch viele Jahre dauern wird.

Heute nachmittag um 3 Uhr besuche ich Klothilde und fahre am Abend zurück. Wenn Tante Minchen und Agnes L. heute noch dort sind, so will ich ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Verlobung, welche ja doch binnen kurzem publiziert werden wird, nur mitteilen; da ich durch Klothilde doch noch gern manches über Dich hörte, meine liebste Anna, so könnte ich ohnedies durch ihre Anwesenheit wieder so geniert sein, als das letztemal.

Selbst im Garten war es hier heute morgen so heiß und drückend, daß ich mich wieder in das Haus flüchtete, und da ich die Zeit bis zum Essen gewiß nicht besser anwenden kann, als wenn ich Dir schreibe, mein teures Herz, was ich reuiger Sünder schon seit einigen Tagen hätte tun sollen.

Von Tante Julchen, die ich einige Male besucht und wegen meines wochenlangen Fortbleibens so ziemlich wieder ausgesöhnt habe, soll ich Dir viel Herzliches sagen. Auf den eigentümlichen Brief, welchen sie Dir schrieb, bin ich wirklich neugierig. Ihre Reden sind bisweilen zu sonderbar. Als ich beim letzten Besuche einige Scherze machte über unser künftiges häusliches Leben, die sie für Ernst ansah, hat sie mir eine sehr ernsthafte lange Vorlesung gehalten über die richtige Art und Weise, eine liebenswürdige junge Frau zu behandeln, wenn man ihre Achtung und Liebe sich bewahren wolle. Sie schloß ihren Vortrag — nur zu richtig freilich, aber weniger schmeichelhaft für den anwesenden Neffen

als für die abwesende Nichte — unter Hervorhebung aller Deiner Liebenswürdigkeit und Vortrefflichkeit (was ich, um Dich nicht zu eitel zu machen, unterschlagen will) mit dem Satze, daß ich ganz allein schuld sein würde, wenn ich nicht sehr glücklich mit Dir würde.

An Mutter, welcher ich für ihren Brief herzlich danken lasse, soll ich viele Grüße von Fr. v. Oldershausen bestellen, welche augenblicklich seit ihres Mannes Abreise mit dem Könige mit Adolf O. allein hier ist.

Adieu für heute, Du sanftes, teures Wesen. Wenn Du mich liebhast, schreibst Du mir wohl noch einmal, bevor ich abreise. Mit herzlicher Liebe

Dein Rudolf.

Deine so schöne Decke erregt bei allen, die sie sehen, die größte Bewunderung. Leider kann ich den Menschen noch nicht sagen, was meinem Herzen diese künstlerische Arbeit und die geschickte emsige Hand, welche sie geschaffen, so besonders teuer macht."

*

Seit Anfang August war Bennigsen mit seiner Braut zusammen bei seinen Eltern in Frankfurt. Vom 15. bis zum 31. August machte er zusammen mit seiner Mutter, seiner Tante Minna, seiner Braut und deren Schwester Silvia eine Reise in die Schweiz. Seine folgenden Briefe, nach seiner Rückkehr, sind bereits aus seinem neuen Wohnsitz Göttingen datiert.

Göttingen, 5. September 1854.

„Meine teure Anna!

Da es doch fast den Anschein hatte, daß ich Dir mit einem baldigen Briefe Freude machen würde, so will ich heute nicht zu Bett gehen, ohne mich noch einen Augenblick mit Dir unterhalten zu haben. Betrübt genug ist es ja ohnehin für mich, daß ich wieder mehrere Wochen zu dieser dürftigen Art von Unterhaltung meine Zuflucht nehmen muß, nachdem ich jetzt lange Zeit hindurch täglich stundenlange Muße hatte, in Dein sanftes Auge zu blicken und Deine freundliche Stimme zu hören, meine geliebte Braut. Wenn ich Dir gleich heute schreibe, siehst Du doch auch, daß es mir mit meinen guten Vorsätzen und Versprechungen Ernst ist, Dir künftig häufiger als früher schriftliche Zeichen meiner innigsten Liebe und Verehrung zu senden, mein teures, geliebtes Mädchen. Jetzt, wo ich wieder von Dir getrennt bin, fühle ich ja auch recht, wie sehr ich Dich liebhabe und wie unentbehrlich Dein sinniges, holdes Wesen für mein Glück sein wird. Wenn sich mein Gefühl in den verflossenen Wochen auch häufig unter scherzhaften Formen zu verstecken schien, so hast Du doch gewiß meine innerste Herzensmeinung niemals verkannt.

Wenig fehlte vorgestern, so wäre ich noch auf eine Stunde wieder zurückgekehrt. Ich bin nämlich nicht mit dem Zuge um 5 Uhr, sondern erst um $6^1/_2$ Uhr abgereist. Die Schuld trägt der von Euch in den Kofferträgerstand erhobene Gärtnerjunge, welcher in der ihm von der Natur verliehenen oder durch gütige Menschen mitgeteilten Weisheit mein Gepäck nach der Neckar- anstatt nach der Weserbahn zu bringen geruhet hatte, wo er sich überdies so geschickt hinter

dem Gebäude versteckt hatte, daß ich ihn, nachdem der Schnellzug fort war, erst nach längerem Suchen entdecken konnte. Vielleicht findet Herr Götz — oder die alte Großmutter — einmal Muße, dem dummen Jungen für seine Albernheit ein paar Ohrfeigen zuzuteilen. Da ich nicht noch einmal einen betrübten Abschied nehmen wollte an demselben Nachmittage, habe ich mich die Zwischenzeit amüsiert, auf dem ... Kaffeehause den Kladderadatsch auswendig zu lernen, bin dann um 6½ Uhr weggefahren und mußte zu meinem Schrecken in Marburg die Nacht bleiben. Von da etwas vor 5 Uhr weiter. Zwei Stunden in Kassel und sieben Stunden per Omnibus nach Göttingen, wo ich am Nachmittage um 5½ Uhr statt morgens um 4 Uhr ankam. Nachdem ich mich umgezogen, eilte ich zu dem alten Planck, der noch ganz gnädig war, obgleich er mich anscheinend schon am frühen Morgen erwartet hatte, was dem alten Herrn nicht zu verdenken war. Er eröffnete mir, daß er mich heute morgen einführen würde, was auch geschehen ist, und daß er mich — für etwa drei Wochen — dem Schwurgerichte beigeordnet habe. Eine sehr wenig erquickliche Aussicht für diese Sommertage! Morgen werde ich meinen Dienst antreten. Da noch ein überkompletter Gerichtsassessor sich hier tagediebend aufhält, so bleibt mir jedoch einige schwache Aussicht, in den nächsten Tagen einmal auf 48 Stunden nach Hannover zu entlaufen. Wenn unsre Hochzeit — was ja mein sehnlichster Wunsch ist — im November sein soll, so darf ich mit den mancherlei Vorbereitungen auch nicht mehr säumen.

Beim Professor Thöl machte ich bereits einen Besuch.

... Dein Bild, welches ich Dir so schnöder Weise entführt habe, ist mir für diese Zeit der Trennung doch ein großer Trost. Die äußeren Züge sind doch wenigstens da, und das Mangelhafte im Ausdrucke weiß ich mir schon zu bessern und zu ergänzen.

Ich eile den Brief noch zur Post zu tragen, damit Du ihn gleich am Donnerstagmorgen erhältst. Verzeih, daß ich Dir nicht schon gestern schrieb. Doch auch hieran ist der Gärtnerschlingel Hauptmitschuldiger. Adieu, mein süßes Herz. Der Himmel möge Dich beschützen und Dich gnädig stimmen, auf daß Du bald mit einigen freundlichen Worten glücklich machst

Deinen Dich von ganzem Herzen liebenden

Rudolf.

Meine Wohnung habe ich einstweilen in der ‚Krone' genommen."

*

Göttingen, 10. Oktober 1854.

„Meine teure Anna!

Ohne es zu wollen, bin ich doch wieder in meine alten Sünden geraten, die mir kaum erst von Klara so freundlich verziehen wurden. Ich will mich deshalb auch nicht lange mit meinen hiesigen Umzugs- und Einzugskramereien und sonstigen Geschäften entschuldigen, in denen ich doch weniger als in Deinem sanften, immer gleich liebenswürdigen Wesen Grund und Hoffnung einer milden Beurteilung meiner unseligen Schreibfaulheit suchen und finden mag.

Seit einigen Tagen bin ich hier in der Krautschen Wohnung eingezogen, nachdem die Hannoverschen und Hastenbecker Sachen angelangt waren. Ein großes Bört voll Bücher habe ich mir einstweilen in das Zimmer gestellt, auch einige Bilder aufgehängt, damit die Stube mit ihren sechs Stühlen, drei kleinen Tischen nebst Sekretär — den Sofa hat Herr Helfft noch nicht geruhet zu schicken — nicht gar zu kahl aussieht. In den anstoßenden Zimmern wirtschaften die Tapezierer und Maler. Dein Zimmer ist bereits fertig tapeziert, auch schon getrocknet und sieht mit seiner hellgrauen Tapete trotz des abscheulichen braunen Ofens recht freundlich aus. Die Krautsche Familie, wahrscheinlich in der sanguinischen Hoffnung, durch solche unerwartete Verschönerungen Dich noch ganz und auf längere Zeit für ihren alten Familienkasten zu gewinnen, hat überdies aus freiwilliger Bewegung den kühnen, aber lobenswerten Entschluß gefaßt, das Entreezimmer sowie das vermutliche Fremdenzimmer auf Gefahr ihres Beutels tapezieren zu lassen. Dazu lassen Sie in Deinem Schlafzimmer die Oeltapete, welche weniger schlecht als in dem hinteren war, bessern und flicken. Ganz scheußlich wird also die Wohnung hoffentlich nicht sein, in welche ich meine kleine Hausfrau in Ermangelung eines ihrer würdigeren Palais einstweilen einführen muß; ob wir uns aber so weit in dieselbe verlieben werden, daß wir auch nach Ostern in derselben uns halten lassen, scheint mir aber doch zweifelhaft. Qui vivra verra!

Einstweilen komme ich mir in diesen öden, meiner Herrschaft anvertrauten Räumen recht unbehaglich vor und sehne mich recht nach der Zeit, wo Du, meine teuerste Anna, mit Deinem ruhigen, ordnenden Sinn nicht bloß jedem Dinge seinen rechten Platz angewiesen haben, sondern mit Deiner holden Freundlichkeit in meinem Innern Heiterkeit und Entzücken bereiten wirst, mein einziges süßes Herz ...

Mit sieben andern jungen Leuten — Dozenten, Beamten und einem Advokaten — esse ich seit einigen Tagen an einem besonders etablierten Tisch in dem ‚Deutschen Hause‘ um 2 Uhr. In der ‚Krone‘ war es recht schlecht, und weil die Sitzungen stets bis gegen 2 Uhr sich hinziehen, auch unbequem, jeden Mittag nachzuexerzieren. Nach Tisch gehen wir gemeinschaftlich spazieren oder spielen bei schlechtem Wetter eine Poule auf dem Billard. Des Abends bin ich viel auf dem Museum, einem Klub, wo man eine außerordentlich vollständige Lektüre aller Art findet.

Nächste Woche fange ich meinen Kollegienbesuch an — Nationalökonomie beim Professor Hanssen, nachmittags 3 Uhr. Die Stunde gleich nach Tisch ist zwar nicht angenehm. Diese volkswirtschaftlichen Studien sind aber ein Hauptgrund, weshalb ich mich nach Göttingen habe setzen lassen, da man ohne eine gründliche Kenntnis dieser Wissenschaften nichts Rechtes begreift von den eigentlichen Lebensverhältnissen der Völker und den Schicksalen der Staaten. Ich habe mir daher vorgenommen, wenigstens drei bis vier Jahre täglich einige Stunden daran zu wenden. Zeit genug lassen mir meine juristischen Geschäfte hier glücklicherweise. Und leicht wird es mir ja auch werden in den nächsten

Jahren, diesen anfangs sehr trockenen Studien obzuliegen, wenn ich weiß, daß ich bei Dir, meine geliebte Anna, stets Erholung und Frohsinn finden kann und frischen Mut zu neuer Anstrengung.

Für Deinen ausführlichen Reisebericht bin ich Dir recht dankbar gewesen. Alles ist ja gut abgelaufen, und sogar der bärbeißige Schwager Otto scheint seine rosigste Laune entwickelt zu haben, was mich recht wegen Tante Minnas gefreut hatte, die es wahrhaftig nicht um uns beide verdient hatte, auf dieser Reise sich Sottisen sagen lassen zu müssen.

Leb recht wohl, meine liebe, teure Anna! Straf mich nur nicht durch zu langes Schweigen. Grüße die Verwandten vielmals von

Deinem Dich von Herzen liebenden und verehrenden
Rudolf.

Hat Vater denn auch an den „Tataren“ aus Sebastopol geglaubt? Hier haben wir uns mit Ausnahme weniger Russenfreunde sämtlich durch diese schändlichen Lügen mystifizieren lassen.“

*

Göttingen, 16. Oktober 1854.

„Deinen Brief, meine teuerste Anna, habe ich erst gestern abend durch Karl erhalten, sonst würdest Du dieses Mal gewiß schon rascher Antwort erhalten haben. Ich hatte mir über meine Schreibfaulheit schon die heftigsten Vorwürfe gemacht und bin nun durch Deinen Brief, in dem ich auch noch eine gute Dosis Vorwürfe dazu erwarten konnte, ganz beschämt, da er statt strenger Mahnungen nur sanfte Bitten und Versicherungen Deiner Liebe enthält, meine einzige Anna. Ehe ich so viel Liebe und Güte verdiene, muß ich leider noch ganz anders werden.

Einen großen Teil der für unsre Verheiratung nötigen Papiere habe ich bereits zusammen. Den Rest hoffe ich auch binnen acht Tagen zu erhalten, so daß Ende dieses Monats alles Erforderliche in Frankfurt sein kann. Hoffentlich wird der Senat dann nicht zu viel Schwierigkeiten machen, so daß ich Mitte nächsten Monats bereits in Frankfurt erscheinen kann, das ich dann nicht wieder allein verlassen soll.

Mein Leben verstreicht hier ziemlich einförmig, aber nicht uninteressant. Namentlich ist unter den jungen Leuten unsers Tisches neben mehreren ganz umgänglichen Menschen ein junger Advokat Miquel[1]) mit Namen, aus dem Bentheimschen gebürtig, den ich von allen jungen Leuten, die ich bislang im Leben kennen gelernt habe, für den bedeutendsten an Geist, Verstand und Wissen halte. Mir wird es hier, wie ich schon sehe, an angenehmem und anregendem Umgang nicht fehlen. Ob Du aber gleich etwas für Dich Passendes unter dem

---

1) Es ist das erstemal, daß in den Briefen Bennigsens der Name seines langjährigen politischen Freundes genannt wird. Johannes Miquel, dreieinhalb Jahre jünger als Bennigsen, hatte gerade damals, 1854, sein zweites Staatsexamen bestanden und sich zur Advokatur gewandt. Für den Scharfblick und die Menschenkenntnis Bennigsens liefert sein Urteil über Miquel bei der ersten Berührung ein glänzendes Zeugnis.

hiesigen schönen Geschlecht finden wirst, weiß ich noch nicht recht. Eine Gesellschaft, die ich neulich bei meinem Kollegen, dem Obergerichtsrat K., mitmachte, produzierte anscheinend keinen Ueberfluß an Liebenswürdigkeit.

In unsern Haushaltsangelegenheiten habe ich diese Tage angefangen, einige Tätigkeit zu entwickeln, indem ich zwei Klafter Brennholz gekauft habe und dasselbe jetzt kunstgerecht bearbeiten lasse. Auf Anraten meiner alten schmutzigen Hauskatze habe ich sogar eine Weile dabei gestanden und darauf geachtet, daß das Holz beim Aufklaftern nicht zu hohl gelegt werde. Meine Dienstgeschäfte riefen mich aber leider bald von dieser Kontrolle ab, welche den Holzverkäufern auch vielleicht nicht übermäßig imponiert haben mag.

Die Stuben sind jetzt fertig tapeziert und vermalt. Der Tapezierer hat auch das Fußdeckenzeug abgeschnitten und zu nähen begonnen, was noch allerlei Schwierigkeiten machte, da das Muster für unsre sonderbaren, winkligen Räume zu großartig und weitläuftig war ...

Wenn es mir möglich wäre, würde ich Dich gewiß vor nächsten Monat noch einmal besuchen, meine geliebte Anna. Ich kann es aber wirklich den andern Herren, von denen obendrein die beiden Mitglieder meines Senats durch Krankheit nur halb diensttüchtig sind, nicht zumuten.

Ein Monat ist es ja nur noch, wo Du mir ganz angehören sollst, mein süßes Herz. Wenn ich daran denke, wie überglücklich ich mich dann fühlen werde, so kann ich diese Wochen, die ja auch endlich ein Ende haben werden, so lang die Zeit für meine Sehnsucht auch sein wird, schon ertragen. Diesen Brief eile ich heute abend noch zur Post zu tragen, damit Du bald eine bessere Meinung von mir bekömmst. Eine zweite Epistel wird wohl bald nachfolgen. Gute Nacht, mein teures, geliebtes Mädchen. Von ganzer Seele

Dein Rudolf."

Rußland und Japan

Ein neuer Brief des Baron Suyematsu

Wir übergeben untenstehendes Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Revue" der Oeffentlichkeit als Antwort auf den letzten Brief des russischen Staatsmannes im Dezember-Heft dieser Zeitschrift. Wir möchten hierbei nicht unterlassen, auf den Schluß dieses Schreibens des Baron Suyematsu, der der japanischen Gesandtschaft in London sehr nahe steht, besonders hinzuweisen. In diesen Schlußworten wird die Neutralitätserklärung der Mandschurei unter chinesischer Hoheit als eine der Möglichkeiten für einen späteren Frieden zwischen

Rußland und Japan hingestellt. Es wird vielleicht im Interesse des Weltfriedens und der Großmächte liegen, dieser Neutralitätsfrage ernstlich näher zu treten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Ich danke Ihnen bestens für die mir übersandte, mit Ihren eignen Schlußbemerkungen versehene Abschrift der Antwort des russischen Staatsmannes auf meinen Brief, den Sie so freundlich waren, in Ihrer Ausgabe für den laufenden Monat zu veröffentlichen.

Der russische Staatsmann sagt in seinem Brief, daß er alle Hoffnung aufgibt, mich dahin zu bringen, anders zu denken, und ich gebe gleichfalls, obzwar mit Widerstreben, da ich keine persönliche Feindschaft fühle, alle Hoffnung auf, ihn zu andrer Ansicht zu bekehren. Er hat jedoch einige Anklagen vorgebracht, die sich nicht auf Tatsachen stützen können, und ich muß Sie daher bitten, mir nochmals einigen Platz in den Spalten Ihres geschätzten Blattes einräumen zu wollen.

Er spricht zuerst von der Verschiedenheit der religiösen Lebensansicht der Russen und Japaner und deutet an, daß unsre Ideen über Gerechtigkeit und Moralität den ihrigen nachständen. Hiergegen muß ich energisch Protest einlegen. Es ist wahr, daß die Majorität der Russen, wenigstens nominell, Christen sind, die der Japaner dagegen nicht; ich muß Sie jedoch um Ihr aufrichtiges Urteil darüber bitten, welches von den beiden Völkern, das russische oder das japanische, mehr wahres Gefühl für die höchststehenden Ideen der Moralität und Gerechtigkeit hat und welches von beiden diese Gefühle in höherem Maße zur praktischen Ausübung bringt. Ich fürchte, der russische Staatsmann würde große Schwierigkeit haben, seine Behauptung zu beweisen, und ich fürchte ferner, daß sein Versuch, Europa und Amerika in dieser Angelegenheit auf seine Seite zu ziehen, fruchtlos bleiben wird. Zu dieser Schlußfolgerung berechtigen mich, wie ich glaube, die Gefühle, die außerhalb Rußlands ziemlich allgemein gehegt werden.

Das einzige Beispiel, das der russische Staatsmann als den besten Beweis für seine Behauptung anführt, entbehrt der tatsächlichen Grundlage. Der russische Staatsmann sagt, daß Japan die französischen Codes habe „abschreiben, übersetzen und einführen lassen", und gibt zu verstehen, daß es sie nicht ehrlich vollstrecken lasse. Das ist insoweit wahr, als wir eine Uebersetzung der französischen Codes haben, aber sie sind nicht zum Landesgesetz erhoben worden. Ferner gibt es die Gesetzbücher, die hauptsächlich von M. Boissonade, einem eminenten französischen Juristen, mit ziemlich denselben Gesichtspunkten wie die Codes für Japan zusammengestellt wurden, aber diese sind ebensowenig Landesgesetz von Japan wie die vorher erwähnten Codes. Die Codes, die die Gesetze Japans sind, sind ganz verschieden von beiden und viel mehr den Codes des Deutschen Reiches ähnlich und denjenigen der Staaten, deren Jurisprudenzsystem mit dem des Deutschen Reiches Verwandtschaft hat. Ich darf hinzufügen, daß diese Gesetze ehrlich und befriedigend administriert werden, soweit dies in unsern Kräften steht.

Es setzt mich einigermaßen in Verwunderung, daß von allen Ländern der Welt gerade ein Schriftsteller aus Rußland von der Ueberlegenheit der Justizverwaltung seines Landes und seiner daraus folgenden Verachtung unsrer Rechtspflege reden mag. Ich brauche diesen Punkt kaum im Detail zu behandeln, da Sie damit wohl vertraut sind, und ich bin auch davon überzeugt, daß Sie nicht denken werden, ich sage alles dies auch nur im geringsten von dem Wunsche beseelt, Rußland herabzusetzen.

Der russische Staatsmann klagt Japan ferner an, daß es nicht seine Pflicht in Uebereinstimmung mit der auf der Haager Konferenz geschlossenen Konvention getan habe, während in Wirklichkeit Rußland dieses seit Monaten getan hat. Ich möchte ihn fragen, in welchen Punkten Rußland hierin irgendwelche Priorität oder Superiorität über Japan beanspruchen kann. Wir befolgen genau alle Regeln der Genfer und Haager Konferenz, und von Beginn des jetzigen Krieges an haben wir diese Vorschriften genau befolgt, sowohl dem Sinne als auch dem Wortlaut nach. Die Vorschriften bezüglich der Behandlung der Gefangenen wurden am 14. Februar bekanntgegeben, also im Laufe einer Woche nach Ausbruch des Krieges, und das Gefangenenauskunftsbureau wurde eine Woche später eingerichtet — die erste Frucht der Haager Konferenz. Ohne den Verdacht des Selbstruhmes auf mich zu lenken, kann ich wohl sagen, daß die Tätigkeit der Rote-Kreuz-Gesellschaft Japans und die Behandlung der Toten und Verwundeten des Feindes sowohl als alle andern Humanitätsbestrebungen der Japaner die höchste Bewunderung aller fremden Augenzeugen erregt haben, deren Korrespondenz und Zeitungsartikel beständig in den verschiedenen Ländern veröffentlicht werden und die mich vollständig dazu berechtigen, diese Behauptung aufzustellen. Es führt zu nichts, wenn man seine Augen schließt und einem Gegenstand eine Farbe zuschreibt, die verschieden von derjenigen ist, die jeder andre wahrnehmen kann. Unter andern Beweisen möchte ich den russischen Staatsmann auf die Beobachtungen hinweisen, die kürzlich in den Zeitungen veröffentlicht worden sind, und auf ein Buch über diesen Gegenstand von zwei englischen Damen, die, von der Königin von England, der Schwester der Kaiserin-Mutter von Rußland, beauftragt, nach Japan gingen und bis zur Kampflinie des Schlachtfeldes vordrangen mit dem Zweck, die tatsächlichen Arbeiten der japanischen Rote-Kreuz- und ähnlicher Unternehmungen zu prüfen. Ich habe gleichfalls einen Artikel über diesen Gegenstand einer bekannten Pariser Zeitschrift (La Revue) geliefert, der volle Einzelheiten gibt. Er wird am 1. Januar erscheinen, und ich hoffe, Sie werden Einsicht in denselben nehmen.

Betreffs der Port-Arthur-Frage möchte ich den russischen Staatsmann zuerst fragen, was von russischer Seite in allen kriegerischen Unternehmungen vor der Einnahme von Narva geschah, und des weiteren als die Armee seines Landes im Jahre 1733 in Polen einrückte, als sie im Jahre 1806 in Moldavien einrückte und von Chotsin, Bender und Jassi Besitz ergriff und als die russischen Schiffe im Jahre 1831 auf griechische Schiffe feuerten, sie zum Sinken brachten oder sie wegnahmen und Paros angriffen. Noch mehr! Wie

war es nur, als russische Truppen am Anfang des 19. Jahrhunderts unerwartete und wiederholte Raubanfälle an den Küsten der nördlichen Inseln Japans unternahmen, unsre unschuldigen Dorfbewohner niedermetzelten und unsre Dörfer niederbrannten; oder als sie unsre Insel Tsushima im Jahre 1861 in Besitz nahmen. In allen diesen Fällen hatten sie keine Ursache und keinen Grund und schritten, ohne uns die geringste vorherige Warnung zukommen zu lassen, zu Tätlichkeiten. Vor allem möchte ich aber seine Aufmerksamkeit auf den Vorschlag lenken, den sein Land im Jahre 1840 durch seinen Botschafter, Baron Brunnow, dem diplomatischen Korps der Großmächte in Konstantinopel betreffs Aegyptens unterbreiten ließ. Der russische Botschafter legte verschiedene Aktionspläne vor, die alle in den Worten gipfelten:

> „Alle diese Maßregeln sollten mit der größten Promptheit und Heimlichkeit ausgeführt werden. Promptheit, weil sie das einzige Mittel ist, ihren Erfolg zu sichern; Heimlichkeit, weil der Schlag geführt werden muß, ehe man ihn ankündigt."

Wenn wir uns alle diese Tatsachen vor Augen halten, darf wohl gesagt werden, daß der russische Staatsmann kaum berechtigt ist, selbst wenn sein Land, trotz des gespannten Verhältnisses, das zwischen Rußland und Japan vor Ausbruch des Krieges bestand, von diesem selbst überrascht worden sein sollte, Japan als einen so niedrigen Standpunkt in Moral und Gerechtigkeitsliebe einnehmend zu brandmarken, wie er es tut. Japan hat jedoch nichts derartiges getan, noch wird es je so handeln. Japan hat Rußland nicht nur vor Beginn des Krieges mehrmals gewarnt, sondern ihm schließlich eine offene Kriegserklärung geschickt und zwar nicht nur der russischen Regierung in St. Petersburg, sondern auch dem russischen Gesandten in Tokio. Ich habe alle Einzelheiten über diese Punkte in meinem Artikel in dem „19th Century" sowie in einem andern Artikel, der in den „Mémoires diplomatiques" (Paris) veröffentlicht worden, mitgeteilt und will sie hier nicht wiederholen; ich bin völlig überzeugt, daß kein unparteiischer Leser umhin kann, die Wahrheit meiner Behauptungen anzuerkennen, wie dies auch bereits von vielen kompetenten Kritikern geschehen ist.

Ich kann es jedoch nicht unterlassen, nochmals auf einige Punkte hinzuweisen. Der russische Staatsmann sagt, daß ein Japaner die einzige Person wäre, die den Unterschied zwischen einem Ueberfall und einem taktischen Ueberfall erklären könnte. Ich kann absolut nicht glauben, daß der Verfasser nicht den Unterschied verstehen kann, wenn er nicht absichtlich den Unterschied übersehen will, den ich gemacht habe.

Taktische Ueberfälle gehören gänzlich in die Sphäre eines Kriegszuges; machen nicht die russischen Truppen selbst in dem jetzigen Kriege so häufig Gebrauch von dieser Methode? Ueberraschende Angriffe haben in solchen Fällen nichts zu tun mit der Frage des Rechtes oder Unrechtes im Sinne des Völkerrechtes. Die gegen Japan durch seinen Gegner vorgebrachte Anklage, daß Rußland durch Japan überrumpelt worden sei, stützt sich auf den Standpunkt des Völker-

rechtes. Ich behauptete und behaupte es noch, daß Japans Angriff auf die russische Flotte niemals als ein Ueberfall im Sinne des Völkerrechtes angesehen werden kann, höchstens könnte er als ein taktischer Ueberfall betrachtet werden, obgleich er in Wirklichkeit nicht einmal als solcher gelten könnte, wie ich bereits gezeigt habe. Wie kann also der russische Staatsmann sagen, daß kein gebildeter Europäer diesen Unterschied zugeben könnte? Die Behauptung des russischen Statsmannes, daß die russische Flotte in weniger als 20 Stunden, nachdem die letzte Note überreicht worden war, angegriffen wurde, ist nicht der Wahrheit entsprechend, weil die Note um 4 Uhr nachmittags am 6. Februar überreicht wurde, und die Beschießung spät am Abend des 8. begann.

Ausdrücke in dem Brief des russischen Staatsmannes wie: „nächtliche Ueberrumpelungen feindlicher desarmierter Torpedoboote in neutralen Häfen“ oder: „die harmlos bei Port Arthur ankernde russische Flotte“ oder: „ein nächtlicher Ueberfall in Friedenszeit“ sind nichts andres als rhetorische, nicht auf Tatsachen begründete Redensarten, wie ich dies in meinen Zeitungsartikeln klar bewiesen habe. Die Behauptung, der japanische Gesandte habe zwei Stunden nach Uebergabe der letzten japanischen Note (die praktisch eine Kriegserklärung war) an Graf Lamsdorf einen Brief geschrieben, der einer Annullierung dieser Note gleichkam, die der Gesandte demselben Grafen eingehändigt hatte, habe ich von keiner andern Seite jemals vorbringen hören. Ein solcher Vorfall könnte auch gar nicht stattgefunden haben, noch könnte irgendeine Person, die auch nur die geringste Kenntnis der diplomatischen Gebräuche und Gewohnheiten hat, je glauben, daß etwas derartiges möglich wäre.

Was die Frage des russischen Staatsmannes anbetrifft, seit wann Korea zu Japan gehöre und seit wann Japan von China beauftragt worden sei, für die Mandschurei einzutreten, so kann ich ihm nur sagen, daß der Grund für Japans Vorgehen in bezug auf Korea und die Mandschurei klar in unsern Staatsdokumenten gezeigt wird, und ich habe ihn ausführlich in meinen Zeitungsartikeln auseinandergesetzt, so daß er eigentlich damit vertraut sein müßte. Ich möchte meinerseits gern ein paar Fragen an ihn richten. Hat nicht Rußland zur Zeit des Boxeraufstandes in China den Mächten, einschließlich Japans, sogenannte fundamentale Prinzipien unterbreitet, in denen es versuchte, diese zu gewissen Verpflichtungen betreffs ihrer Haltung China gegenüber zu bestimmen? Hat es nicht zu jener Zeit eine feierliche Verpflichtung Japan sowohl als andern Mächten gegenüber auf sich genommen? Hat es sich nicht erboten, in der Folge verschiedene andre Verpflichtungen zu übernehmen? Warum erfüllt es diese Verpflichtungen nicht? Was für ein Recht hatte Rußland, einen Teil Koreas zu befestigen und seine Truppen dorthin zu schicken, so die Souveränität Koreas und die Konvention verletzend, die bis dahin zwischen Rußland und Japan bestanden? Welches Recht hatte Rußland nach dem Vertrag von Simonoseki, mit Ansprüchen auf die Liautung-Halbinsel aufzutreten und Japan zu zwingen, diese aufzugeben? Welches Recht hatte Rußland, nachdem es nachdrücklich erklärt hatte, daß eine Besetzung jener Halbinsel durch Fremde dem

Frieden des fernen Ostens gefährlich und eine Drohung gegen Peking und Korea wäre, sich ruhig eben dieses Gebiet anzueignen? Wenn Rußland nicht all dies getan hätte, würde nie ein Anlaß zu dem gegenwärtigen Kriege vorgelegen haben — einem Krieg, über dessen Ausbruch wir desselben Sinnes sind wie Präsident Roosevelt, der sich in der kürzlich von ihm erlassenen sehr bemerkenswerten Botschaft äußerte: „Es war notwendig für die in ihren Rechten verletzte Nation, tapfer für diese einzustehen."

Und nun zu Ihren Schlußbemerkungen. Ich verstehe vollständig und ehre Ihre so menschlichen Gefühle über die Schrecken des Krieges. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Japan nicht eine Nation ist, für die, um mich Ihres eignen Ausdruckes zu bedienen, „Gewalt, Macht und territoriale Eroberungen den höchsten Ruhm bilden". Wir taten unser äußerstes, den Krieg zu vermeiden, aber Rußland wollte es nicht so haben, wie Sie aus allem, was ich in meinen Artikeln erläutert habe, ersehen haben müssen. Jetzt, da die Waffen zur Hand genommen sind, ist es kein leichtes Ding, sie wieder niederzulegen. Ihre Bemerkung betreffs der Zukunft der Mandschurei[1]) scheint nicht sehr weit entfernt von dem Plane zu sein, den Japan am Ende vielleicht adoptieren wird, aber es ist nicht unglücklicherweise der einzige Punkt, durch den der Frieden gesichert werden könnte. Ich bin natürlich nicht in der Lage, in irgendeiner Weise über eine etwaige Friedensmöglichkeit zu sprechen, geschweige denn Bedingungen zu formulieren, noch glaube ich auch, daß der Zeitpunkt dazu gekommen ist.

Alles, um was ich Sie am Schlusse dieses etwas langen Briefes bitte, ist, daß Sie wahrnehmen möchten, wie sehr abweichend die Meinungen und Aussprüche des russischen Staatsmannes von dem sind, was ich gezwungen bin als Tatsache anzusehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichne ich

Ihr ergebener

K. Suyematsu.

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Die Neutralitätserklärung der Mandschurei unter nomineller Hoheit Chinas war in diesem Schlußwort der Redaktion als eine Frage des Friedens zwischen Rußland und Japan berührt worden.

Der russisch-japanische Krieg

Betrachtungen über den Landkrieg

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

VIII

Von den nach der Schlacht bei Jentai und am Schaho herangezogenen russischen Verstärkungen sind in Mukden eingetroffen: das VIII. Armeekorps und die 1. Schützenbrigade. Es folgen das XVI. Armeekorps (dessen Tete am 19. November Witebsk verließ), die 5. Schützenbrigade (ab Suwalki am 20. November) und die 2. Schützenbrigade.[1]) Mit diesen Truppen würde General Kuropatkin bis etwa am 20. Dezember 96 Bataillone mit 240 Geschützen alter europäischer Truppenteile erhalten haben, die als ganz frisch bezeichnet werden können. Außerdem sind seit dem 20. November auf dem Transport von Petersburg 2 neue Maschinengewehrabteilungen, 6 neue Bergbatterien und von Brest-Litowsk 22 neuformierte Feldlazarette.

In Moskau werden zurzeit 13 Sanitätszüge zu 30 Waggons zusammengestellt.

Bis etwa zum 20. Januar werden noch hinzutreten 32 Bataillone und 96 Geschütze des IV. Armeekorps (Minsk) sowie 3 Dragonerregimenter aus dem Bezirk Charkow (10. Kavalleriedivision).

General Gripenberg ist am 4. Dezember in Mukden eingetroffen, General Baron Kaulbars, der am 28. November von Odessa abgereist war, kann nicht vor dem 15. Dezember ankommen.

Die Japaner haben die für eine Offensive noch mögliche Zeit, bis Ende November, vorübergehen lassen, sie haben sich auf Rekognoszierungen[2]) und Abwehr vereinzelter russischer Unternehmungen beschränkt. Bis zum Fall von Port Arthur und bis zum Eintritt wärmeren Wetters haben sie keine zwingende Veranlassung, die Offensive zu ergreifen. Auch nach einem Erfolge bei Mukden würden sie bei dem gegenseitigen numerischen Verhältnis nicht imstande sein, die sehr starke Position bei Tieling, 50 Kilometer jenseits Mukden, einzunehmen.

---

[1]) Wahrscheinlich werden noch die 3. und 4. Schützenbrigade von der österreichischen Grenze nach Ostasien abgesandt.

Die Schützenbrigaden können nach ihrem ausgewählten Mannschaftsstande, nach Offizierkorps und sorgfältigerer Schießausbildung als Elitetruppe bezeichnet werden. Da sie aber bei der Mobilmachung mit polnischen Reservisten komplettiert wurden, wird ihr Gefechtswert entsprechend herabsinken.

[2]) In den letzten Tagen des November ging ein japanisches Detachement vom äußersten rechten Flügel gegen den vom General Rennenkamp besetzten Talingpaß (Weg Saimatzi-Fuschun) vor, begegnete überlegenen Streitkräften und zog sich bis in das Taitseho-Tal zurück. — Zu diesen Rekognoszierungen verwendeten die Japaner Reserveregimenter.

General Kuropatkin wird nach den Erfahrungen seiner Offensive im Oktober gegen die doppelte verschanzte Verteidigungslinie der Japaner voraussichtlich erst dann vorgehen, wenn er eine bedeutende numerische Ueberlegenheit einzusetzen imstande ist.

Es würden auch bei der herrschenden Kälte Biwaks im Bewegungskriege recht schwierig sein, da es überall an Brennholz fehlt. Nur im Gebirge findet sich hierfür geeignetes Strauchwerk.

Auf der russischen Seite läßt man schon Holz von Mukden kommen. Soweit Oefen vorhanden sind, können die Steinkohlen aus den Gruben von Fuschun, östlich Mukden, Verwertung finden. Die Japaner können die Gruben von Jentai ausnutzen und lassen tragbare Oefen in großer Zahl von Japan kommen.

Die russische Verwaltung ist bestrebt, jedem Manne zwei Paar neue Stiefel, zwei wollene Decken und warme Socken, der Armee eine größere Anzahl Halbpelze zuzuführen. Nach einem Privattelegramm vom 30. November aus Mukden fehlte es noch sehr an guten und warmen Stiefeln, bei einer Kälte von 15 bis 20 Grad in der Nacht.[1]) Ein andres Telegramm vom 5. Dezember spricht von vielen Kranken infolge der Anhäufung in engen Trancheen und Erdhöhlen sowie der andauernden Nervenanspannung.[2])

Die im Februar und bis zum Frühjahr ausgerückten japanischen Truppen hatten pro Mann eine große wollene Decke. Offiziell wird gemeldet, es seien nur wenig Kranke vorhanden.

Voraussichtlich werden die beiden Landarmeen längere Zeit in ihren befestigten Stellungen am Schaho verbleiben und den Hauptkampf zu führen haben gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Winter. Diejenige Armee, die dank ihren Einrichtungen und ihrer Fürsorge für die Mannschaften mit den geringsten Opfern aus diesem Kampfe hervorgehen wird, hat dann auch die besseren Chancen für die mit Eintritt wärmeren Wetters bevorstehenden großen Kämpfe auf dem Lande.[3]) —

Die Hoffnungen der einflußreichen Kreise in Rußland, soweit sie die Fortsetzung des Krieges gegen Japan wünschen, beruhen auf der in Aussicht gestellten Aktion der nach Ostasien in Bewegung gesetzten Flottenabteilungen, die sich etwa

---

[1]) Die Verluste der Russen im Winter 1877/78 durch Erfrierungen des Körpers und der Glieder bezw. schwere Frostschäden waren sehr bedeutend, nämlich 10800 Erkrankungen mit 1200 Todesfällen. Die armblütigen Russen können ohne heiße Räume und Pelze die Kälte weniger gut vertragen, wie z. B. die vollblütigeren Türken. — Man muß annehmen, daß die Russen aus jenen bösen Wintererfahrungen gelernt haben, ebenso die Japaner vom Winter 1904/05.

[2]) Nach einem Telegramm vom 10. Dezember sind bei der Armee 3370 Typhuskranke vorhanden.

[3]) Im Winter 1877/78 standen die Russen wochenlang den Türken gegenüber, beide Seiten in verschanzten Stellungen. Die türkischen Vorposten waren sehr aufmerksam und schossen auf jedes Ziel. Die russische Truppe hatte aber kaum Angriffe zu befürchten und fand überall reichlich Holz in der Nähe.

Anfang Januar unter dem Befehl des Admirals Roschdjestwenski in der Bucht von Diego Suarez an der Nordspitze von Madagaskar vereinigen sollen.

Es würden dies sein 33 bis 36 Schiffe, darunter 22 Kriegsschiffe, nämlich 7 Linienschiffe, 8 Kreuzer und 7 große Torpedoboote. Der Rest sind Kohlenschiffe, Dampfer mit Vorräten, ein Dampfer („Kamtschatka") mit Reparaturwerkstätten und 1 bis 2 Hospitalschiffe.

Der Kern der Flotte sind die 4 neuen und starken Linienschiffe von 13500 Tons Gehalt, 18 Knoten Fahrgeschwindigkeit, mit je 4 30,5-Zentimeter-Geschützen: „Orel", „Imperator", „Alexander III.", „Knäs Suworow" und „Borodino". Annähernd ebenso stark, aber weniger neu ist das Linienschiff „Osliaba".[1])

Diesen starken Schlachtschiffen sind 5 der noch vorhandenen 6 japanischen Linienschiffe in Stärke und Artillerie gewachsen („Mikasa", „Asahi", „Schikishima", „Fudschi", „Jashima").

Den beiden älteren russischen Linienschiffen „Sissoi Weliky" und „Navarin" (je 4 30,5-Zentimeter-Geschütze) würde nur das Linienschiff „Tschin-Yen" mit 4 30,5-Zentimeter-Geschützen entgegengestellt werden können.

Eine erhebliche Ueberlegenheit würde Japan mit 7 Panzerkreuzern haben gegen 2 ältere russische Panzerkreuzer: „Admiral Nachimow" und „Dmitri Donskoy".

Die 6 russischen geringeren Kreuzer („Aurora", „Jemtschug", „Isumrud", „Almas", „Swetlana", „Oleg") sind nur durch ein Panzerdeck geschützt und können mit ihrer Artillerie den Panzer der Linienschiffe nicht durchschlagen; von dieser Kategorie hat Japan 15 Kriegsschiffe etwa gleicher Stärke, darunter aber 4 mit 1 bis 2 panzerbrechenden Geschützen.

In der Voraussetzung, daß von der Flotte in Port Arthur nur ein Panzerschiff noch gefechtsfähig und genügend seetüchtig ist, würde nach vorstehendem die entgegenzustellende japanische Flotte an Material der ankommenden russischen überlegen sein. Eine Ueberlegenheit der Japaner im Personal ist nicht zu bezweifeln. Sie sind zurzeit die bestgeschultesten und im Artilleriekampf erfahrensten Seeleute, die auch sämtlich aus der seemännischen Bevölkerung stammen, während die russischen Matrosen und Seesoldaten bei dem Mangel einer eigentlichen seemännischen Bevölkerung aus Bauern herangebildet werden mußten, und zwar mit einer gewissen Ueberstürzung. Das bessere Personal an Offizieren und Mannschaften war schon vor Ausbruch des Krieges nach Ostasien abgesandt worden.

Man neigt jetzt in Rußland der Ansicht zu, daß die Chancen der bisher ungeübten Flotte gegen die erprobten Streitkräfte des Admirals Togo nur geringe sind, die Ausbildung der Flotte in den Kronstadter Gewässern mit nur fünf Monate lang eisfreier See sei keine rationelle gewesen, es habe in der Regel nicht viel mehr als ein Küstenexerzieren stattgefunden. Geschwaderübungen mit den eben fertig gewordenen neuen Schiffen konnten vor der Abfahrt nicht mehr

[1]) Im Typus des „Retwisan": 12900 Gehalt mit 4 25,4-Zentimeter-Geschützen.

stattfinden.[1]) Neuerdings fordert man in der russischen Presse, daß auf diplomatischem Wege die freie Passage der Schwarzen Meer-Flotte durch den Bosporus und die Dardanellen erreicht werde. Zur Besiegung Japans werde noch ein drittes Geschwader notwendig sein, gebildet aus den besseren der 8 Linienschiffe[2]) im Schwarzen Meer und dem im Frühjahr in Kronstadt fertig werdenden Linienschiff „Slawa"[3]) nebst einigen älteren Schiffen. Erst mit den 3 neuen Linienschiffen von der Schwarzen Meer-Flotte und dem Linienschiff „Slawa" werde Admiral Roschdjestwenski in Schlachtschiffen stärker sein als Admiral Togo.[4])

Die freie Durchfahrt durch die Meerengen wird England gewiß nicht gestatten.

Eine Niederlage der japanischen Flotte, die bei der materiellen und personellen Stärke derselben zwar nicht wahrscheinlich, aber doch bei der Möglichkeit von unglücklichen Zufälligkeiten im Seekriege nicht ganz ausgeschlossen ist, würde einen großen Umschwung der Verhältnisse herbeiführen und die Japaner um fast alle Früchte ihrer bisherigen Siege bringen können. Es ist daher anzunehmen, daß dieselben den Kampf gegen die russische Flotte mit großer Verwegenheit und dem gewohnten Heroismus aufnehmen werden.

Zunächst stehen wohl bevor Angriffe von Torpedobooten, die sich scheinbar schon jetzt eine Basis in Holländisch-Indien suchen. Die dortige Regierung ist zu wenig Herr im eignen Lande, um in dem großen Archipel überall für Neutralität einstehen zu können. In zweiter Etappe wird Formosa die Basis für weitere Torpedobootunternehmungen bilden oder auch die jenseits der 170 Kilometer breiten Formosastraße liegende, sehr zerrissene chinesische Küste.[5])

Es würde für die russische Seite schon ein wesentlicher Erfolg sein, wenn es der ankommenden Flotte gelänge, die japanische Flotte so weit von Port Arthur abzuziehen, daß eine weitere Verproviantierung durch Blockadebrecher möglich wäre. Letztere sind für bares russisches Geld scheinbar bei allen dort Handel treibenden Nationen zu haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Küstenforts oder die Befestigungen des Liautischanberges sich bis zur Ankunft der russischen Flotte in den japanischen Gewässern halten. Eine weitere Erschwernis für die japanische Kriegführung im Jahre 1905 würde es sein, wenn ein großer Teil der ankommenden Schiffe den Hafen Wladiwostok erreichte. Mitte Februar könnte dort, ebenso wie im letzten Monat Februar geschehen, mittels Eisbrecher eine Fahrrinne geöffnet sein. In der eisfreien Zeit würde

---

[1]) Diese ungünstige Ansicht wurde durch Veröffentlichungen des Marinekapitäns Klado in der Zeitung „Nowoje Wremja" bestätigt.

[2]) Hiervon 3: „Knäs Potemkin", „Tri Swiatiteli" und „Rostislaw" neu und gut, die übrigen 5 mit älteren Geschützen armiert. Außerdem sind 2 neue Kreuzer vorhanden.

[3]) Vom Typus der neuesten 4 Linienschiffe. Außerdem ist das Linienschiff Paul I. im Bau.

[4]) Es würde allerdings ein genügend geschultes Personal an Offizieren und Mannschaften im Frühjahr noch nicht vorhanden sein.

[5]) Nach einer russischen Zeitungsnotiz befestigen die Japaner die Insel Quelpart am Eingange der Koreastraße.

Wladiwostok eine bessere Flottenbasis sein als Port Arthur, da es von der Landverbindung nicht wird abgeschnitten werden können. —

Russischerseits hat man sich entschlossen, die Sibirische Bahn zweigleisig auszubauen und die zuerst gelegten Schienen durch längere zu ersetzen. Die Kosten werden mindestens 100 Millionen Rubel betragen bei einer auf zwei Jahre ausgedehnten Bauzeit.

Auf der japanischen Seite ist der Bahnbau von dem Hafenpunkt Fusan bis Söul so weit gefördert, daß der Betrieb Anfang Dezember beginnen kann. Die Fahrzeit soll 50 Stunden betragen. —

Während das Gros der japanischen Belagerungsarmee die Nordfront von Port Arthur im weiteren regulären oder förmlichen Angriff zu bewältigen sucht, griff am 30. November [1]) die 1. Division einen dominierenden Punkt in der Nordwestfront an, zunächst mit einem Bombardement, dann mit wiederholten Infanterieattacken, von denen die letzte um 8 Uhr abends definitiven Erfolg hatte. Es ist dies der sogenannte 203-Meter-Hügel, ein spitzer, felsiger Berg, auf dem die Russen eine provisorische, mit leichten Geschützen armierte Befestigung angelegt hatten. Diese Geschütze gingen zum Teil verloren. Vom folgenden Tage an beschossen die Russen den Berg aus allen Batterien, die dorthin Schußfeld haben, und machten dann wiederholt Sturmangriffe zur Wiedergewinnung der wichtigen Position, sie wurden aber mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Es war zu bezweifeln, ob es den Japanern gelingen werde, auf die steile und nicht große Höhe schwere Geschütze hinaufzuschaffen und in dem feindlichen Artilleriefeuer zu etablieren. Sie erreichten es aber und beschießen seit dem 3. Dezember mit Erfolg die im Hafenbassin liegenden Schiffe in direktem und gezieltem Feuer. [2]) Die Russen hatten die bisher nur indirektem Steilfeuer ausgesetzten Panzer dadurch zu schützen versucht, daß sie die Decks mit Sandsäcken belegten. Scheinbar sind die Schiffe nicht mehr genügend seetüchtig, sonst würden sie schon versucht haben, sich dem auf die Dauer vernichtenden Feuer durch einen Ausfall zu entziehen.

Die Höhe 203 gestattet den Japanern, auch die Hafeneinfahrt auf 6 Kilometer direkt unter Feuer zu nehmen, die Küstenforts auf 5 bis 6 Kilometer im Rücken zu beschießen und auch die rückwärtigen Abhänge der Forts der Nordfront auf 6 bis 8 Kilometer zu flankieren. Der weitere Angriff auf die drei Forts wird also erleichtert werden. Die zweite Linie der russischen Befestigungen: Tafelberg-Wachtelberg wird um etwa 100 Meter dominiert, während der letzte Stützpunkt der Russen, die provisorische Befestigung auf dem 460 Meter hohen Liautischanberge, von der Höhe 203 aus auf 10 Kilometer Entfernung nicht mit

[1]) Nach nichtoffizieller japanischer Nachricht begann der Angriff schon am 27. November mit Beschießung einer 300 Meter weiter südlich gelegenen Höhe. Am 29. November hatte noch ein russischer Gegenangriff vorübergehenden Erfolg.

[2]) Bis zum 12. Dezember waren sämtliche größere Schiffe versenkt oder kampfunfähig gemacht, bis auf das Linienschiff „Sewastopol“, welches sich auf die äußere Reede rettete, aber hier von einem japanischen Torpedo beschädigt wurde.

Feuer erreicht werden könnte. Durch die Einnahme des Akasakahügels am 6. Dezember haben die Japaner ihre Stellung auf den Höhen verbreitern können. —

Gegen die Höhe 203 hat japanischerseits jedenfalls ein durch Artilleriefeuer gut vorbereiteter Sturmangriff [1]) stattgefunden, während die drei Forts der Nordfront noch nicht sturmreif waren. Solange die den Hauptgraben einschließenden Mauern und die denselben flankierenden Kaponnieren und Kasematten nicht zerstört sind, könnte auch eine wenig zahlreiche Besatzung einen Sturmversuch abweisen, denn dieser müßte mit Hilfe von Leitern ausgeführt werden. —

Auf der russischen Seite bestehen jetzt nicht mehr Zweifel, daß Japan mit seinen militärischen Machtmitteln ein zweites Feldzugsjahr wird aushalten können. Man bezweifelt aber noch die finanzielle Leistungsfähigkeit. Inzwischen ist es Japan gelungen, zwei Anleihen unterzubringen, eine innere von 160 Millionen Mark und eine äußere von 240 Millionen Mark. Erstere wurde schon in den ersten Tagen dreimal überzeichnet, letztere (zu je einer Hälfte in London und New York) acht- bis zehnmal. Allerdings ist die äußere Anleihe recht teuer gekommen, nämlich 6%ig und zum Kurse von 90½, mit Sicherung durch die Zolleinnahmen.[2]) In dem am 2. Dezember dem japanischen Parlamente vorgelegten Budget sind von den auf 1 Milliarde Yen (gleich 2 Mark) berechneten Ausgaben ¾ für militärische Zwecke bestimmt, es müßte aber eine Summe von 450 Millionen durch Anleihe noch beschafft werden. — Die 4%ige japanische Anleihe ist in London in letzter Zeit von 72 auf über 75 gestiegen. Vor dem Kriege stand sie 85.

Ueber die russischen Finanzen wird wohl erst das am 1./14. Januar zu publizierende Budget nähere Angaben bringen. Inzwischen scheinen in Paris 5%ige Schatzbons in großer Zahl ausgegeben zu sein. Dieselben stehen nur wenig über Pari, werden daher, wenn sie nicht steigen, die 4%igen russischen Papiere unter 90 herabdrücken.[3]) Die Höhe der 5%igen Anleihesumme wird noch geheim gehalten, wahrscheinlich sind es 800 Millionen Franken, rückzahlbar in 5 bis 6 Jahren, von denen 300 Millionen noch nicht begeben sind. Jene 500 Millionen ergaben nach Abzug der hohen Provisionen 95½ pro Hundert Franken.

Dem hohen, noch unerschütterten Staatskredit Rußlands steht gegenüber

---

[1]) Es wird jetzt auch von russischer Seite die irrtümliche Ansicht von den vielen verlustvollen Stürmen der Japaner berichtigt. In einem militärischen Artikel des „Swet“ wird gesagt: „Im allgemeinen hat man mit dem Wort „Sturm“ wenig Umstände gemacht und dadurch den unwahrscheinlichen und übertriebenen Eindruck erhalten, daß die Japaner schon zehnmal Port Arthur „stürmten“. Offenbar hielt man jede, auch geringe Vorwärtsbewegung für einen Sturm und zuweilen zur Abwechslung sogar für einen „allgemeinen“.

[2]) Zum Vergleich sei angeführt, daß im Sezessionskriege die amerikanischen Nordstaaten ihre große Anleihe in Europa mit 7% verzinsen mußten. — Bei Ausbruch des Krieges 1870 nahm Preußen eine 5%ige Anleihe von 120 Millionen Taler zu 85% auf, es wurden nur 70 Millionen gezeichnet.

[3]) Der Kurs vor dem Kriege war 96 und ist inzwischen auf 90 bis 91 heruntergegangen.

eine finanzielle Opferwilligkeit des einzelnen Japaners, wie sie seit 1813 in Preußen noch nicht wiederholt worden ist.

Bei Beurteilung der vorstehend für Japan aufgeführten Zahlen muß man berücksichtigen, daß in diesem Lande bares Geld den dreifachen Wert hat wie in Deutschland, den fünffachen wie in England.

Intramerkurielle Planeten

Von

J. Palisa

Zu den hellsten Gestirnen des Himmels zählen die fünf großen Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Sie waren schon den Astronomen der ältesten Völker bekannt, und ihre Bewegung unter den andern Sternen des Himmels war Gegenstand vielfacher Erklärungsversuche. Außer diesen fünf Planeten ist noch der Planet Uranus mit freiem Auge als ein Stern sechster Größe sichtbar, und wenn die alten Astronomen alle dem freien Auge sichtbaren Sterne notiert, beziehungsweise Himmelskarten angefertigt hätten, wäre die Entdeckung des Uranus schon viel früher geglückt. So blieb seine Entdeckung einer sehr späten Zeit vorbehalten, denn sie gelang erst dem älteren Herschel, am 13. März 1781, der den Planeten an seiner im Fernrohre bemerkbaren Scheibe und an seiner Bewegung als solchen erkannte. Dann folgte die Entdeckung weiterer Glieder des Sonnensystems durch die Auffindung der zahlreichen, zwischen Mars und Jupiter kreisenden Planeten. Die äußere uns bekannte Grenze des Sonnensystems wurde aber wesentlich durch die Entdeckung des Planeten Neptun erweitert, die am 23. September 1848 durch Galle in Berlin auf Grundlage von Rechnungen des berühmten französischen Astronomen Le Verrier erfolgte.

Bald nach der Entdeckung des Planeten Uranus wurde die Bahn dieses Planeten berechnet. Hierzu wurden natürlich in erster Linie die nach der Entdeckung zahlreich erfolgten Beobachtungen herangezogen und nachgerechnet, ob dieser Planet nicht schon in früherer Zeit für einen Fixstern gehalten und beobachtet worden war. Auf diese Weise wurden neunzehn ältere Beobachtungen, die zwischen 1690 bis 1771 liegen, aufgefunden.

Es stellte sich heraus, daß es unmöglich sei, eine Bahn zu rechnen, die sämtlichen Beobachtungen entsprechen würde, und als in der Folge der Planet Uranus immer stärker von der wahrscheinlichsten Bahn abwich, drängte sich die Ueberzeugung auf, daß diese Abweichungen durch einen entfernten, noch unbekannten, großen Planeten verursacht werden. Le Verrier unternahm es Ende

der vierziger Jahre, das vorliegende Beobachtungsmaterial neuerdings zu bearbeiten, und das Resultat seiner Untersuchungen war die Angabe einer Bahn des unbekannten Planeten, sowie der Orte, wo er am Himmel ungefähr zu suchen wäre. Auf Grund dieser Rechnungen Le Verriers wurde also Neptun entdeckt. Ob Neptun die Grenze unsers Sonnensystems nach außen bildet, ist eine Frage, die erst die Zukunft entscheiden wird.

Le Verrier unternahm in späteren Jahren die Untersuchung der Bahnen sämtlicher großen Planeten und fand, daß auch der Planet Merkur eigentümliche Abweichungen zeige, die sich am besten durch die Annahme erklären lassen, daß innerhalb der Merkursbahn ein oder mehrere sogenannte intramerkurielle Planeten um die Sonne kreisen. Nachdem somit die große Wahrscheinlichkeit der Existenz solcher Körper auf theoretischem Wege dargetan war, versuchte man es auch, dieselben aufzufinden. Es gibt aber zur Auffindung derselben nur zweierlei Gelegenheiten.

Alle Planeten, also auch die intramerkuriellen, bewegen sich zufolge des Newtonschen Gravitationsgesetzes in Ebenen, die durch den Sonnenmittelpunkt hindurchgehen. Die Schnittlinie je zweier solcher Ebenen muß daher stets durch die Sonne gehen. Wenn nun die Erde und ein intramerkurieller Planet gleichzeitig diese Linie auf derselben Seite der Sonne passieren, so wird ein Beobachter auf der Erde den Planeten vor der Sonnenscheibe als ein größeres oder kleineres dunkles Scheibchen sehen, das sich infolge der Planetennatur ziemlich rasch über die Sonnenscheibe bewegt. Es gilt also, die Sonnenscheibe fortwährend zu überwachen. Weil aber die Sonne auch untergeht, so kann diese Ueberwachung nicht auf einer Sternwarte allein erfolgen, sondern es muß eine zweite bereits die Bewachung begonnen haben, bevor für die erste die Sonne untergegangen ist. Sobald es aber einmal gelungen ist, ein solches Objekt zu beobachten, kennt man auch die Lage der Schnittlinie; und so oft die Erde diese Schnittlinie passiert, was zweimal im Jahre und immer an denselben Monatstagen erfolgt, wird die Möglichkeit vorhanden sein, den gesuchten Planeten vor der Sonnenscheibe zu sehen, an andern Tagen aber nicht. Es lag Le Verrier nichts näher, als sich nach Nachrichten umzusehen, die von einer solchen Erscheinung berichteten, und die Mitteilungen auf ihre Glaubwürdigkeit, beziehungsweise Brauchbarkeit zu untersuchen. Und solcher Nachrichten lagen schon einige vor, aber keine bezog sich auf Beobachtungen, die von einem Astronomen gemacht worden waren, sondern alle stammten von Freunden und Liebhabern der Astronomie her, die natürlich einer Täuschung leicht zugänglich sind.

Bald nachdem Le Verrier in der Pariser Akademie seine Ansichten über diesen Gegenstand bekannt gemacht hatte, verbreitete sich in Paris das Gerücht, daß der von Le Verrier vermutete Planet bereits gesehen worden sei. Die Nachrichten wurden immer bestimmter, so daß Le Verrier sich veranlaßt fühlte, nach Orgères selbst zu reisen, um mit dem Beobachter der Erscheinung, dem Landarzte Lescarbault, zu sprechen. Herr Lescarbault wurde einem Kreuzverhör unterzogen, um zunächst auf seine Kenntnisse und Glaubwürdigkeit geprüft zu werden.

Das Resultat der Untersuchung war, daß Le Verrier zur Ueberzeugung kam, daß die Beobachtung Lescarbaults vom 26. März 1859 sich auf den vermuteten Planeten beziehe. Auf Grund der Beobachtungen von Lescarbault war Le Verrier in der Lage, einige der Bahnbestimmungsstücke, sogenannte Elemente, zu rechnen und in der ersten Sitzung der Akademie nach seiner Rückkehr vorzulegen. Die Beobachtung Lescarbaults wurde vielfach angezweifelt, insbesondere von Liais, der sich damals in Brasilien aufhielt und zu derselben Zeit wie Lescarbault die Sonne durchmustert hatte, ohne etwas Außerordentliches zu bemerken. Allein gewichtiger als diese Negation ist ein andrer Einwurf desselben Astronomen, daß nämlich bei dem angegebenen Durchmesser von drei Sekunden und der großen Nähe an der Sonne, der Planet sich bei totalen Sonnenfinsternissen durch einen bedeutenden Glanz hätte bemerkbar machen müssen.

Eine ähnliche Beobachtung wie die Lescarbaults, wurde am 20. März 1862 von Lummis, einem Liebhaber der Astronomie zu Manchester, gemacht, der die Sonnenscheibe nach Sonnenflecken durchmusterte. Er beobachtete einen sehr kleinen schwarzen, kreisrunden und scharfbegrenzten Fleck neben einem größeren Fleck, der sich rasch von dem letzteren entfernte. Nach zweiundzwanzig Minuten legte derselbe einen Weg zurück, den Lummis auf zwölf Minuten schätzte, während Hind, auf Grund der von Lummis angefertigten Skizze, dafür nur sechs Minuten fand. Lummis konnte leider den Austritt des Fleckes aus der Sonnenscheibe nicht abwarten, weil er, seines Zeichens Eisenbahnbeamter, abberufen wurde.

Eine weitere Beobachtung derselben Art wurde am 8. Mai 1865 von Coumbary in Konstantinopel gemacht.

Jedenfalls war die Frage der Existenz eines intramerkuriellen Planeten, dem man den Namen Vulkan beilegte, Gegenstand der Untersuchung und Nachforschung geworden. Auf vielen Sternwarten wurde die Sonnenoberfläche hauptsächlich an solchen Tagen, an denen eine Möglichkeit, den Planeten vor der Sonnenscheibe zu erblicken, durch die bisherigen wirklichen oder vermeintlichen Beobachtungen vorhanden war, auf das eifrigste überwacht, aber ohne jeden Erfolg.

Eine zweite Gelegenheit, intramerkurielle Planeten zu finden, bieten die Zeiten totaler Sonnenfinsternisse. Die Finsternis des 29. Juli 1878 war die erste, bei der derartige Nachforschungen unternommen wurden. Der Astronom Watson, dem man eine Reihe von Entdeckungen kleiner Planeten dankte, hatte sich die Auffindung des Vulkan zur Aufgabe gestellt, und in der Tat traf er während der Sonnenfinsternis auf zwei Gestirne, die er für neu und somit intramerkurielle Planeten hielt. Desgleichen erstattete der Astronomamateur Swift eine gleiche Meldung. Allein es zeigte sich bald, daß die Watsonschen Beobachtungen sich mit denen Swifts nicht vereinigen lassen, und außerdem wies Peters nach, daß Watson nicht zwei neue, sondern zwei bekannte Sterne gesehen hatte und die mitgeteilten Positionen durch einen Irrtum in der Ablesung entstellt waren.

Dies veranlaßte Prof. Oppolzer, den Gegenstand aufs neue zu untersuchen, und indem er acht zu verschiedenen Zeiten gemachte Beobachtungen als dem

gesuchten Planeten zugehörig annahm, fand er, daß in den Morgenstunden des 19. März 1879 der supponierte Planet vor der Sonnenscheibe sich befinden müsse. Trotzdem nun nicht nur um die genannte Zeit, sondern auch vor und nachher die Sonne auf das sorgfältigste überwacht wurde, fand man doch nichts.

Die am 6. Mai 1883 im großen Ozean sichtbare Sonnenfinsternis, bei der die Totalität über fünf Minuten dauerte, gab abermals Gelegenheit, der Sache näherzutreten. Es waren nach der kleinen, nördlich der Gesellschaftsinseln liegenden Insel Karolina eine amerikanische und eine französische Expedition abgegangen. Der Chef der amerikanischen Expedition, Direktor E. S. Holden, sowie ich, der ich Teilnehmer der französischen Expedition war, hatten die Aufsuchung intramerkurieller Planeten als Programmpunkt gewählt; dann wurde noch durch den Chef der französischen Expedition, das Mitglied der französischen Akademie Jansen, eine photographische Aufnahme der Umgebung der Sonne zu demselben Zwecke veranstaltet. Die Beobachtungen von Holden und mir ergaben ein negatives Resultat, und was die photographische Platte ergab, ist nie recht bekannt geworden, nicht einmal die Helligkeit der auf der Platte verzeichneten Sterne hat man erfahren. Ich muß gestehen, daß das Absuchen des Himmels während der gegebenen fünf Minuten bei der vorhandenen Aufregung eine sehr schwere Sache war und daß deshalb das negative Resultat nicht als beweisend angesehen werden kann. Aber die Ueberzeugung drängte sich mir damals auf, daß die Beobachtung eines solchen Himmelskörpers bei solcher Gelegenheit nur dann möglich ist, wenn die Gegend, in der er stehen soll, eng begrenzt ist. Auf diesem Wege wäre eine Entdeckung daher nur möglich, wenn eine größere Zahl von Beobachtern sich die zu durchsuchende Gegend in kleinere Partien teilen würde.

Seit dieser Zeit schien die Sache endgültig zu ruhen; allein der Umstand, daß die Photographie noch nicht zur Lösung dieser Frage ernstlich herangezogen worden war, veranlaßte den amerikanischen Astronomen Pickering, neuerdings Versuche in dieser Richtung anzuregen. Auf seinen Rat sollten die zu diesem Zwecke in Verwendung zu stellenden Objektive nicht groß, aber von langer Brennweite sein. Dieselben sollten auf verschiedene Gegenden der Sonnenumgebung gerichtet werden, so daß von allen zusammen ein großes Feld des Himmels aufgenommen würde. Daß derartige Beobachtungen nicht nur an einem Orte, sondern an mehreren anzustellen wären, ist selbstverständlich; denn schon allein zur Kontrolle einer etwa gemachten Entdeckung wäre ein solches Vorgehen erforderlich.

Vor kurzem ist nun ein Bericht des Direktors Langley über die während der totalen Sonnenfinsternis des 28. Mai 1900 auf der Station Wadesboro in Nord-Karolina gemachten Beobachtungen erschienen. Diesem ist zu entnehmen, daß nebst vielen andern Apparaten zur Beobachtung der Erscheinungen um den Sonnenkörper herum, auch ein Apparat zur Auffsuchung intramerkurieller Planeten in Verwendung genommen wurde. Auf einer gegen den Nordpol des Himmels gerichteten Achse waren vier Objektive mit ihren Kameras montiert. Zwei Objektive hatten 3 Zoll Oeffnung und 11 Fuß Brennweite, zwei $4^1/_2$ Zoll

Oeffnung bei $3^{1}/_{4}$ Fuß Brennweite. Die Dauer der Totalität betrug nur eine Minute und dreißig Sekunden. Trotz dieser kurzen Zeit ergaben die Aufnahmen mit den elffüßigen Kameras folgende höchst interessante Resultate: Die Gegend westlich von der Sonne, die von dem einen Objektiv bestrichen wurde, ist sehr gut wiedergegeben, die Gegend östlich von der Sonne hat zahlreiche Mängel in der photographischen Schrift aufzuweisen und ist von geringerem Werte. Auf der Platte, die mit dem zuerst genannten Objektiv gewonnen wurde, sind 114 Sterne, auf der andern nur 13 Sterne verzeichnet. Während der schwächste Stern auf der ersten Platte ein Stern 8.4 Größe ist, ist der schwächste Stern der zweiten Platte 6.3 Größe. Jede der beiden Platten bedeckt ein Gesichtsfeld von 15 Grad westlich, beziehungsweise östlich, von der Sonne und von 5 Grad nördlich bis zu 5 Grad südlich von der Sonne. Von diesen 127 Sternen lassen sich acht Sterne nicht mit bereits bekannten Sternen identifizieren. Die Bilder von vieren sind im Aussehen etwas verschieden von dem der andern Sterne; die übrigen vier aber gleichen vollständig den andern Sternabbildungen. Die aus der Größe der Sternscheibchen geschätzte Helligkeit schwankt zwischen der fünften und siebenten Größe.

Leider gelang es auf keiner der andern Stationen, gleiche Resultate zu erzielen, und da somit die hier so notwendige Kontrolle fehlt, so ist noch ein berechtigter Zweifel vorhanden, ob diese vier, beziehungsweise acht Bilder vorhandenen intramerkuriellen Planeten entsprechen.

Mit dieser Beobachtung ist die Frage, ob es intramerkurielle Planeten gibt, aufs neue, und wie es scheint mit größerer Berechtigung, auf die Tagesordnung gesetzt. Die nächste Gelegenheit, die Frage zu lösen, bot die große Finsternis vom 17. Mai 1901. Leider wurden die Beobachtungen durch Wolken gestört, so daß das negative Ergebnis nicht entscheidend sein kann. Es muß daher die am 30. August 1905 stattfindende totale Sonnenfinsternis, die in Nordamerika, Spanien und Algerien sichtbar sein wird, abgewartet werden, bei der in erster Linie die amerikanischen Astronomen es gewiß nicht versäumen werden, erneute und zahlreichere Anstrengungen in dieser Richtung zu machen. Sollten die Beobachtungen des Jahres 1900 ihre Bestätigung finden, so ist allerdings die Existenz intramerkurieller Planeten erwiesen; aber es wird große Schwierigkeiten machen, bis man die Bahnen der einzelnen Glieder bestimmt haben wird.

Man wird keine Sonnenfinsternis vorübergehen lassen, ohne aufs neue zu versuchen, nach der bewährten Methode Positionen zu erhalten. Erst wenn es gelungen sein wird, zu erkennen, welche Objekte bei den einzelnen Finsternissen identisch sind, wird an eine Bestimmung der Bahnelemente geschritten werden können, und wenn auf Grund derselben Vorausberechnungen der ungefähren Orte eines jeden dieser Himmelskörper vorliegen werden, wird man den Versuch machen können, dieselben auch zu andern Zeiten als bei totalen Sonnenfinsternissen, vielleicht auf hohen Bergen zu beobachten.

Es wird vielleicht jemand die Frage aufwerfen: Wie kommt es, daß, wenn man bei der Finsternis von 1900 acht intramerkurielle Planeten entdeckt

hat, doch niemals ein solcher von einem Astronomen vor der Sonnenscheibe gesehen worden ist? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer zu geben.

Ein Gegenstand auf der Oberfläche der Sonne, der unter dem gewiß sehr kleinen Winkel von einer Bogensekunde erscheint, muß eine Ausdehnung von 700 Kilometern haben. Die größten der kleinen Planeten, wie z. B. Ceres, sind nahezu von derselben absoluten Größe und erreichen im Maximum die sechste Größenklasse der Helligkeit. Würde man Ceres in die Gegend der intramerkuriellen Planeten versetzen, so würde sie als ein Stern über erster Größe erscheinen. Ein intramerkurieller Planet aber, der nicht heller als ein Stern fünfter Größe ist, dürfte daher höchstens einen Durchmesser von 40 Kilometern besitzen und erscheint dann vor der Sonnenscheibe unter einem Winkel, der gewiß kleiner als ein zehntel Bogensekunde ist, so daß er vor der Sonnenscheibe gar nicht gesehen werden kann. Ob aber unter solchen Umständen die existierenden intramerkuriellen Planeten jene von Le Verrier gefundene Abweichung der Merkursbahn erklären können, ist sehr fraglich, weil solche kleine Körper in großer Anzahl vorhanden sein müßten.

Immerhin bleibt es höchst wünschenswert, daß die Frage der Existenz solcher Planeten einmal endgültig entschieden werde.

Ueber die Krebskrankheit

Ein Mahnwort an die Frauenwelt

Von

Professor Dr. Zweifel (Leipzig)

Die griechische Sage erzählt von einem Sünder, der zur Strafe für seine Missetaten gezwungen war, in der Unterwelt einen Felsblock eine steile Höhe hinaufzuwälzen mit der Vorausbestimmung, daß der Stein vor dem Gipfel immer wieder nach unten rollte, wo die mühevolle Arbeit von neuem beginnen mußte.

Es kann die Phantasie eine Höllenqual nicht anschaulicher darstellen als mit diesem Bilde, und das Arge liegt noch mehr in der Enttäuschung nahe vor dem Ziel, als in dem ruhelosen Arbeiten. Aehnliche Aufgaben sind in der medizinischen Forschung in großer Zahl vorhanden, indem hart vor dem Ziel, wo der Erfolg schon in sicherer Aussicht zu stehen scheint, der Hoffende doch noch getäuscht wird.

Wer dann nicht wieder angreift und in der Ueberzeugung, keine unerfüllbare Aufgabe zu verfolgen, den Stein hoch zu rollen von neuem beginnt, eignet sich besser für ein Handwerk als für die medizinische Forschung, oder er ist vielleicht veranlagt, geistreiche Ideen aus dem Aermel zu schütteln, aber nicht, sie zu beweisen.

Ein Beispiel von nicht auszudenkender Mühseligkeit ist die Arbeit über die

Krebskrankheit, die innerhalb der letzten fünfzig Jahre geleistet wurde. Noch vor einem halben Jahrhundert war in bezug auf den wissenschaftlichen Begriff dieser Krankheit alles im argen, und nur eines stand fest, daß, wer diese Krankheit hatte, dem Tode unrettbar verfallen war. Sehr groß ist die Zahl von Veröffentlichungen, die Sisyphusarbeiten zu sein schienen, und deren beste es doch nicht waren. Von den gröbsten Erscheinungen ausgehend, studierte man die feineren und feinsten Gewebeveränderungen, und wenn irgendwo, so hat gerade hier das Mikroskop sich als eines der wertvollsten Instrumente der Mediziner bewährt.

Mit unsäglicher Mühe ist der wissenschaftliche Begriff festgestellt worden, was ein Krebs ist und wie er insbesondere im Anfang aussieht. In gleichem Schritt mit der wachsenden Erkenntnis gingen die Bemühungen zum Heilen einher.

Selbstverständlich reichen die Versuche, diese entsetzliche Krankheit durch Ausschneiden des Erkrankten zu heilen, sehr weit zurück. Aber es schienen auch diese Versuche immer nur Sisyphusarbeiten zu sein; denn wenn es auch einmal diesem oder jenem Arzte gelungen war, einen Krebs durch Operation zu heilen, so flossen doch die Bestätigungen so spärlich, und die Beweise, daß es wirklich Krebs gewesen, waren so anfechtbar, daß das gewünschte Ziel sehr vielen Aerzten als unerreichbar erschien.

Die erste Reihe von Arbeiten hat den wissenschaftlichen Begriff der Krankheit festgelegt und damit die Grundlage geschaffen, auf der ein ungerechter Pessimismus bekämpft und besiegt werden kann.

Und auch das zweite Postulat ist erfüllt.

Es ist ja billige Weisheit für Laien und Aerzte, in einem Fall, bei dem eine Operation gegen den Krebs keinen nachhaltigen Erfolg hatte, die Achseln zu zucken und mit geringschätziger Miene zu verallgemeinern, wie armselig unbefriedigend das menschliche Wissen und Können sei. Aber es liegt eine schwere Ungerechtigkeit darin, die Augen vor den Erfolgen zu verhüllen und auf die Unzulänglichkeit der Wissenschaft oder der Aerzte hinzuweisen, wo die Unwissenheit und Saumseligkeit der Kranken die Schuld am Unglück trägt. Gerechtigkeit ist stets ein Beweis von Edelsinn; aber Ungerechtigkeit in der Beurteilung der Aerzte ist leider weit verbreitet. Wenn ein Arzt in diesen Zeilen seine Stimme dagegen erhebt, so geschieht es nicht, um gegen diese ungerechte Beurteilung anzukämpfen, sondern nur, um daran zu erinnern, daß hier die Ungerechtigkeit den eignen Herrn schlägt, das heißt die ungerechte Beurteilung der Wissenschaft und der Aerzte dazu führt, daß man sich zu spät an sie wendet.

Es müssen die Sorglosen aufgerüttelt und die Unwissenden belehrt werden.

Wenn die Operateure schon lange zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der unbefriedigende Zustand allein durch die Saumseligkeit vieler Kranken entsteht, und ferner, daß die Verbreitung besserer Kenntnisse auf dem gewöhnlichen Wege der Einzelbelehrung durch die Hausärzte oder durch traurige Erfahrungen an Familiengliedern viel zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde, während welcher Zeit auf der ganzen Erde Hunderttausende von Menschen zugrunde

gingen, die gerettet werden könnten, so ist es wohl gerechtfertigt, mit einem Mahnwort an die breite Oeffentlichkeit zu treten, selbst wenn dabei delikate Beziehungen des Menschenlebens kurz gestreift werden müssen.

Die Neigung zu einem solchen Schritt war schon lange vorhanden, das Bedürfnis dazu längst empfunden, aber die Ausführung unterblieb, weil eine natürliche Scheu besteht, delikate Erörterungen in die allgemeine Presse zu bringen, und das Bedenken nicht zu verkennen ist, daß man bei vielen Menschen eine übertriebene, ja krankhafte Angst wecken könnte, wo dazu kein Grund vorhanden ist.

Professor Dr. Winter in Königsberg i. Pr. hat diese Bedenken fallen lassen und als erster in der Provinz seiner Wirksamkeit den Schritt zu öffentlicher Aufklärung durch die politische Presse, von der er verständnisvoll unterstützt wurde, unternommen und bei allen verständigen Menschen für sein wohlgemeintes Eintreten Dank geerntet. Und da der erste Schritt dieser Art vielen Nutzen gebracht und niemandem geschadet hat, so ist ein Wort in gleichem Sinne an die gebildeten Frauen Deutschlands auf demselben Weg gerechtfertigt.

Die Medizin hat mit immer stärkerer Betonung und mit immer größerem Erfolg die Verhütung der Krankheiten sich zum Ziel gesetzt, weil die Erfahrung darauf hinweist, daß man im Beginn einer Krankheit weit eher einen entscheidenden Einfluß auf den Verlauf gewinnen kann als in ihrer Entfaltung.

In der Regel sind die größten Feuer zuerst so klein gewesen, daß sie mit einem Glas Wasser hätten gelöscht werden können. Nicht anders verhält es sich mit der Mehrzahl der Krankheiten, die im Anfang noch leicht geheilt werden können, und wenn man sie unbesorgt und unbehandelt zur Ausbreitung gelangen läßt, den ganzen Menschen verzehren.

Bei den Wundkrankheiten ist die Sorglosigkeit etwas aufgerüttelt und der intelligentere Teil der Laienwelt ein wenig von dem Köhlerglauben vergangener Zeiten bekehrt. Es wagen doch Unberufene nicht mehr so selbstverständlich wie einst, einem Verletzten die alten Hausmittel zum Blutstillen aufzulegen, unter denen Spinnengewebe und Feuerschwamm die Hauptrolle spielten, weil sie Vorwürfe, ja Klagen wegen Verunreinigung der Wunden fürchten.

Es dürfen auf frische Wunden nur besonders bereitete, sogenannte aseptische Verbandstoffe kommen und dieselben ja nicht mit Fingern berührt werden, ohne vorherige sachgemäße Desinfektion. In der Not nur dürfte allfällig ein reines geplättetes Taschentuch Aushilfe leisten.

Aber bei vielen andern Krankheiten ist Stumpfsinn und Sorglosigkeit noch so weit verbreitet wie bei den Mohammedanern der Glaube an das Kismet. „Wie Gott will“ sind die Redensarten, die man oft einwenden hört, die jedoch nur einen Deckmantel bilden für die im Grund der Seele bestehende Sorglosigkeit oder Angst. Wie soll man es anders beurteilen, wenn Kranke mit solchen Einwendungen den Rat eines Arztes verschmähen oder versäumen, wo es ganz sicher ist, daß die Krankheit im Anfang durch eine richtige Behandlung vollkommen

geheilt werden kann, durch Vernachlässigung aber unheilbar wird und nach martervollem Krankenlager zum Tode führt? Soll man bloß, weil das Wort Gott gebraucht wird, dies als fromme Ergebung gelten lassen?

Was durchaus zu loben ist und einen unanfechtbaren Beweis des größten Heldenmutes und frommer Ergebung liefert, wenn den Menschen ein unabänderliches Schicksal heimgesucht hat, wird zur gedankenlosen Phrase oder zum Deckmantel für die Angst, wenn es gebraucht wird, wo die Unabänderlichkeit noch nicht feststeht oder noch nicht zum Bewußtsein des Menschen gelangt ist.

Daß der Krebs eine durch Operationen heilbare Krankheit ist, wenn er so früh operiert werden kann, daß alles kranke Gewebe zu entfernen ist, vermag heute kein Arzt mehr zu bestreiten, und ein jeder, der diesem Grundsatz widersprechen wollte, würde sich selbst das Zeugnis einer ungehörigen, respektwidrigen Ignoranz ausstellen. Dafür sind die unanfechtbaren Beweise, bei denen die Krankheit durch das Mikroskop festgestellt war und die Heilung jahrzehntelang nach einer Operation bis in das höchste Alter verfolgt wurde, nach Tausenden zu zählen.

Eine andre Frage ist es, ob solche Erfolge nur durch Operationen und nicht auch auf schonendere Weise erzielt werden können. Für alle inneren Heilmittel, mögen sie noch so vielversprechend angepriesen werden, ist die völlige Nutzlosigkeit mit absoluter Sicherheit erwiesen.

Nur zwei nichtoperative Heilmittel gibt es, denen man eine beschränkte Wirkung zuerkennen muß: die Belichtung mit Röntgenstrahlen und die Verabreichung von Arsen. Diese haben Krebse der Oberfläche, insbesondere der Haut, aber auch nur solche, schon zu heilen vermocht. Daß aber die Menschen in allen Fällen von Krebs der inneren Organe ohne operative Hilfe nach längerer oder kürzerer Zeit sterben müssen, ist eine durch unzählige traurige Beispiele wohlbekannte Tatsache. Es gibt also für alle „inneren“ Krebse kein andres Heilmittel als Operation.

Was ist nun der Krebs und was kann ein Mensch tun, um den richtigen Zeitpunkt zur Hilfe nicht zu versäumen? Wir sind uns bewußt, daß es sehr schwer ist, für Laien darüber eine Antwort zu geben, die für sie verständlich ist; denn dieser Begriff ist ein sehr verwickelter und keineswegs mit wenig Worten zu erschöpfen. Er wird in der Regel den Studierenden gegenüber in die Worte gekleidet: Krebs ist eine atypische Wucherung von Epithelien. Es ist ja klar, daß diese Antwort für jeden Nichtmediziner sehr unverständlich klingen und ebenso viele neue Fragen wecken muß, als Worte in dem Satze sind. Aber da ist es bei dieser verwickelten Sache nicht möglich, in mehr Einzelheiten einzutreten, als in die Erklärung, daß man unter „Epithelien“ die „Deckzellen“, also die obersten Schichten der Oberhaut und aller Schleimhäute versteht.

Die Wucherungen sind von eigentümlicher Art und führen zuerst zur Bildung kleiner Knötchen, die wachsen und immer weiter und weiter fressen und alle gesunden Gewebe, auf die sie stoßen, aufzehren. Wenn die Wucherung sich gegen eine Oberfläche hin entwickelt, so wird die

Decke zerstört, die Geschwulst wird dadurch zu einem aufbrechenden, harten Geschwür, das leicht von selbst oder bei Berührung blutet. Völlig verständlich werden solche Sätze immer erst durch die Beobachtung, und Unerfahrene können niemals aus Worten ein richtiges Bild gewinnen. Doch können wir zur Erläuterung ein Beispiel anführen, das am ehesten verständlich wird — ein Krebsknoten an einer Lippe. Das erste, was ein Mensch dabei bemerkt, ist ein Knoten von etwa Erbsengröße. Knoten harmloser Art von gleicher Größe kommen viel zahlreicher vor als die schlimmen, aber die harmlosen vergehen wieder von selbst, ein Knoten dagegen, der wächst, ist nicht harmlos, sondern verdächtig. Bricht er gar auf und bildet er ein Geschwür, so ist die Diagnose schon recht düster. Die schlimmste Seite dieser Krankheit ist aber nicht die Bildung örtlicher Geschwüre, sondern die Neigung zum sprungweisen Weiterwuchern in den Lymphgefäßen. Dadurch unterscheiden sich hauptsächlich die bösartigen Geschwülste von den gutartigen, indem jene nicht bloß am Ort ihrer Entstehung Schritt für Schritt weiter wachsen, sondern durch die Lymphgefäße in weit entfernte Organe gelangen. Diese Bestandteile sind mikroskopisch klein. Sie zu sehen oder zu fühlen ist unmöglich, und erkannt werden sie erst, wenn sie am Ort, wo der Lymphstrom sie hintrug, wieder zu großen Geschwülsten ausgewachsen sind. Diese Neigung zur Verbreitung ist das große Verhängnis dieser Krankheit, und da können sich auch die Laien ausdenken, daß die Wiederkehr einer neuen Geschwulst nicht mehr abzuwenden ist, wenn ein Mensch mit einem solchen Knoten der Lippe gewartet hat, bis die Krebsbestandteile schon bis zu den Lymphdrüsen des Halses oder sogar der Brusthöhle verschleppt worden sind. Da kommt die Operation zu spät und bildet sich dann die neue Geschwulst aus verschleppten Krebskeimen von den Drüsen gerade so weiter aus und verheert und zerstört ihre Umgebung in gleicher Weise wie die primäre Geschwulst. Die Rückfälle nach den Operationen zu verhüten, ist nur möglich, wenn die Kranken sich operieren lassen, ehe diese Verschleppungen zustande kamen. Was soll geschehen, um diesem Verhängnis vorzubeugen? Das scheint nach dem eben Gesagten eine sehr einfache Aufgabe: Die Menschen dürfen nirgends am Körper solche in oder unter der Haut entstehende Knötchen, die nicht wieder bald von selbst vergehen oder die sogar wachsen, leicht nehmen und unbehandelt lassen, sie müssen zu einem Arzt gehen, der dann das Nötige verordnen wird, und da gehört es bei den Aerzten zur Vorsicht, solche Knötchen lieber bald herauszuschneiden und mikroskopisch zu untersuchen, weil das Vergrößerungsglas in einwandfreier Weise feststellen kann, ob das Knötchen gutartig oder bösartig sei.

Die Aufgabe ist aber nichts weniger als einfach, wenn es sich um innere Organe handelt, zum Beispiel den Magen, die Eierstöcke, die Gebärmutter. Es sind hier mit Absicht drei Organe herausgegriffen, bei denen die Verschiedenheit der Erscheinungen die denkbar größte ist und wo mit dem obengenannten Zeichen — Knotenbildung — nicht das geringste anzufangen ist. Es wird bei den inneren

Organen leicht zu spät, weil die Kranken lange Zeit von den Epithelwucherungen nichts merken, und wenn erst Erscheinungen auftreten, die Ausbreitung schon so weit gediehen ist, daß eine Operation nicht mehr ausführbar oder doch nicht mehr erfolgreich sein kann.

Nun kommt ein neuer Gesichtspunkt zur Erwägung, daß die Neigung zur Verbreitung des Krebses in den Lymphgefäßen sehr verschieden ist, je nach den Organen, die befallen sind, und nach dem Lebensalter der Erkrankten. So ist es sicher, daß in jugendlichen Jahren die Verbreitung durch die Lymphgefäße eine viel regere ist als in höheren. Nur dadurch ist es zu erklären, daß bei jüngeren Patienten viel eher Rückfälle entstehen als bei älteren, ferner, daß Krebse der Lippen und der Zunge, trotzdem dieselben sehr bald Störungen machen und bald zum Arzt führen, viel schlechtere Erfolge beim Operieren im Sinne von Dauerheilungen erreichen lassen als Krebse der Brustdrüsen. Noch merkwürdiger ist es, daß selbst die letzteren noch nicht einmal so gute Erfolge im Sinne von Dauerheilungen aufzuweisen haben als Krebse der Gebärmutter. Das sind Beobachtungen, die eine allgemeine Regel darstellen und doch wieder, wie alles, was das Leben betrifft, zahlreiche Ausnahmen zulassen müssen.

Dieser Aufsatz verfolgt, wie eingangs angegeben wurde, den Zweck, in Laienkreisen und besonders unter den Frauen einige Aufklärung zu verbreiten über die ersten Erscheinungen der Krebskrankheit. Für die Haut und die Brustdrüsen ist es schon ausgesprochen worden, worin der Anfang dieser fürchterlichen Krankheit besteht: „*in der Bildung fremdartiger, wachsender Knoten*“.

Die Erfahrungen der Frauenärzte aller Länder, die auf den internationalen Kongressen zusammengetragen werden, haben das erfreuliche Resultat gezeitigt, *daß gerade der Krebs der Gebärmutter zu denen gehört, die mit der besten Aussicht auf Dauerheilung operiert werden können, indem etwa ein Drittel aller Operierten dauernd geheilt wurde, also von Rückfällen der schrecklichen Krankheit für den Rest ihres Lebens verschont blieb.* Und diese Erfolge sind in unanfechtbarer Weise erzielt worden, indem nur solche Fälle gezählt wurden, bei denen der Krebs durch das Mikroskop festgestellt war und das Gesundbleiben durch eine Beobachtungszeit von mindestens fünf Jahren und mehr bewiesen war. Es sind nicht bloß Hunderte, sondern Tausende von Menschenleben im Lauf von zwei Jahrzehnten von einem sicheren Untergang bewahrt worden.

So ermutigend dies wirken muß, so niederdrückend ist die Erfahrung, daß verhältnismäßig wenig Frauen noch operiert werden können, weil sie so spät zu einem Operateur gelangen, daß keine Möglichkeit mehr besteht, radikal zu helfen, und daß immer noch zwei Drittel von Rückfällen heimgesucht werden. Was nutzt es, wenn man mit Aufwendung aller Geschicklichkeit die erkrankten Organe noch herausbringt und bei der Operation beobachten muß, daß die Krebsbestandteile schon weiter gekrochen sind, so weit, daß man sie nicht mehr entfernen kann!

Es ist natürlich, daß die Aerzte dies im Interesse der Betroffenen tief

bedauern, aber auch für sich selbst das Gefühl einer bitteren Enttäuschung durchleben.

Wie sollen sich aber die Menschen bei inneren Krebsen überhaupt und die Frauen bei solchen der Gebärmutter im besonderen vor diesem verhängnisvollen „Zuspät“ bewahren? Da ist im allgemeinen zu sagen, daß sie bei ernstem Unwohlsein nicht zögern und mit Hausmitteln behandeln, sondern sich bald an einen Arzt wenden sollen. In Beziehung auf den Gebärmutterkrebs müssen bessere Kenntnisse verbreitet werden, um die Frauen zu warnen. In so wichtigen Beziehungen des Lebens, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein von höchst wertvollen Menschen, um das Glück und Unglück ganzer Familien handelt, kann die öffentliche Besprechung nicht mehr gescheut werden, wenn es sich zeigt, daß der diskretere Weg durch Belehrung seitens der Hausärzte, welche die naturgemäßen Berater über Fragen der Gesundheit sind, aus den verschiedensten Gründen zu langsam zum Ziele führt. Naturalia non sunt turpia, das heißt „der natürlichen Dinge braucht sich kein Mensch zu schämen, wenn er dabei ein gutes Gewissen hat“, fühlen alle Frauen mit richtigem Takt heraus, wenn der Ton ernst und die Absicht gut gemeint ist.

Was oben über Knötchenbildung, Neigung zum Zerstören gegen die Oberfläche, sei dies die äußere Haut oder eine Schleimhaut, über das Aufbrechen des Knötchens zu einem Geschwür mit harten Rändern, das ohne Anlaß oder bei Berührung leicht blutet, gesagt worden ist, trifft ganz genau auf den Krebs der Gebärmutter zu. Aber eine Frau bemerkt als erstes Zeichen immer nur *eine Blutung, die ganz ohne Zusammenhang und in ganz andrer Art als die naturgemäße auftritt*, und dies muß ängstlich machen und dazu führen, daß jede, die so etwas bemerkt, diese ungewöhnliche Erscheinung einem Arzte anvertraut. *Ganz besonders verdächtig ist die Wiederkehr von Blutabgängen Monate oder Jahre nach dem Aufhören der naturgemäßen Blutungen oder der Abfluß von Blutwasser.* Auch hier ist zu wiederholen, daß keineswegs jede unregelmäßige Blutung von dieser schlimmen Bedeutung sein muß. Das liegt dann in dem Bereich der ärztlichen Untersuchung (durch das Mikroskop), Schlimmes mit Sicherheit auszuschließen und volle Beruhigung zu verbürgen.

Ganz regelmäßig hört man von Kranken, denen die Frage vorgelegt wird, warum sie sich nicht früher an einen Arzt gewendet haben, die Entgegnung, „weil sie keine Schmerzen verspürt hätten“. Es ist also die allgemeine Ansicht verbreitet, daß beim Krebs in erster Linie Schmerzen vorhanden sein müßten. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, weil die Schmerzen stets ein Zeichen einer sehr weiten Ausbreitung auf nervenreiche Gewebe sind, wodurch meistens jede Operation zu spät ist oder, wenn sie doch noch erzwungen wird, die Rückfälle nicht mehr verhindern kann.

Wir sind am Schluß unsrer Ausführungen, weil wir es nicht im Interesse der Frauen halten, weiter zu gehen, da das Mehr kaum verstanden, dagegen mannigfach mißverstanden werden könnte. Bei der populären Darstellung medi-

zinischen Wissens muß man immer damit rechnen, daß solche Menschen, die es nahe berührt, durch das richtige Verständnis der Worte hoffnungslos betrübt oder andre durch die Mißverständnisse zwecklos geängstigt werden können. Aber eines wollen wir uns nicht entgehen lassen, bei dieser Gelegenheit zu besprechen. Die Gesamtarbeit medizinischer Forschung der verschiedensten Fächer, insbesondere auch der pathologischen Anatomen, hat bei dieser Krankheit einen Fortschritt erzielt, der den höchsten Triumphen der Kulturgeschichte ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Die Zeitungen sind erfüllt von den Fortschritten der Elektrizität, der Dampfschiffe, der Kanonen und andrer schöner Sachen und darin ausgezeichnet unterrichtet. Aus dem Gebiet der Medizin jedoch gelangen fast nur in eine oder zwei Zeitungen gute Aufsätze, die augenscheinlich von Fachmännern geschrieben sind. Dafür ist die politische Presse Deutschlands angefüllt mit den charlatanhaften Anpreisungen und falschen Versprechungen, die um der blendenden Worte willen eine ungeheure Zahl von Menschen irreführen und zu ihrem Schaden gegen die Aerzte und die ehrliche Wissenschaft mißtrauisch machen. Um des Geldes willen tut es die politische Presse, weil sie sich die glänzenden Einnahmen aus den marktschreierischen Anpreisungen der Kurpfuscher, das heißt der nicht ausgebildeten und trotzdem Krankenbehandlung treibenden Personen, nicht entgehen lassen will. Den durchgebildeten, im Examen geprüften und in Vereinen organisierten Aerzten Deutschlands ist das Reklameschreiben überhaupt und Aufsätze in eigner Sache besonders für politische Zeitungen verboten.

Es ist darum das Publikum, das seine Belehrung über Krankheiten aus Zeitungsanzeigen schöpft, durchweg sehr schlecht beraten, und die richtige Instanz stets ein erfahrener Arzt. Die Aerzte Deutschlands müssen die Beobachtung machen, daß in der gleichen Zeit, in der die Wissenschaft unleugbar glänzende Fortschritte auf streng beweisbarer Grundlage machte, das Vertrauen zu dem ärztlichen Stande im allgemeinen nicht ebenso gewachsen ist. Zu jeder Zeit werden sich die einzelnen Aerzte Vertrauen und Ansehen zu wahren wissen; aber es gilt mit allen anständigen Mitteln der genannten Erscheinung entgegenzutreten, weil dazu keine Berechtigung besteht. Von einzelnen Leuten, mit denen man gelegentlich darüber spricht, wird regelmäßig erwidert, daß daran die Aerzte die meiste Schuld selbst hätten, und dann für die vermeintlichen Fehler eine Begründung versucht, die jedem Unparteiischen den Eindruck machen muß, daß die Leute kritisieren, was sie nicht verstehen, und deswegen dasjenige tadeln, was keineswegs unrichtig war, und Fehler nicht merken, wenn sich der Arzt große Mühe gab und ihnen in allem zu Willen war. Es gibt wohl keinen Beruf, in welchen Menschen ohne Sachverständnis so viel hineinzureden sich vermessen, als in den ärztlichen. Deswegen muß man sich über das Unzulängliche und die Irrtümer dieser Urteile nicht wundern. Wundern aber muß man sich über die Beharrlichkeit und Leidenschaft, mit der die falschen Urteile in der Regel verfochten und festgehalten werden. Tadeln ist stets leichter als Bessermachen, weil alle kranken Menschen gesund werden wollen und gegen die Aerzte verstimmt werden,

wenn es nicht gelingt, selbst wo dies unmöglich ist. Selbstverständlich gibt es Aerzte, die ihre Aufgaben viel besser erfüllen als andre; aber im allgemeinen haben die Deutschen allen Anlaß, sich ihren Aerzten bei Krankheit mit vollem Vertrauen zuzuwenden.

Briefe der Königin Luise an ihren Erzieher

Herausgegeben von

Dr. Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar

Wo des Todes grause Notwendigkeit erbarmungslos tiefschmerzliche Lücken reißt, wird es das Bestreben derer sein, die dem vom Leide Betroffenen innerlich am nächsten stehen, ihm durch Wort und Tat zu helfen und beizustehen. Ist es uns vergönnt, Menschen zu haben, die selbstlos die schwere und im letzten Grunde undankbare Aufgabe übernehmen, an die leer gewordene Stelle zu treten, um tatend und schaffend nach besten Kräften einen Ersatz zu bieten, so werden wir dem Geschick, das uns eben erst so hart getroffen, doch in tiefster Seele dankbar sein und leichter tragen, was uns zu tragen auferlegt ward. Nur schwer und nicht immer wird es uns gelingen, diesen guten Menschen in der schweren Zeit der Trübsal, da die Wunde noch frisch ist und die Trauer unser Empfindungsleben absorbiert, unsre Dankbarkeit zu zeigen und zu äußern. Den, der uns helfend zur Seite tritt, muß die Tat selbst lohnen und das Bewußtsein, dem Niedergebrochenen mit ganzem Herzen etwas sein zu wollen und doch auch sein zu können. Dieser aber, der unter den geschilderten Verhältnissen der allein Empfangende ist, wird, wenn er sich durchgerungen und der Schmerz mildere Formen angenommen hat, dankbar und gern Gelegenheiten ergreifen, zu zeigen, daß er nimmer vergaß, was man ihm Gutes tat. Es ist so schön und so leicht, dankbar zu sein. Und wo wir in der Geschichte, im öffentlichen und in unserm eignen Leben auf Aeußerungen wahrer Pietät und aufrichtiger Dankbarkeit stoßen, werden wir angenehm berührt sein. Solcher Wirkung kann sich niemand entziehen. Denn Dankbarkeit ist eine der reinsten, einfachsten Empfindungen, deren das Menschenherz fähig ist. Ein solches Denkmal der Dankbarkeit will ich im folgenden der Oeffentlichkeit übergeben. Es sind Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin, Fräulein v. Gélieu.

Noch nicht zehn Jahre alt, hatte Luise schon zweimal an der Mutter Bahre gestanden. Im Jahre 1782 hatte ihr Vater, der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, damals in englischen Diensten Kommandant von Hannover, seine erste Gemahlin, die Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt, verloren. Nach ihrem Tode gab er seinen fünf Kindern in ihrer Schwester, der Prinzessin Charlotte,

eine zweite Mutter. Aber auch diese Ehe war nur von kurzer Dauer. Am 12. Dezember starb dem Schwergeprüften auch die zweite Gattin, nachdem sie ihm noch einen Sohn geschenkt hatte. Wiederum war ihm die Lebensgefährtin, seinen Kindern die Mutter genommen. Ihm blieb die schwere und doch schöne Aufgabe ihrer Erziehung. Wie er sie mit Hilfe solcher guten Menschen, wie ich sie oben gezeichnet, gelöst hat, dafür ist ein Denkmal dauernder als Erz der Königin Luise edle Huldgestalt.

Ihre und ihrer Schwestern[1]) erste Erzieherin war die Freiin Magdalena v. Wolzogen, die noch drei Jahre nach dem Tode der ersten Mutter bei den Prinzessinnen blieb, bis sie 1785 der Herzogin Charlotte von Hildburghausen als Oberhofmeisterin in ihre neue Heimat folgte. An ihre Stelle trat wahrscheinlich noch vor Uebersiedlung der Prinzessinnen nach Darmstadt (Anfang 1786) ein Fräulein Agier. Die Schwiegermutter des Herzogs Karl, in deren Hände er die Sorge für die Erziehung seiner Kinder legte, die Landgräfin Wilhelm von Hessen-Darmstadt, eine Frau von selten klarem Blick und gesundem Menschenverstand, erkannte bald, daß Fräulein Agier, eine „immer mäkelnde, allzu pedantische“ Dame, nicht die berufene Leiterin der mutterlosen Mädchen sei, und fand durch Vermittlung einer Frau v. Luge in Salome v. Gélieu den denkbar besten Ersatz für sie.

Diese Dame — bei ihrem Dienstantritt etwas über 40 Jahre alt[2]) — entstammte einer Predigerfamilie in Neuchâtel, das seit 1707 zu Preußen gehörte. Ihre Vorfahren waren nach den Schrecken der Bartholomäusnacht in die Schweiz geflohen und hatten sich zuerst in Genf niedergelassen. Von dort waren sie später nach Neuenburg übergesiedelt, und Friedrich Wilhelm I. hatte ihnen 1736 ihren Adel erneuert. Eine Nichte von ihr, an die sich der Biograph der Königin Luise, Horn, mit der Bitte um nähere Angaben über ihre Wesensart wandte, schrieb ihm, sie sei „von angenehmem, harmonischem, zwar wenig imposantem, aber doch würdigem Aeußern gewesen. Bescheiden, ohne befangen zu

---

[1]) Charlotte, geb. 17. November 1769, vermählt am 3. September 1785 mit dem Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, gest. 14. Mai 1818.

Therese, geb. 5. April 1773, vermählt am 25. Mai 1789 mit dem Fürsten Alexander von Thurn und Taxis, gest. 13. Februar 1839.

Friederike, geb. 2. März 1778, vermählt am 26. Dezember 1793 mit dem Prinzen Ludwig von Preußen, zum zweitenmal vermählt am 7. Januar 1799 mit dem Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels und zum drittenmal am 29. Mai 1815 mit Ernst August, Herzog von Cumberland, dem späteren König von Hannover.

Die Königin Luise selbst war am 10. März 1776 geboren.

[2]) Fälschlich datiert Lonke in seiner 1904 erschienenen Biographie der Königin Luise ihren Diensteintritt in das Jahr 1792. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß die Kinder von 1786 bis 1792 ohne Erzieherin waren, widerspricht sich auch Lonke, wenn er sagt, die erste Sorge ihrer Großmutter sei es gewesen, an Stelle der Agier eine andre Dame zu berufen. Die Uebersiedlung nach Darmstadt erfolgte aber schon 1786. Ihr Alter gibt Lonke auf 40 Jahre an. Nach Horn war sie im Anfange der dreißiger Jahre. Auch nach Adamis Mitteilung (Luise, Königin von Preußen, 16. Aufl. 1900, S. 16), daß sie 1814 71 Jahre alt war, muß sie 1786 42 oder 43 Jahre alt gewesen sein.

sein, wußte sie jedermann durch ein freies, gemütliches, aufheiterndes Wort für sich einzunehmen. Immer heiteren Sinnes, war sie von exakter Ordnung in der Einteilung ihrer Zeit und ihrer pekuniären Mittel. Sie ließ sich durch keinen äußeren Einfluß irgendwie in ihren Entschließungen oder Ueberzeugungen bestimmen. In Glaubenssachen gab sie sich niemals zu irgendwelchen Disputationen oder Erörterungen her, frei und offen bekannte sie sich zu dem, was ihres Sinnes und Herzens tiefste Ueberzeugung war". Vorhandene Bilder stellen sie brünett dar. Eine im Besitze des Herrn Robert Rheinen in Broich befindliche Silhouette läßt eine zierliche Figur erkennen.[1]) Ehe Fräulein v. Gélieu nach Darmstadt berufen wurde, war sie in England tätig gewesen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Dieses Bibelwort gestattet uns, denen Sinnesart und Wesen der Königin Luise vertraut ist, einen Rückschluß auf die erzieherische Wirksamkeit der Gélieu. Frei von aller Pedanterie und kleinlichem Zwang entwickelte sie die ihr anvertraute Pflanze zu unvergänglicher Blüte.

Sie hatte die Herzensfreude, das junge Glück der Brautzeit der beiden jüngsten Prinzessinnen mitzuerleben. Als Luise und Friederike im Dezember 1793 nach Berlin übersiedelten, blieb sie noch bis zum Sommer 1794 in Darmstadt. Es scheint, als sei ihr während dieses halben Jahres die Erziehung des Prinzen Karl, des jüngsten Bruders der Königin, anvertraut gewesen. Dann ging sie in die Heimat und lebte dort im Hause ihres Bruders, Jonas de Gélieu, der auch Prediger war, in Colombier. Die Beziehungen zu ihren Zöglingen hörten aber damit nicht auf. Die folgenden Briefe sind ein beredtes Zeugnis, mit welcher rührenden Anhänglichkeit Luise an ihrer „bonne Gélieu" hing.

Vorhanden sind im ganzen zehn Briefe der Königin, während die der Gélieu nicht mehr erhalten sind. Sie hat, wie aus dem Briefwechsel hervorgeht, viel häufiger geschrieben als die Königin. Zum Briefeschreiben gehört Zeit, an der es Luise oft mangelte, während die Gélieu in ihrem otium cum dignitate reichlich darüber verfügte. Ohne Frage aber hat die Königin mehr Briefe an die Freundin gerichtet, als wir besitzen. Es geht das aus dem Anfang des siebenten Briefes hervor, wo sie sagt, es sei länger als ein Jahr, daß sie nicht geschrieben habe, während der Unterschied im Datum des sechsten und siebenten Briefes eine Frist von fast 2¾ Jahren ergibt. Ihrem Inhalte nach sind es Briefe allerpersönlichster Art. Wir sehen daraus, wie anfangs der Gatte, dann die Kinder im Vordergrund des Interesses der Briefschreiberin stehen. Aus ihren Zeilen spricht die dankbare Schülerin und gute Freundin, die liebende Gattin und glückliche Mutter. Später, als die Sorge um des Vaterlandes Wohl an ihrem Herzen nagte und schweres Leid über sie brachte, berührt sie auch Fragen der äußeren Politik.

Der erste Brief ist ein Scheidegruß der Prinzessin Luise bei der Abreise nach Berlin zur Hochzeit. In ihrem eignen und in ihrer Schwester Namen

---

[1]) Von Lonke in der angeführten Biographie wiedergegeben.

sagt sie darin ihrer Erzieherin eine jährliche Pension von 700 Gulden zu, die ihr später durch den Rentmeister in Neuchâtel zuging. Auch der zweite Brief ist noch nach Darmstadt gegangen, die späteren aber sind alle nach der Heimat der Adressatin gerichtet. In fast jedem Briefe gibt die Königin ihrer Dankbarkeit Ausdruck für den guten Einfluß, den die Gélieu auf sie geübt hat und der dauernd in ihr wirksam blieb. In ihr sieht sie diejenige, qui l'a formée pour aimer et faire le bien. Sie hat alles für ihr Glück getan, und niemals soll es ihr vergessen werden. In einem Brief an ihre Schwester Friederike, deren Verhalten nach dem Tode ihres ersten Gemahls der Kronprinzessin gerechten Anlaß zum Tadel geboten hatte, hält sie dieser vor, wie ihnen durch die gute Erziehung, die sie genossen hätten, die Mittel in die Hand gegeben seien, sich selbst zu beherrschen und an sich zu arbeiten. „Pour être heureuse, il faut le mériter, pour le mériter il faut travailler sur soi; il faut écouter les conseils de nos amis, il faut les suivre ... Votre cœur est bon, vous avez de bons principes que vous vous avez appropriés par *la bonne éducation* que nous avons reçue et par le bon exemple que nous avions devant nous depuis notre tendre jeunesse.“[1]) Anderseits ist sie davon überzeugt, daß auch die Gélieu ihr eine über die Trennung hinausgehende Teilnahme bewahrt hat. Aus dem Verhältnis der Erzieherin zur Schülerin hat sich das einer herzlichen und aufrichtigen Freundschaft entwickelt. Daher bittet die Königin die Freundin, in ihren Briefen alles Zeremonielle fortzulassen, „les ridicules Madame et Altesse Royale“, und sie Freundin zu nennen. Denn sie sei es ihr von ganzer Seele und von ganzem Herzen und hoffe, sich des Namens nicht unwürdig zu zeigen. Denn sie setze alle die guten Ratschläge, die ihr die Gélieu so oft gegeben habe, jetzt in die Tat um, in erster Linie in dem heißen Bemühen und Bestreben, ihren Gatten glücklich zu machen.

Auch dieser wußte, was er der Frau zu danken hatte, die Herz und Gemüt seiner Gattin gebildet hatte. Nach ihrem Tode antwortete er der Gélieu auf ihre Beileidsäußerung folgendes:[2]) „Les sentiments dont vous partagez ma douleur en pleurant la perte d'une amie chérie, à l'estime de laquelle vos soins vous donnaient des droits particuliers ont ajouté aux consolations, que je trouve dans la vénération universelle qui accompagne la défunte au-delà du tombeau. Je vous prie de la conserver dans le souvenir ci-joint. Sa mémoire est une marque de ma réconnaissance. Charlottenbourg le 14 septembre 1810. Frédéric Guillaume.“ Der Brief ist vom König nur unterzeichnet. Mit eigner Hand fügt er dann noch hinzu: „Personne mieux que Vous, Madame, pourra juger de ma douleur et de la perte irréparable que je viens d'essayer.“ Gleichzeitig hat er ihr ein Glas, goldenen Schmuck und prächtige Brillanten sowie eine Haarlocke der Königin als Erinnerungsstücke

---

[1]) Briefentwurf der Königin Luise im Kgl. Hausarchiv in einer Abschrift Kaiser Friedrichs.

[2]) Kgl. Hausarchiv.

geschickt und ihr den Fortbezug ihrer Pension zugesagt. Sie bedankt sich dafür in einem Brief vom 15. Oktober 1810.[1]

Nach dem Einzug der verbündeten Armeen in Paris hatte sie den König beglückwünscht. Er bedankt sich dafür in einem Briefe aus dem Hauptquartier in Paris vom 5. Mai 1814. Als er Paris verließ, reiste er mit seinem Sohne Wilhelm, dem späteren Kaiser, durch die Schweiz und gab ihr von neuem einen wohltuenden Beweis seiner Zuneigung und Verehrung.

In wehmutsvollem Gedenken an sein so früh verlorenes Glück besuchte er die Erzieherin seiner Luise in Colombier. Wie erfreut mag die einundsiebzigjährige Matrone über diesen Ausdruck der Pietät gewesen sein, da er uns nach so langer Zeit noch so sympathisch berührt. In der Gélieu verkörperte sich ihm der holde Glanz der Brautzeit, der die schweren Schicksalsschläge der seitdem verflossenen 20 Jahre überstrahlte. Was wahrhaftig war, geht nie verloren. Als Andenken an die so früh Verklärte brachte er ihr einen Schal von Kaschmir mit orangegelbem Grund und einer Umrandung von vier Palmenreisern mit, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen hatte. Außerdem hinterließ er ihr ein Geldgeschenk von 200 Friedrichsdor. Vermutlich hat die Gélieu dem Könige damals die Briefe seiner Gattin mitgegeben. Sie sind in einer weißseidenen Tasche mit Stickerei und Metallbesatz aufbewahrt.

Wie der Gatte besuchte auch der Bruder der Königin die Gélieu auf seiner Reise durch die Schweiz auf Veranlassung seiner Schwester und überbringt ihr in ihrem Auftrage ein Medaillon und eine Dose mit der Aufschrift „offrande du cœur". Es ist wohl dieselbe, von der die Königin im Briefe vom 14. Mai 1802 spricht: „Du sagst ihr, wie aufrichtig ich sie liebe, wie dankbar ich gegen sie bin und wie sehr ich wünsche, ihr dadurch Freude zu machen." „Si l'on pouvait mourir de joie, je serai certainement morte en revoyant notre chère Prince George", klingt es dankbar zurück.

In seinem Reisetagebuch[2]) berührt der Erbprinz Georg diesen Besuch bei der Gélieu. Am 3. Juli 1802 schreibt er: „Dann unter Begleitung der Kavallerie nach dem guten Colombier. Der Moment, wo ich unsre ehrliche Frau Gélieu wiedersah! Davon hier nichts!" Am Tag darauf ißt er bei ihr zu Abend und frühstückt am 5. Juli bei ihr. Am 9. Juli nimmt er Abschied von ihr und Colombier, wo er sehr gastlich aufgenommen worden war.

I

Darmstadt, ce 10 dec. 1793.

A ma chère et bonne Gélieu.[3]) Chez elle.

Permettez-moi,[4]) ma bien chère Gélieu, que je m'entretienne avec vous

---

[1]) Ebenfalls im Kgl. Hausarchiv.

[2]) Eine Abschrift davon befindet sich im Kgl. Hausarchiv.

[3]) Von der Hand der Gélieu steht auf der letzten Seite des Briefes: „de la Reine à son départ de Darmstadt le 10 10bre 1793".

[4]) Die französische Rechtschreibung ist durchweg verbessert und der heutigen Schreibweise angepaßt worden.

pour quelques instants. Recevez par ces lignes les remercîments les plus vrais et les plus mérités pour tous les soins que vous m'avez donnés. Mon cœur qui en est bien, bien reconnaissant, ne sait comment faire pour vous en donner une faible preuve. Toujours, ma chère amie, soyez bien persuadée que je vous respecte autant que je vous aime, et que ces sentiments ne finiront qu'avec ma vie. Vous m'avez toujours témoigné tant de bonté, donnez m'en encore la certitude en acceptant de ma sœur et de moi chaque année de votre vie 700 florins et de mon père les 30 Louis qu'il prie ainsi que moi et Frédéric de recevoir comme une faible marque de notre reconnaissance. Ma chère, ma bien chère amie, continuez-moi votre amitié, écrivez-moi souvent et ne discontinuez pas de me donner de bons conseils qui me sont si nécessaires. Adieu, ma bonne, mon excellente amie. C'est la Vôtre qui vous supplie de l'aimer et penser souvent à elle et à toute la reconnaissance qu'elle vous porte. Louise.

II [1])

Berlin, ce 18 juin 1794.

Enfin, mon excellente amie, ma chère Gélieu, je trouve un moment que j'aime, parce qu'il me procure le doux plaisir de m'entretenir avec vous. Si vous saviez, comme je vous aime, avec quel plaisir j'ai pris la plume pour vous dire, ma respectable amie, que je ne vous ai pas oubliée et que mon cœur n'oubliera jamais ce qu'il vous doit, vous vous en réjouirez dans votre solitude; j'en suis bien sûre. Écrivez-moi souvent, je vous prie, et croyer que la moindre marque de votre souvenir me fait le plus sensible plaisir. Car je connais la source, dont me viennent de telles marques d'amitié, elles me viennent d'un cœur qui m'est réellement attaché *et qui a tout fait pour mon bonheur*. Vos vœux sont accomplis, ma chère amie, et votre élève Louise est sûrement *une des femmes les plus heureuses* qui existent. Mon mari me comble d'amitié; il est si bon, et vous savez, si je suis reconnaissante pour de tels procédés. Que fait donc mon ange de Charles, [2]) se porte-t-il bien et pense-t-il quelques fois à moi? Embrassez-le de ma part et dites-lui que je l'aime toujours. Bien du beau à la Wilkens et à Caroline ainsi qu'a la vieille Milius, [3]) et ma bonne Kreth n'est pas oubliée non plus. Ce soir il y aura grande assemblée chez le ministre Heinitz [4]) et bal. On me fait mourir à force de danser, pourtant la mort viendrait mal à propos. Car je suis trop heureuse. Pardonnez-

---

1) Von der Hand der Gélieu: „de la Reine reçue à Darmstadt“.

2) Der jüngste Bruder der Königin, geb. 30. November 1785, Sohn der zweiten Gemahlin ihres Vaters.

3) Wahrscheinlich Personal vom Darmstädter Hof. Eine Milius war Kammerfrau der Kronprinzessin in Berlin. Auch Friedrich Wilhelm III. erwähnt sie in der Korrespondenz mit seiner Gattin aus Polen im Jahre 1794.

4) Staatsminister beim Generaldirektorium.

moi ce griffonage, mais songez qu'il est presque une heure que j'ai dîné et que je ne suis ni habillée ni coiffée.

Adieu donc, mon amie, je suis pour la vie la Vôtre.

Louise.

III

Sanssouci, ce 15 août[1]) 1794.

Ma chère, mon excellente Gélieu.

J'ai des torts infinis envers vous, je les reconnais, j'en suis au désespoir et il n'y a que votre amitié sincère et à toute épreuve qui peut me faire espérer que vous recevrez ces lignes de votre amie avec bonté et indulgence, que vous oublierez le passé et que vous êtes persuadée maintenant que je vous aime du fond de mon cœur, que mon âme vous est éternellement attachée et que mes sentiments de reconnaissance envers vous, mon excellente amie, ne diminueront jamais! La raison principale qui fait faire si longtemps ma plume, et qui me fait récolter de toute part des reproches, est une correspondance extrêmement suivie avec mon cher, mon incomparable mari qui me donne autant qu'il peut de ses nouvelles qui ne sont pas toujours bonnes. Hélas! Pensez, ma chère amie, comme j'ai dû être alarmée de la nouvelle qu'il a eu un commencement de dissenterie.[2]) Cependant une lettre de sa part du 9 du courant a remis le calme dans mon âme agitée, lettre où il me mande qu'il est tout à fait remis et que les remèdes qu'il a pris heureusement encore à temps, ont fait des merveilles. Vous louerez sûrement Dieu avec moi, ma chère amie, qu'il l'a fait échapper à ce mal affreux qui a fait tant de malheureux l'année dernière au cher Darmstadt. Mon imagination en était encore si frappée que je ne cessai, avant d'avoir les dernières nouvelles, de m'inquiéter et de me forger des idées bien noires. En tout mon âme n'est plus si gaie qu'autre fois, mais c'est si naturel quand on a le malheur d'être séparée de son mari qu'on adore et qui fait tout son bonheur. Alors l'humeur folâtre nous quitte et on est souvent sujet à des moments de mélancolie. Vos vœux et *vos prières*, ma chère amie, sont bien exaucées. Car je suis la plus heureuse des femmes, mon mari me rend si parfaitement heureuse, il est si bon, j'ai tant de quoi *l'aimer* et *l'éstimer* que j'ose me flatter avec sûreté que mon bonheur sera stable, étant fondé sur un bâtiment aussi fort que l'est celui de *l'éstime* et de *l'amitié*.

---

[1]) Die Gélieu schreibt: „de la Reine le 15 *Avril* 1794". Ebenso könnte man die obige Datierung lesen. Es ist aber unter keinen Umständen der April, da der Brief später geschrieben sein muß als der vorige vom 18. Juni. Die Gélieu hat jetzt Darmstadt schon verlassen und ist in ihrer Heimat. Außerdem widerspricht die Datierung der Gélieu dem obigen Datum. Abgangs- und Empfangstag können nicht derselbe sein. Man muß lesen: Août.

[2]) Der Kronprinz war damals bei der Armee in Polen und an der im Heere herrschenden Ruhr erkrankt.

[3]) Der Brief befindet sich im Kgl. Hausarchiv, ist aber vom 8. August datiert.

Il ne vous est pas inconnu, ma chère Gélieu, que je suis grosse, et maintenant je suis bien près de mon terme; le mois d'octobre arrivé je n'ai guère plus que 18 jours à aller. Priez bien pour moi, ma *digne amie*, le ciel exaucera vos ferventes prières. Il vous a donc écouté en me faisant jouir d'un bonheur pur et parfait. Il ne vous refusera pas de me voir bientôt heureuse mère.[1])

J'ai pris bien de la part aux chagrins que vous avez d'abord eus en arrivant dans votre chère patrie, et j'espère que Madame Misch (à qui je vous prie de faire bien mes compliments, ainsi que Mr.) sera entièrement remise de son vilain rhumatisme. Et vous-même, comment avez-vous passé l'été? Si mes vœux sont accomplis, alors vous serez tout à fait bien et le ciel vous fera passer dorénavant des jours bien paisibles et bien heureux, juste récompense du bien que vous avez fait vous-même par les éducations que vous avez données. Jamais, ma chère Gélieu, je n'oublierai ce que vous avez fait pour moi et je vous en bénirai toute ma vie. Parlez-moi un peu dans votre prochaine lettre, où vous êtes établie, comment vous passez votre temps, comment vous avez trouvé vos parents, et, en un mot, si vous êtes bien contente.

Maintenant venons-en à des affaires. Vous savez, ma chère amie, la petite pension que ma sœur et moi nous avons pris la liberté de vous offrir. Ne croyez pas que nous l'ayons oublié, n'accusez pas nos cœurs de telle ingratitude, mais faute de savoir le lieu stable de votre établissement et faute d'avoir un moyen sûr pour vous faire parvenir la somme modique nous n'avons rien fait encore. Dites-moi donc, ma chère amie, comment vous la faire parvenir sûrement. Par un banquier? Ce, me semble, serait le mieux. Qu'en pensez-vous? Nommez-moi pour cet effet un banquier de Neufchâtel, et toute la somme vous sera remise à la fois. Mais dites-moi bien sincèrement, comment vous désireriez l'avoir arrangé pour une autre année, par quartier ou par demie année ou par année entière; cela m'est égal absolument, mais je vous le répète, je voudrais savoir la manière qui vous serait la plus agréable.

Frédéric vous embrasse et se propose de vous écrire bientôt. Dites-moi, où avez-vous placé, dans quelle chambre c. à. d., nos quatre portraits? Je gage que ce sera vis-à-vis de votre lit comme vous vous l'étiez proposée pour les voir toujours à votre réveil. Ne regardez pas trop l'horrible griffonage de ma lettre, mais c'est dans la plus grande hâte que j'écris avant d'[2]) aller bientôt à table et n'ayant pas mis encore mes habits. Vous

---

[1]) Der Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die Kronprinzessin gebar am 7. Oktober ein totes Mädchen infolge eines unglücklichen Sturzes von einer kleinen Treppe. Dort begegnete ihr unerwartet ein fremder Mann, dem der Hofmarschall v. Massow in der Meinung, die Kronprinzessin sei ausgefahren, die Besichtigung der kronprinzlichen Räume gestattet hatte. Sie erschrak so, daß sie hinfiel.

[2]) Im Text: devant.

savez que c'est-là mon habitude de traîner un peu, mais cependant quand mon mari est avec moi, alors je suis très exacte, cela lui faisant plaisir et il y attache même un grand prix. Adieu, ma chère Gélieu, pardonnez mon long bavardage, mais il y a bien longtemps que je n'ai pas causé avec vous. Un mot encore, je vous prie très fort d'abandonner dans vos lettres les ridicules „Madame“ et „Altesse Royale“ entendez-vous bien! Nommez-moi „amie“, je le suis donc de cœur et d'âme et j'espère même n'en pas être indigne. Adieu, je vous embrasse en idée et suis pour la vie la même. Louise.

(Schluß folgt.)

Die klassische Archäologie und ihre Stellung zu den nächstbenachbarten Wissenschaftsgebieten[1]

Von

A. Furtwängler

Bevor wir fragen, was die klassische Archäologie heute ist und will, werfen wir einen raschen Blick auf das, was sie früher war.

In der Periode der Renaissance und den darauffolgenden Zeiten bis zum Auftreten Winckelmanns war die Betrachtung der antiken Kunstdenkmäler entweder eine rein künstlerische oder eine rein antiquarische, immer aber eine absolut unhistorische. Künstler legten Sammlungen von Zeichnungen nach antiken Werken an; einige dieser Sammlungen haben sich noch erhalten; manches ward auch in Kupfer gestochen und publiziert. Man freute sich an der Antike und bewunderte sie; allein man hatte noch gar kein Auge dafür, daß sie in ihrer Formgebung von der damaligen Kunst doch sehr verschieden war; denn jene Zeichnungen und Stiche übertragen die Antiken durchweg in die stilistischen Formen ihrer Zeit: von einem historischen Verständnis zeigt sich noch keine Spur. Und die gelehrten Antiquare jener Epoche interessierten sich für alte Ikonographie und für allerlei antiquarische Kleinigkeiten, die Erklärung der antiken Bildwerke suchte man zumeist in der jenen Männern nächstvertrauten römischen Geschichte: auch hier fehlt noch ganz das historische Verständnis der Antike.

Mit Winckelmann beginnt eine neue Epoche. In seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1763) wird zum ersten Male der Versuch gemacht, die Antike als eine Entwicklung, als eine historisch bedingte Folge von verschiedenen

---

[1]) Vortrag, gehalten auf dem internationalen Congress of art and science zu St. Louis.

Stilarten darzustellen, deren eine aus der andern organisch erwuchs. Hier war die Erkenntnis durchgebrochen, daß das Griechische die Basis für das Römische ist, und daß die uns in Italien erhaltenen plastischen Werke zumeist nur Nachbildungen verlorener griechischer Originale sind, und daß die Erklärung der meisten Bildwerke aus der griechischen Sage und Poesie zu erfolgen hat.

Allein ganz durchgeführt hat Winckelmann die Forderung historischen Erkennens nicht. Dem stand seine und seiner Zeit Ueberzeugung hindernd entgegen, wonach die Antike der Kanon alles Schönen, das Muster und Urbild war, in dem sich alle Gesetze des Schönen offenbarten, und das deshalb der lebendigen Kunst zur unmittelbaren Nachahmung empfohlen wurde. Diese Idee stand in vollem Gegensatze zu der historischen Auffassung, die in der antiken Kunst nicht ein starres normatives Gebilde, sondern einen Wechsel organisch erwachsender Stilformen sah. Diese beiden grundverschiedenen Richtungen und Gedanken durchkreuzen sich ständig in Winckelmanns Werken; er ist sich der Konsequenzen seiner eignen neuen historischen Auffassung nicht klar geworden; er spricht, als ob es nur eine antike, als Muster für alle Zeiten geltende Idealbildung gäbe und vergißt seine eigne größte Tat, die Forderung, das Antike in seiner Entwicklung zu verstehen.

Dieser Widerspruch ist auch nachher lange nicht überwunden worden; ja, er ragt in die Neuzeit herein, indem zum Beispiel die Overbecksche Behandlung der sogenannten Kunstmythologie noch daran krankte.

Es ist das Verdienst jener eigentlich der Winckelmannschen entgegengesetzten Geistesrichtung, die zuerst in Herder, dann im Kreise der sogenannten Romantiker sich manifestierte, daß wirklich historische Betrachtungsweise in der Altertumswissenschaft zum vollen Durchbruch und zum Siege auf allen Gebieten gelangte. Man gewann die Fähigkeit, sich fühlend hereinzuversetzen in die fremde Empfindung längst entschwundener Zeiten. Man wandte nicht mehr allein den absoluten Maßstab feststehender Begriffe an, sondern lernte den relativen historischen Urteils zu gebrauchen. Auch das scheinbar Geringe und bisher Verachtete gewann jetzt Bedeutung. Die Religion, der Glaube des Volkes und die ganze Fülle seiner Sagen, wie sie in der Poesie gestaltet oder nur in lokaler Ueberlieferung erhalten vorliegt, ward erkannt als der Grund, als der nährende Boden, aus dem auch die unscheinbarsten der Werke der alten Kunst eignen Sinn und Kraft sich zogen.

Diese wirklich neue und für die ganzen Geisteswissenschaften eminent segensreiche Wandlung, die jenes historische Verstehen ermöglichte, zu dem bis dahin keine Epoche sich erhoben hatte, brachte für die klassische Archäologie indes auch eine ungünstige Folge. Der Blick wurde abgelenkt von dem eigentlich Künstlerischen, dem Formalen des Kunstwerkes, indem man nur nach Sinn und Bedeutung und nach der Stellung des Werkes in der ganzen kulturellen Entwicklung fragte, die Probleme der künstlerischen Form aber zur Seite ließ. Es ist Tatsache, daß gar viele der künstlerisch bedeutsamen Erscheinungen der Antike von Winckelmann und seinen unmittelbaren Nachfolgern erkannt und gewürdigt, später aber wieder

vergessen wurden, bis man erst in neuester Zeit wieder dort anknüpfte, wo jene den Faden fallen gelassen hatten.

Ein andrer wichtiger Umstand hatte die gleiche Folge, die, daß das künstlerische Element in der archäologischen Forschung des 19. Jahrhunderts zurücktrat: die ungeheure Erweiterung des tatsächlichen Materiales, die eben diese Epoche brachte: was die Ausgrabungen, die Reisen und Entdeckungen aller Art zutage förderten, mußte zunächst gesichtet und geordnet werden, ehe man zu den tieferen Problemen vordringen konnte. Große Strecken in der archäologischen Produktion der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — und leider fallen hierunter namentlich viele mit staatlich subventionierten Instituten zusammenhängende Leistungen — sind durch eine ganz sterile Dürre gekennzeichnet. Während vordem fast nur bevorzugte Geister sich dem Studium antiker Kunst gewidmet hatten, zog nun die notwendige Arbeit an der Fülle des neuen Materiales auch zahlreiche mittelmäßige Köpfe heran; und die Mediokrität hat es hier wie anderwärts nur zu gut verstanden, sich mit Hilfe staatlicher Mittel festzusetzen und wohnlich einzurichten. Wer andres und Höheres wollte, hatte die mächtige Phalanx unfruchtbaren Banausentums gegen sich.

Allein trotz dieses retardierenden Elementes ist die klassische Archäologie vorwärts geschritten, und, wenn wir jetzt fragen, was diese Wissenschaft heute ist und was sie will, so müssen wir sagen, daß sie zwar gewiß überall erst in den Anfängen steht, daß sie aber wenigstens gelernt hat zu sehen, worauf es ankommt, was ihr fehlt und was sie zu tun hat.

Ihre Aufgabe ist es, ganz kurz gesagt, die Geschichte der antiken Kunst aus ihren Resten zu erkennen und klarzulegen — eben das, wozu Winckelmann einstens den ersten Anlauf genommen hatte. Die Geschichte klarzulegen, das heißt in der ganzen Fülle der Erscheinungen, in allem erhaltenen Materiale antiker Kunst den Zusammenhang organischer Entwicklung aufzudecken, alles zu verstehen und zu würdigen als Glied einer Kette, die Bedingungen zu erkennen, aus denen die Einzelgestaltung hervorging, dann aber vor allem in die Individualität eben dieser Einzelgestaltung einzudringen, ihren Inhalt ebenso wie ihre künstlerische Form zu erfassen und endlich urteilend zu prüfen, was historisch voll verstanden ist.

Diese weiten allgemeinen Forderungen umfassen unendlich viel, und wenn wir sie auf den Einzelfall anwenden, werden wir erst gewahr, wie entfernt wir zumeist noch vom Ziele sind. Vor allem ist ja das Material noch gar kein abgeschlossenes; es vermehrt sich glücklicherweise noch tagtäglich, und das Neue hilft immer mehr das Alte zu verstehen. Und dieses Verstehen selbst ist etwas gar Vieldeutiges; was man früher verstanden und erledigt zu haben glaubte, erscheint jetzt in neuem Lichte, und so wird es hoffentlich noch lange weitergehen.

Um genauer zu erkennen, was die Archäologie erstrebt, ist es gut, wenn man ihre Stellung zu den ihr benachbarten Wissensgebieten bestimmt.

Die klassische Archäologie ist derjenige Teil der klassischen Altertumswissenschaft, der die antike bildende Kunst zum besonderen Gegenstande hat. Sie ist

also ein Teil der sogenannten **Philologie**, wenn wir dieses Wort für das Ganze der Wissenschaft von der Kultur des alten Hellas und Rom verwenden: sie ist eine ebenbürtige Schwester der Philologie, wenn wir, wie es gewöhnlich geschieht, diesen Namen auf die Wissenschaft von der antiken Literatur beschränken.

Es liegt in der Natur des Menschen begründet, daß wissenschaftliche Tätigkeit überall nicht an vergangener Kunst, sondern an vergangener Literatur, nicht am Bilde, sondern am Worte entschwundener Zeiten angesetzt hat. Wir können noch heute allenthalben beobachten, daß der einfache Mensch einen hohen Respekt vor einem alten Sprachdenkmal hat und die wissenschaftliche Beschäftigung damit sehr wohl versteht, dagegen er gar nicht begreift, was das Studium eines alten Bildwerks will. Der Epigraphiker, der Inschriften sammelt, begegnet überall bei den Bauern in den klassischen Ländern Verständnis und Achtung für seine Tätigkeit; nicht so der Archäologe. Und zwar kann man beobachten, daß, je höherer Art das alte Kunstwerk ist, desto schwerer eine wissenschaftliche Beschäftigung mit demselben begriffen wird. Daß man das schön findet und sammelt, begreift ein jeder; aber daß es Gegenstand einer Wissenschaft sein soll, wird schwer verstanden; man meint, man sieht ja doch das Bild, ein jeder könne es ja erkennen; fremde alte Literatur muß vom Gelehrten erklärt werden, aber ein schönes Bildwerk erklärt sich ja selbst. Eher versteht man wissenschaftliche Beschäftigung mit den Denkmälern niederer Art, mit Geräten, Werkzeugen, Töpfen und dergleichen, deren Sinn und Gebrauch zu erklären ist, kurz das Antiquarische in der Archäologie; ferner versteht man auch die Notwendigkeit gelehrter Erklärung des Inhalts alter Bildwerke; nicht aber, daß das Kunstwerk als solches Gegenstand einer Wissenschaft sein kann.

Diese psychologische Tatsache, die übrigens nicht nur bei einfachen kulturlosen Menschen, sondern bis tief in unsre Kultur hinein zu verfolgen ist, erklärt es, weshalb die Wissenschaft vom geschriebenen Worte sich so viel früher entwickeln mußte als die von der bildenden Kunst, und weshalb die Archäologie mit der Forschung über die antiquarischen Dinge und dann mit der inhaltlichen Erklärung der alten Bildwerke beginnen und vielfach darin stecken bleiben mußte, so daß noch heute manche Gelehrte kein andres Ziel derselben kennen.

Die Archäologie hat ihr eignes Forschungsgebiet, das bildliche Denkmal; allein es versteht sich bei dem engen Zusammenhange, in dem alle Aeußerungen einer Kultur stehen, daß sie ihre Aufgabe, das volle historische Verständnis des Bildwerks zu erschließen, nicht erfüllen kann ohne die Kenntnis dessen, was in der Literatur der Alten seinen Ausdruck gefunden hat. Die Archäologie muß aufbauen auf dem Grunde dessen, was die **Philologie** als die Wissenschaft von den literarischen Denkmälern, natürlich mit Einschluß der von ihr untrennbaren **Epigraphik**, erforscht hat. Sie ist durchaus an sie gebunden und steht im engsten Konnexe mit ihr.

Ja, da ein guter Teil der Ueberlieferung der alten Kunstgeschichte literarischer Art ist, das heißt in Mitteilungen der antiken Schriftsteller und der Inschriften

beruht, muß der Archäologe auch zugleich Philologe oder wenigstens durchaus philologisch geschult sein. Die Arbeitsweise und die Probleme der modernen Philologie müssen auch die seinen sein. Er darf nicht mehr, wie das früher — noch in H. Brunns Geschichte der Künstler — geschah, die verschiedenen literarischen Ueberlieferungen verwenden, ohne nach deren Quelle zu fragen, ohne zu untersuchen, woher der Gewährsmann seine Kenntnis hat, was für ein Mann er überhaupt ist, was er wissen konnte und welche Glaubwürdigkeit ihm seiner Individualität nach zukommt. Und die Benutzung der inschriftlichen Zeugnisse verlangt natürlich volles Vertrautsein mit dem Zweige der Philologie, der als Epigraphik bezeichnet zu werden pflegt.

Gleichwohl ist die Archäologie nicht mehr, wie man wohl früher sagen konnte, ein bloßes Anhängsel und Beiwerk der Philologie; das war sie, solange sie ihr Ziel bloß im Antiquarischen oder bloß darin sah, etliche Stellen der alten Literatur durch Bildwerke zu erläutern oder den sachlichen Inhalt der Bildwerke durch Stellen der Literatur zu erklären. Manche hervorragende Gelehrte des 19. Jahrhunderts, die sich einen bedeutenden Namen erworben haben, wie Otto Jahn, sind doch über diese Auffassung der Archäologie in Wirklichkeit kaum hinausgekommen. Ihnen ist namentlich Heinrich Brunn, ohne Frage der größte Archäologe der letztvorangegangenen Epoche, entgegengetreten, indem er die durch die Eigenart ihres Stoffgebietes bedingte Selbständigkeit der Archäologie verfocht; doch in seinen Arbeiten hat auch er die vollen Konsequenzen noch nicht gezogen, und er hat sich nicht ganz befreit von jener Tradition, welche die antiquarisch-exegetische Dienerstellung der Archäologie geschaffen hatte. Auch ihn interessierte an einer griechischen Vase zum Beispiel nur, ob sie ein Bild enthielt, das eine in der Poesie gestaltete Sage darstellt; er faßte die Vase selbst noch nicht als den eigentlichen Gegenstand seiner Forschung, als das, was sie ist, als ein künstlerisches Ganzes, ein Werk der dekorativen Kunst. Daß Brunn die ganze künstlerische und kunstgeschichtliche Bedeutung der griechischen Vasen so sehr verkennen konnte, wie dies seine Theorie von dem späten Ursprunge derselben tat, war nur eine Folge eben jener Tradition.

Die Archäologie soll also zwar in engstem Zusammenhange mit der Philologie und mit einer möglichst vollständigen Kenntnis der alten Literatur und der Inschriften arbeiten; allein sie soll sich auch ihrer Eigenart und Selbständigkeit voll bewußt sein und diese betätigen, indem sie sich als Ziel setzt, das Werk der bildenden Kunst eben als das zu verstehen, was es ist, und nicht es bloß zu benutzen, um damit etwas andres zu erläutern.

Ein Gebiet, das der Archäologie zu allernächst steht, ist auch das der alten Geschichte. Die Kunstdenkmäler werden nur ganz verständlich auf dem Boden der Kenntnis der allgemeinen Geschichte, und anderseits bildet die Entwicklung der bildenden Kunst einen wichtigen Teil der gesamten geschichtlichen Entwicklung der Alten. Indes gibt es noch einen engeren Zusammenhang beider Fächer dadurch, daß manche bildliche Denkmäler auch wichtiges direktes Material für die Rekonstruktion der alten politischen und der Handelsgeschichte bilden. Für

die Frühzeit der griechischen wie der römischen Geschichte sind die archäologischen Denkmäler neben den sagenhaften Ueberlieferungen sogar das einzige Material, das wir besitzen. Der alte Historiker ist also vielfach auf den Archäologen angewiesen. Aber auch viele Denkmäler jüngerer Zeiten, wie die weithin exportierten griechischen Vasen, sind direkt zu benutzen für die Geschichte der griechischen Staaten, ihrer auswärtigen Beziehungen und ihres Handels. Die wichtigsten Denkmäler dieser Art sind aber die Münzen. Da ihre Behandlung eine Menge von Spezialkenntnissen erfordert, so hat sich schon früh ein besonderer Wissenszweig, die Numismatik, entwickelt. Diese Abtrennung hatte zwar das Gute, daß die nächste Hauptaufgabe, die Sichtung und Anordnung des großen Materiales, durch emsige Spezialisten relativ früh und gut gelöst wurde, so daß die Späteren nur auf den gebahnten Wegen weiterzuschreiten brauchten; allein jene Trennung war doch — ganz ähnlich wie die der Epigraphik von der Philologie — ungünstig für die Numismatik selbst wie für die Archäologie; jene wurde zu einseitig und beschränkt und steckte sich ihr Ziel zu kurz; der Numismatiker pflegte seine Aufgabe als erfüllt anzunehmen, wenn die Münze eingeordnet und bestimmt war, und zu übersehen, daß die Hauptsache nun erst kommen sollte, nämlich die Erklärung und Würdigung der Münze als Kunstwerk. Anderseits hatte die Archäologie durch jene Abtrennung den Schaden, daß die Münzen, die man nur zu gerne dem Numismatiker überließ, viel zu wenig benutzt wurden und man sich ein so überaus wertvolles Material der Kunstgeschichte vielfach entgehen ließ. Namentlich ist Deutschland in dieser Beziehung lange zurückgeblieben, während die Numismatik in England schon begonnen hatte, die Münzen von erweiterten Gesichtspunkten aus zu behandeln.

Hier ist als ein weiteres Gebiet, das mit der Archäologie in engster Verbindung steht, die alte Geographie und Topographie zu nennen, die, wie Ernst Curtius sich ausdrückte, den „Untergrund des historischen Lebens“ behandeln. Die Erforschung der klassischen Länder in geographischer und topographischer Hinsicht hat im vergangenen Jahrhundert außerordentliche Fortschritte gemacht und zwar immer in enger Fühlung mit der Archäologie. Alle Kulturnationen sind daran beteiligt; in Deutschland haben namentlich Otfried Müller und, in seine Fußtapfen tretend, Ernst Curtius das Verdienst, die Bedeutung des Bodens erkannt zu haben, auf dem die alte Kultur erwuchs. Aus des letzteren Gelehrten Anregung ist die musterhaft genaue Aufnahme des attischen Landes hervorgegangen, die das deutsche archäologische Institut hat herstellen lassen. Es wäre für die Archäologie zwar gewiß wichtiger und förderlicher gewesen, wenn man statt dessen etwa alle erhaltenen baulichen Reste von Attika hätte aufnehmen lassen, die, wie alles dieser Art, rascher Veränderung und Zerstörung unterliegen, während die Falten von Berg und Tal unsre Tage lange überdauern werden. In allen klassischen Ländern möchte man danach rufen, doch vor allem erst die noch erhaltenen vergänglichen Reste durch wissenschaftliche Aufnahmen festzuhalten. Dennoch war auch jene Landesaufnahme gewiß eine

nützliche Tat. Sollte die Bedeutung des Bodens für die Kultur auch einmal überschätzt werden, so schadet dies gewiß nichts, und die Archäologie wird gut tun, immer alles ihrerseits zu unterstützen, was die Kenntnis der Geographie und Topographie der klassischen Länder zu fördern geeignet ist. Ja, wenn die Topographie die erhaltenen Denkmäler mit einschließt, so ist sie nur ein Zweig der Archäologie selbst.

Noch ein der klassischen Archäologie nächstbenachbartes Gebiet erkennen wir in der orientalischen Philologie, und zwar besonders der ägyptischen und vorderasiatischen Forschung. Diese Wissenschaftszweige sind noch jung, und deshalb haben sie sich noch nicht so in Spezialitäten gegliedert wie die ältere klassische Altertumswissenschaft. Die sprachliche Forschung ist hier noch ungetrennt von der über Geschichte, Kultur und Kunst. Natürlich war auch hier das Wort zuerst der Gegenstand der Forschung, und das Bild ward von vielen lange nur beachtet, wenn es historischen Inhalt hatte und nur deswegen. Erst in neuester Zeit beginnt man — und es hat die klassische Archäologie wohl dazu beigetragen — auch die orientalischen Denkmäler als Kunstwerke zu behandeln; doch ist leider noch allzuoft bei Orientalisten, selbst bei solchen, die Ausgrabungen leiten, zu beklagen, daß ihr Auge für das Sehen künstlerischer Formen noch nicht hinreichend entwickelt ist.

Die neuen Entdeckungen über die Frühzeit der Kultur in Griechenland, als Kreta das tonangebende Zentrum war, haben besonders dazu beigetragen, die klassische und orientalische Archäologie eng zu verknüpfen. Jene Kultur des zweiten Jahrtausends v. Chr. ist nur verständlich auf dem Boden der Kenntnis Aegyptens und des Orients. Wir erkennen den engsten Zusammenhang namentlich mit Aegypten, aber dennoch die volle Selbständigkeit und Eigenart jener sogenannten kretisch-mykenischen Kultur. Dagegen wir in der archaisch-griechischen Epoche des 8. und 7. Jahrhunderts eine von Jonien ausgehende orientalisierende Kunstrichtung finden, die in direkter Abhängigkeit von ihren Vorbildern steht, wenn sie dieselben auch bald in freier eigner Art umgestaltet. Die Zeit, wo man die Annahme orientalischer Einwirkung auf Griechenland als ein Sakrileg an Hellas betrachtete, ist vorüber. Die klassische Archäologie kann ihre Aufgabe nur lösen im engen Zusammenhange und in ständiger Fühlung mit der orientalischen; und nicht ein bloßes Operieren mit dem vagen Worte „orientalisch“, wie es früher so vielfach beliebt war, sondern eine eindringende Kenntnis der reichen, vielverschlungenen Kunstentwicklung Vorderasiens und Aegyptens muß auch von dem klassischen Archäologen verlangt werden.

Einen rechten Gegensatz zu der orientalischen Wissenschaft bietet ein andres, der klassischen Archäologie nicht minder nahestehendes Gebiet, das der sogenannten Prähistorie. Während dort durchaus das schriftliche Denkmal dominiert, so mangelt dies hier völlig; die Prähistorie ist nur auf schriftlose Fundobjekte angewiesen und muß die historische Entwicklung aus diesen allein zu erkennen suchen. Auch diese Wissenschaft ist eine junge, und strenge wissenschaftliche Behandlung in ihr sogar recht jung; da ihr Stoffgebiet relativ leicht zugänglich

ist und einen gewissen Reiz für jedermann besitzt, so haben sich gerade hier viele Dilettanten betätigt, deren Arbeit aber zur Herbeischaffung des Materiales oft von großem Nutzen war. Eben durch einen solchen Dilettanten, durch den Homerenthusiasten und glücklichen Schatzgräber, durch Heinrich Schliemann, wurde die klassische Archäologie trotz ihres Widerstrebens gezwungen, der von ihr bis dahin vornehm verachteten Prähistorie näherzutreten. Seitdem hat die klassische Archäologie von der in der Prähistorie ausgebildeten Methode exakter Beobachtung auch der unscheinbarsten Fundtatsachen Gebrauch zu machen und die Funde des klassischen Bodens in einen weiteren Zusammenhang zu rücken und sehr oft dadurch erst historisch recht zu verstehen gelernt. So sind zum Beispiel die Bronzen aus den alten Fundschichten von Olympia nur mit Hilfe der von der Prähistorie erforschten Fundgebiete zu verstehen, und die Erkenntnis des engen Zusammenhanges, den ein großer Teil jener olympischen Funde mit denen der sogenannten Hallstattperiode im Norden und Nordwesten Griechenlands haben, ist wichtig für die ganze Auffassung der frühgriechischen Geschichte. In die Frühzeit Italiens ferner ist erst Licht gekommen, seit die klassische Archäologie sich mit der Prähistorie vereinigt hat. Es versteht sich, daß diese Verbindung auch umgekehrt für die Prähistorie von den günstigsten Folgen gewesen ist. Beide Wissenschaften werden in Zukunft noch immer engere Fühlung miteinander zu suchen haben. Die Prähistorie muß streben, ihr Material zu einem historischen zu machen, das heißt es anzuknüpfen an historisch fixierbare Fundgruppen, wie sie eben die klassische und orientalische Archäologie bearbeitet. Und die letztere hat von jener gelernt, nicht nur das schriftliche und das künstlerisch schöne Denkmal, sondern auch das ganz Unscheinbare, die geringen Topfscherben und kleinen Reste metallener Geräte mit Sorgfalt zu bearbeiten und sie zum Aufbaue der alten Kultur- und Kunstgeschichte zu verwenden. Auch ist die klassische Archäologie erst durch die Berührung mit der Prähistorie dazu gelangt, die Fundumstände auch der kleineren Altertümer genau zu beobachten, wodurch sie zu den wichtigsten Schlüssen gelangte. In Italien war Wolfgang Helbig der erste der klassischen Archäologen, der diese Richtung befolgte, und er konnte sogleich durch einfaches Konstatieren der Fundtatsachen in den etruskischen Gräbern die These von dem späten Ursprunge der griechischen Vasen, die Brunn aufgestellt hatte, widerlegen.

Der nun einmal auf die Zusammenhänge der sogenannten klassischen mit andern schrift- und literaturlosen Völkern gerichtete Blick mußte aber die klassische Archäologie überhaupt in nähere Verbindung mit der allgemeinen Völkerkunde bringen. Es hat lange gedauert, und es war, namentlich in Deutschland, starker Widerstand zu überwinden — der zum Teil heute noch sehr lebendig ist —, bis die klassische Altertumskunde begann zu erkennen und zuzugeben, daß Griechen und Römer Menschen waren wie andre auch, und daß sie trotz der Höhe ihrer Kultur doch die Basis dieser mit andern Völkern teilten, daß also zum Verständnis derselben die Kenntnis der andern Völker von wesentlichem Nutzen sein müsse. Diese Erkenntnis, die für die verschiedensten Zweige der

Altertumswissenschaft fruchtbar geworden ist, hat die Archäologie namentlich die Anfänge der Kunst auf klassischem Boden besser verstehen gelehrt.

Insbesondere aber ist es die Religionsgeschichte, die von der Völkerkunde Vorteil gehabt und durch sie einen völligen Umschwung erfahren hat. Auch die Religion und Mythologie der Griechen und Römer wird gegenwärtig von allen Einsichtigen durchaus auf der Basis dessen, was die Völkerkunde lehrt, behandelt; nur einige, namentlich deutsche Gelehrte, verharren noch in enger Einseitigkeit auf dem alten Standpunkte, wo man meinte Griechen und Römer nur aus sich heraus, das heißt in Wirklichkeit eben nach den unvollkommenen, beschränkten Begriffen des modernen Menschen erklären zu dürfen. Da der größte und wichtigste Teil des Inhaltes der klassischen Kunst aus der Religion und Mythologie stammt, so ist die Religionsgeschichte eine zu der Archäologie in nächster Beziehung stehende Wissenschaft. Insbesondere hat das Verständnis jener unendlich reichen Fülle von antiken Denkmälern, die in irgendeiner Beziehung zu den Vorstellungen von Geistern Verstorbener stehen, von der Archäologie erst gewonnen werden können, nachdem sie sich mit den auf der Basis der Völkerkunde stehenden modernen religionsgeschichtlichen Forschungen in Beziehung gesetzt hatte.

Ist es hier die inhaltliche Seite der antiken Kunst, welche die Verbindung mit dem genannten Wissenschaftsgebiete herstellt, so ist es die formale, welche die Archäologie mit der neueren Kunstgeschichte verbindet. Die Archäologie ist, wie wir sahen, nichts andres als antike Kunstgeschichte und somit ein Teil der gesamten Kunsthistorie. Allein die Herkunft der Archäologie aus dem Kreise der Philologie hat es bewirkt, daß in der Praxis eine scharfe Trennung besteht zwischen ihr und der neueren Kunstgeschichte, ja, daß nach der herrschenden Auffassung, wie sie sich in unserm Universitätsunterricht sowie in der Organisation wissenschaftlicher Kongresse kundgibt, die sogenannte „Kunstgeschichte" erst mit der christlichen Epoche beginnt. Diese Trennung ist sehr zu beklagen und gereicht beiden Wissenszweigen zum Schaden. Wenn es wirklich wissenschaftliche Kongresse gibt, die sich den Namen „kunsthistorische" beilegen und die dabei die antike Kunst ausschließen, so ist dies eine seltsame, nur durch die Geschichte jener Wissenszweige zu erklärende Tatsache. Indem die gesamte Kunst der christlichen Epochen auf der antiken basiert, kann sie ja nur verstanden werden von dem, der die Antike völlig kennt; keinem, der in der neueren Kunstgeschichte arbeiten will, darf die Antike fremd sein; ihre Kenntnis ist einfach unumgänglich für ihn. Und anderseits wird der Archäologe seinen Blick erweitern und schärfen und durch die Analogie der in so viel vollständigerer, reicherer Weise erhaltenen neueren Kunstwerke die antiken richtiger verstehen und würdigen, wenn er sich mit der Entwicklung der neueren Kunst genau vertraut gemacht hat.

Ein engeres Ineinandergreifen der antiken und der neueren Kunstgeschichte wäre für beide Teile jedenfalls von großem Nutzen. Die Trennung wurde lange Zeit dadurch begünstigt, daß die Archäologie ihre Hauptaufgabe zu vergessen und in antiquarischem Kleinkram und bloßer Exegese alter Bildwerke aufzugehen

schien, während die neuere Kunstgeschichte von Anfang an die Stilentwicklung in der großen Kunst zu verfolgen und in die Individualität der großen Meister einzudringen sich vorsetzte, eine Aufgabe, die für sie, die mit einer Fülle wohlerhaltener Originale arbeiten konnte, freilich ungleich leichter war als für die Archäologie, die zumeist nur über geringe und dazu verstümmelte Kopien verfügt. Dieser letztere Unterschied hatte noch eine andre Folge: indem das Material der neueren Kunstgeschichte so viel leichter zugänglich und für jeden in fertig benutzbarer Gestalt vorliegt, so konnte es nicht fehlen, daß sich manche Unberufene zudrängten und mehr als auf andern Gebieten sich dilettantische Leistungen vorwagten; und dies half wieder die Trennung gegenüber den Nachbarwissenschaften verschärfen.

Das Gebiet, das man jetzt als neuere Kunstgeschichte bezeichnet, ist übrigens ein sehr großes, und es beginnt daher schon eine Spezialisierung innerhalb desselben, die auch durchaus notwendig ist. Um so mehr aber wird der Zusammenhang der einzelnen Gruppen untereinander und namentlich der mit der antiken Kunstgeschichte, der Archäologie, gewahrt und gepflegt werden müssen. Die neuere Kunstwissenschaft ist zumeist allzu einseitig nur dem Gesichtspunkt der Stilentwicklung gefolgt und hat noch zu wenig das Kunstwerk als Ganzes auch nach seinem Inhalte zu erschöpfen gesucht; sie hatte bisher noch zu viel zu tun, um nur das Material einmal historisch zu sichten und nach dem Stile zu ordnen. Doch gerade hierin hat sie schon außerordentlich viel geleistet und kann der Archäologie als Vorbild dienen, die lange in diesem Punkte zurückgeblieben ist und zum Beispiel jetzt erst erkennt, daß doch zunächst einmal die vielen zerstreuten Reste antiker Skulptur durch Photographien benutzbar gemacht werden müssen. In diesem Punkte ist die neuere Kunstwissenschaft viel rascher und direkter auf das Ziel losgegangen; allein in vollständiger allseitiger Durcharbeitung des einzelnen dürfte sie von der Archäologie wohl noch lernen können.

Auf dem Grenzgebiete zwischen der Archäologie und der neueren Kunstgeschichte steht die sogenannte christliche Archäologie. Auch hier befindet sich die tatsächliche gegenwärtige Scheidung der Fächer im Widerspruch mit der Logik der Dinge. Die christliche Archäologie ist ein Fach der Theologie, während sie doch eigentlich wieder nichts andres als ein Teil der Kunstgeschichte ist. Soweit sie die altchristliche Kunst behandelt, kann ihr Stoff nur von dem historisch begriffen werden, der die gesamte spätantike Kunst übersieht und jene einzelne Kunstgruppe, die ihren Inhalt aus dem christlichen Glauben zieht, im Zusammenhange mit den sämtlichen übrigen gleichzeitigen Kunstgruppen zu betrachten weiß. Die Verbindung mit der Theologie, die konfessionell in katholische und protestantische gespalten ist, kann der historischen Behandlung in der altchristlichen Kunstforschung natürlich nicht günstig sein. Es sollte die christliche Archäologie als besonderer Zweig der klassischen angegliedert werden, was ihr gewiß zum Vorteil gereichen würde. So ist gegenwärtig auch das historische Verständnis des Inhalts der altchristlichen Religionsvorstellungen im Begriffe, eine mächtige Förderung

zu erfahren nicht aus dem Schoße der Theologie, sondern der Philologie, die jene Vorstellungen im Zusammenhange mit den übrigen spätantiken Religionsbegriffen behandelt.

Schließlich haben wir noch das Verhältnis der klassischen Archäologie zu der Philosophie, speziell der Aesthetik, zu betrachten. Früher hat man lange die griechischen Kunstformen ohne weiteres als kanonische, als diejenigen angesehen, in denen die Idee der Schönheit am reinsten zum Ausdrucke kommt. Da war denn Aesthetik als die Lehre von dem Schönen mit der Archäologie aufs engste verbunden. So war es bei Winckelmann und seinen Nachfolgern. Später, als die historische Auffassung in der Archäologie völlig durchdrang, entfernten sich Aesthetik und Archäologie immer mehr; und so stehen sie sich gegenwärtig recht ferne. Allein auch die Aesthetik ist heute eine andre geworden; sie glaubt kaum mehr das absolute Schöne aus sich heraus bestimmen zu können, sondern begnügt sich mehr und mehr mit dem psychologischen Probleme, zu erforschen, was und weshalb es uns schön erscheint. Nun müssen wir aber betonen, daß es, um zu dem Verständnis eines Kunstwerkes zu gelangen, wie es das Ziel der Archäologie ist, gewiß keineswegs genügt, die relative Stellung desselben innerhalb des Kreises der übrigen Kunstwerke bestimmt zu haben; es muß auch die Frage aufgeworfen werden, inwieweit es sich noch erkennen läßt, warum diese und jene Formen von dem Künstler gewählt wurden — wobei man sich nach Kräften in die Seele des alten Künstlers zu versetzen hat —, sowie ferner die Frage, warum jene Formen diese oder jene Wirkung auf mich — denn nur von meinen eignen Empfindungen kann ich Zuverlässiges aussagen — hervorbringen. Wenn man nun die Lösung dieser Fragen als Aufgabe der modernen, auf Psychologie begründeten Aesthetik fassen will, so ist Aesthetik auch ein notwendiger Teil der Kunstwissenschaft. Dann aber freilich wird der Berufsphilosoph im bisherigen Sinne wohl weniger geeignet sein, Aesthetik zu treiben; denn ihm pflegt ja diejenige volle Kenntnis des Substrates seiner Forschung, der Kunst, zu mangeln, die für Lösung jener Aufgabe unerläßlich ist. In der Tat erscheinen uns denn auch diejenigen, bisher von den Berufsphilosophen ersonnenen ästhetischen Gesetze, die ohne eindringende Kenntnis der Kunst selbst aufgestellt worden sind, mehr als Gedankenspiele denn als wirkliche Förderung unsers Wissens. Um ein Beispiel zu nennen: man hat es, und zwar noch in neuester Zeit, als ästhetisches Gesetz der Plastik bezeichnet, daß das plastische Werk qualitative Einheitlichkeit des Materiales zeige, ein Gesetz, das niemals von jemand aufgestellt werden konnte, der mit der wirklichen Plastik, wie sie die größten Künstler aller Zeiten geübt haben, vertraut ist; die Einheit des Materiales ist das Gleichgültigste, das es für die Plastik gibt, die vielmehr nur nach Einheitlichkeit der Erscheinung zu streben hat. Auf andern Gebieten erscheint es selbstverständlich, daß man Gesetze nur aus dem Materiale abstrahiert, das man genau kennt; bei den Aesthetikern hat gar häufig das Gegenteil stattgefunden. Wir glauben, daß hier wirkliche Förderung nur von denen ausgehen kann, die in der Kunst vollständig zu Hause sind; wie denn in unsern Tagen ein wichtiger

Fortschritt unsers ästhetischen Erkennens einem denkenden bildenden Künstler (Adolf Hildebrand) zu danken ist. Wir möchten, wenn uns hier zu wünschen gestattet ist, als Entwicklung für die Zukunft hoffen, daß jede einzelne Wissenschaft, insbesondere auch die Naturwissenschaften sich mit Philosophie gleichsam durchtränkten, das heißt die in ihr Gebiet fallenden philosophischen Fragen selbst stellten und zu beantworten versuchen würden. In jedem Falle aber hoffen wir, daß die Aesthetik, soweit sie sich auf bildende Kunst bezieht, Sache der Kunstforschung selbst werden möge, freilich in ganz anderm Sinne als dies in der Winckelmannschen Epoche der Fall war.

Sind wir nun über die Stellung klar geworden, die der klassischen Archäologie innerhalb der übrigen Wissenschaften zukommt, so wollen wir, bevor wir diese Betrachtung schließen, noch etwas von der Eigenart jenes Wissenszweiges und der dadurch bedingten Methode sagen.

In höherem Sinne kann es nur eine einzige wissenschaftliche Methode geben, die durch die allgemeinen Denkgesetze bestimmt wird; allein die Sonderart der verschiedenen Stoffgebiete der einzelnen Wissenschaften bedingt besondere Anwendungen jener einen Methode.

Als oberster Grundsatz der alten Kunstforschung muß gelten, daß das Werk bildender Kunst als das behandelt und verstanden werde, was es ist. Dies klingt überaus selbstverständlich, und doch pflegt keine Forderung häufiger vergessen zu werden als diese. Das eigentliche künstlerische Wesen eines Werkes der bildenden Kunst aufzufassen, genügen nicht philologische, literarische, historische Kenntnisse, nicht Geschmack und Sinn für Poesie und andre Künste, sondern es wird die besondere Einsicht in das Wesen der bildenden Kunst und das Vertrautsein mit den ihr und nur ihr eigentümlichen Problemen verlangt. Es ist gar oft, und nicht von geringen, sondern von geistvollen Gelehrten, hiergegen gefehlt worden, indem man so manches Fremde in die alten Kunstwerke hineinerklärt und ihren wirklichen Inhalt verkannt hat. So hat man in manches griechische Vasenbild dichterische Gedanken hineingelegt, die gar bestechend wirken, statt die aus den künstlerischen Bedingungen erwachsenen künstlerischen Gedanken zu erfassen. Und wie viel Unkünstlerisches hat man in die antiken Statuen hineinsehen wollen, angefangen von Winckelmann, der im belvederischen Apollon den Moment nach der Tötung des Python dargestellt sah, bis auf die Gelehrten unsrer Tage.

Ein andrer methodischer Grundsatz unsrer Wissenschaft ist der, daß jede Denkmälergattung nach ihrer Eigenart behandelt werde, daß die besonderen Bedingungen derselben erst gekannt sein müssen, ehe man an die Erklärung eines einzelnen Denkmals geht. Auch hiergegen ist gar häufig gesündigt worden. Die griechischen Vasenbilder zum Beispiel und die griechischen Votivreliefs, die Grabdenkmäler, die Münzen, die Gemmen sind nach Ziel und Absicht so verschiedene Denkmälerarten, daß für jede derselben ganz andre Gesichtspunkte maßgebend sind.

Eine besondere Schwierigkeit liegt aber in den erhaltenen Werken der

statuarischen Kunst. Denn diese sind nur zum kleineren und leider weniger bedeutenden Teile Originalwerke, zum größeren Teile Kopien späterantiker Epochen. Hier gelten ähnliche Bedingungen wie bei den in Abschriften erhaltenen Literaturwerken der Alten. Es müssen zunächst alle vorhandenen Kopien gesammelt und muß aus diesen festgestellt werden, was uns überliefert ist. Das ist dasselbe, was man in der Philologie die „recensio“ der Handschriften nennt. Dann kommt, was dort als „emendatio“ bezeichnet wird, das Rekonstruieren des verlorenen Urbildes, das nur mit Hilfe der Phantasie durch Konjektur und Hypothese geschehen kann. Wie in der Philologie dessen Konjektur die beste sein wird, der die Sprache, die Grammatik am vollkommensten beherrscht, ebenso wird in der Archäologie derjenige am sichersten und richtigsten ein verlorenes plastisches Original aus den erhaltenen Kopien rekonstruieren können, der die plastischen Formen der Antike und deren „Grammatik“ am gründlichsten kennt. Für den oberflächlichen Blick erscheinen alle Konjekturen gleich hypothetisch; in Wirklichkeit sind sie in ihrem Werte gewaltig verschieden, je nach den Fähigkeiten dessen, von dem sie ausgehen.

Die Archäologie hat erst in den neuesten Zeiten ihre Aufgabe gegenüber den erhaltenen Kopien der verlorenen Meisterwerke der alten Plastik erkannt und durchzuführen begonnen. Sie ward dabei unterstützt durch die Fortschritte der modernen Technik, welche mit der Photographie erst das Mittel gab, die vorhandenen, zerstreuten verschiedenen Kopien genau zu vergleichen und dadurch die Ueberlieferung festzustellen. Früher hatte man keinen rechten Begriff von dieser Aufgabe und begnügte sich, das ungefähr Aehnliche zusammenzustellen, ohne zu scheiden, ob Kopien oder mehr oder weniger freie Umbildungen vorliegen. In der Beurteilung der Formen pflegte man an einer zufällig herausgegriffenen Kopie und deren Fehlern zu haften, und bei der noch wenig entwickelten Kenntnis der stilistischen Entwicklung der Einzelformen wurden die Irrtümer der Kopisten dem Originale zugeschrieben. Wir haben jetzt wohl Fortschritte darin gemacht gegen früher, wir erkennen zum Beispiel wohl, wie irrig es war, wenn Brunn bei seiner Analyse des Typus des giustinianischen Apollon nur das Exemplar Giustiniani zugrunde legte und die Replik aus den Caracallathermen gar nicht heranzog; jenes Exemplar ist ein vom Kopisten ganz willkürlich umgestaltetes, und gerade auf diese vom Kopisten hereingetragenen falschen Züge, wie die dicken Augenlider, hatte Braun seine Formanalyse begründet, deren Resultat danach ein falsches sein mußte. Wir sehen ferner jetzt leicht, wie derselbe Brunn irrte, wenn er in der Augenbildung des Kopfes der sogenannten farnesischen Hera eine Charakteristik des Blickes der Hera erkennen wollte, indem wir jene Bildung jetzt einfach als Kopie einer der Epoche des Originales überhaupt eigenen Art der Stilisierung des Auges erkennen. Allein dies ganze Gebiet, die Rekonstruktion der verlorenen plastischen Hauptwerke der Antike aus den erhaltenen Kopien, ist ein überaus schwieriges, und wir wissen wohl, daß unsre Forschung hier erst in den Anfängen steht.

Ueberhaupt dünkt es uns, als ob eine eindringende Kenntnis der griechischen

Kunst, wie sie wirklich war, uns jetzt erst aufzugehen beginnt, und wir glauben fest an die Zukunft unsrer Wissenschaft und an eine kommende bedeutende Entwicklung derselben. Der absolute Wert der griechischen Kunst innerhalb des Ganzen, was der Menschengeist geschaffen, tritt immer deutlicher und glänzender heraus, das Interesse und die Freude an diesem einzig Schönen der Vergangenheit sind in neuem Steigen begriffen, und täglich noch bringen die mit Eifer betriebenen Ausgrabungen frisches Material. Wir dürfen die klassische Archäologie wohl als einen jugendlichen, aber als einen kräftigen und frisches Wachstum verheißenden Sproß am großen Baume menschlicher Wissenschaft bezeichnen.

Der Donnerschlag von Sadowa

Auf Grund bisher ungedruckten Materials

Von

Germain Bapst (Paris)

(Fortsetzung)

III

Während La Valette den Kaiser bewog, auf dem Wege der Interventionspolitik Halt zu machen, fuhr der Marquis de Chasseloup-Laubat nach Cherbourg.

Um nichts merken zu lassen, begab er sich am 6. Juli auf einen amerikanischen Monitor, den „Miantonomah“, Kapitän Beaumont, der seit kurzem auf der Reede lag, und ließ das Gerücht verbreiten, daß er einzig und allein zu dem Zweck gekommen sei, ihn zu besichtigen und vielleicht sogar zu kaufen. In der Tat wurde das Schiff später für zwölf Millionen von Frankreich angekauft und auf den Namen „Rochambeau“ getauft.

Am 7. Juli nach Paris zurückgekehrt, erfuhr er ohne Zweifel nichts von den Erörterungen vom vorigen Tage, oder vielmehr, er kehrte sich nicht daran, denn er bestätigte im Laufe des Abends durch eine Depesche seine ersten Instruktionen an die beiden Admirale: „Das Geschwader soll seinen Kohlenvorrat, seine Lebensmittel und seine Ausrüstungsstücke ergänzen.“ Für das Geschwader in Cherbourg fügte er hinzu: „Die Panzerdivision soll sich bereithalten, sich nach Toulon zu begeben und zum Mittelmeergeschwader zu stoßen.“ Am 9. Juli antwortete der Admiral La Roncière aus Cherbourg: „Ich habe die Depesche Eurer Exzellenz erhalten. Ich werde morgen, Dienstag nachmittags, bereit sein. Ich werde Sorge tragen, Eurer Exzellenz zu telegraphieren, und auf einen neuen Befehl warten, um mich auf den Weg zu machen.“ Am nächsten Tage, den 10. Juli, erneuerte der Admiral diese Depesche durch die folgende:

„Die Panzerdivision hat ihre Ausrüstung, ihre Lebensmittel und ihren Kohlenvorrat ergänzt. Sie ist bereit, in See zu gehen.“ Und er fügte hinzu, was niemand verwundern wird: „Die Zollbeamten haben den schlechtesten Willen gezeigt und der Flotte eine mehrstündige Verspätung verursacht.“

Doch am 10. Juli hat sich in Paris alles geändert: der Kaiser hat den Marquis de Chasseloup rufen lassen, um ihm zu sagen, daß er die Ausführung seiner früheren Befehle verschieben und nur eine einzige Fregatte zur Beobachtung nach Venedig senden solle.

Der Minister läßt darauf folgende Depeschen abgehen:

„An den Admiral La Roncière in Cherbourg.

„Sie haben — wenigstens für jetzt — nicht abzufahren und zum Mittelmeergeschwader zu stoßen, sondern Sie müssen fortwährend im Bereich des Telegraphen sein, und Sie haben dafür zu sorgen, daß Ihre Schiffe in 24 Stunden das, was sie allenfalls verbraucht haben, wieder ersetzen können.“

„An den Admiral de Gueydon in Toulon.

„Ich habe beschlossen, Ihnen eine neue Chiffre, bezeichnet mit L Nr. 2 zu schicken. Wollen Sie sie gefälligst Herrn de Surville, dem Kommandanten der ‚Provence‘, einhändigen, der sich ihrer für seine Geheimkorrespondenz mit meinem Departement zu bedienen hat. Ich sende Ihnen vertrauliche Instruktionen, die Sie Herrn de Surville zu übermitteln haben. Nachdem Sie davon Kenntnis genommen haben, geben Sie Herrn de Surville Befehl, nach Venedig abzusegeln, Sie bleiben vorläufig in Toulon und halten Ihre Schiffe bereit, in See zu gehen.“

Das bedeutete noch nicht den völligen Verzicht auf die Intervention, denn die Befehle wurden nicht annulliert, aber es war ein Aufschub in einer Lage, in der Schnelligkeit unerläßlich war.

Im Kriegsministerium arbeiteten der General Castelnau, der Oberst Colson und der Hauptmann de Miribel Tag und Nacht, um die Aufstellung zweier Armeen vorzubereiten, einer von 140000 Mann mit 288 Geschützen am Rhein und einer andern von 110000 Mann und 216 Geschützen an den Alpen.

In drei Wochen hätte die erste Armee, so gut es ging, ins Feld rücken können. Die Hauptschwierigkeit kam von seiten der Artillerie. Außer den Geschützen der Garde waren nur etwa 15 Batterien bespannt und marschfertig, und es fehlten 19000 Pferde. Im Jahre 1859 hatten vor Eröffnung der Feindseligkeiten 45000 Pferde gekauft werden müssen, und man mußte sich während des Feldzugs noch 11000 verschaffen.

Die Situation war alles eher als glänzend. Die Expedition nach Mexiko hatte allerdings wenig Menschen und Material erfordert, aber sie hatte beträchtliche Summen verschlungen. Der Marschall Randon verlangte fortwährend im Ministerrat die Eröffnung neuer Kredite; aber kaum sprach er ein Wort in diesem Sinne aus, so baten ihn die Minister im Chor, still zu sein, und forderten ihn auf, die Ausgaben durch Ueberweisungen oder andre Prozeduren, die den wahren Stand der Dinge verbärgen, zu decken. Die Folge davon war, daß

man, um den Abgrund von Mexiko — dessen Tiefe man nie erfahren wird — auszufüllen, Ersparnisse an den Proviantvorräten und den Unterhaltungskosten für das Material und die Festungen gemacht hatte, so daß die Arsenale und die Magazine leer und die Festungen wehrlos waren.

Noch mehr: Da der Finanzminister und der gesetzgebende Körper unaufhörlich Ersparnisse verlangten, so hatte man die Cadres der Armee reduziert und 38 seit weniger als einem Jahre im aktiven Dienste stehende Batterien aufgehoben, so daß, abgesehen von der Garde und einigen im Osten garnisonierenden Regimentern, die Infanteriekorps kaum 1000 Mann in Reih und Glied hatten.

Das Schlimmste war, daß verschiedene Offiziere und Beamte, die über die Situation unterrichtet waren, unaufhörlich selbst vor Ausländern davon sprachen und sich beklagten, und daß der preußische Militärattaché, Oberst v. Loë, dem seine Heirat mit einer Französin Zutritt zu allen Salons verschaffte, von diesen Klagen wußte und seine Regierung vortrefflich über unsre Schwäche unterrichten konnte.

Trotz allem mußte interveniert werden. Es war das einzige Mittel, eine Schwächung unsrer Position in Europa zu verhindern, und alles in Betracht gezogen, hätten wir im Jahre 1866 viel bessere Aussichten gehabt als 1870.

Die Konzentration einer Armee am Rhein, die innerhalb acht Tagen hätte 80 000 Mann stark sein können, würde den Mut der Oesterreicher neu belebt haben, besonders wenn gleichzeitig unsre Flotte hätte im Adriatischen Meer erscheinen können. Man hätte innerhalb 24 Stunden die kaiserliche Garde, die als Armeekorps mit der zugehörigen Artillerie und Kavallerie organisiert war und eine Präsenzstärke von 20 000 Mann hatte, aus dem Lager von Châlons an die Grenze transportieren können. Innerhalb zwei Wochen hätten ihr die 10 000 Reservisten, die ihr fehlten, oder die in den Depots gebliebenen Mannschaften geschickt werden können.

Am 30. Juni, vier Tage vor der Schlacht bei Sadowa, konstatierten die Präsenzlisten, daß in Frankreich — Algier nicht mitgerechnet — 227 703 auf den Appell antwortende Soldaten mit 20 000 Offizieren vorhanden waren. In Metz befanden sich 18 277 Mann, in Straßburg 11 836, in Lille 19 873, in Paris und dessen Umgebung 44 288 und in Lyon 27 223. Das war mehr als genug, um die 60 000 Mann vorwegzunehmen, die mit der Garde die sofort notwendige Beobachtungsarmee von 80 000 Mann hätten bilden können, besonders, da die Reservisten, wenn sie sofort einberufen worden wären, in Verbindung mit der Nationalgarde den Garnisonsdienst in den großen Städten hätten tun können.

Der Oberst v. Loë hatte sich ohne Zweifel diese Präsenzlisten zu verschaffen vermocht, denn er berichtete nach Berlin, daß wir nicht mehr als 250 000 Mann unter den Waffen hätten; doch wenn wir marschiert wären und das Gerücht von der Einberufung der Reserven verbreitet hätten, so würde er seine Informationen rasch geändert haben, denn nichts ist leichter, als den Glauben an die Präsenz zahlreicher Bataillone zu erwecken und seine Streitkräfte nur durch Vergrößerungsgläser sehen zu lassen.

Zwei Fälle würden sich ergeben haben: entweder hätten die Kriegführenden nachgegeben, oder sie hätten den Kampf aufgenommen. In diesem zweiten Falle würde die österreichische Armee in Böhmen, die noch 202000 Mann, 20000 Pferde und 800 Geschütze stark war, unter dem Kommando des Erzherzogs Albrecht und verstärkt durch 55000 der Sieger von Custozza, der preußischen Armee, die sich immer mehr von ihrer Operationsbasis entfernte und von der Cholera befallen zu werden begann, einen kräftigen Widerstand geleistet haben.

Unsre anfangs 80000, später 140000 Mann starke Armee hätte sich in Mitteldeutschland mit den süddeutschen Truppen (Bayern und Württembergern) vereinigt, die, zerstreut und ohne einheitliche Führung wie sie waren, bis dahin von den 50000 Preußen unter den Generalen Vogel v. Falckenstein und v. Manteuffel einzeln geschlagen worden waren.

Unsre Gewehre waren den preußischen nicht gleichwertig, aber unsre Artillerie war, bei gleicher Anzahl, der preußischen gewachsen. Der Erfolg des Unternehmens war nicht sicher, aber wer nichts wagt, gewinnt nichts, und der Verlauf der Ereignisse hat uns mehr als genug bewiesen, welchen nicht wieder gut zu machenden Fehler Frankreich begangen hat, indem es davon Abstand nahm, nach der Schlacht bei Sadowa zu intervenieren.

Eine einzige Bedingung war unerläßlich: man hätte ohne Hintergedanken erklären müssen, daß Frankreich entschlossen sei, keine Vergrößerung zu verlangen; der Erfolg und der Ruhm, die daraus entsprungen wären, wären um so vollständiger gewesen und würden uns reichlich entschädigt haben.

Wenn die Notiz im „Moniteur", in der die Abtretung Venetiens gemeldet wurde, einen Augenblick die öffentliche Meinung überschwenglich begeistert hatte, so war das Gefühl für die Wirklichkeit schnell wiedergekehrt. In allen Brennpunkten des öffentlichen Lebens, in den Salons, den Stäben, den Ateliers und an der Börse fühlte man sich gedemütigt und herabgesetzt; man hatte das Bewußtsein, daß Frankreich an Prestige und Macht verloren habe, was Preußen gewonnen hatte. In den Tuilerien wiederholte es die Kaiserin unaufhörlich dem Kaiser, der von schmerzhaften Zuständen heimgesucht war.

Prinz Napoleon und die Minister Rouher und de La Valette, die mit ihrer Ansicht fast allein standen, suchten den Einfluß der Kaiserin zu bekämpfen. Was die Grafen Nigra und Vimercati betrifft, so waren sie mehr als nötig in Bewegung und eilten aus dem Palais-Royal bald ins Louvre zu Rouher, bald nach der Place Beauveau zu La Valette oder in die Rue de Lille zum Grafen von der Goltz.

Der Kaiser hatte am Abend des 5. Juli ein Telegramm des Königs von Preußen erhalten, der, weit entfernt, auf das Entgegenkommen des Kaisers einzugehen, die Mitteilung der Bedingungen, unter denen er den Frieden akzeptieren würde, auf einen unbestimmten Zeitpunkt hinausschob. Dieses Telegramm war dem Kaiser in dem Augenblick übermittelt worden, in dem er erfuhr, daß die volkreichen Stadtteile illuminiert waren und daß man überall mit Jubel die Abtretung Venetiens feierte. Er bemerkte nur die liebenswürdige Form, in der

die Depesche des Königs abgefaßt war, ihren Inhalt erfaßte er nicht, und am nächsten Tage mußte Drouyn de Lhuys sich die größte Mühe geben, um ihm die Bedeutungslosigkeit der Depesche darzutun und ihn um die Ermächtigung zu bitten, den Grafen von der Goltz zu drängen, daß er für baldige Mitteilung der Bedingungen Preußens sorge.

Am 6., 7. und 8. Juli verlangte Drouyn de Lhuys vergebens eine Antwort von dem Botschafter. Es wurde klar, daß die Könige Wilhelm und Victor Emanuel sich miteinander verständigt hatten, um den Vorschlägen des Kaisers auszuweichen, und daß die Preußen vor allem darauf ausgingen, ihren Einzug in Wien zu halten.

Die Kaiserin mit ihrem spanischen Naturell, deren Charakter, ganz Edelsinn und Stolz, Ungerechtigkeit und Beleidigungen nicht ertragen konnte, war empört über die Rolle, die das siegreiche Preußen ihren Gemahl spielen ließ, und sie erging sich in Klagen und Vorwürfen. Als Graf von der Goltz am 9. Juli zu ihr kam, floß ihr allzu volles Herz über, und sie sprach zu ihm nur von der Unverschämtheit der Preußen und von ihrer Anmaßung nach dem Erfolg.

Ruhiger war sie indessen am nächsten Tage dem Prinzen von Reuß gegenüber, den sie sehr gern hatte, und zwar so sehr, daß sie, die für gewöhnlich so kalt war, die Aufmerksamkeiten einer Dame ihres Hofes für den eleganten Diplomaten mit einer gewissen Eifersucht verfolgte. Sie empfing ihn mit gutem Humor, indem sie zu ihm sagte: „Ihre Erfolge sind erstaunlich. Sie gehen mit solcher Schnelligkeit vor, daß wir, Ihre Nachbarn, Sie eines schönen Morgens vor Paris finden könnten, ohne daß wir etwas davon erfahren hätten ... Ich würde als Französin zu Bett gegangen sein und als Preußin aufwachen."

Der Prinz Reuß kam direkt aus dem preußischen Hauptquartier, um dem Kaiser ein Handschreiben des Königs von Preußen zu bringen, worin die Bedingungen eines Waffenstillstandes angegeben waren: Der König würde in die Einstellung der Feindseligkeiten erst nach einer vorgängigen Verständigung über die Friedenspräliminarien einwilligen, und was die Bedingungen betreffe, die er annehmen würde, so würde Graf von der Goltz sie dem Kaiser mitteilen. Man mußte also darauf warten.

Wenn der Kaiser in Paris Friedensunterhandlungen führte, so machte sein Vertreter in Deutschland, Graf Benedetti, es ebenso.

Sowie der Kaiser die Rolle eines Vermittlers übernommen, hatte Drouyn de Lhuys Benedetti gedrängt, sich mit dem Grafen Bismarck in Verbindung zu setzen, und um seinen Instruktionen nachzukommen, hatte der Botschafter am 7. Juli von Berlin aus einen Brief an den preußischen Ministerpräsidenten gerichtet, in dem er ihn auf die Gefahren aufmerksam machte, denen Preußen durch allzugroße Forderungen von seiner Seite sich aussetzen würde.

Auf diesen Brief hatte Graf Bismarck am 9. Juli mit der Beteuerung seiner friedlichen Intentionen geantwortet.

„Der Friede ist geschlossen," schrieb er, „wenn Frankreich gemäßigt ist ... *Wir* sind es, wir verlangen wenig ... Wir werden uns nur mit Norddeutschland

befassen . . . Kaum daß wir von Oesterreich eine Rektifikation der Grenzen verlangen werden . . . Wenn die Ideen des Kaisers noch immer dieselben sind, so wird er unsre Forderungen billigen.“ Dann schloß er: „Es ist unmöglich, telegraphisch zu verhandeln. Es wäre besser, Sie kämen hierher.“

Wie wenn man diese Aufforderung in Paris vorhergesehen hätte, erhielt Benedetti am 9. Juli die Weisung, sich sofort in das preußische Hauptquartier zu begeben, wo er in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli ankam. Gegen 1 Uhr morgens fand er den Grafen Bismarck bei der Arbeit und hatte sofort eine Besprechung mit ihm, die am 12., 13., 14. und 15. Juli jeden Abend an dem Ort, wohin das Hauptquartier verlegt wurde, fortgesetzt ward.

Die Situation Benedettis war außerordentlich schwierig. Ein Heer, Generale und einen Monarchen, die durch unerhoffte, kolossale Erfolge begeistert waren, zur Mäßigung zu mahnen und in ihrem Siegeslauf aufzuhalten, war bereits schwer genug; doch das war immer noch der leichteste Teil seiner Mission. Heikler als alles andre war die Aufgabe, sehr unbestimmt gehaltene Instruktionen richtig auszulegen und das herauszufinden, was darin noch im Widerspruch mit den Ideen des Kaisers stehen konnte, der oft die Ansichten seiner Minister nicht teilte; er mußte vor allem die Gefahr vermeiden, desavouiert zu werden oder genötigt zu sein, das am Tage vorher Gesagte noch einmal zu besprechen, und Benedetti wußte besser als irgend jemand, daß er einem solchen Mißgeschick ausgesetzt war. Indessen handelte Benedetti unter diesen schwierigen Umständen mit einer über alles Lob erhabenen Geschicklichkeit.

Er merkte rasch, daß der König und die Generale die französische Vermittlung mit mißliebigen Augen ansahen, daß sie dagegen dem Grafen Bismarck, der darin eine Bürgschaft Europa gegenüber erblickte, nicht in demselben Grade unangenehm war; denn Bismarcks erste Besorgnis war gewesen, daß die neutralen Mächte intervenieren könnten, und die Vermittlung Napoleons III. beruhigte ihn vollkommen. Er brauchte davon bloß das zu akzeptieren, was es ihm Vorteilhaftes verschaffen würde. Er erklärte denn auch dem Grafen Benedetti, „daß der König in einen Waffenstillstand nur einwilligen würde, wenn ihm die Bedingungen des Kaisers vorher mitgeteilt worden wären und ihm die Vorteile garantierten, auf die er ein Anrecht habe.“ Auf die Frage Benedettis, wie er diese „Vorteile“ definiere, erklärte der preußische Ministerpräsident, daß er Sachsen, Kurhessen und Hannover annektieren wolle. Als Benedetti auf die enorme Größe eines solchen Gebietes hinwies, erklärte Graf Bismarck, daß er seine Ansprüche nicht ermäßigen könne; und dann schlug er, auf eine andre Ideenfolge übergehend, ein Bündnis mit Frankreich und eine gemeinsame Umgestaltung der Karte von Europa vor. „Im Grunde,“ sagte sich Benedetti, „sucht er sich vor allem von der Kontrolle der europäischen Staaten zu befreien. Doch,“ fügte er hinzu, „wird er seine Meinung ändern, wenn sich ein Vorteil dabei ergibt.“

An einem andern Tage gab der Minister folgende Erklärung ab, die Benedetti nach seinem Diktat niederschrieb: „Frankreich und Preußen würden,

verbündet und entschlossen, ihre Grenzen zu berichtigen, nachdem sie sich durch feierliche Zusagen verbindlich gemacht hätten, künftighin in der Lage sein, diese Fragen ohne Furcht oder irgendwelchen Widerstand miteinander zu regeln.“ Auf die Verzögerungen Preußens zurückkommend erklärte er dann, daß eine persönliche Zusicherung des Kaisers, die 1. die Annexion der beide Teile Preußens trennenden Gebiete, 2. die Begründung eines Bundes der Staaten nördlich vom Main garantiere, ihm völlig genügen würde. „Wenn diese Zusicherung gegeben wird,“ schloß der Minister, „kann der Waffenstillstand sofort unterzeichnet werden.“

Diese Unterredung fand am 15. Juli in Brünn statt, wohin der König sich begeben hatte. Benedetti hatte eben den Grafen Bismarck verlassen, als ihm eine vom 11. Juli datierte Depesche aus Paris übergeben wurde. Es war dies die erste Mitteilung, die er seit seiner Abreise von Berlin erhielt, und sie kam mit viertägiger Verspätung in seine Hände. „Kommen Sie so bald wie möglich nach Paris,“ lautete sie, „um über Ihre Mission Bericht zu erstatten. Drouyn de Lhuys.“

Mit Rücksicht auf die verspätete Zustellung entschloß sich Benedetti, nach Wien zu reisen, um sich direkt mit dem Minister in Verbindung zu setzen, ihm über seine Mission Bericht zu erstatten und sich neue Instruktionen geben zu lassen. Indessen hatte er vor seiner Abreise noch eine letzte Unterredung mit dem Grafen Bismarck. Dieser versicherte noch einmal, daß eine die Kontiguität der Provinzen der preußischen Monarchie gewährleistende Zusicherung des Kaisers in bezug auf die Gebietsfrage dem König genügen würde. „Aber,“ erwiderte Benedetti, „Herr von der Goltz hat in Paris ganz andre Forderungen aufgestellt.“ Da gestand der Minister, daß die vom preußischen Botschafter in Paris bezeichneten Bedingungen ein Maximum seien, das seine Instruktionen ihm je nach der Festigkeit des Widerstands, die ihm entgegengesetzt werden würde, zu reduzieren gestatteten. Und Graf Bismarck schloß, indem er sich bereit erklärte, den Waffenstillstand zu unterzeichnen, sowie er das Versprechen des Kaisers haben würde.

Als Benedetti diese Nachrichten nach Paris übermittelte, wies er mit besonderem Nachdruck auf den Grad von Begeisterung hin, auf dem die Militärs angekommen waren, die davon träumten, alles zu annektieren. „Herr v. Bismarck allein,“ sagte er im wesentlichen, „ist aus Furcht vor einer Intervention Europas geneigt, sich mit uns zu verständigen; aber diese Geneigtheit kann von einem Augenblick zum andern verfliegen, und auf alle Fälle wird er in den drei folgenden Punkten niemals nachgeben:

1. Zusammenschluß Norddeutschlands zu einem Bunde;
2. Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland;
3. Territoriale Verbindung Rheinpreußens mit Altpreußen.“

Dank dem Grafen Benedetti hatte Bismarck, wie man sieht, seine Forderungen auf ein Maß reduziert, das der Kaiser seit dem Beginn seiner Regierung immer als berechtigt und sogar als nützlich anerkannt hatte. Es lag nicht an ihm, wenn diese Bedingungen in Paris nicht angenommen wurden. Er legte sie nicht nur in zwei vom 15. Juli datierten Depeschen aus Wien dar, sondern

er bat auch, kommen zu dürfen, um mit dem Minister darüber zu sprechen; aber in Paris schien man den Ansichten und Nachrichten Benedettis keine Aufmerksamkeit zu schenken, und wenn man sieht, welchen Verlauf die Dinge nahmen, so könnte man sich fragen, ob man in Paris wirklich Kenntnis von seinen Depeschen hatte.

Der Kaiser begann, da er noch immer keine Mitteilung über die Bedingungen erhielt, die Preußen für den Abschluß eines Waffenstillstandes stellte, trotz seiner gewohnten Ruhe ungeduldig zu werden; er wurde gereizt bei dem Gedanken, daß er zum Gespött Europas werden würde, wenn es ihm nicht gelänge, den Preußen vor ihrem Einzug in Wien Halt zu gebieten.

Am 11. Juli verband sich die Kaiserin, die ihn noch bekümmerter sah, mit Drouyn de Lhuys und dem Fürsten Metternich, um die beschlossene und bereits versprochene, aber dann wieder verschobene Entsendung der Flotte nach Venedig und die Zusammenziehung einer Armee am Rhein durchzusetzen. Doch Prinz Napoleon war auf seiner Hut, und es gelang ihm, seinen Vetter in seiner Unentschlossenheit zu erhalten.

Diese für Napoleon III. so schiefe Situation konnte nicht länger dauern: Graf von der Goltz war der erste, der sich davon Rechenschaft gab, und er fragte in jedem Schreiben nach den preußischen Bedingungen, indem er erklärte, daß, wenn ihre Mitteilung noch länger verschoben werde, Napoleon III., der bis jetzt Preußen so günstig gesinnt gewesen sei, sich gegen dieses wenden würde.

Zwei Tage verstrichen ohne jede Nachricht, als endlich Graf von der Goltz dem Kaiser ankündigte, daß er sich am 14. Juli mit den so heiß ersehnten Bedingungen einfinden werde.

(Schluß folgt.)

Deutschlands kleinstaatlicher Partikularismus im Lichte der Geschichte und Gegenwart beleuchtet

von

Dr. v. Schulte

Als das Deutsche Reich seinem Ende nahe war, am 1. Januar 1792, hatte es 72 weltliche, 143 geistliche Landesherren, die im Reichstage saßen, außerdem 51 Reichsstädte mit voller Landesherrlichkeit, also zusammen 266 Landesherrschaften mit Reichsstandschaft, das heißt mit dem Rechte, im Reichstage Sitz und Stimme zu haben. Wenn wir hierzu zählen die mit Landesherrlichkeit versehenen Gebiete der Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein, deren es 1520 gab, sodann 35 nicht eingekreiste Herrschaften und die böhmischen Länder, erhalten wir über 1800 Gebiete, die innerhalb des Deutschen Reichs als Staaten oder Stätleins gelten konnten. Sie erreichten an Umfang einzeln,

abgesehen von den Städten, kaum eine halbe Quadratmeile und stiegen bis zu dem Komplexe jener Länder, die der Kaiser als Erbherr beherrschte. Das jetzige Deutsche Reich, dem nicht mehr angehören die österreichischen, zur alten Reichszeit von fünf Fürsten vertretenen Länder, aber wieder hinzugefügt sind ihm jahrhundertelang abhandengekommene Teile von Lothringen und das Elsaß, zählt nur 26 Länder, 22 unter Landesherren, ein Reichsland, drei Hansestädte: Hamburg, Bremen, Lübeck. Auch jetzt ist die Größe des Besitzes und der Bevölkerung so verschieden, daß man unmöglich diese beiden Faktoren bei Festsetzung der Verhältniszahl der Stimmen, von der die Entscheidung im Bundesrate abhängt, zugrunde legen durfte, wenn überhaupt der Charakter eines Bundesstaates aufrecht erhalten werden sollte. Während es aber zur alten Reichszeit kein irgend ausgleichendes Moment gab, vielmehr wegen der Eigentümlichkeit der Reichsverfassung die bestehenden Ungleichheiten noch schroffer auftraten, ist in der neuen Reichsverfassung, in dem aus direkten Wahlen hervorgehenden Reichstage ein zwar nicht absolut richtiges, aber im Hinblicke auf die tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse im ganzen genügendes Auskunftsmittel getroffen. Darf man diesen Schluß ziehen vom Standpunkte des ganzen Reichs, vom allgemeinen deutschen Gesichtspunkte aus, so läßt sich gleichwohl nicht verkennen, daß gerade die neue Reichsverfassung, wenn sie mit der des 1866 gestorbenen deutschen Bundestags verglichen wird, in den Augen der Kleinstaatspatrioten leicht als ein Rückschritt, als ein Unrecht angesehen wird, zumal jeder nur zu geneigt ist, Grenze und Maßstab für seine Berechtigung nicht an dem Vergleiche mit dem unzweifelhaft höher, sondern mit dem zweifellos niedriger Anzuschlagenden zu suchen. Für die richtige Würdigung des ohne Frage auch heute noch herrschenden „Partikularismus" dürfte nichts lohnender sein als eine unbefangene historische Betrachtung der deutschen Kleinstaaterei, weil sie das berechtigte Gefühl schonen, das unberechtigte ohne Schmerz aufzugeben lehrt.

Zunächst ist ausgemacht, daß es keinen deutschen Staat gibt, der in seiner heutigen Gestaltung mit der ältesten Geschichte unsers Volkes oder überhaupt mit der nationalen Entwicklung ganz verwachsen ist; ein Gleiches gilt von allen denjenigen, die seit 1792 bis auf 1866 zugrunde gegangen sind. Gerade die deutschen größeren Staaten sind mit der einzigen Ausnahme des Königreichs Sachsen Schöpfungen des 19. Jahrhunderts; die 1866 eingegangenen hatten bei ihrem Aufhören eben das 50jährige Jubiläum gefeiert. Die noch bestehenden sind noch nicht 50 Jahre über dasselbe hinaus. Während in unsrer Geschichte vom 6. Jahrhundert an der Zug nach einheitlicher staatlicher Gestaltung dazu führte, daß der fränkische Stamm der Mittelpunkt eines Staats wurde, der zuletzt unter dem großen Kaiser Karl alle noch bis heute deutsch gebliebenen Stämme, darüber hinaus auch die stammverwandten Longobarden in sich aufnahm, beginnt seit dem Aufhören der karolingischen Dynastie in Deutschland ein allmählicher Prozeß der Zersetzung des mächtigen karolingischen Staatskörpers, dessen schließlicher Ausgang, soweit unser deutsches Vaterland in Betracht kommt, im Eingange angedeutet worden ist. Aus den königlichen Oberbeamten, den Grafen und andern,

den Erzbischöfen, Bischöfen und zahlreichen Aebten, Aebtissinnen und andern Prälaten wurden Landesherren; von der Unterordnung unter den deutschen König und unter die Fürsten wußten noch zahlreichere Herren sich so weit zu befreien, daß sie für ihre kleinen Gebiete ebenfalls zur Landesherrlichkeit gelangten. Dieser Entwicklungsgang, der sich wesentlich vom 9. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts vollzog, hatte anfänglich einen scheinbar nationalen Grundzug; seit dem Ende des 12. Jahrhunderts war es nicht mehr das nationale Moment, sondern einerseits ein rein dynastisches und anderseits ein in äußeren Verhältnissen liegendes, wovon er getragen wurde. Eine Einsicht in die historische Bildung wird die Richtigkeit dieser Bemerkung dartun. Das Reich Karls des Großen war ein mächtiger Zentralstaat, der nur möglich geworden war, weil die Stammesgewalt der alten Herzöge gebrochen und die alten durch Geschichte, Sprache und Sitte zusammengehörigen Teile: Franken, Alemannien, Bayern, Sachsen und so weiter ihrer Selbständigkeit und eigentlich jeder Autonomie entkleidet worden waren. Die Schwäche der Nachfolger, die Teilung des Reichs unter die Söhne Ludwigs, die 888 eingetretene endliche Teilung des großen Frankenreiches ließen in dem östlichen deutschen Reichsteile alle partikulären Bestrebungen zu neuer Macht gelangen. Diese und die politischen Bildungen waren die Grundlagen der Neubildung von Herzogtümern: Schwaben, Bayern, Kärnten, Steiermark, Oesterreich, Sachsen, Franken, Lothringen. Durch die Vernichtung von einzelnen dieser neuen Stammesherzogtümer, an denen das Aussterben der alten Kaiserhäuser der Ottonen, Salier und Hohenstaufen, vor allem aber der zum Nachteil des Kaisertums geführte Kampf zwischen den römischen Päpsten und den deutschen Königen von Gregor VII. und Heinrich IV. bis auf Innozenz IV. und Konrad IV. (1073 bis 1254) die Schuld trug, entstand eine Reihe neuer Gebiete, die als Herzogtümer, Markgrafschaften, Fürstentümer, Grafschaften selbständige Länder wurden und sich meistenteils bis zum Ausgange des Reichs als solche erhielten. Im Jahre 1190 gab es 23 weltliche Fürstentümer, die 22 Fürsten gehörten, von denen heute nur noch 6 Häuser regieren: in den sächsischen Häusern, Oesterreich, Braunschweig, Hessen, Anhalt, Bayern. Von 1190 bis 1582 traten 14 weltliche Fürstentümer hinzu, seit 1582 noch weitere 20. Wie die Bildung der Kleinstaaten geschichtlich keine nationale gewesen ist, so ist auch das Aufhören der meisten und die Bildung der heutigen Staaten vor sich gegangen aus äußeren politischen, vielfach gewaltsamen Gründen, da die Erwerbung durch Erbgang oder freiwillige Abtretung nur in wenigen Fällen stattfand. Die Säkularisierung der geistlichen Territorien durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, die Einverleibung in Frankreich, die Bildung der napoleonischen Vasallenstaaten, die gewaltsame Besitzergreifung der Rheinbundsfürsten und schließlich die Verteilung, die man auf dem Wiener Kongreß vornahm, hatte jenen politischen Zustand Deutschlands geschaffen, der von 1815 bis 1866 bestand. Wenn seitdem neue Territorialveränderungen stattfanden, diese nur Preußen und nicht dem ganzen Reiche zugute kamen, wenn im Jahre 1871 die Folge des gewaltigen Krieges, den der gallische Kaiser uns aufdrängte, in der

Neubegründung eines deutschen Kaiserreichs mit dem Erbkaisertum des preußischen Königshauses bestand, wird niemand, der überhaupt objektiver Beurteilung fähig ist, in Abrede stellen, daß diese Entwicklung von dem nationalen Gedanken getragen ist. Es braucht nur erinnert zu werden, daß der klägliche Zustand des Deutschen Bundes das deutsche Volk nicht befriedigte. Oder sind der Laibacher, Aachener Kongreß, die Karlsbader Beschlüsse, die Verfolgungen der sogenannten Demagogen, die Maßregelungen Schleswig-Holsteins, Kurhessens, der Verkauf der deutschen Flotte, die Knechtung der Presse und so weiter durch den Bundestag etwa von dem nationalen Bewußtsein unsers Volkes getragen worden? War nicht die Berufung des Frankfurter Parlaments ein Nachgeben an die Forderung der allgemeinen Volksstimme, die in dem jeder äußern Autorität entbehrenden Vorparlament ihren Ausdruck gefunden? Und wer möchte leugnen, daß Preußen seit Friedrich II. in allen wichtigen Dingen, in dem Abschaffen der Untertänigkeit, in der Gleichstellung der Bürger vor dem Gesetze, der vollsten Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Parität, der Hebung des Schulwesens, den geordneten Finanzen, der allgemeinen Wehrpflicht der nationalen Erhebung vorgebaut, sie erst ermöglicht hat? War es möglich, Deutschlands Volk zu einer imponierenden Nation zu machen, solange der unselige Bundestag und der Dualismus herrschte? Und ist schließlich nicht im Jahre 1870 eine nationale Erhebung erfolgt, wie sie unser Volk noch nicht gesehen hat? Ohne 1866 wäre diese unmöglich gewesen. Ist es nun ausgemacht, daß die Einbuße an Macht, welche die Einzelstaaten zugunsten des Ganzen scheinbar erlitten haben, das Mittel wurde, Deutschland zu einem mächtigen Volke unter einem Kaiser politisch zu einigen, so dürfen wir heute ohne Scheu das Gute anerkennen, was die Kleinstaaterei gehabt hat, und zu gleicher Zeit frei aussprechen, inwieweit sie ein ferneres berechtigtes Dasein hat.

Der größte Vorteil der Kleinstaaterei ist die Ausprägung der Individualität auf allen Gebieten gewesen. Vom 13. Jahrhundert an war im ganzen Reiche jeder Teil auf sich gestellt. Was das Reich an allgemeinen Institutionen auf dem Gebiete der Kultur, des Rechts, der Wirtschaft geschaffen, kommt kaum in Betracht. Jedes, selbst das kleinste Ländchen, angewiesen auf sich selbst, berechtigt, alle Einrichtungen und Gesetze sich zu geben, konnte zunächst sein eignes Bedürfnis nach allen Seiten feststellen. Das bildete sodann den Maßstab für die eigentümliche Bewegung im Innern. Genügte die Macht des Landes oder dessen Mittel nicht, so waren die einzelnen Kreise darauf angewiesen, sich selbst zu helfen. In der Tat sehen wir das bis in die Neuzeit wirksam. Die Stadt, das Dorf, ja der Hof bildet sein Sonderrecht aus. Hunderte und Hunderte von Statuten, Gesetzen, Gewohnheiten haben dem Rechte für alle Lebensverhältnisse eine Mannigfaltigkeit gegeben, die den oberflächlichen Beobachter zur Verzweiflung bringt, dem tiefer Blickenden ein Beweis der wunderbaren Produktivität des deutschen Geistes ist. Wo das Volk in seinem Kreise sich nicht mehr auskannte, wandte es sich an ein andres Dorf, eine andre Stadt

um Rat. Was ganz eigentümlich war, behielt man bei, das größerer Ausdehnung fähige Gute erweiterte den Kreis der Geltung. Jede Stadt, oft jedes Dorf hatte seine Sonderverfassung, sein Sonderrecht. Die Ohnmacht der einzelnen Landesherren wurde in den Zeiten der größten politischen Ohnmacht des Ganzen und des traurigsten Zustandes des öffentlichen Friedens für das Volk der Antrieb, sich aus sich heraus zu bilden und auf sich zu stellen. Das Städtewesen konnte sich in einer Art entfalten, die noch heute unsre Bewunderung erregt. Der Städtebund, der unter dem Namen der Hansa bekannt ist, der rheinische Städtebund besaß jahrhundertelang eine Macht, die ein Gegengewicht gegen landesfürstliche Willkür bildete und den nationalen Gedanken bewahrte! Das Handwerk, die Fabrikation in der Gestaltung des Mittelalters, der Handel, der Bergbau haben sich eine Form gegeben, einen Aufschwung genommen, der auch politisch von einer Bedeutung wurde, wie sie verhältnismäßig heute den gleichen wirtschaftlichen Faktoren nicht zukommt. Indem die rechtlichen und politischen Verhältnisse der früheren Zeit dem einzelnen nur unter besonders günstigen Verhältnissen Einfluß gestatteten, war man zum Zusammentun in Korporationen gezwungen. Vom Staate, der sich um diese Dinge nicht kümmerte, verlassen, mußte man aus sich heraus die Mittel der Abhilfe und des Bessermachens schaffen. In der Korporation lag das Gegengewicht gegen die Zerfahrenheit der Individuen und zugleich der Boden für die Geltung wirklicher Einzelgröße. Heute schiebt man überall die Schuld des Mißlingens auf dem wirtschaftlichen Gebiete den Gesetzen zu, früher suchte man die Heilung bei sich selbst.

Das Schaffen jedes Kreises aus sich selbst heraus gab das allgemeine Gefühl der Selbständigkeit, zugleich der Liebe zum sauer Erworbenen und zum Festhalten am Alten, solange dies nicht als vollkommen unbrauchbar sich erwiesen. Hat auch in früheren Zeiten häufig eine Stagnation stattgefunden, die Ueberstürzung zeigt sich fast niemals. Sparsamkeit ist ein Grundzug des deutschen Volks in früheren Zeiten, Solidität, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel prägten sich im Leben aus. Krisen, wie wir solche seit 60 Jahren periodisch erlebt haben, sind relativ fast nie vorgekommen, obwohl Faktoren nicht fehlten, die solche analog hätten hervorrufen können. Die Rücksicht auf die Genossen, das Gefühl der Ehrenhaftigkeit war ein höchst bedeutsames soziales Moment; die neueren Verhältnisse treiben in gleichem Maße nicht dazu.

Fand der einzelne vordem nur in sehr kleinem Kreise den Mittelpunkt seiner Tätigkeit, so hielt er zäh an dem guten Rechte. Welche Kämpfe haben nicht jahrhundertelang die Stände in einzelnen Ländern gegen die Willkür der Herren, die Städte und das Land zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit geführt! Bildete sich auf solche Art auch ein unendlich beschränkter Lokalpatriotismus, so wurden dadurch die Wirkungen von sozialen Bewegungen in Zeiten verhindert, wo das Volk noch nicht reif war. Frankreich und Spanien, die seit mehr als hundert Jahren nicht zur Ruhe gekommen sind, von denen ersteres seit 1789

siebenmal seine Staatsform total verändert und politische wie soziale Revolutionen erlebt hat, die das ganze Volk bis ins kleinste Dorf aufgewühlt haben, verdanken ihr Unglück nicht zum kleinsten Teile ihrer vorzeitigen und absoluten Zentralisation. Nie kann es in Deutschland dahin kommen, daß Berlin ihm seine Geschicke diktiert. Hat die Kleinstaaterei uns politisch geschwächt, sozial hat sie uns gerettet. Der individuelle Charakter der Deutschen und der Teile Deutschlands ist zu ausgeprägt, als daß er Land und Volk, wie das Frankreich in unsern Tagen erfuhr, einem Abenteurer preisgeben könnte. Wie bald wurde man mit einzelnen sozialen Auswüchsen fertig? Was war der Bauernkrieg und andre Erscheinungen in unsrer Geschichte im Vergleiche mit dem, was Frankreich erlebt hat? Ich bin überzeugt, daß dieser historisch gewordene deutsche Geist auch gegen jene beiden Mächte, die heute auf den sozialen und politischen Umsturz sinnen und durch ihn zum Siege zu kommen hoffen, sich fest und stark bewähren wird, wenn wir nicht das aufgeben, was sich als gutes deutsches Erbe erhalten hat.

Der deutsche Kleinbürger konnte ehedem seinen Blick nur auf den engen Raum seines Landes richten, das große Vaterland kam ihm vor 1813 kaum in die Vorstellung. In seinem engen Gebiete aber stand meistenteils an der Spitze des Staats ein Landesherr, der angestammter Herrscher war. Ob's in der Geschichte einmal anders gewesen, das wußte nur der Forscher, nicht der gemeine Mann, auch nicht der Adelige, der mit persönlichen Banden an den Fürsten gekettet war. So bildete sich der Patriotismus zugleich aus zu einer Liebe zum Herrscherhause. War auch in den geistlichen Staaten ewiger Wechsel, so lag in der kirchlichen Stellung des Fürsten der Ersatz für den Anspruch an die Liebe des Volks, den das Erbrecht gab. Das Band zwischen Fürst und Volk war überall ein unmittelbares, kein gemachtes. Wohl fehlte es in den freien Städten, aber auch hier blieb die Anhänglichkeit an Kaiser und Reich schon dadurch lebhaft, daß diese Gemeinwesen im Kaiser ihren besten Hort hatten und zum Reiche in näherer Beziehung standen. Man verkenne die Bedeutung dieser Momente nicht. Versetzen wir uns zurück in die Zeiten vor 1800, wo eine Nachricht aus fernen Gegenden Wochen brauchte, um allgemein bekannt zu werden, eine Reise auf 50 Stunden Entfernung ein Unternehmen war, vor dessen Ausführung man sein Testament machte. In den kleinen deutschen Staaten blieb Fürst und Volk in steter wechselseitiger Kenntnis, man sah den Fürsten in jedem Ort ab und zu, hörte täglich von ihm reden; es gab kaum wichtige Akte, die nicht durch seine Entscheidung ihren Abschluß fanden. Der leere Staatsbegriff, das bloße Beamtenregiment ist auch in den Zeiten des vollsten Bureaukratismus niemals ins allgemeine Bewußtsein gekommen. Das alles hatte die glückliche Folge, daß unser deutsches Volk an seinen Fürsten hält, an ihrem Wohl und Wehe teilnimmt wie am eignen. Und auch die großen Veränderungen im 16. und 17. Jahrhundert und seit 1803 haben daran nichts geändert und konnten nichts daran ändern. Wo statt eines geistlichen Fürsten ein weltlicher eingetreten ist, hat man begriffen, daß die Zeit

dies forderte; wo in neuerer Zeit ein Erbfürst sein Land verlor, mußte das Volk sich bald bewußt werden, daß politische Notwendigkeit oder eignes Verschulden den Wechsel herbeigeführt. Aber noch ein andres Moment kommt hinzu. Jeder deutsche Fürst hat in seinem Lande den Teil, um den das Ganze sich gebildet, als vielhundertjähriges Erbe von seinen Vätern, mit ihm die Liebe seines Volks überkommen. Alle haben aus den früheren Verhältnissen gelernt und als erste fürstliche Aufgabe erfaßt, des Volkes Liebe sich zu erhalten, alle Teile und Klassen mit gleicher landesväterlicher Huld zu regieren. Selbst im größten deutschen Staate ist bis zum heutigen Tage der Fürst unablässig bestrebt, für sein Volk zu arbeiten. Wenn noch heute in Preußen unter des Königs Unterschrift die Patente für die Anstellung jedes Rates und ganzer großer Kategorien von Beamten und Offizieren ausgehen, fast alle Auszeichnungen direkt vom Könige verliehen werden, es ebenso in den übrigen Staaten ist, so erklärt sich das nur aus den früheren kleinen Verhältnissen; in Oesterreich gibt es kaum 50 Posten, deren Inhaber die kaiserliche Unterschrift unter ihrem Ernennungsdekret sehen. Wir dürfen sagen: die deutschen Fürsten erfreuen sich der vollen Liebe ihrer Völker. Ist es möglich, spontaner, inniger, allgemeiner, tiefer das Volk sich freuen zu sehen, als — ich hebe nur ein paar Fälle heraus — dies der Fall war bei den Reisen des Kaisers Wilhelm I. und II., bei dem Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden?

Und jetzt blicke man hin nach Frankreich, das jahrhundertelang unter einem Könige zentralisiert war. Ein kleiner Teil des Landes erhob sich in der ersten Revolution für das Königshaus, keiner im Jahre 1830, keiner 1848. Als Napoleon bei Sedan in deutsche Hände gekommen, wußte man nur über den Mann zu schimpfen, von dem man sich fast zwei Dezennien lang hatte tyrannisieren lassen. Anhänglichkeit an das Herrscherhaus war dort lediglich politische Parteisache, nicht Volkssache. Das deutsche Volk ist patriotisch und anhänglich an seine Fürsten und an seinen Kaiser zu gleicher Zeit. Das ist die schönste Frucht der früheren Entwicklung, auf die wir ebenso stolz sein dürfen als unsre ältesten Vorfahren, denen es für so ehrenvoll galt, erbliche Herrscher zu haben, daß die Franken, Westgoten, Heruler und Langobarden in historischer Zeit sich Könige aus edelm Geschlechte erwählten. Das frühere deutsche Wahlkaisertum war undeutsch und das Erbkaisertum des Königs von Preußen ist eine Rückkehr zum uralten nationalen Gedanken, dessen Erfassung und Ausführung die Geschichte als eine wahrhaft patriotische Tat der deutschen Fürsten, voran des Königs von Bayern, mit goldenen Lettern in ihre Bücher verzeichnet hat.

Auch die geistige Freiheit verdanken wir zum Teil der deutschen Kleinstaaterei und den deutschen Fürsten. Waltet der rechte Geist, dann ist ein einheitliches großes Staatswesen offenbar geeignet, ja das geeignetste, um auf allen Gebieten des Lebens zu fördern; herrscht aber an der Spitze ein falscher Geist, dann ist's zu leicht um die Freiheit geschehen, während in einem Komplexe vieler selbständiger Teile die Freiheit ihre Stätte findet. Wer die Geschichte kennt,

wird sich nicht darüber täuschen, daß die religiöse Freiheit in Deutschland, die uns die Reformation gerettet und erworben hat, ohne die Kleinstaaterei nicht nur nicht die Herrschaft erlangt hätte, die sie hat, sondern leicht vollständig unterdrückt worden wäre. Oder glaubt man, ein Karl V. hätte, wenn er in Deutschland ebenso gebietender Herr wie in Spanien und den Niederlanden gewesen, in Deutschland es anders gemacht? Die Gegenreformation in Oesterreich, seit Ferdinand II., der in Böhmen, Mähren und andern Ländern seiner Krone mehr protestantische als katholische Untertanen vorfand, ist wohl der deutlichste Beweis; Frankreich und Spanien bieten den besten Beleg; Großbritannien, wo die Katholiken erst seit 1830 volle Gleichberechtigung erhalten haben, Rußland noch heute, treten unterstützend zur Seite.

Die Notwendigkeit, alle Kräfte anzuspornen, um mit dem Nachbarn zu konkurrieren, das Streben, in dem kleinen Heim sein ganzes Dasein zu vollbringen und alles für das Leben Nötige zu finden, führte zu einem geistigen Wettkampfe edelster Art. Deutschland zählt heute 20 Universitäten; in dem gleichen Gebiete befanden sich vor 100 Jahren 30, welche die verschiedenen Fakultäten hatten, außerdem aber gab es eine große Zahl von Akademien mit einer philosophischen und theologischen Fakultät, zahlreiche Gymnasien, an denen die Rechtswissenschaft gelehrt wurde. Und auch für die Gymnasien wurde in den meisten weltlichen Territorien, insbesondere den norddeutschen, gut gesorgt. War die Zahl der Akademien und Universitäten vielleicht zu groß, den Nutzen haben sie unzweifelhaft gehabt, daß es in Zeiten, wo die Verhältnisse den Aufenthalt in der Ferne nicht leicht machten, jedem Talente möglich wurde, sich auszubilden. Wenn Deutschland auf jedem Gebiete des Wissens mit seinen Schriftstellern seit 200 Jahren jedes andre Land übertrifft, auf den meisten Gebieten überhaupt obenan steht, ist das nicht zum kleinsten Teile noch heute der Fülle seiner höchsten und höheren Lehranstalten, der Konkurrenz und Rivalität seiner Regierungen auf diesem Gebiete zu verdanken. Wer möchte aber glauben, daß wir ohne das, was die letzten Jahrhunderte aufgebaut, besitzen würden, was wir haben, wirkliche Schulbildung der ganzen Bevölkerung, mehr oder minder höhere der wohlhabenden Klassen. Zum Teil ist es sicherlich diesem Umstande zu danken, daß unsre innere Entwicklung einen so glücklichen und ruhigen Verlauf genommen hat, wie er sich seit 1848 im ganzen feststellen läßt, vor allem, daß wir das System des unbeschränkten allgemeinen Wahlrechts überhaupt haben verdauen können. Wir dürfen sagen, daß die große Masse des gebildeten Teils der Bevölkerung urteilsfähig ist und sich nicht blindlings leiten läßt. Der Nachteil, der auf der einen Seite diese Tatsache vielfach in Form des Eigensinns, der Trennung des Alleinstehens innerhalb der gebildeten Kreise erzeugt, wird aufgehoben durch die unzweifelhafte Erfahrung, daß in Deutschland der wirklich maßgebende Teil der Bevölkerung im ganzen liberal ist, der Liberalismus daher nicht bloß als *politische Parteisache*, sondern als *Volkssache* erscheint.

Wollen wir gerecht sein, so müssen wir sagen, daß wir den Fürsten auch auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft noch vieles andre verdanken. Ich

will nur einzelnes hervorheben. Wir haben in einer Reihe deutscher Residenzstädte Kunstsammlungen, die einzeln zu den vorzüglichsten der Welt gehören; auch eine Anzahl kleinerer, jetzt mediatisierter Herren haben solche. Zahlreiche prachtvolle Bibliotheken verdanken gleich den Kunstsammlungen den Landesherren ihre Entstehung, meist auch die Förderung bis auf die neueste Zeit. Was für die deutsche Literatur und Kunst im Mittelalter wie in der Neuzeit seitens der Fürsten geschehen, ist bekannt, für das letzte Jahrhundert genügt es, an Weimar und München zu erinnern. Würden wohl zahlreiche Städte in Deutschland, wenn sie nicht Residenzen gewesen, das sein, was sie sind: Mittelpunkte des geistigen und sozialen Lebens? Schon die Rivalität trat fördernd auf. Noch heute ist die reichste Handelsstadt nicht in der Lage, ein Theater zu haben, das den größeren Hoftheatern ebenbürtig ist. Noch heute zeigt sich, daß die größeren deutschen Staaten nach jeder Richtung bemüht sind, für Wissenschaft, Kunst, Unterricht große Opfer zu bringen. Das liegt auch in ihrem eigensten Interesse, weil sie dadurch der Nation reichlich ersetzen, was ihnen an politischer Bedeutung abgeht.

Richten wir den Blick auf die Geschichte zurück, so müssen wir von den Verdiensten der Landesherren im ganzen die geistlichen ausschließen. Diese hatten mit seltenen Ausnahmen kein Interesse, dem Lande Schätze der Kunst, Wissenschaft und so weiter zuzuwenden; beim Ableben fiel der Nachlaß meist an eine Familie, die oft nicht einmal dem Lande angehörte, jedenfalls kein Interesse hatte, den seltenen Gewinn aufzugeben; der Nachfolger, der leere Kassen und kahle Wände bekam, dachte nicht anders. Es ist im Hinblicke auf die kolossalen Revenuen der geistlichen Fürsten blutwenig, was sie getan. Bonn, Residenz der Kurfürsten von Köln, Trier, Mainz, Münster, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Bamberg, Würzburg, Konstanz, Passau, Freising, Eichstädt und so weiter verdanken den Fürstbischöfen außer großen Schlössern, den ehemaligen Jesuitenanstalten und andern kirchlichen Dingen nicht viel. Was in den geistlichen Staaten noch außerdem geschah, ging von den Kapiteln aus oder von Landesherren, die solche als Vorstände von Klöstern waren. Wenige Bischöfe haben eine Ausnahme gemacht.

Haben wir die Verdienste der Kleinstaaterei unbefangen anerkannt, so darf es auch gestattet sein, ihre Nachteile darzulegen, wobei wir naturgemäß den Zustand vor 1815 beziehungsweise 1792 im Auge haben, weil für die seit 1815 bestehenden größeren Staaten ein andrer Maßstab gilt.

Die Individualisierung und Ausbildung der Eigentümlichkeiten hatte sich längst erschöpft; die veränderten Verhältnisse auf dem Gebiete des Gewerbes, Handels und Verkehrs, die Anforderungen an den Staat zur Erfüllung von Aufgaben, von denen der Wohlstand der Länder bedingt war, stand in keinem Verhältnisse zur Leistung und Leistungsfähigkeit der Hunderte von staatlichen Gemeinwesen. Denn wie sahen diese aus? Wirklicher Fortschritt des Volkswohlstandes war unmöglich. Jedes größere und mittlere, ja meist jedes kleine Land, jede größere Reichsstadt hatte ihr eignes Münzwesen, die Folge war

ein Wirrwarr, der uns, die wir vor 30 Jahren noch glaubten, in einem Chaos zu sein, völlig unbegreiflich sein muß. *Zollschranken* sperrten die meisten Länder voneinander ab; war die Warenfuhre mit diesen glücklich fertig geworden, so hatte der Fuhrmann auf allen Straßen und Wegen, oft auf dem Wege von einer Stunde, dreimal und öfter *Chaussee*-, *Pflaster*- und *Brückengeld* zu zahlen, für den Durchzug besonders den Beutel zu ziehen. Wer Waren einführte, wer sie ausführte, zahlte. Wer in zwei Ländlein ein Gewerbe betrieb, zahlte doppelt; die Auswanderung selbst in ein andres deutsches Land unterlag einer Abgabe, der Erbe, welcher nicht im selben Ländlein wohnte, zahlte außer Erbsteuer eine hohe Abgabe. Und trotz alledem war sogar der Zustand der öffentlichen Wege unsäglich. Noch vor 50 Jahren zahlte man für einen einfachen Brief innerhalb Deutschlands bis zu 50 Pfennig und mehr, für die Meile Postpersonengeld bis zu 15 Silbergroschen; *eine* Familie hatte vor 1803 im größten Teile Deutschlands die Post als private Erwerbsquelle, von einer Regelung durch Gesetz war keine Rede. Trotz des angeblich gemeinen Rechts war in fast jedem Ländchen von einigen Quadratmeilen Privatrecht, Zivilprozeß und so weiter verschieden; ein Prozeß, den jemand in fremdem Lande zu führen hatte, gehörte zu den gewagtesten Dingen. War der Gegenstand nicht sehr groß, so glichen sich Kosten und Gewinn im besten Falle aus. Wer wissen will, weshalb Frankreich und England auf dem Gebiete der Industrie und an nationalem Vermögen uns so sehr überragen, braucht nur das Gesagte zu erwägen. Und wie ist's bis 1866 geblieben? Der heutige Zustand des *Eisenbahntarifwesens* genügt wohl, um die Folgen des Kleinstaatentums für Fragen zu ermessen, die *im Interesse des Nationalwohlstandes nur einheitlich geregelt werden können.*

Ziehen wir den Schluß. Große Vorteile hatte das deutsche Kleinstaatenwesen, große Verdienste haben viele Landesherren sich um das Vaterland erworben. Mit den Aufgaben der Neuzeit war es unverträglich. Die abgelebten geistlichen Gebiete sind verschwunden; ein Deutsches Reich ist geschaffen, dem die Gesetzgebung auf dem ganzen Gebiete des Rechts-, Verkehrs-, Militär-, Handels-, Zoll-, Gewerbewesens zusteht; Geld, Münzen, Maße und Gewichte sind in ganz Deutschland gleich; das Bankwesen, Patent-, Urheberrecht ist einheitlich geregelt; die Presse unterliegt *einem* Gesetze; *ein* Strafrecht gilt; *ein* Gesetz für Zivil-, Straf-, Konkursverfahren, eine Gerichtsorganisation traten mit 1. Oktober 1879 in Wirksamkeit, ein allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch mit dem 1. Januar 1900. Wenn wir das gewonnene Gemeinsame erhalten und ausbilden, die kleineren Lücken ergänzen, liegt ein Bedürfnis weiterer Einerleiheit nicht vor. Wir dürfen dankbar anerkennen, daß wir mehr gewonnen haben, als vor vier Jahrzehnten auch die kühnste Hoffnung ahnen konnte. Und indem wir dies tun, dürfen wir offen sagen: die bestehende Mehrheit von Staaten ist kein ferneres Hindernis deutscher Einheit und Macht, steht dem Nationalwohlstand nicht mehr im Wege. Möge sich das Kleinstaatentum, dem Reiche in aufrichtiger Liebe und Opferwilligkeit zugetan, der Aufgabe widmen, die seine berechtigte bleibt und eine

nationale Wohltat war und sein kann: der Pflege jeder berechtigten Eigentümlichkeit, der Ausbildung und Durchbildung dessen, was keine Einerleiheit fordert, namentlich des edeln Wettstreites auf dem Gebiete des Geistes in Kunst und Wissenschaft und Volksbildung.

Die Schlittenreisen der Deutschen Südpolarexpedition

Von

Dr. E. Philippi

Es ist zurzeit noch nicht möglich, die Resultate der Deutschen Südpolarexpedition zu übersehen. Noch Jahre werden vergehen, ehe die umfangreichen zoologischen und geologischen Sammlungen, die langen astronomischen, magnetischen und meteorologischen Zahlenreihen so weit gesichtet sind, daß man sich ein Urteil über ihren Wert oder Unwert erlauben kann. Die abfälligen Urteile, mit denen die Expedition bei ihrer Rückkehr von mancher Seite begrüßt worden ist, dürften demnach mindestens als verfrüht gelten.

Wenn ich nun an dieser Stelle über einen Teil der Expeditionsarbeiten, über die Schlittenreisen, berichte, so bitte ich, diese Mitteilungen lediglich als das, was sie sind, aufzufassen, nämlich als persönliche Erinnerungen. Auch bei den Resultaten der Schlittenreisen wird die spätere Ausarbeitung vielerlei vertiefen und ins richtige Licht stellen.

Am 14. Februar 1902 bekamen wir nach einer unerquicklichen Fahrt durch den stürmischen südindischen Ozean zum ersten Male Fühlung mit dem antarktischen Packeise. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es, den Packeisgürtel zu durchbrechen, und bereits am 21. Februar standen wir vor der tief unter einem einheitlichen Eismantel, dem Inlandeise, begrabenen Küste des Kaiser Wilhelm II.-Landes. Dicht unter Land sahen die Eisverhältnisse sehr günstig aus, und wir durften hoffen, den Küstenverlauf auf eine lange Strecke hin festlegen zu können. Leider nötigte uns bereits am Nachmittag des 21. Februar eine Eisbarriere, nach Norden auszubiegen, und in der folgenden Nacht wurden wir durch einen heftigen Schneesturm zwischen mächtigen Packeisschollen und Eisbergtrümmern eingeschlossen und für fast ein Jahr an derselben Stelle gefangen gehalten. Die Eisschollen rings um uns froren sehr bald zu einem einheitlichen Felde zusammen; genaue Messungen zeigten, daß unsre Umgebung ihren Ort nicht veränderte und demnach für Stationsarbeiten gleichbedeutend mit festem Lande war. Unter dieser Gewißheit ging man bereits in den ersten Tagen des März 1902 an den Bau der Stationshäuser und an die Aufstellung der wissenschaftlichen Apparate.

Da ich als Geologe an den Stationsarbeiten in der Nähe des Schiffes nur

wenig beteiligt war, erbat ich mir vom Expeditionsleiter Professor v. Drygalski die Erlaubnis, mit Schlitten eine Rekognoszierungsfahrt nach Süden zu unternehmen, wo das Inlandeis an klaren Tagen als feine Linie am Horizonte sichtbar war. Etwa dreieinhalb Wochen nach unsrer Gefangennahme brach diese erste Schlittenexpedition, die aus dem zweiten Offizier Vahsel, dem norwegischen Matrosen Johannsen und mir bestand, auf; die Lasten waren auf zwei Schlitten verteilt, vor denen je neun Hunde eingespannt waren.

Es kam der Expedition vortrefflich zu statten, daß der Expeditionsleiter Professor v. Drygalski und Professor Vanhöffen auf ihrer Grönlandreise im Jahre 1892 bis 1893 die Bedeutung und Technik des Hundeschlittens so eingehend kennen gelernt hatten. Von der absoluten Notwendigkeit der Polarhunde für alle Landreisen überzeugt, hatte man den umständlichen und riskanten Transport aus dem Nordpolargebiete nicht gescheut. Unsre Schlittenhunde stammten aus Kamtschatka, woher sie uns der deutsche Handelsagent Kommerzienrat Daltan in Wladiwostok besorgt hatte. Unter Begleitung von drei Kamtschadalen legten sie zunächst die Reise nach Sydney mit Postdampfern zurück, wurden dort auf den von der Expedition gecharterten Dampfer „Tanglin“ geladen und kamen erst in Kerguelen an Bord des „Gauß“.

Unsre Hunde hatten etwa die Größe eines großen Jagdhundes, waren aber im allgemeinen gedrungener und kräftiger gebaut und trugen ein sehr dichtes Haarkleid. Sie repräsentierten sicher keine einheitliche Rasse, sondern waren ein Gemisch mehrerer halbwilder Hunderassen. Einige, besonders unsre stärksten Hunde, hatten ausgesprochenen Wolfscharakter, andre erinnerten in Gestalt und Farbe mehr an den Fuchs, und wieder andre standen unserm Spitz ziemlich nahe. Sehr mannigfach war auch die Färbung; einzelne waren glänzend schwarz, die meisten spielten in allen möglichen Schattierungen von Grau, Braun und Gelb. Nur das dunkle Kastanienbraun, das viele unsrer kurzhaarigen Jagdhunde zeigen, fehlte, und auch Weiß, die eigentliche Polarfarbe, war verhältnismäßig selten vertreten. Ebenso verschieden wie ihr Aeußeres waren ihre Charaktereigenschaften. Da gab es Schmeichler, die gleich bei der ersten Begegnung mit uns den Liebenswürdigen spielten, Zurückhaltende, die erst später auftauten, Mißtrauische, die wohl in ihrer Jugend viel Prügel erhalten hatten und eine erneute Auflage von uns befürchteten, und schließlich, wozu die Mehrzahl gehörte, Gleichgültige, die wohl ihre Pflicht taten, aber sich zu keinen Gefühlsäußerungen herbeiließen. Uns gegenüber betrugen sich die Hunde im allgemeinen gutartig, nur sehr selten wagte es ein Hund, in berechtigtem oder unberechtigtem Unwillen sich am Menschen zu vergreifen. Ihre volle, ungezähmte Raubtiernatur trat jedoch in den Kämpfen untereinander zutage; gleich einem Rudel Wölfe fielen sie über einen armen Kameraden her, der sich mißliebig gemacht hatte, und wehe ihm, wenn ihm von uns nicht rechtzeitig Hilfe gebracht wurde. Fast alle unsre Hunde trugen wie alte Couleurstudenten die Spuren solcher Kämpfe im Gesicht; häufig waren die Ohren, die einen besonders beliebten Angriffspunkt für den Gegner boten, wie eine kriegsbewährte Fahne zerschlissen und ausgefranst.

Bald nachdem das Schiff vom Packeise besetzt worden war, wurden die Hunde von Bord, wo sie in einem engen, dunkeln Raume auf dem Vorderdeck eingepferchi waren, auf das Eis gebracht und dort mit Ketten an eine lange Leine angeschlossen. Zuweilen gelang es dem einen oder andern zu entkommen, und dann führte er einen schonungslosen Vernichtungskrieg gegen die arglose Tierwelt, die unser Eisfeld belebte. Den großen Weddellrobben, die sonst keinen Feind kennen und vor Mensch und Tier keine Scheu zeigen, glückte es wohl meist, aus vielen Wunden blutend, ins Wasser zu entkommen. Die Pinguine aber, die oft in riesigen Scharen gravitätisch über die Eisfelder wanderten, fielen zu Hunderten den Hunden zu leichter Beute. Uebrigens fraßen diese nur selten ihre Opfer, meist begnügten sie sich mit der rein sportlichen Leistung des Tötens und überließen ihre Beute den Raubmöwen (Megalestris) oder Riesensturmvögeln (Ossifraga) zum Fraße.

Für jungen Nachwuchs sorgten die Hündinnen, ursprünglich fünf, die unsrer Meute zugeteilt waren, sehr reichlich. Hätten wir nicht einen großen Teil der Sprößlinge bald nach der Geburt getötet, wir hätten nach Ablauf des Polarjahres ein paar hundert zu ernähren gehabt. Mitten im tiefsten Winter beschenkten uns unsre Hündinnen einmal mit 40 Jungen.

Verwöhnt wurden unsre Hunde sicherlich nicht. Sie lagen bei jedem Wetter, bei der grimmigsten Kälte und im Schneesturme draußen im Schnee, wie eine Schlange zusammengerollt und den Kopf mit dem buschigen Schweife schützend. Nur die Mütter mit ihren Jungen wurden zeitweilig an Deck genommen und bekamen später einen eignen Palast auf dem Eise.

Die Fütterung der Hunde, die Pflege der jungen Familien, überhaupt alles, was mit den Hunden zusammenhing, besorgte unser Eislotse Paul Björvig. Er liebte seine Pflegebefohlenen mit einer gewissen Schwärmerei, und wehe dem, der es wagte, einen Hund zu züchtigen. Er hatte es mit dem vortrefflichen „Paul" auf Wochen, wenn nicht auf immer, verdorben. Und dieser selbe zärtliche Hundevater wurde von Zeit zu Zeit beauftragt, die überschüssigen jungen Hunde, die sich schlecht entwickelten, besonders die Weibchen, zu töten. Man kann sich denken, welche tragischen Konflikte in der Seele dieses Mannes ausgelöst wurden, und man begreift, wenn er den einen oder andern seiner Lieblinge mit List zu retten suchte. Einer unsrer Hunde wurde gleich im Anfange des Polarjahres wegen fortgesetzten Vagabundierens zum Tode verurteilt; er lebt heute noch friedlich in irgendeinem deutschen zoologischen Garten.

„Der Hund ist kein Zugtier" sagt „Auch Einer" in Vischers berühmtem Buche. Das mag für die Mehrzahl unsrer einheimischen Hunderassen stimmen, für unsre Kamtschadalenhunde nicht. Mit derselben Passion, mit der unsre Jagdhunde ihren Pflichten obliegen, gingen unsre Hunde vor dem Schlitten.

Wurde ein Schlitten bespannt, so gab es im Hundepark eine furchtbare Aufregung, denn ein jeder wollte angeschirrt werden. Die jungen Hunde, die noch zu schwach waren, liefen wenigstens im Gespann mit und „markierten" das Ziehen; ganz unbeschreiblich stolz aber war der junge Novize, der zum ersten

Male eingespannt wurde. Es war manchmal direkt schwer, den Uebereifer der jungen Tiere zu bändigen und sie vor Ueberanstrengung zu schützen.

Die Hunde wurden, je zwei nebeneinander, an einer langen Leine vor den Schlitten gespannt; an der Spitze ging ein „Leithund", der ein besonders intelligentes Tier sein sollte. Oefters ging er allerdings mit seinen geistigen Fähigkeiten etwas sparsam um.

Unsre Schlitten waren nach dem Modell des „Nansenschlittens" in Norwegen gebaut. Das niedrige Gestell ruhte auf breiten Kufen, die mit Neusilber beschlagen und gegen rauhes Eis noch einmal mit hölzernen Ueberkufen geschützt waren. Leider erwies sich der Neusilberbeschlag auf scharfkantigem Eise, mit dem wir viel zu kämpfen hatten, als zu schwach, es wird sich in Zukunft empfehlen, wenigstens einen Teil der Schlitten mit schwererem Eisenblech zu beschlagen. Um die Elastizität zu erhöhen, waren die Holzteile der Schlitten lediglich durch Lederstreifen oder Bindfaden miteinander verbunden. Im allgemeinen haben die Schlitten gut standgehalten, und Reparaturen waren leicht durchzuführen. Durchschnittlich wurde ein Schlitten mit 500 Pfund belastet und von sieben Hunden gezogen.

Die erste Schlittenexpedition verließ am Morgen des 18. März 1902 den „Gauß" in der Richtung nach Süden. Zunächst galt es, einen etwa drei Kilometer breiten Gürtel von sehr unebenem Packeise zu durchqueren, eine äußerst anstrengende Arbeit, bei der uns ein Teil der Schiffsbesatzung unterstützte. Gegen Mittag wurden ebene Schneeflächen erreicht, unsre Helfer kehrten nach dem Schiffe zurück, und wir setzten nun zu dreien mit unsern zwei vollbepackten Schlitten unsern Weg nach Süden fort. An ein Lenken der Hunde durch Zuruf oder Peitsche war nicht zu denken; einer der Reisegefährten, meist der Matrose Johannsen, ging voraus, und die Hunde folgten in seinen Spuren. Wir beiden andern bedienten je einen Schlitten; auf glattem Schnee ist dieses Amt recht erfreulich, denn man kann sich, falls der Schlitten nicht zu schwer beladen ist, von Zeit zu Zeit aufsetzen. Kommt aber ein auch nur geringes Hindernis, so bleiben die Hunde einfach stehen, und man ist dann genötigt, den Schlitten anzuheben und eine kurze Strecke vorwärts zu stoßen, ein ziemlich anstrengendes Manöver, wenn es allzuhäufig am Tage notwendig ist.

Gegen Mittag wird ein kurzer Aufenthalt gemacht; ist die Sonne sichtbar, was leider nicht sehr häufig der Fall, so wird die Position mit dem Sextanten bestimmt. Dann wird etwas gefrühstückt, in diesem Falle immer „Gefrorenes", seien es nun Sardinen, Wurst, Brot oder Schokolade. Dann geht es weiter, auf ebenem Schneefeld mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von vier bis fünf Kilometern in der Stunde. Große Sorgfalt erfordert die Routenführung, d. h. die genaue kartographische Festlegung des Reiseweges. Im allgemeinen ist die Technik die, daß man einen Eisberg zum Ziel nimmt, dessen Azimut durch genaue Kompaßablesung festgestellt wird. Durch Abzählen der Schritte, die man in einer bestimmten Zeit macht, ergibt sich die Marschgeschwindigkeit. Richtung und Länge des Reiseweges, wenn möglich, durch astronomische Messungen kontrolliert,

trägt man auf einer Karte ein; nur die genaueste Routenführung macht es möglich, das Schiff, das ja nur ein verschwindend kleiner Punkt in der riesigen Eiswüste ist, wieder zu finden.

Kurz vor Sonnenuntergang, im März also zwischen 5 und 6 Uhr, wird an einem geeigneten Platze, meist auf der dem vorherrschenden Winde abgewendeten Westseite eines Eisberges, das Zelt aufgeschlagen. Nun entfaltet sich eine rege Tätigkeit; der eine reicht den Hunden, die sich ermüdet in den Schnee gelegt haben, die wohlverdiente Mahlzeit, Stockfisch oder gefrorenes Seehundsfleisch. Währenddessen füllt ein Kamerad den Kochtopf mit Schnee, ein andrer setzt den Petroleumkocher in Brand und entnimmt einer Konservenbüchse ihren steifgefrorenen Inhalt. Etwa nach einer Stunde ist das Abendessen fertig; es hat immer mehr oder weniger die Gestalt einer Suppe, in der Fleisch und Gemüse schwimmen, ist unschön von Ansehen, aber für den hungrigen Schlittenreisenden von köstlichem Wohlgeschmack. Getrunken wird dazu Tee, seltener Kakao; oft in ganz enormen Mengen, denn die Luft über den Eisfeldern ist meist sehr trocken und erzeugt heftigen Durst. Zum Schluß der Mahlzeit gibt es wohl auch noch ein Schnäpschen, meist der einzige Alkohol, der überhaupt tagsüber genossen wird. Schließlich werden noch einmal die meteorologischen Instrumente abgelesen, und dann geht man zu Bett, d. h. man schlüpft in seinen Schlafsack. Dieser besteht aus dickem Wolfsfell, aber trotzdem merkt man, daß man auf etwas Hartem und Kaltem liegt, nämlich auf Eis oder auf festem Schnee. In der ersten Nacht schläft man wohl auch kaum, später gewöhnt man sich sehr an das Zeltleben, und ich habe auf meinen letzten Schlittenreisen häufig so gut geschlafen wie im weichsten Bette.

Am Morgen wird wiederum warmes Essen gekocht, d. h. meist ein Teil der Abendmahlzeit aufgewärmt; darauf werden die Schlafsäcke, das Zelt und alle sonstwie gebrauchten Geräte auf den Schlitten geladen, mit Stricken befestigt, und dann geht es weiter über die endlosen Eisflächen, neuer Arbeit und neuen Zielen entgegen.

Auf unsrer ersten Schlittenreise sollte uns der Morgen des dritten Marschtages eine unerwartete Ueberraschung bringen. Wir hatten uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß das Land, dessen Küste wir zustrebten, von einer mächtigen, einheitlichen Decke von Inlandeis überdeckt sein müsse, ebenso wie die Küste des Kaiser Wilhelm II.-Landes, an der wir am 21. Februar entlang gefahren waren. Da erblickte das scharfe Seemannsauge des II. Offiziers Vahsel genau südlich von uns am Horrizonte eine kleine dunkle Kuppe; schnell langten wir zu unsern Ferngläsern, und jeder Zweifel schwand. Dort im Süden, genau in unserm Kurse, mußte ein Berg liegen, das erste Stück festen Landes, das wir in der Antarktis sahen, und leider auch das letzte. Wie gewöhnlich unterschätzten wir die Entfernung in der klaren Luft des antarktischen Herbsttages sehr bedeutend; wir hatten gehofft, im Laufe des Tages unser Ziel zu erreichen, und langten erst am Nachmittage des nächsten Tages bei ihm an.

Die Lage des Basaltkegels, der später den Namen Gaußberg erhielt, an

der Grenze von Inland- und Meereis war die denkbar günstigste. Von seinem 366 Meter hohen Gipfel genoß man einen wunderbaren Ueberblick über die von zahllosen Eisbergen unterbrochenen Meereisfelder im Norden und über die eintönige und doch wieder so großartige Eiswüste des Inlandeises, das von vielen Spalten zerrissen ganz allmählich nach Süden hin anstieg. Es war klar, daß an diesem Punkte und nur an diesem die Bewegung des vordrängenden Inlandeises gemessen werden konnte. Für den Zoologen, der es in der Nähe des „Gauß" mit Tiefen von etwa 400 Meter zu tun hatte, für den Meteorologen und Magnetiker, der hier auf festem Lande beobachten konnte, mußte der Gaußberg von unschätzbarer Bedeutung sein. Selbst die Botanik kam nicht zu kurz, denn an seinen Abhängen sproßten einige Moose und Flechten, die einzigen Gewächse, die dem unbarmherzigen Klima trotzen konnten. Besonderes Interesse hatte der Gaußberg aber für die Geologie, denn abgesehen von vielen interessanten Einzelheiten wurde durch ihn der Nachweis erbracht, daß nicht nur alte archäische Gesteine, wie man bisher nicht ohne Grund angenommen hatte, sondern auch jungvulkanische Laven jene Teile der Antarktis zusammensetzten; außerdem wiesen die erratischen Blöcke, die die Flanken des Berges bis hinauf zum Gipfel bedeckten, mit Sicherheit nach, daß Inlandeis, mindestens 500 Meter mächtig und daher dreimal dicker als das heutige, die Kuppe des Gaußberges in nicht allzu entlegener Zeit überdeckt hatte.

Wir verweilten auf jener ersten Schlittenreise nur 24 Stunden am Fuße des Gaußberges und begnügten uns damit, seinen Gipfel zu ersteigen und seine Lage astronomisch zu bestimmen. Dann hielten wir uns für verpflichtet, über die wichtige Entdeckung, die ja alle unsre Pläne und Aufgaben beeinflussen mußte, nach der Station zu berichten. Wir mußten unsre Ungeduld zügeln, denn auf dem Rückwege traf uns, wenige Stunden vom „Gauß" entfernt, ein Schneesturm, der einen Aufenthalt von zwei Tagen verursachte. Die Dauer dieser ersten Rekognoszierungsfahrt betrug im ganzen neun Tage.

Etwa eine Woche später brach eine zweite Schlittenexpedition nach dem Gaußberge auf, bestehend aus dem I. Offizier Lerche, mir und drei Matrosen. Sie führte vier Schlitten zu je sieben Hunden mit sich und hatte die Aufgabe, den Berg geologisch zu untersuchen, photographisch aufzunehmen und für spätere Expeditionen eine Unterkunftshütte anzulegen. Das Progamm wurde befriedigend gelöst, nur das aus Eisblöcken errichtete Haus wurde in zu tiefem Niveau erbaut und war zur Zeit der Springfluten vom Wasser umspült, was von seinen späteren Bewohnern als unangenehm empfunden wurde und viel Stoff zu boshaften Bemerkungen abgab. Das Wetter war auf dieser zweiten Reise meist günstig, in klaren Nächten sank das Thermometer jedoch bereits unter 30 Grad. Die Dauer der Reise betrug 13 Tage.

Wenige Tage nach Rückkehr dieser Schlittenexpedition trat am 22. April 1902 eine größere Reisegesellschaft die Fahrt nach dem Gaußberge an. Ihr gehörten der Expeditionsleiter Professor v. Drygalski, der Zoologe Professor Vanhöffen, der Arzt Dr. Gazert, der II. Offizier Ott und drei Mann der Besatzung an, die

über vier Schlitten zu je sieben Hunden verfügten. Diese Expedition hatte sich die Aufgabe gestellt, durch genaue Messungen Lage und Gestalt des Gaußberges festzustellen und Anhaltspunkte für die Bewegungs-Richtung und -Geschwindigkeit des Inlandeises zu gewinnen, außerdem aber auch noch das Tierleben der Küstenregion zu studieren. Schon waren die Tage kurz und sehr kalt, die Aufgabe erschien selbst unter den günstigsten Bedingungen schwierig und sehr mühevoll. Besondere Umstände sollten aber die Geduld der Reisenden auf die härteste Probe stellen.

An einem klaren Wintertage reiste die Expedition ab, schon der nächste Tag brachte Veränderungen zum Schlechteren, und am dritten tobte ein wütender Schneesturm, der nicht weniger als vier Tage anhielt. Unsre Schlittenreisenden konnten von Glück sagen, daß das Zelt den Angriffen des empörten Elementes standhielt. So brauchte diese dritte Schlittenexpedition bereits, bloß um zum Gaußberge zu gelangen, der nur drei bis vier Tagemärsche entfernt ist, nicht weniger als sechs Tage. Sechs Tage vergingen, die leidliches Wetter brachten, dann setzte wiederum ein wilder Schneesturm ein, der die Reisenden vier Tage an das Zelt bannte. Erst nach 24tägiger Abwesenheit kehrte diese Expedition zurück; sie hatte trotz ungünstigster Bedingungen ihre Aufgabe erfüllt, freilich unter welcher Anspannung aller körperlichen und moralischen Kräfte, das geht nicht aus den langen Beobachtungsreihen hervor, an denen unser großes Publikum achtlos vorübergeht.

Mit dieser größten Expedition schlossen die Schlittenfahrten des Herbstes 1902. Die nunmehr sehr kurzen Wintertage und die häufigen Schneestürme erlaubten nur noch kurze, eintägige Ausflüge, zu denen allerdings nahezu jeder klare Tag benutzt wurde. Diese Tagestouren dienten teilweise dazu, durch Lotungen die Meerestiefen in der Nähe des Winterlagers festzustellen; durch sie wurde eine ausgedehnte Bank westlich von uns entdeckt, auf der zahlreiche Eisberge gestrandet waren. Zum andern Teil hatten diese kürzeren Reisen den Zweck, das Schiff mit Pinguinen und Robben zu verproviantieren, in deren Genuß wir uns mit den Hunden teilten.

Erst am 16. September 1902, nachdem die schwersten Schneestürme des Winters ausgetobt hatten, brach wiederum eine Expedition nach dem Gaußberge auf; sie war die zahlreichste, denn abgesehen von mir nahmen an ihr sämtliche Gelehrte, der II. Offizier Vahsel und drei Mann der Besatzung, im ganzen acht Personen, Teil. Die Aufgabe bestand darin, die im Herbste begonnenen Messungen zu vollenden und außerdem magnetische Beobachtungen auf festem Lande anzustellen. Gleich der großen Schlittenexpedition des Herbstes hatte auch diese andauernd mit schweren Schneestürmen zu kämpfen; so brauchte sie z. B. nicht weniger als zehn Tage, um nur den Gaußberg zu erreichen. Erst am 14. Oktober 1902, nach vierwöchentlicher Abwesenheit, kehrten die Reisenden an Bord zurück.

Durch diese Expedition war die Erforschung des Gaußberges und seiner näheren Umgebung nunmehr vollendet; es handelte sich jetzt darum, den weiteren

Verlauf des Inlandeises nach Westen hin zu verfolgen; dem I. Offizier Lerche und mir fiel diese dankbare Aufgabe zu.

Am Morgen des 26. Oktober 1902 verließen wir beide und die Matrosen Klück und Lyzele mit zwei Schlitten zu je neun Hunden den „Gauß“ mit südwestlichem Kurse. Bereits am Abend desselben Tages zeigte sich südlich von uns eine lange Eismauer; am nächsten Morgen näherten wir uns ihr und bemerkten mit Erstaunen, daß sie zwar nach Osten hin nach etwa fünf Kilometer abbrach, nach Westen aber sich ohne erkennbares Ende fortsetzte. Sollte es bereits ein weit nach Norden vorgeschobener Teil des Inlandeises sein? Wir verfolgten diese Eismauer nach Westen vier Stunden lang, bis sie auch hier ihr Ende fand; damit war die Eisbergnatur dieser Masse festgestellt. Immerhin war die Mauer, die uns getäuscht hatte, im ganzen etwa 25 Kilometer lang; nimmt man auch an, daß der Eisberg nicht ganz quadratisch war, so erhält man immer noch schätzungsweise den ganz respektablen Flächeninhalt von 500 Quadratkilometern, d. h. mehr als das Anderthalbfache des Fürstentums Reuß älterer Linie.

Noch größere Ueberraschungen sollte uns der Morgen des dritten Marschtages bringen. Die Luft war, wie der Seemann zu sagen pflegt, ziemlich unsichtig, Eis, Schnee und Himmel verschmolzen zu einer grauen Masse. Etwa zwei Stunden nach dem Verlassen des Quartiers näherten wir uns mit südwestlichem Kurse einem flachen Eisabhange, an dem sich Schneewehen in die Höhe zogen. Wir verfolgten diesen Eisrand in der Richtung nach Südsüdosten eine Zeitlang, ohne uns jedoch über seine wahre Natur klar werden zu können. Schließlich kamen wir zu der Ansicht, daß wir wohl eine Kette flacher, stark abgeschmolzener Eisberge vor uns haben mochten, in deren Zwischenräumen sich riesige Schneewehen angehäuft hatten, und wir beschlossen, gegen Mittag die vermeintliche Kette mit südwestlichem Kurs zu durchqueren. Es machte keinerlei Schwierigkeiten, mit unsren Schlitten den flachen Abhang hinaufzufahren, allein oben angelangt, kamen wir in ein sehr merkwürdiges Gebiet, in dem alle möglichen Terrainformen von der flachen Mulde bis zum Steilabhange regellos miteinander wechselten. Ich habe in meinem ganzen Leben nie ein derartig unübersichtliches Terrain gesehen wie dieses. Teils bewegte man sich auf glattem Eise, teils auf Schnee, der der Eisoberfläche auflag. Trügerische Spalten mahnten zu großer Vorsicht. Selbst als sich am Nachmittage das Wetter ganz aufgeklärt hatte, war es unmöglich, einen Ueberblick zu gewinnen oder das Ende dieser merkwürdigen Eisoberfläche zu erblicken. Wir glaubten wiederum einen riesigen Eisberg unter den Füßen zu haben, denn nach den Erfahrungen des gestrigen Tages waren wir mit der Bezeichnung „Inlandeis“ vorsichtiger geworden. Dem mochte nun sein wie es wollte, jedenfalls erhielten wir nach mehrstündigem Marsche die Gewißheit, daß auf derartigem Eise das Vordringen sehr erschwert war und stets die Gefahr bestand, Menschen oder Schlitten in einer Eisspalte versinken zu sehen. Wir führten darum unter großen Schwierigkeiten und nach stundenlanger Arbeit die Schlitten aus dem Eislabyrinth heraus

und lagerten wiederum an seinem flachen, östlichen Rande. Der nächste Tag sollte uns Gewißheit über die Natur der merkwürdigen Eismasse bringen; wir konnten nämlich ihren Rand nach Süden bis an die Grenze des Inlandeises verfolgen, an das diese Masse sich anschloß. Ganz augenscheinllich handelt es sich um einen Teil des Inlandeises, der bewegungslos geworden ist und keine Eisberge mehr hervorbringt, also um „totes Inlandeis". Unser Marsch führte uns zunächst an der Kante des Inlandeises entlang nach Osten bis nahe an den Gaußberg, dann machten wir kehrt, um den Rand des „toten Inlandeises" nach Norden zu verfolgen. Nach anderthalb Tagen erreichten wir die Stelle, an der wir zuerst die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Eistypus gemacht hatten. Ein weiterer Tagemarsch zeigte uns, daß das „tote Eis" etwas nördlich von der Breite unsres Winterlagers und 35 Kilometer westlich von ihm mit einer Steilwand an offenes Meer grenzte. Zwei Tage später kehrte die Expedition wohlbehalten heim.

Noch zwei weitere, kleinere Schlittenreisen nahmen dieses „Westeis" zum Ziel, von denen die letzte am 4. Dezember 1902 zurückkehrte. Dann wurde unter den Strahlen der Sommersonne der Schnee so weich, daß sich längere Fahrten von selbst verboten; außerdem durfte man von Tag zu Tag auf das Aufbrechen des Eises hoffen; daß dies sich leider erst am Schlusse des Sommers ereignete, war nicht abzusehen.

Es handelt sich bei den Schlittenreisen der Deutschen Südpolarexpedition nicht wie bei denen vieler Nordpolarreisenden um kühne Entdeckerfahrten, um sportliche Heldentaten. Sehr lange Reisen verboten sich schon durch die Lage des Schiffes, weit draußen auf offenem Meere. Auch ließ die gleichförmige Masse des Inlandeises jenseits des Gaußberges kein erreichbares oder erstrebenswertes Ziel erkennen; eine noch so ausgedehnte Fahrt über das Inlandeis allein aber hätte unsre Kenntnisse kaum wesentlich bereichert. Wohl aber darf man in den Schlittenreisen der Deutschen Südpolarexpedition wertvolle Ergänzungen der Stationsarbeiten sehen, denen die Kräfte der Expedition in erster Linie gewidmet werden sollten. Und deswegen dürfen wir hoffen, daß die Wissenschaft, wenn sie den Ergebnissen der einjährigen Stationsarbeit Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch den Resultaten der Schlittenreisen ihre Anerkennung nicht ganz versagen wird.

Zur bevorstehenden Friedenskonferenz

Von

Vizeadmiral z. D. Valois

Von seiten der Vereinigten Staaten wird neuerdings angeregt, die Haager Friedenskonferenzen zu erneuern, um dadurch dem Ziele, die Kriegsgefahren einzuschränken, näher zu kommen, als dies durch die erste Konferenz erreicht worden ist. Dr. Münsterberg schreibt in seinem Buche: „Die Amerikaner“ Seite 305—306. I. „Amerika ist die Friedensmacht der Welt, und nur von dem Wachstume dieser von Gott zum Beispiele auserſehenen Nation wird es abhängen, ob der Friedensgedanke auch in der übrigen Welt über die unsittliche Entscheidung von Streitigkeiten durch bloße äußere Machtmittel dereinst siegen wird“ — und darf man hierauf fußend die Anregung zur Neuberufung der Haager Konferenz wohl als den Ausfluß der Ueberzeugung von der Friedensmission der Vereinigten Staaten ansehen. Diese Anregung muß besonders deshalb mit Freude begrüßt werden, weil es vollständig in der Hand der amerikanischen Regierung liegt, den schon jetzt bestehenden Abmachungen der Friedenskonferenz eine weitergehende Geltung als wie bisher zu verschaffen.

Bekanntlich hat der damalige amerikanische Delegierte Fr. W. Holls durch die Drohung, andernfalls von den Verhandlungen zurückzutreten, es durchgesetzt, daß dem § 27 der Zusatz zugefügt werden mußte, gemäß welchem die Vereinigten Staaten durch nichts, was in der Konvention enthalten ist, verpflichtet werden, von ihrer Politik in Sachen des amerikanischen Kontinents (Monroe-Doktrin) abzugehen, das heißt, daß keine rein amerikanischen Angelegenheiten dem Schiedsgerichte vorgelegt werden dürfen.

Damit war fast ein Drittel der Welt den Abmachungen der Haager Konferenz entzogen, und schon durch ein Aufgeben dieser Reservation seitens Nordamerikas würden die Resultate neuer Verhandlungen einen wesentlichen Fortschritt bedeuten gegenüber denen des alten Kongresses.

Der Satz (Artikel IX Titel III), nach welchem Fragen der nationalen Ehre und der Lebensinteressen der Nationen dem Schiedsgerichte nicht unterbreitet zu werden brauchen, wird schwerlich beseitigt werden können, ebensowenig wie das Widerstreben Englands, über Fragen des internationalen Seekriegsrechtes in die Verhandlung einzutreten. Sind daher die Vereinigten Staaten nicht willens, ihrer Friedensliebe durch Taten — Verzichtleistung auf die Reservation zu § 27 — Ausdruck zu geben, so steht zu befürchten, daß es kaum der Mühe wert sein wird, den großen Apparat der Haager Konferenzen wieder in Tätigkeit zu setzen.

Der Schornsteinfeger

Skizze von

Carl Busse

Mit schlurrenden Pantoffeln segelte der „schorrne“ Franz, der Duschek-Franz, die Chaussee entlang — auf Gollnow zu.

Es war Hochsommer, und die Sonne brannte. Dunstig lagen die Fernen. Die Blätter der Bäume hingen schlaff und welk: sie waren in der anhaltenden Dürre zum großen Teil schon vorzeitig gelb geworden.

Kein Wagen rollte durch die glühende Hitze, kein Windzug blies dem Duschek-Franz ins Gesicht.

Aber er schien nicht ungern hier zu wandern. Er machte auch keine Rast. Hin und wieder nahm er die kurze Leiter auf die andre Schulter und lüftete den Zylinder.

Der mehlige Staub des Weges hatte wie mit feinem, zerblasenem Pulver seine Pantoffeln bestreut, daß sie beinah grau aussahen. Unter dem hohen Hut rannen ein paar Schweißtropfen hinab und zogen über die rußige Stirn ihre Bahnen. Denn der Duschek-Franz hatte ein Gewerbe, bei dem der Sauberste nicht weiß bleibt. Er war Schornsteinfeger.

Es hatte ihn damals, als er in die Lehre sollte, niemand gefragt, ob er Lust zu dem Berufe hatte, der nicht jedermanns Sache war. Ja, es war eine große Gnade gewesen, daß der Meister, dem der Kehrbezirk zugeteilt war, den Jungen überhaupt genommen hatte. Und hätten nicht gewichtige Personen ihr Wort für ihn eingelegt, so wär' heut ein andrer nach Gollnow gewandert.

Er wußte selber, daß er einem ehrwürdigen Stand angehörte. Meister Schütze hatte ihm das oft vorgestellt ... der stolze, behäbige Meister, dessen Bauch nicht mehr gut in die Schornsteine rutschte und der lieber im „Goldnen Lamm“ das große Wort führte. Er war noch einer aus der guten alten Zeit, anhänglich den von den Vorfahren überlieferten Sitten und eifersüchtig bedacht auf den Ruhm und die Ehre seines Gewerbes. So erzählte er gern und mit Stolz von den Zünften der vergangenen Jahrhunderte, führte wohl auch an, daß die Schornsteinfeger von allen andern Gewerben sich durch ihren gewissermaßen amtlichen Charakter unterschieden, und legte dem Zylinder symbolische Bedeutung bei. Er zeige bei der notgedrungen rußigen Arbeitstracht die Vornehmheit des Standes, der sich noch manches alte Vorrecht bewahrt habe: so zum Beispiel das Recht des neujahrlichen Umgangs ...

Der Duschek-Franz hatte alles dieses so oft gehört, daß er nicht im geringsten zweifelte, sondern ganz die Meinungen Meister Schützes teilte. Auf den Knien, sagte sein Lehrherr, müsse er Gott danken, daß er in das altehrwürdige Gewerbe aufgenommen sei. Von Rechts wegen hätt' es nicht geschehen dürfen,

denn Krüppel oder mit Mängeln der Geburt und äußeren Bildung behaftete Individuen gehörten da nicht hinein.

Nun hatte der „schorrne Franz“ zwar seine schlanken und ranken Glieder gehabt, als Meister Schütze sich für ihn entschied, doch er war stumm gewesen und stumm geblieben. Es war ein Glück, daß man beim Kaminfegen und Essenkehren keine Reden zu halten brauchte. Denn das hätt' er nicht gelernt, so gut er auch das andre begriff. Ein fixer Bursch war er von Anfang an gewesen. Wie eine Katze spazierte er auf den Dächern, kletterte an den Steigeisen die Schornsteine empor und hantierte mit Senkkugel und Kreuzbesen, daß es eine Art hatte. Der Lehrherr wußte das wohl. Er hielt dem Duschek-Franz zwar alle Tage vor, daß er ihn gleichsam nur aus Menschenliebe und christlichem Mitleid aufgenommen hätte, aber er ließ ihn nicht ziehen und band ihn recht fest an sein Haus. „Wenn ich mal Feierabend mach', Franz,“ sagte er und meinte den Tod damit, „dann wirst du Meister und bekommst den Kehrbezirk. Warum also willst du laufen?“

Der Stumme nickte. Nein, er wollt' ja auch gar nicht fort ... es war schon recht so. Man blieb allerdings nicht immer zwanzig Jahr ... man wurde älter ... man dachte ans Heiraten.

Es war ein feines Mädel drüben beim Klempner ... die Christel Klein. Stundenlang hätt' er ihr zusehen können. Frühmorgens stellte sie den Spiegel schräg gegens Fenster und zupfte sich die Löckchen in die Stirn. Abends, im Sommer, begoß sie den kleinen Vorgarten. Wie sie da die Gießkannen schleppte, die ihr Vater selbst gemacht hatte! Wie sie die blanken in die Regentonne tauchte, daß gurgelnd das Wasser hineinschoß, und wie sie die schweren dann hob ... man sah ordentlich die Muskeln spielen an den kräftigen Armen!

Viele Burschen waren auch hinter ihr her, und man sprach davon, daß sie es mit diesem und jenem hielte. Doch wußte niemand etwas Rechtes. Und eines Sonnabends, als Christel Klein wieder goß, ging der Duschek-Franz weiß gewaschen und glatt gekämmt hinüber an den Zaun.

Sie lachte ihn an ... er lachte wieder, aber ohne Ruhe und Sicherheit. Und da niemand in der Nähe war, wagte er es, ihr einen Brief zu geben. „Lies!“ baten seine Augen. Ganz erstaunt hob sie den Kopf und stellte die Gießkanne hin. Ihre Hände waren feucht, daß sich die Tinte etwas verwischte, aber sie begann neugierig zu lesen. Bald wußte sie auch, daß der Duschek-Franz ihr einen regulären Antrag machte und sie heiraten wolle.

Er stand schwer atmend am Zaune und hatte alles in den Augen, was er nicht sagen konnte. Mit den Händen hatte er das Staket gefaßt und zitterte, und sah sie an, und wurde weiß und rot.

Sie jedoch bekam vor Zorn einen roten Kopf, denn sie war ein stolzes Persönchen. Und mit scharfem Lachen sagte sie: „Die Hitze war wohl zu groß, Herr Nachbar.“ Dabei tippte ihr Zeigefinger gegen die Stirn. „Weil ich nicht bei jedem Kuß weiße Flecken will, nehm' ich keinen Müller. Aber schwarze Flecken passen mir noch schlechter, Herr Schornsteinfeger.“

Und sie warf ihm den feuchtgewordenen Brief über den Zaun, schürzte mit einer Hand rasch und zornig das Kleid und griff mit der andern nach der Gießkanne. Die Kanne war noch halb voll. Achtlos schüttete sie den vollen Guß auf einmal über den Efeu und verschwand im Haus.

Der Duschek-Franz öffnete den Mund, als wollt' er ihr nachschreien, aber er bekam wie immer auch diesmal nur einen unartikulierten Laut heraus. Dann schüttelte er wie wahnsinnig den Zaun, als wollt' er ihn umbrechen. Bis er dann endlich mit vorstoßenden Knien quer über die Straße ging.

Aeußerlich war dies alles. Es folgte nichts. Christel Klein heiratete bald und verließ die Stadt. Und der Duschek-Franz kletterte nach wie vor auf Dächer und ließ die Kugel in die Schornsteine und die Rauchkanäle rollen.

Aber innerlich war das nicht fertig und richtig. Da stimmte etwas nicht. Oft blieb der Stumme, was er sonst nie getan, auf dem Dachfirst sitzen und sah über die Dächer fort, sah hinab auf die Straßen, empor zum Himmel. Es war etwas in ihm, das er nicht fassen konnte. Beinah ihm selber unbewußt spannten seine Finger sich manchmal, als wollten sie es greifen, ihm Form geben, es halten, damit er es erkennen könnte. Und einst, als er wieder auf einem Dache saß, empfand er etwas Seltsames, das es wohl sein konnte.

Unter ihm, die Gassen, waren voll Nebel, so daß man die Menschen nicht zu erblicken vermochte. Nur unverständliche Rufe und Worte drangen herauf zu ihm wie aus weiter Ferne.

Da dachte er, daß eigentlich so sein ganzes Dasein war, daß er einsam und gleichsam vom richtigen Leben geschieden dasaß. Niemand kümmerte sich um ihn; die Mutter war früh gestorben, dem Vater war er eine Last gewesen. Von allen Spielen der übrigen Kinder hatte seine Stummheit ihn ausgeschlossen. Sie zog auch die Scheidewand zwischen ihm und seinen Kollegen, zwischen ihm und dem Meister. Denn weil ein Gespräch mit ihm immerhin umständlich war, so scheute jeder die Mühe und beschränkte sich auf das Notwendigste, das kahl und dürr war wie ein Stamm, dem alle Zierden der Blätter und Zweige fehlen. Genau wie es hier oben war, war es also unten auch: niemand, der ihm nahe stand. Er war unendlich einsam.

Langsam und ungefüg arbeiteten sich in dem Stummen diese Bilder, Gedanken, Gefühle heraus. Und immer noch stand dahinter Christel Klein, die sich die blonden Löckchen in die Stirn zupfte, die aus der Regentonne schöpfte, die selbst an Wochentagen so sauber und geleckt aussah, wie er nicht mal am Sonntag.

Die ganze Liebe zu ihr, der Antrag, den er gemacht — was war das weiter gewesen als ein Versuch, aus dem Nebel, aus der Einsamkeit herauszukommen? Einen Menschen zu haben wie die andern, behaglich zu zweien zu sitzen, einem auszudrücken, was man so sein ganzes Leben in der sammelnden Kraft der Stille gedacht hatte, ohne es sagen zu können — das mußte unendliches Glück sein.

Und wenn zum Dache empor, auf dem der Schornsteinfeger hantierte,

manchmal das heitere Lachen der Mädchen scholl, dann drängte sich wie eine rasende Flut, die Dämme brechen wollte, etwas in dem Duschek-Franz empor, und er fürchtete, das würde einmal frei werden in einem großen, furchtbaren Schrei, der die ganze Welt erschrecken mußte. Eine dumpfe, gewaltige Sehnsucht zog ihn nach unten, zu den behaglich-lustigen Menschen, und immer wieder das unklare Begehren nach einem, dem er nahe war, der alle Worte seiner Stummheit verstand, nach Christel Klein, nach einer Frau, nach einem Kinde . . .

Je älter er wurde, um so mehr liebte er gerade die Kinder. Nach der schroffen Ablehnung seiner Werbung hatte er nicht mehr Mut und Glauben genug, sich an die Mädchen heranzutrauen. Vielleicht war das Bild Christels auch noch zu wenig verwischt in ihm. Jedenfalls hatte er Kinder mehr und mehr gern und blieb von weitem oft stehen, sie in ihrem flinken Lauf oder in ruhigem Spiel zu beobachten.

Denn kam er näher, so stoben sie wie Vögel nach allen Richtungen der Windrose davon, die einen spottend, die andern heulend. Er war ja der „schwarze Mann", von dem die Dienstmädchen den Kleinen erzählt hatten. Und immer, wenn der Duschek-Franz die panikartige Flucht sah, zuckte es in seinem Gesicht, und wie in schnell aufsteigendem Zorn und Weh verschoben sich die Augäpfel, daß das Weiße stark hervortrat. Es sah in dem berußten Gesicht doppelt schrecklich aus.

Mochte also das Gewerbe noch so altehrwürdig und vornehm sein — der „schorrne" Franz hatte kein Glück davon. Was er liebte, lief vor dem Schornsteinfeger weg: Christel Klein, weil sie keine schwarzen Flecken kriegen wollte, die Kinder, weil sie Angst hatten. Das würgte an ihm, und er war unzufrieden und voller Unruhe und wußte nicht aus noch ein.

Da war er vom Meister wieder einmal nach Gollnow geschickt worden, und da entschied sich auf seltsame Weise sein Schicksal.

Vor dem Oertchen lag in einem parkartigen Garten eine kleine Villa — dem Walde gegenüber. Sie war längere Zeit nicht bewohnt gewesen, jetzt aber war sie vermietet worden. Als der Duschek-Franz auch hier seine Pflicht getan hatte und eben das Dach verlassen wollte, sah er plötzlich im Garten unten eine junge blonde Frau. Sie lag bequem in einem tiefgestellten Triumphstuhl und blickte zur Seite, wo im Gras ein Knabe spielte, ein zartes kleines Kerlchen mit mädchenhaft langen, seidigen Locken.

Das war alles. Aber der Stumme mußte sich festhalten, um nicht zu fallen, so wild traf es ihn. Denn die junge Frau . . . sie war ganz wie Christel Klein, nur zarter vielleicht.

Täuschte ihn die Ferne? Nein, nein . . . er sah ja deutlich die beiden blonden, in die Stirn gezupften Löckchen! Und das schöne Kind daneben . . .

Was man manchmal für verrückte Gedanken hatte! Es wäre sein und Christels Kind, hatte er eben gedacht, und ein großes Glück und ein großer Schmerz durchbrausten ihn. Regungslos blieb er auf dem Dache sitzen und schaute hinab.

Da das nicht ewig währen konnte, kletterte er hinunter, schlurrte wie gewöhnlich zum gegenüberliegenden Walde und wollt' hier seine übliche Rast halten. Aber wenn er sich sonst ins Gras gestreckt hatte, stellte er heut die kurze Leiter vorn an die Buche und setzte sich in die Gabelung zweier Aeste. So konnt' er hinüberblicken in den Garten, und er sah die junge Frau mit dem blonden Kinde.

Es war merkwürdig, wie das Bild Gewalt über ihn gewann. Es begleitete ihn auf seinen Wegen; es stand goldig im Rot des abendlichen Himmels; es tanzte hell auf dem schwarzen Grund der Essen. Das dumpfe, unklare Begehren des Stummen hatte ein Ziel gefunden, dem sich alle aufgespeicherte, unverausgabte Kraft jäh zuwandte.

Dabei wollt' er eigentlich nichts. Oder was denn? Er war doch nicht irrsinnig; nicht im Traum durfte er sich und die schöne Dame zusammenbringen! Sie nur immer sehen ... sie und das schöne blonde Kindchen.

So oft es anging, machte er nun den Weg nach Gollnow. Und mit der Zeit verdrängte der Knabe die Mutter. Denn wenn es eine bescheidene Aussicht gab, so war es nur die, daß das Kind Zutrauen zu ihm gewann, sich vielleicht gar von ihm in die Höhe heben oder küssen ließ.

Der Duschel-Franz erschauerte. Er kaufte eine kleine Kindertrompete, die vorsichtig eingewickelt von ihm nach Gollnow mitgeschleppt wurde, die aber immer wieder den Weg zurückmachte. Denn der blonde zarte Knabe kam selten auf die Straße, und als er einst das Nahen des Schornsteinfegers bemerkte, lief er wie gehetzt ins Haus hinein. Nichts tat dem Stummen so weh. Er meinte, selbst Christel Klein hätte ihn minder schwer getroffen.

Aber gerade jetzt und darum schwoll seine Sehnsucht übermächtig. Wenn er dem Jungchen nur die Trompete — die blanke, feine Trompete — zeigen könnte! Dann traute es sich wohl heran, lachte, sagte „danke schön“, liebte ihn ... Er wollt's auch gar nicht anfassen ... nicht küssen ... nichts. Nur seine Locken mal nahe sehen! Stundenlang versäumte sich der Duschel-Franz in dem Wäldchen vor der Villa. Vergebens ...

So wanderte er also in glühender Hitze die Chaussee entlang. Er arbeitete tagsüber in Gollnow, und als die Sonne schon ein wenig schräg stand, rastete er wieder in der Buche und blickte in den Garten hinüber.

Da klang mit einem Male die Tür, und auf einem Steckenpferd reitend, einen papiernen Soldatenhut auf dem Kopfe, kam der Kleine heraus. Ein Mädchen sah ihm nach: „Bleib in der Nähe, Geert!“

Unwillkürlich zog der Schornsteinfeger auf dem Baume die Beine an sich heran und hielt den Atem zurück. Zum erstenmal erblickte er das Kind in der Nähe. Es war blaß. Es hatte eine fast durchsichtige Haut und große Augen mit leise geröteten Lidern. So ein zartes Würmchen! Vielleicht war es gar krank!

Und Mitleid und Schmerz erweiterten und vertieften die sehnsüchtige Liebe des Stummen, daß es ihm fast die Brust sprengen wollte.

Duschek-Franz ließ ihn nicht aus den Augen. Er kletterte von der Buche herunter, wickelte vorsichtig die Trompete aus und schlich ihm nach.

Wenn sich das Kindchen nur nicht erschreckte, wenn er ihm doch nur zeigen könnte, wie gut er's meinte!

Die Schwarzdrossel schlug. Sonst war es ruhig. Der Knabe war stehen geblieben und bastelte an dem Pferdekopf.

Da knickte ein dürrer Ast unter dem Fuße des Stummen. Der blonde Geert drehte sich um — das Steckenpferd entglitt ihm — mit entsetzten Augen, wie gelähmt vor Schreck, starrte er dem schwarzen Mann entgegen.

Der hielt gleichfalls still. Ein angstvolles, zitterndes, gewolltes Lächeln zog sein Gesicht breit; er streckte dem Kind die silberne Trompete hin; er versuchte mit krampfhaften Gebärden auszudrücken, daß der Knabe keine Furcht zu haben brauchte, nicht fortlaufen, getrost näher kommen solle.

Immer weiter öffneten sich die Augen des Jungchens, das sich nicht rührte.

Da machte der Duschek-Franz ein paar Schritte hin zu ihm, und mit einem Male, mit einem Schrei der höchsten Not stürzte der blonde Geert davon. Das Steckenpferd blieb liegen, der Soldatenhut flog ihm vom Kopf, die kleine Brust keuchte ...

Der Stumme hatte beide Hände mitsamt der Trompete vors Herz gedrückt, als wollt' er dort ein Weh ersticken. Dann jedoch kam es über ihn, daß er in der Angst, die einzige und letzte Gelegenheit zu versäumen, dem fliehenden Kinde nachstürzte.

Was er gar nicht gewollt: den blonden Geert halten, tragen, küssen — es überfiel ihn jetzt als wahnsinnige Begier, als Sehnsuchtswunsch. Wenigstens die Trompete sollt' er von ihm nehmen.

Er erreichte den Kleinen bald, hielt ihn fest, beugte sich herab zu ihm, streckte ihm in demütigem Flehen das Spielzeug hin, wollt' ihm sagen, daß er ihm gut sei, quälte sich, daß seine Mienen sich verzerrten und das Weiße der Augen, schrecklich anzusehen, in dem berußten Gesicht hervortrat, brachte schließlich nur die schreiartigen unartikulierten Laute hervor, drückte das Kind in Weh und Zärtlichkeit an sich und nahm es empor ...

Bis jetzt hatte es wie willenlos, als ob jede Bewegung der Glieder gehemmt wäre, sich alles gefallen lassen.

Nun aber schrie es noch einmal auf, schrill, verzweifelnd, seltsam und markerschütternd, daß es dem Duschek-Franz in die Seele schnitt. Er preßte den zarten, dünnen Körper an sich, küßte den Mund ... gar nicht wild, weich wie eine Mutter ... da merkte er, daß ein fortwährendes Zucken durch den Kindesleib ging, daß der blonde Geert sich in Krämpfen wand.

Mit starren Augen sah der Stumme darauf nieder. Dann flog er wie ein Pfeil mit der leichten Last durch das Wäldchen auf die Villa zu. Er zog die Klingel an der Gartenpforte, er bettete das Jungchen ins Gras, er sah noch, wie die Mägde angestürzt kamen, er wollt' ihnen alles erklären — da bemerkte er, wie die schöne blonde Frau hinter den Mädchen dreinlief.

Und da wandte er sich plötzlich und jagte über die Chaussee fort in das Wäldchen. Wie auf der Flucht holte er rasch Leiter und Handwerkszeug vom Baum, auch die silberne Kindertrompete fand er, und im Laufen nahm er noch den papiernen Generalshut auf. Erst nach zehn Minuten blieb er erschöpft stehen. Er hatte schon ein gutes Stück der Chaussee hinter sich gebracht.

Zu Hause saß er und brütete vor sich hin, ohne zu essen. Am nächsten Morgen sollt' er nach Appeln, aber er ging nach Gollnow. Er stellte die Leiter wieder an die Buche, setzte sich wieder in die Gabelung der Aeste und wartete. Der Garten war leer und blieb leer. Dann kam auf seinem Rade der Arzt angefahren. Ein Dienstmädchen stürzte fort ... wohl in die Apotheke.

Es stimmte ... alles stimmte. Der blonde Geert lag krank. Der blonde Geert würde sterben. Und er ... er hatte ihn getötet. Mit seiner Liebe hatte er ihn getötet.

Warum war das alles so schrecklich? Und während er so vor sich hinstarrte, fiel sein Blick auf seine schwarzen, rußigen Hände. Da wurden seine Augen lebendiger. Es kam alles nur vom Beruf ... von dem vornehmen, altehrwürdigen Gewerbe, auf das der Meister Schütze so stolz war. Für den Schornsteinfeger hatte sich Christel bedankt, vor dem Schornsteinfeger liefen die Kinder weg, der Schornsteinfeger hatte den blonden Geert getötet. So war all sein Glück vernichtet worden durch das Gewerbe ... das gottverfluchte Gewerbe.

In jäher Wut riß er den Zylinder ab. Das war das Zeichen der Vornehmheit ... haha! Und sinnlos hieb er den Hut gegen die Aeste, daß es dumpf schallte, bis der Deckel sich löste, bis die leere Krempe in seiner Hand blieb. Er schleuderte sie weg, er sah, wie sie unten aufschlug.

Still! Das Mädchen kehrte zurück. Der Arzt war noch immer drin. Er kam sehr spät heraus — ein Herr begleitete ihn. Die Männer drückten sich die Hand. Man konnt' die Worte nicht verstehen. Aber diese Mienen ... und hatte der Doktor nicht die Achseln gezuckt?

Er stirbt, dachte der Stumme. Alles spannte sich in ihm, es stieg immer höher ... da barst und brach ein Schrei aus der Kehle, tierisch, heiser, gell ...

Hatte ihn jemand gehört? Nein, es rührte sich nichts.

Und der blonde Geert war tot. Die Trompete half ihm nichts.

Er nahm sie vor. Wieder hätt' er aufschreien mögen. Das Spielzeug bog sich krumm in dem Drucke seiner Finger. Es fiel klappernd.

Alles aus ... immer einsam auf dem Dache ... alle Menschen ihm fern und vom Nebel verhüllt ...

Vielleicht auch suchte ihn nächstens die Polizei, weil er an dem Tode des Kindes schuld trug.

Der Stumme schnitt eine seltsame Grimasse. Er erhob sich, zog um einen höheren Ast die Leine mit der Senkkugel, machte sie fest, knüpfte eine Schlinge, legte sie sich um den Hals und trat auf die Leiter.

Auch die Leiter haßte er, weil sie zu dem Gewerbe gehörte. Mit einer

wilden Bewegung stieß er sie fort. Sie fiel. Es zuckte im Baum mit einem bösen Ruck, schaukelte, ward still.

Eine Viertelstunde darauf kam eine Schwarzdrossel in die Zweige, stutzte, äugte und flog mit gellendem „Dix, dix" davon — schwerfällig über den Boden fort und die drei Gegenstände, die dort lagen: über die schwarze Leiter, die Reste des Zylinders und die verbogene silberne Kindertrompete ...

Das Spiel am Totalisator

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern)

Wie bekannt wurden die Spielbanken seinerzeit aus ethisch-moralischen Gründen in Deutschland geschlossen. Auch das Spiel am Totalisator wurde 1882 bis 1886 gesperrt, aber leider 1887 wieder gestattet, bis im April 1894 Seine Majestät den Offizieren der Armee und Marine durch Allerhöchste Kabinettsorder das Setzen am Totalisator verbot.

Um zu zeigen, wie weit verbreitet 1903 das Spiel am Totalisator in Deutschland war, um die Volksseele mit dem schleichenden Gift der Spielleidenschaft zu erfüllen und so durch diese Einrichtung die Volksmoral zu schädigen, sei zunächst erwähnt, daß an nicht weniger als 76 deutschen Rennplätzen Totalisatoren im Betrieb waren.

Diesen 76 Rennplätzen standen im gleichen Jahre ohne Spielbetrieb 16 Rennplätze gegenüber. Beide Zahlen beziehen sich aber nicht auf Trabrennplätze, die extra zu veranschlagen wären.

Wo man hinsieht im deutschen Vaterlande, überall dieselbe Anreizung zum Spiel. Wir machen daher auf die Gefahren aufmerksam, die der Volksmoral hieraus naturgemäß erwachsen müssen.

Diesen Satz halten wir aufrecht, selbst wenn es am Totalisator möglich wäre zu wetten. Eine Wette ist dort aber nicht durchführbar, weil die Grundbedingung dazu fehlt.

Die Grundbedingung für eine Wette liegt darin, daß vor dem Ereignis, um das gewettet wird, beiderseitig festgestellt wird, was der eine oder der andre zu zahlen hat. Ein dritter kann dieses Abkommen nicht mehr alterieren.

Anders am Totalisator; hier wird ein Pferd besetzt, sagen wir mit 10 Mark, ohne daß man eine Ahnung hat, wie viel der Sieg einem bringen kann. So zum Beispiel zahlte die Maschine in Oldesloe am 17. Mai 1903 auf den Sieg des Halbblüters „Schwalbe" 720 für 5, das heißt umgerechnet 1440 für 10.

Auch die Traberbahnen sind in Ueberraschungen, die sich durch die hohen Totalisatorquoten ausdrücken, sehr ergiebig. In Weißensee (Berlin) wurde am 13. Oktober 1899, beim Siege von „Dutch Jim" 3910 Mark, und am 7. Juni 1891, beim Siege von „Comtesse" 3562 für 10 in Mühlecamp (Hamburg) gezahlt. 1904 wurde auf der Trabrennbahn zu Altona-Bahrenfelde am 7. August in sieben Rennen nur zweimal weniger als 50 für 10 gezahlt. Es kamen zur Zahlung 165—115—91—67 und 58 für 10 Mark. In Berlin-Westend wurde am 26. August 1904 in sechs Rennen auch nur zweimal unter 50 für 10 gezahlt, die andern Quoten betrugen 442—108—85 und 77 für 10 Mark.

Auch in den Hindernisrennen gibt es oft hohe Quoten, so zum Beispiel wurde am 2. April 1903 zu Karlshorst bei Berlin in zwei von sieben Rennen unter 50 für 10 gezahlt, die andern Rennen brachten 155—111—110—62 und 57 für 10. Ist die Zahl der

Konkurrenten sehr niedrig, wie zum Beispiel bei dem obengenannten Siege von „Schwalbe", wo nur sechs liefen, so deutet dies auf besondere Vorkommnisse. Hier ist vor dem Rennen die öffentliche Meinung entweder irregeleitet durch die Rennpresse, die einen andern Favoriten ausposaunte, oder durch den Stall, der verstanden hat, die Fähigkeiten des Pferdes geheim zu halten. Auch werden Pferde vor dem Rennen öffentlich für krank erklärt, die dann fit and well, wie „Espoir" 1892 im Derby zu Hamburg, siegen, wobei 92 für 10 auf den Sieg „Espoirs" gezahlt wurde.

Unsre sogenannten klassischen Flachrennen gaben auch oft Veranlassung zu hohen Gewinnen, so zum Beispiel wurden 1900 im Derby zu Hamburg auf „Hagens" Sieg 277 für 10 gezahlt. Hier lag keiner der drei obengenannten Punkte vor. Der vermutliche Sieger „Capo-Gallo" — Sieger im Derby zu Wien — wurde zu weit hinten nachgeritten, kam dann in den letzten 400 Metern mächtig auf, konnte aber nur als Vierter durchs Ziel gehen. Alle, die „Capo-Gallo" am Totalisator besetzt hatten, waren um ihr Geld geprellt.

Es ist dies also ein vierter Punkt, der das Lotteriespiel wie das Jeu in Monaco weit über den Totalisator und die Rennwette beim Buchmacher erhebt, denn dort müssen die Karten richtig abgezogen werden, während die Rennreglements eine faire Durchführung der Rennen weder gewährleisten noch erzwingen.

Die zu zahlende Totalisatorquote wird nach dem Siege verrechnet, die Wette beim Buchmacher wird vor dem Rennen vereinbart.

Das Totalisatorverfahren ist daher ein doppeltes Hasard und weder eine militärische noch volkswirtschaftliche Notwendigkeit, wie dieses von andrer Seite behauptet wird.

Die eingangs erwähnten 76 Orte, in denen in Flach- und Hindernisrennen 1903 der Totalisator klapperte, beweisen vielmehr, daß es eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit ist, ihn in ganz Deutschland aufzuheben.

Heute opfern Leute, die von der Sache absolut nichts verstehen, ihr Geld an der jedem viel zu leicht zugänglichen Maschine. Die Mehrzahl setzt am Totalisator diejenigen Pferde, die von der Rennpresse als die vermutlichen Sieger bezeichnet werden. Diese Ahnungslosen kaufen nicht nur vor dem Rennen eine Nummer der „Sportwelt" oder des „Deutschen Sport" zu 20 Pfennigen, sondern es gibt derartige Ignoranten, die sogar eins dieser Blätter halten. So wurde zum Beispiel im Briefkasten einer Rennzeitung angefragt, ob die 58 Kilogramm im Derby zu Hamburg das Gewicht des Pferdes bedeuten. Eine belehrende Antwort würde nicht gegeben worden sein, wenn der Frager nicht Abonnent des Blattes gewesen wäre.

Wie gering die Möglichkeit ist, nicht als Ignorant seinen Obulus am Totalisator zu opfern, möge ein Vorführen der Sieg- und Eventualquoten für 10 am 13. Juni zu Hoppegarten erläutern.

An diesem Tage kam das Große Armee-Jagdrennen über 5000 Meter und der Silberne Schild nebst Staatspreis von 10000 Mark über 2400 Meter unter sieben Rennen zur Entscheidung.

Seine Majestät wohnte beiden Rennen bei.

Letzteres Rennen war insofern interessant, als der dreijährige „Somali" unter 53 Kilogramm über 2400 Meter die beiden vierjährigen Hengste „Laurin" und „Leander" (Graditzer) unter 62 Kilogramm schlug. Sieben Tage vorher siegte der Graditzer „Leander" unter 62 Kilogramm über 2200 Meter im Großen Preis von Hamburg, wobei der dreijährige Graditzer „Pathos" unter 49 Kilogramm — verhalten — als Zweiter durchs Ziel ging. Der Fiskus strich 88300 Mark gegen Inländer ein, während den Besitzern des dritten und vierten Pferdes nur 8300 Mark zufielen; 13 liefen.

Eine Depesche klärte Seine Majestät über den glorreichen Sieg des Graditzer Stalles auf, während am Tage des großen Armee-Jagdrennens der Kaiser persönlich Gelegenheit hatte, den glorreichen „Leander" als Dritten hinter Somali zu bewundern.

Hier wird wieder der Satz des früheren Landstallmeisters v. Burgsdorf illustriert, der sagte, daß das Wettrennen das größte Hasard der Welt sei (natürlich damals ohne den

Totalisator, der erst 1872 bei uns eingeführt wurde), und nur als solches Interesse habe. Bei diesem Ausspruch muß man nicht vergessen, daß er vor zirka 100 Jahren geäußert wurde; seitdem hat aber die Korruption im Rennsport sehr bedenklich zugenommen. Bei uns hat man die Rennpreise um das Fünf- bis Zehnfache erhöht gegen die zwanziger Jahre, als die Rennen in Deutschland Fuß faßten. Man verkürzte die Bahnlängen, man zahlt kolossal hohe Reitgelder für erstklassige Jockeis aus England, Frankreich, Amerika oder Ungarn, man vermehrte die Zahl der Rennen, man setzte die Leistungsforderungen auf 5½ Meter pro Sekunde (1000 Meter in drei Minuten) herab. Man führte Gewichtserleichterungen für noch nicht gesiegt habende Jockeis ein, ohne Gewichtserhöhungen für routinierte Reiter logischerweise gegenüberzustellen.

Dieses und vieles andre, wie zum Beispiel die fehlende elektrische Zeitmessung (letztere erst 1903 in Hoppegarten und Frankfurt a. M. eingeführt) wirken zusammen, um die Ansicht Burgsdorfs heute in noch höherem Grade zu Recht bestehen zu lassen. Hamburg und Berlin waren 1872 die einzigen Plätze, an denen gespielt wurde, heute sind es in Deutschland 76 Orte, an denen das größte Hasard der Welt gestattet ist.

Die Voraussagungen der Sieger durch die Rennpresse bestätigen das Hasard, das die Rennen als solche darstellen. Wenn man erwägt, daß der Betreffende, der die Voraussagungen in der Rennpresse bearbeitet, sich dauernd nur mit den Chancen der einzelnen Pferde beschäftigt, weil es sein Beruf ist, so ist es eigentlich zu verwundern, daß die „Rennzeitung“ am 9. Juni 1904 nur im Unionsrennen und am 13. Juni 1904 nur im Prinz von Preußen-Erinnerungsrennen, jeden Tag von sieben Rennen nur einen Ausgang richtig traf; aber wie gesagt, die Rennen sind eben als *solche Hasard*.

Hier ist angenommen, daß die Presse ihre Voraussagungen wirklich ehrlich berechnete und daß sie nicht die Ahnungslosen irreleiten wollte.

Wie soll dann der Laie in der Lage sein, nicht willenlos der Räubermaschine, wie die „Schlesische Zeitung“ den Totalisator sehr richtig nennt, ohne sich selbst orientieren zu können, ausgeliefert zu sein. Daß der größte Teil der Ahnungslosen nach den Voraussagungen der Rennzeitungen die Pferde an der Maschine besetzt, geht aus den Eventualquoten deutlich hervor. (Diejenigen Quoten, die gezahlt worden wären, wenn der Nichtsieger gesiegt hätte, nennt man Eventualquoten.)

Wir stellen nun kurz die Quoten zusammen, wie sie auf das erste, zweite und dritte Pferd und auf den ersten Zeitungsfavoriten zur Zahlung gekommen sind resp. wären.

Die sieben Rennen am 13. Juni 1904 hießen I. Maidenrennen, II. Prinz von Preußen-Erinnerungsrennen, III. Großes Armee-Jagdrennen, IV. Silberner Schild mit 10000 Mark Staatspreis, V. Admiralrennen, VI. Feuersteinrennen, VII. Neuenhagener Handikap. Alle 68 abgelaufenen Pferde waren an der Maschine besetzt worden. Für 10 Mark Einsatz entfielen auf das

Rennen	Erste Pferd	Mark	Zweite Pferd	Mark	Dritte Pferd	Mark	Zeitungsfavorit als		es liefen
I.	Lockente .	33	Miß Mayman	1455	Julchen . .	700	Fasolt .	24. Oter	16
II.	Wampun .	12	Major . .	33	Simplicius	45	Wampun	12. 1ter	3
III.	Alcibiades	109	Scotit Moor	39	Kavalier .	23	Kavalier	22. Oter	10
IV.	Somali . .	63	Laurin . .	32	Leander . .	13	Leander	13. Oter	5
V.	Siegmund .	40	Secession .	50	Moench . .	20	Pech .	56. Oter	8
VI.	Stulle . .	21	Winzerin .	43	Mobs . .	21	Winzerin	43. Oter	13
VII.	Gloria . .	41	Anneliese .	40	Mudal . .	52	Anneliese	40. Oter	13
								Summa:	68

Die Rennzeitungen nennen fast immer noch einen zweiten Favoriten, um dem Ahnungslosen, falls der erstgenannte nicht startet, doch noch ein Pferd zu nennen, auf das gesetzt werden kann. Im II., VI. und VII. Rennen lief der erste Favorit der Zeitung nicht ab, es sind daher unter Zeitungsfavorit für diese drei Rennen die in zweiter Linie genannten Pferde mit ihren Quoten aufgeführt. Nur in dem V. und VI. Rennen war der Zeitungsfavorit nicht der am stärksten Besetzte. Das Resultat des Besetzens der Zeitungsfavoriten siebenmal mit je 10 Mark ist 70 Mark Verlust bei 12 Mark Gewinn.

Hier tritt nun die sehr wichtige Frage auf, ob es absichtliche Irreleitung durch die Rennpresse ist, Pferde durch die Ahnungslosen zu Favoriten zu machen, damit die besser Orientierten die Sahne abschöpfen können (daher sind die Angaben der Totalisatorquoten in den Rennkalendern völlig wertlos), ob wirkliche Ignoranz der Berufsleute dieses starke Vorbeiraten zutage fördert, oder ob das Rennprüfungsverfahren eine so wertlose Institution nach den herrschenden Renngesetzen ist, daß man vom moralischen wie ethischen Standpunkt weder das Setzen am Totalisator noch das Wetten beim Buchmacher gestatten darf.

Die letztere Frage haben wir im Aprilheft „Ueber den Wert der Rennen für die Pferdezucht" (vergl. „Deutsche Revue" 1904) ventiliert, und jeder Leser dieses Artikels wird wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die herrschenden Satzungen im Rennwesen ein Heranziehen des weiteren Publikums einfach verbieten, und Seine Majestät ist hierin mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, indem 1894 den Offizieren das Setzen am Totalisator untersagt wurde.

Interessant ist es, eine Aeußerung der „Kreuzzeitung" vom Juni 1872 auszugraben, als der Totalisator anfing seine ersten Schritte in der Anreizung der Massen zum Spiel zu tun. Dort heißt es: „Wo bleibt da die sittliche Entrüstung, die endlich zu dem Gesetz wegen Schließung der Spielbanken geführt hat? Hat der Staat, wenn er Rennpreise stiftet, nicht auch das Recht und die Pflicht, sich ernsthaft die Frage vorzulegen, ob die Rennbahn unter solchen Umständen wirklich dem Staatswohl dient? Eine etwaige Förderung der Pferdezucht würde jedenfalls den sittlichen Schaden nicht aufwiegen, der dem Volksleben erwüchse, wenn die Rennbahn zu einer Rennbörse mit all ihren Untugenden herabsänke." So wurden zum Beispiel am 5. Juni 1904 Sonntags in Karlshorst 94270 Mark verloren. Auch hier waren zum Beispiel in der 11ten internationalen Steeplechase die Zeitungsfavoriten am stärksten besetzt, ohne zu siegen.

Daß wir unter allen Umständen, auch bei Verbesserung der Rennreglements, gegen den Totalisator auftreten, resultiert aus dem doppelten Hasard, das bei ihm zur Durchführung gelangt.

In seiner Broschüre über die Pferdezucht Frankreichs hat 1904 Landstallmeister Dr. Grabensee sich für den Buchmacher ausgesprochen. In unsrer ersten Auflage der „Totalisatorfrage" 1894 (A. Hopfer, Burg) traten auch wir für den Buchmacher gegen den Totalisator ein. Derselbe muß besteuert werden und seine Bücher kaufmännisch in Ordnung halten. Letztere müßten unangesagt durch den Unionklub kontrolliert werden. Die geheimen Buchmacher, die ohne Steuern zu zahlen Wetten legen wollten, würden bald durch die andern vor den Strafrichter gelangen. Natürlich durfte kein Buchmacher eine Rennzeitung redigieren, keine Rennpferde laufen lassen und sich in keiner abhängigen Stellung zu einem Rennpferdbesitzer oder einer Rennzeitung befinden. Im Gegensatz zu dem Herrn Landstallmeister fordern wir bei Annahme des Buchmachers sachlichere Leistungsforderungen, wie der Leser diese im Aprilheft der Revue angedeutet findet, um so durch die Satzungen der Rennreglements die Durchführung der Rennen für das Publikum klarer zu gestalten.

Solange die Rennen nach den jetzt herrschenden Gesetzen abgehalten werden, sind der Totalisator und die Staatsrennprämien abzulehnen. Denn es ist eine arge Zumutung für den Steuerzahler, wenn das Schritt- und Trabreiten in Flachrennen mit Staatspreisen noch ferner honoriert werden soll. Durch die Ablehnung würde der Staat sich in

der Lage befinden, die gemachten Vorschläge für Leistungsprüfungen im Interesse rationellerer Rennen zu akzeptieren oder selbst noch bessere Vorschläge machen zu müssen. Die heutigen Forderungen von $5^1/_2$ Meter pro Sekunde auf allen Bahnlängen provozieren Humbug, und dieser degradiert selbst das Wetten beim Buchmacher zum gröbsten Hasard.

Literarische Berichte

Der Ueberkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Dichter wie zur Megede, der sich fortwährend zum objektiven Festhalten der im Leben empfangenen Eindrücke getrieben fühlt und der doch in dem Einzelfall, den er seinem Werke zugrunde legt, zugleich ein Symbol allgemeinen Menschenschicksals erblickt, wird es allmählich als einen Mangel in der von ihm gepflegten Kunstform des geschlossenen Romans empfinden, daß sie ihm so wenig Freiheit und Gelegenheit gibt, sich auch in direkt persönlichen Betrachtungen mit Welt und Leben auseinanderzusetzen. Er wird dann gern die Fiktion von Briefen oder Tagebuchaufzeichnungen wählen, weil er in diese am zwanglosesten Reflexionen mancher Art einflechten kann, und zur Megede selbst hat ja diesen Ausweg schon in früheren Werken gewählt. In seinem neuesten, dem „Ueberkater", hat er das alte Kunstmittel auf eine amüsante und geistreiche Art variiert: er läßt den „Titelhelden", den weißen Carlo mit den Vergißmeinnichtaugen, über seine Erlebnisse in der Katzen- und seine Beobachtungen in der Menschenwelt Tagebuch führen. Die Aufzeichnungen des „Ueberkaters", oft voll eines grotesken Humors und reich an scharfer Gesellschaftssatire, ziehen sich zwischen den Aufzeichnungen der Hauptfiguren des Romans hin und mildern, indem sie zugleich ein „retardierendes Moment" abgeben, die schicksalsschwere Stimmung, die fast von Anfang an über dem Schicksal des Grafen Rhyn und der schönen Josefa Angern liegt. — Zur Megede hat es wieder meisterlich verstanden, in diesen beiden Gestalten wie auch in einigen Nebenfiguren des Romans Menschen zu schaffen, die, ohne im gewöhnlichen Sinn sympathisch zu sein, doch bald unser ganzes Interesse fesseln. So folgen wir mit rasch wachsender Spannung und Teilnahme der Entwicklung der Leidenschaft, die den stolzen, finstern Robert Rhyn und die junge Gräfin Angern immer stärker zueinander zieht und endlich beide in den Tod treibt. Es ist wie die Vollstreckung eines alten Fluches, der Untergang dieser beiden hochgemuten Menschen: Rhyns Vater hat einst Angelas Mutter, die schon eine verheiratete Frau war, geliebt und hat sich, tödlich verletzt, in Einsamkeit und Verbitterung geflüchtet, als sie, die seine Liebe erwiderte, trotzdem nicht die Kraft fand, die Fesseln ihrer Ehe zu lösen. Angela findet diese Kraft, aber erst, als es schon zu spät ist; ihr Mann tötet ihren Geliebten im Duell, sie selbst stirbt infolge einer aufopfernden Krankenpflege, und ihre Mutter bleibt völlig verlassen, aber innerlich gehoben und gefestigt, zurück. — Das mannigfach bewegte, an frappanten und lächerlichen Typen reiche Leben internationaler Kurorte — erst am Gardasee, dann in der Oase Biskra, endlich in einem großen Sanatorium bei Dresden — bildet den bunten, abwechslungsvollen Hintergrund des Romans und gibt ungezwungen Gelegenheit zu manchen fein ausgeführten Episoden, die, zusammen mit den Schilderungen der zahlreichen Nebenfiguren, Megedes Kunst der Gesellschaftsschilderung nicht minder glänzend zeigen, wie die Haupthandlung seinen psychologischen Scharfblick und seine kraftvolle Charakterdarstellung.

Die Briefe der Frau Rat Goethe. Herausgegeben von Albert Koester. Berlin 1904, K. E. Poeschel. 2 Bände.

Von Goethes Mutter zu lesen ist für uns Deutsche immer eine besondere Freude. Wohl keine deutsche Frau genießt eine höhere Verehrung und wärmere Sympathien als Frau Rat Goethe. Sie ist das Ideal einer deutschen Mutter und ein leuchtendes Vorbild für alle Frauen, denen ein höheres Streben und die Erziehung von Kindern, die nicht im Alltagsleben versinken sollen, am Herzen liegt. Wir können unsern Lesern deshalb die vorliegende hochinteressante Briefsammlung, die einen tiefen Einblick in den Geist und in das Leben der Frau Rat Goethe und in ihre Zeit gibt, wärmstens empfehlen. Leider verbietet uns der Raummangel, hier näher auf diese Korrespondenz einzugehen und aus derselben Zitate zu machen. Wir beschränken uns des-

halb auf die Wiedergabe eines interessanten humoristischen Gedichtes von Goethes Mutter aus dem Jahre 1779, Anfang Januar.

An Louise v. Göchhausen.

Dein guter Wunsch auf grün papier
Hat mir gemacht sehr viel pläsir;
Im Verse machen habe nicht viel gethan.
Das sieht mann diesen Warlich an.
Doch hab ich gebohren ein Knäblein schön.
Das thut das Alles gar trefflich verstehn.
Schreibt Puppenspiele Kutterbunt.
Tausend Alexandriner in einer Stund.
Doch da derselbe zu dieser Frist
Geheimdter Legationsrath in Weimar ist.
So kann er bei bewandten sachen
Keine Verse von Frau Aja machen;
Sonst solldest Du wohl was besseres kriegen
Jetzt mußt Du Dich hieran begnügen
Es mag also dabei verbleiben.
Ich will meinen Dank in Prosa schreiben.

Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Herausgegeben und mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehen von Adolf Bartels. Mit einem Bildnis des Dichters nach Joseph Kriehuber. Ein Band von 1056 Seiten Lexikon-Oktav. Gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das Schicksal so vieler genialer Dichter, die erst lange nach ihrem Tode die volle ihnen gebührende Anerkennung gefunden haben, hat auch unser größter Tragiker, Friedrich Hebbel, geteilt. Erst seit einem Dezennium hat sich in seiner Beurteilung allmählich der Umschwung vollzogen, von dem man sagen kann, daß er kommen mußte, und heute gilt uns Hebbel nicht wie früher nur als die gewaltigste dichterische Individualität eines Epigonenzeitalters, sondern als einer unsrer Klassiker, dessen Geistesschöpfungen wie die Lessings, Goethes, Schillers ein unschätzbares und unvergängliches Erbe der deutschen Nation darstellen. Diese Neubewertung des Dichters macht eine allen Schichten des deutschen Volkes zugängliche gediegene und vollständige Ausgabe seiner Werke zum unabweisbaren Bedürfnis, und eine solche Ausgabe stellt die vorliegende dar, die sich den im selben Verlag erschienenen, längst im besten Sinne volkstümlich gewordenen wohlfeilen Klassikerausgaben in einem Bande würdig anreiht. Sie ist nicht nur die billigste, sondern auch die am sorgfältigsten durchgesehene und nach der großen historisch-kritischen vollständigste aller bestehenden Hebbel-Ausgaben; in der „Selbstbiographie von 1852" bringt sie sogar etwas, was die große wissenschaftliche Ausgabe nicht enthält. Die von dem Herausgeber Adolf Bartels, dem ausgezeichneten Biographen und unermüdlichen Vorkämpfer Hebbels, verfaßte literarisch-biographische Einleitung gibt eine alles Wesentliche meisterhaft zusammenfassende und insofern erschöpfende Würdigung des großen Dichters und regt den Leser ebensosehr dazu an, sich in seine Dichtungen zu vertiefen, wie sie geeignet ist, das Verständnis für ihn zu fördern. So wird die Ausgabe zweifellos in außerordentlicher Weise dazu beitragen, den Kreis der Freunde und Bewunderer Hebbelscher Poesie mehr und mehr zu erweitern.

Vorlesungen über Sozialismus und Sozialpolitik. Von Karl Biedermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 205 S.

Der verstorbene Historiker und Kulturhistoriker, der in seinem reichen Leben lebhaft praktischen Anteil an der sozialen Bewegung unsrer Zeit genommen hat, gibt in diesem Buche Auskunft über die Geschichte der sozialen Fragen und zugleich Ratschläge für deren Lösung. Es ist eine Art Vermächtnis, das wir, dankbar für mannigfache Anregungen, nicht aus der Hand legen können, ohne einen großen Eindruck von der Lebensarbeit und der Gedankenwelt des Verfassers empfunden zu haben. Daß uns diese Dankbarkeit nicht blind gegen die Einseitigkeiten des Werkes und unselbständig im eignen Urteil macht, wird der Anerkennung von Biedermanns Arbeit keinen Eintrag tun. In volkstümlicher, klarer und übersichtlicher Darstellung charakterisiert er die Hauptrichtungen und Hauptvertreter des Sozialismus. Von besonderem Wert sind die Aufzeichnungen über die Wirksamkeit einer Reihe von Arbeitervereinen, die sich von der Sozialdemokratie frei erhalten haben. Gegen die Gefahr, die von dieser der bürgerlichen Gesellschaft und dem Reiche droht, fordert er zu einem einmütigen und planmäßigen Feldzug des ganzen noch unabhängigen Teiles der Nation auf. Br.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von Sven v. Hedin. Mit 407 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbilder und 8 bunte Tafeln, und 5 Karten. Autorisierte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Neben dem Russen Prschewalski ist der berühmte schwedische Forschungsreisende Sven v. Hedin der erfolgreichste Bahnbrecher für die bis vor wenigen Jahrzehnten auf unsern Karten nur durch einen weißen Fleck bezeichneten Gebiete von Westchina (Ostturkestan) und Tibet. Während er die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner zweiten gewaltigen Reise durch Zentralasien (1899—1902) in einem besonderen Werke niederzulegen beschäftigt ist, bietet er uns in dem obigen zweibändigen Buche, das er „seinen deutschen Studiengenossen gewidmet" hat, seine tagebuchartigen

Aufzeichnungen über die Erlebnisse während jener mühsamen und gefahrvollen Wanderungen in fast ganz unbekannten Gebieten. Asien steht durch den Krieg zwischen Japan und Rußland gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses, und England benutzt die augenblickliche politische Lage dazu, auch in Tibet festen Fuß zu fassen; deswegen kommt dieses Werk Sven v. Hedins gerade recht, dessen Höhepunkt die Darstellung seiner Wanderungen in Tibet, dem höchsten Gebirgslande der Welt, bildet. Zwar ist es ihm ebensowenig wie seinem Vorgänger Prschewalski gelungen, die eifersüchtig bewachte heilige Stadt des Dalai-Lama, Lhasa, zu erreichen, aber dennoch hat seine Reise für die geographische Forschung eine ganze Menge der wichtigsten Ergebnisse und ihm selber neuen Ruhm gebracht. Es sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß „Im Herzen von Asien" kein gelehrtes Werk ist, sondern ein höchst abwechslungsreiches, interessantes Buch, das allen Freunden der Länder- und Völkerkunde warm empfohlen zu werden verdient. Ganz hervorragend ist die Ausstattung mit Bildern und Karten, die wir noch kaum in irgendeinem Reisewerk so reichhaltig gefunden haben.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abeken, B. A., Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlass. Herausgegeben von Dr. Ad. Heuermann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 4.—.

Adamkiewicz, Prof. Dr. A., Ueber das unbewusste Denken und das Gedankensehen. Wien, Wilh. Braumüller. M. 1.20.

Adler, Friedrich, Freiheit. Drei Einakter: Freiheit — Der Prophet Elias — Karneval. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 1.50.

Adler, Guido, Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—.

Ascher, Dr. M., Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.—.

Badische Kunst 1904. Zweites Jahrbuch der Vereinigung »Heimatliche Kunstpflege«. Herausgegeben von Albert Geiger. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. In Pappband M. 5.—.

Bahnsen, Julius, Wie ich wurde, was ich ward. Nebst andern Stücken aus dem Nachlass des Philosophen. Herausgegeben von Rudolf Louis. München, Georg Müller. M. 8.—.

Baudelaire's Werke in deutscher Ausgabe von Max Bruns. 1. Band: Novellen und kleine Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von Margarete Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Bennert, J. E., Bismarck-Medaillen. Köln, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. M. 5.—.

Berlioz, Hektor, Literarische Werke. Gesamtausgabe. Aus dem Französischen von Gertrud Savic. III. Band: Vertraute Briefe. IV. Band: Neue Briefe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Pro Band M. 5.—.

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. Hamburg-Grossborstel, Gutenberg-Verlag. M. 1.—.

Björnson, Björnsterne, Ragni. Roman. Autorisierte Uebersetzung. Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). M. 6.—.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Siebzehnter Band (Supplement) mit 65 Tafeln, 23 Karten und 245 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Pro Band gebunden M. 12.—.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. V. Band: Briefe. 1872—1880. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 7.—.

Caine, Th. H. Hall, Der verlorene Sohn. Roman in 2 Bänden. Deutsche Uebertragung. Mit einem biographisch-bibliographischen Anhang. Leipzig, H. A. Ludwig Degener. M. 6.—.

Cauer, Paul, Dichter und Schauspieler. Betrachtungen im Anschluß an die Festspiele des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf. Düsseldorf, L. Voß & Cie. 80 Pf.

Collins, Mabel, Flita (Die Blüte und die Frucht). Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Aus dem Englischen übersetzt von Mitgliedern der Theosophical Society. Jugenheim a. d. B., Sueviaverlag. M. 4.—.

Cornelius, Peter, Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. I. Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten, herausgegeben von Carl Maria Cornelius (1. Band M. 8.—). — III. Aufsätze über Musik und Kunst. Gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—.

Dähnhardt, Dr. Oskar, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Zweite Auflage. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2.40.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Die Prinzessin von Banalien. Mit Buchschmuck von Hanns Anker. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 2.50.

Faust. Der Tragödie Dritter Teil. Treu im Geiste des Zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Fünfte Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. Kartoniert M. 2.—.

Fischer, Dr. Max, Unser Schwarzwald — Bauernhaus. Freiburg i. Br. Speyer & Kaerner. 90 Pf.

Förster-Nietzsche, Elisabeth, Das Leben Friedrich Nietzsche's. Zweiter Band, zweite Abteilung. Leipzig, C. G. Naumann.

Freier Almanach deutscher Studenten. Zwanglose Hefte. 3. Jahrgang. Nr. 1. Herausgegeben von Hanns Holzschuher. München, Süddeutscher Freier Verlag. Einzelheft 50 Pf.

Fried, Alfred H., Deutschland und Frankreich. Ein Wort über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer deutsch-französischen Verständigung. Charlottenburg, Verlag Continent. M. 1.—.

Ganghofer, Ludwig, Der hohe Schein. Roman. Zwei Bände. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 8.—.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 20. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—.

Goldscheid, Rudolf, Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft. Willenstheoretische Betrachtung des biologischen, ökonomischen und sozialen Evolutionismus. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 3.40.

Göschen, Viscount, Das Leben Georg Joachim Göschens. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer. Zwei Bände. M. 12.—.

Gottschalk, Hermann, Weltwesen und Wahrheitswille. Ein Zwiegespräch mit dem Leben. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 8.—.

Hallström, Per, Ein geheimes Idyll und andere Novellen. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.—.

Hallström, Per, Verirrte Vögel. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.—.

Handel-Mazzetti, E. von, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Roman. 3. bis 5. Auflage. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 6.—.

Hebbel. Ein Lebensbild von Richard Maria Werner. Mit Bildnis und Handschrift. 47. und 48. Band von „Geisteshelden". Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Hebbel, Friedrich, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von R. M. Weber. Dritte Abteilung: Briefe, erster Band. Berlin, B. Behr's Verlag.

Henckell, Karl, Gipfel und Gründe. Neue Gedichte (1901—1904). Charlottenburg, K. Henckell & Co. M. 2.50.

Herrigel, Fr., Kerbschnitt und Blumenschnitt. Praktischer Lehrgang für Handfertigkeitsschulen und zum Selbstunterricht. Mit zahlreichen Illustrationen. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.50.

Hoensbroech, Graf v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—.

Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1904. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 1.50.

Joesten, Dr., Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Auswahl Kinkel'scher Dichtungen. Köln, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

Keck, Heinrich, Deutsche Heldensagen. Zweite Auflage. Von Dr. Bruno Busse. 2. Band: Dietrich von Bern. Mit 5 Originallithographien von Rob. Engels. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 3.—.

Kiefer, Dr. O., Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. Ein Buch für Eltern und Erzieher. Berlin, Albert Kohler.

Kielland, Alex. L., Novellen und Novelletten. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin, Franz Wunder. M. 3.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Fünfter Band: Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—.

Kleist, Heinrich v., Briefe an seine Schwester Ulrike. Band I der „Kleist-Bibliothek", herausgegeben von S. Rahmer. Berlin, B. Behr's Verlag.

Kremnitz, Georg, Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. L. Schottlaender.

Kuehn, Paul, Das Nietzsche-Archiv zu Weimar. Band III von „Kochs Monographien". Darmstadt, Alexander Koch. M. 4.—.

Kunst, die. Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Richard Huther. Band 27: Hans Thoma von O. J. Bierbaum. — Band 29: Florenz und seine Kunst von Gg. Biermann. — Band 32: Worpswede von Hans Bethge. — Band 33: Jean Honoré Fragonard von W. Fred. Berlin, Bard, Marquardt & Co. Pro Band kartoniert M. 1.25.

Literatur, die. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Georg Brandes. Band 1: Unterhaltungen über literarische Gegenstände von Hugo von Hofmannsthal. — Band 4: Maxim Gorki von Hans Oswald. — Band 5: Die japanische Dichtung von Otto Hauser. — Band 6: Novalis von Franz Blei. — Band 7: Selma Lagerlöf von Oscar Levertin. Berlin, Bard, Marquardt & Co. Pro Band kartoniert M. 1.25.

Lüngen, Dr. W., Fragen der Frauenbildung. Aufsätze und Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—.

Morburger, Karl, Rebellen. Ein sozialer Roman. Wien, Moderner Verlag. M. 3.—.

Müller, Fritz, Gedichte. Jauer, Oskar Hellmann. M. 2.—.

Müller, Fritz, Leben und Tod. Erzählungen. Jauer, Oskar Hellmann. M. 2.50.

Nelarden, Leo, Welkes Laub. Verse. Straßburg, Jos. Singer. M. 1.—.

Osterwald, Prof. W., Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für jedermann. Zweiter Teil: Die Chemie der wichtigsten Elemente und Verbindungen. Mit 32 Textabbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 7.20.

Palmé-Payßen, H., Das Rätsel am Mälarsee. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—.

Palmgren, K. E., Erziehungsfragen. Gesammelte Aufsätze. Bd. VI. von „Internationale Bibliothek für Pädagogik." Altenburg, Oskar Bonde. M. 6.—.

Pfister, Albert, Die amerikanische Revolution 1775—1783. Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich unter Hervorhebung des deutschen Anteils. Zwei

Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 12.—.

Pistor, Dr. Erich, Durch Sibirien nach der Südsee. Wirtschaftliche und unwirtschaftliche Reisestudien aus den Jahren 1901 und 1902. Mit 20 Vollbildern. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—.

Polle, Prof. Dr. Friedr., Wie denkt das Volk über die Sprache? Dritte verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.80.

Presber, Rudolf, Dreiklang. Ein Buch Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 3.—.

Runze, D. Dr. Georg, Metaphysik. Band 249 von Webers Illustrierte Katechismen. Leipzig, J. J. Weber. In Leinenband. M. 5.—.

Schilling, Hermann, Begegnungen. Ein Geschichtenbuch. Erster Band: Jugendsünden eines modernen Idealisten. Leipzig, Verlag moderner Belletristik. M. 2.50.

Schmidt, Dr. Erich, Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Mit 25 Abbildungen und 2 Karten. Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung (A. Fromm). M. 5.—.

Schmitz du Moulin (Muhammad Adil), Der Islam, d. h. die Ergebung in Gottes heiligen Willen. Leipzig, Rudolf Uhlig.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, Gedichte. 2. Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, Dichtungen. Achte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von, Lichtlein sind wir. — Die Kiesgrube. — Die Wildgänse. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Schulz, Wilhelm, Der Prutzeltopf. Ein Kinderbuch. Bilder und Verse. München, Albert Langen.

Schwob, Marcel, Das Buch von Monelle. Autorisierte Uebersetzung von Franz Blei. Leipzig, Insel-Verlag. M. 5.—.

Seyth, Adyr, Tropfen im Meere. Ein Märchen für Erwachsene. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Shakespearedramen. Nachgelassene Uebersetzungen von O. Gildemeister, herausgegeben von Dr. Heinr. Spies. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—.

Stahl, Fritz, Wie sah Goethe aus? Mit 28 Tafeln. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—.

Stauffer, Albrecht, Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.50.

Steinhausen, Dr. Georg, Geschichte der Deutschen Kultur. Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 17.—, oder in 15 Lieferungen à M. 1.—.

Thoma, Ludwig, Der heilige Hies. Merkwürdige Schicksale des hochwürdigen Herrn Mathias Fottner von Ainhofen. Mit bunten und schwarzen Bildern. München, Albert Langen. In Leinenband M. 5.—.

Ufer, Chr., Die Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Weimar. Eine Beurteilung. Altenburg, Oskar Bonde. M. 1.—.

Vierordt, Heinrich, Kosmoslieder. Heidelberg, Carl Winter's Univers‑Buchhandlung. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Vogeler, Ad., Die Sturmglocke. Trauerspiel in fünf Akten. 2. Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—.

Wachs, Dav., Der moderne Gott. Drama in drei Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Weiland, Karl, Lieder eines Arbeiters. Dritte Auflage. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Weltrich, Richard, Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Berlin, Georg Renner. M. 2.40.

Wells, H. G., Die Riesen kommen!! Deutsch von F. P. Greve, Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.25.

Wells, H. G., Dr. Moreaus Insel. Deutsch von F. P. Greve. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Wells, H. G., Die Zeitmaschine. Deutsch von F. P. Greve. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.25.

Wilde, Oscar, Der Sozialismus und die Seele des Menschen. — Aus dem Zuchthaus zu Reading. — Aesthetisches Manifest. Drei Essays. Uebersetzt von H. Lachmann und G. Landauer. Berlin, Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung. M. 2.50.

Wolynski, A. L., Der moderne Idealismus und Russland. Autorisierte Uebersetzung von Jos. Melnik. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. M. 3.50.

Wolynski, A. L., Das Buch vom grossen Zorn. Autorisierte Uebersetzung nach dem vollständigen russischen Manuskript von Jos. Melnik. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten & Loening. M. 6.—.

Zitatenlexikon. Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. Von Daniel Sanders. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von B. G. TEUBNER in Leipzig.

HANDBUCH DER WIRTSCHAFTSKUNDE DEUTSCHLANDS.

Herausgegeben im Auftrage des

Deutschen Verbandes für das Kaufmännische Unterrichtswesen.

—— Jeder Band ist einzeln käuflich. ——

Band I: **Die wirtschaftlichen Grundlagen.** Mit 12 Karten. (VIII u. 331 S.) geh. n. Mk. 10.—, geb. n. Mk. 12.—

Band II: **Die land- und forstwirtschaftlichen Gewerbe.** Mit 5 Karten. (VI. u. 253 S.) geh. n. Mk. 6.—, geb. n. Mk. 8.—

Band III: **Die Hauptindustrien Deutschlands.** Mit 22 Karten. (XIV u. 1048 S.) geh. n. Mk. 30.—, geb. n. Mk. 34.—

Band IV: **Deutschlands Handel und Verkehr und die diesen dienenden Einrichtungen.** Mit zahlr. Tab. und 1 Karte. (VIII u. 748 S.) geh. n. Mk. 18.—, geb. n. Mk. 21.—

Das Handbuch der „Wirtschaftskunde Deutschlands" stellt einen ersten umfassenden Versuch dar, auf Grundlage der vorhandenen wissenschaftlichen Vorarbeiten eine zusammenfassende Darstellung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen Deutschlands zu geben. Es wird jedem, der im öffentlichen oder wirtschaftlichen Leben schaffend thätig ist, zur Bewältigung neuer Aufgaben, wie zur Klärung der wichtigsten Lebensfragen einen klaren Einblick in die wirtschaftlichen Erscheinungen und Zusammenhänge geben, zugleich aber auch eine bedeutsame wissenschaftliche Aufgabe erfüllen, indem es den Bau und das Leben des staatlichen Organismus in seinen tatsächlichen Grundlagen verstehen lehrt. So werden die Vertreter der Wissenschaft, die Lehrer an Handels- und Industrieschulen, Verwaltungsbeamte, städtische und staatliche Behörden, Politiker usw. einem solchen zuverlässigen Nachschlagewerk das gleiche freudige Interesse entgegenbringen, wie die selbst im Wirtschaftsleben Stehenden und Schaffenden, die Fabrikanten, Landwirte, Kaufleute usw. Allen, die an dem wirtschaftlichen Leben unseres Vaterlandes Anteil haben oder demselben zu dienen berufen sind, wird, wie wir hoffen, das „Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands" ein willkommenes Hilfsmittel sein.

Hannoverscher Courier. 30. VI. 04. . . . . Für jeden aber, der sich mit der Volkswirtschaft zu beschäftigen hat, und die Fühlung mit dem pulsierenden Leben sucht, sowohl für den Mann der Wissenschaft als für den praktischen Volkswirt, den Kaufmann und Gewerbetreibenden, und für den Politiker wird das „Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands", das an Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit des gebotenen Tatsachenmaterials nicht seinesgleichen hat, ein unentbehrliches Nachschlagewerk, ein gewaltiges Rüstzeug in seiner Hausbibliothek sein.

„Gewerbeschau". Nr. 13. XXXIV. Jahrg. . . . . Eine grosse Anzahl von Mitarbeitern, die auf den einzelnen Gebieten als Autoritäten gelten, ist herangezogen worden, und Regierungsrat Dr. Stegemann hat als kühner Baumeister den Plan des Gebäudes entworfen. Das Werk ist, wie eine Zeitung richtig bemerkt, die notwendige Ergänzung der Volkswirtschaftslehre und der Volkswirtschaftspolitik, sie bildet die unentbehrliche Grundlage des gesamten Lehrgebäudes der politischen Oekonomie. Sie wird berufen sein, im Studiengange des Nationalökonomen eine wichtige Stelle einzunehmen, indem sie das Verständnis der politischen Geschichte durch die Wirtschaftsgeschichte vertieft, die geographischen Kenntnisse durch die Wirtschaftsgeographie weiter entwickelt und so die Befähigung zur Aufnahme wirtschaftlicher Theorien besser als heutzutage vorbereitet. . . .

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD

MILKA

REINE SCHWEIZERMILCH
CACAO UND ZUCKER

SUCHARD

VELMA

CHOCOLAT FONDANT
LEICHT SCHMELZEND.

SUCHARD, ALLEINIGER FABRIKANT.

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

Diesem Hefte ist ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Geor**
beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang Februar 1905. Preis vierteljährl. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von
Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Friedrich **Curtius**: Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1818 bis 1846). II.	129
Friedrich **Fürst v. Wrede**: Die Entwicklung des Staatsromanes	141
Freiherr v. **Loë**, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. VI.	157
Hermann **Oncken**: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. VII.	167
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: **Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. IX.**	178
Dr. Naunyn, Prof. emer. d. Universität Straßburg (Baden-Baden): Aerzte und Laien	185
Ida Horovitz-**Barnay**: Vom jungen Burgtheater	196
C. Pelman: Ueber Irrenanstalten und ihre Beaufsichtigung	202
C. Freiherr von **der Goltz**: Port Arthur. Ein Rückblick	207
Dr. Bogdan **Krieger**, Königlicher Hausbibliothekar: Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin. (Schluß)	216
Germain **Bapst** (Paris): Der Donnerschlag von Sadowa. Auf Grund bisher ungedruckten Materials. (Schluß)	225
Koyo Sanjin (Ozaki Tokutaro): Zwei Frauen. Japanische Originalnovelle	240
Berichte aus allen Wissenschaften.	
Psychologie: **Dr. Carl Max Gießler**, Erfurt: Neuere Forschungen über die Natur des Gedächtnisses	250
Literarische Berichte. — Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	254. 255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1905

Preis des Jahrganges 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen	M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„	„
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„	„
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„	„

Richard Wagner

Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien

von

GUIDO ADLER

372 S. M. 6.—, in Leinwd. geb. M. 7.—, Halbfranzbd. M. 8.—

Eine gedrängte Darstellung des Wirkens und Lebens des Meisters

Breitkopf & Härtel ∘ Leipzig

Etagen-hühnerhof f. Stadtbewohn. 10 Leger auf 2 Mtr. Raum i. Flur od. Keller aufstellb. Transport. Hunde- u. Geflügelhäuser f. Haus- u. Großbetrieb, fachm. 1000fach erprobt. sämtl. Hilfsgeräte, Nutz- u. Leggeflügel all. Racen, Bruteier, Tauben, Brutöfen, Belehrungsschriften ꝛc. Kataloge kostenlos.

Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Zahn, Die Clari-Marie.

Roman. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. —

Max Martersteig

Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert

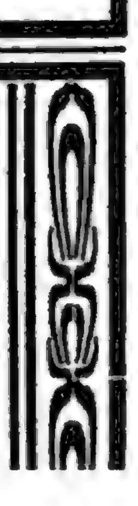
gross 8° 735 S.
M. 15.—, in Leinwandband M. 16.50

Seit Devrients Geschichte der Schauspielkunst das erste umfassende Werk über das Theater

Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig.

High-Life

Zeitschrift für die vornehme Welt



10. Jahrgang

erscheint am 1., 11. und 21. jeden Monats.

Preis pro Quartal 2 Mark.

Probe-Nummern stehen gegen Einsendung von 10 ₰ franko zu Diensten.

Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.

Abonnements und Insertions-Aufträge nimmt entgegen

Berlin W. 30 B. Die Expedition des High-Lifes.

Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819 bis 1847)

Mitgeteilt von

Friedrich Curtius

II

Nachdem der Prinz am 17. August das Examen bestanden hatte, wurde er am 9. September 1843 zum Referendarius ernannt. In diesem Monate machte er eine längere Reise durch die Schweiz nach Südfrankreich und Oberitalien, von Lausanne ab mit dem Bruder Gustav, der dort französische Studien getrieben hatte. In Lyon erlebten die Brüder die Ankunft des Duc de Nemours zu einer Truppenrevue. Er kam zu Dampfschiff. „Unter den 100000 Zuschauern," sagt das Tagebuch, „erschallte auch nicht eine Stimme." Vom 10. bis 25. Oktober reiste der Prinz allein nach Sardinien und kehrte dann von Genua aus über den Splügen zurück. Den November verlebte er in Kupferzell und ging dann über Corvey und Berlin nach Rauden, wo er bis zum Jahresschluß verweilte. Hier blieb der Prinz auch die ersten Wochen des Jahres 1844 und kehrte nach einem Aufenthalt in Berlin vom 8. Februar bis 25. März dorthin zurück. Der April wurde zu einer Reise nach Wien verwendet.

Inzwischen war er am 4. April der Regierung in Potsdam zur Beschäftigung überwiesen und durch Verfügung des Justizministers vom 17. April „behufs Eintritts in die Administration" mit dem Zeugnis „guter Qualifikation und rühmlichen Verhaltens" aus dem Justizdienst entlassen worden. Am 13. Mai langte der Prinz in Berlin an, um die Tätigkeit bei der Potsdamer Regierung zu beginnen.

Tagebuch 19. April 1844.

Wochen und Monate hat dies Buch geruht. Unterdessen hat sich um mich her manches verändert, auch in mir. Jedoch bin ich in allem diesem bewegten Leben doch nur in meinem alten Satze bestätigt worden, daß geistige Tätigkeit allein den Menschen glücklich machen kann. Alles übrige ist als Nebensache, als Nebenvergnügen gar wohltuend. Wird aber die Erholung zum Zweck, so wird sie mühsam, und dann gibt es für uns natürlich keine Erholung mehr.

An die Mutter. Berlin, 16. Mai 1844.

Ich werde morgen bei der Regierung in Potsdam eingeführt. Gegen Potsdam und seine Bewohner habe ich eine unbegrenzte Abneigung, die ich auch nicht zu verlieren hoffe, da ich jede freie Stunde zu einer Exkursion nach Berlin benutzen werde. Meine Visiten sind abgemacht. Die Prinzen habe ich auf der Eisenbahn getroffen, wo ich mit dem gewohnten Humor empfangen wurde, der noch dadurch gesteigert wurde, daß ich meinen Plan mitteilte, was den Prinzen Friedrich zu der Aeußerung veranlaßte, ich wolle wahrscheinlich Landrat werden, ohne daß er wußte, wie nahe er im Scherz an der Wahrheit war. Uebrigens billigte der Prinz von Preußen mein Vorhaben, bei der Regierung zu arbeiten, und sagte, er freue sich besonders, „da man Sie mitunter zu einem Löffel Suppe bitten kann“.

Tagebuch 29. Mai 1844.

In der letzten Zeit war mein Geist zur Wiedergabe des Empfundenen wenig geeignet. Erst die friedliche Erregung des Aktenlebens erweckt wieder die Fähigkeit, das Gedachte wiederzugeben, ja es wird ein Bedürfnis, das aufzuschreiben und vor sich zu sehen, was sich in formell schwerfälligem Zustande nicht aussprechen läßt. Das war ja auch mein Zweck beim Wiederaufnehmen der Karriere, daß ich meiner selbst wieder recht bewußt würde. Und daß diese Fähigkeit nicht untergegangen ist, nur geruht hat, diese Ueberzeugung erfreut mich und macht mir meinen Beruf, der im übrigen nicht beneidenswert ist, zu einem angenehmen.

25. Juni 1844.

Durch die Gesetze der Jahre 1807—11 wurde in Preußen ein gewisser liberaler Geist geweckt, der in den Jahren 1813 und 1814 das ganze Volk zu einem merkwürdigen Nationalenthusiasmus bringen konnte. Nach dem Wiener Kongreß fanden die Regierungen in diesem durch ganz Deutschland verbreiteten Geiste etwas Gefährliches, und wenn auch die Gesetze von 1820 und 1821 in Preußen auf eine baldige Einrichtung einer ständischen Verfassung hindeuteten, so wurde diese Ansicht dem Volke doch bald durch die Einrichtung einer provinzialständischen Verfassung genommen. Indessen beruhigte man sich bei einer regelmäßigen Verwaltung, bei dem gerechten Sinne des Königs, der mit seinem Volke als Vater mit seinen Kindern manches Trübe und Fröhliche erlebt hatte und dessen Gesinnung die Garantie für das Bestehen des Guten und für Nichteinführung von Schlechtem so gut darbot wie jede konstitutionelle monarchische Verfassung. So trat der Tod König Friedrich Wilhelms III. ein.

Durch die Huldigungsreden wurden alle jene Hoffnungen auf eine freie Verfassung erweckt, wenngleich das Publikum in der Wahl der Minister Eichhorn, Stolberg, Thiele und anderer Staatsbeamten eine Neigung des Königs zu einer mehr kirchlichen Richtung erkennen wollte. Diese trat auch bald deutlicher hervor. Zugleich zeigte sich aber auch, daß jene Reden keine reichsständische Verfassung verheißen wollten, sondern das Gegenteil. Dies erregte überall

Unzufriedenheit und schon anfangs 1842 trat Mißstimmung ein. Mehr noch, als trotz der Zensurgesetze, die eine freiere Besprechungserlaubnis zu verheißen schienen, von seiten des Arnimschen Ministeriums immer mehr auf Restriktion hingearbeitet wurde, während das Oberzensurgericht nach freieren Grundsätzen viele Artikel freigab. Dazu kamen und kommen jetzt manche materielle Not- und Uebelstände, Arbeitsnot in Schlesien, in neuester Zeit das sonst so notwendige Eisenbahnaktiengesetz u. s. w. Endlich im allgemeinen eine gewisse Schwankung und Prinziplosigkeit oder, besser gesagt, Systemlosigkeit in den höchsten Staatsbehörden, Verzögerung der Geschäfte, Geldnot und verwirrte Finanzen, so daß jetzt die Stimmung, je nach den Provinzen, schlechter wird. Nun schickt man in der neuesten Zeit einen frommen Mann in die Rheinprovinz, um die Stimmung zu untersuchen. Als wenn dies die Behörden nicht besser wüßten! Dies wird am Rhein besprochen und kritisiert. Der Adel macht sich durch Gemeinheiten einzelner verächtlich. Und was sonst noch alles vorgebracht werden mag, das Ehescheidungsgesetz und das Strafgesetz gar nicht zu erwähnen. Nehmen wir nun diese Stimmung mit den Persönlichkeiten des jetzigen Ministeriums zusammen, so findet sich von selbst, daß dem Uebel nicht abgeholfen werden kann, wenn nicht von oben her eine Veränderung der Personalien geschieht. Man darf es sich nicht verhehlen: eine kleine Veranlassung, und wir haben Aufstand. Einer reißt den andern fort. Das Militär ist unzuverlässig. Wer soll den Strom aufhalten, wenn er den Damm durchbricht und brausend über Wiese und Feld dahinströmt! Wer jetzt nicht seinen Kopf oben hält, wer nicht mit Macht daran arbeitet, sich eine tüchtige Bildung zu verschaffen, ist verloren. Denn es wird eine Zeit kommen, wo auf den Stand nicht mehr gesehen wird, wo sich Hohe und Niedere im freien Wort gegenseitig bekämpfen müssen. Die Pflicht der Aristokratie ist, sich zu waffnen, nicht mit Schild und Speer, sondern mit dem Wort voll Kraft, das sie aus der Wissenschaft schöpfe, damit sie eine feste, wahre und undurchdringliche Stütze für den Thron und für sich selbst sein könne. Wir sind die Bäume, auf die die Untergehenden sich bei der Wasserflut retten können. Sehen wir zu, daß unsere Wurzeln nicht morsch werden, sondern auf festem Grund und Boden stehen!

An die Mutter. Berlin, 15. Juli 1844.

Bei Hofe bin ich fast alle Sonntage zum Diner und habe mir zu meinem Erstaunen die Gunst der hohen Herrschaften erworben. Der König offerierte mir gestern sogar seine Dose, aus der ich mit Begeisterung eine Prise nahm.

„Mitte Juli," schreibt das Tagebuch, „reiste ich nach Corvey und empfand dort recht wieder den Unterschied der Luft. Hier Geist und Körper niederdrückend, dort erhebend. Dazu kam die freundliche Vereinigung mit Viktor, Gustav und Konstantin.[1]) Dann bis zum Oktober ruhiges und ungestörtes Leben in Potsdam. Parforcejagden, Ende mit Schrecken. Im Dezember nach Rauden. Frohes,

[1]) Der jüngste der Brüder, geboren 8. September 1828.

inniges und unvergeßliches Zusammenleben mit Mama, Philipp Ernst, Konstantin und Gustav. Am 8. Januar 1845 nach Berlin. Interessanter Karneval, Krollsche Romantik, Eisbahn, Hoffeste. Viktors Ankunft. Freude über sein Glück." [1])

An die Mutter. Berlin, 17. Januar 1845.

Gestern erhielt ich einen Brief von Viktor mit der Nachricht, daß er erst am 20. hierherkommen wird. Zugleich bestätigte er meine Landtagsvertretung. [2]) Ich gehe dann mit Viktor zusammen nach Breslau. Wie viel Nutzen diese Landtagsvertretung auch für mich hat — ich habe schon die interessantesten Gespräche mit Ministern und andern, auch mit dem Prinzen von Preußen darüber gehabt —, so ist mir doch unangenehm dabei zumute. Ich habe aus den wenigen Konversationen die Verwirrung und Unklarheit der Begriffe in den höchsten Regionen erkannt und gesehen, wie man jeden Wunsch des Volks, der mit den Absichten der Regierung nicht übereinstimmt, für ein Staatsverbrechen ansieht. Der Landtag würde für mich ein Wendepunkt sein, wenn ich nicht als Anfänger das Recht hätte, wenig zu sprechen und meine Prinzipien möglichst noch im Dunkeln zu halten.

Der Aufenthalt des Prinzen in Breslau dauerte von Anfang Februar bis zum 10. April. Am 19. April fand die Vermählung des Herzogs von Ratibor mit der Prinzessin Amalie von Fürstenberg in Donaueschingen statt. Schon vorher war die ernste Erkrankung des Fürsten Philipp Ernst eingetreten. „Frohe und doch schon getrübte Hochzeitstage," sagt das Tagebuch. Bald nach der Hochzeitsfeier in Donaueschingen verschlimmerte sich der Zustand, und am 3. Mai 1845 trat der Tod ein. „Mit diesem Ereignis," schreibt das Tagebuch am 14. Mai, „fängt ein neues Leben für mich an. Dieser Todesfall, der mir den genommen hat, der meinem Herzen am nächsten war, mit dem ich so unendlich viel Uebereinstimmendes in der Art zu denken und zu fühlen hatte, der mir den vergangenen Winter wieder so ganz nahe getreten war, zerstört mir meine innere Heiterkeit, den eigentlichen weltlichen Frohsinn auf immer. Was ich niemand vertraute, habe ich ihm gesagt, weil er alles verstand, überall die Persönlichkeit nachsichtig berücksichtigte, mild und liebenswürdig . . ."

Die äußere Folge dieses Verlustes war die Entscheidung in dem Leben des Prinzen, die ihn zum regierenden Fürsten von Schillingsfürst machte. Im Laufe des Sommers fanden die Verhandlungen statt, die zu einem Vertrage mit dem Herzog von Ratibor führten. Durch diesen Vertrag verzichtete Prinz Chlodwig auf Corvey, während der Herzog von Ratibor ihm die Erbfolge in Schillingsfürst zedierte. Die Herrschaft Treffurt blieb dem Fürsten Chlodwig, später hat er diese Besitzung verkauft und dafür größeren Grundbesitz in der Provinz Posen erworben. Das Aufgeben des preußischen Staatsdienstes war die weitere Folge. „Am 11. Juni," schreibt das Tagebuch, „war ich bei Arnim. Der Empfang war sehr förmlich und kälter als sonst. Auf mein Exposé er-

[1]) Infolge der Verlobung mit der Prinzessin Amalie von Fürstenberg.

[2]) Im schlesischen Provinziallandtag.

widerte er bloß, ob ich nun noch weiter in Potsdam arbeiten wolle. Da ich ihm hierauf sagte, daß dies vielleicht der Fall, aber ohne Ziel sei, gab er seine Beistimmung, mithin zu erkennen, daß es ihm vollständig einerlei sei oder vielmehr erwünscht, wenn ich meine Karriere aufgebe. Wo ich nicht das geringste Encouragement finde, tue ich besser, abzugehen. Vorerst werde ich meine Rückkunft nach Potsdam dahingestellt sein lassen, auf unbestimmte Zeit Urlaub nehmen und dann sehen, was in Schillingsfürst zu machen ist."

Den ganzen Winter 1845—46 brachte der Fürst in Schillingsfürst zu. „Schrecklicher Winter," heißt es in dem Tagebuch, „der doch auch sein Gutes gehabt hat. Der Mensch kann alles ertragen, wenn er nur will. Voluntas est potestas." Aus dem einsamen Winter auf Schillingsfürst stammt das folgende Gedicht:

Vom Schlosse schau' ich einsam
Ins stille Tal hinab.
Da seh' ich im Mondschein blinken
Die Kirche und das Grab.

Da haben sie dich begraben,
Den ich so heiß geliebt,
Den Freund, den tapfern, treuen,
Den — ach, wie's keinen gibt!

Sie haben viel tausend Tränen
Ins Grab dir nachgesandt;
Sie haben sich wieder getröstet,
Sie haben dich nicht gekannt.

Doch meine Tränen fließen
Noch wie an jenem Tag,
Da man dich hinuntergetragen
Und mir das Herz zerbrach.

Aus Briefen an die Prinzessin Amalie. Schillingsfürst, 4. März 1846.

In die Ferne möcht' ich ziehen,
Durch die Täler, über die Höhen,
Ob auch grause Winterstürme
Um des Schlosses Zinnen wehen.

Durch die Meere sollte mein Schifflein
Einen kühnen Seemann tragen,
Ob auch Well' auf Welle drohet
Und die Schiffer bang verzagen.

Mit des Südens Kindern möcht' ich
Palmenwälder kühn durchstreifen
Und auf mut'gem Roß Arabiens
Durch die glühende Wüste schweifen.

Mit dem Schwert, dem freiheitsstarken,
Möcht' ich in die Feinde hauen
Und die siegende Einheit Deutschlands
Noch mit brechendem Auge schauen.

Alles möcht' ich, nur nicht einsam
Hinter staub'gen Akten sitzen
Und in Schlafrock und Pantoffeln
Gähnend mir die Feder spitzen.

Eben habe ich meinen unruhigen, nervösen Brief etwas unterbrochen und zum Fenster hinausgeschaut. Ach, was das beruhigt! Diese wunderbar schöne Mondnacht, die sich über die weiten Täler und die Berge herabgesenkt hat. Es ist alles so still und friedlich und warm, und Frühlingslüfte wehen hier oben auf dem Berg. Da zieht denn die Erinnerung an vergangene Zeiten mit stiller Wehmut in das Herz, und was wir Gutes im Leben einmal gedacht und getan, steigt wieder aus der Vergangenheit empor und mit diesem die Erinnerung an die Abgeschiedenen, ja sie selbst. Ach, es ist doch ein Trost, daß dies alte, heimliche Nest nicht verwaist und tot in die schöne Nacht hinaussieht, sondern so einem verdorbenen Poeten gehört, der dann und wann selbst in eine schöne Mondnacht hinaussieht. Es ist mir dann, als freute sich der alte Steinkasten selbst darüber.

14. März 1846.

... Ich bekomme jetzt einen sehr guten Pfarrer nach Frankenheim, einen ernsten, tüchtigen Mann namens Bischof, der neulich hier war. Er ist von allen Bewerbern der fähigste seinen Zeugnissen nach, und seine Unterhaltung war mir eine Freude in meiner Einsamkeit. Ich war gleich mit ihm ganz zu Hause in einem philosophischen Gespräch, was immer ein Beweis für ihn ist. Dabei ist er kein Rationalist, sondern ein ordentlicher Christ, aber auch kein Mucker, und, wenn meine Menschenkenntnis mich auch oft täuscht, so habe ich doch für Pfarrer, Gouvernanten und Hofmeister einen richtigen Blick.

Ich richte den Garten jetzt etwas her, mache Anschläge und Pläne für Einrichtung eines Gartenhauses. Anlagen zu machen und zu bauen, wird mich übrigens nie sehr beschäftigen. Ich langweile mich horrend dabei, besonders Bauen.

7. April 1846.

Das Gervinussche Buch [1]) habe ich gelesen. Vieles ist mir aus der Seele geschrieben, besonders der Ekel vor allem Dogmatischen, der mir durch Traktätchen von Gustel bis zum höchsten Grade gesteigert worden ist. Sehr richtig ist auch, was er über Schleiermacher sagt. Allein in seine sanguinischen Hoffnungen kann ich nicht einstimmen, insbesondere darin nicht, daß er seine Hoffnungen auf solche Wasserschädel wie Ronge und Czerski verschwendet. Zwar würde ich mich auch über eine große, allgemeine christliche Kirche freuen, die das Christentum rein und erhaben erfaßte, ich glaube auch, daß so etwas möglich ist, ich bin aber darin entgegengesetzter Ansicht, daß diese kirchliche oder religiöse Einigung vor der politischen möglich sei. Letzteres glaube und hoffe ich nicht. Der religiösen Einheit muß die politische vorangehen, wenn nicht eben durch das

[1]) „Die Mission der Deutschkatholiken." 1846.

Streben nach religiöser Einheit ein Zustand herbeigeführt werden soll, der zum Gegenteil führt. Dieser unklare Satz sollte freilich noch weiter ausgeführt werden, doch hoffe ich, Du verstehst ihn schon.

Ich kann mich übrigens, soviel ich mir in letzter Zeit habe vorlügen wollen, in alle Dogmen nicht mehr hineinarbeiten, und deshalb eben habe ich einige Stellen in dem Gervinusschen Buche als meine innersten Gedanken erkannt. Ich bin überhaupt in der Einsamkeit dieses Winters unendlich aufrichtig gegen mich selbst geworden und strebe nun, auch gegen andre ebenso aufrichtig zu sein.

Die Lüge hat nie in meiner Natur gelegen, und alles, was davon in mich gekommen ist, verdanke ich Herrn Voltes [1]) in ihrer Art vortrefflichen Erziehung. „Bleibe dir selbst getreu“ ist ein Satz, den man sich mit goldenen Buchstaben überall hinschreiben sollte ... Und darum muß ich denn sagen, daß ich durchaus noch nicht ans Heiraten denke. Ich komme mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß das Heiraten für einen Mann nicht Zweck, sondern Mittel sein soll, Mittel zur Veredelung seiner Natur. Die Frau soll „der schattige Fußpfad neben der Heerstraße des Lebens“ sein. Allein um solchen Glückes teilhaftig zu werden, dazu gehört, daß man rüstig auf der Heerstraße des Lebens einherwandeln könne, daß man ein Ziel erreicht, ein weiteres vor sich habe. In unserm Stande wird das Heiraten zu leicht zum Zweck des Lebens. Da setzt sich so ein Reichsfürst in sein Schloß, verheiratet sich, geht auf die Jagd, unterschreibt Dekrete und denkt Wunder, was er für ein Held sei, und dabei fühlt er, wenn er noch so glücklich in seiner Ehe ist, eine gewisse innere Unzufriedenheit, die er sich nicht erklären kann und die ihm seine Tage verbittert, und das ist der Mangel eines bestimmten Ziels, der Mangel an tätiger Teilnahme an den höheren Interessen der Menschheit, kurz, die Stimme des Gewissens, die er nicht versteht, nicht verstehen kann oder will. Ein Grundbesitz wie in Schlesien, das regere Leben der Norddeutschen und Preußen gewährt für solche Existenzen schon ganz andre Ersatz- und Anregungsmittel, Süddeutschland nicht. Und die Glücklichen sind in diesem Lande und in unserm Stande nicht die Männer, sondern die Frauen, wenn sie einigermaßen ihre Stellung verstehen. Nichts aber läßt einen gescheiten, denkenden Menschen leichter in Melancholie verfallen als das Bewußtsein, nichts mehr erstreben, wirken und schaffen zu können. Sage mir nicht, daß mein hiesiger Wirkungskreis mir genügen müsse. Der gibt viel zu wenig zu tun, und alles, was er zu tun gibt, ist nicht geeignet, die Seele zu erheben. Das ist gut für die reiferen Jahre, nicht aber als Schule fürs Leben, und ich will und muß noch in die Schule gehen, ich will und muß noch die Wahrheit der Worte Chamissos anerkennen: „Laß uns arbeiten und schaffen in unsrer Wissenschaft, damit wir nicht auf den Gedanken geraten, uns eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

Am 18. April 1846 war der Fürst in die bayrische Kammer der Reichsräte eingetreten und hatte sich an deren Arbeiten in München beteiligt. Den Nieder-

---

[1]) Langjähriger Hofmeister der Prinzen.

schlag seiner ersten Erlebnisse auf dem Gebiete der bayrischen Politik gibt die folgende Aufzeichnung des Tagebuchs:

München, 9. Mai 1846.

Nichts ist im politischen Leben schlimmer und besser als jene Uebergänge vom Zweifel zum festen Bewußtsein. Schlimm, weil sie am innersten Leben zehren, gut, weil sie dem Zustande des Zweifels ein Ende machen. Ich bin jetzt so weit gekommen. Wenn ich bisher noch von der sogenannten ultramontanen Partei gut dachte, wenn ich sie für ungefährlich hielt, so ist dieser Gedanke, der mich bisher immer im Zweifel hielt, was ich zu tun habe, gewichen. Seit meinem Gespräche mit H. J. hat sich meine Ansicht befestigt. Ich sehe nun plötzlich den Abgrund, in den ich durch die Politik der Jesuiten zu stürzen Gefahr lief. Die Unduldsamkeit, der Haß gegen den Protestantismus, der sich bei ihm ganz klar darstellte, die Idee, daß die Reformation mit allen ihren Folgen nur eine Verirrung gewesen, daß unsre philosophischen, literarischen und andern Glanz- oder Größenpunkte nur Verirrungen des menschlichen Geistes seien, ist eine zu absurde, meinem innersten Wesen zu diametral entgegengesetzte Perfidität und auf eine innere Verworfenheit zeigende Korruption, als daß ich mich je entschließen dürfte und könnte, ohne mein ganzes vergangenes inneres Leben, alle meine teuersten Ueberzeugungen zu verleugnen, dieser Partei auch nur die geringste Hilfe zu leisten. Ich bitte Gott um Kraft, daß er die Versuchung dieser Teufelsgesellschaft, die nur auf Unterjochung der menschlichen Freiheit, und zwar der geistigen hinarbeitet, von mir fernhalten möge, damit ich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen irre gemacht werde, vom rechten Pfade der Wahrheit abzugehen. Dazu bedarf es eines offenen Bruchs mit der ganzen Clique, den ich so bald, wie nur immer möglich, herbeiführen werde.

An die Prinzessin Amalie. München, 2. Juni 1846.

Ich akklimatisiere mich, wie Herr Bolte sagt, mehr und mehr in München. Schon ist es mir möglich, mit dem Volke in einem aus Hohenlohisch und Altbayrisch zusammengesetzten Dialekt zu sprechen und in der Gesellschaft französische Phrasen mit deutschen elegant zu verschmelzen. Sonst lebe ich, da die große Welt sich zerstreut hat, still für meine Pläne und für die Kunst und bedauere, daß ich dich nicht in all dem Schönen herumführen kann.

An die Mutter. Schillingsfürst, 20. Juni 1846.

Meine Pläne sind noch unbestimmt, da ich noch abwarte, ob der König mich zum Vorstande des Landwirtschaftlichen Zentralvereins ernennt, und dann nach München gehe, um mich zu orientieren. Hier beschäftige ich mich neben meinen Geschäften mit Lesung landwirtschaftlicher Bücher, um dann recht salbungsvoll über Verbesserung der Bodenkultur reden zu können. Das Amt läßt nun freilich eine Fortsetzung der preußischen Karriere nicht zu, allein es bringt mich in so genaue Verbindung mit dem Kronprinzen und macht mich zu einer Art Vermittler zwischen dem Kronprinzen und dem König, daß ich zwar in eine sehr

schwierige, aber ebenso lehrreiche als vielleicht für spätere hohe Staatsdienstpläne fruchtbringende Stellung gesetzt werde. Da man mir diese Stelle, ohne daß ich etwas verlangte, angeboten hat, der ich erst seit Wochen in München bekannt bin, so war es zu ehrenvoll, als daß ich ausschlagen konnte.

Am 26. Juni 1846 erfolgte die Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste durch die Regierung zu Potsdam mit dem Wunsche, „daß der Rückblick auf die Zeit Ihres hiesigen Referendariats, während welcher Sie sich mit lebendiger Teilnahme dem Geschäftsleben widmeten, für Eure Durchlaucht nur angenehme Erinnerungen mit sich führen möge“.

An die Prinzessin Amalie. Schillingsfürst, 1. Juli 1846.

Wenn man in einem einsamen Schlosse, um das die Winde heulen, ohne menschliche Gesellschaft, nur mit Büchern und Jagd beschäftigt, seinen Lebensmut erhält, so muß wohl die Luft daran schuld sein. Und diese Luft ist es auch, die mich an der neuen Tätigkeit, die mir bevorsteht, Vergnügen finden läßt. Allerdings ist diese Landwirtschaft wirklich pure Mißwirtschaft, und darum studiere ich auch mit Eifer darauf bezügliche Bücher. Da tut sich mir denn ein neues Feld des Wissens auf, eine neue Welt der Erkenntnis, ich sehe die Menschen und das Vieh mit andern Augen an, erhalte Achtung vor Personen und Bestrebungen, die ich früher verachtete, und finde mehr und mehr den alten Satz bestätigt, daß alle Philosophie, alle Abstraktion nur dann einen Wert hat, wenn sie auf die konkrete Basis einer möglichst großen und weiten positiven Kenntnis gegründet ist. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet und aus der Rücksicht, daß der Mensch, der von Natur faul ist, einen äußeren Antrieb zur Beschäftigung haben muß, wenn er nicht untergehen will, und daß der Mann nur ein ganzer Mann ist, der etwas Tüchtiges tut (im Gegensatz zur Frau, die etwas sein muß), aus dieser Rücksicht und vielen andern ist mir die in Aussicht gestellte Tätigkeit sehr erwünscht und erfreulich. Sollte, was noch immer nicht bestimmt ist, die Sache für mich günstig ausgehen, so sehe ich darin einen glücklichen Wink des Schicksals.[1]) Wie gern säße ich jetzt einen Abend bei Euch in Mamas Zimmer! Ihr würdet Eure Freude haben an dem frischen, fröhlichen Mut, mit dem ich mir mein Leben zimmern will. Dann wollte ich auch der lieben Mama ihre Sorgen möglichst verscheuchen und ihr sagen, daß Gustavs Plan, den Winter nach Italien zu gehen, gar nicht gefährlich ist, daß es zweierlei Menschen gibt und geben muß: die, welche sich und der Welt durch den freien Gedanken in der Wissenschaft und im Staat nützen, und andre, die, an das Gegebene sich haltend, für den positiven Glauben arbeiten, dessen Kulminationspunkt die katholische Kirche ist. Daß man aber eines oder das andre ergreifen könne, wenn man es aber ergriffen hat, auch ganz durchführen müsse, daß deshalb auch der Aufenthalt in Rom Gustav nicht zu einem Jesuiten, sondern zum klaren und festen katholischen Geistlichen machen werde, wie es Diepenbrock und Schwarzenberg, welcher auch

[1]) Der Fürst erhielt das in Aussicht gestellte Amt nicht.

in Rom war, geworden sind. Alles, was man tut, muß man ganz tun; unsre Zeit der Widersprüche und des Kampfes verlangt, daß jeder seine Ueberzeugung ausspreche, daß er Partei nehme. Denn nicht jeder ist berufen, zu vermitteln, sondern in einer Partei mitzubauen, damit alles vorbereitet werde, wenn Gott die Stunde der Ausgleichung oder der Vereinigung schlagen läßt.

Mit dem Gefühle innerer Klarheit und männlicher Entschlossenheit, das die letzten Briefe erfüllt, war in dem Fürsten die Ueberzeugung entstanden, daß nunmehr auch der Zeitpunkt gekommen sei, der ihm am 7. April noch fern schien, der Zeitpunkt für die Vollendung seiner Existenz durch die Ehe. Wir sehen aus den folgenden Briefen, daß er freundlichen Gedanken befreundeter Personen, die ihm zu diesem Glück zu helfen wünschten, nicht mehr ablehnend begegnete. Die Briefe über diesen entscheidenden Schritt mögen den Abschluß dieser Mitteilungen aus der Jugend des Fürsten bilden.

An die Prinzessin Amalie. Frankfurt, 8. August 1846.

... In Köln sagte mir Herr v. Verno, daß die Wittgensteins nach Schwalbach kämen. Onkel Konstantins Freund, Herr Mulhens in Frankfurt, ist mit der Familie sehr bekannt. Nach seiner Aussage soll diese Familie ganz ausgezeichnet sein, und Herr Mulhens ist der ehrenhafteste, gemütlichste und eleganteste Mensch von der Welt. La personne principale soll ein Wunder von Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit sein, fromm, gut u. s. w. Wäre ich nun nicht ein Vieh, wenn ich diese Gelegenheit, sie zu sehen, vorübergehen ließe? Die Dame soll trotz ihrer 17 Jahre selbständig sein und nicht leicht zu gewinnen. Der Eintritt in die Familie ist so leicht wie möglich. In Ostende fand ich Frau v. Lazareff und Prinzeß Fanny Biron, die mit Wittgensteins sehr genau befreundet ist. Beider Herzen habe ich mir durch ungemeine Liebenswürdigkeit, Mondscheinpromenaden, Seefahrten und Gesang erworben, so daß sie mich dringend einluden, sie in Schwalbach zu besuchen, wo sie bei Wittgensteins acht Tage bleiben wollen. Ohne je über den Plan zu sprechen, der mich bewegte, merkte ich, daß sie denselben Wunsch hegen, und da sie ungemein zart und taktvoll, dabei doch ein wenig intrigant sind, so gehe ich mit großer Seelenruhe in diese Falle, die ich mir von andern habe bauen lassen. Das Gewebe von Intrigen, welches ich zu dem einen Zwecke angesponnen habe, die Personen, die, ohne es zu wissen, dabei tätig waren, ist wahrhaft jesuitisch, und ich tue mir viel darauf zugute. In der Hauptsache aber könnt Ihr wohl überzeugt sein, daß ich nur ehrenhaft handeln und Gelzers zehnte Rede [1]) nicht vergessen werde. Ich bin von dem Ernst des Schritts, der sich an diese Reise knüpfen kann, wohl überzeugt, werde mich durch keine äußeren Verhältnisse bestimmen lassen, eine Lüge zum Begleiter meines Lebens zu machen. Ich habe Mut genug und Ruhe und Selbstbewußtsein, um die Sache vorsichtig zu betreiben.

---

[1]) Gelzer, Die Religion im Leben. Reden an Gebildete. Zehnte Rede: Die sittlich-religiöse Ehe.

Bingen, 5. Oktober 1846.

... Mit jedem Tage fühle ich mehr und mehr, welches unbeschreibliche Glück mir unverdienterweise zugefallen ist. Jeder Tag bringt neue Annäherung, und zwar nicht gewöhnlicher Art, sondern eine jener innigen, verstandenen Konversationen, bei denen die Augen sich gegenseitig in Freude anleuchten, daß man auch hier, auch in diesem Punkte so von Grund der Seele übereinstimmt. Um so anerkennenswerter ist dies, als ich, wie Du weißt, nicht gern ernste Konversationen französisch führe, um so bewunderungswerter, als sie erst $17^1/_2$ Jahre alt ist. Daß mir in solchem Beisammensein die Zeit wie im Paradies hingeht, kannst Du denken. Daß noch keine Erklärung erfolgt ist, gibt der ganzen Sache noch einen eigentümlichen Reiz.

Bingen, 30. Oktober 1846.

Nachdem die äußeren Rücksichten beseitigt, traten mir nun auf der Reise die inneren Beziehungen und Rücksichten recht klar und deutlich vor die Seele. Die Heiligkeit der Ehe ward mir klarer, die Notwendigkeit gegenseitiger unbegrenzter Liebe und unbedingten Vertrauens und alle ähnlichen Betrachtungen kamen mir vor die Augen und peinigten mich gewaltig. Denn ich mußte zwei Dinge anerkennen. Einmal, daß ich selbst mit meiner Zuneigung über ihre Gefühle nicht im klaren sei, ferner aber, daß eine Reise nach Bingen einer Deklaration sehr nahe kam und der Rücktritt dann sehr schwer werde. Diese Betrachtungen und Skrupel waren es denn auch, die mein Blut zum Herzen trieben und mir jene unbehagliche Empfindung gaben, die den leichtsinnigsten und entschlossensten Menschen ergreift, wenn er im Begriffe ist, einen für das ganze Leben entscheidenden Schritt zu tun. So stieg ich denn a rather pale looking young man ans Ufer und bewegte mich nach dem Hotel Viktoria. Niemand war zu Hause bis $^1/_2$5 Uhr. Ich hatte also Zeit zur Ruhe. Zur bestimmten Stunde kam ich in den Salon. Die Fürstin kam zuerst, hinter ihr eine andre schöne große Dame. Alles, was mir mißfallen hatte, sah ich nicht mehr, was ich aber sah, war ein freundlicher, verständnisinniger Blick, der mir wie ein milder Sonnenstrahl ins Herz fiel und vor dem alle Zweifel und Skrupel wie Eis zerschmolzen. Von diesem Augenblick an war aller embarras weg. Wir unterhielten uns bei Tisch mit jener exklusiven, alles vergessenden Gesprächigkeit, die aus dem frohen Behagen entspringt, sich nun nach langer und nicht zu langer Zeit wiederzusehen, jenem Behagen, jener Freude, die so viel Hoffnung, so viel Glück in sich trägt.

München, 16. November 1846.

... Ich bleibe nun noch einige Zeit hier, ungefähr bis zum 3. Dezember, dann kehre ich nach Schillingsfürst zurück. Ich habe wieder recht schöne, liebe Briefe bekommen und sehe mehr und mehr, wie sich da eine ganze Welt des Vertrauens und der Sicherheit für mich eröffnet, die mir in allen Schwierigkeiten und Fatalitäten des Lebens gleichsam wie ein sicherer Hafen eine Zuflucht gibt ...

München, 21. November 1846.

... Wenn ich erst verheiratet bin, dann werde ich mit neuer Kraft und Tätigkeit an mein Tagewerk gehen, gefährlich vielleicht, ehrenvoll immer. Es ist eine schöne Sache um eine großartige Tätigkeit für ein ganzes Land. Und in allen Arbeiten an eine gute, freundliche Frau zu denken, das ist ein großer Trost und eine Stärkung ... Ich kann Gott nicht dankbar genug dafür sein. Ich habe ein solches Vertrauen in diesen Charakter, wie ich noch selten auf ein menschliches Wesen vertraut habe. Es ist in Beziehung auf Marie eine Stetigkeit und Unveränderlichkeit des Gefühls und der Gedanken über mich gekommen, von der ich früher keinen Begriff hatte.

Königs waren sehr gnädig gegen mich. Ich habe auch die Bekanntschaft des Herzogs von Leuchtenberg und des Kronprinzen von Schweden gemacht. Deux jeunes gens fort aimables.

Frankfurt, 30. Dezember 1846.

Seit drei Tagen bin ich hier, und wenn ich Dir alles sagen wollte und könnte, was mich jetzt bewegt, so müßte ich Zeit, Ruhe und immenses Talent haben. Von dem Augenblick an, als ich abends im Salon, am Kamin wartend, Marie freundlich und seelenvergnügt mir entgegenspringen sah und wir, glücklicherweise allein, beide vor Freude kein Wort sprechen konnten, seitdem ich sie nun jeden Tag sehe, spreche und unsre Konversation nie ausgeht, seit ich sie wiedergesehen habe so schön, aufrichtig, edel und alles, was man sonst sein kann, liebe ich sie nicht mehr mit der ruhigen Ueberzeugung ihrer guten Eigenschaften, nicht mehr so, ich möchte sagen, bräutigammäßig, sondern ich bin — c'est une expression un peu triviale — verliebt, unruhig, fieberhaft ... Und dabei müssen wir noch etwas Komödie spielen, da die Deklaration erst in einigen Tagen stattfinden kann.

Am 16. Februar 1847 vermählte sich der Fürst zu Frankfurt a. M. mit der Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Das junge Paar begab sich zunächst nach Corvey, von wo der Fürst am 5. März an die Prinzessin Amalie schrieb:

Ich habe kein anderes Gefühl als das einer fröhlichen Frühjahrsstimmung, wenn man unter einem schattigen Baum auf einem nicht zu hohen Berg liegt und die Wolken über sich am blauen Himmel ziehen sieht. Denn mag draußen über dem Ziegenberg eine graue Schneewolke nach der andern herüberziehen, mich kümmert das wenig, denn ich bin glücklich und innerlich zufrieden, und ein seltsames Gefühl der Dankbarkeit erfüllt mein Herz gegen Gott, der die Schritte der Menschen so freundlich leitet zum Segen und zur Freude.

Wir haben hier das vernünftigste, klarste, schönste Leben, das einem Sterblichen zuteil werden kann. Wenn ich morgens zwischen 8 und 9 Uhr aufstehe, mache ich gewöhnlich einen Spazierritt, dann komme ich gerade zurück, wenn Marie fertig ist. Dann frühstücken wir zusammen im gelben Zimmer, freuen uns jeden Tag über den guten Kaffee oder eine neue Sorte Kuchen, mit der

uns der Koch überrascht, und unterhalten uns bis gegen 11 Uhr, wo ich in mein Zimmer gehe, um meine Geschäfte zu besorgen, während Marie liest, Klavier spielt oder sich sonst beschäftigt. Gegen 2 Uhr bin ich fertig, dann gehen wir ein wenig in die Allee, wenn das Wetter schön ist, um dem Postboten zu begegnen, wo wir dann auf der Straße die Briefe lesen. Nach 2 Uhr essen wir, ebenfalls im gelben Zimmer, und fahren dann im kleinen Wagen gegen Godelheim, Brenkhausen oder nach dem Chausseehaus über die Weser, mitunter reiten wir beide, Marie in einem schönen braunen Kleid und schwarzem Hut auf dem Fuchs, der so ruhig geht wie ein Badeesel. Zurückgekehrt finde ich gewöhnlich Dedié in meinem Zimmer, der mir seine Angelegenheiten und sonstigen Neuigkeiten mitteilt. Abends lesen wir bis zum Tee alle möglichen Bücher oder machen Musik ... Ein solches Glück wird aber besonders dadurch gehoben, daß man weiß, daß man nun doch nicht allein auf das idyllische Leben angewiesen ist, sondern nach wie vor am großen Rade der Zeit mitdrehen kann und besser als vorher und nicht eine Last von Sorgen uns in den Schmutz einer mediatisierten Langeweile herunterzieht ...

Der Aufenthalt in Corvey wurde bis zum 29. April ausgedehnt. Dann reiste das fürstliche Paar über Berlin nach Schlesien. Am 29. Juni 1847 hielt es seinen Einzug in Schillingsfürst.

Die Entwicklung des Staatsromanes

Von

Friedrich Fürst v. Wrede

Die Geschichte des Menschengeschlechtes ist die Geschichte des Kampfes um das Glück. In mannigfacher Gestalt schwebte das Glück unsern Vorfahren vor, und mit mannigfachen Waffen suchte man dem, was man gerade für das Glück hielt, auf der Erde eine Heimstätte zu erstreiten. Vergebens. Denn solange wir von menschlichen Satzungen und Einrichtungen Kunde haben, so lange wissen wir auch von einer Erscheinung, die das Glück ausschließt, — der Unzufriedenheit.

Wo die Wirklichkeit versagt, tritt der Traum die Herrschaft an. Man sollte meinen, daß es den Poeten gelingen müßte, ein Gemeinwesen zu ersinnen und zu schildern, das den Nörglern jede Aussicht auf Gefolgschaft raubt und das allen billigen Anforderungen gerecht zu werden vermag.

Dieses Werk der Poesie wäre dann das feste, unverrückbare Ziel der Wirklichkeit, die Richtschnur aller staatsmännischen Kunst, der Zweck alles sozialen Handelns.

An Versuchen, ein derartiges vorbildliches Kunstwerk zu schaffen, fehlt es

auch in der Tat nicht. Ihre Zahl ist sogar so groß, daß die Literaturhistoriker für sie eine eigne Bezeichnung — den Namen „Staatsromane" — prägten.

Bei den Zünftigen der Nationalökonomie stehen die Staatsromane nicht in sonderlich hohem Ansehen. Man sagt, das Träumen und Fabulieren vertrage sich schlecht mit der Tätigkeit des Gelehrten. Allein mancher Gedanke, der später als ökonomischer Lehrsatz mit dem ganzen Rüstzeuge wissenschaftlicher Beredsamkeit behauptet und bestritten wurde, manche Erfindung auf dem gewiß exakten Gebiete der Physik und Technik tauchte zuerst — und zwar in keineswegs allzu nebelhaften Umrissen — im Rahmen eines dieser hochmütig belächelten Romane auf. Ein Autor meint, der Traum sei überhaupt von der Tat nicht so verschieden, wie mancher glaubt. Alles Tun des Menschen wäre vorher Traum und werde später zum Traume. Und damit mag er wohl recht haben.

Jedenfalls verlohnt es die Mühe, die papiernen Weltordnungen zu durchblättern und die Verfassungen der Gemeinwesen kennen zu lernen, in denen, nach Ansicht bedeutender Männer, das Glück wohnen könnte.

Der älteste Staatstraum, den wir kennen, hat keinen Geringeren als Plato zum Verfasser. Romane im landläufigen Sinne des Wortes kann man seine Werke allerdings kaum nennen. Allein es dürfte schwer fallen, in seinen Schriften „Die Republik" und „Die Gesetze" zwischen dem Philosophen und dem Dichter eine Grenzlinie zu ziehen. Das Glück des Ganzen — so lehrt uns der große Grieche — ist der Wertmesser des Glückes des einzelnen. Zweck des Staates ist die Eudämonie der Gesamtheit. Die Regierung muß den Weisen und Klugen gesichert sein.

Um diese Grundsätze zu betätigen, teilt Plato die Bevölkerung in drei Klassen. In die der Philosophen, der Krieger und der Arbeiter. Jede Klasse hat ihren eignen, scharf umgrenzten Wirkungskreis. Die Philosophen leiten das Gemeinwesen, die Krieger schützen, die Arbeiter ernähren es. Sieht man genauer zu, so sind die beiden ersten Stände im Grunde genommen nur angestellte Beamte und Söldner des dritten, der ihre Dienste durch Gewährung des Lebensunterhaltes erkauft und belohnt.

Nun liegt aber die Gefahr nahe, daß die mit allen Instrumenten der Macht ausgestatteten Philosophen und Krieger solcher idealen Auffassung nicht allzulange huldigen und sich über Nacht aus pflichtgetreuen Dienern in gestrenge Herren der Erwerbsgesellschaft verwandeln werden. Solche Verschiebung des Standpunktes wäre mit Eudämonie nicht vereinbar. Die Gesetze des platonischen Staates sind daher bestrebt, Herrschergelüsten einen Riegel vorzuschieben, und man muß einräumen, daß der bewunderte Weise mit seinen Maßregeln nicht auf halbem Wege stehen blieb.

Um jedes individuelle Interesse im Keime zu ersticken, verbietet nämlich Plato seinen Philosophen und Kriegern einfach Ehe und Eigentum. In den beiden oberen Ständen seiner Republik herrscht radikale Frauen-, Kinder- und Gütergemeinschaft. Letztere durchzuführen bietet keine Schwierigkeit. Da alles zum Lebensunterhalte Nötige vom dritten Stande geliefert wird, handelt es sich

ja nur um einen Kommunismus der Konsumtion. Weit schwieriger gestaltet sich das Problem in den beiden ersten Punkten. Als Ersatz für die Freuden des zertrümmerten häuslichen Herdes bietet der Philosoph den Frauen seiner Republik völlige Gleichstellung der Geschlechter und sichert den Kindern eine staatliche, in „Gymnastik und Musenkunst“ höchst sorgfältig geleitete Erziehung.

Platos Glückstraum blieb nicht ohne Widerspruch. In Aristoteles erstand ihm ein scharfsinniger und ebenbürtiger Kritiker. Immerhin übte das platonische Ideal jedoch einen so nachhaltenden Einfluß auf die Geister aus, daß noch im Jahre 265 n. Chr. — also fünf Jahrhunderte nach des Meisters Tode — der Neuplatoniker Plotinos allen Ernstes daran dachte, in Kampanien einen platonischen Musterstaat zu gründen.

Nach der „Republik“ folgt in der Geschichte des Staatsromanes eine lange, leicht zu erklärende Pause. Jahrhunderte sind durch das Ringen um die Herrschaft der christlichen Idee ausgefüllt, und die genügend erstarkte Kirche wußte später das Hoffen der Menschheit in andre Bahnen zu lenken. Erst als sich am Ausgange des Mittelalters Roms strenge Zucht zu lockern begann und wirtschaftliche Fragen in den Vordergrund zu treten anfingen, erwachte wieder die Sehnsucht nach einem irdischen Paradiese. Ein solches in leicht faßbarem, schillerndem Gewande beschrieben zu haben, ist das Verdienst Thomas Morus', dessen eigenartiges Buch „Utopia“ im Jahre 1516 in Löwen erschien.

Auch dieses Staatsromans Verfasser war nicht etwa ein geringer Mann, der bei trockenem Brote von Aegyptens Fleischtöpfen träumte. Unter dem egoistischen Gesichtswinkel betrachtet, hätte Thomas Morus sogar alle Ursache gehabt, mit den Einrichtungen seiner Zeit zufrieden zu sein. Am 7. Februar 1478 in London als Sohn eines Richters geboren, erreichte er schon 1529 die höchste Würde, die das Inselreich zu vergeben hatte, die eines Lordkanzlers. In dieser einflußreichen Stellung lernte er die Schattenseite eines verantwortlichen Amtes kennen. Gezwungen, zu des achten Heinrichs berüchtigtem Ehescheidungsprozeß Stellung zu nehmen, verweigerte er mit männlichem Mute den Eid auf die Suprematsakte und wurde — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung — am 6. Juli 1535 im Tower enthauptet.

Wir wollen nun sehen, wie die Weltordnung beschaffen ist, die diesem edeln und charakterfesten Manne gerecht und erstrebenswert dünkte.

Die Form, die Morus für seine Schöpfung wählte, ist die einer schlichten Ich-Erzählung. Der spätere Lordkanzler berichtet, er sei vom englischen Könige mit einer diplomatischen Mission nach Flandern betraut worden. In Antwerpen lernte er Peter Gilles — einen vortrefflichen jungen Mann — kennen, dessen poetische Daseinsberechtigung sich übrigens darauf beschränkt, dem Autor auf der Straße die Bekanntschaft eines gewissen Raphael Hytlodée zu vermitteln.

Dieser Raphael Hytlodée ist ein höchst sonderbarer Geselle. Sein sonnengebräunter Teint und etwas vernachlässigtes Aeußeres läßt auf einen Schiffspatron schließen, seine Unterhaltung jedoch verrät so außerordentliche

Kenntnisse auf philosophischem Gebiete, wie sie nur durch anhaltendes Studium erworben werden können.

Thomas Morus steht sofort ganz im Banne dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit. Er führt Herrn Raphael in seinen Garten; dort schildert der interessante Fremde seinem Gastfreunde die auf der Insel Utopia herrschenden Zustände.

Utopia ist keineswegs ein junger Staat. Zur Zeit, wo unser Gewährsmann das Gemeinwesen besuchte, konnte es bereits auf eine stattliche 1700jährige Geschichte befriedigt zurückblicken. Früher hieß das Reich Abraxa und war mit dem Kontinente durch eine schmale Landzunge verbunden. Als aber Utopus das Land erobert hatte, ließ er diese Erdenge abtragen und schuf so eine Insel. Nach dieser radikalen Umgestaltung der Topographie seines Reiches wandte der energische Herrscher der sozialen Frage sein Augenmerk zu. Seine zweite, eingreifende Verfügung war die Abschaffung des Eigentums.

Denn gleich wie Plato sah Utopus-Morus im persönlichen Besitze die Quelle alles sozialen Uebels. In Utopia treibt man die Vorsicht so weit, daß ein Gesetz die Bürger verpflichtet, alle zehn Jahre die Wohnung zu wechseln, damit nicht aus der Liebe zur Scholle der Wunsch nach ihrem Besitze keime. Die Ehe jedoch will der englische Kanzler, im Gegensatz zum griechischen Philosophen, nicht nur erhalten, sondern sogar durch die strengsten Gesetze geschützt wissen. Und das hat seinen guten Grund. Denn die Familie ist die Einheit, sozusagen der Ziegelstein, mit dem Morus sein Staatsgebäude aufbaut.

Dreißig Familien werden zu einer Gruppe vereinigt und von einem Philarchen geleitet. Zehn Philarchen unterstehen einem Traniboren. Diese Traniboren werden alljährlich gewählt, aber man wechselt sie nicht ohne gewichtige Gründe. An ihrer Spitze steht der für Lebenszeit gewählte Fürst.

In Utopia gibt es zwei Menschenklassen: Bürger und Sklaven. Bürger ist jeder Utopier, Sklave der Kriegsgefangene und der verurteilte Verbrecher.

Jeder Bürger muß zwei Jahre auf dem Lande den Ackerbau betreiben, ehe er sich einem Gewerbe widmet. Letzteres wird in den Städten betrieben. Man könnte übrigens ebensogut in der Stadt sagen. Denn die 45 Städte der Insel gleichen einander aufs Haar. Wer eine von ihnen kennt, kennt sie alle. Jede Stadt ist in vier gleiche Teile geteilt. In der Mitte jedes dieser Viertel befindet sich der Marktplatz mit den Magazinen. Dort seine Bedürfnisse zu decken, ist eine wahre Herzensfreude. Feilschen und Handeln sind unbekannte Erscheinungen. Jedermann nimmt sich einfach von den aufgestapelten Vorräten, was er will. Keiner ist unbescheiden. Denn warum sollte jemand, der sicher ist, keinen Mangel zu leiden, sich über seine Bedürfnisse nehmen? — fragt Herr Raphael mit lächelndem Optimismus.

Allerdings ist durch eine Reihe von Bestimmungen dafür gesorgt, daß die Bedürfnisse der Utopier nicht in den Himmel wachsen. Die Mahlzeiten werden gemeinsam im Hause des Philarchen eingenommen, die Kleidung der Bürger ist geregelt, und um ihnen die Lust an Geschmeide zu verleiden, hat man die sinnige

Sitte erfunden, den Kindern Perlen und Edelsteine als Spielzeug zu schenken. Wachsen die lieben Kleinen heran, so schämen sie sich dann des Tandes, wie unsre Knaben und Mädchen ihrer Puppen und Zinnsoldaten.

Aber selbst um den auf solchem erzieherischen Wege begrenzten Bedürfnissen gerecht werden zu können, muß gearbeitet werden. Im Durchschnitte genügt per Kopf eine sechsstündige Arbeitszeit. Diese jedoch muß eingehalten werden. Völliger Müßiggang ist in Utopien nicht gestattet. Von der Arbeit befreit sind nur jene, die auf Empfehlung der Priester die Erlaubnis erhielten, sich ausschließlich den Studien zu widmen.

Dem Kriege ist man auf Utopia abgeneigt. Ist man jedoch gezwungen, ins Feld zu ziehen, so treten ganz merkwürdige Sitten zutage. Am liebsten tragen die Utopier die Haut eines andern zum Markte. Die Zapeloten, ein benachbartes Bergvolk, sind für diesen Fall sehr geschätzt. Auch die Macht des Goldes wissen unsre klugen Insulaner sich dienstbar zu machen. Unmittelbar nach jeder Kriegserklärung lassen sie in den vornehmsten Orten des feindlichen Landes Proklamationen anschlagen. Diese Proklamationen versprechen den Mördern des Fürsten und seiner Räte glänzende Belohnungen, den Verrätern unermeßliche Summen Geldes und ausgedehnte Ländereien. Der Erfolg solcher eigenartiger Kriegführung soll — so versichert Herr Raphael Hytlodée — geradezu verblüffend sein.

Nicht weniger Entschlossenheit zeigt man auf Utopia, gilt es den inneren Frieden zu wahren. Wenn die Sklaven sich empören, so tötet man sie gleich wilden Tieren, und sich außer dem Senate und der Volksversammlung zur Beratung über öffentliche Angelegenheiten zu vereinigen, gilt als ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird.

Leider ist es auf der Insel auch mit der persönlichen Freiheit nach unsern Begriffen recht schlecht bestellt. Wünscht zum Beispiel ein Bürger einen Freund zu besuchen, der in einer andern Stadt wohnt, so bedarf er eines vom Philarchen ausgestellten Passes. Ja, selbst zu einem Ausfluge aufs Land muß der beklagenswerte Utopier die Erlaubnis seines Familienältesten und seiner Gattin einholen.

Trotz aller dieser ins Auge springenden Mängel war die Wirkung des Buches eine ungeheure. Es erlebte Auflage über Auflage und wurde in alle Kultursprachen übersetzt. Die Dichtung wurde so berühmt, daß man ihren Gegenstand kannte, als man sie selbst schon lange nicht mehr las. Der Titel Utopia wurde zu einem weitbegrenzten Begriffe. Er wuchs über das Buch hinaus. Jede Hoffnung, die unser Verstand als unrealisierbar erkennt, nennen wir nach dem Eilande des englischen Kanzlers. In erster Linie aber bezeichnen wir als Utopien alle Staatsromane, gleichviel ob es sich um eine die Grenze des Plagiats hart streifende, knechtische Nachahmung oder um eine selbstschöpferische Nachfolge des berühmten Werkes handelt.

An beiden hat es der Utopia nicht gefehlt. Schon wenige Dezennien später schrieb der Florentiner Francesco Doni sein „I mondi“ und „I Iferni“. Dieser heißblütige Italiener begnügte sich nicht mit der Gütergemeinschaft des staats-

klugen Briten. Auf Plato zurückgreifend, erheischt sein Gemeinwesen Aufhebung der Ehe, eine Forderung, die sein Landsmann Campanella fast ein Jahrhundert später, weit konsequenter und begründeter, in seinem „Sonnenstaate“ wiederholt.

Campanella ist eine so merkwürdige, kantige Persönlichkeit, seine Schicksale sind so eng mit seinem sozialen Glaubensbekenntnisse verquickt, daß wir, um sein Buch würdigen zu können, uns vorerst seinen Lebenslauf vergegenwärtigen müssen.

1568 in Kalabrien geboren, erhielt Campanella, gleich Morus, in der Taufe den Namen Thomas. Schon als Knabe trat er in den Dominikanerorden ein und erwarb sich bald den Ruf eines gründlichen Kenners der scholastischen Philosophie. Das Klosterleben hatte ihn die Vorteile des kommunistischen Haushaltes gelehrt. Er beschloß, was er hier im kleinen, engen Rahmen gesehen, auf ein großes Gemeinwesen zu überpflanzen. Neapel sollte durch einen Handstreich streitbarer Mönche von der spanischen Herrschaft befreit und mit einer kommunistischen Verfassung beglückt werden. Allein es fand sich ein Verräter, ehe der Plan zur Ausführung reif. Campanella wurde verhaftet, gefoltert und mußte 27 Jahre lang im Kerker schmachten. Erst auf Bitte des Papstes Urban VIII. wurde ihm die Freiheit geschenkt.

Die revolutionäre Tat hatten die spanischen Schergen zu verhindern gewußt, nicht aber den revolutionären Traum. Im Gefängnisse baute Campanella an seinem Systeme weiter. Er schrieb die „Civitas Solis“ — den Sonnenstaat.

Auch dieser Staatsroman ist in die Form eines Dialogs gegossen. Ein Schiffskapitän entdeckt die Insel Topibran und berichtet seine Erlebnisse dem Großmeister der Hospitaliter. Unser Seefahrer ist über seine Reise nicht weniger entzückt, als es Herr Raphael Hytlodée über die seine war. Gleichwie letzterer in Utopia wurde ersterer in Topibran überaus gastfreundlich aufgenommen. Allein die Gastfreundschaft auf Topibran hat ihre Grenzen. Sie währt nur drei Tage. Nach dieser Frist muß der Fremde das Land verlassen. Denn die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, der zuliebe der kluge Utopus eine Landzunge durchstechen ließ, gehört auch im Sonnenstaate zu den wichtigsten Grundsätzen einer weisen Regierung.

Die Verfassung und die Gepflogenheiten der beiden Inselreiche gleichen sich in vielen Punkten. Auf beiden Eilanden herrscht strenger Kommunismus der Konsumtion sowohl als auch der Produktion. Man trägt die gleiche Kleidung, man speist gemeinschaftlich, man zieht gemeinschaftlich zur Arbeit. Auf einem Gebiete jedoch herrschen diametrale Gegensätze. Während der Utopier nach des Tages Last und Mühe in den Schoß seiner Familie zurückkehrt, erwartet den Sonnenstaatler nur der Schlafsaal der Kaserne. In Topibran gibt es keine Ehe und keine Familie. Das zweijährige Kind wird der Mutter genommen und dem Staate übergeben, der für die Erziehung sorgt.

Wie rechtfertigt Campanella eine so drakonische, unnatürliche Maßregel? Dem Dominikaner deucht sie nur die logische Konsequenz des Kommunismus.

Familie und Privateigentum scheinen ihm innig verwandt. Davon — so führt er aus —, daß die Menschen Frauen und Kinder haben, die ihnen allein gehören, und daß sie mit ihren Frauen und Kindern in ihren eignen Häusern leben, rührt es her, daß die Menschen so fest an ihrem Eigentum hängen. Jeder sucht für seine Söhne gute Stellungen zu ergattern, jeder wünscht ihnen ein möglichst großes Erbe zu hinterlassen.

Um jedoch einen Staat ohne Eigentum und ohne Familie zu lenken, bedarf es gar kundiger und starker Hände. Denn der Ausfall der elterlichen Autorität den Heranwachsenden gegenüber wird, soll der Becher nicht überschäumen, auf irgendeine Weise wettgemacht werden müssen. In der Tat finden wir im Sonnenstaate straffe hierarchische Gliederung. An der Spitze des Gemeinwesens steht der Weiseste des Landes, der Sol. Ihm ist ein dreiköpfiges Ministerium — der Pon, der Sin und der Mor — untergeordnet. Jeder Minister ist mit großer Macht ausgestattet. Der Pon regelt das Kriegswesen, führt die Unterhandlungen mit fremden Staaten, er sorgt dafür, daß die Verteidigungen in gutem Stand erhalten bleiben. Der Sin überwacht und leitet das Unterrichtswesen, auf das natürlich in Topibran kein geringeres Gewicht als in Utopia gelegt wird. Den weitgesteckteſten und sonderbarsten Wirkungskreis jedoch hat der Mor. Sein Titel dürfte wohl vom lateinischen Worte amor abgeleitet sein, und man kann diesen Würdenträger schlechtweg als den „Minister des Lebens" bezeichnen. Alles was zur Erhaltung des Menschengeschlechtes dient, wird in seinem Bureau erwogen, angeordnet und unter Anleitung seiner Organe schließlich auch ausgeführt. Alles — von der Bestellung der Felder und Herstellung der Gewebe angefangen, bis zur Besorgung einer gesunden und genügenden Nachkommenschaft.

Campanella kann keinesfalls der Vorwurf gemacht werden, er sei mit duckmäuserischer Prüderie vor einer Frage stehen geblieben oder es habe ihm der Mut gefehlt, einen Gedanken konsequent zu Ende zu denken. Das Blühen und Gedeihen des Staates ist für ihn das Ziel, dem sich jedes individuelle Begehren, wie die Räder eines Uhrwerkes, unterordnen muß. In diesem Punkte steht — unter allen Verfassern von Staatsromanen — der katholische Mönch dem griechischen Philosophen am nächsten.

Campanella ging in seiner Mißachtung des Individuellen zu weit. Denn eine wohlbesetzte Tafel ist schließlich nicht das letzte und einzige Glück der Menschheit. Schon Vairasse — der Verfasser des nächsten nennenswerten Staatsromanes — kündet dem mönchischen Radikalismus auf dem Gebiete der Liebe die Gefolgschaft. In seiner „Geschichte der Savaramben" läßt dieser Franzose die Familie wieder bestehen, allerdings mit der Beschränkung, daß die Kinder nach vollendetem siebenten Jahre ganz dem Staate zur Erziehung übergeben werden müssen. Als Baueinheit des Staates gilt im Vairasseschen Buche nicht, wie bei Morus, der häusliche Herd, sondern die gewerbliche Genossenschaft, das „Osmasium".

Weit entschiedener tritt für Beibehaltung des Institutes der Ehe ein andrer

Franzose — Morelly — ein. In seiner 1753 erschienenen „Basiliade“ begegnen wir neben der obligaten Gütergemeinschaft und Ackerbauzwang auch zum ersten Male der Idee des „Ehezwanges“. Alle Bürger und Bürgerinnen sind verpflichtet eine Ehe einzugehen. Um aber das süße Joch nicht allzu drückend erscheinen zu lassen, sind diese Gemeinschaften nach zehn Jahren lösbar. Man kann daher mit Fug und Recht von einer allgemeinen zehnjährigen Ehe-Dienstpflicht sprechen, ein Gedanke, der keinen allzu großen Widerspruch hervorgerufen zu haben scheint, denn wir finden ihn wieder in dem auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts erschienenen Staatsroman Rétifs de la Bretonne „La découverte australe par un homme volant“.

Die Utopie dieses äußerst fruchtbaren Schriftstellers muß erwähnt werden, weil wir in seinen Schriften, besonders im „Andrographe“, das Streben sehen, sich von der im Staatsroman bisher als alleinseligmachend geltenden Lehre des Kommunismus zu emanzipieren. Vorläufig handelt es sich allerdings nur um eine mit sichtlichem Widerstreben der menschlichen Natur gewährte Konzession. Auch in Rétifs Glückstraum herrscht Gütergemeinschaft. Doch gestattet er Personen, die das 49. Jahr überschritten haben, einen ihren Leistungen proportional angemessenen Gewinn. Diesen Anteil nennt er das Peculium, ein Wort, mit dem man das den römischen Sklaven zugestandene Eigentum bezeichnete.

Allein schon der nächste Staatsroman wollte von dem Zugeständnisse einer solchen, nach Gutdünken verwendbaren Zulage nichts wissen. Es ist dies die nach dem Moreschen Buche vielleicht meistgelesene Utopie: Cabets „Reise nach Ikarien“.

In stark zusammengedrängter Form ist der Inhalt des Buches folgender: Lord Carisdall — ein junger Engländer — findet auf dem Tische Cabets die Grammatik der ikarischen Sprache. Auf die Frage, wo denn das Land liege, das diese Sprache spreche, erhält er die Antwort: Ikarien liegt in der Neuen Welt und ist eine neue Welt. Des weiteren erfährt er, die Bevölkerung dieses Reiches sei so zahlreich wie die Englands und Frankreichs zusammengenommen. Es sei vortrefflich angebaut, von wunderbaren Straßen, Kanälen und Eisenbahnen durchzogen. Die Gärten seien zauberhaft, die Häuser Paläste, die Männer stark und redlich, die Frauen berückend schön, die Kinder reizend.

Lord Carisdall ist ein vernünftiger Mensch. Er beschließt auf der Stelle nach Ikarien zu reisen. Am 22. Dezember 1835 schifft er sich ein und landet am 24. April 1836 im Hafen von Marvois. Damit ist jedoch die Reise noch nicht beendet. Um nach Ikarien zu gelangen, muß noch ein Meeresarm durchsegelt werden, und zu dieser Ueberfahrt bedarf man eines Passes des ikarischen Konsuls.

Der Konsul empfängt unsern reisenden Lord mit der gewinnenden Freundlichkeit, die den Beamten aller utopischen Staaten eigen zu sein pflegt. „Wenn es der Zweck Ihrer Reise ist,“ so erklärt er dem jungen Briten, „Waren einzukaufen oder zu verkaufen, so gehen Sie nicht nach Ikarien. Denn wir kaufen

nichts und wir verkaufen nichts. Wenn Sie jedoch unser Land studieren wollen, so eröffne ich Ihnen gerne den Eintritt."

Diese Erlaubnis kostet Lord Carisdal für sich und seinen Diener per Kopf je 200 Pfund. Die Höhe der Summe stimmt Seine Herrlichkeit nachdenklich, und er erkundigt sich, als vorsichtiger Mann, nach den Preisen ikarischer Gasthöfe. Der Konsul zerstreut die Bedenken. Durch den erlegten Betrag sind alle Kosten eines viermonatlichen Aufenthaltes gedeckt. Die Ueberfahrt, die Eisenbahn, das Hotel, der Theaterbesuch, kurz, alles ist durch die 200 Pfund im vornherein bezahlt. Und das ist sehr notwendig, weil in Ikarien kein Geld existiert und existieren darf. Im weiteren Verlauf seiner Reise lernt Lord Carisdal die Annehmlichkeiten, aber auch die Schattenseiten dieses Systems kennen.

In Ikarien herrscht Gemeinsamkeit der Arbeit und der Güter. Es besteht allgemeine Arbeitspflicht. Für die Männer beginnt sie mit dem vollendeten 18., für die Frauen mit dem vollendeten 17. Lebensjahre und dauert bis zum beginnenden Greisenalter. Eine genaue Statistik erleichtert und regelt die Berufswahl. Ist ein Gewerbe überfüllt, so müssen sich neue Bewerber einem andern zuwenden. Alle Arbeitsprodukte gehören dem Staate. Dafür ernährt, bekleidet, bewirtet der Staat seine Bürger gleichmäßig. Auf das Wort „gleichmäßig" ist die Betonung zu legen. Denn der geringste Unterschied der Lebensführung beleidigt das ikarische Rechtsgefühl. Ist zum Beispiel von einem Nahrungsmittel nicht genug für alle vorhanden, so wird es einfach von der Speisekarte gestrichen. Selbst auf den Hausrat erstreckt sich die Uniformität. Der Ikarier darf seine Stube nicht etwa seinem persönlichen Geschmacke gemäß möblieren. Die Gesetze schreiben genau das Inventar jedes Zimmers vor. Selbstredend macht dieser Gleichheitsfanatismus nicht bei den materiellen Bedürfnissen Halt, sondern setzt vielmehr mit doppelter Kraft ein, wenn es gilt, die Bürger in geistiger Beziehung zu nivellieren. Noch ehe das Kind das Licht der Welt erblickt, regeln Gesetze bereits die Pflege der Mutter. Vom dritten Jahre an muß die Jugend aller in einer Straße wohnenden Familien gemeinsam spielen. Die Familie wird zur Straße erweitert. Mit dem vollendeten fünften Lebensjahre beginnt dann der eigentliche Schulunterricht. Ikariens Vorzug andern Utopien gegenüber liegt in seiner Geschichte. Kein andrer Staatsroman schildert uns den Uebergang von der kapitalistischen zur gesellschaftlichen Produktionsform so anschaulich und ich möchte sagen auch so anziehend als Cabets Werk.

Der geistvolle Franzose ist klug genug, das spitze Gestein, das sich auf dem nach seinem idealen Gemeinwesen führenden Pfade befindet, mit einer weichen Schichte grünen Mooses zu bedecken.

Ikarien verdankt seine kommunistische Verfassung einem langwierigen Kriege. Der heimkehrenden Armee wurden Friedensarbeiten zugewiesen. So entwickelte sich das Kriegsheer in ein Arbeitsheer. Die Privatunternehmen ließ man ruhig fortbestehen, da man klar voraussah, daß sie die Konkurrenz mit den Staatsbanken und Staatsfabriken auf die Länge nicht würden aushalten können. Auch das Eigentum wurde nicht etwa von heute auf morgen brutal konfisziert, sondern

ganz sanft auf den Aussterbeetat gesetzt, indem man das Erbrecht aller Personen unter 17 Jahren sistierte. Diese Maßregel genügte, um im Vereine mit staatlicher Feststellung des Arbeitslohnes und Preises der Lebensmittel binnen fünfzig Jahren das blühende Reich zu schaffen, das Lord Carisdal antrifft. Da während dieser Uebergangsperiode die Zinsen der Staatsschulden und Privathypotheken gewissenhaft gezahlt werden mußten, geschah auch den Rentnern und vorsichtigen Sparern kein allzu hartes Unrecht.

Vielleicht birgt diese Rücksichtnahme auf das Bestehende, die Schonung liebgewordener Gepflogenheiten das Geheimnis des Zaubers, den dieser Staatsroman ausstrahlte. Man wollte durchaus dem schönen Traume die weltbeglückende Tat auf dem Fuße folgen lassen. An den Ufern des Roten Flusses in Texas sollte Ikarien entstehen. Im Februar 1848 schiffte sich die Vorhut der Ikarier — 69 Köpfe stark — ein. Die Expedition schlug fehl. Allein schon ein Jahr später sehen wir 480 begeisterte Anhänger Cabets — und diesmal unter persönlicher Leitung des Meisters — in New Orleans am Werke. Auch diesen Versuch krönte nicht reicher Erfolg. Ueberhaupt glich das Leben des Weltverbesserers von dem Augenblicke an, wo er an die Realisierung seiner Theorie schritt, bis zu seinem 1856 erfolgten Tode einer ununterbrochenen Kette von Prozessen, Enttäuschungen und Widrigkeiten.

Cabets traurigem Schicksale und den politischen Umwälzungen, die die Welt am Ausgange des 19. Jahrhunderts in Atem hielten, ist es wohl zuzuschreiben, daß die nächste vielgelesene Utopie erst Bellamys 1888 erschienener „Rückblick aus dem Jahre 2000“ ist.

Dieses Buch bedeutet einen Markstein in der Entwicklungsgeschichte des Staatsromanes. Schon das Gewand der Dichtung ist ein neues. Der Autor verzichtet auf eines der handsamsten Requisiten des Utopisten — auf die Insel. Als praktischer Amerikaner erkennt er, daß mit einem Gemeinwesen, zu dessen Existenzbedingungen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt zählt, niemandem gedient ist. Sein Staat wurzelt in heimischer Erde. Nur ist diese Erde um eine Anzahl Jahrzehnte älter geworden. Bellamy führt, als Unterabteilung des Staatsromanes, den Zukunftsroman in die Literatur ein. Wir lernen nicht etwa die Lebensbedingungen eines abenteuerlichen exotischen Volkes kennen, sondern, wie schon der Titel des Buches andeutet, die unsrer eignen Enkel und Urenkel.

Diese Wissenschaft verdanken wir dem Umstande, daß Herr Julian West, ein wohlhabender junger Bostoner, an hartnäckiger Schlaflosigkeit litt und sich am 30. Mai 1887 in einem dem Lärm der Großstadt entrückten unterirdischen Gelasse von einem Mesmeristen in magnetischen Schlummer versetzen ließ.

Als er wieder erwacht, schreibt man das Jahr 2000. Auch befindet er sich nicht mehr in seiner feuersicheren Schlafkammer, sondern in der Wohnung eines gewissen Doktor Leete. Natürlich ist Herr West anfangs über die Tatsache, daß er nicht weniger als 113 Jahre verschlafen, äußerst bestürzt. Aber allmählich findet er sich in den neuen Verhältnissen ganz gut zurecht. Ja, unser Sieben-

schläfer entdeckt bald, daß er alle Ursache hat, mit seinem Schicksale zufrieden zu sein.

Denn die Weltordnung hat sich während des ausgiebigen Schlummerstündchens sehr zu ihrem Vorteile verändert.

Auf sozialem Gebiete ist das spurlose Verschwinden privater Unternehmungen die markanteste Erscheinung. Der Staat ist jetzt der einzige Arbeitgeber. Er ist Kaufmann, Fabrikant, Bankier und vor allem Grundbesitzer. Wie in Ikarien ist in Bellamys Staat allgemeine Arbeitspflicht eingeführt. Vom 21. bis 45. Jahre gehört jeder Bürger und jede Bürgerin dem Arbeitsheere an. Leute über 45 Jahre gehen in die Reserve. Nur im Notfalle werden sie wieder einberufen. Die drei ersten Dienstjahre sind Lehrjahre. Die gewöhnlichsten Arbeiten müssen verrichtet und den Aufsehern unbedingter Gehorsam geleistet werden. Nach dieser recht harten Rekrutenzeit darf sich jeder einen Beruf wählen. Die Wahl wird sinnig durch Steigerung oder Herabsetzung der Arbeitszeit in den einzelnen Gewerben beeinflußt. Sind viele Bewerber da, so wird nicht etwa weniger, sondern mehr Arbeit gefordert, um die jungen Leute abzuschrecken. Ist die Zahl der sich Meldenden jedoch gering, so wird die Anziehungskraft des betreffenden Berufes dadurch künstlich gesteigert, daß man die Zahl der Arbeitsstunden herabsetzt.

Befehligt wird die Arbeiterarmee von Offizieren, die der an der Spitze jeden Gewerbes stehende General ernennt. Der General selbst jedoch wird gewählt. Aber beileibe nicht von seinen Arbeitern, sondern von den ausgeschiedenen Mitgliedern seines Gewerbes. Die Pensionisten und Reservemänner vergeben also in diesem Industrieheere die Befehlshaberstellen. Die Generale unterstehen den Chefs der zehn Berufsgenossenschaften, die zehn Chefs ihrerseits wieder dem aus ihrem Kreise gewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Das Seltsamste in diesem seltsamen Staate ist zweifelsohne ein kleines Stück Pappe: die Kreditkarte. Den Rechtstitel auf die Kreditkarte bildet schlechtweg das Menschentum, die Geburt. Im Jahre 2000 ist nach Bellamy jeder Bürger Rentner. Jeder erhält einen gleichen Anteil an dem Erträgnisse der industriellen Armee, gleichviel ob er nun fähig oder dumm, ob er fleißig oder faul ist. Denn die Größe des Arbeitsproduktes hat — laut unserm Gewährsmanne — gar nichts mit der Frage des Verdienstes zu tun. Bellamys Moral vermag in der Begabung eines Menschen nur das Maß seiner Verpflichtung zu erkennen. Ein Pferd — meint er mehr drastisch als zutreffend — verdient keine größere Belohnung als eine Ziege, weil es eine schwerere Last als diese zu ziehen vermag.

Praktisch stellt die Kreditkarte einen Guthabenschein auf das Lagerhaus dar. Sie lautet auf Dollars und Cents, die aber, da das Geld abgeschafft ist, nur algebraische Zeichen zum Vergleichen der Werte bedeuten. Der Betrag der gekauften Ware wird aus dem Guthabenscheine herausgestochen und das Guthaben in den Regierungsbüchern mit ihm belastet.

Die erstandenen Gegenstände sind frei verfügbar und auch vererbbar. Dies ist das wichtigste Merkmal, das Bellamys Buch von seinen Vorläufern unter-

scheidet. In allen früheren Utopien beglückte eine hohe Obrigkeit die Bürger und Bürgerinnen durch weise Vorschriften über Wohnung, Kleidung und Nahrung. Von solcher ängstlichen Bevormundung findet sich im amerikanischen Staatsromane keine Spur. Das Einkommen aller Bürger ist das gleiche, über dessen Verwendung jedoch entscheidet einzig und allein der persönliche Geschmack. Die einen lieben eine wohlbesetzte Tafel oder bessere Kleidung, andre ziehen die Miete eines der dem Staate gehörenden schönen Häuser vor, wieder andre verwenden ihre Ersparnisse zum Erwerben von wertvollen Kunstgegenständen oder kostbaren Geräten.

Mittels der Kreditkarte läßt sich also Eigentum erwerben.

Wie aber wird verhindert, daß sich im Laufe der Zeit wertvolle Dinge in einzelnen Familien derartig anhäufen, daß dieser Besitz das soziale Gleichgewicht stört?

Das ist ganz einfach. Die Kreditkarte ist nämlich unübertragbar. Ihre Kaufkraft erstreckt sich nur auf den Staat. In den großen Warenhäusern kann man mit diesem Stück Pappe alles erhalten, was das Herz begehrt. Aber auch nur in den Warenhäusern. Ein Handel der Bürger untereinander ist unmöglich. Es könnte sich schlimmstenfalls ein höchst umständliches Tauschgeschäft entwickeln. Da die Kosten für Unterbringung und Instandhaltung allzu zahlreicher Kostbarkeiten jedenfalls aus dem unverrückbar gleichbleibenden Einkommen bestritten werden müssen, würde die Anhäufung von Privateigentum den Bostoner Bürger des Jahres 2000 nicht zum reichen, sondern vielmehr zum armen Manne machen.

Dank der Kreditkarte ist es auch einzelnen Personen ermöglicht, sich ausschließlich einem bestimmten Fache zu widmen. Dies ist eine nicht genug hochzuschätzende Eigenschaft des Guthabenscheines. Denn in einem Staate, wo dem Talente die freie Wahl und Betätigung unterbunden, wäre es um Wissenschaft und Kunst gar schlimm bestellt. Wie Bellamy dieses Riff umsegelt, läßt sich am anschaulichsten am Beispiele eines Schriftstellers, der sein Manuskript zu veröffentlichen wünscht, erläutern.

Der Anfang einer literarischen Laufbahn ist auch im amerikanischen Zukunftstraume mit Dornen bewachsen. Fühlt ein Bostoner Jüngling des 21. Jahrhunderts den weihevollen Kuß der Muse, so muß er sein erstes Werk allerdings während seiner Erholungsstunden zu Papier bringen. Auch hat er die Kosten der Drucklegung aus seiner Kreditkarte zu bestreiten. Den Vertrieb des Buches dagegen übernimmt der Staat in seinen Warenhäusern. Von den verkauften Exemplaren erhält der Autor einen bestimmten Prozentsatz, d. h. die Summe wird ihm in den Büchern der Regierung gutgeschrieben. Er wird gewissermaßen Gläubiger des Staates. Solange dieser Betrag zu seinem Unterhalte hinreicht, ist unser Schriftsteller von jedem andern Dienste im Arbeiterheere befreit. Eine erfolgreiche Broschüre kann dem Verfasser einen Urlaub von Monaten, ja selbst Jahren eintragen, und wenn er in der Zwischenzeit andre erfolgreiche Werke schreibt, dehnt sich die Dienstfreiheit allmählich über ein ganzes Leben aus. Versagt jedoch die dichterische Ader und muß der Kreditkarte als Rechtstitel

wieder die Geburt unterlegt werden, so hat der Poet auch wieder seiner Dienstpflicht in der industriellen Armee nachzukommen.

Auf demselben Prinzipe der Schadloshaltung des Staates für nicht geleistete Arbeit aus den Guthabenscheinen der Interessenten werden alle jene Unternehmen ermöglicht, die der Befriedigung der Wünsche eines kleineren Kreises dienen, wie z. B. die Herausgabe einer Zeitung, die Bestallung eines Predigers u. s. w.

Aus dem Gesagten ist leicht ersichtlich, daß Bellamys Staat unserm modernen Empfinden weit näher gerückt ist als die phantastischen Eilande Mores, Campanellas oder Cabets.

Noch größeres Entgegenkommen zeigt Theodor Hertzka in seiner wenige Jahre später erschienenen Utopie „Freiland". Er läßt nicht nur das Privateigentum an Gebrauchs- und Kunstgegenständen bestehen, sondern gestattet selbst einen beschränkten Grundbesitz; den Besitz der Häuser und Gärten. Der Staat dieses österreichischen Schriftstellers ist nicht in die Zukunft entrückt. Er wird vielmehr vor den Augen der Leser auf jungfräulicher Scholle — auf der Hochebene des Kenia — zurechtgezimmert.

In Freiland nimmt man die Lehre Adam Smiths, den Eigennutz frei gewähren zu lassen, buchstäblich und erzielt damit die überraschendsten Resultate. Dort gibt es keine Armut, kein Dienstbotenelend, keine Sorgen und — obgleich Kunst und Wissenschaft die schönsten Blüten treiben — auch keinen Bildungsdünkel. Das soziale Instrument, dem man all diese Herrlichkeit verdankt, ist die freie Assoziation der Arbeiter — eine merkwürdige Einrichtung, die in Dührings sozialitärem System wurzelt. Der Beitritt zu diesen Assoziationen steht jedermann frei. Das Einkommen der einzelnen Mitglieder ist keineswegs das gleiche. Der Gesellschaft länger angehörende und besonders verantwortliche Arbeiter beziehen einen prozentualen Zuschlag, der Gehalt der Direktoren beruht sogar ganz auf freier Vereinbarung. In diesem Punkte ist Hertzka Bellamy sicher überlegen. Während der Zukunftsbürger des amerikanischen Autors nie sein Einkommen vergrößern kann, erntet der Freiländer die Frucht seines Fleißes, er wird reicher, ja, er kann sich durch Zahlung einer Prämie sogar für die Tage des beschaulichen Alters eine höhere Rente sichern.

Hertzka hat seine Theorie in drei Büchern niedergelegt, propagiert und schließlich verteidigt. Das erste — der Roman „Freiland" — erschien 1890 und erzielte einen Erfolg, der sich dem von Cabets „Reise nach Ikarien" wohl gleichstellen läßt. Bald gab es 24 Lokalgesellschaften, die sich die Errichtung eines freiländischen Gemeinwesens zum Ziele gesteckt hatten. In dem Vorworte seiner 1893 als Agitationsbroschüre veröffentlichten „Reise nach Freiland" konnte Hertzka stolz darauf hinweisen, daß die Pioniere seines Glückstraumes bereits unterwegs seien. Allein der Traum erfuhr das Schicksal aller seiner schönen Brüder. Das klägliche Scheitern der Expedition hat zwar Hertzkas nationalökonomische Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht, den Glauben an die Realisierbarkeit seiner Schöpfung scheint es ihm aber geraubt zu haben. Denn sein drittes, 1895 dem Buchhandel übergebenes Werk gleicht in der Form dem

Staatsromane Bellamys, dem Inhalte nach einer Jules Verneschen Fabel. Herr Raymont — der Held der Erzählung — erwacht am 24. Mai 2093, nach 200jährigem Schlafe, in einer Welt, deren Bürger das Fliegen gelernt und in der ein Ausflug nach dem Monde zu den Tagesereignissen zählt.

Zum Schlusse seien noch zwei der neuesten, wenn auch nicht der modernsten Literatur angehörende Utopien erwähnt. Es sind dies des kürzlich verstorbenen Theodor Herzls „Altneuland“ und Daniel Halevys „Vier Jahre Geschichte“.

Bei Herzl kommt die Insel, die schon so vielen Utopisten vortreffliche Dienste geleistet, wieder zu Ehren. Nur dreht er den Spieß um. Auf dem Eilande im Cooks-Archipel wird nicht etwa der neue Staat gegründet, sondern das meerumspülte Fleckchen Erde gewährt vielmehr der Gegenwart — in Gestalt eines Junkers und eines jungen Juden — eine Zufluchtstätte. Nach zwanzig Jahren kehren die beiden Weltmüden nach Europa zurück. Sie wählen die Route über Palästina, und sie tun sehr weise daran, denn im Gelobten Lande harrt ihrer eine artige Ueberraschung. Statt der öden, dürren Gegend, die sie vor zwei Jahrzehnten durchstreift, finden sie jetzt ein blühendes Reich. Die Juden sind nämlich in das Land ihrer Väter zurückgekehrt und haben die historische Mission, der Welt die Erlösung zu bringen, auf sozialem Gebiete erfüllt.

Altneuland heißt dieser von den Zionisten errichtete Musterstaat. Das Werk gelang, nicht, weil die Juden bessere Menschen waren, sondern nur ganz einfache Menschen mit den gewöhnlichsten menschlichen Bedürfnissen nach Luft und Licht, nach Gesundheit und Ehre, nach Freiheit im Erwerben und Sicherheit im Besitz. Da sie ans Bauen gehen mußten, haben sie sich eben das Haus von 1900 und nicht etwa das Haus von 1800 oder aus irgendeiner früheren Epoche gebaut.

In Herzls Gemeinwesen kann jeder nach seiner Fasson leben und selig werden. Wir begegnen in seinem Staate dem von älteren Utopisten so sehr verabscheuten Geld und Privateigentum in trauter Gemeinschaft mit Recht auf Arbeit, Automobil und zweijähriger Dienstpflicht für das öffentliche Wohl.

Nur der Grund und Boden Altneulands ist, nach Henry Georges Lehre, vom Privatbesitz ausgenommen. Er gehört dem Staate und fällt dem Staate, obgleich er einzelnen Gruppen zur Bebauung überlassen wird, durch Einführung des alten mosaischen Jubeljahres immer wieder zu. Die Wirtschaftsordnung beruht auf genossenschaftlicher Grundlage. Doch ist der Unternehmungslust und dem Wagemut des Individuums nicht die geringste gesetzliche Schranke gezogen.

Daniel Halevys „Vier Jahre Geschichte“ schließlich ist zwar ein Staatsroman, aber keine Utopie. Unter dem von Thomas More geprägten Worte verstehen wir ein kaum verwirklichbares, jedenfalls aber glückliches Gemeinwesen. In Halevys Staat jedoch herrscht kein Glück. Dieser französische Autor schildert uns mit geringem poetischem Geschick die Ereignisse der Jahre 1997—2001. Es ist nicht wünschenswert, in dieser Epoche zu leben. Die Erfindung des billigsten aller Lebensmittel — des Albumins — hat das flache Land entvölkert und die Städte mit müßigem, ausschweifendem Pöbel gefüllt. Die Entartung

schwingt auf allen Gebieten der Kunst und Politik ihr gleißendes, hohles Zepter. Nur ein kleiner Kreis kenntnisreicher Sozialisten stärkte sich in der Zeit des allgemeinen Verfalles durch strenge Selbstzucht. Als nun die Katastrophe in Gestalt einer dezimierenden furchtbaren Krankheit und drohenden Invasion mongolischer Völker über das entnervte Europa hereinbricht, bemächtigt sich diese soziale Aristokratie der Herrschaft und teilt die Bevölkerung in drei streng geschiedene Kasten ein, von denen die unterste sich nur wenig von den Sklaven des Altertums unterscheidet.

Das Gären in den unteren Klassen, das widrige Beschönigen der Gewalt durch ethische Momente, das Sprengen der Fesseln kann von vorne beginnen. Man wiederholt die abgespielte Komödie der Weltgeschichte; nur die Darsteller der Farce sind andre.

Uebrigens ist Halevy nicht der einzige Pessimist des Staatsromans. Mereschowsky — ein Russe — hat uns ein in noch weit dunkleren Farben gehaltenes Zukunftsgemälde beschert, das zu besprechen ich aber unterlassen darf, da die Grenzlinie, die den phantastischsten Staatsroman vom Märchen trennt, in seinem Buche zweifelsohne überschritten ist.

*

Mit den erwähnten Werken ist die Zahl der papierenen Welten natürlich keineswegs erschöpft. Nur die großen Etappen auf der breiten Straße, die von Utopia nach Halevys Paris führt, wurden besucht. Die Engländer Berington und Morus, der Däne Sibbern, der Oesterreicher Neupauer haben an diesem Raine beachtenswerte Proben ihrer Baukunst abgelegt, von Goethe, Rousseau oder Zola ganz abgesehen, die, ohne selbst eigentliche Staatsromane geschaffen zu haben, doch diese Dichtungsform nachweisbar beeinflußten und befruchteten.

Ueberblicken wir nun die nach ihrer Entstehungszeit chronologisch geordneten Staatsromane, so können wir die stattliche Bücherreihe — ähnlich wie wir die Weltgeschichte in die drei Epochen das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit zu zerlegen pflegen — leicht in drei durch charakteristische Merkmale getrennte Gruppen einteilen.

Platos Schrift repräsentiert das klassische Altertum der Utopie. Kennzeichen der Epoche ist die völlige Unterordnung des Einzelnen zugunsten der Eudämonie des Ganzen.

Das Mittelalter der Traumstaaten deckt sich zeitlich keineswegs mit dem Mittelalter der Welt der Taten. Es hebt mit der Moreschen Dichtung an und umfaßt alle bis zum vorletzten Dezennium des 19. Jahrhunderts erschienenen Utopien. In den Werken dieser Periode tritt das Individuum zwar allmählich in den Vordergrund, aber seine Rechte und Triebe werden dem Gemeinwohle zuliebe derart zugestutzt, daß ein nur einigermaßen der Schablone Entwachsener das Dasein in diesen glücklichen Gefilden unerträglich finden müßte. Am heftigsten und hartnäckigsten wogt der Kampf um die Eigentumsfrage. Ohne Ausnahme wurzeln alle Reiche des utopischen Mittelalters im Kommunismus. Selbst der

bescheidenste Besitz erscheint den Schöpfern idealer Welten noch staatsgefährlich. Mit der Gütergemeinschaft ist's aber eine eigne Sache. Dieser schillernde Vogel aus Utopiens duftenden Wäldern will sich durchaus nicht bei uns eingewöhnen. In der Praxis sind alle kommunistischen Gemeinwesen, wenn ihnen nicht — wie dem Jesuitenstaate zu Paraguay — ein starkes religiöses Rückgrat Halt verlieh, auf das kläglichste gescheitert. Die Autoren der Staatsromane waren immer kluge Leute und gingen beim Schaden gerne in die Schule. Wenn auch schweren Herzens, verzichteten sie schließlich auf die alles so vereinfachende Hilfe der Gütergemeinschaft.

Bellamy ist der Kolumbus des Traumstaates, in dem das Eigentum bestehen darf. Gleichwie wir die Neuzeit der Weltgeschichte von der Entdeckung Amerikas an datieren, so können wir das Buch dieses Autors mit Fug und Recht als den Markstein der letzten Periode in der Entwicklung des Staatsromanes bezeichnen.

Durch die Bresche, die der geistreiche Schriftsteller mittels seiner Kreditkarte in das Vorurteil seiner Zunftgenossen geschossen, zog das Eigentum siegreich in die Welt des Traumes.

In Hertzkas Freiland, in Herzls Altneuland braucht die liebe alte Gewohnheit, allerlei Dinge als unsern ausschließlichen Besitz zu betrachten, nicht mehr abgelegt zu werden. Nur den Grund und Boden wollen diese Autoren vor individueller Inanspruchnahme geschützt wissen. Doch auch in diesem Punkte dürfte das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Wir haben ja gesehen, daß die Utopisten mit sich reden lassen. Von der radikalen Frauen- und Kindergemeinschaft Platos ausgehend, lernten sie allmählich, sich mit einem reich dotierten Unterrichtsbudget zu begnügen. Vielleicht findet sich noch eine Formel, die der den Menschen angeborenen Liebe zur Scholle gerecht wird.

In der Entwicklung des Staatsromanes läßt sich ein unhemmbarer Fortschritt ebenso klar beobachten wie in der Kette der historischen Begebenheiten. Nur bewegt er sich in einer andern Richtung. Beruht wahrer sozialer Fortschritt in der Weltgeschichte auf Erkenntnis der Opfer, die der Einzelne der Gesamtheit freiwillig zu bringen genötigt ist, so bedeutet er im Reiche der Utopie Anerkennung der Glücksbedingungen des Individuums.

Die Literatur ist reich an köstlichen Möglichkeiten. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich diese beiden Fortschrittslinien einmal kreuzen. Dann wird das Buch geschrieben werden, von dem ich am Anfange dieses Aufsatzes sprach. Ein Werk der Poesie, das das feste, unverrückbare Ziel der Wirklichkeit, die Richtschnur aller staatsmännischen Kunst, der Zweck alles sozialen Handelns.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

General-Feldmarschall Freiherrn v. Loë

VI [1])

Im Frühjahr 1863 wurde ich zur Vertretung des in Mexiko befindlichen Militärattachés Oberstleutnants Stein v. Kaminski [2]) nach Paris kommandiert. Nachdem der Oberstleutnant aus Mexiko zurückgekehrt war, erfolgte gleichzeitig mit seiner Rückberufung nach Berlin meine Ernennung an seiner Stelle. Am 22. März trat ich mein Kommando an.

Ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung hatte sich wenige Monate vor meiner Uebersiedlung nach Paris vollzogen. Nachdem König Wilhelm den militärischen Teil seiner Armeereform vollendet hatte, beauftragte er mit der gesetzlichen Durchführung, gegenüber dem widerstrebenden Abgeordnetenhause, den bisherigen Botschafter in Paris, Otto v. Bismarck, und ernannte ihn am 26. September 1862 zum Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der Monarch hoffte in ihm den rechten Mann für die Durchführung derjenigen Politik gefunden zu haben, der bereits der Prinz von Preußen kurz nach Olmütz in seiner klassischen Denkschrift vom 20. Februar 1851 einen so klaren Ausdruck gegeben hatte (Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858, I. Band). Der Grundgedanke dieser Denkschrift gipfelte in der Forderung, die deutschen Einzelstaaten nach Ausschluß Oesterreichs „unter Preußens Einfluß und Leitung" auf der Grundlage des verstärkten preußischen Heeres zu einem wehrhaften, mächtigen, achtunggebietenden Bundesstaate zu vereinigen.

Frankreich war seit dem Pariser Friedenskongreß 1855 unbestritten die erste Großmacht; auch zur Zeit des Beginns meines Kommandos liefen die Fäden der europäischen Politik noch in der Hand des Kaisers Napoleon zusammen. Daher blieb damals auch Paris das Hauptfeld für die diplomatische Tätigkeit des Ministers v. Bismarck wie für die politischen Entscheidungen des Königs.

Der Kaiser Napoleon hatte durch die siegreichen Kriege gegen Rußland und Oesterreich die nationale und kriegerische Eitelkeit der Franzosen, im Anschluß an die Ruhmesüberlieferungen seines Oheims, glänzend befriedigt. In der inneren Politik hatte er allerdings die Rechte und Freiheiten der Nation wesentlich eingeschränkt; doch die Erfolge seiner klugen Handels- und Finanzpolitik, die Zunahme des Nationalreichtums, das materielle allgemeine Wohl-

---

[1]) Vergl. die Hefte für Oktober und November 1901, Januar, März und November 1902. — Die Unterbrechung der Arbeit ist durch Erkrankung des Herrn Verfassers verursacht worden. D. H.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 13. Division in Münster.

befinden ließen das Volk diese Einschränkungen vorläufig verschmerzen. Der Kaiser wußte jedoch, daß die Nation, um zufrieden zu bleiben, nicht unbeschäftigt sein durfte. Die Besorgnis, „la France s'ennuie", war eine der Triebfedern, die eine Unternehmung nach der andern in Szene setzten. So hatte der Kaiser 1862 die mexikanische Expedition begonnen, 1863 die polnische Frage in Fluß gebracht. Selbstverständlich mußte angesichts einer solchen Haltung Frankreichs die Kriegstüchtigkeit der französischen Armee einer der Hauptfaktoren sein, mit denen die leitenden Staatsmänner aller andern Staaten zu rechnen hatten.

Preußischer Botschafter in Paris war seit einigen Monaten, als Nachfolger Bismarcks, Graf Robert Goltz, ein jüngerer Bruder des langjährigen Adjutanten Kaiser Wilhelms, des Grafen Karl Goltz, mit dem der Prinz von Preußen nach den Märztagen 1848 nach England ging und seitdem in unverändert vertrauten Beziehungen blieb. Als Graf Robert Goltz zum Botschafter in Paris ernannt wurde, war er erst 46 Jahre alt, hatte aber als Leiter der Wochenblattspartei und Gegner des Ministeriums Manteuffel, dem Prinzen von Preußen nahestehend, schon eine bedeutende politische Rolle gespielt, auch auf diplomatischem Gebiete als Gesandter in Athen, Konstantinopel und Petersburg sich bewährt.

Graf Goltz war von kleiner, kräftiger Gestalt; sein unschönes Gesicht mit dem rotblonden Kopfhaar wurde belebt durch kleine, durchdringende Augen. Temperamentvoll und selbstbewußt, von großer Arbeitskraft, staatsmännisch hervorragend geschult, entwickelte er auf seinem wichtigen Pariser Posten einen ungewöhnlichen Scharfblick und eine seltene Begabung. Heiter und jovial, ein vortrefflicher Gesellschafter, war er überall beliebt; die Fähigkeit, auf seinen gesamten Verkehr, einschließlich des Kaisers, einen ungewöhnlich starken Einfluß auszuüben, trat jederzeit augenfällig hervor. Selbst mit der antipreußisch gesinnten Kaiserin, für die er stets eine besondere Verehrung an den Tag legte, stand er auf vertrautem Fuße und erfreute sich ihrer besonderen Gunst.

Mit seinem Chef, dem großen Minister, der seine diplomatischen Fähigkeiten hochschätzte,[1]) war er in jüngeren Jahren nahe befreundet gewesen. Wenn dieses Freundschaftsverhältnis der beiden Männer während ihrer bedeutungsvollen gemeinsamen politischen Tätigkeit 1863 bis 1869 durch manche Reibungen und Konflikte getrübt wurde, so fanden sie sich doch stets zusammen zu dem gemeinsamen Ziel — Preußens Erhebung und Deutschlands Einigung unter der Leitung des Königs.

Unter einem solchen Botschafter ging ich an meine verantwortungsvolle, jedoch rein militärische Aufgabe, mir ein zutreffendes Urteil über die Organisation, Ausbildung und Führung der französischen Armee zu bilden. Dienstlich war ich als abkommandierter Flügeladjutant dem Grafen Goltz nicht untergeordnet, hatte

[1]) Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I. Bd., S. 93: „ein Mann von ungewöhnlicher Befähigung und Tätigkeit" ... „er hatte das Zeug zum Minister, weil er Patriotismus und Charakter besaß, freilich auch Zorn und Galle, die sich vermöge der ihm innewohnenden Energie als Subtrahenda von seiner praktischen Leistung geltend machten."

vielmehr unmittelbar an den König zu berichten. Der weiteren Verwendung dieser Berichte sowie meiner ununterbrochenen brieflichen Beziehungen namentlich zu dem Chef der 3. (französischen) Abteilung des Großen Generalstabes, Obersten v. Döring,[1]) und dem Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements, Generalmajor v. Podbielski,[2]) habe ich bereits früher Erwähnung getan.

Unter gewissenhafter Beobachtung dieser vom Könige gegebenen Befehle erachtete ich es jedoch im dienstlichen Interesse liegend, dem von mir hochverehrten Botschafter alle Schriftstücke (Immediatberichte, Dienstschreiben und Privatbriefe), sobald sie für ihn von Interesse sein konnten, vor ihrem Abgange vorzulegen. Auf diesem Wege gelang es mir, das volle Vertrauen des Botschafters mir während meiner ganzen Kommandozeit zu erhalten; und wenn es mir vergönnt war, auch die Allerhöchste Zufriedenheit zu erwerben und zu bewahren, so war das Vertrauen des Botschafters, der mir bis zu seinem Tode nahe befreundet geblieben ist, der Hauptfaktor dieses Erfolges.

Es gelang mir, mich mit Hilfe der vielen Beziehungen, die ich vorfand oder bald anknüpfte, schnell zu orientieren. Dabei kam mir meine ausgedehnte französische Verwandtschaft (Herzogin von Sagan, Marschall Graf Castellane, Senator Baron Heeckeren u. a.) sehr zustatten und eröffnete mir schnell den Verkehr in allen mir erwünschten, namentlich militärischen Kreisen. Am häufigsten verkehrte ich mit meinen militärischen Kollegen, dem russischen Militärattaché Prinzen Wittgenstein, dem englischen, Obersten Clermont, sowie in den letzten Jahren meines Kommandos, 1865 bis 1867, seitdem sich für Preußen das italienische Bündnis gegen Oesterreich anbahnte, auch mit dem italienischen Obersten Grafen Vimercati. Mit dem Obersten Saget, einem schon früher erwähnten hervorragenden Offizier, der während des italienischen Feldzuges 1859 dem kaiserlichen Hauptquartier zugeteilt und jetzt Abteilungschef im Kriegsministerium war, stand ich in nahen, für mich sehr wichtigen und interessanten Beziehungen.

Für alle meine Studien und Beobachtungen diente mir als schätzbarer Leitfaden und Grundlage die früher genannte Denkschrift des Majors v. Wichmann vom Großen Generalstabe.

Noch immer ergänzte sich die französische Armee nach den Rekrutierungsgesetzen von 1832 und 1855 und durch Stellvertretung.[3]) Aus diesem Grundübel entsprangen die meisten andern früher geschilderten Mängel. Da das Land keine ständige der Kriegsformation angepaßte Friedensgliederung besaß und der Uebergang vom Friedens- zum Kriegsfuße sowie der Eisenbahntransport

[1]) Am 16. August 1870 als Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade bei Vionville gefallen.

[2]) 1879 als General der Kavallerie und Generalinspekteur der Artillerie gestorben.

[3]) Das Gesetz von 1855 hatte eine Kasse geschaffen (caisse de la dotation de l'armée) aus den Summen, durch die sich die dienstpflichtigen jungen Leute loskauften; aus ihr erhielten eine Geldprämie diejenigen Unteroffiziere und Soldaten, die sich nach Ablauf ihrer Dienstjahre erneut zum Heeresdienst auf sieben Jahre verpflichteten.

der Truppen der gründlichen Vorbereitung entbehrten, so war die Regierung unfähig, rasche, energische und einheitliche Unternehmungen ins Werk zu setzen. Mit einem Worte: man war nicht kriegsbereit. Hierzu kam, daß die verhängnisvolle Expedition nach Mexiko, die unaufhörlich Sendungen von Ersatzmannschaften, Munition und Vorräten aller Art verlangte, die Kraft des Heeres wesentlich schwächte, ohne daß sich die Aussicht auf einen Erfolg jenseits des Meeres bot. — Alle diese Schäden waren im preußischen Generalstabe genau bekannt.

Als ich mich 1863 zum ersten Male in das Lager von Châlons begab, das 1856 vom Kaiser für Uebungszwecke errichtet war, fand ich meine Vermutungen über die geringe Effektivstärke der Truppen, die mangelhafte Infanteriebewaffnung und die gänzlich verfehlte taktische Ausbildung der Armee vollauf bestätigt. Der geräumige, mit vortrefflichen Einrichtungen ausgestattete Lagerplatz, damals unter dem Befehle des 68jährigen Marschalls Baraguay d'Hilliers stehend, diente vorzugsweise dekorativen Zwecken. Man stellte gern Schlachten des ersten Kaiserreichs dar, ohne Rücksicht auf das Gelände und die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen. Die Befehle zu derartigen Uebungen wurden vorher bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet, so daß der selbständigen Entschlußfassung und Befehlserteilung aller Führer bis zum Kompagniechef herab kaum etwas überlassen blieb. Daß bei einem solchen Verfahren, das freilich später unter dem Kommando des Marschalls Mac Mahon eine wesentliche Umgestaltung und Verbesserung erfuhr, die Truppen nichts lernen konnten, liegt auf der Hand. Aber derartige Manöver entsprachen dem Geschmacke des Kaisers mehr als die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen, denn er hatte für das Wesen der Gefechtsübungen weder Verständnis noch Interesse.

Der Gedanke an einen nochmaligen großen Krieg lag ihm fern. Die italienischen Schlachtfelder hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; daß ihm die Befähigung zum Feldherrn mangle, dessen war er sich damals bewußt geworden. Daher zog er es vor, Frankreichs Vorherrschaft in Europa sich durch diplomatische Kunst zu erhalten. Aber auch auf diesem Gebiete hatten die letzten Jahre keine Erfolge mehr gebracht. Seine Versuche, aus dem polnischen Aufstande 1863 Vorteile für sich zu erzielen, scheiterten an der Festigkeit und überlegenen Staatskunst Bismarcks; die leichtsinnig unternommene mexikanische Expedition brachte ihm ein völliges Fiasko.

Im Jahre 1864 kam eine andre außereuropäische Verwicklung hinzu — der Aufstand in Algerien. Seine Bedeutung entging damals fast gänzlich der europäischen Aufmerksamkeit, die durch die gleichzeitigen wichtigen Ereignisse im Norden des Erdteils in Anspruch genommen wurde. Gleichwohl war sie groß, denn er stellte nicht nur eine Zeitlang den gesamten afrikanischen Besitz, das Ergebnis dreißigjähriger Kämpfe, ernstlich in Frage, sondern bewirkte auch auf Jahre hinaus eine Verminderung der Kriegsbereitschaft Frankreichs und seiner für Europa verfügbaren Streitkräfte.

Der Ausbruch des Aufstandes war für alle Welt, die französischen Be-

hörden in Algerien einbegriffen, eine Ueberraschung, obgleich er, wie später bekannt wurde, von langer Hand vorbereitet und im einzelnen im letztvergangenen Dezember in Mekka für das kommende Frühjahr festgesetzt war. Dieser Zeitpunkt wurde von den Führern gewählt: einmal, weil ihnen für 1864 von ihrem politischen Berichterstatter in Konstantinopel ein allgemeiner europäischer Krieg in Aussicht gestellt war; dann, weil die französische Regierung im Interesse der mexikanischen Expedition die Armee von Algerien in diesem Frühjahr auf 50000 Mann, einschließlich Depots und Verwaltungstruppen in Frankreich, also um 20000 Mann vermindert hatte. Diese Entwaffnung der Kolonie erstreckte sich auch auf Transportmittel, Mundvorräte und Munition; insbesondere waren auch sämtliche verfügbaren Maultiere, das notwendigste Erfordernis für die afrikanische Kriegführung, nach Mexiko eingeschifft.

Im Mai 1864 kam nach Paris die Nachricht, daß im Süden der Provinz Oran eine Abteilung unter Führung des Obersten Beauprêtre von dem mächtigen Stamme der Flittahs niedergemacht, die französischen Niederlassungen in den höheren Teilen der Provinz ernstlich bedroht und nur die Küstenstädte in unbestrittenem Besitze der Franzosen seien. Da sofort Verstärkungen an Infanterie und Kavallerie aus Frankreich abgehen mußten, so bat ich mit Genehmigung des Königs die französische Regierung, mich den Truppensendungen anschließen und den bevorstehenden Feldzug mitmachen zu dürfen.

Als ich nach Genehmigung dieses Gesuchs in Algier landete, herrschte in der Kolonie große Bedrängnis, die noch durch den Tod ihres Gouverneurs, des Marschalls Pélissier (22. Mai), vermehrt wurde. Der Vizegouverneur General Martimprey war nicht imstande, auch nur 3000 Mann auf einem Punkte zu vereinigen; und selbst wenn die Truppen vorhanden gewesen wären, so hätten sie wegen Mangels an Munition, Proviant und Transportmitteln nicht zu operieren vermocht. In der größten Eile wurden die fehlenden Heeresbedürfnisse aus Frankreich herbeigeschafft und alles aufgeboten, die gänzlich mangelnde Vorbereitung durch rastlose Tätigkeit möglichst zu ersetzen. Das früher erwähnte „Débrouillez vous!“ spielte eine große Rolle. Man sieht, daß nach dieser Richtung hin die Führer des Aufstandes den Zeitpunkt gut gewählt hatten; hätte auch die zweite Chance, ein europäischer Krieg, sich verwirklicht, so war eine Katastrophe zu befürchten. Oberst Faure,[1]) Chef des Stabes der Armee von Algerien, schrieb damals: „Nous avons cru pendant quelques jours que tous les fils s'échapperaient de nos mains et que nous devrions nous attendre à une débâcle générale. Dieu sait avec quelle joie nous avons salué les premiers bataillons débarqués de France.“

Sofort nach Eintreffen der Verstärkungen verfügte der General Martimprey, daß von den in Besitz der Franzosen verbliebenen Küstenpunkten starke

[1]) Oberst Faure war 1870 als General Chef des Stabes des Marschalls Mac Mahon bei Sedan und mir infolge meiner nahen Beziehungen zum Marquis d'Abzac, langjährigem persönlichen Adjutanten des Marschalls und nahem Verwandten der Gemahlin des Generaladjutanten v. Boyen, geb. Prinzessin Biron von Kurland, genau bekannt.

Detachements zur Niederwerfung des Aufstandes in Bewegung zu setzen seien. Unter dem General Rose, damals Brigadekommandeur in der Kaisergarde, sollte ein solches in dem Küstenplatze Mostaganem gebildet werden.

Diesem Detachement wurde ich zugeteilt. Nachdem ich mich gleich nach der Landung in Algier beim General Martimprey gemeldet und am 31. Mai daselbst der Beisetzung des Marschalls Pélissier beigewohnt hatte, begab ich mich auf einem französischen Kriegsschiffe nach Mostaganem. Diese Küstenfestung war von mehreren tausend Mann Aufständischer eingeschlossen, so daß die schwache Garnison sie nicht verlassen konnte. Nach 14 Tagen traf General Rose ein, formierte sein Detachement, durchbrach den Ring der Araber und lieferte diesen am Flusse Menasfa ein siegreiches Gefecht. Die Verfolgung des Feindes in das Innere der Provinz Oran beendete hier am 29. Juni vorläufig den Aufstand, die Araber mußten um Frieden bitten, die Waffen abliefern und Geiseln stellen.

Für die französische Regierung ergaben sich aus den Ereignissen zwei Lehren von großer Bedeutung. Man hatte sich überzeugt, daß die Verwaltung von Algerien, wie sie bis jetzt gehandhabt war, in ihren Grundlagen einer Aenderung bedurfte, und daß durch eine Truppenmacht von 50000 Mann, wie sie sich beim Ausbruch der Bewegung in Afrika befand, die Sicherheit der Kolonie nicht gewährleistet war. Abhilfe erfolgte vorläufig durch das kaiserliche Dekret vom 1. Juli 1864 über die Reorganisation der algerischen Verwaltung, indem es die Zivilregierung beseitigte, die militärische Autorität in vollstem Umfange wiederherstellte und mit der Täuschung aufräumte, als könne man die kriegerischen Stämme der Wüste durch einen Präfekten unter Mithilfe einiger Gendarmen regieren. Außerdem wurde die Armee in Algerien im Laufe des Sommers auf 70000 Mann verstärkt.

Für die übrigen europäischen Mächte, insbesondere auch für Preußen,[1]) waren die Erfahrungen, die Frankreich in diesem Sommer gemacht hatte, insofern von Bedeutung, als die Gesamtberechnung der auf einem europäischen Kriegsschauplatze verfügbaren französischen Streitkräfte eine erhebliche Aenderung erfuhr. Früher hatte man angenommen, daß 25000 Mann hinreichen würden, um die französischen Kolonien im Notfalle zu schützen. Jetzt wußte Europa, daß Frankreich für längere Zeit auf die Ruhe der Kolonie nicht rechnen konnte, wenn nicht 70000 Mann auf afrikanischem Boden standen.

Die Kriegführung der Franzosen in Afrika ist häufig dargestellt worden. Da sich der Charakter, die Fechtweise und Bewaffnung der Araber im Laufe der Zeit nicht geändert hatten, so war auch die Taktik der Franzosen dieselbe geblieben wie zu Zeiten des Marschalls Bugeaud, des siegreichen Herzogs von Isly. Für die Truppen waren die afrikanischen Expeditionen stets eine vortreffliche Schule, denn der Soldat lernte marschieren, Strapazen ertragen,

---

[1]) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. Berichte des Oberstleutnants Freiherrn v. Loë aus Paris 1864 bis 1867. Bericht vom 23. Juli 1864.

im Felde leben und alle Hilfsmittel, die sich ihm darboten, verwerten. Wenn mir Gelegenheit geboten wurde, mich persönlich von der Richtigkeit dieser bekannten Tatsachen zu überzeugen, so konnte ich mir zugleich einen Einblick in die Schießausbildung des Heeres verschaffen. Bei der Kolonne des Generals Rose befand sich keine Elite-Infanterie — Zuaven oder Chasseurs à pied —; es wurden daher die Voltigeurkompagnien der Linienbataillone zum Schützengefecht verwandt. Für die verhältnismäßig große Menge von Munition, die verbraucht wurde, war die Feuerwirkung außerordentlich gering. Dies Ergebnis mußte teilweise der mangelhaften Bewaffnung, in der Hauptsache aber wohl der geringen Feuerdisziplin zugeschrieben werden. Die Schützen blieben sich völlig selbst überlassen und verschossen ihre Munition oft auf ungeheure Entfernungen. Schließlich befahl General Rose, daß die Mannschaften nur gruppenweise auf Befehl eines Unteroffiziers ihr Feuer abgeben sollten. Da, wo dieser Befehl ausgeführt wurde, zeigten sich alsbald bessere Ergebnisse.

Für die leichte französische Kavallerie, die seit einiger Zeit mit dem Gewehr bewaffnet war und deren Pferde beim Schießen unbeweglich standen, war diese Waffe, besonders der arabischen Reiterei gegenüber, nicht ohne Wert. Allein die Ansicht, daß die Kavallerie durch häufigen Gebrauch des Gewehrs eine schädliche Vorliebe für das Feuergefecht faßt, fand sich bei jeder Gelegenheit wieder bestätigt.

Als ich nach Beendigung der Expedition gegen die Araber über Valencia und Madrid nach Frankreich zurückgekehrt war, gewährte mir der Kaiser eine Audienz und richtete an mich unter anderm die Frage, ob meiner Ansicht nach in der Kolonie eine Zivilregierung oder eine Militärverwaltung am Platze sei. Ich konnte nicht umhin, mich dahin auszusprechen, daß ich die Zivilregierung gegenüber einer kriegerischen Bevölkerung für bedenklich halte, eine Ansicht, der der Kaiser zuzustimmen schien. — Immerhin wurde meine Vermutung, daß die Bewegung in Algerien noch nicht endgültig erstickt sei, in vollem Maße bestätigt; sie dehnte sich sogar über Bezirke aus, die bis dahin ruhig geblieben waren. Erst der festen, einheitlichen Oberleitung des Marschalls Mac Mahon, der am 19. September in Algier eintraf, gelang es nach einem zweitmonatigen, äußerst beschwerlichen Feldzuge, die meisten aufständischen Stämme zur Unterwerfung zu zwingen.

Nach Rückkehr des Marschalls nach Paris begannen langwierige Beratungen über die Regelung der Verhältnisse in Algerien.

Der Kaiser Napoleon hatte für die afrikanische Kolonie, als eine Schöpfung der Orleans, nie eine Vorliebe gehabt und war durch die diesjährigen Ereignisse sehr verstimmt. Er trug nur mit Unmut die schwere Fessel, die Frankreich durch die Behauptung der Kolonie bezüglich seiner europäischen Politik angelegt war. Aus zuverlässiger Quelle erfuhr ich, daß er in seinen Besprechungen mit dem Marschall Mac Mahon stets betont hatte, daß die Anwesenheit von 80 000 Mann in Afrika seine Politik lahmlege, und daß dieser Zustand auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Von der geringen Befähigung der

Franzosen für die Kolonisation überzeugt, würde er der Aufgabe des Besitzes nähergetreten sein, wenn nicht von einem solchen Schritt eine Gefährdung seiner Dynastie zu besorgen gewesen wäre. Er befürwortete daher eine Beschränkung des Besitzes auf den Küstenstrich des Tell und dessen Schutz gegen die schwer zu unterwerfenden Stämme des Südens durch eine Kordonlinie.

Auf der andern Seite versprach sich Marschall Mac Mahon für Frankreich einen großen Vorteil aus einer möglichst beschleunigten und intensiven Entwicklung der Kolonie. Persönliche Anhänglichkeit des Marschalls an das Land, in dem er den größten Teil seines Lebens zugebracht, sowie feste Zuversicht auf Algeriens große Zukunft kamen hinzu.

Man war in Paris damals der Ansicht, daß der Kaiser dem Marschall freie Hand lassen werde, bis entweder europäische Verwicklungen eine bedeutende Machtentfaltung erfordern würden, oder bis der Kaiser den zur Ausführung seiner eignen Ideen geeigneten Mann gefunden hätte. In vertrauten Kreisen wurde der Marschall Bazaine als dieser Mann bezeichnet.

Inzwischen blieb es eine Tatsache von großer Wichtigkeit, daß, solange das System des Marschalls Mac Mahon befolgt wurde, die Schlagfertigkeit Frankreichs in Europa wesentlich gemindert blieb.

Bezüglich der Rückkehr des etwa 30000 Mann starken mexikanischen Expeditionskorps war noch nichts vorauszubestimmen. Der Oberst Manèque,[1]) ehemaliger Souschef des Stabes des Marschalls Forey und jetzt im Kriegsministerium angestellt, sprach, nach der von oben her ausgegebenen Parole, großes Vertrauen in die Zukunft des mexikanischen Kaiserreichs aus; allein auf meine Frage, bis wann er die Rückkehr der Truppen erwarte, antwortete er, sie würden gewiß nicht länger als drei Jahre dort verbleiben. Damit war die Unmöglichkeit bezeichnet, überhaupt das Ende der mexikanischen Unternehmung abzusehen.

Am Schlusse des Jahres 1864 befanden sich somit 110000 Mann französischer Truppen außerhalb Europas, ungerechnet die dazu gehörigen Depots in Frankreich.[2]) Diese Zahl bezeichnete einen Ausfall, der bei Ausbruch eines europäischen Krieges sehr erheblich in die Wagschale fallen mußte. In den maßgebenden Pariser Kreisen hatte man auch das volle Bewußtsein, daß Frankreich seit Jahren nicht so beschränkt in seiner militärischen Machtentfaltung in Europa gewesen war wie in diesem Augenblick. Für die allgemeine politische Haltung der Regierung mußte dieses Bewußtsein ein erheblicher Faktor sein.

Bei meiner Rückkehr nach Paris hatte ich die Nachricht vorgefunden, daß der Kriegsminister, General von Roon, einer Einladung des Kaisers Napoleon zum Besuche des Lagers von Châlons folgend, im August dort eintreffen werde. Auch der Kronprinz von Italien, die meisten Marschälle und viele andre Generäle,

[1]) 1870 als General Chef des Generalstabes des III. Armeekorps (Bazaine).
[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 1. Januar 1865.

darunter der General Bourbaki,[1]) damals Divisionskommandeur in Metz, wurden in Châlons erwartet, wo unter der Leitung des Generals de Lartigue[2]) Versuche mit den neuen Hinterladermodellen Manceaux und Chassepot gemacht werden sollten.

Bekanntlich war die französische Infanterie damals noch mit einem gezogenen Vorderlader System Minié bewaffnet, der nach den vom Obersten Neßler, Direktor der Schießschule von Vincennes, angebrachten Verbesserungen in der Armee Fusil Nessler hieß. Seine Treffsicherheit war nicht schlecht, wurde jedoch durch eine höchst mangelhafte Visiereinrichtung beeinträchtigt.

Nachdem ich mich zum Empfange des Kriegsministers nach Châlons begeben hatte, konnte ich mich hier bald davon überzeugen, daß nur ein kleiner Teil der versammelten Generale die Mangelhaftigkeit des Fusil Nessler im Vergleich mit dem preußischen Zündnadelgewehr erkannte. Die meisten legten auch der Einführung eines Hinterladers wenig Wert bei, weil sie das Bajonett für die Hauptwaffe der Infanterie hielten. Unter den wenigen, die für Einführung eines Hinterladers stimmten, befanden sich Marschall Mac Mahon, General de Lartigue und General Bourbaki. Der Kaiser hatte sich noch keine bestimmte Ansicht gebildet. Wie in allen militärischen Fragen schwankte er zwischen den Ansichten der altnapoleonischen Schule und der jungen Generation. Ich erinnere mich, daß die verschiedenen Ansichten der beiden Parteien an einem Gesellschaftsabend beim Kaiser so heftig verfochten wurden, daß der Kriegsminister von Roon es für taktvoller hielt, sich mit seiner preußischen Begleitung zurückzuziehen. „Gott gebe,“ sagte er, als wir uns in unsre Zelte begaben, „daß die alte Schule noch lange im Rate des Kaisers die Oberhand behält.“ Was nun den Ausfall der Schießversuche betrifft, so trug zweifellos die Partei der Hinterlader einen glänzenden Sieg davon, der aber trotzdem die Gewehrfrage noch nicht zur Entscheidung brachte.

Nach Beendigung des Lagerbesuches von Châlons begab sich General von Roon, von mir begleitet, nach Cherbourg, um die dortige französische Flotte zu sehen, und reiste dann zurück in die Heimat, um den Manövern der 1. Gardedivision beizuwohnen, die bei Potsdam vor dem Könige stattfanden.

Als ausländische Gäste waren der Kaiser von Rußland, der österreichische General von Gablenz, bekannt als Führer der österreichischen Truppen in dem eben beendeten dänischen Kriege, und der französische General Bourbaki anwesend, den der König, als Gegenhöflichkeit für die Anwesenheit des Generals von Roon in Châlons, eingeladen hatte. General Bourbaki, zu dessen Führung ich kommandiert wurde, war seiner Abstammung nach ein Grieche, damals achtundvierzigjährig und schon seit sieben Jahren Divisionsgeneral; er gehörte zu den angesehensten jüngeren Generalen der französischen Armee. In

[1]) Bourbaki war 1870 Kommandeur der Kaisergarde, später der Ostarmee, die am 1. Februar 1871 über die schweizerische Grenze gedrängt wurde. Er starb erst 1896.

[2]) Lartigue war 1870 Divisionskommandeur im I. Armeekorps (Mac Mahon).

Algerien, dann in der Krim, besonders bei Inkerman, zuletzt bei Solferino hatte er sich besonders ausgezeichnet und stand an der Spitze der Partei, die im Gegensatze zu den altnapoleonischen Generalen den Fortschritt in der Armee, allerdings bis dahin erfolglos, anstrebte.

In seiner Begleitung befand sich außer einem Oberstleutnant der Kavallerie auch der Oberst von Berckheim, damals Ordonnanzoffizier des Kaisers und Kommandeur der reitenden Gardeartillerie zu Versailles. Er entstammte einem alten elsässischen Adelsgeschlechte, das dem Kaiser Napoleon I. einen angesehenen Kavallerie-Divisionskommandeur gegeben hatte. Als unsre Truppen 1849 bei der Verfolgung der badischen Freischaren Kehl berührten, empfing uns hier der in Straßburg stehende junge Artilleriehauptmann von Berckheim in liebenswürdigster Weise und zeigte uns Stadt und Festung, wobei wir viele unsrer bisherigen badischen Gegner antrafen, die sich auf französischen Boden geflüchtet hatten. Seitdem gehörte er zu meinen nächsten Freunden in der französischen Armee und war mir in Paris von größtem Wert; namentlich bei allen artilleristischen Fragen konnte ich mich stets vertrauensvoll und erfolgreich an ihn wenden.[1])

Die Potsdamer Manöver boten mir Gelegenheit, den glänzenden Ruf des Generals Bourbaki durchaus gerechtfertigt zu finden. Er beobachtete die preußische Infanterie mit seltener Gründlichkeit und Sachkenntnis und faßte zum Schlusse sein bewunderndes Urteil in die Worte zusammen: „Vous avez la première infanterie du monde."

Vor seiner Heimreise sprach er den Wunsch aus, die Spandauer Schießschule zu besichtigen. Obgleich ich angewiesen war, dem General alles zu zeigen, was er zu sehen wünschte, so glaubte ich doch den König um die nur ausnahmsweise gewährte Erlaubnis hierzu besonders bitten zu müssen. Zugleich hielt ich mich für verpflichtet, Seine Majestät unter Hinweis auf meine Berichte über die Unvollkommenheit der französischen Infanteriebewaffnung und die mangelhafte Schießausbildung daran zu erinnern, daß es mir bedenklich erscheine, in diesem Augenblicke gerade demjenigen französischen General die Vorzüge des Zündnadelgewehrs an Ort und Stelle vor Augen zu führen, der in erster Linie die Einführung des Hinterladers in der französischen Armee vertrat. Der König antwortete mir mit den für den hohen Herrn so charakteristischen Worten: „Veranlassen Sie, daß der Kommandeur der Schießschule dem General Bourbaki und seinen Begleitern die Schießschule und ihre Leistungen ohne jeden Rückhalt zeigt. Mögen die Herren Franzosen unsre Schießeinrichtungen sich immerhin auf das genaueste ansehen. Ich habe keine Bedenken dagegen. Denn wenn sie auch unsre Bewaffnung und unser System kennen lernen, die Schießausbildung unsrer Leute können sie doch nicht mit nach Frankreich nehmen."

---

[1]) Nach der Kapitulation von Metz verbrachte General v. Berckheim seine Kriegsgefangenschaft auf seinen Wunsch und meine Verwendung in Wiesbaden. Zuletzt war er kommandierender General in Le Mans; noch kurz vor seinem Tode habe ich ihn in Paris aufgesucht.

So wohnte denn am nächsten Morgen der General, hocherfreut über die bereitwilligst erteilte Erlaubnis, einer Besichtigung der Schießschule bei. Die glänzenden Ergebnisse überstiegen seine Erwartungen in so hohem Maße, daß er, nach Paris zurückgekehrt, einen Bericht erstattete, der ebensosehr das Interesse des Kaisers Napoleon wie den Unwillen des Kriegsministers Marschalls Randon erregte. Indem er darin das Zündnadelgewehr gegen verschiedene Vorwürfe in Schutz nahm, kam er zu dem Schlusse: „Il n'est pas douteux que l'armée prussienne possède dans ce moment la première mousqueterie du monde. Jusqu'à 400 mètres il y a menace de mort partout.“

Für mich entstanden aus diesem Zusammensein mit dem General Bourbaki nahe freundschaftliche Beziehungen, die mich bis zum Ende meines Pariser Kommandos mit ihm verbanden. (Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

VII

Frankfurt, den 20. Oktober 1854.

Diesmal habe ich Dich länger als gewöhnlich auf eine Antwort warten lassen, mein lieber Herzens-Rudolf, doch mußt Du dies entschuldigen, da ich die beiden letzten Tage von Zahnweh geplagt wurde. Heute habe ich nur noch eine dicke Backe und muß deshalb viel über mein schiefes Aussehen hören. Sylvie sagte: „Wenn Rudolf Dich jetzt sähe, würde er Dich gewiß recht häßlich finden.“ Dein letzter Brief, mein bester Rudolf, hat mich um so mehr erfreut, da ich ihn noch gar nicht so zeitig erwartet hatte und ich mir nicht einbildete, daß meine Bitten und Ermahnungen solchen Erfolg haben würden. Desto dankbarer bin ich Dir aber für Dein schnelles Antworten, mein Herzens-Rudolf, und kann es daher nicht unterlassen, Dir heute ein paar Worte zu sagen, obgleich ich noch im Bette bin und mein Geschreibsel daher noch häßlicher als gewöhnlich werden wird, was ich Dich zu entschuldigen bitte. Während dieser paar Tage meiner Erkältung hatte ich hinreichende Muße, an Dich zu denken, mein geliebter Rudolf, und es kam mir vor, als ob auf diese Weise die Schmerzen leichter zu ertragen wären und als ob die Zeit viel schneller hinginge. Heute morgen ließ ich mir durch Julie, der man wohl einen solchen Schatz anvertrauen kann, den Kasten mit Deinen Briefen bringen und erfreute mich daran, einige wieder durchzulesen, was ich überhaupt sehr oft tue, wie Du Dir leicht denken kannst, besonders wenn ich mich vergeblich nach einem neuen Briefe von Dir sehne. Denke aber nur nicht: ‚Dann kann sie ja mit den alten zufrieden sein,‘ denn das ist gar nicht im geringsten der Fall; und die Freude, Deine alten

Briefe wieder durchzusehen, kommt doch der nicht gleich, die ich empfinde, wenn ich einen neuen von Dir erhalte, mein innigst geliebter Rudolf.

Wir sind nun jetzt so ziemlich eingewohnt hier in der Stadt, und unsere Wohnung gefällt mir bis auf unsere Stube, welche sehr groß ist und zu gleicher Zeit die Eßstube mit vorstellt, sehr gut ...

Gestern mußte leider Tante Minna statt meiner nach unsrer alten Wohnung und die Sachen packen lassen, was mir recht unangenehm war, da Tante Minna bis nach Mittag in der Kälte die Packer beaufsichtigte. Sie will mir heute die Mühe abnehmen, einige Aufträge für Dich aufzuschreiben; diese scheinen mir indessen viel wichtiger als die vorigen, und es wäre gut, wenn Du sie ausführen möchtest. Darüber, daß Du jetzt schon häusliche Beschäftigungen vornahmst, habe ich mich sehr amüsiert, mein teurer Rudolf; es ist doch wirklich unrecht, daß Du für so unpraktisch verschrien bist ...

Dein Vater las neulich in den Zeitungen, daß die Schwurgerichte in Göttingen den 20. November wieder angehen; mußt Du dann auch wieder mit dabei tätig sein, oder ist dies nicht nötig? Es wird dunkel, und ich muß Dir für heute Adieu sagen, mein teurer Rudolf, behalte mich lieb in dieser langen Zeit, die wir voneinander getrennt sind, und denke von Zeit zu Zeit an Deine Dir von ganzem Herzen ergebene

Anna.

*

Göttingen, 26. Oktober 1854.

Heute, meine teure Anna, bin ich endlich so glücklich, Dir sämtliche für unsre Trauung in Frankfurt nötigen Papiere schicken zu können. Das Vergnügen, Dir zu antworten, habe ich mir auch ein bis zwei Tage verschoben, weil ich jeden Augenblick die vor einer Stunde angelangte Resolution des Konsistoriums erwartete.

Du erhältst hierneben also — außer dem Briefe für Mutter, den Du wohl gütigst überlieferst,[1])

1. Deinen Taufschein,
2. meinen Taufschein,
3., 4. die Todesscheine Deiner Eltern,
5. die Genehmigung der Vormundschaft und Obervormundschaft,
6. die Genehmigung des Justizministeriums,
7., 8. die Dispensationen des Konsistoriums von der Verwandtschaft und meinem Aufgebot,
9. den Heiratsschein des hiesigen Magistrats,
10. auch noch zu aller Sicherheit für etwaige pedantische Bedenken meine Dechargierung von der Vormundschaftsführung.

Durch Leonhardis Vermittelung werden ja hoffentlich die Genehmigung des dortigen Magistrats und die dortigen Aufgebote nicht mehr als einige Wochen

---

1) Dieser Brief ist weiter unten abgedruckt.

in Anspruch nehmen, so daß am 20. oder 21. der von mir mit solcher Ungeduld und Sehnsucht erwartete Tag unsrer Vereinigung jedenfalls würde sein können. Macht nur Leonhardi, welcher mir auch reichlich pedantisch zu sein scheint, die Sache recht eilig!

Von Deiner Erkältung und dicken Backe bist Du doch jetzt wieder befreiet, meine geliebte Anna. Sylvie mag sich mit ihren überflüssigen Spötteleien übrigens nur zur Ruhe begeben. So leicht werde ich Dein mir so liebes Gesicht nicht häßlich finden, wenn es mir freilich ohne solche nicht zur Sache gehörenden Anschwellungen weit anmutiger und küssenswerter erscheinen würde.

Mit unserm alten Direktor habe ich heute wegen des Schwurgerichts Rücksprache genommen, wo er denn doch gleich so verständig war, mich von den Sitzungen für dieses Mal freizusprechen, mir auch zum Zweck meiner Hochzeit sechs bis sieben Tage Urlaub zu bewilligen. Ueberlegt daher alles genau, damit ich schon etwas über acht Tage vorher weiß, wann die Hochzeit sein kann. Wenn in den hiesigen Geschäften mich nichts hindert, könnte ich dann schon einige Tage vor der Trauung wieder bei Dir sein, meine teure, geliebte Anna.

Daß ich nicht nach Celle gehe, wird Deinen Wünschen hoffentlich auch entsprechen. Deine Meinung konnte ich nicht gut vorher einholen, weil der Oberstaatsanwalt die Antwort mir eilig gemacht hatte. Auch ließe sich wohl darüber streiten, ob dies nicht einer der Fälle ist, wo dem Manne — oder Bräutigam — allein die Entscheidung überlassen bleiben muß, natürlich unter Einholung des Rates der verständigen Hausfrau. Die Verteilung der Gewalten künftig in unserm kleinen Hausstaate wird überhaupt wohl nicht ohne allen Kampf und Aerger abgehen. Wenn Du aber Dich bescheidest, ebensowenig — entscheidend — in die Regierungsdepartements eingreifen zu wollen, welche ich mir vorbehalten möchte, als ich mit Achtung und Ehrerbietung Deinem verständigen Walten in Küche und Keller und Schränken zusehen werde, so sollen die Apostel des Friedens in den Grenzen unsers Reiches bald ihre Lungen sparen können.

Tante Minna sage vielen Dank für ihre Ratschläge, welche ich stets, mögen sie erbeten oder nicht erbeten sein, mit dankbarem Respekte hinnehmen werde. Der größte Teil des von ihr Anempfohlenen ist längst besorgt. Die betreffenden Maße werde ich mit dem nächsten Briefe schicken, da ich Eile habe, daß dieser mit der heutigen Post noch fortkommt . . . (folgen Einzelheiten über Möbel und so weiter). Jedenfalls wird hier alles fertig sein können bis zur Mitte nächsten Monats allerspätestens. Alles hängt also jetzt von der Beschleunigung der Dinge in Frankfurt ab.

Einiges andre, was Dich noch interessieren könnte, wird sich in dem gestern an Mutter geschriebenen Briefe finden. Deshalb Adieu für heute, meine süße, kleine Braut. Mach nur, daß ich Dich bald noch mit einem teureren Namen nennen darf, mein einziggeliebtes Herz Du.

Rudolf.

*

Der tags zuvor an seine Mutter gerichtete Brief, auf den sich Bennigsen am Schlusse des vorstehenden bezieht, mag darum an dieser Stelle eingeschaltet werden, zumal da er von erheblicherem biographischen Interesse ist.

Göttingen, 25. Oktober 1854.

„Meine teure Mutter!

Wenn ich Dir auch in diesem letzten halben Jahre weniger schrieb, da ja meine Briefe an Anna zugleich immer Nachrichten für Euch alle enthielten, so kann ich doch unmöglich Deinen Geburtstag vorübergehen lassen, ohne Dir meine herzlichen Glückwünsche zu sagen und Dir die Liebe und Ehrerbietung zu erkennen zu geben, die Du von Deinen Kindern in so seltenem Maße verdienst. Für mich und Anna soll auch gewiß das eheliche glückliche Verhältnis meiner Eltern stets ein Vorbild sein, das wir verehren und dem wir nachstreben werden.

Da der Pfarrer Schrader vom 13. bis 20. November verhindert ist, vor dem 13. aber wohl nicht alles wird in Ordnung sein können, so würde es wohl gut sein, wenn baldmöglichst ein Tag gleich auf oder nach dem 20. November für die Hochzeit angesetzt würde. Acht Tage vorher muß ich aber jedenfalls den Tag wissen, teils meiner Geschäfte, teils auch Ferdinands und Karls wegen. Rudloff wird unter diesen Umständen leider wohl nicht kommen können, da er Mitte nächsten Monats spätestens aus München zurückkehrt und hinterher nicht wieder Urlaub nehmen kann, wie er mir sagte.

Von dem Oberstaatsanwalt Lüder zu Celle hatte ich kürzlich einen Brief, worin er mir die Stelle eines Oberstaatsanwalts-Substitut, welche durch die Versetzung von Herrn Erck in das Justizministerium vakant geworden ist, anbot. Diese Stellung wäre für meine Jahre vielleicht die ehrenvollste in der Justizpartie, auch schlug L. mir vor, daß ich — falls ich zu den andern Sachen nicht Lust habe — nur Rechtssachen und deren Vertretung als Oberstaatsanwalt vor dem Kassationshofe haben solle. Dazu ist L. einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Geschäftsmänner; 200 Rtlr. jährliche Zulage würde ich auch erhalten haben. Das alles machte mich einen Augenblick nachdenkend und zweifelhaft. Ich habe Lüder aber nach 24 Stunden abgeschrieben, weil ich auf langjährigen Wunsch nach Göttingen versetzt sei und beschlossen habe, hier eine Reihe von Jahren zu bleiben und Studien zu treiben. Man kann auch unmöglich alle Augenblicke seine Lebenspläne ändern. Außerdem würde schon die gemeinste Klugheit und Vorsicht mich auffordern müssen, einen Posten auszuschlagen, wo selbst ein mir — überhaupt und am allermeisten in der nächsten Zeit — nicht zusagendes pferdemäßiges Arbeiten mich nicht einmal sicher vor äußerster Blamage schützen könnte. Wollen die hochmögenden Herren hierzulande mich einmal durchaus eine ungewöhnliche Karriere machen lassen, so ist dazu noch immer Zeit, wenn ich einige Jahre in aller Muße hier studiert habe, und dann wenigstens nicht mehr meine gänzliche Oberflächlichkeit durch kalte Dreistigkeit zu verdecken brauche.

Von Karln soll ich Dir viele Grüße und Glückwünsche sagen, meine beste Mutter. Er ist sehr fleißig bei seinen Kollegien und Arbeiten. Einigen Rat werde ich ihm bisweilen schon geben können. Doch, denke ich, wird er diesen Winter schon die nötigen Fortschritte machen, da ein ganz ausgezeichnet gediegener und talentvoller junger Advokat Miquel[1]) von hier sich hat bewegen lassen, ihm, einem jungen Lenthe, Reden aus Winsen und zwei andern, ein — wöchentlich sechsstündiges — Pandektenrepetitorium zu geben. Dazu hört er Relatorium dreistündig und Prozeßpraktikum einstündig bei dem Professor Hartmann, einem Lüneburger Schulbekannten von mir, der ganz das geworden ist, was die Lehrer von ihm erwartet haben, und gewiß mit den Jahren einer der namhaftesten Rechtslehrer sein wird.

Ich selbst höre vierstündig nachmittags von 5 bis 6 Uhr Finanzwissenschaft beim Professor Hanssen. Außerdem werde ich noch ein zweistündiges Kolleg über hannoversche Statistik beim Professor Wappäus hören, wenn dies Kolleg zustande kommt. Mein Umgang mit jüngeren Beamten und Dozenten ist auch recht amüsant und anregend. Ein wöchentliches wissenschaftliches Kränzchen mit abwechselnden Vorträgen und Disputationen unter Leitung eines Präsidenten werden wir am Sonnabend eröffnen. Adieu, meine teure Mutter. In einigen Wochen hoffe ich Dich und Vater recht wohl zu finden. Mit den herzlichsten Grüßen

Dein treuer Sohn

Rudolf."

*

Frankfurt, 29. Oktober 1854.

„Mein teurer Rudolf!

Gestern kam Dein Paket mit den verschiedenen Papieren und Briefen hier an. Deine Mutter freute sich, glaube ich, sehr, daß sie noch einen Glückwunsch von Dir erhielt, mein Herzens-Rudolf, denn sie sagte vorigen Montag noch sehr zweifelnd: ‚Ob Rudolf wohl daran denkt, daß mein Geburtstag ist, und mir schreibt.' Du siehst hieraus, in welchem Rufe Du bei Deinen Eltern und Geschwistern stehst. Wenn ich zu Zeiten darüber klagte, daß Du mir so selten schriebest, so gab man mir stets zur Antwort: ‚Freue dich, daß er Dir noch so oft schreibt.' Ich hatte indessen andere Begriffe von oft schreiben und fand dies daher einen sonderbaren Trostspruch.

Deine Eltern haben unsern Hochzeitstag auf Dienstag den 21. festgesetzt und die Ziviltrauung schon einen Tag vorher. — Daß Du die Schwurgerichtssitzungen nicht mitzumachen brauchst, liebster Rudolf, ist ja sehr schön, und der Direktor benimmt sich auch darin sehr liebenswürdig, daß er Dir mehrere Tage Urlaub geben will, sieh nur zu, daß er so lang wie irgend möglich wird, damit ich Dich recht bald wiedersehe und wir vor der Hochzeit noch einige Zeit zusammen

---

[1]) Ueber den Beginn der Freundschaft Bennigsens mit Miquel vergl. den Brief vom 10. Oktober 1854 im Januar-Heft der „Deutschen Revue" S. 39. Der hier genannte jüngere Bruder Rudolf v. Bennigsens, Karl, starb bald darauf, im März 1855, zu Göttingen an den Folgen einer im Duell erhaltenen Verwundung.

sein können, mein innigstgeliebter Rudolf. — Wie oft denke ich jetzt an unsre Zukunft, an die immer näher rückende Zeit unserer Vereinigung. Du weißt ja, wie unendlich lieb ich Dich habe, mein teurer Rudolf, und wie es stets der größte Wunsch meines Lebens sein wird, Dich glücklich zu machen; aber oft werde ich doch ganz angst und denke, es wird mir nicht so recht gelingen, ich könnte den Ansprüchen nicht genügen, die Du an mich machen wirst, und dies wäre doch schrecklich und würde mich sehr unglücklich machen, mein teurer Rudolf. Wenn Liebe und Anhänglichkeit von meiner Seite Dich allein schon glücklich machen könnten, dann brauchte ich nicht zu zagen, aber da dies ja längst nicht hinreichend ist, werde ich Deine Nachsicht oft in Anspruch nehmen müssen, mein geliebter Rudolf. Wundere Dich nur nicht, wenn Du mich bei näherer Bekanntschaft noch weniger liebenswürdig findest als bis jetzt. Du hattest vorigen Sommer schon so vieles an mir zu tadeln und wirst nun in Zukunft noch mehr Schwächen und Fehler bei mir entdecken, darauf mache Dich nur gefaßt, mein bester Rudolf.

All die verschiedenen notwendigen Papiere zu unserer Trauung wurden Leonhardi gestern gleich zugeschickt, und als ich heute morgen nach der Kirche bei Luischen vorging, zeigte sie mir ein Schreiben, welches Louis in meinem Namen an den Senat aufgesetzt hatte, worin ich ihn, in Ermangelung Deiner Anwesenheit, ersuchen muß, seine Einwilligung zu unserer Heirat zu geben, da wir hier Fremde sind. Morgen soll ich nun das genannte Schreiben unterzeichnen; es sind wirklich sonderbare Weitläuftigkeiten!

Zu morgen Mittag erwarten wir Louis und Luischen hier, da sie den Geburtstag Deines Vaters mit uns feiern wollen.

Vorigen Donnerstag hörten wir eine Vorlesung von Doktor Böttcher über Elektrizität; es war sehr interessant. Er hält bis zum Frühjahr jede Woche eine Vorlesung, und Tante Minna, Elise und Sylvie unterschrieben dazu. Ich denke nun zu meiner Belehrung diese paar Wochen noch mit dorthin zu gehen.

Daß Du die Stelle in Celle nicht annahmst, ist gewiß recht gut; dort hättest Du vielleicht viele und unangenehme Arbeiten gehabt, und in Göttingen bist Du ja wohl mit dem zufrieden, was Du zu tun hast, und es bleibt Dir noch hinreichende Zeit, um Kollegien zu hören und Studien zu treiben, mein Herzens-Rudolf. Daß Dir das Leben in Göttingen sehr gefällt, wie man ja aus jedem Deiner Briefe sehen kann, freut mich sehr; schreibe mir nur immer recht ausführlich über alles, denn Du weißt ja, wie ich mich für jede Kleinigkeit interessiere, die Dich betrifft, lieber Rudolf.

Wir lasen diese Abende nach dem Tee das Lustspiel von Shakespeare ‚Die bezähmte Widerspenstige‘, über welches wir uns alle sehr amüsierten. Heute abend wird nun wahrscheinlich mit dem Lesen irgendeines Cooperschen Romans begonnen.

Tante Minna und Deine Mutter trugen mir Grüße für Dich auf, und letztere läßt Dir sagen, sie werde Dir in den nächsten Tagen schreiben. Lebe wohl, mein innigstgeliebter Rudolf, ich schließe meinen Brief wie gewöhnlich

mit der Bitte, mich nicht gar zu lange auf Nachricht warten zu lassen, nach der ich mich immer so sehr sehne.

Mit treuer Liebe

Deine Anna."

*

Göttingen, 4. November 1854.

„Meine teuerste Anna!

Durch Deinen und Mutters Brief hatte ich ja die große Freude zu erfahren, daß unsrer Vereinigung nun keine Schwierigkeiten mehr im Wege stehen. Lang genug werden diese paar Wochen mir freilich noch werden, bis daß ich meine kleine Frau von Frankfurt entführen kann. Den 21. November darf ich doch wohl als feststehenden Hochzeitstag annehmen und Rudloff und Ferdinand deshalb Mitteilung machen. Wenn nichts mich zurückhält, werde ich Freitag am 17. nachmittags schon bei Dir sein, damit ich doch noch einige Tage für meine Braut habe. Am Mittwoch oder Donnerstag könnten wir dann hier ankommen, und hoffe ich, daß die Herrn Direktoren so gnädig und vernünftig sein werden, mich bis zum folgenden Montage mit ihren trockenen Dienstgeschäften zu verschonen, damit ich mich in meiner eignen Häuslichkeit erst gehörig einleben und mich mit meiner hübschen jungen Hausfrau in Ruhe erst noch etwas verziehen kann.

Was Du doch für hypochondrische Einfälle hast, Du komische kleine Person! Wenn Deine seltene Bescheidenheit nicht eine Deiner liebenswürdigsten Eigenschaften wäre, meine geliebte Anna, so müßte ich Dir eigentlich Vorwürfe darüber machen, daß Du Dich mit solchen Grillen und Sorgen quälst, ob Du mich auch wohl würdest glücklich machen können. Ich kann mich wahrhaftig nur zu glücklich nennen, daß mir im Leben Gelegenheit geworden ist, einen solchen Schatz einfacher, echter Weiblichkeit kennen und würdigen zu lernen, meine teure Anna. Statt Dich mit solchen törichten Sorgen zu quälen, solltest Du lieber der Rede eingedenk sein, welche Tante Julchen mir gehalten hat, welche jedenfalls hier einmal die Sache am richtigen Ende angegriffen hat, wenn sie meinte, daß ganz allein ich die Schuld tragen würde, wenn ich mit einem solchen — um ihre vielen Worte kurz zu fassen — Engel von jungem Wesen in der Ehe nicht ganz exemplarisch glücklich würde.

Deine Sachen in elf Kollis sind hier glücklich angelangt und stehen unter Verschluß in dem hinteren Fremdenzimmer. Mein Schweizertisch scheint übrigens nicht darunter zu sein. Seit einigen Tagen schlafe ich in diesem Zimmer, weil die hellgrüne Maltapete in meiner Kammer arsenikgiftig war. Ich habe sie, als ich mich des Morgens immer ganz unbehaglich und elend fühlte, untersuchen und herausreißen lassen. Daß diese hellgrünen Farben noch so viel benutzt werden, ist ein wahrer Skandal. Die Weißbinder, welche zwei Tage brauchten, diese alte grüne Klexerei herunterzureißen und zu kratzen, sagten auch, die hellgrünen Farben seien meistens so giftig, daß sie sich beim Reiben derselben immer Mund und Nase verbinden müßten und doch nicht hindern könnten, daß ihnen dabei das Gesicht anschwelle.

Mutters Besorgnisse wegen Kartoffeln und Aepfel mögen sich nur beruhigen. Die Meyer erbot sich schon vor einiger Zeit, Kartoffeln zu besorgen, und hat vielleicht die Güte, auch ein Malter Aepfel für uns einzukaufen. Durch sie auf dem Markte besorgt, liegt seit vierzehn Tagen in Deiner künftigen Kammer bereits ein ganzer Berg von scheußlich unästhetischen bunten Pötten, hölzernen Bütten und dergleichen fabelhaftem Geräte.

In der einen der kleinen Kabuzen hinter dem Fremdenzimmer, die wir eigentlich nicht mitgemietet hatten, hatte die Frau Hofrätin noch immer ihr altes Gerümpel stehen und liegen. Da der Eingang zu dem Fremdenzimmer durch die zweite Kabuze führt, so kann in dieser die Köchin wohl nicht gut schlafen. Ich habe deshalb schon vor einiger Zeit die Frau Kraut fragen lassen, ob sie die zweite Kabuze nicht missen könne. Da sie aber den Platz für ihr altes Gerät dort besonders zusagend zu finden scheint, so hat sie statt dessen eine andre Schlafkammer für die Köchin hier oben im Hause offeriert. Ich will morgen, Sonntag, mit ihr über diese Geschichte sprechen ...

Hat es mit meinem Trauringe nicht Zeit bis zum 17. in Frankfurt? Ich fürchte, wenn der Goldschmied nicht selbst meinen Finger mißt, wird er nachher nicht ordentlich passen.

Sage doch Mutter herzlichen Dank für ihre freundlichen Worte. Sie nimmt es wohl nicht übel, wenn ich ihr nicht mehr antworte vor meiner Ankunft. Vatern sagst Du wohl in meinem Namen auch meinen etwas verspäteten Glückwunsch zu seinem — wie Mutter schreibt, in so erfreulichem Wohlsein verlebten — Geburtstage.

Leb wohl heute, meine liebe, teure Anna. Wenn ich Dir doch nur mal einen Kuß geben könnte, meine kleine süße Braut. Vierzehn Tage ist auch noch eine traurig lange Zeit.

Gute Nacht, mein teures Herz.

Dein treuer Rudolf.

Karl soll, wie ich höre, fleißig mit Kollegien und Repetitor beschäftigt sein. Werde nur in aller Geschwindigkeit nicht gar zu gelehrt bei Herrn Böttcher!"

*

Frankfurt, den 7. November 1854.

„Mein bester Rudolf!

Ich wartete bis heute mit der Beantwortung Deines mir so lieben Briefes, da ich heute morgen erst mit Tante Minna bei einem Goldarbeiter war, um wegen der Ringe mit ihm zu sprechen, und wir erhielten die Antwort, daß er dieselben schon Sonnabend in acht Tagen fertig haben könnte, wenn er Freitag abend Nachricht bekäme. Ich hatte im geheimen gehofft, daß er recht lange Zeit gebrauchen würde und Du hierdurch genötigt worden wärest, eilig die Maße Deines Fingers zu schicken und mir bei dieser Gelegenheit ein paar Worte zu schreiben, mein innigstgeliebter Rudolf, trotz dieses Familienfehlers, von dem keiner von Euch verschont geblieben zu sein scheint. Tante Julchen antwortete

noch immer nicht auf die Einladung Deines Vaters zu unserer Hochzeit; Karl ließ noch nichts von sich hören, obgleich die Geburtstage seiner Eltern waren, und Dein Onkel Rudolf schrieb nicht, nachdem er vorigen Sommer hier gewesen; doch ich darf wohl nichts gegen diese sonst so liebenswürdige und hochzuachtende Familie sagen, mit der ich nun bald noch näher verwandt werden soll.

Mein Herzens-Rudolf, wie glücklich kann ich mich schätzen, daß sich alles so zu meinem Besten gewandt hat, daß ich Dir angehöre; ich kann dies wirklich nie genug mit Dank gegen den Himmel erkennen. Es kann gewiß selten eine Braut mit solchem Stolze und solcher Freude an ihren Verlobten denken als ich, und mit solchem Vertrauen an die Zukunft denken (wo mir an Deiner Seite das Leben viel schöner erscheinen wird) als ich. Ich glaube, dies ist nicht allein meine Ansicht, sondern die aller, welche Dich kennen, wenn Du auch bisweilen diesen Sommer im Scherz behaupten wolltest, daß Deine Bekannten keine so günstige Meinung von Dir hätten; dies ist vielleicht die einzige Sache, welche ich besser weiß als Du.

Wie soll ich Dir meine Freude aussprechen, bester, lieber Rudolf, daß ich Dich nun so bald wiedersehe; die Zeit, welche wir getrennt sein müssen, ist auch wirklich so lang, daß ich fast Zeit genug gehabt hätte, Dich zu vergessen, wenn ich Dich nicht so unendlich lieb hätte, mein teurer Rudolf. Eigentlich hatte ich erwartet, daß Du noch ein paar Tage eher kommen würdest, und würde etwas niedergeschlagen gewesen sein, wenn Dein netter, freundlicher Brief mich für Dein längeres Ausbleiben nicht einigermaßen entschädigt hätte. Du mußt mir aber noch genau schreiben, um welche Zeit Du Freitag über acht Tage bei uns eintreffen kannst, und es nicht so machen wie vorigen Sommer (ich habe dies noch nicht vergessen), wo ein zuletzt noch von mir erwarteter Brief von Dir ausblieb. Die Hälfte der Familie wird wohl im Konzerte sein, wenn Du ankommst, da jeden Freitag einige von uns sich dies Vergnügen machen.

Louis hat sich bei der Besorgung von all dem, was Du ihm wegen unserer Trauung aufgetragen, bis jetzt nicht als pedantisch gezeigt und brachte alles so weit, daß wir vorigen Sonnabend im Blättchen standen und vorigen Sonntag von Pfarrer Schrader in der Kirche aufgeboten wurden ...

(Ein Bogen des Briefes ist verloren gegangen.)

Wegen der alten grünen Tapete habe ich Dich recht bedauert, teurer Rudolf, hoffentlich fühlst Du jetzt nichts mehr von dem Gifte, was Du eingeschluckt hast. Sehr zu loben bist Du wirklich wegen der Besorgung der häuslichen Angelegenheiten, ich hätte Dir so etwas gar nicht zugetraut. Heute schreibe ich Dir nun wohl zum letzten Male und kann mich deshalb gar nicht gut von Dir trennen, mir ist es, als hätte ich Dir noch so vieles zu sagen, mein allerbester Rudolf; wie gern möchte ich Dich einmal sehen und Dir sagen, wie lieb ich Dich habe, und wie mein ganzes Leben hier fast ein Gedanke an Dich ist, mein teurer, bester Rudolf. Bald habe ich Dich ja nun hier, und bis dahin lebe Du recht wohl. Von ganzem Herzen Deine Anna."

*

Frankfurt, den 14. November 1854.

„Mein bester Rudolf!

Nachdem ich den ganzen Tag in der Stadt umhergelaufen bin, heute morgen mit Tante Minna und heute nachmittag mit Deiner Mutter, finde ich endlich einen Augenblick Zeit, um Dir noch eine Bitte Deines Vaters vorzutragen. Er wünscht nämlich, daß Du ihm Bennigser Papiere mitbringst; alle die, welche ihn interessieren würden, hauptsächlich solche, welche den Holzverkauf beträfen.

Nun noch drei Tage, und Du bist bei mir, mein herzenslieber Rudolf; wie froh wird mir zumute, wenn ich daran denke, ich werde die Zeit kaum erwarten können, wo ich Dein mir so liebes Gesicht wiedersehen werde, und wo wir, wie vorigen Sommer, vertraulich miteinander plaudern können, mein liebster Rudolf. Wenn ich freilich daran denke, daß ich dann schon so bald mit Dir von hier fortgehen werde, so wird mir etwas beklommen zu Mute, und alle die Befürchtungen, welche Du freilich nicht gelten lassen willst, drängen sich mir wieder auf. Es ist dies ja zu einer Zeit, wo mir ein solch wichtiger Wendepunkt in meinem Leben bevorsteht, so natürlich. Es ist ja so unendlich viel schwerer, sich als Frau, wo man doch so viel selbständiger und vernünftiger sein muß, richtig zu benehmen, als wenn man noch als junges Mädchen mehr unter der Leitung anderer Menschen steht, die einem mit Rat und Tat beistehen können. Daß mir also, da mein Benehmen als junges Mädchen schon so viel zu wünschen übrigließ, etwas angst wird, wenn ich an die Zukunft denke, wirst Du begreifen können, mein bester Rudolf. Ich muß daher auf Deine Nachsicht hoffen und wünschen, daß ich mit der Zeit lernen werde, alles so zu machen, wie es Dir lieb und angenehm ist. Doch wird am Anfange alles wohl sehr mangelhaft ausfallen.

Klara schrieb neulich, daß sie Freitag abend ganz spät zu kommen dächte, dies ist hoffentlich mit einem Zuge später als dem, mit welchem Du kommst, sonst siehst Du Dich wohl in Gundershausen nach ihr um. Reibnitz kommt nicht mit. Schriebest Du denn an Rudloff? Er ist ja noch in München, wie wir aus einem Briefe von Tante Minchen sahen; in diesen Tagen reist er nach Hannover zurück, und vielleicht würde er hier über Frankfurt gehen...

Ich bin diese Tage noch in Erwartung eines Briefes von Dir, der mir genau die Zeit bestimmt, die Du hier anzukommen denkst; hier lassen sich wieder Stimmen hören, die behaupten, du kämest nicht zu der von Dir bestimmten Zeit, doch ich hoffe bestimmt, Du wirst sie alle Lügen strafen.

Wenn Du nur erst hier bist, Herzens-Rudolf, wie glücklich werde ich dann sein; komm nur so früh wie möglich zu Deiner Dich innig liebenden

Anna.

Deine Mutter läßt Dir sagen, Du möchtest Dich auf der Reise in ihr Plaid hüllen. Wir wohnen Bleichstraße Nr. 10, im ersten Stock. Ich schreibe in der größten Eile und bitte Dich, meinen flüchtigen Brief zu entschuldigen."

*

Göttingen, 14. November 1854.

„Meine teure Anna!

Einen Brief muß ich doch meiner Person noch vorausschicken, sonst werde ich am Ende Freitag mit einem nicht sehr freundlichen Gesichte empfangen werden, wenn ich es noch einmal so zu machen wagte, wie im Sommer unglücklichen Angedenkens.

Meineke ist glücklich heute morgen hier angelangt. Rudloff, der ihn in Braunschweig sprach, hatte mich vorgestern in Hannover, wo ich allerlei Geschäfte halber mich anderthalb Tage aufgehalten habe, schon ganz besorgt gemacht, daß unsre Sachen nicht zur rechten Zeit fertig würden. Die Gardinen hat Meineke mitgebracht und in meinem Zimmer heute auch bereits aufgesteckt. Ein großer Teil der Möbel, namentlich alles, was in Dein Zimmer soll, mit Ausnahme der beiden Lehnstühle, wird morgen früh anlangen und eingekramt werden. Der Rest, welchen Meineke trotz aller aufgewandten Mühe behauptet noch nicht haben fertig liefern zu können, weil der muntere Braunschweiger Tischlergesell es vorzieht, in dem gottlosen Amerika für höheren Lohn zu arbeiten, soll ganz gewiß Mittwoch am 22. d. M. hier eingetroffen sein. Der Himmel gebe, daß der Biedermann die Wahrheit gesagt hat. Das Nötigste wird jedenfalls bei unsrer Ankunft in Ordnung sein. Doch gibt es gewiß noch zwei bis drei Tage zu kramen, ehe alles andre zurechtgestellt und -gelegt sein wird. Es ist das freilich eine sehr unangenehme Aufgabe, die ich meiner reizenden jungen Frau zum Antritte ihres Hausregiments bereite in dieser kalten Jahreszeit. Was ließ sich aber machen? Wenn ich es gewagt hätte, die zwanzig oder wieviel diversen Kollis auszupacken, so würde ich wahrscheinlich nur die größten Besorgnisse bei der abwesenden Braut und gestrengen Tante erregt haben.

Der Bediente, mit welchem T. Minchen einen schriftlichen Musterkontrakt abgeschlossen hat, ist angewiesen, am 23. sich zu stellen. Die Köchin soll schon am 22. sich bereit halten. Ich will wünschen, daß die Wahl eine glückliche gewesen ist und wir diese Leute jahrelang behalten können, was gewiß wesentlich zur Annehmlichkeit des Hauswesens beiträgt. Die Silbersachen wird Matthias am 21. auf die Post geben. Wintervorräte an Kartoffeln und Kohl liegen im Keller bereit. Aepfel aber nicht, da solche hier nicht gewachsen sind, sondern von Kassel, Frankfurt, selbst Karlsruhe verschrieben werden.

Dieser Teil des Briefes war übrigens weniger für Dich als für Tante Minna bestimmt, die sich gewiß die erdenklichsten Sorgen macht, was aus ihrem armen Aennchen werden soll in den ersten acht Tagen, wenn sie hier alles in der (größten) Konfusion antrifft.

Ein paar Worte muß ich also noch wohl für Dich besonders schreiben, Du kleine teure, entzückende, abscheuliche Hexe, oder wie soll ich Dich nennen, daß Du mein Herz so ganz gefangen genommen hast. Meine einzig geliebte Braut, wie soll ich Dir mein Entzücken ausdrücken, daß ich nun endlich so nahe am Ziele bin und ein so sanftes, liebliches Wesen als mein Weib heimführen kann.

Wenn es mir nur recht gelingt, Dich so von Herzen glücklich zu machen, wie es mein höchster Wunsch ist.

Am Donnerstag nachmittag reise ich bis Kassel, und am Freitag hoffe ich Dich, Du Teure, in meine Arme schließen zu können.

Karl wird am Sonnabend nachmittag abreisen, Ferdinand hoffentlich auch am Sonntage ankommen ...

Zum letzten Male adieu, teures Herz. Bald bedarf es ja dieser leidigen, unvollkommenen stummen Boten nicht mehr, Dir alle die Liebe auszudrücken, die ich für ein so sanftes, holdes Wesen in meinem Herzen habe.

Rudolf."

*

Hiermit schließen die Brautbriefe, in denen wir das innerliche Einleben des jungen Paares miteinander bisher verfolgen konnten. Am Morgen des 20. November 1854 fand in Frankfurt die Ziviltrauung statt; Zeugen waren Herr v. Penhuys und Dr. Passavant. Am 21. November fand im Hause der Eltern Rudolf v. Bennigsens im engen Familienkreise die Trauung und die Feier der Hochzeit statt. An demselben Tage reiste das junge Ehepaar ab, um am 23. November in Göttingen einzutreffen.

Schon nach Jahresfrist wird in dem Leben Bennigsens das politische Interesse in den Vordergrund treten: so wird die Fortsetzung dieser Briefpublikation fortan fast ausschließlich von politischen Dingen erfüllt sein.

Der russisch-japanische Krieg

Betrachtungen über den Landkrieg

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

IX

Das erste Feldzugsjahr ging für die Russen zu Ende, ohne daß der ersehnte und von vielen Russenfreunden erwartete erste Erfolg eingetreten ist, nach fast elfmonatiger Kriegführung. Seit Gründung einer regulären Armee im Jahre 1700 durch Peter den Großen war noch kein so anhaltend unglückliches Feldzugsjahr zu verzeichnen. Der bereits eingetretene materielle Verlust: Vernichtung der Flotte in Ostasien (7 Linienschiffe, 6 Kreuzer erster Klasse, 5 zweiter Klasse, 8 bis 10 Torpedobootzerstörer),[1] die Einbuße von etwa 150 Geschützen

---

[1] Hiervon retteten sich vier nach Tschifu und zwei nach Tsintau vor Abschluß der Kapitulation am 2. Januar. Die Blokade wurde zu dieser Zeit nur noch durch Hilfskreuzer aufrechterhalten.

im freien Felde, der Verlust der mit Millionen hergestellten Hafenstadt Dalny, der Fall von Port Arthur mit einer Besatzung von 35000 Mann und zahlreichen Geschützen — sind bereits sehr große Opfer, und es fehlt bis jetzt an Aussicht, daß diese Verluste jemals wieder gut gemacht werden. Dabei kann man den Feldherrn nicht als Schuldigen bezeichnen, sein Prestige bei der eignen Truppe ist unerschüttert; an Opferfreudigkeit und Heldenmut hat es im einzelnen nicht gefehlt, und das glänzende Beispiel der Verteidigung von Port Arthur ist geeignet, manche ungünstigen Erscheinungen bei den Feldtruppen zurücktreten zu lassen.

Wenn die Russen durch die anhaltenden Mißerfolge überrascht haben, so noch mehr die Japaner durch die außerordentlichen Leistungen einer vom europäischen Standpunkte aus als jung zu bezeichnenden Armee. Selbst wenn letztere später durch erdrückende Uebermacht Niederlagen erleiden sollten — was aber zurzeit noch wenig wahrscheinlich ist — hat das Jahr 1904 für Japan ein hohes militärisches Prestige geschaffen und die für die Zukunft hochwichtige Tatsache gezeitigt, daß eine nichteuropäische Macht unter Ausnutzung von europäischer Schulung und Technik ein recht gefährlicher Gegner werden kann. Es sind neue und anders gestaltete Kräfte in die Weltgeschichte eingetreten, sie sind an Intensität den Machtmitteln mancher alternder europäischer Staatengebilde überlegen.

Die japanische Flotte hat zurzeit, auch nach russischer Ansicht, eine solche Stärke, daß die Streitmittel des Admirals Roschdjestwenski nicht ausreichend erscheinen. Wahrscheinlich wird der Admiral die Ankunft von Verstärkungen abwarten, ehe er das entscheidende Duell anbietet. Die Abteilung der schweren Panzer ist Anfang Januar in der Antongilbai auf der Ostseite von Madagaskar eingetroffen, die leichten Panzer unter Admiral Fölkersam nahe zu gleicher Zeit in der Passandavabai auf der Nordwestseite. Die beiden Punkte liegen 450 Seemeilen voneinander entfernt, dazwischen, etwa in der Mitte, der für die Vereinigung in Aussicht genommene Hafen von Diego Suarez.

Die in der Petersburger Zeitung „Nowoje Wremja“ gegen die Marineverwaltung von einem älteren Marineoffizier (Klado) erhobenen Beschuldigungen führten zu einer nur vorübergehenden Maßregelung desselben, aber auch zu dem Auftrag an den Admiral Birilew, aus den in Libau liegenden älteren Panzern[1]) möglichst bald ein drittes Geschwader zu bilden. Kapitän Klado nahm, aus dem Arrest entlassen, an einer von dem Admiral berufenen Konferenz teil, er wurde Gegenstand großer Ovationen. Die Presse forderte dazu auf, ein Marineschulstipendium auf den so populär gewordenen Namen Klado zu gründen. Die Frau des Admirals Roschdjestwenski schickte eine Spende hierzu und sprach sich in einem Briefe an die „Nowoje Wremja“ mit Dank über die Veröffentlichungen

[1]) Den vier Linienschiffen: „Imperator Nikolai I.“, „Admiral Uschakow“, „General-Admiral Agraxin“, „Admiral Seniawin“ und dem Panzerkreuzer erster Klasse „Wladimir Monomach“. Diese fünf Schiffe sollen so schnell ausgerüstet werden, daß die Ausreise am 28. Januar stattfinden kann.

des Kapitäns aus.[1]) Die Ansicht scheint daher begründet, daß dieser Offizier, der beim Admiral Skrydlow in Wladiwostok war und dann mit der Panzerflotte bis Vigo fuhr, an den Admiralen Skrydlow und Roschdjestwenski Hintermänner hatte, die durch ihn eine Verstärkung, beziehungsweise einen Aufschub des entscheidenden Kampfes herbeizuführen suchten. Kapitän Klado ist demnächst nach Paris abgereist, um als Zeuge vor der Untersuchungskommission in der Doggerbankaffäre zu erscheinen. Er sprach sich Pariser Journalisten gegenüber so offen aus, daß in Paris schon Betrachtungen über einen russischen Boulangismus angestellt werden konnten. Vom disziplinarischen wie politischen Standpunkte war dies für Rußland ein wenig erfreuliches Ereignis und vermehrte die noch im stillen grollende Unzufriedenheit. Wenn, wie wahrscheinlich, die Kladoschen Enthüllungen den Offizieren und Mannschaften des zweiten Geschwaders bekannt werden, so wird sich das Vertrauen in die eigne Gefechtsstärke erheblich verringern. Es ist wohl möglich, daß die Flotte in einem madagassischen, nicht direkt französischen Hafen angehalten wird, bis das dritte Geschwader eintrifft, also günstigenfalls bis Ende März. Die Aufklärungsschiffe der Japaner haben inzwischen Singapore passiert und dürften bald die russischen Kohlenschiffe heimsuchen. Eine erhebliche Verstärkung würde erst das voraussichtlich im Juni fertig werdende Linienschiff „Slawa“[2]) für die russische Seite bringen.

Die zweite Hälfte des Dezember wurde für das Schicksal von Port Arthur entscheidend, indem die Japaner, angesichts der Schwierigkeit, in die hochgelegenen Forts gangbare Breschen zu schießen, sich zu dem zeitraubenden und in dem steinigen, stellenweise felsigen Boden doppelt mühsamen Minenangriff entschlossen. Die osmanischen Türken haben in ihrer großen Zeit, im 16. und 17. Jahrhundert, diese Art Angriff bevorzugt, sie setzten sich möglichst schnell auf dem gedeckten Wege fest und gingen mit Minengalerien bis unter die Werke vor. Später, nach Vaubanscher Lehre und mit Verbesserung der Geschütze, hat man über zwei Jahrhunderte lang die Festungen mit Geschützfeuer bezwungen. Jetzt haben die Japaner wieder zu dem alten Mittel gegriffen, unter Verwertung der so gesteigerten Sprengwirkung durch Dynamit. Am 19. Dezember fiel durch Minenangriff Fort Nord-Kikwanschan, am 28. Erlungschan, am 31. Sungsuschan, am 1. Januar durch Beschießung Fort Wangtai und damit die ganze Hauptlinie der permanenten Befestigungen auf der Landseite.

---

[1]) Der eigentümliche Brief lautet: „Mit dem Gefühl tiefer Anerkennung für Nikolai Lawrentiewitsch Klados tadellos richtige Artikel und warmen Aufrufe zur Absendung von Verstärkungen für unsre einem schweren Kampfe entgegenfahrenden Männer und Söhne, lege ich mit Vergnügen eine Spende hier bei auf die Aufforderung des Herrn Weigausen zur Gründung eines Marinestipendiums auf den Namen Klado und hoffe, daß das sympathische Ziel dieses Aufrufes bei vielen Angehörigen der mit dem zweiten Geschwader Abgereisten Erfolg haben wird.“

[2]) Außerdem sind noch zwei Linienschiffe im Bau, aber noch nicht wie „Slawa“ vom Stapel gelassen. — Es besteht die Absicht, acht Linienschiffe im Typus „Slawa“ und außerdem eine Anzahl Kreuzer zu bauen. In Kronstadt soll ein neues und besonders großes Dock hergestellt werden.

Bei der Verteidigung der drei am 19., 28. und 31. Dezember gefallenen Werke unterblieben die sonst so heroisch und öfters mit Glück geführten Gegenangriffe der russischen Reserven, der letzte vergebliche Gegenangriff gegen die 203 Meter-Höhe (oder Hoher Berg), die am 30. November verloren ging, hatte sehr große Opfer gekostet, die Kraft der Reserven war erschöpft. Die Besatzung war am 1. Januar, als die Kapitulation von General Stössel angeboten wurde, auf 6000 Mann noch Kampffähige zusammengeschmolzen, die letzte Zeit brachte einen täglichen Krankenzuwachs[1]) von 300 Mann. Die Munition war fast völlig verschossen. An Proviant war Brot und Salz noch genügend vorhanden, aber kein Fleisch, außer von Pferden. Es wurde noch viel Reis gefunden.

Die Absicht des Generals Stössel, die Küstenforts und die provisorisch befestigte Höhe Liautischan im Südwesten bis zur Ankunft der Baltischen Flotte, wenigstens bis zum Eintreffen von Proviant- und Munitionsschiffen zu halten, war scheinbar nicht mehr durchzuführen, und die dicht gefüllten Hospitäler waren dem Bombardement mit schweren Geschossen preisgegeben. Trotz diesem bitteren Ende ist der Ruhm des Generals für alle Zeiten begründet, man wird seinen Namen nennen neben Graf Stahremberg (Verteidiger von Wien 1683), Gneisenau (Kolberg 1807) und Palafox (Saragossa 1809), er hat die Verteidigung von Sebastopol in Schatten gestellt, denn hier fehlte es nie an frischem Personal und Material. Stössel wartete vergeblich zwei Monate lang auf Ersatz.

Nicht weniger bewundernswert ist der Angreifer, General Nogi, der seine beiden Söhne sterben sah. Die rein materiellen Schwierigkeiten, die er mit im allgemeinen unzureichenden Kräften[2]) zu überwinden hatte, waren enorm, sie wurden gesteigert durch die glänzende Verteidigung, namentlich durch deren wiederholte und energische Offensivstöße. Erst nach dem 30. Juli, dem Tage der Erstürmung der letzten Vorpositionen auf den Wolfshügeln, konnte sich der Angriff gegen die permanenten gemauerten Werke richten, Anfang Dezember wurde ein direktes Feuer gegen Hafen und Flotte möglich. Trotz sehr großer Verluste, die allerdings durchaus nicht so enorm waren, wie die Verteidigung wiederholt mit Uebertreibung berichtete,[3]) erlahmte die Energie des Angriffes nicht, der Minenangriff zum Schluß war eine in ihrer Großartigkeit überraschende Leistung.

Nach Vernichtung der Flotte Anfang Dezember hätte der Angriff bei der

---

[1]) General Stössel meldete zuletzt, die Garnison leide an Skorbut, es seien 10000 Mann erkrankt. — Von der Besatzung von 35000 Mann wurden 11000 getötet oder starben, 16000 wurden verwundet oder erkrankten, 2000 Mann in der Front waren völlig erschöpft. Es fehlte sehr an Medikamenten und Verbandmaterial.

[2]) Außer der beim Angriff auf den Nauschanhügel am 26. Mai sehr mitgenommenen 1. Division nur die 9. und 11. und 2 Reservebrigaden. Im November trat hinzu die noch in Japan zurückgehaltene 7. Division. Erst zu dieser Zeit konnten elfzöllige Marinegeschütze aufgestellt werden. Mit diesen wurde Anfang Dezember die Feuerüberlegenheit erlangt.

[3]) Genügend sichere Daten fehlen bis jetzt, die Verluste der Belagerungsarmee sind einschließlich des Gefechtes am 26. Mai auf 40000 Mann zu veranschlagen, nach „russischer" Schätzung auf 80000.

Aussichtslosigkeit des Ersatzes ein abwartender sein können: Hunger, Krankheiten und Munitionsmangel mußten das Ende der Verteidigung in wenigen Wochen herbeiführen, es handelte sich aber um eine große nationale Tat, um Wiedergewinnung der stolzen Feste, die so unrühmlich vor zehn Jahren im Frieden von Schimonoseki an die europäischen Diplomaten verloren wurde. Rache für Schimonoseki war das mit stiller Wut und emsiger Arbeit von ganz Japan verfolgte Ziel.

Es ist möglich, daß ein günstigerer Ausgang der Verteidigung von Port Arthur den europäischen Interessen im großen ganzen mehr entsprochen hätte, es wäre aber psychologisch ganz falsch, die großartigen Leistungen der Japaner nicht anerkennen zu wollen, denn die wahrheitsgetreue Geschichte — und diese hat allein Wert — ist berufen, den nachfolgenden Generationen Klarheit zu gewähren und sie vor Selbstüberhebung zu bewahren. Es ist noch selten die Selbstüberhebung auf Grund früher errungener Lorbeeren so bestraft worden wie in diesem Kriege.

Durch den Fall von Port Arthur[1]) werden vier japanische Liniendivisionen frei, denn auf der Halbinsel Kwantung genügen die beiden Reservebrigaden oder auch Ersatzbataillone. Die verbliebenen Kadres sind jedenfalls ausgezeichnet und werden durch Auffüllung mit Reservisten und Rekruten sehr bald wieder hochwertige Truppen werden. Marschall Oyama wird um 60- bis 70000 Mann stärker sein, ehe noch die vom Zaren Ende Dezember und Anfang Januar besichtigten Truppen des IV. Armeekorps eingetroffen sein können. Hierzu werden kommen eine größere Anzahl schwerer Geschütze, an denen es der Feldarmee fehlte. Von der Witterung im Februar wird es abhängen, ob die Japaner die neu gewonnene Ueberlegenheit durch eine Offensive auf Mukden und Tieling werden ausnutzen können.

Inzwischen hat sich die Mandschureiarmee wieder mit Patrouillensiegen begnügt und diese getreulich nach Petersburg gemeldet. Die Wegnahme einer Batterie durch Kosaken vor einigen Wochen erwies sich bald als Mythe.[2])

Ueber die Stärkeverhältnisse und die Zusammensetzung der Armee brachte die „Nowoje Wremja" Ende Dezember eine Enthüllung, die Beachtung verdient. Es wird in derselben gesagt, daß die Regimenter der 1., 3. und 9. ostsibirischen, das 9., 10. und 11. Regiment der 3. (europäischen) Infanteriedivision, das Morschanskische, Saraiskische und Tomskische Reserveregiment sich hohen Ruhm er-

---

[1]) Die Zahl der gewonnenen und noch brauchbaren Geschütze wird groß sein. General Nogi meldet als gefangen 880 Offiziere und 24000 Mann, darunter 4000 Nichtkombattanten, 4500 Marinemannschaften, ungerechnet 15—16000 Verwundete und Kranke. Es waren noch 2000 Pferde vorhanden. — Offiziell melden die Japaner, daß 546 Geschütze genommen wurden (hiervon nur 100 großen und mittleren Kalibers).

[2]) Die Unternehmungen der russischen Kavallerie gegen die japanische Eisenbahnverbindung am 11. und 12. Januar verdienen alle Anerkennung, wenngleich sie nicht zu einem definitiven Erfolge führten. Scheinbar wurde die chinesische Demarkationslinie von den Russen überschritten.

warben, aber die Liaujang-Mukdenschen Gefechte rissen aus der Front fast alle Offiziere, fast alle Mannschaften. Im 35. Schützenregiment blieben von 57 im Gefecht bei Wafangu am 14. und 15. Juni in der Front gestandenen Offizieren nur noch 8 beim Regiment ... In einem Bataillon des 9. Schützenregiments blieben von 850 Mann zu Beginn des Krieges nur noch 43 ... Der Verlust der Geschütze der 3. Artilleriebrigade sei dadurch zu erklären, daß das Kozlowsche und ein Regiment des IV. sibirischen Armeekorps nur noch dem Namen nach als solche existierten, schon das drittemal wurden sie durch alte, unzureichend geschulte Leute der Ersatzbataillone komplettiert, durch Leute, die keineswegs Krieger genannt werden können ... Es ist ein Irrtum, sich einzubilden, daß man einen Krieger herstellen könne, indem man einem Mujik (Bauern) einen grauen Mantel anzieht und eine Büchse in die Hand gibt ...[1])

Daher sind bei Liaujang vier (mit Namen bezeichnete) Reserveregimenter der sie umgebenden Hölle nicht gewachsen gewesen und in Verwirrung geraten, noch ehe sie in die Sphäre des wirksamen Feuers gelangten ...

„Wir vergessen, daß Peter der Große mit einer regulären Armee die Größe und den Ruhm Rußlands begründet hat, und 200 Jahre später, in dem ernstesten der von uns geführten Kriegen schicken wir irreguläre Truppen hinaus, bezeichnet sie, wie ihr wollt: Miliz, Reservetruppen oder mit einem sonstigen Namen."

Aus vorstehendem ist zu schließen, daß das Werkzeug, mit dem General Kuropatkin einen schweren Krieg durchführen soll, nicht besonders gut ist und daß enorme Ausfälle eingetreten sind. Es ist nun auch erklärlich, daß durch Order vom 20. Dezember eine weitere Einberufung von Reservisten, etwa 150000 Köpfe, angeordnet wurde, und zwar aus fast allen Bezirken des europäischen Rußlands, von Kalisch bis Olonetz und bis Tsaritzin. Durch bessere Vorbereitungen für Verpflegung und Unterkunft, Absendung von kontrollierenden Flügeladjutanten ist in den rein russischen Bezirken neuen Unordnungen vorgebeugt worden, es wiederholten sich aber die Reservistenunruhen in den polnischen Bezirken. In diesen kamen als neue Erscheinungen hinzu: Dynamitattentate auf die Eisenbahnbrücken.

Anderseits ist bekannt geworden, daß Tokio wieder von Soldaten wimmelt und daß die Armee des Marschalls Oyama bis zum Frühjahre auf die Stärke von 500000 Mann gebracht werden soll. Die am 1. Dezember 1903 eingestellten Rekruten sind jetzt ausgebildet, und mit Hilfe der bis zum Oktober in Japan zurückgehaltenen 7. und 8. Division sind wahrscheinlich Reservisten in sehr großer Zahl geübt worden. Ein Bataillon Japaner fährt von Tokio in 6 Tagen nach Liaujang, ein Bataillon Russen von Moskau nach Mukden in etwa 30 Tagen. Nach einem Telegramm aus Mukden vom 2. Januar werden im Januar 200000 ausgebildete japanische Rekruten in Dalny erwartet.

Ein Telegramm aus Mukden vom 26. Dezember beschreibt den Zustand der

[1]) In der „Times" äußert ein italienischer Korrespondent, daß der russische Infanterist mehr einem bewaffneten Bauern gleiche.

Mandschureiarmee in ihren Positionen folgendermaßen: „In den Stellungen ist alles ruhig. Die Truppen richteten sich vortrefflich ein: Leute und Pferde haben es warm. Warme Kleidung, Fleisch, Brot und Steinkohlen sind im Ueberfluß vorhanden.“[1]) — Andre Telegramme von dort melden, daß die Japaner zwar gut gekleidet, aber keine warmen Stiefel haben, nach Aussagen von jetzt häufiger eintreffenden Deserteuren litten die Truppen von der Kälte und am Typhus. Wahrscheinlich werden auf beiden Seiten bis zum März große Verluste durch Winterkrankheiten eintreten.

Es ist jetzt nicht mehr zu bezweifeln, daß die Japaner Chinesen und Chunguſen angeworben haben. Nach einem russischen Telegramm vom 26. Dezember umging ein Detachement von 200 Japanern und 300 Chunguſen die linke Flanke der 60 Kilometer langen Front und verdrängte die Vorposten aus ihren Schützengräben am Taiginlinski-Paß, wurden aber durch Verstärkungen wieder zurückgeworfen; sieben zurückgebliebene Tote gehörten zur 1., 2. und 6. Sotnie der chinesischen Miliz. Die geworbenen Soldaten erhalten 13 bis 30 Rubel monatlich.

In russischen Korrespondenzen von der Mandschureiarmee wird die Sorgfalt des Generals Kuropatkin sehr gelobt, er sei ein rechter Hausvater für seine Truppen,[2]) er habe alles besser werden lassen, man sehe nicht mehr bleiche, erschöpfte und übermüdete Soldaten, die man früher oft antraf. Am 15. Dezember wird telegraphiert, es sei nur der Sorge machende Mangel an Brennholz geblieben, die Heranführung vom unteren Amur sei schwierig, bei Charbin davon nicht viel vorhanden.

General Kuropatkin wird dank seiner reichen Erfahrung unter den schwierigen Verhältnissen gewiß alles tun, um die Armee möglichst vollzählig zu erhalten. Es ist wohl auf seinen Einfluß zurückzuführen, daß die in Rußland gemachten Ankäufe an Verpflegung und Bekleidung durch von Petersburg gesandte Kontrolloffiziere geprüft werden. So wurden in Warschau von einer großen Zahl gelieferter Stiefel nur 6000 Paar abgenommen, die übrigen hatten Pappesohlen (wie schon im türkischen Kriege vorgekommen). In Moskau mußten 1100 Stück warme Oberkleider zurückgewiesen werden.

Es werden aus dem Hauptquartier Petersburger Nachrichten über den schlechten Zustand der Ausrüstung energisch dementiert, es sei allerdings vorübergehend Mangel an Schuhwerk gewesen, auch bei Offizieren, da selbst neue Stiefel in den Felsen nur 2 (!) Tage hielten. Dann hätten die Soldaten, um sich in den Gefechten und auf den Märschen zu erleichtern, oft die zweiten

[1]) La France militaire vom 4. Januar schreibt: „L'armée russe en Mandchourie souffre déjà d'un état de misère que l'on s'applique — mais en vain — à soigneusement cacher, elle peut bientôt manquer du nécessaire et de l'indispensable“ — infolge des verbrauchten Zustandes der sibirischen Bahn. „La capacité productive de la ligne atteignit son maximum.“

[2]) Da die Truppenteile ihre kleinen Bedürfnisse meist nicht selbst beschaffen konnten, hat der General schon im Herbst die Einrichtung getroffen, daß jeder Division dauernd ein in einem Waggon eingerichteter Laden zur Verfügung steht, der in Charbin gefüllt wird.

Wäschestücke fortgeworfen. Sie hätten daher zeitweise an Mangel in Wäsche und Kleidung gelitten, die Japaner aber auch, diese schwiegen und verheimlichten die bei ihnen vorhandenen Mängel.

Nach russischen Nachrichten wird seit zwei Monaten die Umgebung von Liaujang von den Japanern mit 240000 (?) täglich arbeitenden Kulis und Chinesen befestigt.

Bis zum Eintreffen der Truppen von Port Arthur war die Möglichkeit einer numerisch überlegenen Offensive der Russen vorhanden — bei genügend günstiger Witterung; die Notwendigkeit eines Zurückweichens bis zu dem Depotpunkt Liaujang war daher nicht ganz ausgeschlossen. Liaujang müßte jedenfalls so lange gehalten werden, bis die Halbinsel Kwantung mit Port Arthur zu einem neuen Gibraltar umgeschaffen ist. Bei ungünstigster Gestaltung der Verhältnisse auf der japanischen Seite würde die etwa zum Rückzuge gezwungene Hauptarmee eine außerordentlich starke Defensivstellung hinter dem Jalu einnehmen können. Es würden dann die begehrten und bereits errungenen beiden Objekte: Port Arthur und Korea, geschützt sein, zu einer Wiedereroberung müßten sich die Russen auf etwa 1 Million verstärken, und auch dann wäre der Erfolg recht zweifelhaft.

Vom rein militärischen Standpunkte aus wäre den Russen zu raten, Frieden zu schließen, vom politischen aber nicht. Der große Erfolg der $4^1/_2$ prozentigen Anleihe wird den Frieden weiter hinausschieben.

An Vorgänge im Jahre 1870 erinnern jetzt die Versuche, den General Stössel als Schuldigen hinzustellen, während die Schuld des Mißerfolgs bei der Marineverwaltung und in dem Zustande der Hauptarmee zu suchen ist.

Aerzte und Laien

Von

Dr. Naunyn, Prof. emer. der Universität Straßburg (Baden-Baden)

Auf der letzten in Breslau tagenden Naturforscherversammlung hatte Dr. Alexander, ein Breslauer Arzt, eine Ausstellung veranstaltet, die das Treiben der sogenannten Naturärzte veranschaulichte. Der Oberpräsident der Provinz Schlesien, Herr von Zedlitz, würdigte diese Ausstellung einer Besichtigung, der ich beiwohnte. Herr von Zedlitz zeigte sich bei dieser Gelegenheit als der kluge und wohlwollende Beamte, als den ihn die Bewohner jener Provinz längst kennen. Er folgte den Ausführungen des Dr. Alexander durch mehr wie eine Stunde mit der größten Aufmerksamkeit. Es konnte kein Zweifel daran bleiben, daß ihm der Ernst des Gegenstandes, daß ihm die Gefahren und die Verderblichkeit des Treibens der Naturärzte zu vollem Bewußtsein gekommen waren. Ebensowenig aber ließ sich

verkennen, daß Herr von Zedlitz ein — nicht Wohlwollen — aber Interesse für die Naturheilkunde und ihre vornehmsten Vertreter besitzt. Ich meinte herauszuhören: es sei und bleibe doch bemerkenswert, „daß ein so namhafter Teil der Bevölkerung den Naturheilkundigen sein Vertrauen schenke", und: es sei doch nicht zu leugnen, „daß in der Anwendung der Massage und in der Hydrotherapie die Naturheilkunde, das heißt die nicht als Aerzte legitimierten Ausüber dieser Künste, der legitimen Medizin den Weg gewiesen."

Von diesen Argumenten möchte ich das erste, das „vom Vertrauen der Bevölkerung", nicht sehr ernst nehmen, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem es hier gebraucht wurde; denn wer unser Publikum kennt, der weiß, daß sich „die vielen" in diesen Dingen ebensowenig von Ueberlegung leiten lassen und ebenso leicht der Suggestion verfallen wie, um ganz deutlich zu sein, das Tier in der Herde. — Von der Massage hingegen und von der Hydrotherapie werden wir noch zu reden haben.

*

Ich bin nicht blind für die Schwächen der Medizin, und ich bin nicht unbillig. Wir Aerzte sind Menschen mit den gleichen Tugenden und den gleichen Fehlern wie andre auch — aber unser Beruf ist es, der uns adelt, und als solchen sehe ich ihn nicht mehr anerkannt; des Respektes, den wir verlangen können, erfreuen wir uns — kaum noch. Ein einzelner Arzt, er wird geachtet, gepriesen, vergöttert — aber die Aerzte!? — Man vergleiche zum Beispiel das Verhalten des Publikums gegen die Aerzte mit dem den Krankenschwestern gegenüber!

Unser Beruf nährt uns, aber wir schaffen im Schweiße unsers Angesichtes, in Unruhe und Angst wie nur einer, und wenn für irgendeinen, so gilt es für uns, daß wir nicht schaffen um das Brot allein.

Die Gefahren, die uns täglich umgeben, die Mühen, die uns allen die Humanität abverlangt, wir nehmen sie auf uns als etwas Selbstverständliches, um der Ehre unsers Standes willen. Die Humanität: Ich übte seit 35 Jahren nur konsultierende Praxis aus, das heißt ich behandelte Kranke nur in meiner Sprechstunde und in Konsultation mit andern Aerzten; das wußte man, und das Publikum nahm mich für plötzliche Vorkommnisse nicht in Anspruch; wer, ohne das zu wissen, zu mir wollte, dem ward es gesagt. Wenn es dann aber hieß, der Kranke ist so schlecht, ein andrer Arzt ist nicht zu finden, so gelang es dem Hilfesuchenden doch wohl jederzeit, an mich zu kommen, und wenn er mir gegenübersteht mit den Worten: „Der Kranke will sterben," bin ich sein Sklave — im Ernste: der Knecht der Knechte! — denn wenn ich mir so einen schönen Sonntagabend verderben mußte, tat ich's noch am liebsten für der Aermsten einen! Warum auch nicht! Wer tut nicht einmal einen Liebesdienst und um Gottes willen! Ein Unterschied ist der: daß ich *muß*, als Arzt um meines Standes willen. So sieht auch der Kranke das Verhältnis an; *er* spricht stets vom Honorar! Und noch ein Unterschied ist der, daß, wenn dich, mein Freund, der Nachbar zu Hilfe ruft, auch wirklich Not ist — hier aber in

meinem Falle liegt in zwei von drei Fällen nichts vor, was nicht ebensogut bis zum andern Tage und bis ein andrer Arzt kam, warten konnte. Das weiß ich ganz gut vorher, und doch muß ich! Denn ich weiß ja nicht, ob das nicht gerade einmal der dritte Fall ist.

Und die Gefahren: Ich war kaum als Assistenzarzt der Berliner medizinischen Klinik eingetreten, als dort ein Fall von ansteckendem Flecktyphus zur Behandlung kam; von den Unterärzten der Abteilung erkrankten durch Ansteckung von diesem Falle drei, zwei davon starben. Im vierten Jahre meiner Tätigkeit stach ich mich bei einer Sektion: ich lag vier Tage auf den Tod, kam aber schließlich mit einer unbedeutenden Verstümmelung davon. 1867 war ich als junger Privatdozent vier Wochen in Ostpreußen in der dort herrschenden Typhusepidemie tätig. Es waren im ganzen ungefähr 33 Aerzte, die dort mit den Typhuskranken beschäftigt waren; von ihnen erkrankten 30, und 27 starben. Ich kam ohne ernste Erkrankung davon. In Dorpat, wo ich Professor war, galt es für selbstverständlich, daß der klinische Praktikant sich „seinen Typhus" holte. Später in Königsberg ist von meinen Unterärzten, das sind diejenigen, die sich am meisten mit der Pflege der Schwerkranken zu beschäftigen haben, kaum einer ohne „seinen Typhus" abgekommen. In Straßburg bin ich dann selbst wieder, fast zweifellos durch Ansteckung von einem meiner klinischen Kranken, an einer Lungenentzündung erkrankt, die ich noch eben überstand. Das ist alles nichts Besonderes: Unter all meinen Freunden, mit denen ich als Assistenzarzt zusammen tätig war, ist kaum einer, der nicht eine Verstümmelung durch Ansteckung im Dienst davongetragen hat. Unter meinen Freunden, die später Chirurgen wurden, ist nicht einer, der nicht ein oder mehrere Kinder an Diphtherie verlor, die der Vater selbst heimgebracht.

Also Respekt vor dem Stande der Aerzte! Und man sage nicht, daß dieser unser Stand in seinem Werte verloren, das wäre ganz falsch! Die Aerzte sind jetzt besser als früher! Nicht nur, daß sie mehr können, sondern ihr Streben, sich weiterzubilden und ihr Können zu vergrößern, ist sehr gewachsen, und daß ihr Mut und ihre humane Opferfreudigkeit geringer wäre, davon habe ich nichts gemerkt, und ich bestreite es!

Was ich nicht bestreiten kann, ist, daß die Ehrfurcht vor dem Arzte nachgelassen hat — aber hat nicht die Ehrfurcht überall nachgelassen? Es scheint so — und weil es so scheint, so meint mancher, es müsse so sein.

Ich wäre glücklich, wenn es mir vergönnt wäre, an einem Beispiel zu zeigen, daß das keineswegs so sein muß. Unsre Zeit steht in dem Zeichen der induktiven Wissenschaft. Die Kritik, die bereits unser unantastbares Erbe geworden ist, muß sich an alles wagen. Da liegt die Gefahr, mit der Ehrfurcht zu brechen, sehr nahe; doch kann der Bruch oft vermieden werden, und oft wird er nur deshalb nicht vermieden — weil es so viel bequemer ist.

Ich meine aber: Kritik braucht nur da der Schonung, die sie der Ehrfurcht schuldet, zu entsagen, wo sie bösen Willen wittert, sonst wird aus der Kritik leicht

ein „Abtun“. Wo aber die Ehrfurcht, wie so oft, sich auf Dankbarkeit gründet — werde ich sie niemals los.

Für solche, die ähnlich denken, schreibe ich. Ich fürchte, daß auch unter ihnen manche über den ärztlichen Stand ganz anders denken als ich. Nun, wenn rechtschaffene und verständige Leute nicht einig werden können, liegt das oft an der Schwierigkeit des Gegenstandes. Hoffen wir, daß das hier zutrifft — dann ist eine Verständigung nicht ausgeschlossen.

Leicht wird sie nicht sein! Vorbedingung ist Offenheit und Ehrlichkeit, und ich fürchte, daß es mir Mühe genug machen wird, nichts zu verschweigen und nichts zu färben, ohne mit meiner Offenheit der Böswilligkeit Vorspann zu leisten. — doch verspreche ich's!

Leicht wird es auch nicht sein, der Diskussion die Leidenschaft fernzuhalten, die jede vernünftige Auseinandersetzung ausschließt. Was mich anbelangt, so gestehe ich offen, daß es der Ingrimm über das, was gegen uns Aerzte täglich verbrochen wird, ist, der mir die Feder in die Hand gibt — aber führen soll er mir sie nicht, auch das verspreche ich! Dafür bitte ich meine Leser um den gleichen guten Willen; ich fürchte, daß der eine oder andre unter ihnen von einem ähnlichen reziproken Ingrimm gegen uns Aerzte beseelt ist; denn das ist ein Fluch, der auf uns lastet, daß nur der uns sein Interesse zuwendet, den eignes oder fremdes Leiden drückt, und dies ist ein Zustand, der ruhiges Urteil und Billigkeit gegen die, die helfen sollen, nicht begünstigt.

Die Schwächen der legitimen Medizin und die Notwendigkeit ihrer Ergänzung durch die illegitime.

Von den Schwächen eines Menschen, einer Methode, einer Disziplin zu sprechen, hat nur Sinn, wenn sie den Aufgaben nicht gerecht werden, die sie auf sich nehmen.

Doch möchte ich nicht mit den „Aufgaben der Medizin“ beginnen — das hieße mit der Türe ins Haus fallen und würde sicher sofort zu lebhafter Erhitzung der Gemüter führen. Wir streiten zunächst nicht darüber, ob die Medizin eine Kunst oder eine Wissenschaft ist, ob wir Aerzte Heilkünstler oder mehr oder weniger sind; Tatsache ist, daß ihre, unsrer modernen Medizin, Entwicklung, ihre fruchtbare Entwicklung beginnt und vorwärts geht seit ungefähr 100 Jahren, das heißt seit und Hand in Hand mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften. Daß wir an die Seite der Naturforscher gehören, daran haben die Einsichtsvollen unter den Aerzten nie gezweifelt. Daß wir es aber wagen durften, damals, als die Naturwissenschaften unter der Führung eines Lavoisier, Scheele, Tiedemann, Gmelin, Magendie, C. E. v. Bär, Joh. Müller in den Kampf um die Weltherrschaft traten, uns neben sie zu stellen, dies verdanken wir dem Gnadengeschenke des großen Franzosen Laënnec, der die medizinische Diagnostik auf zwei induktive Methoden, die Leichenöffnung und die Auskultation und Perkussion, gründete. Seitdem zeigt sich die weitere Entwicklung der Medizin hauptsächlich in der Entdeckung neuer diagnostischer Methoden. Der Auskultation folgte die

Ophthalmoskopie, die Laryngoskopie, Otoskopie, Rhinoskopie, Uroskopie, Rektoskopie, Diaskopie, Skioskopie (Roentgenuntersuchung), Oesophagoskopie.

Der Diagnose dienen die Messungen der Körpertemperatur, die Untersuchung des Blutes und aller Abgänge des Kranken. Hier sind ihr das Mikroskop, alle möglichen chemischen und physikalischen Untersuchungsmethoden dienstbar gemacht, und Mikroskopiker, Chemiker, Bakteriologen sind jahraus, jahrein in ihren Instituten an der Arbeit, um uns zu helfen, daß wir aus dem, was wir da finden, die richtigen Schlüsse ziehen lernen.

Und wieder der Diagnostik dient die medizinische Kasuistik. Die Krankheitsfälle, mit all diesen Hilfsmitteln untersuchte Fälle, werden veröffentlicht. Sie lehren uns die Bilder kennen, welche die Krankheiten machen, und befähigen uns, aus dem bekannten Bilde die Krankheit zu erkennen. Unter diesen Fällen, in denen wir aus solchem uns bekannten Bilde die Diagnose gestellt hatten, sind viele, in denen wir später auf die eine oder andre Weise (am wichtigsten ist die im Leben oder nach dem Tode ermöglichte Beaugenscheinigung, Autopsie) die Richtigkeit unsrer Diagnose feststellen können, sie dienen uns dazu, die Zuverlässigkeit all jener Methoden zu erhärten.

So weit ist die Art, wie wir arbeiten, naturwissenschaftlich; wir beobachten und beschreiben und experimentieren. Doch haben wir es schwerer als die andern, weil wir schließlich doch mit unsern Beobachtungen auf den Menschen angewiesen sind — und da setzen uns Humanität und Pietät enge Grenzen. Fiat experimentum in corpore vili! und ein Mensch darf niemals zu einem corpus vile erniedrigt werden, das heißt ein Versuch an einem Menschen ist nur erlaubt, wenn er dem Wohle dieses selben Menschen dient, andernfalls ist er unerlaubt, und wer ihn dennoch wagt, hat für den etwaigen Schaden einzustehen, hier genau so wie überall, und daran wird meines Erachtens auch dadurch nichts geändert, daß der etwa Beschädigte „den Versuch gestattet hat".

Die Aufgabe der Forschung ist hier, wie in jeder Wissenschaft, keine andre als die Mehrung unsrer Kenntnisse, unsrer Kenntnisse von den Krankheiten des Menschen; wir pflegen den Baum der Erkenntnis, bis er früher oder später unserm ärztlichen Können Früchte trägt. Ob wir ihn nur pflegen als praktische Leute, um dieser Früchte willen, oder ob wir unsrer Arbeit dienen im Gefühl ihrer absoluten Hoheit, das ist ein Unterschied, der im Erfolg nicht viel ändert, nur daß jene vielleicht gar zu lüstern das Reifen der Früchte nicht immer abwarten können; auch mögen sie wohl einmal den einen oder andern Zweig, weil er nicht gleich Blüten zeigt, preisgeben, so kräftig und grün er ist.

Unser praktisches Können zeigt sich im Erkennen und im Beurteilen, im Verhüten und im Heilen der Krankheiten. In all diesen vier Richtungen ist es gewachsen, und zwar gewachsen mit der Entwicklung unsrer Wissenschaft, so wie ich sie dargestellt habe.

Sehr augenscheinlich, für jedermann klar erkenntlich, tritt diese Entwicklung in der Abzweigung all der verschiedenen Spezialdisziplinen hervor. Die Ophthalmologie, die Laryngologie, die Otologie und Rhinologie, die Urologie und so

weiter, sie sind deshalb getrennte Disziplinen geworden, weil die Erlernung und Handhabung der Untersuchungs- und Arbeitstechnik so schwierig ist, daß sie nur dem Spezialisten zugetraut werden kann. Ueberall aber hat dann die Spezialität nicht nur die Früchte von dem Zweig der Wissenschaft, dessen sie sich bemächtigte, geerntet, sondern sie hat ihn gepflegt, wie sich's gehört, und sie blühen und sie gedeihen alle — alle, und tragen die schönsten Früchte für Erkennung und für Heilung von Krankheiten.

Man hört oft die Sachlage so darstellen, als wäre die Entwicklung der Medizin einseitig vorgegangen, nur im Erkennen der Krankheiten seien wir fortgeschritten, während der Fortschritt im Heilen überhaupt gering sei und jedenfalls erst der letzten Zeit angehöre. Ich halte diese Gegenüberstellung für falsch und gefährlich. Zunächst ist es mir wenigstens absolut undenkbar, daß nicht jeder bedeutende Fortschritt im Erkennen der Krankheiten auch bald einen solchen in der Behandlung der Kranken mit sich bringen soll.

Fast mehr wie die Unterschätzung unsrer Fortschritte im Heilen fürchte ich die unbilligen Anforderungen an unsre Fähigkeit im Erkennen. Ich meine, daß die falsche Stellung des Publikums der Medizin gegenüber ganz besonders darin begründet ist, daß jede Klarheit darüber fehlt, was man uns im Erkennen der Krankheiten zumuten darf. Freilich, die Spötter, wenn sie, wie so gern, ihre Spottlust an uns auslassen, richten ihre Distichen an den Heilkünstler, und der Kranke, dem der Arzt nicht helfen kann, schilt wieder auf den Heilkünstler, daß er auch so gar nichts kann! Aber einem verständigen Menschen sollte doch die Tatsache, daß unser menschliches Können überall beschränkt ist, so geläufig sein, daß er sich nicht verwundert, ihr auch hier zu begegnen. Ich meine: Daß wir Aerzte heute recht vieles heilen können, das leugnet schließlich kein Urteilsfähiger; weshalb sollte man sich nicht damit abfinden, daß unser Können oft versagt? Von dem Kranken freilich ist nicht zu erwarten, daß er uns billig beurteilt, aber diejenigen, die nicht gerade solcher subjektiven Hemmung ihres Urteils unterliegen, warum sollten sie ihren Hohn über den Arzt ausgießen, weil er nur ein einfaches Magengeschwür, aber nicht den Magenkrebs heilen kann; man lacht doch wahrlich nicht über die Leistungen der Statik und über die Brückenkonstrukteure, weil sie nur den Rhein, aber nicht den Ozean oder auch nur den Kanal überbrücken. Man würde schon mit unsern Leistungen und mit ihrem Beschränktsein sich abfinden, wenn man uns nur traute; man traut uns nicht, weil wir es da an uns fehlen lassen, wo am besten der Beweis zu erbringen wäre für unser Können, das ist im Erkennen der Krankheiten.

Man darf das Erkennen der Krankheiten, von dem ich hier spreche, nicht identifizieren mit dem Stellen einer Diagnose. Richtig ist, daß, wer eine Krankheit nicht diagnostizieren kann, auch nicht weiß, was er vor sich hat, aber falsch wäre es, zu glauben, daß der Arzt, wenn er die Diagnose stellt, damit auch immer über die Krankheit klar ist.

Man geht zu seinem Arzte — so heißt es — um geheilt zu werden. Das wäre, wenn es richtig wäre, verhängnisvoll im schlimmsten Sinne! Zum Glück

ist es nicht so, sondern man geht zum Arzte, damit er helfe, und oft kann man „helfen“, ohne „heilen“ zu müssen.

Es geschah in meiner Praxis nicht so selten, daß jemand zu mir kam, um mich wegen einer „schweren Krankheit“ zu befragen, am häufigsten wohl ein junger Mann, der heiraten wollte; er hustete, meinte, Blut gehustet zu haben und lungenkrank zu sein, oder „man hatte Zucker bei ihm nachgewiesen“, und nun hatte er die Zuckerkrankheit, und so weiter. — Ich konnte ihm sagen: „Sie haben keine Lungenkrankheit, keine Zuckerkrankheit.“ Da war also nichts zu heilen, aber geholfen war ihm gründlich. Oder ein Pendant hierzu: Ein heiratsfähiges Mädchen wird von der Mutter mit Geselligkeit drangsaliert; sie soll unter Menschen, damit sie dort dem Auserkorenen entgegengeführt werde. Sie will nicht, fühlt sich elend, schwach, und an Heiraten will sie eben deshalb schon gar nicht denken. Ich finde eine alte Nierenkrankheit, die übersehen ist und leicht übersehen werden konnte. Zu heilen ist da leider nicht mehr viel, aber geholfen ist ihr, denn man läßt sie jetzt in Frieden ihr Leben genießen, wie sie mag und kann.

Solche Fälle zeigen, daß wir Aerzte etwas wert sind, auch ohne daß wir als Heilkünstler figurieren. Sie sind nicht häufig, die Regel ist, daß der Kranke *behandelt* sein will und, *wenn möglich*, geheilt.

Das Verhältnis, in das hiermit Kranker und Arzt zueinander treten, ist von vornherein ein ganz eigenartiges, ein ganz andres wie etwa das des Klienten zu seinem Rechtsanwalt oder das des Wasserbaumeisters zu dem Grundbesitzer, der ihn wegen einer Bewässerungsanlage seiner Wiesen konsultiert. Der Rechtsanwalt und der Wiesenbaumeister, sie studieren die Sachlage und sagen danach: „Es geht“ oder „es geht nicht“ oder „vielleicht wird es gehen“; „ich kann und will das machen“, oder „wir wollen es versuchen“; „so lange etwa wird es dauern“ und „so und so viel wird es kosten“. Dabei passiert es auch dem Besten, daß er sich irrt, verrechnet, auch einmal etwas versieht, und auch unter Billigdenkenden bleiben Mißstimmungen und Streitereien nicht immer aus; schließlich aber kommt die Sache zurecht.

Bei uns ist das ganz anders: Jene können sich die möglichen Fälle aussuchen, die unmöglichen können sie abweisen. Wir dürfen das nicht, denn das verbietet uns die Humanität.

Nehmen wir zunächst einen ganz sicheren Fall: vorgeschrittene Krebsbildung in einem lebenswichtigen Organ, zum Beispiel ein Leberkrebs ist absolut sicher nachgewiesen. Dem Kranken zu sagen, er habe eine unheilbare Krankheit der Leber, wäre eine Roheit, ihm die Behandlung deshalb zu verweigern, wäre außerdem auch falsch, denn ich kann ihm doch seinen Zustand erleichtern. Befriedigung und Ruhm werde ich nicht ernten, das weiß ich — es ist tatsächlich die Humanität, die mich in ein Verhältnis zwingt, das der schwierigsten eines ist und leicht unhaltbar wird.

Auch das Schwierigste kann gelingen, und hier und da bringt einmal auch solche Arbeit schönen Lohn. Ich entsinne mich mancher Erlebnisse, wo ich meine

Zeit und meine Kräfte in den Dienst solcher verlorener Fälle stellte; darunter war der eine und der andre, in dem man das zu würdigen wußte. Das waren vornehme, hochgebildete Menschen, die mich schätzen lernten und danach meine Arbeit. Aber solche Menschen sind sehr selten, und wie oft ist denn der Arzt, ich denke jetzt gar nicht an mich, wie oft ist der beschäftigte und geplagte Arzt imstande, solchen verlorenen Fällen seine Zeit so unbeschränkt zu opfern? Selbst wenn die physische Möglichkeit besteht, ist es ihm zu verdenken, wenn er müde wird, immer wieder diese aussichtslose Arbeit zu leisten? Und anderseits der Kranke: er weiß nicht, daß er unheilbar ist, er will es auch nicht wissen; wer will es ihm verdenken, daß er ungeduldig wird und unbillig, wenn er immer vergeblich auf den Erfolg der Behandlung wartet?

Dies Beispiel wirft ein grelles Licht auf verhängnisvolle Seiten der ärztlichen Tätigkeit: Die Humanität zwingt uns, jeden Fall zu behandeln; wir dürfen ihn nicht verlassen, weil die Behandlung „keine Aussichten mehr hat". Dabei bleibt es auf die Dauer kaum aus, daß unser Interesse erlahmt, denn der Arzt ist als solcher kein Samariter; energische, leistungsfähige Aerzte finden oft in dieser Rolle auf die Dauer keine Befriedigung. Viel schlimmer aber ist die Unaufrichtigkeit, zu der der Arzt hier gezwungen ist. Diese Unaufrichtigkeit lastet auf dem Verhältnis zwischen Arzt und Kranken; sie drückt den Arzt wie ein böses Gewissen; sie bleibt dem Kranken nicht immer verborgen, und dann ist dem Vertrauen der Boden entzogen, selbstverständlich! „Denn wie soll ich der Unaufrichtigkeit trauen?" Das bekommt man oft genug zu hören, und es heißt auch wohl: „Ja, diesem Arzte traue ich — er sagt mir wenigstens die Wahrheit, und das verlange ich zu allererst von meinem Arzte."

Wie oft kam mir ein Kranker oder die Frau oder ein Verwandter mit dem Verlangen nach „vollständiger Wahrheit" entgegen; und wenn ich wirklich die Wahrheit sagte, so brachen sie zusammen, und nachher hieß es: das hätte er doch nicht tun dürfen, nun hat er uns jede Hoffnung geraubt.

Ich war schon kein junger Arzt mehr und mit diesen Dingen vertraut genug, als ein mir seit meiner Studienzeit bekannter, viel beschäftigter Arzt Ostpreußens mich um Untersuchung bat. „Voraussetzung aber ist, Herr Professor, daß Sie mir die absolute Wahrheit sagen — Sie müssen mir das ehrenwörtlich versprechen!" — „Ehrenwörtlich! Sie sollten als Arzt wissen, daß das ein Unsinn ist!" — „Nein, ich will Ihr Ehrenwort, daß Sie mir die volle Wahrheit sagen." — „Mein Ehrenwort! keine Rede davon, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen." Ich untersuchte ihn und fand einen unheilbaren Herzklappenfehler. Das ihm sagen, wäre sein Todesurteil gewesen — ich verschwieg die Diagnose, doch mußte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß sein Herz „nicht absolut gesund", „nicht ganz leistungsfähig" mehr sei; er solle sich in der Praxis schonen und so weiter, dann könne es noch lange gehen. Was war der Erfolg? — Er lebte nach meinen Vorschriften und hielt sich noch einige Jahre ganz gut, aber er klagte jedem, der es hören wollte, ich hätte ihm gesagt, er habe einen schweren Herzfehler, seitdem sei er ein gebrochener Mann — das danke er mir.

Das war ein Arzt und ein mutiger Mann, der im Duell und im Kriege dem Tode ins Auge gesehen hatte, und so war es mit seinem Wunsche, die Wahrheit zu erfahren, gemeint!

Dieser Seelenzustand ist leider der gewöhnliche, und ich bin nicht gewillt, hier Klage über den Mangel an Seelenstärke bei unsern Kranken zu führen; es ist etwas ganz Besonderes, das Bewußtsein mit sich herumzutragen, daß „die Tage gezählt sind“. Der Arzt muß hier seinen Stolz der Berufspflicht, der Humanität unterordnen, sich an der Wahrheit vorbeidrücken, um ein guter Mensch zu bleiben. Demütigend bleibt es, doch wird er sich damit abfinden, wenn er seiner Wahrheitsliebe sicher ist.

Es liegt aber in der ärztlichen Tätigkeit noch ein andrer Anlaß zur Unaufrichtigkeit, und dieser ist viel schlimmer.

Gesetzt, wir lebten im Lande Sparta, in einem Lande, wo zarte Rücksicht auf den Seelenzustand des Mitmenschen als tadelnswerte Aeußerung weichlicher Gemütslage gilt und wo Unwahrheit, bewußte Unwahrheit, der Todesstrafe verfällt, wie würde es da mit der Aufrichtigkeit der Aerzte stehen?

Der Arzt würde die Diagnose zu stellen und danach den Kranken zu bescheiden haben. Dann wird man fragen, ob der Kranke heilbar oder nicht heilbar ist; falls er unheilbar ist: Wie lange er noch leben kann, wahrscheinlich leben wird? — Das alles hat der Arzt zu sagen so genau, wie er es weiß! — Falls der Kranke heilbar ist, heißt es weiter: wird er sicher gesund werden, innerhalb welcher Zeit oder, falls der glückliche Ausgang unsicher ist, wie groß ist die Aussicht? Wie lange wird es dauern, bis der Ausgang entschieden ist, was kann dazwischen kommen? Dann die Frage: wird er vollkommen genesen oder wird etwas zurückbleiben, und was ist da zu fürchten? Schließlich: was hat zu geschehen?

Wie weit ist ein Arzt, der auf der Höhe der Zeit steht, imstande, all diese Fragen zu beantworten? Ich muß meine Leser um erhebliche Geduld bitten, wenn ich das ausführen soll.

Gleich die erste Frage: heilbar oder unheilbar! Wir nehmen sie ganz einfach als gleichbedeutend mit: kann der Kranke mit dem Leben davonkommen? Auch so ist sie nicht immer befriedigend zu beantworten. Nicht zu beantworten ist sie meist in den Fällen, in denen keine Diagnose gestellt werden kann; in solchen Fällen höchstens einmal dann, wenn der Kranke schon sterbend ist. Kurze Zeit vor dem Tode zeigt der Kranke gewisse von der Art seiner Krankheit wenig abhängige Symptome, die das Ende verraten.

Ist die Diagnose gestellt, so kann der Arzt nun sagen, ob der Kranke heilbar ist. Wie oft ist aber die Diagnose unsicher! Gewiß ist unser diagnostisches Können vielfach noch zurück, die Unmöglichkeit, die Diagnose sicher zu stellen, liegt aber oft auch in der Natur der Krankheit. Zum Beispiel, ich diagnostiziere ein Magengeschwür, das ist heilbar, falls es nicht krebsig ist. Wir kennen vielerlei Symptome, die uns dazu verhelfen, bei Lebzeiten zu erkennen, ob Krebs vorliegt, aber auch, wenn sie alle fehlen, ist der Krebs doch nicht absolut ausgeschlossen. Solche

diagnostische Schwäche ist keineswegs dazu angetan, uns zu beschämen, denn die Unterscheidung eines nicht krebsigen, wie wir sagen, einfachen Magengeschwürs von einem krebsigen ist selbst für den nach dem Tode untersuchenden Anatomen noch oft schwierig und nur mittels des Mikroskops zu machen.

Was soll nun der Arzt in solchem Falle auf die Frage: heilbar oder unheilbar antworten? „Ich fürchte unheilbar“ — „ich hoffe heilbar“ — je nachdem er den Krebs für wahrscheinlich hält oder nicht. Ist man dadurch noch nicht zufriedengestellt, so kann er zum Beispiel sagen: „Ich fürchte unheilbar; indessen meine Diagnose ist nicht absolut sicher, hoffen wir, daß sie falsch ist.“

Die Folge kann leicht sein, daß man von dem unsicheren Diagnosten an den sicheren, von der schlechten Prognose an eine bessere appelliert, und bei den Vertretern der illegitimen Medizin ist stets einer zu finden, der Heilbarkeit verspricht! Illegitim oder legitim — die Behandlung kann eine zweckmäßige sein, auch kann ein solches Leiden, auch ein krebsiges, sich einmal ohne oder trotz jeder Behandlung bessern, und nun ist es ausgemacht, daß der Diagnost mit der schlechten Prognose unrecht gehabt. Wer will es dem Laien verdenken! Der Kranke, „der von der Wissenschaft aufgegebene“, ist doch so gut wie gesund geworden, geheilt; so sagt er selbst mehr wie gern! Wenn er dann ein Jahr später an dem gleich damals richtig diagnostizierten Krebs stirbt, so spricht kein Mensch davon, die „Wissenschaft“ aber bleibt — blamiert.

Aehnlich geht es oft, und jeder meiner Leser kennt solche Fälle aus den Reklameinseraten der Natur- und sonstigen Heilkünstler zur Genüge.

Im andern Falle, falls der Kranke heilbar ist, wird es uns auch nicht viel leichter gemacht.

In der Frage, wie lange die Krankheit dauern wird, kommen die Kenntnisse des Arztes oft noch am allerbesten zur Geltung. Bei sehr vielen Krankheiten kann der Arzt das recht sicher voraussagen, und gegen etwaige nicht vorauszusehende Wendungen schützt er sich mit Fug und Recht, und meist auch, ohne daß dieser Vorbehalt bemängelt wird, durch den Zusatz „falls nicht Unvorherzusehendes eintritt“. Wie oft aber verschweigt man gerade hier dem Kranken die Wirklichkeit und gibt die Termine kürzer an, als man es selbst weiß — einfach, weil man den ohnehin schon schwer betroffenen Kranken nicht durch die voraussichtlich lange Dauer des Krankenlagers erschrecken will; das sieht der Kranke nachher auch ein, und im ganzen bestehen wir in diesem Punkt nicht schlecht.

Ganz schlecht hingegen steht es mit der richtigen Abschätzung all der üblen Vorkommnisse, die den Verlauf der Krankheit stören oder ihr folgen können. Nehmen wir einen ganz gewöhnlichen Fall von Influenza, einen einfachen, aber nicht ganz leichten Fall, unzweifelhaft heilbar und voraussichtlich in wenigen Tagen alles erledigt. Aber wenn das auch in acht oder neun von zehn Fällen so glatt abgeht, es können doch alle möglichen Komplikationen und Nachkrankheiten kommen. Es kann der Lungenkatarrh, der dabei ganz gewöhnlich und fast harmlos ist, zu einer Lungenentzündung ausarten, oder es kann eine Lungen-

schwindsucht folgen oder eine Herz- oder eine Hirnkrankheit und was nicht alles sonst noch!

Der Arzt folgt dem Gebot der Wahrheitsliebe und verschweigt dies alles nicht. Der Schrecken ist groß: „Also so ernst steht die Sache?“ — „Sie brauchen sich ja noch keine Sorge zu machen, vorläufig ist ja noch alles gut!“ — „Vorläufig, ja, damit ist wenig anzufangen!“ und es wird ein andrer geholt, zum Beispiel ein Naturarzt. Sein Ausspruch lautet einfach günstig. Nach einem kalten oder heißen Bade oder einem Rückenguß sind die Schmerzen fort, und alles ist gut, bleibt gut, und jener gewissenhafte Vertreter der Wissenschaft ist wiederum völlig im Unrecht. „Es war doch geradezu gewissenlos, uns die Sorge um nichts zu machen“ — wie oft habe ich das hören müssen!

Oder der Arzt denkt: mit all den seltenen Vorkommnissen brauche ich nicht zu rechnen, und behält seine Weisheit für sich; und nun geht es gegen alle Wahrscheinlichkeit gerade in diesem Falle übel ab! Es folgt die Lungenentzündung, und in acht Tagen ist der Kranke seiner „harmlosen Influenza“ erlegen. Trifft so das Unglück ein, so kann der Arzt auf schonende Beurteilung nicht rechnen, außer wenn sich etwa der Fall zur Zeit einer größeren Epidemie ereignet, dann sind solche Fälle häufiger, man weiß, daß auch anscheinend harmlose Fälle der Krankheit einen tückischen Verlauf nehmen können, und man regt sich über den Unglücksfall weniger auf.

Es war also in der Hauptsache nur das bei dem Laien mangelnde Verständnis, was ihn so unbillig machte; und das richtige Verständnis, dessen wir uns hier einmal erfreuen, haben wir der eignen Erfahrung der Laien über die Krankheit zu danken; lieber und treffender sage ich: der Gewöhnung an solche Vorkommnisse; denn nichts fürchte ich mehr wie die Erfahrung der Laien — was man so Erfahrung nennt, jenes oft unbegreifliche Erzeugnis, dessen Großvater der Wunsch, dessen Mutter die Suggestion ist! — die Laienerfahrung, sie macht leider im allgemeinen das Publikum keineswegs gerechter und billiger gegen die Aerzte, sondern vorurteilsvoll und absprechend.

Das Bild, das ich hier von dem Verhältnis des Arztes zu seinem Klienten entworfen, ist sicher kein erfreuliches; und doch ist die wissenschaftliche Seite unsrer Tätigkeit, von der ich bisher sprach, unsre stärkste; zeigen wir uns hier schwach und unaufrichtig, so ist es begreiflich, daß man sich herausnimmt, uns die Achtung zu versagen, die man sonst der Wissenschaft erweist. Und am übelsten, weil nicht zu ändern, ist es, daß der Grund für unsre unbefriedigenden Leistungen viel weniger im niedrigen Stande unsers Wissens als in der Natur der Dinge, mit denen wir es zu tun haben, in der Natur der Krankheiten liegt. Gewiß haben wir noch viel zuzulernen, und wir werden auch darin noch Fortschritte machen, daß wir den Verlauf der Krankheiten von vornherein besser beurteilen, aber für viele Krankheiten wird eine den Laien befriedigende Sicherheit hierin nie erreicht werden. Denn der Verlauf der Krankheiten hängt vielfach von Zufälligkeiten ab, die sich nie werden berechnen lassen.

Man macht übertriebene Ansprüche an uns, und wir tragen selbst zur Diskreditierung unsrer Wissenschaft bei, wenn wir uns darauf einlassen, diesen Ansprüchen gerecht werden zu wollen. Wir müssen dahinkommen, daß wir nichts sagen, was wir nicht wissen. Wir sind nach dem Umfang unsrer Wissenschaft wohl in der Lage, die unangreifbare Stellung festzuhalten, welche die Wissenschaft uns wie jedem gibt, der sich streng an die Wahrheit und fern von jeder Unaufrichtigkeit hält. Wie wir das zu machen haben, davon später — leicht wird es nicht sein, dafür sorgt wieder die Humanität; menschlich ist es ja sehr berechtigt, wenn man das alles von uns wissen will, und menschlich werden wir uns immer geneigt fühlen, der fragenden Sorge gerecht zu werden, doch so hart es sein mag, auch hier heißt es, die Wahrheit über alles! Unaufrichtigkeit und Bemäntelung sind es, die uns den Boden unter den Füßen abgraben; mit der Unbilligkeit, die uns aus dem Versagen unsers Wissens Vorwürfe macht, werden wir uns abfinden!

Wenn der Meteorologe in der Wetterprognose sagt: Neigung zur Gewitterbildung, so gibt man sich damit zufrieden, und wenn es einem besorgten Interessenten beikommen sollte, zu fragen: wie heftig wird das Wetter werden, wird es sich gerade bei mir, und wann wird es sich entladen, vormittags oder nachmittags, wird es mit Regen oder mit Hagel kommen? so wird man ihn vorläufig auslachen. (Schluß folgt.)

Vom jungen Burgtheater

Von

Ilka Horovitz-Barnay

Wenn man vom jungen Burgtheater spricht, so ist damit eigentlich das alte Burgtheater gemeint; — im persönlichen, nicht im baulichen Sinne. Beide stehen zueinander wie Wurzel und Blüte, und beide zusammen, ältere und jüngere Künstler, bilden jenes geistig vornehme und volksbildnerische Institut, das seit seinen ersten Anfängen dazu bestimmt war, in der Geschichte des deutschen Theaters die bedeutendste Rolle zu spielen.

Diese ersten Anfänge vollzogen sich in Sturm und Drang. Das deutsche Schauspiel in Wien lag darnieder. Der herrschende Geschmack begünstigte für die vornehmen Kreise die französischen Komödien und Ballette, für das Volk die Hanswurstiaden auf offenem Markte. Wie hätte da das bessere Lustspiel oder das ernste Schauspiel Interesse erwecken sollen? Beiden drohte völliger Verfall, als unvermutet in der Person des großdenkenden, geistvollen Kaisers Josef ein Retter erstand. Dieser weitblickende Monarch erkannte im Niedergange des deutschen Schauspiels zugleich den Niedergang eines wichtigen nationalen Vorbildungsmittels und war rasch entschlossen, dem deutschen Schauspiel aufzuhelfen, ihm eine feste Organisation zu schaffen.

Der Schauspieler Josef Lange schreibt darüber in seiner Selbstbiographie (1775):

„Der unsterbliche Kaiser sah die Bühne als ein Mittel zur Bildung seiner Nation an. Deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutscher Geschmack, deutsche Kunst sollten sich an ihr erheben.“

Der hochsinnige Monarch wendete seinem „Nationaltheater“ das lebhafteste Interesse zu. Die Ergänzung und Erweiterung des Instituts beschäftigte seinen in die Zukunft blickenden Geist. Er begnügte sich nicht mit dem vorgefundenen Material. Jugend, Talent, frisches Streben wollte er seinem Institut zuführen, ihm auf diese Weise eine wertvolle Zukunft sichern. Auf seine Veranlassung wurde der Schauspieler J. H. F. Müller, der aus Norddeutschland stammte und einige Bildung besaß, mit Geld und Empfehlungen an die auswärtigen kaiserlichen Gesandtschaften ausgerüstet, auf die Reise geschickt und ihm die Aufgabe übertragen, junge wohlgebildete Schauspieler und Schauspielerinnen aufzusuchen und sie für das Wiener Nationaltheater anzuwerben. Außerdem sollte er sowohl die Theater in Dresden, Berlin, Mannheim und Mainz, als auch die neuerschienenen Theaterstücke studieren, mit den Theaterschriftstellern in Verbindung treten, sie für das beginnende Burgtheater zu interessieren suchen, mit einem Wort: frisches, lebensvolles Blut in den Organismus leiten.

Es sollte ein junges, kräftiges Burgtheater erstehen. Das war des Kaisers Wille.

Müller war ein kluger, umsichtiger Mann. Er tat alles das, was ihm aufgetragen ward, und er tat noch mehr. Denn auch ihn hatte der Gedanke an ein junges, lebensvolles Theater mächtig begeistert.

Er wußte, daß nicht weit von Berlin ein Mann lebte, den zu hören und um Rat zu fragen, für das junge Burgtheater von äußerster Wichtigkeit war. Dieser Mann war Gotthold Ephraim Lessing. Müller reiste zu ihm nach Wolfenbüttel, wurde von Lessing freundlich empfangen und fand bei ihm Beifall und wertvolle Ratschläge für den Zweck seiner Reise.

Lessing gestand ihm, daß er gegen die Wiener Bühne eingenommen gewesen sei, da er nichts Gutes darüber gelesen habe, aber seit er es selbst gesehen, sei er andrer Meinung geworden. Es fehle wohl noch vieles, aber es sei trotzdem die beste Bühne, die er kenne. Es wäre nur schade, daß die verschiedenen Dialekte das Ganze so „disharmonisch“ machten.

Und nun entwickelte Lessing ein Programm für das „junge Burgtheater“, das in seinem tiefgründigen, klassischen Inhalt alles umfaßt, was für die Bildung eines Kunstinstituts ernstester Art für alle Zeiten gesetzmäßige Geltung hat. Ein „Theater-Philanthropin“ zu errichten, schlägt er vor, eine Kunstschule, die geeignet ist, durch gute Grundsätze die künstlerische Jugend zu leiten.

„Alle Empfindungen, Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten sollen, ebenso wie beim moralischen Menschen, beim Künstler von Anfang an geleitet und erzogen werden, denn wäre der Endzweck des Schauspiels auch nur bloß das Vergnügen des Volkes, so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem

Volke seine Unterhaltungen nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für die es außer den Stunden der Geisteserholung keine besondere Achtung haben kann."

Das Burgtheater hat diese Anschauung zu der seinen gemacht und die Fahne höchster ethischer und künstlerischer Kultur hochgehalten.

Und aus dem jungen Burgtheater des edeln Kaiser Josef wurde ein altes Burgtheater, und aus diesem entstand wieder ein junges Burgtheater, und so fort im Wechsel der Zeiten bis auf unsre Tage. Aus der Generation entstand die Regeneration, immer ein Neues, Fortschrittliches schaffend, das doch mit dem Alten, Ererbten, Erlernten in innigstem Verbande steht und von einer Vollkommenheit zur andern strebt.

So verdient Altes und Junges die gleiche Würdigung wie alles Notwendige und Liebliche, das die allgütige Mutter Natur uns großmütig beschert. Das jetzige junge Burgtheater, das an der alten ehrwürdigen Tradition emporblüht, soll der Gegenstand dieser Besprechungen sein, und es ist hoffentlich nicht zu ihrem Schaden, daß sie auf Grund persönlicher Aussprachen entstanden sind, die mir die Künstler und Künstlerinnen des jungen Burgtheaters gewährt haben.

Hugo Thimig wehrte sich bescheidentlich dagegen, daß man ihn noch immer als zum jungen Nachwuchs rechnen wolle, ihn, der dem Burgtheater nun schon an dreißig Jahre angehört. Und wenn er in der Tat schon seit dreißig Jahren dem Burgtheater angehört, so steigert diese Tatsache den Eindruck seiner jugendlichen Erscheinung um so viel mehr. Unbedingt ist er als Bindeglied, als Uebergang vom alten zum jungen Burgtheater anzusehen und einerseits durch seine große Erfahrung, anderseits durch die herrliche Frische seines Wesens durchaus geeignet, das junge Burgtheater anzuführen.

Er steht mitten in der Fortschreitung des Instituts und schildert in anregender Weise die Schulung der jungen Künstler:

„Wir haben weder Vortragsmeister, noch wird bei uns schulmäßig gearbeitet. Junge Künstler oder solche, die es werden wollen, und die ans Burgtheater kommen, sind meist über das rein Technische hinaus: Stimmbildung, Artikulation, Gehen und Stehen müssen sie bereits gelernt haben. Das Künstlerische eignen sie sich bei einigem Talent durch eigne Anschauung an. So entsteht ein Prozeß, wie etwa das Studium an der Universität nach dem Gymnasium. Dort die Schulbank, hier der freie Hörer. Durch eine aufmerksame Regie lernt der Kunstjünger auf den Proben am sichersten und schnellsten; womit nicht gesagt ist, daß nötigenfalls ganze Rollen von Satz zu Satz durchgenommen werden, und zwar durch Direktor Schlenther selbst, der wohl der vorzüglichste Regisseur der Jetztzeit ist."

Aus weiteren allgemeinen Bemerkungen entwickelte sich die Frage des deutschen Lustspiels in seiner modernen Bedeutung. Thimig spricht darüber durchaus objektiv und als strenger Beobachter der Erscheinungen, die sich in der Zeiten Folge notwendig verändern.

„Die spielerische, leicht ansprechende Heiterkeit des ehemaligen deutschen

Lustspiels besitzen wir so wenig wie die vollendete Grazie des Goldoni, Molière und der spanischen Lustspieldichter. Die Moderne produziert eben andre Bedürfnisse und sucht dafür einen andern Ausdruck. Sie gefällt sich in grausigen Motiven und schreckt vor der naturgetreuen Schilderung des Häßlichen nicht zurück. Aber wenn sich der Ernst ändert, ändert sich auch der Humor. Merkwürdigerweise erfaßt die große Menge diesen weit schwerer als den Ernst. Ibsen, der alte Tausendkünstler, hat einen eigenartigen, scharfen Humor, der aber noch lange nicht allgemein verständlich geworden ist, wie zum Beispiel in der „Wildente" oder in den „Gespenstern" (der alte Engstrand). Selbst Hauptmanns „Biberpelz", dies herrliche Lustspiel, fiel zuerst vollständig ab und eroberte erst später das Publikum, das für diese Art von Humor noch nicht reif war. Das schlagendste Beispiel ist übrigens Grillparzers „Weh dem, der lügt", das 30 Jahre lang auf seinen Erfolg warten mußte. Mit der einstigen Lustspielharmlosigkeit geht's nicht mehr, die jetzige Zeitströmung sucht etwas ganz andres als offenherzigen, leichtverständlichen Humor."

Auf meinen Einwurf, daß Barries „Quality Street" trotz seiner Harmlosigkeit doch so sehr gefallen habe, meinte Thimig, der große Reiz des Stückes bestände in der höchst gelungenen Milieuschilderung, in der glücklichen Mischung von Groteske und Sentimentalität und in der äußerst vornehmen Schreibart. Als Beweis, wie unvollkommen augenblicklich die allgemein gültigen Formen für den modernen Humor wären, erzählte der Künstler, daß bei der Generalprobe von „Quality Street" Sonnenthal, der doch die Produktionen aus der früheren Lustspielzeit genau kennt, das Stück scheußlich und läppisch fand, während Römpler und seine Frau über alle Maßen davon entzückt waren. „Uebrigens," fügte er hinzu, „sind wir Schauspieler die unverläßlichsten Beurteiler eines Stückes. Wie oft geschieht es, daß wir vor der Aufführung ein Stück herrlich finden, das gar keine Wirkung macht und uns eine Situation überaus komisch erscheint, bei der das Publikum steinernst bleibt. — Aber so viel steht fest, daß wir durch den Realismus unendlich viel gelernt haben. Unsre künstlerische Erfahrung wurde enorm bereichert, wir wurden zum Studium seelenfinderischer Kunst mächtig angeregt. Die früheren leeren Posen und Aeußerlichkeiten sind heutzutage ganz unmöglich geworden, denn unsre ganze Anschauung hat sich erweitert und vertieft. Es ist eben — gottlob! — des Lernens kein Ende!"

„Glauben Sie nicht, daß dieses Studium auch den klassischen Darstellungen zugute kommen wird?"

„Unbedingt! Wir bringen dafür entschieden einen Fortschritt mit. Die Klassiker werden nicht wie Altes, sondern wie Neues erfaßt und aufgeführt werden. In der Kunst kann es keinen Stillstand geben! Alles drängt nach vorwärts. Der große Schiller-Zyklus, den wir nun beginnen, wird unter diesem Zeichen stehen. Wir werden die Errungenschaften, die uns die realistische Aera gebracht hat, für die klassischen Aufführungen verwerten können. Man hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir im ‚Fiesko' zu starke Wirklichkeitseffekte gebracht und durch zu kostbare und echte Ausstattung das Stück zum Nachteil der Dichtung

überladen hatten. Zunächst will ich hier feststellen, daß das alles nicht so kostbar, sondern bloß gutgemachter Schein war, der keineswegs einer Ausstattungssucht, sondern einer ehrlichen Kunstmeinung entsprang. Ein Theater vom Range des Burgtheaters, das in seinem Bau einen so glänzenden Rahmen bietet, muß mit andern Mitteln arbeiten wie andre kleinere Theater; in Berlin geht man darin noch viel weiter. In früheren Jahren wurde der ‚Fiesko‘ dreimal neu inszeniert, ohne daß es gelungen wäre, nachhaltigen Erfolg damit zu erreichen. Uebrigens haben wir uns genau an Schillers eigne Vorschriften und Randbemerkungen gehalten, in denen er die Pracht der italienischen Renaissance ausdrücklich betont hat.

„Jedenfalls haben wir eher unterschillert als überschillert.

„Auch im ‚Tell‘ werden wir die Neuinszenierung nicht behandeln wie bildliche Darstellungen für Schweizer Touristen; wir werden die Ausstattung nach dem Zeitalter Schillers und nach seiner dichterischen Phantasie konstruieren. Wir können uns dabei nicht sklavisch an die reale Wirklichkeit und an die geographische und kalendarische Richtigkeit halten. Sonst müßten wir, um ganz genau zu sein, den ganzen ‚Tell‘ im dicksten Schnee der Winterlandschaft spielen lassen, was eigentlich vorschriftlich wäre, denn zu Beginn des Stückes sagt der Fährmann: ‚Heute ist Simons und Judä,‘ und das ist der 28. Oktober. Und später sagt Winkelried (Rütli), II. Akt: ‚Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn.‘ — Daraus wird klar, daß ‚die Eidgenossen beabsichtigen, zum Christfest loszuschlagen‘.

„Wie konnte also Geßler mitten im Winter einen Apfel vom Baum herunterholen? — Nein, nein, die Stimmung ist uns wichtiger als die Kalenderdaten, und wir richten uns lieber nach dem Dichter als nach dem Bädeker. Das wäre übel angewandter Realismus.

„Schließlich ist ja das Theater auch ein Schauspiel und nicht bloß ein Hörspiel.“

Wir kamen auf ausländische Theater zu sprechen. Den französischen Schauspieler Got verglich Thimig mit Baumeister, obwohl er sich durch den nationalen Stil wesentlich von ihm unterscheidet. Die Franzosen hätten es viel leichter als die Deutschen, meinte er. Da gäbe es bloß zwei traditionelle Linien, die Komödien von Molière und Marivaux für das komische und die Dramen von Racine, Corneille für das dramatische Fach. Die modernen Rollen werden den Schauspielern auf den Leib geschrieben. „Was müssen dagegen die deutschen Schauspieler leisten! Englische, französische, italienische, spanische Theaterstücke, Vers- und Konversationsstücke, Possen, Schwänke! Da entwickelt sich eine ganz andre Arbeit!“

Auf meine Frage, warum Maeterlinck nur mit einem einzigen Stücke, d'Annunzio aber gar nicht am Burgtheater aufgeführt wird, machte Thimig nur eine ablehnende Handbewegung ...

„Ich dächte doch,“ warf ich ein, „daß das Burgtheater als führende Bühne ...“

„Das kann das Burgtheater gar nicht sein," unterbrach mich Thimig, „ist es in diesem Sinne niemals gewesen. Vergessen Sie nicht, Verehrteste, wir sind ein Hoftheater und haben folglich immer mit dieser Stellung zu rechnen. Der ganze Zuschnitt unsrer Bühne ist ein andrer wie der eines freien Theaters. Es klingt vielleicht in puncto Literatur sehr ketzerisch, wenn ich sage, daß unsre Hauptaufgabe darin besteht — die beste Komödie zu spielen! Ja! so ist es nun einmal; daran ist nichts zu ändern!" —

Diese Unterredung hatte in Thimigs Studier- und Arbeitszimmer stattgefunden. Die reiche Bibliothek und die interessanten Bilder und Zeichnungen an den Wänden hatten meine Aufmerksamkeit schon längst erregt. Mit der größten Liebenswürdigkeit zeigte mir der Künstler seine Schätze. Da lernte ich ihn nun von einer neuen, hochinteressanten Seite kennen. Thimig ist der eifrigste und kundigste Sammler für seltenes Theatermaterial. Er besitzt über 8000 Bände theatergeschichtlicher Werke, darunter speziell Werke über Wiener Theatergeschichte, eine imponierende Summe von Quellenmaterial, zahllose Unika. Riesige Mappen beherbergen alphabetisch geordnet die Porträtsammlungen von Schauspielern und Schauspielerinnen aus frühester Zeit bis auf unsre Tage. Ueberdies besitzt Thimig eine der wertvollsten Autographensammlungen und eine hochinteressante Sammlung von Briefen.

Von den Bildern interessierte mich zunächst das Porträt des Schauspielers Brockmann, gemalt vom Schauspieler Lange, ein Geschenk Ludwig Löwes an den verstorbenen Hofburgschauspieler Schöne, der, ein intimer Freund Thimigs, diesem das seltene Bild dedizierte.

Eine herrliche Radierung, Iffland darstellend. Eine höchst seltene Eisenplakette mit dem Bildnis Ludwig Schröders.

Der Hofschauspieler La Roche als Jäger. Amalie Haizinger als Alpenröschen, eines der reizendsten Künstlerporträts, ein Geschenk ihrer Tochter Luise Neumann (Gräfin Schönfeld). Eine Silhouette, geschnitten von E. T. A. Hoffmann, darstellend Ludwig Devrient in der Weinstube bei Lutter & Wegener.

Das Porträt der Schauspielerin Maria Anna Adamberger, deren Tochter Toni die Braut Theodor Körners gewesen ist.

Ein Bildnis des Wiener Hanswursts Prehauser als Just in „Minna von Barnhelm", eine feine Radierung von Unger. Von demselben eine Radierung nach dem Bilde der unvergeßlichen Hofschauspielerin Helene Hartmann von Horovitz u. a. m. Das einzige Porträt nach dem Leben von Ludwig Dessoir, gezeichnet von dem berühmten Porträtisten Rudolf Lehmann in London, erhielt Thimig als Geschenk von Ludwig Barnay.

Alle diese Schätze beabsichtigt Thimig in seiner einstigen Pensionszeit chronologisch zu ordnen und damit der gesamten Theaterwelt ein unschätzbares Geschenk zu machen.

Nun erschien mir Thimig, den man auf der Bühne in seinen überquellend heiteren und humorvollen Leistungen zu bewundern gewohnt ist, mit einem Male als der ernste Theatermann, der von dem Wunsche beseelt ist, nicht bloß eine

flüchtige Spur als Darsteller zu hinterlassen, sondern mit dem schönen, wertvollen Material, das er Stück für Stück zusammengetragen hat, seinen Standesgenossen ein kostbares Vermächtnis dazulassen. Wie einst Rubinstein, so sagt auch Thimig: „Es muß doch etwas von einem dableiben!“

Wenn er einst die Bühne verlassen wird, um, wie er liebenswürdig meint, „auch andern Platz zu machen“, so wartet seiner eine schöne, herzerfreuende Arbeit. Doch jetzt und hoffentlich noch für lange verpflichtet ihn seine Liebenswürdigkeit und seine schöne, herzerfreuende Arbeit als Künstler, bei seiner schauspielerischen Tätigkeit zu verbleiben.

Wien, Januar 1905.

Ueber Irrenanstalten und ihre Beaufsichtigung

Von

C. Pelman

Von Zeit zu Zeit geht ein Alarmruf durch die Zeitungen, und es wird in einer meist wenig geschmackvollen Weise zum Sturm gegen die Irrenanstalten geblasen. Die Veranlassung ist stets die Internierung eines seiner eignen Ansicht nach geistesgesunden Menschen, der seinem Kerker in mehr oder weniger romantischer Flucht entronnen ist, und nun seiner Entrüstung Luft macht.

Je höher die soziale Stellung der betreffenden Persönlichkeit, um so lauter tönt es ins Horn, und handelt es sich gar um eine Prinzessin, dann ist der Entrüstung kein Ende.

Allen diesen Fällen aber haftet das eine Gemeinsame an, daß die Beschuldigungen ohne weiteres für wahr angenommen und die Anstalten kurzerhand verurteilt werden. Mögen sie zu ihrer Verteidigung vorbringen, was sie wollen, die Berechtigung der Internierung und die Geisteskrankheit des Internierten noch so klar bewiesen werden, das Urteil ist von vornherein unumstößlich gefällt: Tut nichts, der Jude wird verbrannt.

Nun ist zwar gegen Vorurteile schwer anzukommen, und um ein Vorurteil, und noch dazu um ein recht ungerechtes und tief eingewurzeltes Vorurteil gegen die Irrenanstalten handelt es sich hier, aber einen Versuch dieser Art möchte ich dennoch machen und einen Beitrag zur besseren Verständigung liefern. Vielleicht regt er hier und da zum Nachdenken an, und damit wäre schon viel gewonnen.

Selbstverständlich kann es hier nicht meine Aufgabe sein, den Nachweis zu liefern, daß die angeblich Gesunden und widerrechtlich Eingesperrten in Wirklichkeit geisteskrank gewesen sind. Zum größten Teile haben sie diesen Nachweis in umfangreichen Veröffentlichungen eigenhändig geliefert, und jedenfalls hat bisher meines Wissens keine Gerichtsverhandlung zu einer Verurteilung des schuldigen

Irrenarztes geführt. In dem ausgedehntesten Maße haben solche Untersuchungen vor längeren Jahren in Frankreich stattgefunden. Gegen Ende des zweiten Kaiserreiches gingen die politischen Wogen besonders hoch, und die Erbitterung gegen die bestehende Regierung war stark genug, um in der öffentlichen Meinung keine Zweifel zu lassen, daß sie sich zur Beseitigung der ihr unbequemen Personen in erster Linie der Irrenanstalten bediene. In diese Erregung schlug der Prozeß Sandon ein.

Sandon war ein gemaßregelter Advokat, der wegen seiner maßlosen Angriffe und Verleumdungen vor Gericht gestellt, aber als geisteskrank erkannt und eine Zeitlang in einer Irrenanstalt untergebracht worden war. Nach seiner Entlassung griff er in der Presse den Ministerpräsidenten an, und es ist bezeichnend für die Schwäche der damaligen kaiserlichen Regierung, daß sie ihm eine Staatspension gewährte, in der Hoffnung, ihm hierdurch den Mund zu stopfen. Dabei hatte sie die Rechnung ohne den Wirt, das heißt diesmal ohne die regierungsfeindliche Presse gemacht. Ein so schönes Angriffsobjekt, wie es die „Affäre Sandon" war, durfte sie nicht unbenutzt lassen, und sie hat es denn auch weidlich ausgeschlachtet. Die in die Enge getriebene Regierung veranlaßte eine offizielle Zusammenstellung aller Klagen, die wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung in Irrenanstalten in den Jahren 1864—1869 in ganz Frankreich zur Verhandlung gekommen waren.

Im ganzen waren während dieser Zeit 52 Klagen anhängig gemacht worden, von denen 24 ohne weiteres abgewiesen wurden. Nur in einem einzigen Falle wurde ein strafbares Einverständnis zwischen Arzt und Familie festgestellt, wo es sich darum handelte, seinen Angeklagten mit eigner Zustimmung durch Unterbringung in einer Anstalt der verdienten Strafe zu entziehen.

Was im übrigen Sandon betrifft, so ist er bald darauf geisteskrank gestorben, und auch daran, daß er zur Zeit seines Anstaltsaufenthaltes bereits krank war, hat später niemand mehr gezweifelt.

Daß eine gleiche Untersuchung bei uns zu einem andern, und zwar zu einem den Irrenanstalten ungünstigeren Ergebnisse führen würde, stelle ich entschieden in Abrede.

Man verstehe mich hier recht.

Ich behaupte nicht, daß nicht etwa hin und wieder eine Person gegen ihren Willen in eine Irrenanstalt verbracht worden sei, die ihrer Ueberzeugung nach nicht dahin gehörte und vielleicht ebensogut draußen verbleiben konnte; wohl aber leugne ich, daß hier verbrecherische Gründe maßgebend und im Spiele gewesen seien.

Naturgemäß richten sich derartige Angriffe vorzugsweise gegen die Privatanstalten, obwohl ab und zu auch eine öffentliche Anstalt darüber zu berichten weiß. Für die Privatanstalten aber steht es ohne weiteres fest, daß der Anstaltsarzt für gutes Geld und gute Worte mit sich reden und, wie man so sagt, fünfe gerade sein läßt. Das pekuniäre Interesse des Besitzers liegt gar zu nahe, um es nicht als bequeme Erklärung ins Feld zu führen.

Man glaubt sich daher nicht genug tun zu können in Forderungen nach vermehrtem Schutz für die anscheinend gefährdete Freiheit und verlangt heute nach einer schärferen Aufsicht und einer Erschwerung der Aufnahmen, als ob alles dies nicht schon Hunderte von Malen reiflich erwogen und von der Regierung hin und her beraten worden sei.

Eine nähere Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen ist vielleicht nicht ohne Wert.

Den Irrenanstalten fällt außer der Verwahrung der Geisteskranken nebenbei noch die Aufgabe der Heilung zu, ja, es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß dies ihre vornehmste Aufgabe und ihre Einrichtung in erster Linie darauf zu bemessen sei, die Kranken den sie von außen bedrohenden Schädlichkeiten zu entziehen und mit möglichster Beschleunigung in günstigere Verhältnisse zu bringen. Jedenfalls stehen, einem alten Erfahrungssatze gemäß, die Aussichten auf Genesung in direktem Verhältnisse zur Schnelligkeit der Aufnahme, und diese zu erschweren, das heißt doch zu verlangsamen, würde stets mit einer Erschwerung der Genesung und in nicht seltenen Fällen mit einer Unheilbarkeit des Kranken gleichbedeutend sein.

Hieraus ergibt sich mit logischer Notwendigkeit nicht die Forderung einer Erschwerung, wohl aber die einer Erleichterung der Aufnahmen. Hierfür ist das Zeugnis eines beamteten Arztes erforderlich, also eines Mannes, welcher der Regierung gegenüber durch seinen Amtseid verpflichtet ist und ihr die Garantie seiner Zuverlässigkeit geboten hat. Aber, wird man mir entgegenhalten, auch der Kreisarzt ist nur ein Mensch und als solcher dem Irrtum unterworfen.

Gewiß, und mehr noch, die Geistesstörungen sind vielfach recht schwer zu erkennen, und der Kreisarzt wird oft genug in der Lage sein, seinem Zeugnisse fremde Angaben zugrunde zu legen. Ob diese der Wahrheit entsprechen, wird die Beobachtung des Anstaltsarztes bald herausstellen.

Wer eine Ahnung von dem Getriebe einer modernen Irrenanstalt hat, weiß, daß es kaum ein durchsichtigeres Gebilde gibt, nichts, was ihr an Durchsichtigkeit und Durchhörigkeit gleichkommt. Hier mit Geheimnissen arbeiten zu wollen, wäre tollkühne Verwegenheit, und wo das gesamte Dienstpersonal nichts andres zu tun hat, als jedes Vorkommnis in der Anstalt unter sich zu verhandeln und nach außen zu tragen, wird der Gedanke an die Bewahrung eines Geheimnisses zum baren Unsinn. Das Interesse des Arztes liegt somit weit eher darin, sich alle irgendwie zweifelhaften Fälle vom Leibe zu halten und sie so bald als möglich loszuwerden, als sie zu behalten und sich in die immerhin peinliche Lage zu bringen, sich gegen Angriffe verteidigen zu müssen. Im übrigen hat der Anstaltsleiter von jeder Aufnahme ungesäumt dem zuständigen Staatsanwalt Mitteilung zu machen, der sich seinerseits durch Umfragen und Erhebungen von der Notwendigkeit der Aufnahme zu überzeugen hat, und dem jeden Augenblick der Antrag auf Entmündigung freisteht, das heißt auf eine persönliche Vernehmung des Internierten durch das Amtsgericht, falls er Zweifel an der Geistesstörung hegen sollte.

Auch späterhin müssen Eingaben der Kranken an Staatsanwalt und Polizei-ehörde befördert werden, und endlich hat der Staat in ganz bestimmter Weise ngegriffen. Es besteht nämlich für die Privatanstalten eine sogenannte Besuchs-mmission, deren Hauptaufgabe es ist, jeden einzelnen Kranken daraufhin zu agen, ob er mit seiner Aufnahme und seiner Behandlung in der Anstalt ein-erstanden und zufrieden sei. Der Vorteil eines solchen persönlichen Eingreifens egt auf der Hand; man darf dreist behaupten, daß sich das Niveau der Privat-nstalten seit jener Einrichtung in einer ganz außerordentlichen Weise gehoben at. Manche, die schon vorher gut waren, sind noch besser geworden, und ndre sind einfach nicht wiederzuerkennen. Was speziell die Kranken betrifft, ist in den langen Jahren ihres Bestehens der Besuchskommission meines Wissens noch kein Fall zu Ohren gekommen, der Veranlassung zu einer Unter-uchung gegeben hätte. Daß derartige Fälle ihr etwa vorenthalten werden, ist nfach ausgeschlossen. Mit dem Eintritte der Kommission in die Anstalt ist sie fort von einem Ende zum andern signalisiert, und die bereitgehaltenen Ein-aben und Beschwerden werden den Mitgliedern feierlich überreicht oder kurzer-and in die Taschen geschoben. Denn daß jeder mit seinem Schicksale zufrieden in sollte, ist durch die menschliche Natur ausgeschlossen und von einem Anstalts-nsassen erst recht nicht zu verlangen. Wohl aber läßt der Inhalt dieser Ein-aben keinen Zweifel an der Krankheit seines Verfassers und enthebt uns der otwendigkeit, ihn als einen zweifelhaften Fall zu betrachten und demgemäß zu eanstanden.

So zahlreich demnach die meist im Selbstverlage erschienenen Schriften ehe-maliger Anstaltsinsassen auch sein mögen, und so oft der Alarmruf aufs neue n den Zeitungen erhoben wird, von seiten der Anstalten droht der persönlichen reiheit keine Gefahr.

Anderseits wird der Gegensatz in den Anschauungen des Kranken und des rrenarztes über seine Zurückhaltung in der Anstalt nach wie vor bestehen leiben und zu Differenzen führen.

Hier möchte ich wirklich dem rasch und sicher verurteilenden Laien wünschen, aß er einmal in der Haut des Irrenarztes stecken und die peinlichen Erwägungen urchmachen müßte, die diesen bei der Entlassung eines nicht genesenen Geistes-ranken bewegen. Es gibt nämlich eine ganze Reihe von Krankheitszuständen, o eine zeitweilige Erregung mit ruhigeren Zuständen wechselt, ohne daß des-alb eine Genesung eingetreten wäre. Während dieser ruhigen Periode könnte er Kranke ohne Bedenken entlassen werden, wenn er nicht in den Zeiten der rregung eine Gefahr für sich und seine Familie bedeutete, und da diese Erregungen eist plötzlich auftreten und der Kranke ohne jede Krankheitseinsicht ist, er sich ielmehr gerade jetzt für besonders gesund und befähigt hält, so ist jede derartige ntlassung ein Wagnis, das unter Umständen den finanziellen Ruin des Kranken nd seiner Familie nach sich ziehen kann.

Noch mehr ist dies bei den Remissionen im Verlaufe der allgemeinen Paralyse, der sogenannten Gehirnerweichung, der Fall. Diese Remissionen können

eine wirkliche Genesung vortäuschen, und nur das Fortbestehen gewisser körperlicher Symptome und die Ueberzeugung von der Richtigkeit der gestellten Diagnose bewahren den Kundigen vor verhängnisvollem Irrtum und den Kranken vor sicherer Gefahr. Das sind oft recht böse Konflikte, und es gehört schon eine tüchtige Portion von Mannesmut dazu, sich dem Verdachte der widerrechtlichen Zurückhaltung auszusetzen und die Gefahr von den Schultern des Kranken auf die eignen zu nehmen.

Hier wäre wirklich eher von der Notwendigkeit eines wirksamen Schutzes der Irrenärzte gegen falsche Anschuldigungen zu reden, und insofern, als man diesen Schutz von einem Irrengesetze erwarten sollte, fehlt es nicht an Stimmen, welche die Forderung nach einem solchen Gesetze erheben. Allerdings nur unter der Voraussetzung, daß dieses Gesetz den wohlverstandenen Bedürfnissen der Kranken und vor allem ihrer Heilung Rechnung tragen und nicht das nun einmal nicht auszurottende Vorurteil von der Einsperrung Geistesgesunder jede andre Erwägung in den Hintergrund drängen würde. In Frankreich sind sie schon an die dreißig Jahre mit der Verbesserung des alten Irrengesetzes von 1838 beschäftigt, und es sieht nicht so aus, als ob sie bis heute viel Besseres zutage gefördert hätten.

Den Hauptschutz wird trotz aller Gesetze immer die Ehrenhaftigkeit der Irrenärzte bieten, und hierbei hat ja der Staat durch die Verleihung der Konzessionen ein Wort mitzureden.

Ein zweites Sicherheitsmoment stellt alsdann die Aufsicht dar, und auch hierfür ist durch den Kreisarzt gesorgt. Vielleicht ließe sich diese Aufsicht dahin erweitern, daß auch der Staatsanwalt zu Besuchen in der Anstalt verpflichtet oder ein besonderer Aufsichtsrat aus Laienelementen gebildet würde, wie dies in Frankreich der Fall ist. Dieser Aufsichtsrat verteilt die Aufsicht über die verschiedenen Zweige der Verwaltung innerhalb der Anstalt unter seine Mitglieder, und er hat sich durch etwa monatliche Besuche persönlich von ihrer Handhabung und vor allem von dem Zustande der Kranken zu überzeugen.

Meine persönlichen Erfahrungen sind gerade dieser Art der Aufsicht sehr günstig, und ich habe mich in den fünf Jahren meiner Tätigkeit an einer elsässischen Anstalt unter den Fittigen des Aufsichtsrates recht wohl gefühlt. Gerade, daß seine Mitglieder Laien und von der Behörde unabhängig sind, erhebt ihre Mitwirkung über jeden Verdacht der Beeinflussung und schlägt eine breitere Brücke zu der allgemeinen Meinung, als dies durch jede von oben herunter angeordnete offizielle Revision zu erreichen wäre. Ob das von verschiedenen Heißspornen vorgeschlagene Radikalmittel einer Verstaatlichung der Irrenpflege eine wesentliche Aenderung zur Folge haben würde, ist zum mindesten fraglich. Zunächst dürfen wir nicht vergessen, daß es sich um Vorurteile handelt und es eine am Ende doch etwas weitgehende und nicht zu verantwortende Konzession wäre, wollte man diesen Phantasiegebilden zuliebe den Privatanstalten mit einem Striche ein Ende machen.

Anderseits sind auch die öffentlichen Anstalten von dieser Anklage keines-

wegs frei geblieben, und wir haben gesehen, wie gerade sie es waren, die in Frankreich den Ausgangspunkt einer ausgedehnten Untersuchung abgaben. Zudem würde eine Ausmerzung der Privatanstalten geradezu eine Verschlechterung der Irrenpflege bedeuten, da die schwerfällige Organisation der öffentlichen Anstalt die Verpflegung besser situierter Kranker zweifellos erschwert, und sie nur ungenügend in der Lage ist, weitergehenden Anforderungen Rechnung zu tragen. Ich würde aus diesen Gründen eine Aufhebung der Privatanstalten für Deutschland als einen Rückschritt unsrer Irrenpflege betrachten, deren Nachteile in keinem Verhältnisse zu den etwa zu erwartenden Vorteilen stehen würden.

Wohl aber schließt dies nicht aus, daß Unzuträglichkeiten in der Leitung von Privatanstalten dort, wo sie sich bemerkbar machen, entgegengetreten wird, und da muß auf der Forderung bestanden werden, daß ihre Leitung in die Hand eines tüchtigen Irrenarztes gelegt und seine Stellung in der Anstalt unter allen Umständen durch gesetzliche Bestimmungen frei und unabhängig gestaltet wird. Dann werden jene Vorurteile, gegen die wir zurzeit noch anzukämpfen genötigt sind, allmählich einem besseren Erkennen Platz machen, weil sie in der Tat Vorurteile und auf nichts begründet sind. Die Anstalten aber werden ebenfalls fortschreiten und die Fehler abstreifen, die ihnen vielleicht hier und da noch anhaften. Aber auch so, wie sie sind, ist der Vorwurf einer Verbringung in die Anstalt aus egoistischen oder andern Interessen, die nicht in der Erkrankung der Person selbst ihre Erklärung finden, nicht berechtigt, und die gesetzlichen Bestimmungen sind umfassend genug, um die Gefahr einer widerrechtlichen Freiheitsberaubung in den Bereich der Angstgebilde zu verweisen.

Port Arthur

Ein Rückblick von

C. Freiherrn von der Goltz

Port Arthur gibt in mehrfacher Hinsicht ernsthaft zu denken. Um sich zu vergegenwärtigen, was der Fall der stolzen Festung zu bedeuten hat, muß man sich an den Beginn des mandschurischen Krieges zurückversetzen. Niemand hat damals vorausgesehen, wie die Dinge kommen würden. Man nahm in Europa wohl an, daß es den Japanern gelingen könne, Korea ganz oder doch zum größten Teil zu besetzen, daß sie sich dort starke Stellungen schaffen würden, um das Land zu behaupten, und daß es ihnen möglich werden möchte, den einen oder andern russischen Angriff abzuweisen. Trotz der günstigen Meinung, die man allgemein von den kriegerischen Fortschritten Japans hegte, dachte man nicht an mehr.

Wer einen für das Inselvolk besonders günstigen Verlauf annahm, glaubte wohl, daß es ihm ergehen könne wie den Türken 1877, denen es gelang, über

die in Unterschätzung des Gegners mit zu geringen Kräften angreifenden Russen anfänglich Siege zu erringen. Aber man zweifelte nicht daran, daß, wenn dies auch geschähe, die einmal Abgewiesenen nach solchen ersten übeln Erfahrungen mit verstärkten Heeren wiederkehren würden, um den Japanern das besetzte Land zu entreißen, sie auf die Küste und endlich ins Meer zurückzuwerfen.

Daß die Dinge sich gerade umgekehrt gestalten könnten, daß die junge japanische Armee die in stark verschanzten Stellungen stehenden Russen ihrerseits angreifen und mit schweren Verlusten zurückwerfen würden, hat auch der berufenste Kenner der beiden Länder nicht vorausgesehen. Eine so alte und ruhmreiche Armee wie die russische hat in der durch Jahrhunderte gewordenen Organisation und in ihren Traditionen eine so starke Kraftquelle, daß ein erst seit einigen Jahrzehnten nach europäischem Muster umgebildetes asiatisches Heer unserm Urteil im großen und ganzen nimmermehr als gleichwertig erscheinen wollte. Japan ist allgemein unterschätzt worden. Vielleicht löst sich dadurch auch das Rätsel des blutigen Krieges überhaupt. Es mag die maßgebenden Persönlichkeiten in Rußland insgeheim der Gedanke beherrscht haben, daß Japan es in letzter Stunde, trotz aller Drohungen, doch nicht wagen würde, den Fehdehandschuh aufzuheben.

Um seine bisherigen Erfolge richtig zu beurteilen, muß man sich auch den Unterschied klarmachen, der zwischen einer in der passiven Verteidigung gewonnenen Schlacht und einem Siege im Angriff gegen den abwehrenden Feind liegt. Selbst eine recht mittelmäßige Truppe vermag den tüchtigsten Angreifer zurückzuweisen, wenn dieser in seinen Maßregeln unglücklich ist, er Täuschungen unterliegt oder die natürlichen Umstände das Vorwärtsgehen unerwartet zu sehr erschweren. Den Verteidiger trifft dabei unter Umständen nur das Verdienst, nicht davongelaufen zu sein. Er lebt von den Fehlern des Gegners und erntet — wie Clausewitz bemerkt —, was er nicht gesät hat. Ganz anders sieht es mit dem Angreifer aus. Er muß unter Ueberwindung aller Eindrücke, die die Waffenwirkung auf ihn macht, durch Tod und Verderben hindurch, ein positives Ziel erreichen. Stilliegen und Abwarten nützt ihm nichts, während der Verteidiger damit sehr häufig alles getan hat, was erforderlich war. Darum ist ein Sieg im Angriff ein ganz andrer Kraftmesser als die glückliche Verteidigung.

Kurokis gewaltsamer Uebergang über den Jalu rief deshalb die erste große Bewegung in der militärischen Welt Europas hervor; doch maß man diesen Erfolg noch hauptsächlich dem obwaltenden Mißverhältnis der Zahl in den Streitkräften bei. Die weiteren Siege der Japaner gestalteten die Sache schon ernster. Von der selbstverständlichen Wirkung der numerischen Ueberlegenheit konnte im Verlaufe der Kämpfe nicht mehr die Rede sein. Die großen Schlachten von Liaujang und am Schaho zeigten die beiden Heere an Zahl etwa gleich und an Tüchtigkeit ebenbürtig. Die ernsteste Probe für den inneren Wert trat an das japanische Heer mit dem Angriff auf Port Arthur heran. Ein Verteidiger, der an Zahl ursprünglich nicht sehr viel schwächer gewesen sein kann als

die Belagerer, trat diesen hier, gestützt auf alle Mittel der Befestigungskunst in einem zähen Ringen, entgegen. Port Arthur war auch nach europäischen Begriffen ein starker Platz. Sein Fall läßt den Sieger im Lichte der größeren Tüchtigkeit erscheinen. Das ist die bemerkenswerteste Tatsache, die der Krieg bisher gezeitigt hat. Zum ersten Male ist ein Volk farbiger Rasse den Heeren einer weißen Nation mit solchem Erfolge gegenübergetreten. Das ist nichts weniger als ein Wendepunkt in der Weltgeschichte, die von nun ab in neue Bahnen einlenkt; denn Japans Beispiel wird Nachahmung finden, seit der Bann europäischer Unbesiegbarkeit bei den Völkern Asiens gebrochen ist.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß ein großer Teil der russischen Truppen, die anfangs in diesem Kriege auftraten, aus ostasiatischen Mannschaften zusammengesetzt war, die den Japanern an Kultur und Intelligenz nachstanden. Aber die Führung war doch immer eine europäische, und der Erfolg wird darum allseitig als ein Sieg über Europäer angesehen werden.

Wir haben keine Ursache, dies Ergebnis an sich zu beklagen, da wir nicht vergessen wollen, daß des Feindes Tüchtigkeit dazu gehört, die eigne zu stählen. Es kann der historischen Lebensdauer der europäischen Nationen nur zugute kommen, wenn sie auch jenseits des Ozeans starke Feinde finden und nicht lediglich von leichter Mühe und geringen Anstrengungen reiche Früchte einheimsen. Das war ehemals Spaniens Verhängnis, als es schnell und ohne große Opfer das reiche Amerika eroberte.

Auch strategisch bildet der Fall von Port Arthur einen bedeutsamen Wendepunkt im Gange des Krieges. Die europäische Kritik hat die Japaner vielfach getadelt, daß sie starke Kräfte vor einer Festung festlegten, statt sie im freien Felde zu gebrauchen, jedoch mit Unrecht. Ohne Zweifel wäre es für die Japaner vorteilhaft gewesen, wenn es ihnen gelang, die Russen ganz aus dem fruchtbaren und bevölkerten Teil der Mandschurei zu verdrängen. Das wäre erreicht worden, wenn sie sie bis über Charbin hinaus nordwestlich zurückwarfen. Ein großer Erfolg wäre dies ohne Zweifel gewesen, aber der Krieg damit nicht entschieden worden. Wenn nämlich während derselben Zeit die von Europa her in Bewegung gesetzten russischen Seestreitkräfte sich inzwischen mit dem ostasiatischen Geschwader vereinigten und beide in Port Arthur einen noch unversehrten starken Stützpunkt gefunden hätten, so war es um die japanische Ueberlegenheit zur See geschehen. Die Verbindung Japans mit seinen Heeren auf dem Festlande würde eines Tages aufgehört haben, und deren Untergang wäre zu einer Frage der Zeit geworden. Port Arthur mußte also fallen, um der darin geborgenen Flotte und um des Kriegshafens willen, der sonst dem Feinde zur Basis gedient hätte. Anders war an einen dauernden Erfolg gar nicht zu denken.

Mit der Eroberung von Port Arthur und dem Verschwinden des russisch-ostasiatischen Geschwaders hat sich Japan die Aussicht eröffnet, seine Seeherrschaft fortgesetzt zu behaupten und den Verkehr zwischen Mutterland und Kriegsschauplatz aufrecht zu erhalten. Noch heute zweifelt der größte Teil der

Digitized by Google

militärischen Welt nicht an dem schließlichen Siege Rußlands, das von Japan unmöglich tödlich getroffen werden kann und dessen reiche Machtmittel eine Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Erschöpfung des tapferen Gegners zu gewährleisten scheinen. Aber bestreiten kann man nicht mehr, daß sich Japan seit dem Fall von Port Arthur die Möglichkeit eröffnet hat, endgültig und nicht bloß vorübergehend zu siegen. Es kann aus einem Fonds von 45 Millionen Bewohnern, ähnlich wie Rußland, seine Heere lange ergänzen und auf achtunggebietender Höhe erhalten. Freilich sind nachgesandte Menschen noch keine ausgebildeten und brauchbaren Soldaten, aber man scheint in Japan viel getan zu haben, um zahlreiche Ersatzkräfte während des Krieges bereitzustellen. Jedenfalls besagen sachkundige Nachrichten aus Tokio, daß die leitenden Männer dort auf einen langen Krieg gefaßt sind und daß sie selbst alles bisher Geschehene nur als dessen Einleitung ansehen. Ob in Japan die Kräfte des Landes überschätzt werden, kann nur die Zukunft lehren.

Unter allen Umständen aber war es richtig und lediglich das Zeugnis eines scharfen, unabhängigen Urteils, der herrschenden Theorie zum Trotz, so hohen Wert auf die Wegnahme Port Arthurs zu legen. Die Opfer sind freilich größer geworden, als man es vorher gedacht haben mag. Es scheint, daß die Einnahme des Platzes die Japaner nach und nach rund 50000 Tote und Verwundete gekostet hat, vielleicht sogar noch darüber.

Diese schweren Verluste haben in Europa vor allem Aufsehen und bei mitleidigen Seelen lebhafte Teilnahme erregt. Von der Frage, ob sich das gleiche nicht auch auf eine sanftere Art ohne so großes Blutvergießen hätte erreichen lassen, ist sogar die erste Anregung zu diesem Rückblick ausgegangen. Moderne Kriegskunst hätte es verstehen müssen, so meint man, Port Arthur ohne die Einbuße von so vielen Tausenden wegzunehmen.

Ehe wir in der Beantwortung auf die kriegstechnische Seite dieser Frage eingehen, verdient das Verlangen nach einer weniger blutigen Kriegführung eine ganz allgemeine Erörterung. Schon oft ist derselbe Anspruch erhoben und ebenso oft zurückgewiesen worden. Der Gedanke, daß lediglich die Intelligenz der beiden Kämpfer in Tätigkeit gesetzt werden könnte, um sich aneinander abzuwägen und danach über Sieg und Niederlage zu entscheiden, hat für den Kulturmenschen etwas Bestechendes. Aber er ist dennoch ein trügerischer. Wohl gab es eine Zeit, da man tatsächlich auch in militärischen Kreisen den wahren Triumph der Kriegskunst in klug ersonnenen Manövern suchte, die dem Feinde so imponieren sollten, daß er beschämt davor die Segel strich. Aber das war eine Zeit der kriegerischen Dekadenz; es geschah zu Ende des 18. Jahrhunderts, und gleich darauf folgte die napoleonische Epoche mit Donner und Blitz und Strömen von Blut, um die Wortführer jener entarteten Kriegführung über ihren Irrtum zu belehren. Die Intelligenz schließt ja den Gebrauch der Gewalt nicht aus; sie wird sich ihrer zuletzt immer als Mittel zum Zweck bedienen. Die eine von beiden Parteien tut es am Ende gewiß, wenn sie fürchtet, sonst in Nachteil zu geraten, und die andre muß ihr dann folgen. Wer würde sich denn auch für

besiegt erklären, ohne schließlich an die physische Kraft zu appellieren und den Gegner, den er nicht überzeugen kann, niederzuschlagen, sobald er sich als den Stärkeren fühlt? Uebrigens ist auch die Idee, daß eine sanft und unblutig einsetzende Kriegführung humaner wäre als eine frische und gewalttätige, nichts als eine Täuschung; denn es folgt daraus naturgemäß eine lange Dauer des Krieges. Dieser muß sich entscheidungslos hinschleppen. Alle die Uebel, die er als Begleiterscheinungen mit sich bringt, die Verwüstung des Landes, Krankheiten und Elend jeglicher Art, werden vergrößert. Zuletzt muß, um Recht zu behalten, der eine Teil doch die Anstrengung erhöhen und der andre ihn zu überbieten suchen. So kommt man auf das gleiche hinaus und hat nur größeren Schaden angerichtet, als wenn man von Hause aus mit voller Energie vorgegangen wäre.

Hätten die Japaner die Werke von Port Arthur nicht mit so unerschütterlicher Todesverachtung angegriffen, wären sie schwächlicher, langsamer und behutsamer vorgegangen, so würde der Widerstand des Verteidigers gleichfalls einen geringeren Kräfteverbrauch bedingt haben. Die Belagerer hätten länger ausgehalten, der Abschluß des Dramas würde voraussichtlich nicht vor dem Eintreffen der baltischen Flotte Rußlands erfolgt sein. Damit war man auf den Anfangspunkt noch einmal zurückgekommen; die Arbeit hätte von neuem beginnen müssen, und am Ende vom Liede wäre die Einbuße wahrscheinlich größer geworden, als sie es jetzt gewesen ist. Ihren Zweck aber und den Nutzen der ganzen Anstrengung hätten die Japaner voraussichtlich verloren.

Der Versuch einer Kriegführung ohne Blutvergießen ist nicht nur ein verfehlter, sondern er ist auch nicht einmal im Interesse der Menschlichkeit zu wünschen.

Was nun die militär-technische Seite des ganzen Schauspiels anbelangt, so stehen die Dinge wohl anders. Es ist sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß bei den Angriffen auf Port Arthur Fehler begangen worden sind und daß ein Teil der hohen Verluste auf ihre Rechnung gesetzt werden muß. Wo wäre dies in irgendeinem Kriege alter oder neuer Zeit ausgeblieben? Nur das grundsätzliche Streben nach dem Siege ohne Tote und Verwundete soll, als der Sache zuwider, verworfen werden. Pflicht des denkenden Soldaten bleibt es immer, danach zu trachten, das einzelne Ziel mit möglichst geringem Opfer zu erreichen, vorausgesetzt, daß darunter die Kraftäußerung im ganzen nicht leidet.

Noch kennen wir den Hergang der denkwürdigen Belagerung bei weitem nicht genau genug, um ein sicheres Urteil darüber zu besitzen, was falsch und was richtig gemacht worden ist. Wir können nur aus dem Verlauf im großen ahnen, wo möglicherweise die Irrtümer gelegen haben. Mich will dabei bedünken, daß sie gerade von Lehrern ausgegangen sind, die europäischen und nicht japanischen Ursprungs waren, und die Japaner haben sie vielleicht mehr dem zuzuschreiben, was sie lernten, als dem, was sie zu lernen unterließen.

In den europäischen Heeren hat während der letzten Jahrzehnte die Entwicklung der schweren Artillerie eine große Rolle gespielt. Seit es gelang, deren Geschosse mit brisanten Sprengstoffen zu füllen, ohne das Geschütz und dessen Bedienung zu gefährden, hat ihre erstaunliche Wirkung viel von sich reden ge-

macht. Es dauerte geraume Zeit, bis man sich entschloß, sie den Feldheeren beizugeben. Dann folgte der alte Lauf der Dinge. Es ist das Schicksal aller Neuerungen gewesen, sich erst mühsam zur Anerkennung durchzuringen, um schließlich überschätzt zu werden. Auf diesem Punkte stehen wir möglicherweise gerade in der Gegenwart. Der Eindruck, den eine Beschießung durch moderne schwere Artillerie macht, ist für das Auge ein geradezu imposanter. Gleich gewaltigen Bäumen steigen dort, wo eins ihrer Geschosse einschlägt, Rauch- und Staubwolken über dem Ziel empor, und ein Regen von Erdschollen und Trümmern wirbelt in der Luft. Man wähnt unwillkürlich, daß nichts dieser Gewalt widerstehen könne. Darin liegt die Versuchung, von diesem modernen Kriegsmittel allzuviel zu verlangen. Man erwartet, daß es allein hinreichen werde, jeden künstlichen Widerstand zu brechen. Es hat sich mit der Zeit eine Theorie herausgebildet, daß es nur noch darauf ankomme, vor einer Festung, unter dem Feuer des wachsamen Verteidigers, seine schwere Artillerie glücklich in Stellung zu bringen, um das Schicksal des Platzes auch zu entscheiden. Den nahen Angriff hat man vielfach schon für überflüssig erklärt. Man will es nur in Ausnahmefällen noch gelten lassen, daß es wirklich noch zum Sturme auf die beschossenen Werke kommen soll.

Möglich, daß die Japaner, die alle europäischen Errungenschaften und Meinungen sorgsam studiert haben, von gleichen Ansichten ausgingen und daß sie dabei die Enttäuschung erfuhren, die die Praxis gerade im Kriege so oft den besten, anscheinend durchaus richtigen Theorien bereitet. Es scheint, daß sie mehrfach zu früh stürmten und sich bezüglich ihrer artilleristischen Ueberlegenheit überhaupt oder auch nur hinsichtlich des Zustandes der von ihnen beschossenen Werke geirrt haben. Sicher bleibt, daß sie wiederholt Verluste erlitten, die unverhältnismäßig groß erscheinen.

Gewisse Momente schränken die Wirkung der schweren Artillerie grundsätzlich ein. Es liegt in der außerordentlichen Genauigkeit ihres Schusses, daß dieser nur bei vollkommen sicherem Abschätzen der Entfernung und Erkennen des Zieles Treffer ergeben kann. Auf den Zufall ist nur wenig zu rechnen. Dort, wo der erste gezielte Schuß einschlägt, fallen auch die andern Geschosse nieder, bis eine absichtliche Aenderung der Schußrichtungen in den Batterien eintritt. Ein geschickter Verteidiger wird sich daher der Wirkung in gut angelegten, von fernher nicht sichtbaren Deckungsgräben, oder durch den Wechsel seiner Schlupfwinkel, entziehen können, während er die von Feindesseite erkennbaren Linien einstweilen nur schwach besetzt hält.

Bei ausgedehnten verschanzten Stellungen oder Festungsanlagen ist noch ein andres zur Sprache zu bringen, das für gewöhnlich wenig beachtet wird. Es ist das Mißverhältnis zwischen dem vorhandenen inneren Raume und denjenigen Munitionsmengen, die ein angreifendes Heer mitzuführen vermag. Das Bild vom Bedecken des gesamten Zieles mit Geschossen, das man in der Theorie gern gebraucht, wird nur selten zur Wahrheit werden. Immer finden sich mehr oder minder weite Strecken, die von der Beschießung nicht in Mitleidenschaft

gezogen werden und die dem Verteidiger, sobald der Angreifer sein Feuer einmal nach bestimmtem Plane geregelt hat, ein willkommenes Asyl bieten. Schon der Burenkrieg hat in bezug auf die Wirkung der schweren Artillerie mehrfache Enttäuschungen gebracht, und der Kampf um Port Arthur verdient deshalb in dieser Beziehung ohne Zweifel große Aufmerksamkeit.

Es ist in Deutschland leider Sitte geworden, jede objektive, nur der Ergründung der Wahrheit gewidmete Forschung, wie es gerade paßt, zu Parteizwecken und zur Erhärtung vorgefaßter Meinungen zu mißbrauchen. Wer an einer neuen Einrichtung, einem frisch eingeführten Mittel die Mängel untersucht, nur um sich über den gesamten Umfang ihrer Wirksamkeit keiner Selbsttäuschung schuldig zu machen, den nennt man gar zu gern einen Gegner der ganzen Schöpfung. Im Reichstage zumal wird ein Wort objektiver Kritik recht oft, aus dem Zusammenhang herausgerissen, für Parteizwecke verwertet — eine verhängnisvolle Gewohnheit, die am Ende dazu führen muß, dem Forscher jede freie Aussprache zu verleiden. Aus diesem Grunde möchte ich, obwohl es an sich überflüssig erscheint, doch gleich hier betonen, daß ich nicht etwa ein Gegner der schweren Artillerie und ihrer Mitführung bei den Feldheeren bin. Mir kommt es nur darauf an, die Wege zu bezeichnen, auf denen wir schon im Frieden zur vollen Klarheit über ihre tatsächliche Wirksamkeit gelangen können.

Ob die Japaner mit ungenügenden artilleristischen Angriffsmitteln ans Werk der Belagerung gegangen sind, wissen wir noch nicht genau. Anfänglich scheinen sie jedenfalls zu schwach an Geschützen größerer Kaliber gewesen zu sein. In den späteren Stadien des Kampfes hat sich das Verhältnis jedoch augenscheinlich geändert. Sachkundige Nachrichten sprechen davon, daß die ganze Front des Angriffsfeldes mit Batterien von schweren Kalibern und verschiedener Art — also Steilfeuer- und Flachbahngeschütz — garniert gewesen sei. Die Ueberlegenheit an solchem Geschütz ist zuletzt wohl sicher auf ihrer Seite gewesen, und dennoch haben die Werke, selbst die provisorischen, erst im Kriege geschaffenen, sich wochen-, ja monatelang behauptet und manchen energisch ausgeführten Sturm zurückgewiesen. Das läuft, wenn die Voraussetzung richtig ist, unsrer heute herrschenden Theorie vom Festungskriege entschieden zuwider.

Auch das Vorgehen Schritt für Schritt mit Hacke und Schaufel in mühsam ausgehöhlten Laufgräben und gar den Minenkrieg haben wir vielfach schon als eine überwundene Entwicklungsstufe angesehen, die mehr der Kriegsgeschichte als der Praxis unsers Zeitalters angehörte. Beide sind indessen vor Port Arthur wieder aufgelebt, und zwar im allergrößten Maßstabe. Das fordert unser ernstes Nachdenken heraus. Noch manch andres Kriegsmittel taucht aus der Vergangenheit wieder auf. In dem Nahkampfe um die Forts hat, was vielfach berichtet worden ist, die kleine, mit der Hand geschleuderte Sprenggranate eine Rolle gespielt wie vor zweihundert Jahren. Sie ist natürlich in einer modernisierten Form, und jedenfalls weit wirksamer und furchtbarer als ihre Vorgängerin, angewendet worden. Das erinnert an eine in Deutschland längst vergessene Tatsache, die der Erwähnung würdig ist. Maximilian Schumann,

neben Reinhold Wagner wohl der bedeutendste Kriegsingenieur, den die deutsche Armee in neuerer Zeit besaß, wollte durch das gleiche Mittel vor etwa zwanzig Jahren die Gräben der von ihm entworfenen Panzerforts verteidigen. In durch den Wall hinabführenden Rinnen gedachte er im Augenblick des Sturmes Sprenggranaten in großer Zahl hinabrollen zu lassen, die nach seiner Ansicht unter den Sturmkolonnen große Verwüstungen anrichten sollten. Es ist wohl nur ein Zeichen seines unabhängigen Geistes gewesen, daß er ohne Vorurteil auch schon allgemein verworfene Kriegsmittel früherer Zeit in neuerer Gestalt wieder anzuwenden bereit war. Aber seine Idee fand im militärischen Publikum keine freundliche Aufnahme; sie wollte diesem gar zu altmodisch erscheinen, und meines Wissens ist sie nirgends zur Ausführung gelangt. Port Arthur hat Schumann gerechtfertigt, und heute wird man über seinen einst bespöttelten Vorschlag gewiß schon anders denken.

Von einer Reihe weiterer künstlicher Mittel, der Verwendung elektrisch geladener Drahthindernisse, von Wolfsgruben eigner Art, der Verwendung leicht brennbarer Stoffe auf den Grabensohlen berichten Briefe und Zeitungen. Gar manches, was uns eigentümlich, wie ein Rest aus alter Zeit anmutet, scheint wieder zu praktischer Anwendung gekommen zu sein, und der Techniker wird vieles aus den zu erwartenden Berichten über die Belagerung lernen können. Doch das einzelne Mittel, so sinnreich es auch erdacht und angewendet sein mag, ist nicht das entscheidende; nur die Gesamtheit dieser Erscheinungen verdient unsre Aufmerksamkeit. Sie zeigt ein ungeahnt lebhaftes Hervortreten der Tätigkeit des Ingenieurs, der bei uns schon seit geraumer Zeit bescheiden im Hintergrunde stehen muß, und dies ruft uns die in den letzten Jahren so regen Bestrebungen nach einer Reform und einer weiteren Entwicklung und Vervollkommnung unsers Ingenieurkorps ins Gedächtnis zurück. Port Arthur wird auch dafür gewiß reiche Anregung geben. Es ist zu bedauern, daß es keinem bedeutenden deutschen Kriegsingenieur vergönnt gewesen ist, bei der Belagerung mitzuwirken. Er hätte sicherlich die wertvollsten Erfahrungen gemacht. Jedenfalls wird sich nach Beendigung des Krieges das Studium sehr ernsthaft mit Port Arthur beschäftigen und auch auf Untersuchungen an Ort und Stelle erstrecken müssen.

Mustergültig soll die Versorgung der Belagerungsarmee, die Pflege von Verwundeten und Kranken, die Verbindung zwischen dem Hafen von Dalny und dem Heere, die Anlage von Schienensträngen und Förderbahnen zu den Artilleriestellungen, die Regelung des Transportdienstes, die Unterbringung von Mannschaft und Pferden in weiten Hohlräumen und so weiter gewesen sein. Seit den Tagen von Sebastopol hat die Welt jedenfalls kein ähnliches Beispiel einer regelrechten Belagerung so großen Stils erlebt. Im Jahre 1870/71 fielen die beiden Plätze Metz und Paris lediglich durch Einschließung, die nur bei Paris noch durch Beschießung in ihrer Wirkung unterstützt wurde. Straßburg und Belfort, die einen systematischen Angriff erfuhren, sind weder an Mitteln noch an Ausdehnung des Angriffs den beiden angeführten Beispielen gleichzustellen.

Die Belagerungen des amerikanischen Sezessionskrieges haben freilich zum Teil sehr große Dimensionen angenommen; es waren aber doch mehr Kämpfe um stark verschanzte Stellungen als um wirkliche Festungen. Sebastopol und Port Arthur haben viel gleichartiges; Dauer und Zweck der Belagerung stimmen beinahe überein. Beide Festen gewannen ihre hervorragende Bedeutung durch den Besitz eines großen Kriegshafens und die darin geborgene feindliche Flotte. Auch der erbitterte Kampf im Vorgelände, das Entstehen von Werken erst während der Belagerung selbst und der zähe Kampf um diese bieten manche Parallele. Mit der Belagerung von Sebastopol begann eine neue Lehre vom Festungskriege, bei der im Gegensatz zu früher vor allem die Tätigkeit der Artillerie in den Vordergrund trat. Diese Lehre hat sich dann im Frieden durch Studium und Uebungen weiter entwickelt und zu bestimmten Theorien kristallisiert, die heute die herrschenden sind. Ihnen fehlte aber bisher noch immer die Bestätigung und ebenso auch die Läuterung durch die Kriegserfahrung. Jetzt scheint diese in ausgedehntem Maße gegeben zu sein, und mit Port Arthur wird vielleicht wieder eine Periode in der Geschichte des Festungskrieges einsetzen. Deutschland hat in neuerer Zeit bekanntlich angefangen, sein Landesverteidigungssystem zu erneuern; es sind nicht unbedeutende Festungsanlagen in Ost und West geschaffen worden. Ueber ihre Zweckmäßigkeit und ihren Wert für die Unterstützung des Feldkrieges wird noch immer lebhaft gestritten. Wie könnte es auch in einer so wichtigen Frage anders sein!

Das Studium der Kämpfe um Port Arthur und ihrer Wechselwirkung mit den Operationen der im freien Felde stehenden Heere wird auch darüber größere Klarheit verbreiten. Unzweifelhaft wäre es, so hoch auch die Entwicklung des Kriegswesens im Abendlande stehen mag, ein schwerer Fehler, wenn wir pharisäisch ausrufen wollten: „Was kann uns aus Ostasien Gutes kommen?“ Es wird auch für uns von dort her viel zu lernen geben, und gerade die Neulinge in der modernen Kriegskunst, die Japaner, haben sicherlich mit unbefangenem Sinn, aber ernstem Nachdenken manches Wertvolle in diese hineingetragen, das wir uns nicht entgehen lassen dürfen. Unsre Eigenliebe soll uns nicht daran hindern, bezüglich manches uns heute beschäftigenden militärischen Problems nach der Lösung unumwunden anzuerkennen:

„Ex oriente lux.“

Briefe der Königin Luise an ihre Erzieherin

Herausgegeben von

Dr. Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar

IV [1])

Berlin, ce 9 février 1795.

Ma bien chérie amie!

Je puis vous assurer que c'est par honte que je ne vous ai pas plutôt écrit et qu'une forte indisposition m'en a empêché avant. Vous n'irez pas loin, je pense, pour chercher la cause de la honte qui m'empêcha de m'entretenir avec vous, ma chère et bonne amie. Elle est fort naturelle quand on ne tient pas sa parole comme je l'ai fait ainsi que ma sœur, et c'est surtout elle qui est cause que vous recevez si tard l'argent que j'ai donné à Monsieur Michelet. Car il était depuis plus de 3 mois dans mon bureau, mais Frédéric m'a toujours fait supplier d'un jour de poste à l'autre d'attendre encore ce jour et puis un autre, et voilà comme le temps s'est écoulé.

Je vous en demande mille fois pardon, ma chère Gélieu, et je vous promets plus d'exactitude à l'avenir. Vous me parlez d'une quantité de lettres dans votre chère dernière que vous m'avez écrite et que je n'ai pas reçue, mais celle qui était accompagnée de jolis vers m'a fait beaucoup de plaisirs et je vous prie d'en faire mille remercîments de ma part à Mlle. Isabelle. [2]) Il faut que cela soit une charmante fille, qui possède beaucoup de talents. Car les vers sont remplis de sentiments, d'âme et d'une douceur charmante. Grâce à Dieu, ma santé est bonne dans ce moment, mais elle a été extrêmement dérangée et même il y avait beaucoup de danger. Car j'ai pris des points de côté et une toux et une fièvre si forte que l'on a craint et ? et inflammation des poumons, mais je suis bien et tout à fait bien à présent du côté du physique. Mais j'avoue que mon âme souffre beaucoup du malheur de ma pauvre sœur Thérèse, qui a eu le terrible malheur de perdre son cher et bien aimé George qui faisait tout son bonheur et toute sa gloire. [3]) Cette pauvre et malheureuse femme m'a écrit une lettre si triste et si mélancolique que je crains réellement qu'elle le

---

[1]) Von der Gélieu Hand: de la reine en 1795. Von der Königin selbst über der Anrede: Voici l'assignation que vous vous ferez payer par le trésorier à Neufchâtel.

[2]) Vielleicht ein neuer Zögling der Gélieu in der Schweiz.

[3]) Wie aus dem im im Kgl. Hausarchiv vorhandenen Beileidsbrief der Königin Luise an ihre Schwester Therese hervorgeht, erhielt sie die Nachricht von dem Tode des dreijährigen Prinzen Georg durch die Zeitung. Sie bittet sie in dem Briefe, sich durch einen Besuch bei ihr zu zerstreuen.

devienne.[1]) Par contre le charmant petit garçon de Frédéric[2]) engraisse à vue d'œil et devient charmant. Ah, ma chère amie, qu'il est douloureux de perdre son enfant; c'est terrible, quand je fixe (?) comme cela le bonheur de Frédéric, que je vois son petit ange, alors mes yeux se remplissent de larmes sans le vouloir. Cessons de parler d'un chapitre qui excite ma sensibilité.

Les Français font de terribles progrès, tout partout, et surtout la Hollande est tout à fait dans leurs mains. Ma pauvre belle-sœur[3]) a été obligée de fuir de la Haye avec son pauvre fils[4]) âgé de deux ans et avec le Stathouder. On dit qu'elles sont en Angleterre, mais nous n'en avons aucune nouvelle, parce que les postes manquent depuis huit semaines. Mon mari, qui entre justement dans la chambre, me charge de mille compliments pour vous, ainsi que l'oncle Erneste[5]) qui nous a fait une surprise avant-hier matin. Mon mari est un excellent et un superbe homme, je l'aime plus que moi-même. Si vous saviez, ma chère Gélieu, comme il me rend heureux, et si vous pouviez vous en persuader de vue, vous contempleriez avec plus de plaisir encore son cher portrait. De mon côté je fais tout ce que je peux pour le rendre heureux et content, et je mets en pratique tous les bons conseils[6]) que vous m'avez donnés, ma chère et bonne amie, et ma reconnaissance vous en restera toute ma vie ainsi qu'un attachement indissoluble. Mille compliments à Madame et Mr. Misch. J'espère que ce couple heureux se souviendra encore de moi. Mon frère George[7]) est à Strélitz depuis le 4 de ce mois et viendra bientôt ici, Charles[8]) est encore à Darmstadt après des prières éternelles de grand'maman, qui viendra en Mecklenbourg en mars ou juin. J'ai l'espoir de voir réunies mes sœurs et toute ma famille cet été. Si vous vouliez prendre la résolution de venir aussi, j'en serais extrêmement charmée. Le voyage vous serait défrayé naturellement par ma sœur et moi, et vous pourriez voir comme nous sommes établis à Berlin. Adieu, ma chère Gélieu, aimez-moi toujours et soyez persuadée de mon amitié. Louise.

---

1) :c. mélancolique.

2) Es ist der am 30. Oktober 1794 geborene Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig, der Vater der Prinzen Alexander und Georg von Preußen, der Altersgenosse, Schul- und Spielkamerad Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I.

3) Gemeint ist die Schwester Friedrich Wilhelms III., Wilhelmine, die am 1. Oktober 1791 den Erbprinzen Wilhelm von Oranien geheiratet hatte und trotz der hervorragenden Leistungen ihres Gatten im Felde am 18. Januar 1795 mit diesem, seinem Vater, dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien, und dessen Gemahlin, der Schwester Friedrich Wilhelms II., Wilhelmine, vor den Franzosen nach England fliehen mußte.

4) Der am 6. Dezember 1792 geborene Prinz Wilhelm von Oranien (Wilhelm II.).

5) Der im Jahre 1742 geborene, 1814 verstorbene Vatersbruder der Königin Luise.

6) Als drastische Probe der Orthographie der Königin Luise seien die obigen Worte im Original gegeben: „je m'est en pratique touts les bons conseilles“.

7) Der ältere Bruder der Königin, geb. den 12. August 1779.

8) Vergl. III, Anm. 1 (Januar-Heft).

V

Berlin, ce 25 mars 1796.

Ma chère et bien, bien chère amie !

Je reviens, dans ce moment de l'église où j'ai reçu la communion et où j'ai entendu un sermon bien rare par sa bonté et la vérité. Mon cœur pénétré du grand jour que nous célébrons[1]) aujourd'hui ne croit pouvoir mieux s'occuper qu'en parlant avec celle qui le connaît et qui l'a formé pour aimer et faire le bien. Oui, ma chère amie, je vous assure que j'ai bien imploré l'Être suprême de me donner des forces pour remplir mes devoirs tant comme épouse que comme mère. Dieu exaucera mes prières ardentes, car elles venaient d'une âme pure qui jusqu'ici ne connaissait de plus grande félicité que d'avoir une conscience nette. Il me conservera toujours l'envie que j'ai d'être bonne, d'être pure, d'être enfin de ses enfants, qu'il aime et qui au jour seront dignes d'entrer dans la félicité que notre Sauveur nous a promise. Si vous saviez, ma bonne, ma chère amie, la part vraie et sincère que je prends à vos souffrances, sûrement vous m'en aimeriez davantage. Si seulement j'étais en état de pouvoir les diminuer, alors je serais bien heureuse.

Promettez-moi de me pardonner le désordre et le peu d'exactitude que j'ai mis jusqu'à présent à vous faire parvenir la chétive pension qui vous est due à tant d'égards et que je voudrais si volontiers augmenter, si j'en étais capable. Mais Dieu est mon témoin que cela ne se peut. Du moins acceptez ce peu de chose avec bonté et assurez-vous que cela vous vient d'un cœur qui est pénétré de la plus vive reconnaissance, qui ne finira qu'avec ma mort. J'ai eu bien du chagrin et du plaisir dans l'espace de quatre semaines. Je commencerai par le plaisir qui consistait dans la satisfaction de voir mon frère George, peu après la grand'maman, qui n'est absolument changée, pendant son séjour. Je fis inoculer mon petit Fritz,[2]) qui fut à toute extrémité pendant une nuit et deux fois auparavant très mal. Le jour où les petites véroles devaient sortir, la nature paraissait refuser, parce qu'il en avait trop qui voulaient pousser à la fois, et le jour où elles devaient commencer à suppurer, elles rentraient toutes. Ce fut à notre médecin extrêmement habile que je dois son existence, qui lui donna des remèdes extrêmement efficaces et qui lui appliqua des cataplasmes sur les plantes des pieds, qui firent revenir la matière dans les petites véroles. Je suis sûre que vous prendrez une bien grande part à ma satisfaction de le savoir non seulement hors d'affaire, mais se portant à merveille. Mon chèr petit garçon est presque tout à fait débarrassé des croûtes qu'il avait dans la figure et ne sera pas du tout marqué. Il en a

---

[1]) Es war der Karfreitag.

[2]) Der am 15. Oktober 1795 geborene Prinz Fritz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV.

presque eu tout autant que le Pr. Louis,[1]) fils du Duc des Deux-Ponts d'aujourd'hui. Ainsi figurez-vous son état de souffrances et les larmes qu'il coûta à sa tendre mère qui l'aime plus que ses jours. Je vous assure que je n'ai pas abandonné du tout encore mon idée favorite de vous voir réunie à nous un jour et quelle satisfaction ne sera-ce pas pour moi de vous présenter mon enfant. Hélas! je n'en ai donc qu'un, l'autre m'a été enlevée.[2]) Le fils aîné de Frédéric[3]) me coûte encore quelquefois des larmes (ma pauvre petite, me dis-je souvent, te ferait tout autant de plaisir). Cest un superbe garçon, rempli d'esprit et qui a tant de charmantes caresses pour sa chère maman. Je vous promets que, quand mon petit Friderich sera un peu plus âgé, alors vous aurez son portrait, pour que du moins vous sachiez comment il est fait. Avant les petites véroles il me rassemblait, à ce que l'on prétendait, c. a. d., autant qu'un enfant peut avoir les traits d'une grande personne. Mercredi ou jeudi je partirai pour Potsdam pour y rester tout le temps des exercices avec mon mari, dont le régiment est en garnison au dit endroit. Adressez-y vos lettres. J'ajoute encore une prière à ma lettre, qui est que vous ayez la bonté de m'envoyer des échantillons des plus belles mousselines brodées qu'on fabrique dans votre pays. Mais je vous prie que ce soit de tout ce qu'il y a de plus beau en fait de finesse et de broderie. Cette lettre vous parviendra par Monsieur de Béville.[4]) J'espère que cela sera la manière la moins coûteuse et la plus expéditive. Cependant je vous prie de m'en donner des nouvelles. Adieu, ma chère Gélieu, conservez-moi la continuation de votre amitié et de votre souvenir et assurez-vous que je le mérite par la reconnaissance inviolable avec laquelle je serai éternellement votre amie

Louise.

P. S. Mon mari vous fait bien ses compliments et désire que vous ne l'ayez pas oublié. Charles grandit et l'on est fort content de lui, mais on me dit qu'il devient maladif, ce qui m'inquiète fort.

VI

Berlin, ce 3 décembre 1797.

Le bon général de Béville partant demain pour Neufchâtel et Valengin il aura sûrement l'avantage de vous voir, ma bonne et respectable amie,

---

[1]) Der spätere König Ludwig I. von Bayern, dessen Vater, Pfalzgraf Max Joseph, zur Zeit der Geburt des Sohnes als Oberst eines französischen Regiments in Straßburg stand. Dort sah ihn Luise während ihres Aufenthalts in Straßburg als Mädchen. Er war ihr Vetter, da seine Mutter eine Schwester ihrer Mutter war. Diese zu besuchen, reiste die Landgräfin nach Straßburg und nahm ihre Enkelin Luise mit.

[2]) Die schon erwähnte, am 7. Oktober totgeborene Prinzessin.

[3]) Siehe S. 218.

[4]) Generalleutnant v. Béville war Gouverneur des von 1707 bis 1806 (Pariser Vertrag vom 15. Februar) im preußischen Besitz befindlichen Fürstentums Neuchâtel und der Grafschaft Valengin.

et je me flatte qu'il sera doublement bien reçu par ma chère Gélieu, quand il lui apportera des nouvelles de son amie. Soyez bien persuadée, ma chère amie, que le changement de nom n'a rien changé dans ma façon de penser. Mon cœur, toujours sensible à l'amitié, vous prie de lui continuer la vôtre; un bien sincère retour en est le prix. J'aurais si volontiers chargé le général de Béville de mon portrait pour vous, ma chère amie, mais ne sachant de quelle manière il vous serait le plus agréable, j'ai chargé le dit général de vous le demander. Cela m'est égal, si vous le désirez avoir en buste ou en médaillon ou sur une boîte. Je n'ai pour but que vous faire plaisir et de me rappeler au souvenir d'une personne à laquelle je dois tant de reconnaissance. Grâce à Dieu, la santé de mon mari, qui me charge de bien des compliments pour vous, est fort bonne, quoiqu'il soit obsédé d'affaires, mais il a du courage et beaucoup de bonne volonté, et j'espère qu'avec ces deux bonnes et essentielles qualités tout le reste ira bien. Mes enfants, grâce à l'Être suprême, sont forts et robustes et me donnent beaucoup de satisfaction. L'aîné est un garçon de beaucoup de vivacité et montre déjà de l'esprit, le second,[1] qui n'a que huit mois, est gai et sain. Il a fort bien soutenu les petites véroles, qui lui ont été inoculées, il y a trois mois. Je suis sûre de votre bon cœur que vous aurez bien sincèrement partagé l'affliction dans laquelle nous avons été plongés par la mort de feu le Roi;[2] quoiqu'il ait souffert cruellement et qu'il n'ait plus été vers sa fin qu'un squelette ambulant, je ne me suis pas figurée sa fin si prochaine, je ne la désirais point, et vous savez qu'on désire toujours ce que l'on espère. Enfin quand le coup fut parti, il fut terrible. Maintenant il nous ne reste plus rien à désirer que le bon Dieu veuille bénir le règne de mon mari et lui donner la force nécessaire pour faire et opérer le bien. Adieu, ma chère amie. Portez-vous bien et pensez quelquefois à votre sincère amie. En hâte. Tous vos bons parents trouvent ici mes compliments. Louise.

VII

Potsdam, ce 18 octobre 1800.

Ma bonne et chère Gélieu!

Je rougis quand je pense qu'il y a plus d'un an que je ne vous ai pas écrit, ma bonne et chère amie, tandis que vous n'avez cessé de me donner des preuves de votre touchante amitié. Je suis en possession de trois de vos chères lettres, des dentelles que vous fîtes faire pour moi, et j'ai pu rester toujours tranquille sans vous donner réponse des vôtres. Que pensez-vous du cœur de votre élève? Avez-vous peut-être quelques craintes que le grand monde et les grandeurs qui m'entourent aient pu changer quelques choses dans mon âme, qu'on nomme sensibilité et recon-

---

[1] Der am 22. März 1797 geborene Prinz Wilhelm.

[2] Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797.

naissance? Non, ma chère amie; Dieu merci, j'ai conservé ces deux sentiments qui sont les doux, les plus précieux de la providence, et si j'ai manqué pour les dehors à ne pas les faire croire, il faut accuser le sort, qui souvent se joue de nous. Mon cœur est incapable de changer et l'amitié que je vous ai vouée, et la reconnaissance que je vous dois, est faite pour la vie. Acceptez pour la base de ce que je vous ai annoncé ce petit médaillon avec mes cheveux. La boîte d'or qui vous est destinée est achevée depuis longtemps, mais le portrait que je sais être la chose principale pour vous, a si mal réussi que je ne puis l'envoyer. Je m'en occupe à en faire un autre, et, dès qu'il sera achevé, je vous l'enverrai. Cette lettre vous sera remise par mon laquai de chambre Villardau, excellent sujet, dont je suis très contente et qui est le plus heureux des hommes de revoir sa patrie. Ecrivez-moi bientôt, ma chère amie, et ne m'oubliez pas. Faites mes compliments à toute votre famille et dites-leur que je ne désire rien autant que de venir à Neufchâtel pour témoigner à toute votre famille la reconnaissance que je dois à leur bonne sœur et parente. A jamais votre tendre amie Louise.

Le Roi me charge de vous faire bien des compliments de sa part.

VIII

Charlottenbourg, ce 14 mai 1802.

Ma chère Gélieu!

Enfin je m'acquitte de ma dette envers vous et vous envoie mon portrait et la tabatière. J'ai préféré de le partager en deux, comme vous avez deux souvenirs de moi. C'est que je crains que la fragilité d'un cristal vous aurait empêché de porter aussi souvent que j'aurais désiré, la tabatière d'or qui maintenant, j'espère, ne vous quittera plus. Mon portrait n'a pas aussi bien réussi que je l'aurais désiré, mais c'est encore un des meilleurs. Ce sont de bien grandes bagatelles, mais il faut regarder au cœur qui les donne. Il est impossible, ma chère amie, de vous aimer, de vous respecter plus que je ne le fais. La reconnaissance que je vous dois est toujours présente à ma mémoire et le souvenir ne m'en quitte jamais! Si seulement j'avais encore une fois la satisfaction de vous revoir pour vous dire de bouche tout ce que mon cœur sent pour vous! Je n'en ai pas perdu l'espérance et, même à présent, je nourris toujours cet espoir, je le désire avec ferveur. Mon frère se réjouit infiniment du bonheur de vous revoir [1]) et moi, toute bonne sœur que je suis, je lui envie cet avantage.

Le roi me charge de vous assurer de ses compliments. Il se souvient avec plaisir de vous avoir vu à Darmstadt. Pardonnez-moi ce griffonage, mais je me suis levée très de bonheur,[2]) j'ai été à une manœuvre, puis j'ai

---

[1]) Auf seiner Reise durch die Schweiz im Sommer und Herbst 1802.

[2]) Gemeint ist de très bonne heure.

empaqueté et quitté Potsdam pour venir ici, où je reste deux jours. Le 25 je pars pour la Prusse.[1]) Le voyage sera long et fatigant, mais cependant je m'en fais une fête.

Adieu, ma bonne amie, recevez encore mes remercîments pour tous vos soins et de l'attention que vous avez de m'écrire à toutes les occasions intéressantes. Mes enfants se portent bien, grandissent et me donnent de grandes espérances. Je fais mille vœux pour votre santé et suis pour la vie votre fidèle amie Louise.

IX

Berlin, ce 25 mars 1806.

Ma chère et tendre amie!

Avec un cœur gros de tristesse je me mets à vous écrire, ma bien chérie Gélieu, formement résolue de ne pas vous parler des événements qui me font souffrir au-delà de toute expression.[2]) Je ne veux point m'arrêter, évitant ce qui est hors de moi-même, je ne veux que vous répéter que mon amitié reconnaissante ne finira qu'avec ma vie et que mes sentiments pour vous, ma chère amie, bien loin de se refroidir par le temps, ne font qu'augmenter journellement. Depuis que je vois la peine que cela coûtera d'élever des enfants, je vous bénis chaque jour des peines que vous vous êtes données avec moi et je vous rends mille et mille fois grâce d'avoir formé mon cœur à la vertu. O, ma chère Gélieu, que je vous aime et combien je vous plains, craignant que vous puissiez peut-être avoir besoin d'argent dans ce moment de confusion.[3]) Veuillez souffrir que je vous offre une bagatelle ci-jointe. Soyez franche avec moi, et, si vous ou votre famille avez besoin d'argent ou de quelque chose, faites-le moi savoir; tout ce qui est à moi, sera à vous.

J'ai eu le bonheur d'avoir vu toutes mes sœurs cette année et encore j'en ai deux avec moi. Celle de la Tour[4]) va me quitter après demain pour aller chez mon père et puis elle retrouvera lentement ses foyers, qui ne sont pas bien brillants dans ce moment, ayant beaucoup ou presque tout perdu par les nouveaux souverains qui ne savent trop ce qu'ils font. Frédérique, qui vous embrasse tendrement, restera encore quelques semaines près de moi, puis elle ira à Bayreuth, nouveau lieu de sa destination.

---

[1]) Während dieser Reise nach den östlichen Provinzen fand im Juni 1802 in Memel die Zusammenkunft mit Kaiser Alexander statt.

[2]) Die kommenden Ereignisse warfen ihre Schatten voraus. Die Besetzung Hannovers durch Preußen hatte den Stein ins Rollen gebracht, und die französischen Uebergriffe drängten immer mehr zum Kriege, zu dem auch England und Rußland Preußen zu bestimmen suchten, während dieses im Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 mit Frankreich eine Art von Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte. Die Verhältnisse waren durchaus verfahren, und die Königin, die das fühlte und erkannte, in verzweifelter Stimmung.

[3]) Die Franzosen erhielten durch den Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 Neuchâtel und Valengin. Siehe S. 219.

[4]) Therese von Thurn und Taxis.

George et Charles, qui veulent aussi vous être nommés, parlent souvent de la bonne Gélieu et tout le monde respecte votre nom. Le premier partira avec Thérèse pour le Mecklenbourg et Charles pour Potsdam, où je le rejoindrai dans la première 15aine d'avril. Je vous enverrai bientôt les portraits de mes enfants. Le cadet m'a donné de vives inquiétudes ces jours derniers et encore il est très souffrant. Donnez-moi bientôt de vos nouvelles et de votre famille et de votre santé. Tout ce qui vous concerne m'intéresse et m'est cher. Isabelle est-elle heureusement mariée et son sort contribue-t-il à votre contentement?

Adieu, ma chère amie, aimez-moi toujours et comptez sur mon attachement inviolable jusqu'à la mort. Louise.

Von der Hand der Gélieu: „de la reine du 22 [1]) mars 1806 en m'envoyant 50 Frédéricd'or en cadeau, lors de l'entrée des Français dans ce pays".

X

Au jardin près Kœnigsberg, [2]) ce 9 juin 1809.

Je suis désesperée, chère Gélieu, depuis que j'ai lu votre dernière lettre à Thérèse que celle-ci me communique et que j'ai reçue hier soir. Mes pleurs ont coulé et jamais larmes n'ont été répandues plus justement que celle que votre bonté et votre douceur dans l'indigence m'ont fait répandre. Quoique j'aie donné mes ordres les plus stricts pour qu'on vous paie régulièrement, ma tendrement aimée amie, et que je sois innocente du retard de la pension, vous n'en avez pas moins souffert et vous vous êtes imposée des privations qui me désolent. Le café à sucre de moins me bouleverse, [3]) quand j'y pense et je vous jure que je suis au désespoir, surtout comme votre embarras a pris naissance dans le manque d'ordre de mon secrétaire, qui à la vérité est à Berlin, mais qui n'en a pas moins reçu mes ordres. Quelle infamie de vous faire manquer du nécessaire, vous qui avez consacré vos plus belles années à former mon cœur, pour qu'il ne me manque ni dans la prospérité ni dans le malheur le bien le plus précieux, celui d'une conscience pure et le calme qui en résulte. Je ne pense pas à m'informer, si mes gens font leurs devoirs envers vous. Je ne me pardonne pas cette négligence, je vous en demande un million de pardons et j'en suis doublement affligée, comme je vous proteste, chère amie, qu'il est impossible de reconnaître plus sincèrement tout ce que je vous

---

1) Das Datum ist ein andres wie das von der Königin angegebene.

2) Es war das Landhaus auf den Hufen vor dem Steindammer Tor in Königsberg, heute Luisenwahl, das früher v. Hippel gehört hatte und damals von einer Familie Busolt abgemietet war.

3) Diese Aeußerung: „Der Kaffee mit minderwertigem, wohlfeilem Zucker beunruhigt mich" muß sich auf eine Aeußerung in dem letzten Briefe der Gélieu beziehen, die sich wohl durch das Ausbleiben der Pension in Notlage befindet und der Königin mitgeteilt haben wird, daß sie sich einschränken müsse.

dois, tout ce que vous avez fait pour moi, de vous aimer davantage, de vous respecter avec plus de tendresse que je l'ai fait et le ferai jusqu'à ma dernière heure. Au milieu de cet oubli apparent vous faites des vœux pour mon bien-être et pour mon heureuse délivrance. Ces vœux me porteront sûrement bonheur, et, quoique mes couches ne se feront qu'à la fin de 7bre,[1]) je suis sûre que le moment de douleur sera allégé par le souvenir de votre tendresse.

J'ai écrit hier encore à Thérèse pour la prière de vous faire parvenir le montant de la somme que je vous dois, d'abord et le plus vite possible, par un banquier de Francfort ou de Neufchâtel, ce qui prendra moins de temps que si je donnais premièrement mes ordres à Berlin et de là en Suisse. Aimez-moi toujours, ma tendre amie, malgré cet impardonnable désordre, et croyez à mon tendre dévouement, qui vous est acquis par vos vertus et par la reconnaissance la plus vive et la mieux sentie.

Nous voilà établis à un petit jardin près Kœnigsberg, petitement, mais bien. Le Roi et moi, qui me charge de ses compliments pour vous, chère Gélieu, nous habitons une petite maisonette de quatre chambres, mes dames de maison dans le village, et mes enfants sont restés en ville. Ces derniers me donnent tous de grandes espérances, ils sont tous bien nés, le cœur excellent et l'esprit éveillé et compatible d'être cultivés avec succès. Surtout l'aîné de mes fils donne de grandes espérances pour tout ce qui est nécessaire pour un jeune homme. Beaucoup de vivacité, d'imagination infiniment, d'application malgré cela et tout le monde le trouve fort avancé pour son âge. Il n'y a que l'usage de monde qui lui manque encore beaucoup. Ma folie amie ou Frédérique[2]), qui aura onze ans le 13 juillet, est d'une pureté de cœur et d'esprit d'ange. Mlle. de Wildermeth,[3]) native de Biel, est une excellente personne qui fait son devoir avec une douceur et une fermeté digne d'une Suisse, nation que je chéris si particulièrement et que vous m'avez rendue encore plus respectable.

Mon fils Guillaume a autant d'esprit que les autres ainsi que Charles,[4]) qui se trouve depuis quelque temps seulement entre les mains d'hommes. Alexandrine[5]) et Louise[6]) la cadette sont entre les mains d'une bonne qui est un véritable trésor et qui élève les enfants en les soignant. Louise est un ange de beauté et de grâce. C'est une source de consolation que cet ange, qui, par son sourire innocent, souvent réussit à éclaircir le front couvert

---

[1]) Der jüngste Sohn der Königin, Prinz Albrecht, wurde am 4. Oktober 1809 geboren.

[2]) Es ist die am 13. Juli 1798 geborene Prinzessin Friederike Luise Charlotte Wilhelmine, die spätere Gemahlin Kaiser Nikolaus' I. von Rußland. Gewöhnlich wird sie Charlotte genannt.

[3]) Die Erzieherin der Prinzessin.

[4]) Geb. 29. Juni 1801.

[5]) Geb. 23. Februar 1803.

[6]) Geb. 1. Februar 1808.

de nuages de son bon et excellent père qui fait toujours mon bonheur. Le bon Dieu, depuis trois jours, m'a accordé un des plus grands bienfaits, c'est d'être réunie à George, à cet excellent, estimable et tendre ami. Vous partagez sûrement ma félicité à cet égard. Je vous jure que c'est une récompense pour bien de maux et une preuve visible de ce que Dieu m'aime et me protège. Il a fait ce long voyage pour me revoir après tant de maux et nous sommes inconcevablement heureux de cette réunion. Il vous embrasse, chère Gélieu, comme moi aussi. Puisse le ciel vous protéger longues années. Si vous avez quelques désirs au monde, parlez-en moi pour me prouver que vous m'avez pardonné et que vous m'aimez comme je vous aime. Votre tendre amie Louise.

Der Donnerschlag von Sadowa

Auf Grund bisher ungedruckten Materials

Von

Germain Bapst (Paris)

(Schluß)

Nach dem, was Graf Vimercati dem Marschall Canrobert erzählt hat, soll sich bei dieser Gelegenheit folgendes ereignet haben:

Prinz Napoleon hatte den Grafen von der Goltz gebeten, nach beendigter Audienz sofort ins Palais Royal zu kommen; er würde dort den Kommandeur Nigra, den Grafen Vimercati und die Minister Rouher und Lavalette finden, die der Prinz vorher berufen wollte und denen er über seine Zusammenkunft mit dem Kaiser berichten sollte; und wenn sie alle beisammen wären, wollten sie sich über die Haltung besprechen und verständigen, die sie für den Erfolg ihrer Politik zu beobachten hätten.

Die Angelegenheit war zu wichtig, als daß jemand von den Beteiligten bei dem Rendezvous hätte ausbleiben dürfen, und so erwarteten die Gäste des Prinzen Napoleon am 14. Juli um 4 Uhr nachmittags im Arbeitskabinett des Prinzen den Grafen von der Goltz, der um $4^1/_2$ Uhr erschien und über seine Zusammenkunft mit dem Kaiser folgendes erzählte:

Der Kaiser hatte ihn liebenswürdig empfangen und ruhig zu ihm gesagt: „Sagen Sie es mir offen, Sie wollen mich hinhalten, um Zeit zu gewinnen und in Wien einzuziehen ... Alle sind hinter mir her, daß ich mich gegen Sie erklären soll ... Das Hinausschieben Ihrer Antwort und Ihr Marsch auf Wien machen mich in meiner Vermittlerrolle lächerlich."

Graf von der Goltz hatte seine Regierung gegen eine derartige Meinung verteidigt und darauf dem Kaiser auseinandergesetzt, daß der König von Preußen

absolut auf der Begründung zweier Konföderationen bestehe, an denen Oesterreich nicht beteiligt wäre: des Norddeutschen Bundes unter der Vorherrschaft Preußens und eines unabhängigen Süddeutschen Bundes.

Darauf hatte der Kaiser erwidert, daß, wenn Oesterreich seine Integrität bewahre und Venetien an Italien käme, ihm auf das übrige wenig ankomme. Das Einfachste, hatte er geschlossen, würde sein, Graf von der Goltz entwürfe selbst die Friedensbedingungen; er werde sie dann sofort nach Wien schicken und empfehlen.

Als der preußische Botschafter seinen Bericht beendigt hatte, beglückwünschte ihn Rouher lebhaft; sein Erfolg, sagte er, sei um so bedeutender, als man am 11. Juli nur zwei Finger breit vom Kriege entfernt gewesen sei und Drouyn de Lhuys sehr geschickt Minen gelegt habe, die jederzeit hätten explodieren können. „Wir befinden uns auf einem Vulkan, und alles hängt noch immer von der Schnelligkeit ab, mit der der Waffenstillstand unterzeichnet werden wird... Denn Sie können sicher sein, daß der Kaiser es nicht dulden wird, daß Sie in Wien einziehen. Also schließen Sie einen Waffenstillstand, sobald Oesterreich sich mit seiner Ausschließung aus dem Deutschen Bunde einverstanden erklärt hat."

Prinz Napoleon bekräftigte die Worte Rouhers und fügte hinzu: „Wenn Sie nicht in Wien einziehen, wird der Kaiser in allem übrigen versöhnlich sein, und Sie werden seiner Befriedigung die Krone aufsetzen, wenn Sie ihm die Möglichkeit verschaffen, die öffentliche Meinung durch eine kleine Gebietsabtretung zu beruhigen."

Dann kündigte der Prinz an, daß er einen möglichst eindringlichen Brief an den Kaiser schreiben werde, um die letzten Skrupeln zu besiegen, falls der Kaiser noch solche haben sollte, und darauf gingen alle befriedigt fort. Prinz Napoleon setzte sich an seinen Schreibtisch und richtete in seiner kleinen Schrift, deren Zeilen abwärts liefen, folgende Mahnungen an seinen Vetter:

„Die Interventionspolitik," schrieb er, „würde Italien gegenüber die Verneinung der kaiserlichen Politik sein. Sie verfolgen hieße zerstören, was der Kaiser 1859 geschaffen hat, es hieße Italien verstümmelt und erbittert Oesterreich vor die Füße schleudern.

„Preußen gegenüber ist die Frage heikler. Man muß sich darauf gefaßt machen, daß Herr v. Bismarck seinen letzten Triumph ausspielt und, indem er aufhört Preuße zu sein und ganz und gar Deutscher wird, an die militärischen Leidenschaften ganz Deutschlands appelliert, und dazu gibt es ein Mittel, nämlich, die Proklamation der 1849 vom revolutionären Frankfurter Parlament angenommenen Verfassung.

„Welche furchtbaren Folgen würde ein solches Vorgehen nach sich ziehen und in welche Lage würde es uns bringen!... Im Namen des europäischen Gleichgewichtes würde der Kaiser gegen ein Volk ins Feld ziehen, das uns nichts nehmen will, das nur sich im Innern organisieren will, wie es ihm gut dünkt. Der Kaiser würde also gegen das Nationalitätenprinzip die Waffen ergreifen...

„Da der Kaiser bis zum 5. Juli eine Neutralitätspolitik verfolgt hat, so

muß Deutschland bei diesem plötzlichen Umschwung vorsichtig behandelt werden; man muß dieser Vermittlung, die er übernommen hat, zum Siege verhelfen, aber mit Ueberredung und unter Schonung der deutschen Empfindlichkeit. Was diejenigen betrifft, die für den Kaiser die Rolle eines Vertreters der Reaktion erträumen, so müssen sie auf eine Allianz mit dem österreichischen Kadaver und auf einen Krieg gegen Deutschland, Preußen und Italien hinarbeiten. Diejenigen dagegen, die in Napoleon den erleuchteten Führer der Revolution sehen, der niemals die Prinzipien der Nationalität und der Freiheit verleugnet, die seine wahre Größe bei der Nachwelt sein werden, diese würden sehr in Unruhe sein an dem Tage, an dem er sich auf eine Politik einlassen würde, die, sollte sie selbst durch Gewalt zum Siege gelangen, die Zerstörung der wahren Größe und des Ruhmes Napoleons III. bedeuten würde.

„Diese Erwägungen müssen geheim bleiben und dürfen vor allem Preußen und Italien gegenüber nicht offen ausgesprochen werden."

Den Kaiser zu drängen war jetzt ganz unnötig. Er war, als er den Grafen von der Goltz entließ, entschlossen, die Bedingungen Preußens zu unterschreiben und die Sache zu Ende zu bringen: sein empfindsamer und liebevoller Geist verlangte danach, sich in träumerischem Sinnen auszuruhen und sich von der Politik freizumachen, die ihm nichts als Enttäuschungen brachte. Seine Gedanken richteten sich damals ganz auf seinen Sohn, der am Morgen mit seiner Mutter abgereist war, um in Nancy den Festlichkeiten, die zur Jahrhundertfeier der Vereinigung Lothringens mit Frankreich stattfanden, beizuwohnen. Er empfand das Bedürfnis, in Verbindung mit ihm zu sein und Nachrichten von ihm zu bekommen, und er sandte an seine Gemahlin folgende Depesche, aus deren letztem Satze ein Gefühl der Entmutigung und der Ergebung in die Tatsachen, die er nicht hatte verhindern können, zu sprechen scheint:

14. Juli, 8 Uhr abends.

„Ich warte ungeduldig darauf, zu erfahren, ob die Hitze Dir und Louis nicht geschadet hat. Hier geht alles wie gewöhnlich. N."

Am nächsten Morgen überbrachte Graf von der Goltz dem Kaiser die Fassung, die er den Präliminarien gegeben hatte, und nachdem der Kaiser sie gelesen hatte, beglückwünschte er ihn zu seiner Gewandtheit im Gebrauch der französischen Sprache und zu der Genauigkeit und Klarheit, womit er seine Gedanken wiedergegeben habe. Dann kündigte er ihm an, daß er sie sogleich mit dem Befehl, sie zu unterstützen, absenden werde, und Graf von der Goltz erwiderte, daß auch der Prinz Reuß noch am selben Abend mit gleichlautenden Instruktionen abreisen werde.

Als Benedetti im Laufe des Tages in Wien den Text dieser Friedensgrundlagen erhalten hatte, worin die Annexionsfrage völlig mit Stillschweigen übergangen war, telegraphierte er nach Paris, um die Genehmigung zur Anfügung eines Amendements zu erhalten, in dem das Prinzip der Annexionen gebilligt und diese auf ein Gebiet mit einer Bevölkerung von 400000 Einwohnern beschränkt würden.

Ohne Zweifel gab dieser vernünftige Vorschlag Anlaß zu einer Erörterung zwischen dem Kaiser und seinen Ministern, denn Benedetti erhielt die Antwort erst am 17. Juli 1 Uhr 55 Minuten nachts: „Die Präliminarien sollen zur Geltung gebracht werden wie sie sind; der Prinz Reuß ist gleichfalls beauftragt, sie zu empfehlen.“ Diesem ersten Telegramm folgte ein zweites, das von 12½ Uhr nachts datiert war: „Wenn Sie Ihre Aufgabe (die Vertretung der vom Grafen von der Goltz entworfenen Friedensgrundlagen) erfüllt haben, so kehren Sie nach Wien zurück, um neue Instruktionen zu erwarten. Kommen Sie nicht nach Paris. Drouyn de Lhuys.“

Diese beiden Telegramme beantwortete Benedetti mit dem folgenden: „Ich habe Ihre Depeschen erhalten, ich reise zurück ins Hauptquartier, aber ich fürchte, daß meine Bemühungen fruchtlos bleiben werden. Senden Sie mir Instruktionen.“

Am 19. Juli abends teilte Benedetti das Ergebnis seiner Bemühungen mit. Der König hatte sich anfangs geweigert, die Präliminarien zu akzeptieren, weil sie die Annexionen mit Stillschweigen übergingen; Graf Bismarck hatte dem Botschafter versichert, daß Graf von der Goltz mit ihrer Annahme seine Instruktionen überschritten habe, und zeigte ihm zur Bestätigung seiner Worte eine von Pardubitz abgesandte Depesche, worin er dem Botschafter befahl, die Zustimmung des Kaisers zur Annexion Sachsens, Hannovers und Hessens zu erlangen, ihn jedoch zugleich autorisierte, im Falle zu großen Widerstands die Annexion auf vier sächsische Kreise, zwei Stücke von Hannover und einen Teil von Kurhessen zu beschränken. Darauf hatte Benedetti geantwortet, daß Preußen bereits Schleswig und Holstein nehme, daß es sich für seine Ausgaben entschädigen lasse, und daß es einen 30 Millionen Einwohner umfassenden Bund unter seinem Schutz errichte.

Benedetti hatte im Laufe des 18. Juli nacheinander drei Besprechungen mit dem Grafen Bismarck, infolge deren der König sich entschloß, um 5 und um 6 Uhr eine Beratung abzuhalten, und dem französischen Botschafter mitteilte, daß er diese Grundlagen akzeptiere, jedoch ohne sie als genügend anzusehen, und daß er an den Grafen von der Goltz telegraphiere, er solle dies dem Kaiser eröffnen. Trotzdem nahm Benedetti, um die Annahme durch den König unwiderruflich zu machen, Akt davon durch folgende vom König gebilligte Depesche:

Nikolsburg, 15. Juli, 10 Uhr abends.

„Der König willigt in einen Waffenstillstand auf Grund unsrer Grundlagen, jedoch ohne sie als Friedensbedingungen zu akzeptieren, indem er sich vorbehält, Gebietsabtretungen in Norddeutschland zu verlangen. Unter diesem Vorbehalt ermächtigt mich der König mitzuteilen, daß er die österreichischen Bevollmächtigten empfangen wird.“ Benedetti fügte hinzu: „Seine Majestät hatte anfangs diese Kombination zurückgewiesen; als er sie annahm, ließ er den Kronprinzen zu sich rufen.“

Ohne einen Augenblick zu verlieren, schickte Benedetti in der Nacht den Baron de Bourgoing, der ihn begleitet hatte, zum Herzog von Gramont nach

Wien, um ihm sagen zu lassen, daß, nachdem die Präliminarien akzeptiert seien, die österreichischen Bevollmächtigten sich sobald wie möglich in das preußische Hauptquartier begeben sollten.

Der Kronprinz bot nach seiner Ankunft im Hauptquartier seinen ganzen Einfluß zugunsten des Friedens auf.

Ueberall wo dieser Prinz erschien, übte er einen wohltätigen Einfluß aus. Ein wunderbar schöner Mann, von der Gestalt eines Riesen, mit einem vollen blonden Bart, glich er einem nordischen Gott, wie ihn die Dichter schildern. Seine blauen, frei und offen blickenden Augen offenbarten die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen, ebenso wie seine breite und hohe Stirn von dem Adel seiner Gedanken, der Weite seines Blickes und seinem Willen, überall und immer das Gute zu tun, Zeugnis ablegte. Er wünschte damals im Gegensatz zu seinem Vater und dem Grafen Bismarck keine Gebietsvergrößerung für Preußen, sondern die föderative Einheit eines einzigen, nach einer liberalen Konstitution regierten Deutschland.

Der Kronprinz hatte es nicht nötig, seinen Vater zu drängen, denn am 22. Juli wurden alle Schwierigkeiten gehoben durch folgende Depesche des Grafen von der Goltz: „Der Kaiser gibt die Angemessenheit eines die Bevölkerung Preußens um vier Millionen Einwohner vermehrenden Arrangements zu."

Sofort teilte Graf Bismarck dieses Telegramm dem französischen Botschafter mit, der sprachlos war. Es war ihm gelungen, die preußischen Forderungen auf ein Minimum zu reduzieren, und der Kaiser gestand, statt sich diesen Erfolg zunutze zu machen, mehr zu, als der König jemals verlangt hatte. So konnte denn auch der Botschafter, als er am Abend beim König dinierte, mit ihm nur in allgemeinen Ausdrücken über die Angelegenheiten reden, da er Ideen auszusprechen fürchtete, die mit denen seiner Regierung im Widerspruch ständen, und er sich deren Handlungen nicht erklären konnte.

Graf von der Goltz, durch die dringenden Depeschen des Grafen Bismarck verletzt, hatte sich am 22. Juli nach dem Quai d'Orsay zu Drouyn de Lhuys begeben, um mit ihm über die Annexion zu sprechen. Der Minister hatte ihm konform mit den Depeschen Benedettis erklärt, daß Frankreich die Annexion eines Gebietes mit 400000 Einwohnern akzeptiere, aber dafür eine Gegenleistung beanspruche. Graf von der Goltz, der sich darüber klar war, daß sich mit dem Minister nichts machen ließ, und daß es zu nichts führen würde, die Besprechung fortzusetzen, nahm seinen Hut, stieg wieder in seinen Wagen und fuhr nach den Tuilerien, wo er nach dem Kaiser fragte.

Nachdem er zu dem leidenden und in jeder Hinsicht enttäuschten Monarchen hineingeführt worden war, verlangte Graf von der Goltz, der voraussah, daß Napoleon III. in dem Zustand, in dem er sich befand, keinen Einspruch erheben würde, viel mehr, als seine Instruktionen ihm bezeichneten. Er sprach von der Annexion Hannovers, Nassaus, Hessens, der freien Stadt Frankfurt und eines Teiles von Bayern; und der Kaiser gab, ohne eine Bemerkung zu machen, ohne etwas für Frankreich zu verlangen, seine Zustimmung. So sicher Graf von der Goltz

Digitized by Google

auch auftrat, so konnte er doch einen Augenblick nicht an eine derartige Willfährigkeit glauben; doch er faßte sich sofort wieder und machte sich das boshafte Vergnügen, wieder zu Drouyn de Lhuys zu fahren, um ihm selbst seinen Erfolg zu melden.

Als am Abend der Minister mit seinem Kabinettschef Chaudordy allein war, gestand er, daß alles verloren sei.

Eine derartige Inkonsequenz würde unerklärlich geblieben sein, wenn man nicht erfahren hätte, daß Napoleon III. damals in einem Zustande völliger Erschlaffung war — die Folge der schweren Leiden, die ihn zwangen, am 28. Juli nach Vichy abzureisen.

Am Tage zuvor hatte der Marschall Canrobert in St. Cloud, wo der Kaiser am 25. Juli mit der Kaiserin seinen Wohnsitz genommen hatte, eine lange Unterredung mit ihm; er setzte ihm auseinander, wie unzureichend der Effektivbestand der Regimenter der Pariser Garnison sei, und drang auf dessen Erhöhung. Der Kaiser antwortete ihm nur mit einigen bedeutungslosen Worten. Er bot einen herzzerreißenden Anblick; er konnte sich kaum vom Stuhle erheben, und seine schlaffen Züge verrieten zugleich seine Seelenpein wie seine physischen Leiden. Der Marschall war so überzeugt von dem Ernst seines Zustandes, daß er sich aus Besorgnis vor einer nahen Katastrophe vornahm, sich genau Tag für Tag über seine Gesundheit zu informieren.

In der letzten Nacht, die der Kaiser in Paris zubrachte, hatte er viele Schmerzen auszustehen; trotzdem ging seine Reise gut vonstatten. Er kam abends 7 Uhr in Vichy an und schickte sofort, um die Kaiserin zu beruhigen, folgende Depesche an sie:

28. Juli. Vichy, 7 Uhr 30.

„Ich bin soeben in guter Gesundheit angekommen; ich habe eine riesige Menschenmenge vorgefunden. N.“

Sonntag den 29. Juli begab sich der Kaiser in die Messe und kehrte gegen Mittag in seine Villa zurück, um sie nicht mehr zu verlassen. Er fühlte sich krank, blieb unbeweglich liegen und beschäftigte sich fast nur damit, ein Schreiben La Valettes zu lesen, das ihm die Unterdrückung des „Courrier du Dimanche“ vorschlug. In diesem Blatt hatte Prévost-Paradol Frankreich mit einer hohen, edeln und schönen Dame verglichen, die einen Stallknecht, der sie mit Schlägen traktiert und sie mit gemeinem Gesindel in Berührung bringt, den vornehmsten Persönlichkeiten vorgezogen hat. Der Kaiser stimmte dem Bericht seines Ministers bei und sandte ihm folgende lakonische Depesche:

„Verbieten Sie den ‚Courrier du Dimanche‘; das wird ein Beispiel sein. N.“

Montag den 30. ging er nur aus, um sich auf einen Augenblick ins Theater zu begeben, wo Marie Cabel in der „Ambassadrice“ spielte. Nach seiner Rückkehr schickte er eine zärtliche Depesche an den kaiserlichen Prinzen, und am folgenden Morgen um 9¼ Uhr sandte er eine weitere an die Kaiserin:

„Ich habe gestern abend an Louis telegraphiert. Ich habe deinen Brief erhalten. Es geht mir heute gut. Ich küsse dich zärtlich wie auch Louis."

Im Laufe des Tages bekam er wieder Schmerzen, die nicht nachlassen wollten und ihn sehr niederdrückten, und während er sich in diesem Zustand befand, trug ihm Drouyn de Lhuys die ernstesten Fragen vor.

Der Minister hatte sich nach dem Schlage, den ihm Graf von der Goltz durch seine Mitteilungen über die Zustimmung des Kaisers zu den Annexionen Preußens versetzt hatte, bald von seiner Bestürzung erholt; am andern Tage war er beim Kaiser erschienen, hatte ihm auseinandergesetzt, daß man Kompensationen für die Zustimmung fordern müsse, und zum Schluß davon gesprochen, daß man das linke Rheinufer verlangen solle. Matt und hinfällig in seinem Lehnstuhl liegend, hatte der Kaiser ebensowenig Einwendungen gemacht wie am Tage vorher Herrn von der Goltz gegenüber, und bei jedem Vorschlag seines Ministers sich damit begnügt, Zeichen des Einverständnisses zu geben. Drouyn de Lhuys war sodann in sein Kabinett zurückgekehrt und hatte Benedetti beauftragt: 1. Herrn v. Bismarck über die Aufnahme zu sondieren, die er unsrer Forderung nach einer Retrozession bereiten würde; 2. ihm seine Ansicht über den voraussichtlichen Erfolg einer solchen Unterhandlung mitzuteilen.

Benedetti antwortete am 26. Juli auf den zweiten Punkt: „Der König wird niemals in irgendeine Abtretung einwilligen. Selbst der Kronprinz würde nicht zustimmen, und Bismarck ist der einzige Mann in Preußen, der sie im Prinzip akzeptiert: er würde vielleicht die Grenze von 1814 zugestehen, aber unsre Sprache darf keinerlei Täuschung zulassen, und wir müssen diese Abtretung zur Bedingung freundschaftlicher Beziehungen machen. Die Berichtigung der Grenze ist möglich, aber es wird uns nicht gelingen, ein deutsches Gebiet zu bekommen, selbst nicht, um den König der Niederlande im Falle der Abtretung Luxemburgs zu entschädigen.

„Graf Bismarck trägt uns Belgien an und erbietet sich, sich mit uns darüber zu verständigen."

Graf v. Bismarck war am 26. Juli über die Absichten Englands und Rußland gegenüber Preußen noch nicht beruhigt. Wenige Tage vorher hatte Rußland Frankreich und England die Vorlegung einer Kollektivnote vorgeschlagen, worin Preußen das Recht abgesprochen werden sollte, den Deutschen Bund aufzulösen, und nun bestand es auf der Einberufung eines europäischen Kongresses, der alle schwebenden Fragen regeln sollte. Um diesem Damoklesschwert aus dem Wege zu gehen, hatte Bismarck die guten Dienste Frankreichs nötig, und er würde sie mit einem ansehnlichen Opfer bezahlt haben. Benedetti machte diese Erwägungen bei Drouyn de Lhuys geltend, indem er darauf hinwies, daß Graf Bismarck vielleicht die Einwilligung des Königs zu irgendwelcher Gebietsabtretung nicht erhalten könnte, und er betonte die Tatsache, daß es für den Erfolg unerläßlich sei, die günstige Aufnahme unsrer Forderungen zu einer formellen Bedingung für unsre guten Dienste zu machen, und daß vor allem der Kaiser, Prinz Napoleon oder irgendeine andre einflußreiche Persönlichkeit nicht unter der Hand bestätigen dürfe,

daß die offiziellen Schritte der französischen Regierung nicht ernst genommen zu werden brauchten; dies gab er dem Minister durch die Worte zu verstehen: „Unsre Sprache darf keinerlei Illusion gestatten.“

Im Laufe des 28. Juli richtete Benedetti, nachdem er Bismarck auf den Zahn gefühlt hatte, folgende zwei Depeschen nach Paris:

„Den 28. Juli, 4 Uhr nachmittags. Ich habe vorgestern Ihre vertrauliche Depesche erhalten. Morgen werden Sie meine Antwort erhalten. Ich halte es für unumgänglich notwendig, daß ich selbst nach Paris komme, um Ihre Befehle entgegenzunehmen. Benedetti.“

„6 Uhr abends. Rußland schlägt Kongreß vor, Bismarck möchte diese Eröffnung ablehnen.“

Vor allen Dingen war Benedetti der Ansicht, daß die Politik, die man einzuschlagen im Begriff war, so schwere Folgen haben könne, daß er absolut mit dem Minister darüber sprechen wollte, ehe er etwas riskierte. Außer diesen Telegrammen schickte er einen langen Brief, in dem er darlegte, wie wenig Aussicht auf Erfolg die Forderung von Kompensationen habe.

„Die Sprache des Herrn v. Bismarck,“ schreibt Benedetti, „hat sich, seit Herr von der Goltz ihm garantiert hat, daß der Kaiser sich einer Vergrößerung Preußens bis zur Höhe von vier Millionen Einwohnern nicht widersetzen würde, vollständig geändert. Er verbringt seine Zeit damit, Deutschland im großen zu zerteilen. Er träumt von Frankfurt, den beiden Hessen, Nassau, Hannover und andern Gebieten.

„Ueber die Haltung Europas scheint er jetzt beruhigt zu sein. Frankreich allein könnte einen Anteil verlangen; nun, Herr von der Goltz versichert, daß der Kaiser unabänderlich wohlwollend und vollständig uninteressiert ist.

„Ich beabsichtige nicht, Herrn v. Bismarck einzureden, daß wir auf unsre Forderungen verzichten werden. Ich glaube, daß wir zum Ziel kommen werden, aber ich wollte Ihnen die Mittel zeigen, die dieser Minister anwendet, um alles zu regeln, ehe er sich mit uns auseinandergesetzt hat... Solange der Kaiser die vier Millionen Einwohner nicht zugestanden hatte, hat Herr v. Bismarck Italien verhindert, die Feindseligkeiten einzustellen; gleich nachher hat er seinen Verbündeten im Stich gelassen ...“

In diesem Brief stehen ein paar Worte zu viel, Worte, die im Widerspruch mit allem folgenden zu stehen scheinen: „Ich glaube, daß wir zum Ziel gelangen werden.“

Uebrigens scheint Benedetti sie bereut zu haben, nachdem er sie geschrieben hatte, denn am 30. Juli erneuerte er sein Ersuchen, zu persönlicher Verständigung nach Paris kommen zu dürfen.

„Mein lieber Minister!

„Es ist also unerläßlich, daß ich in jeder Hinsicht und für alle Eventualitäten über die Ansicht des Kaisers vollkommen aufgeklärt werde. Ich ersuche Sie dringend, mich mit Ihnen darüber sprechen zu lassen, und bitte Sie, mich

telegraphisch zu berufen. Ich werde am Donnerstag in Berlin sein, und wenn Sie mir am selben Abend telegraphieren, so werde ich am folgenden Tag abreisen."

Trotz aller Briefe und Depeschen blieb Drouyn de Lhuys entschlossen, Kompensationen zu verlangen, und ließ in dem Wunsche, die formelle Genehmigung des Kaisers zu bekommen, einen Vertrag entwerfen, den er nach Vichy mitnahm, wohin er sich mit seinem Unterkabinettschef, dem Baron de Courcel, am 2. August begab.

Auf der Reise sprach der Minister mit seinem Begleiter über den Plan einer Wiederabtretung des linken Rheinufers an Frankreich. Seiner Meinung nach konnte diese Gegenforderung einen Konflikt herbeiführen, aber er hoffte, daß die Minister der Marine und des Kriegs, die seit Sadowa den Stand der Dinge kannten, Zeit gehabt hätten, sich darauf vorzubereiten. Der Baron de Courcel drang während des Gesprächs mit seinem Minister darauf, daß er außer dem linken Ufer des Rheines auch noch Mainz fordern solle: „Da Sie schon etwas fordern, so fordern Sie eher mehr als weniger," und der Minister ließ sich überzeugen.

Um 7½ Uhr verließen Drouyn de Lhuys und de Courcel den Zug; der Schiffsleutnant des Varannes erwartete sie am Bahnhof und ließ sie in einen Landauer einsteigen, der sie sogleich zur Villa des Kaisers brachte. Im ersten Zimmer des Erdgeschosses, das den Adjutanten als Salon diente, befanden sich der General de Béville, der Oberst Le Bic und der Hauptmann Opermann, alle in großer Uniform oder im schwarzen Anzug mit weißer Krawatte.

Der General de Béville teilte Drouyn de Lhuys mit, daß der Kaiser ihn auf der Stelle zu sprechen wünsche.

Als Drouyn de Lhuys in das Kabinett des Kaisers geführt wurde, das wie ein ländliches Empfangszimmer mit großgemustertem Perse austapeziert und möbliert war, blieb er bestürzt stehen. Er fragte sich, ob er sich wirklich dem Kaiser gegenüber befinde.

Wie Napoleon III. dort im Soireeanzug — schwarzem Rock mit Goldknöpfen und weißer Kravatte — mit gesenktem Kopf vor seinem Tisch saß, mit schlaffen Zügen, blaß wie eine Wachsfigur, mit hohlen Wangen, mit eingefallenen und schwarz geränderten Augen, ohne eine Spur von Leben, glich er einer angekleideten Leiche. Als der Minister sich ihm näherte, bezeugten langsame Bewegungen und sehr schwach gesprochene Worte die Heftigkeit seines Leidens. Der Kaiser erkundigte sich vor allem nach der Ansicht Benedettis. Der Minister resümierte die Korrespondenz in folgenden Ausdrücken: Der Botschafter hoffe erfolgreich zu sein, „wenn unsre Haltung fest und entschlossen wäre"; über die Schwierigkeiten, die man ihm gemeldet hatte, schien er hinwegzugehen; er erklärte weiter nicht, daß Benedetti immer nur von einer Berichtigung der Grenze sprach, während er das ganze linke Rheinufer mit Mainz forderte; vor allem sagte er nicht, daß der Botschafter jeden Tag darum ersuchte, nach Paris kommen zu können, um die Frage mündlich zu behandeln, die zu ernst sei, um brieflich erörtert werden zu können.

So geschwächt der Kaiser auch war, befragte er Drouyn de Lhuys über die Grenze von 1814 und über die Eroberungen Ludwigs XIV. Ohne Zweifel war Drouyn de Lhuys nicht genügend in der Sache bewandert, denn der Baron de Courcel wurde gerufen, der sich sehr unbehaglich fühlte, im Reiserock und im Staubmantel vor dem mit dem Gesellschaftsanzug bekleideten Herrscher zu stehen. Sein Unbehagen wich bald der Bestürzung, die ihm, wie Drouyn de Lhuys, der schreckliche Anblick des Kaisers verursachte.

Der Aufforderung des Kaisers Folge leistend, setzte er sich an einen Tisch, auf dem Karten von Ostfrankreich lagen, erklärte die Abgrenzung von 1814 und bezeichnete die Festungen, die Frankreich jenseits seiner Grenzen besessen hatte. Der Kaiser wünschte hauptsächlich zu wissen, ob Luxemburg unter Ludwig XIV. mit Frankreich durch ein Gebiet verbunden oder ob es von ihm getrennt gewesen sei. De Courcel erklärte ihm, daß es damals ein Vorteil gewesen sei, isolierte Besitzungen zu haben, die Truppendurchzüge und die vorübergehende Besetzung fremder Provinzen gestatteten. Als seine Fragen beantwortet waren, verabschiedete der Kaiser den Baron. Einige Minuten später zog sich Drouyn de Lhuys zurück. Der Kaiser war ihm so krank vorgekommen, daß er ihm nicht weiter zusetzen wollte; er fühlte, daß er wankte und im Begriff war, seinem Drängen nachzugeben; er hoffte, daß er am nächsten Tage gewonnenes Spiel haben und endgültig die Zustimmung zu seinen Plänen erhalten würde. In der Tat war der Kaiser am folgenden Tag nicht mehr imstande, zu diskutieren, und als Drouyn de Lhuys ihm wieder von Kompensationen sprach, gab der Kaiser, von Schmerzen aufgerieben, seine Zustimmung, ohne gegen das, was ihm sein Minister vorschlug, irgendeine Einwendung zu machen.

Der Kaiser hatte sich in der vorhergehenden Nacht sehr schlecht befunden, und seine Schmerzen waren so heftig, daß er morgens den Doktor Alquié, den dirigierenden Badearzt des Ortes, hatte rufen lassen, der ihn gewöhnlich während seines Aufenthaltes in Vichy behandelte. Der Doktor Alquié war ein ehemaliger Militärarzt von ehrwürdigem Aeußern. Ein großer Mann von straffer Haltung und mit schönen, regelmäßigen Zügen, hatte er langes, schneeweißes Haar, das sein völlig rasiertes Gesicht einrahmte. Seine äußere Erscheinung, die ein wenig an die eines Malermodells erinnerte, hatte ihm bei den Schülern der militärärztlichen Schule des Val de Grâce, deren Gründer und Direktor er gewesen war, den Beinamen „der göttliche Greis“ verschafft.

Am ersten Tag, an dem er zum Kaiser gerufen worden war, hatte der Doktor die Natur seines Leidens erkannt, und am 3. August im Laufe des Vormittags, bestand er darauf, daß der Doktor Guillon, ein Spezialist, der zurzeit das sogenannte „Julius-Cäsar-Haus“ in Vichy bewohnte, zur Konsultation beigezogen würde.

Die beiden Aerzte befanden sich in Uebereinstimmung über die Notwendigkeit, den Kaiser sogleich mit der Sonde zu untersuchen, und Doktor Guillon begann auf der Stelle mit der Operation; aber plötzlich stieß Napoleon III. einen lauten Schrei aus und verlor die Besinnung. Die Sonde war fehlgegangen, und der Kaiser hatte eine schreckliche Verletzung davongetragen.

Soviel man annehmen kann, erhielt Drouyn de Lhuys nach diesem Vorfall und der Synkope, die er zur Folge hatte, die Zustimmung des Kaisers, und am 4. August ging von Vichy der Vertragsentwurf ab, den Benedetti dem Grafen Bismarck vorzulegen hatte.

Der Kaiser, der sich in der folgenden Nacht noch immer sehr schlecht fühlte, entschloß sich, seinen Leibarzt, Doktor Rayer, aus Paris rufen zu lassen, der ihm die Kur in Vichy angeraten hatte. Da General Fleury im Laufe des Tages den kaiserlichen Prinzen herbringen sollte, so telegraphierte der Kaiser um fünf Uhr morgens an ihn:

„An den General Fleury in Paris oder in Saint-Cloud.

„Ich möchte den Doktor Rayer konsultieren, bringen Sie ihn mit."

Am Abend kam der kaiserliche Prinz zu seinem Vater, der zu Bett geblieben war; er begrüßte ihn zärtlich und zog sich dann sogleich zurück, um ihn den Händen des Doktors Rayer zu überlassen. Dank dessen Bemühungen fühlte sich der Kaiser besser, und er schickte folgendes Telegramm an die Kaiserin:

„Den 4. August, 9 Uhr 5 Min. abends. Als Doktor Rayer ankam, fühlte ich mich sehr angegriffen; er hat mich bereits mit einem einzigen Senfpflaster geheilt. Ich bin sehr zufrieden. Nap."

Da der Kaiser am darauffolgenden Tag, einem Sonntag, ganz das Bett hütete, begab sich der kaiserliche Prinz allein in die Messe und richtete nach der Rückkehr folgende Worte an seine Mutter:

„Vichy, den 5. August, 11 Uhr morgens. Meine liebe Mama, ich komme soeben aus der Messe, die sehr schön war, Papa geht es besser, aber er ist noch leidend; ich selbst befinde mich sehr wohl. Ich küsse Dich. Louis."

Da er gerade im Telegraphenbureau war, schickte der junge, in seiner Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit stets reizende Prinz auch ein Telegramm an die Tochter des Marschalls Pélissier, ein ebenso schönes wie verwöhntes Kind, das seit einigen Tagen aus Launenhaftigkeit sich weigerte zu essen:

„An Fräulein Louise v. Malakoff.

„Frühstücken Sie heute besser, und wenn Sie ordentlich essen, werde ich Ihnen eine Zeichnung schicken. Ich habe Sie sehr lieb. L. N."

Da der Kaiser sich immer noch krank fühlte, entschloß er sich, nach Paris zurückzukehren, um den berühmten Chirurgen Nélaton, den ersten in Europa, zu konsultieren; und da er nicht wollte, daß seine Krankheit seinen Sohn verhindere, sich zu zerstreuen, so schickte er ihn ins Theater und benachrichtigte die Kaiserin davon:

„Den 6. August, 9 Uhr 15 Min. abends. Es geht mir heute besser. Ich werde morgen um 6 ½ Uhr in Paris eintreffen und mich sodann zu Nélaton begeben. Louis ist im Theater. Ich küsse Dich zärtlich. Napoleon."

Auch der kaiserliche Prinz schickte, ehe er zu Bett ging, einen Gute-Nacht-Gruß an seine Mutter: „Papa geht es viel besser. Ich komme aus dem Theater, wo ich ‚Le supplice d'une femme' gesehen habe. Ich küsse Dich. Louis."

Am folgenden Tage erschien der Kaiser, als er sich auf den Bahnhof begeben mußte, völlig zusammengesunken, auf die Arme der Generale Fleury und de Béville gestützt, auf der Treppe seiner Villa. Er blieb einen Augenblick vor den Gemeinderäten stehen, die sich eingefunden hatten, und entschuldigte sich, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht erlaubt habe, die Herren zu empfangen und sich mit ihnen zu unterhalten. Dann stieg er in den Wagen, um zum Bahnhof zu fahren.

Sobald Drouyn de Lhuys vom Kaiser ermächtigt worden war, hatte er den Text der geheimen Konvention nach Berlin geschickt und Benedetti beauftragt, ihn der preußischen Regierung vorzulegen. Nachdem der Botschafter ihn erhalten hatte, telegraphierte er, daß er nach Paris reisen möchte, ehe er irgendeinen Schritt unternehme. Drouyn de Lhuys antwortete ihm, er solle zuerst seine Befehle ausführen und nur zurückkommen, um darüber Bericht zu erstatten, wie er seine Instruktionen ausgeführt habe.

Ueberdies hatte, wie wir zu wissen glauben, Benedetti, der über den Ernst des ihm anbefohlenen Schrittes mehr und mehr beunruhigt war und fürchtete, daß, nachdem er offen gesprochen hätte, ihm Bismarck antworten würde, der Kaiser habe dem Grafen von der Goltz erklärt, daß er diese Forderungen nicht billige, an Rouher telegraphiert, um einen zuverlässigen Rat zu bekommen, und der Minister hatte geantwortet, daß der Botschafter, angesichts eines formellen Befehles, nur zu gehorchen habe.

Unter diesen Umständen teilte Benedetti am 5. August abends den Entwurf des geheimen Vertrages dem Grafen Bismarck mit, der das Schriftstück später als eine „Hotelrechnung" qualifizierte.

Am Vormittag des 6. August empfing der Ministerpräsident den Botschafter mit der vollkommensten Höflichkeit, machte ihm aber gleich zu Anfang die Eröffnung, die Benedetti vor allem fürchtete: es sei ihm unmöglich, die Konvention, deren Text er erhalten habe, ernstzunehmen. Der Kaiser könne keine Kenntnis davon haben und sie nicht billigen, denn er habe in jeder seiner Unterredungen mit dem Grafen von der Goltz erklärt, daß er keine Gebietsvergrößerungen wolle, da sie für Frankreich mehr Unzuträglichkeiten als Vorteile mit sich bringen würden, und daß er es vorziehe, Preußen seine Sympathie zu bezeigen, indem er nichts von ihm fordere.

Benedetti konnte die zwanzigmal wiederholten Erklärungen Napoleons III. nicht ableugnen; er begnügte sich also, den Grafen Bismarck zu fragen, welche Antwort er nach Paris übermitteln solle, und bemerkte, als der Minister eine ablehnende Antwort gab: „Dann werde ich also mitteilen, daß Sie mit einer Ablehnung geantwortet haben." — „Nein," sagte Bismarck darauf, „nein, ich bitte Sie, dieses Wort nicht zu gebrauchen, nein, wir weisen die Diskussion nicht vollständig zurück. Ich werde mit dem König sprechen und ihm raten, direkt an den Kaiser zu schreiben, um ihm seine Ideen auseinanderzusetzen."

Sodann kam er auf die Frage der Forderungen zurück und erklärte sie für unbegründet: „denn der Norddeutsche Bund, der nicht mehr als 30 000 000 Seelen

— weniger als Frankreich — zählen würde, würde niemals eine Gefahr für dieses bilden. Was die vollständige Vereinigung Deutschlands betrifft," fügte er hinzu, „so werde ich sie mit allen meinen Kräften bekämpfen. Es ist das nichts als eine revolutionäre Utopie, eine Kombination, welche die Verschiedenheit der Religion, der Neigungen und der Sitten unmöglich macht."

Ehe er abbrach, betonte der Minister sodann nochmals die Verwunderung, die er darüber empfinde, daß er die französische Regierung in einem den Auslassungen ihres Souveräns direkt entgegengesetzten Sinne handeln sehe.

Als Benedetti diese Unterredung Drouyn de Lhuys mitteilte, knüpfte er folgende Betrachtungen daran:

„Ich bin überzeugt, daß die preußische Regierung eine Kombination suchen und finden wird. Man wird sie aufs Minimum verringern und sie nach unsrer Festigkeit bemessen. Gegenwärtig braucht uns Preußen; später wird es andre Bande knüpfen. Ich glaube nicht, daß unsre Vorschläge vollkommen abgewiesen werden, und ich vermute, daß Herr v. Bismarck mit Gegenvorschlägen kommen wird."

Als Benedetti am folgenden Tage den Grafen Bismarck wiedersah, der inzwischen Zeit gehabt hatte, sich vom Grafen von der Goltz telegraphisch dessen Mitteilungen bestätigen zu lassen, verlor er jede Illusion über den Erfolg der Unterhandlungen.

Vor allem drang Bismarck, auf das am Tage vorher gefallene Wort „Ablehnung" zurückkommend, Benedetti gegenüber nochmals darauf, daß er es nicht gebrauchen solle, und versicherte ihm nochmals, daß sich ein Ausweg finden würde: der König habe sich mit seinen nächsten Beratern besprochen, und es sei beschlossen worden, daß Graf von der Goltz beauftragt würde, die Angelegenheit in Paris zu betreiben. Oberst v. Loë werde im Laufe des Abends abreisen, um ihm die Instruktionen zu überbringen, die ihm die Art und Weise einer möglichen Verständigung zwischen den beiden Regierungen bezeichneten.

Am 8. August vervollständigte Benedetti seine Mitteilungen, indem er berichtete, daß die dem Grafen von der Goltz übergebenen Instruktionen auf folgendes hinausliefen: „Dem Kaiser zu verstehen geben, daß die Konvention unmöglich sei, wobei er jedoch vermeiden sollte, zu sagen, daß Preußen mit einer Ablehnung antworte."

Die Fortführung der Unterhandlungen dem Grafen von der Goltz übertragen, dem der Kaiser wiederholt gesagt hatte, daß er keine Vergrößerung wolle, hieß sie abbrechen. Benedetti kehrte jetzt nach Paris zurück, wo er am 11. August ankam. Er sprach mit dem Kaiser und dem Minister, bei dem er am Abend nach seiner Ankunft dinierte, aber er konnte ihnen nichts andres sagen, als er geschrieben hatte.

Nichts war möglich, da jeder Schritt, den man versuchte, durch den Kaiser selbst im voraus erfolglos gemacht war.

Unglücklicherweise sollte diese Schlappe der französischen Diplomatie noch weitere Folgen haben, die ernster waren als jener Schlag ins Wasser.

Graf Bismarck hatte den Entwurf der Gegenforderung in Händen, und er war nicht der Mann dazu, keinen Vorteil daraus zu ziehen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schickte er ihn dem Zaren, um ihm den Beweis für den unersättlichen Ehrgeiz Frankreichs zu geben; auch zeigte er ihn sofort den süddeutschen Herrschern, um ihren Haß gegen Frankreich anzufachen und ihnen zu beweisen, daß es darauf ausginge, sie zu verschlingen; und so erlangte er von Rußland wenn auch keinen Bundesvertrag, so doch wenigstens eine absolute Unterstützung seiner Politik, und von den kleinen deutschen Fürsten Verträge, durch die sie ihr Heer unter den Befehl des preußischen Großen Generalstabs stellten.

Ueberdies fand Bismarck Mittel und Wege, durch ein französisches Blatt, „Le Siècle", bekanntzumachen, Frankreich habe die Rheinufer verlangt, und er habe ihm geantwortet, daß, wenn es dabei beharrte, dies den Krieg bedeuten würde; und darauf sei Frankreich still gewesen.

Diese Nachricht rief eine große Aufregung in Deutschland hervor, und es kam Frankreich zum Bewußtsein, daß ganz Deutschland sich lieber erheben als die rheinischen Provinzen abtreten würde; darüber entstand in allen Geistern auf dem westlichen Rheinufer die größte Unruhe, die um so tiefer ging, als sie unbestimmt war und der Unzufriedenheit mit sich selbst und der Eifersucht auf den Erfolg des Nachbarn entsprang. Dieses Unbehagen war sogar bei den einsichtsvollsten Beratern des Kaisers vorhanden, so bei Magne, der an Walewski folgenden, die damalige Stimmung getreu wiedergebenden Brief schrieb:

„Trotz seines lebhaften Wunsches, Frieden zu halten, würde Frankreich sich nicht darein ergeben, seine Stellung zu verlieren und aus einer Militärmacht ersten eine solche zweiten Ranges zu werden. Man würde es dem Kaiser nicht verzeihen, wenn er durch seine Intervention nichts weiter erreicht hätte, als daß er uns zwei mächtige und gefährliche Nachbarn an die Seiten geheftet hätte.

„Frankreich würde sich verkleinert fühlen ... in seinen Augen würden die Verträge von 1815 verschärft sein.

„Nun, entweder wird Preußen Frankreich bei den bevorstehenden Abmachungen einen derartigen Anteil geben, daß sein Rang eine gebührende Berücksichtigung erfährt ... und der Kaiser wird ohne Kampf triumphieren ...

„Wenn nun aber das Gegenteil eintritt ... Dann müssen wir uns bereit halten. Nicht vorbereitet zu sein, kann nicht zweimal als Entschuldigung dienen ... Es gibt nur ein Mittel, den Krieg zu vermeiden, das ist, ihn nicht fürchten. Ich wünschte, man verstände es, daß Preußen sein Bett allein und nach seiner Weise machen zu lassen im voraus die Verpflichtung auf sich nehmen heißt, es etwas später durch Gewalt zu vertreiben."

Einige Tage nach der Absendung dieses Briefes sprach sich der französische Gesandte in Bern, Herr de Banneville, dem Marquis de La Valette gegenüber, der für den zurückgetretenen Minister Drouyn de Lhuys provisorisch das Ministerium des Aeußern führte, folgendermaßen aus:

„Was ich vor allem an dem, was vor sich geht, zu tadeln habe, ist, daß es nicht französisch ist. Machen Sie eine jämmerliche Politik, wenn Sie wollen; aber machen Sie keine Utopisten- und Träumerpolitik. Machen Sie revolutionäre Politik, wenn das Ihr Geschmack, Ihr Temperament, Ihr Bedürfnis ist. Ich bin nicht ängstlicher und vielleicht nicht skrupulöser als König Ludwig XIV. oder Herr v. Bismarck; aber um des Himmels willen, machen Sie französische Politik! Sie sagen mir, daß es die Politik des Kaisers ist, daß er Ihnen wiederholt gesagt hat, wenn die Völker zufrieden, glücklich, befriedigt seien, so wünsche er nichts andres ... Sagen Sie es nicht zu laut. Der Kaiser hat nicht für die Völker zu sorgen, er hat für das französische Volk zu sorgen, und seien Sie sicher, daß dieses seinem Herrscher diese Pflicht nicht erlassen wird. Wenn man ihm erklärt haben wird, daß das deutsche und das italienische Volk vollkommen zufriedengestellt sind, so wird ihm das gänzlich gleichgültig sein; aber es hört auf, ihm gleichgültig zu sein, um ihm äußerst unangenehm zu werden, wenn man ihm beweist, daß die Zufriedenheit dieser beiden fremden Völker daher kommt, daß sie mächtiger geworden sind und daß man künftig mit ihnen sehr zu rechnen hat. Der blinde, etwas tobsüchtige Haß gegen die Verträge von 1815 und diejenigen, die sie geschlossen haben — sie und ihr Werk sind schon lange tot — hat zu dieser ausschließlichen Besorgnis vor dem Haß der Regierungen gegen Frankreich geführt ...

„Was sich haßt und verflucht, sind die Völker, besonders die Rassen, weil sie physischen Instinkten gehorchen und nicht überlegen, während die Regierungen überlegen.

„An dem Tage, an dem Sie die europäischen Rassen zu den großen Gruppen, von denen Sie träumen, zusammengeschlossen haben werden, werden Sie gut tun, Ihre Million Soldaten zur Verfügung zu haben, denn es werden Ihnen beim ersten Anprall entsetzliche Kriege in Aussicht stehen."

Die allgemeine Ansicht hätte sich nicht besser zusammenfassen lassen. Jeder war sich bewußt, daß es mit dem Lande bergab ging. Man fühlte sich gedemütigt und war darüber um so erbitterter, als man erkannte, daß unsre Fehler daran schuld waren. Man war eifersüchtig auf unsre glücklicheren Nachbarn, deren Ansehen sich um alles das, was das unsre eingebüßt, vergrößert hatte. Man träumte davon, den alten Einfluß wieder zu gewinnen; und daraus entsprang jene Stimmung zu beiden Seiten des Rheines, die den Krieg von 1870 herbeiführen sollte.

Zwei Frauen

Japanische Originalnovelle

von

Koyo Sanjin (Ozaki Tokutaro)[1]

I
Ein seltsames Zusammentreffen

Wie einsam ist es!

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend weht starker Nordwind. All die dürren Blätter hat er von den Bäumen weggefegt, nur die Fichte hat noch ihr Grün. Matt und traurig schauen die Berge, die kahlen Wälder wecken Schauer.

In einem einsamen Tale steht ein Kloster, umgeben von halbverfallenen Zäunen. Efeu rankt um die Stäbe und bewahrt sie vor völligem Umsturz. Zwei Baumstämme, unbearbeitet, mit samt der Rinde, bezeichnen den Eingang. Das Strohdach des Hauses ist schon recht verwittert. Die Veranda aus Bambusstäben ist gleichfalls stark mitgenommen, man darf nicht stark auftreten. Eine Wasserleitung aus Bambusrohr soll das Naß vom Berge herableiten, aber das Wasser gefriert, und nur einzelne Tropfen fallen in das Becken.

Es wird hier kein Kalender geführt. Wenn die Pflaumen blühen, ist es Frühling, wenn es schneit, Winter. Bei Tage hört man die Axtschläge der Holzhauer im Walde, bei Nacht das Schreien der Affen. Weder Glockenklang noch Hahnenschrei ist zu vernehmen.

Ein einsamer Platz, passend, mit einer Geliebten zusammen zu hausen. Aber allein hier zu wohnen — wer das will, der muß auf Liebe und Genuß verzichten.

Eines Abends, als die Sonne im Westen hinter den Bäumen unterging und vom Kloster die Schelle des Gottesdienstes ertönte, kam eine Nonne, einen breiten Hut auf dem Kopfe, und klopfte an die Tür. Das Klingen der Schelle hörte auf, und eine Frau in geistlichem Gewande erschien an der Klosterpforte.

---

[1]) Deutsch von Karl Mischke und Yoshino Yudziro. — Ozaki ist als der japanische Zola gefeiert worden. Er war der erste, der das wirkliche Leben zu schildern suchte, und gilt infolgedessen als Bahnbrecher des Realismus. Jedenfalls war Ozaki — Koyo Sanjin ist sein Pseudonym — der erste Schriftsteller Japans. Er ist am 31. Oktober 1903, 37 Jahre alt, in Tokio gestorben. Seine Werke eröffnen einen besseren Einblick in die Seele des japanischen Volkes als die mit tausend Irrtümern behafteten Schilderungen der Globetrotter. Wir haben hier Menschen vor uns, die von denselben Gefühlen bewegt werden wie wir. Liebe, Treue, Ehrgeiz spielen dieselbe Rolle wie bei uns. Konflikte entstehen durch einen verstiegenen Autoritätsglauben, der in Treue gegen den Herrn, Pietät gegen die Eltern, für die Frau Treue gegen den Mann, den älteren Bruder und so weiter gipfeln und in der alten Feudalzeit, wie bei uns auch, die persönliche Freiheit gänzlich illusorisch machten. Mit dem fortschreitenden Eindringen moderner Zivilisation mildern sich auch hier diese Verhältnisse.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie die Fremde.

Diese antwortete mit einer Stimme, der man die Kälte anhörte:

„Ich bin eine reisende Nonne. Dieses Gebirge ist mir unbekannt. Ich habe mich verirrt und bin in großer Not. Deshalb bitte ich, lassen Sie mich diese Nacht hier verweilen. Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich Ihre Andacht gestört habe.“

Die Nonne aus dem Kloster erwiderte:

„Hier ist ein ödes Haus, wie Sie sehen; ich habe auch keine besonderen Betten. Wenn Sie aber fürlieb nehmen wollen, bitte, treten Sie ein.“

Die Fremde nahm mit ihren erfrorenen Händen den Hut ab, wusch mit dem warmen Wasser, das die Wirtin ihr reichte, die Füße und trat ein.

Die Wirtin wies der Fremden einen Platz am Feuerbecken an. Sie begrüßten sich dann mit den üblichen zahlreichen Verneigungen. Die Wirtin reichte Tee und warf Reisstroh in das Feuerbecken, damit der Gast sich erwärme.

Bei der auflodernden Flamme betrachtete die Wirtin jetzt das Gesicht des Ankömmlings. Wenn sie noch dem Laienstande angehört hätte, so hätte sie jene beneidet, so schön war sie. Sie selbst war erst 21 Jahre alt, und die Fremde schien noch zwei Jahre jünger zu sein. So jung und so schön und anmutig und schon Nonne geworden! Sie sah sehr traurig aus, wie sie den Rosenkranz durch die schönen Finger gleiten ließ. Die Tränen kamen der Wirtin in die Augen, und sie dachte unwillkürlich an ihr eignes Schicksal. Aber sie verbarg ihre Rührung, indem sie mit den Feuerstangen die Glut schürte.

Auch die Fremde betrachtete jetzt die Wirtin, und diese erschien ihr gleichfalls zu schön und zu jung, um der Welt müde zu sein. Ihr Los muß dem meinen ähnlich sein, dachte sie. Was mag sie durchgemacht haben? Vielleicht stimmen unsre Schicksale überein.

Sie fand aber keinen Anknüpfungspunkt, danach zu fragen. Sie sprachen über die steilen Bergwege, über den Namen des Flusses, über die Größe der Tempel, über das Eis des gestrigen Abends. Dazwischen wurde eine einfache Suppe bereitet, und beide stärkten sich.

Nach dem Essen sprachen sie wieder eine zeitlang gleichgültige Dinge.

„Sie werden müde sein,“ sagte endlich die Wirtin. „Wollen Sie jetzt zu Bett gehen?“

Mit diesen Worten spannte sie eine Art papierenes Zelt auf, wie ein Moskitonetz, zum Schutz gegen die Kälte.

Die Fremde legte sich nieder.

Es war spät geworden. In der Stadt hätten die Uhren zwölf geschlagen, aber in dieser Einsamkeit hörte man nur das Sausen des Windes und das Schreien der Eulen, die sich an den Aesten der Fichten festklammern, um nicht vom Sturm herabgeweht zu werden, und die heiseren Stimmen der Wölfe, das Rascheln der Blätter, die sich vor dem Garten anhäuften und gegen die Tür flogen. Das war so unheimlich, daß die Fremde bald wieder erwachte.

Sie schlug die Augen auf und schaute nach der Wirtin, die schlafend neben

ihr lag. So schaurig draußen, und innen im Hause so kalt! Sie schloß die Augen wieder, aber ihr Herz klopfte und sie konnte keinen Schlaf finden. Ein leises Schnarchen tönte an ihr Ohr.

Ein dürftiges Licht stand am Bette, bei dessen Schein sie eine Schrift auf dem Papierzelte lesen konnte. Da der Schlaf nicht wieder kommen wollte, hob sie den Kopf ein wenig und begann zu lesen. Es schien ein Brief, den der Gatte beim Abschied für die Wirtin zurückgelassen hatte.

„Einige Zeilen zur Erinnerung.

Ich ziehe ins Feld, denke, ich sei nicht mehr am Leben. Sieg und Niederlage hängen vom Schicksal ab. Vielleicht ist mir nicht bestimmt, mein Leben zu verlieren. Vielleicht kehre ich siegreich zurück. Aber es ist jetzt eine Zeit des Ruhmes, wie sie selten wiederkehrt. Diese Zeit darf ich nicht versäumen und ich will für den Daimjo, meinen Herrn, tapfer kämpfen. Den Ruhm eines Helden will ich hinterlassen.

Mein Herr hat unsre Liebe vermittelt und mich mit Dir vermählt. Dafür sind wir ihm Dank schuldig. Andre haben unser Glück beneidet. Es war ein Traum. Bis ins hohe Alter wollte ich mit Dir leben, aber es kann nicht sein. Seit unsrer Hochzeit sind erst zwanzig Tage verflossen, ein kurzer Ehebund. Hätte ich früher gewußt, daß ich jetzt schon von Dir scheiden muß, hätte ich mich nicht mit Dir vermählt. Trotz des Herrn Befehl, und obwohl Du so liebenswert bist, hätte ich es doch nicht getan. Durch diesen unglücklichen Ehebund bereite ich Dir vielen Kummer, bis zu Deinem Sterbebette.

Wenn Du schon morgen von meinem Tode hörst, so verzweifle nicht. Das ist meine Bitte an Dich. Daß Du, meine Seele aus der Hölle zu retten, das Haar abschneiden und das Gewand einer Nonne anziehen sollst, das wünsche ich nicht, das wäre töricht.

Für den Herrn Leben und Haus aufgeben, ist Gesetz des Rittertums. Das ist der Ruhm des Hauses und mein Wunsch. Ohne zu wanken will ich sterben.

Nur will ich Dir dankbar sein, wenn Du zuweilen meiner gedenkst und für mich betest.

Du bist noch jung, Du kannst wieder einen passenden Ehebund eingehen. Nach zehntausend Jahren werde ich Dich im Jenseits wiedersehen. Dies ist mein einziger Wunsch, den ich noch habe. Widerstehe ihm nicht. Wenn Du nicht einwilligst, werde ich mich auf ewig von Dir scheiden. Ich lege das Dokument unsrer Ehetrennung bei, damit Du frei bist, zu handeln, wie Du willst.

Für Deine augenblicklichen Bedürfnisse habe ich fünfzig Goldstücke im ledernen Kasten. Wohlriechendes Holz zum Weihrauch hatte ich von meinem Herrn erhalten. Ich habe es bis jetzt gut verwahrt. Jetzt aber, zum Abschiede, habe ich einen Teil im Innern meines Helmes verbrannt,[1]) den Rest bestimme ich für Dich, zum Erinnerungszeichen nach meinem Tode.

---

[1]) Samuraisitte. Der ins Feld ziehende Krieger räucherte das Innere seines Helms, damit er sich nach dem Tode vor dem Feinde, der ihm den Helm abnahm, nicht zu schämen

Hiermit will ich schließen, da ich fort muß, obwohl ich noch viel zu sagen hätte.
An Wakaba."

So las die junge Fremde unter Tränen.

Immer wieder wandte sie den Kopf nach der Schrift hin.

„Diese Handschrift ist Koshiros," sagte sie, und sie versank in tiefe Gedanken. Dann dachte sie wieder, es sei ein Irrtum, aber als sie aufs neue sieben oder acht Zeilen mitten herausgelesen hatte, sagte sie: „Traurig ist doch solch ein Heldentod, obgleich es Sitte und Gebrauch in dieser kriegerischen Zeit ist. Buddha stehe ihm bei ... also das ist der Grund, weshalb meine Wirtin die Welt verlassen hat ... ich hatte recht, ihr Schicksal gleicht dem meinigen ... die Trauer der andern ist auch meine Trauer ... die Welt ist ein Traum ..."

So weinte sie vor sich hin.

Da erwachte die Wirtin und sprach: „Was ist Ihnen?"

„O, Sie sind aufgewacht!" sagte die andre, „und ich las soeben diesen Brief."

Als die Wirtin das hörte, wurde sie sehr traurig. „Den Brief?"

„Ja, den Brief an dem Zelte hier."

Die Wirtin bereute jetzt, daß sie so unvorsichtig gewesen war, und konnte nicht die richtigen Worte finden.

Die Fremde merkte, daß hier ein Geheimnis vorliege, und daß sie unbedacht gehandelt hatte. Einen Augenblick schwieg auch sie. Dann sagte sie:

„An Wakaba — steht auf der Schrift, ist das vielleicht der Name, den Sie in der Welt trugen?"

Seitdem die Wirtin in diese Einsiedelei gezogen war, hatte sie niemand bei ihrem geistlichen Namen gerufen, geschweige denn bei ihrem weltlichen Namen ...

‚Wakaba,' dachte sie bei sich, ‚es klingt wie der Name einer andern ... so seltsam ... Wakaba ... mein Name aus der Welt ... der Laienzeit ...'

Tränen traten ihr in die Augen. „Ja," sagte sie, „ich hieß einst Wakaba."

Da dachte die Fremde bei sich: ‚Der Brief ist an Wakaba gerichtet, ihr Mann ist gefallen!' Und Trauer durchzog ihr Gemüt.

„In dem Briefe steht: ‚Vielleicht kehre ich siegreich zurück,'" sagte sie. „Da Sie aber in dieses Leben eingetreten sind, so denke ich, Ihr Mann ist wohl tot!"

„Ja," antwortete die Wirtin. „Er hat ein trauriges Ende gehabt."

„Da er eine solche Entschlossenheit zeigte, hat er gewiß schöne Heldentaten verrichtet."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich danach gefragt haben. Wie ich gehört habe, hat er tapfer gefochten, ein Vorbild des Rittertums. Mir selbst schlug das Herz vor Freude."

„Sie sprechen so mutig, und doch kann ich Ihre Gefühle mitempfinden. Selbst mir, einer Fremden, kommen die Tränen."

„Nehmen Sie an meinem Schmerze teil."

---

brauchte. Er band ferner den Helm mit zwei strickartigen Bändern fest und schnitt die überstehenden Enden ab, um zu zeigen, daß er nicht gewillt sei, sie wieder aufzuknüpfen.

Ihre Stimme zitterte, und sie konnte die Worte kaum aussprechen.

Die Fremde sagte: „Ich tat unrecht, daß ich danach fragte und Ihre Trauer wieder erweckte. Es tut mir sehr leid, verzeihen Sie mir!“

„Nein, nein,“ erwiderte jene. „Durch Ihre liebenswürdige Teilnahme verführt, habe ich mich zu Torheiten hinreißen lassen; ich muß mich entschuldigen.“[1])

Indem sie dies sagte, trocknete sie ihre Tränen. Dann fuhr sie fort:

„Ich habe Ihnen eine traurige Geschichte erzählt. Wie ich sehe, sind Sie noch in der Blüte der Jugend, und doch schon im Gewande der Entsagung. Ihr zarter Wuchs paßt nicht zur Nonne.“

Die andre drückte ihr errötendes Gesicht in die Kissen. Verschämt lächelte sie, ein Zeichen, daß sie noch unschuldig war. Wie schön hätte sie wohl in schmuckvoller Kleidung ausgesehen! Diese schöne Stimme liest in Gebetbüchern!

„Auch ich habe Mitleid mit Ihrem Schicksal,“ sagte die Wirtin. „Aus welchem Grunde haben Sie der Welt entsagt? Bitte, erzählen Sie mir Ihre Geschichte, wenn es Ihnen nicht zu sehr wehe tut.“

Die junge Fremde antwortete:

„Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Wenn ich daran denke, kommen auch mir wieder die Tränen. Mein Schicksal ist sehr traurig.“ Die Lilie konnte die schweren Tropfen des Taues nicht tragen, ein Tropfen fiel hernieder.

„Meine Eltern leben noch,“ erzählte sie, „aber der Mann, auf den ich hoffte, ist gestorben, und deshalb bin ich aus der Welt geschieden. Ich habe eine Pilgerfahrt angetreten, ohne Begleitung, wie ich sie bisher in Erzählungen gelesen und in Bildern dargestellt gesehen habe — ein größeres Elend als der Tod. Keinen Augenblick aber kann ich jenen Mann vergessen. Ich habe Sehnsucht nach meinen Eltern, und Trauer ist in meinem Herzen. Heute habe ich den Weg verloren, es wurde Abend, und ich war traurig. Aber das Glück war mir hold. Ich sah das Licht und kam so zu Ihrer Wohnung. Ich bat Sie um Aufnahme, und Sie haben sie mir freundlichst bewilligt. Ihre Worte waren milde. Wie meine ältere Schwester muß ich Sie verehren. Von jetzt an habe ich nicht mehr den Wunsch, herumzuwandern. Lassen Sie mich als Dienerin bei Ihnen bleiben. Ich werde Ihnen das Weihwasser holen, Ihnen Blumen von den Bergen pflücken, ich werde Ihre Kleider reinigen, und alles, was Sie mir befehlen, werde ich tun. Wollen Sie meine Bitte gütig erfüllen?“

Sofort erwiderte die Herrin des Hauses: „Gut gesprochen, wie kann ich Unkundige Ihre ältere Schwester sein! Und doch — ich fühle für Sie wie für meine jüngere Schwester. In jungen Jahren habe ich meine Eltern verloren. Von der Zeit an habe ich meinem Herrn gedient. Kurz nach meiner Hochzeit habe ich meinen Gatten verloren, er starb den Heldentod. Einsam lebe ich. Wie ich Sie sah, dachte ich sofort: ‚Hätte ich doch eine Schwester wie diese! Wie könnten wir zusammen traurige Reden wechseln!‘ Ich lebe sehr arm, aber

---

[1]) Die japanische Vorschrift der guten Sitte ist, auch bei traurigen Ereignissen ein heiteres Gesicht zu zeigen, um nicht auch den andern zu einer traurigen Haltung zu nötigen.

wenn Sie das ertragen können, so bleiben Sie hier, zehn Jahre, zwanzig Jahre, so lange Sie wollen!"

Die Fremde weinte vor Freude und sagte: „Wenn es so ist, so sind Sie schon von heute abend an meine ältere Schwester. Von jetzt an sind wir keine Fremden mehr. Wollen wir einander unsre Schicksale erzählen? Wenn ich Ihre Gestalt sehe, erscheint mir manches unbegreiflich ..."

„Unbegreiflich? Was? Meine Gestalt?"

„Ja, in diesem Briefe steht: ‚Wenn Du eine Nonne wirst, werde ich mich auf ewig von Dir scheiden.' Und doch haben Sie den letzten Willen Ihres Mannes übertreten. Warum sind Sie ins Kloster gegangen?"

„Sprechen Sie, bitte, nicht davon. Wenn ich Sie so reden höre, so ist mir, als ob mein Gemahl aus dem Grabe nach mir riefe. Er hat, wie Sie gelesen haben, es ausdrücklich verboten und mein späteres Leben geordnet. Ich hatte auch nicht die Absicht, mich seinem Willen zu widersetzen. Aber — obgleich ich in Ewigkeit von ihm geschieden sein soll, wie könnte ich ihm die Treue brechen? Wie konnte er mich für eine so flatterhafte Frau halten! Als ich von seinem Heldentode hörte, wollte ich sofort selber in den Tod gehen, indes sein Wille hat es mir verboten. Aber in der Welt zu leben, hatte ich auch keine Neigung. Habe ich in einem früheren Dasein etwas Böses getan, das ich nun sühnen muß? Alle Leute in der Welt schätzen das Leben am höchsten, mir ist das Leben eine Last. Mein Mann hat, wie ich auch, in seiner Jugend die Eltern verloren und wurde von seinem Oheim aufgezogen. Aber dieser Oheim ist wie ein Fremder. Andre Verwandte hatte er nicht. Wenn ich sterbe, ist niemand da, sein Grab zu besuchen. Obgleich er so tapfer sagte, daß er ohne Seelenwanderung ins Paradies eingehen wollte — wie sollte er das erreichen, da er so viele im Kriege getötet hat? Hotoke Sama würde das ihm nicht erlauben. Daß ich Nonne geworden bin, soll ihm das Unglück in der Zukunft, im Jenseits, etwas mildern. Das ist die Pflicht der Witwe. Wenn ich auch von ihm geschieden wurde, ist es doch nur ein geringes Verdienst, ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen. Deshalb bin ich in meinem jetzigen Zustande. Er hat mich zu gering geschätzt, das ist das einzige Schmerzliche daran. Da unsre Ehe nur einen halben Monat dauerte, hat er noch Zweifel an mir gehabt. Wie habe ich ihn ersehnt, ehe ich sein Weib wurde!"

Die Fremde sagte unschuldig: „Also waren Sie ein Liebespaar?"

Die Frau antwortete schamhaft: „Als ich noch bei der Herrin im Dienst war, liebte ich ihn schon. In jugendlicher Unbesonnenheit habe ich ihm manchmal Liebesbriefe geschrieben. Aber da er ein redlicher Mann war, hat er mir keine schönen Antworten gegeben. Ich wurde krank vor Liebe. Durch die Vermittlung des Herrn, der mir wohlwollte, wurde endlich mein Wunsch erfüllt. Kurz nach dieser Freude begann der Kampf mit dem Nachbarlande. Mein Gatte zog ins Feld. Am Tage vor seiner Abreise konnte ich nicht essen, nicht sprechen, nur sein Gesicht betrachten. Er schalt mich, daß ich so weich sei, wie es sich nicht paßte für eine Soldatenfrau. Aber wie sollte ich nicht weinen, da es ein Ab-

schied für immer war! Er hatte einen Helm, der von seinen Ahnen herstammte, sorgfältig aufgehoben. Diesmal hat er ihn getragen. Ich habe ihm die Kinnbänder neu gemacht, er freute sich darüber und sagte: ‚Wenn ich diese Bänder von dir habe, kann ich nicht feige sein. Warte, bis ich glücklich wiederkomme. Aber dies Wort ist mir immer noch schmerzlich. Er wollte mich nur mit Worten beruhigen. Er hat den Brief in den Lederkasten gelegt. Das ist das Zeichen, daß er dem Heldentode entgegenging. Warum hat er es mir nicht offenbart? Hätte er es mir gesagt, so hätte ich mich vor dem Gemahl selber getötet und ihn im Paradies erwartet. So hat er mir befohlen, länger zu leben und sogar noch mit einem andern Manne die Ehe einzugehen, und er gab mir dazu den Scheidungsbrief. Auf der Stelle habe ich den Brief zerrissen."

Die Erinnerung hatte die Frau überwältigt. Ihr war, als ob sie den Gatten noch vor sich sähe.

Da antwortete die Fremde: „Ja, Sie haben recht, aber es war nur seine Sorge um Sie, Sie müssen ihm nicht zürnen, da er alles nur für Sie getan hat."

„O wie töricht sind wir Frauen!" sagte die Wirtin. „Ich habe meinem Manne Hartherzigkeit vorgeworfen, aber ich wußte nicht, wie sehr ich ihn liebe. Wieviel ich auch im Gebetbuch lese, um ihm zum Paradiese zu verhelfen — das Gebet ist nur oberflächlich. Das Gesicht Buddhas sieht wie das Gesicht meines Gatten aus. Tag und Nacht bleibt die Liebe, und ich kann mich nicht beruhigen. Nur der Körper ist Nonne, das Herz ist weltlich. Seinen Brief habe ich an das Zelt geklebt, um ihn immer vor Augen zu haben. Wenn ich abends in diesem Zelte schlafe, so ist mir, als schliefe ich mit dem Manne zusammen. Ich fürchte mich nicht vor Hotoke Samas Strafe, vor dem großen Elend im Jenseits, mein Mann ist mir Hotoke Sama und Kami Sama. Ich möchte bald ins Jenseits gehen und mit ihm die Qualen erdulden. Wenn doch mein Herr noch lebte! Er könnte mir helfen. Aber gleich nach dem Tode meines Gatten haben auch der Herr und die Herrin Selbstmord begangen, das Haus des Daimyo ist vernichtet. Gras wächst an der Stätte."

„Auch die Herrin ist gestorben?" fragte die Fremde, „das ist ein großes Unglück. Aber das war wohl so vorausbestimmt. Sehen wir die Vergangenheit als einen langen Traum an und beten wir zu den Göttern! Der Schmerz ruft die Toten nicht zurück. Vergessen Sie die bisherigen Gedanken und werden Sie auch im Herzen Nonne. Das ist für Ihren Gatten das Beste. Eigentlich sollte ich mir es nicht herausnehmen, Ihnen Ratschläge zu erteilen, entschuldigen Sie gütigst, was ich eben sagte, und denken Sie, ich sei Ihre Schwester."

„Sie sind sehr freundlich," sagte die Wirtin, „und ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme. Ich habe Ihnen jetzt meine Geschichte erzählt. Teilen Sie mir auch Ihre Schicksale mit. Ich werde Ihre Sorgen teilen und, wenn möglich, Sie trösten."

Hatte die Fremde erst über das Schicksal der andern Frau geweint, mußte sie jetzt ihr eignes Schicksal beklagen. Sie schwieg eine Zeitlang, dann faßte sie Mut und sagte: „Bitte, hören Sie. Meine Geschichte ist folgende: ......"

II
Auf dem Schlachtfelde

Die Felder und die Wipfel der Wälder sind mit Schnee bedeckt. Schneeflocken wirbeln durch die Luft. Hinter dem Hügel fließt ein Bach, an den Ufern von Eis umsäumt. Ein alter Pflaumenbaum steht da. Er trägt schon Blüten. Aber auf den Blüten liegt Schnee, wie auf den Zweigen.

Wer ist der Mann, der diese Schönheit stören wollte?

An einem Aste hängen drei Menschenköpfe, Blut tropft noch herab. Eine Hellebarde mit ausgebrochener Schneide, die beinahe wie eine Säge aussieht, noch blutig, lehnt an der Gabel des Baumes. Ein junger Krieger sitzt unten auf dem Erdboden. Sein Panzer ist an mehreren Stellen durchlöchert, an den Säumen hängen einige Spangen zerrissen herab. Blutflecken sieht man an den Brustteilen, wirr hängen die Haare, von der Schädeldecke bis zum linken Auge zieht sich eine Wunde. Auch unter den Lippen wird eine drei Zoll lange Verletzung sichtbar. Die Lippen sind schon blau, die Augen gerötet, das Gesicht blaß.

Er führt eine Handvoll Schnee zum Munde und seufzt. Dann schleppt er sich am Ufer entlang, bricht das Eis und spiegelt sein Gesicht in der Wasserfläche. Er wäscht seine Wunden mit Wasser und sieht stöhnend um sich.

Mit der Linken stützt er sich im Schnee und versucht, sich aufzurichten, da bemerkt er einen neuen Feind neben sich. Dieser holt schnell aus und trifft ihn mit der Lanze in den rechten Schenkel. Die Wunde ist so tief, daß die Spitze den Knochen schrammt.

Der Krieger stöhnt auf und zieht sein Schwert, das von dem berühmten Schmied Yoshinori gefertigt ist. Mit einem Hiebe trifft er den unteren Teil des Spießes und hackt ihn ab. Der Feind taumelt von der Wucht des Hiebes auf ihn zu. Jetzt erst blickt der Krieger dem Feind ins Gesicht. Es ist ein Soldat mit kleinen Panzerstücken.

Der Soldat läßt die Stange des Spießes fallen und zieht sein Schwert. Er schwingt es hoch in die Luft, als ob er den Gegner zerspalten wollte. Der junge Held ruft: „Frecher Knecht.“ Aber dieser antwortet nicht und führt einen Streich. Der Held weicht einige Schritte zurück und wirft die Lanzenspitze, die er aus seinem Schenkel herauszieht, dem Gegner auf die Brust.

Dieser wich aus und führte einen zweiten Streich.

„Ha, du nimmst dir viel heraus,“ rief der junge Krieger, obwohl er sich vor Schmerz kaum noch halten konnte. In halb sitzender Stellung, zusammengesunken, teilte er seine Hiebe aus und fing die Stöße des andern auf.

So kämpften sie eine Zeitlang. Der Tiger ist immer noch ein Tiger, auch wenn er krank ist.

Der Feind erhielt eine Wunde an der linken Schulter und taumelte zurück. Da führte der Held den zweiten Streich und schlug ihm das Haupt ab. Entkräftet sank er zu Boden.

Da hörte er wieder das Klirren der Kinnkette eines Pferdes. Ist es ein Freund oder ein Feind?

Wenn es ein Freund wäre, so wollte er sich tapfer den Leib aufschlitzen und jenen bitten, sein Haupt abzuschlagen, da sein Leben doch nicht mehr zu retten ist.[1]) Aber wenn es ein Feind wäre? Wenn sein Schritt auch schwer ist, so wird er ihm doch entgegentreten und seinen Ruhm im Tode des Feindes suchen. Wer es auch sei, er findet ihn gefaßt. Mit Schnee wäscht er das Blut vom Schwerte ab und wartet.

Da kommt ein Reiter auf einem Falben durch den Schnee dahergesprengt. Sein Panzer ist dunkelblau, und der Helm reicht bis an die Augen herab. Der Stirnteil des Helmes ist mit einem Löwenkopf und mit einem goldenen bogenförmigen Zierat geschmückt. Unter dem linken Arm trägt der Reiter eine lange Lanze. Er reitet vorüber, als ob er niemand sähe.

Da rief der junge Krieger:

„Hier ist Matsuura Koshiro Morisane. Obgleich ich ein wenig verwundet bin, habe ich doch noch Mut. Wenn es Ihnen auch zu wenig sein sollte, will ich doch mit Ihnen fechten."

Auf diesen Ruf kehrte der Reiter um, hielt an und blickte dem Verwundeten ins Gesicht.

„Koshiro! Du bist es?"

Argwöhnisch sah dieser auf den Reiter und antwortete: „Ja, ich bin Koshiro Morisane, und wer sind Sie?"

Der Reiter zeigte ihm die kleine Fahne, die auf seinem Rücken befestigt war und auf rotem Grunde seinen Namen Toyama Sakonnosuke Takeshige trug.

Der andre rief mit trauriger Stimme:

„Sie sind es, Oheim?"

„Koshiro, ich habe dich lange nicht mehr gesehen," antwortete dieser traurig und stieg vom Pferde. Das Pferd am Zaum führend, trat er an den Neffen heran.

Dieser grüßte sehr höflich.

„Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Gesundheit."

Der Oheim antwortete:

„Ich nicht minder ..." Die Stirn runzelnd, sah er Morisane an. „Du bist ja verwundet? Nach deiner Gesichtsfarbe und deinem Atem zu schließen, schwer verwundet!"

Im Kriege läßt der Vater den Sohn im Stich und der Sohn den Vater. Das Menschenherz ist tapfer. Im Gefecht darf man freundliche Worte weder hören noch sprechen. Man muß das Blut aus den Wunden lecken. Kein barm-

---

[1]) Das berühmte japanische Harakiri oder Seppuku, ein ehrenvoller Selbstmord, den Krieger begeben, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, der auch Staatsverbrechern als ehrenvolle Strafe zugestanden wurde. Die Tat wurde meist unter großem Zeremoniell vor vielen Zeugen, unter Verlesung von Aktenstücken und so weiter vollzogen. Der Todgeweihte entblößte den Unterleib und schnitt sich mit einem eigens dazu bestimmten Messer den Bauch auf. Hinter ihm stand ein Freund mit dem Schwert in der Hand, der schnell zusprang und dem Selbstmörder den Kopf herunterschlug, um seine Leiden abzukürzen.

herziges Wort des Feldherrn schont das Leben. Wenn man den Feind sieht, schlägt man ihn oder wird geschlagen.

In so bedrängter Zeit sah der junge Krieger seinen Oheim. Das Wort, das er von ihm hört, ist milde. Tränen stürzten ihm aus den Augen, so daß das Blut von dem Panzer abgewaschen wurde.

„Ja . . .,“ antwortete der junge Held; aber das zweite Wort brachte er nicht mehr heraus. Das Haupt fiel ihm vornüber.

Der Oheim nahm aus seiner Arzneidose das Wundpulver und befeuchtete es auf seiner Zunge. Er nahm es auf den Finger und sagte:

„Nun, nun, Koshiro, ich gebe dir Arznei, hebe das Gesicht auf!“

Da streckte Morisane dankbar sein Gesicht dem Oheim hin, dieser stützte sein Kinn mit der Hand und strich ihm die Salbe auf die Wunde. Er sagte:

„O, wie groß ist die Wunde! Schmerzt es sehr? . . . Nicht so sehr? Hast du vielleicht auch noch Pfeilwunden erhalten?“

„Ja!“ antwortete der andre, „auf dem linken Arm und auf der rechten Lende . . . und außerdem noch auf dem Rücken, von Seitengeschossen.“

Der Oheim fragte: „So, eine Kugel hat dich nicht getroffen?“

„Glücklicherweise nicht.“

„Deine Lippen zittern . . .“

Der Jüngling antwortete, indem er auf den getöteten Soldaten zeigte: „Jetzt eben hat dieser Bursche hier plötzlich unerwartet mich mit der Lanze am Schenkel verwundet.“

Der Oheim sagte: „Was, dieser da? und du hast ihn getötet?“ Sein Gesicht lächelte ein wenig, als ob er seinen Mut loben wollte.

Morisane, der Jüngere, lächelte gleichfalls und sagte:

„Ja, ich habe seinen Kopf abgeschlagen.“

Der Oheim lobte seine Tat und wischte den Schnee aus den Haaren Morisanes. Als er die matte Gestalt betrachtete, mußte er sich abwenden und heimlich die Tränen trocknen.

Plötzlich ertönte ein Schuß. Salven folgten. Morisane erhob das Haupt und blickte nach der Richtung des Schalls und dann in das Gesicht des Oheims.

„Unerwartet habe ich hier Sie wiedergesehen, das ist eine Freude im Sterben.“

„Im Sterben?“ fragte der Aeltere.

„Ja, ich will nach dem Schlachtfelde zurückkehren und den Tod suchen.“

„Das ist gut, du bist tapfer, aber dein Heer ist geschlagen. Höre, höre: Siegesgeschrei auf unsrer Seite! Daß du jetzt zurückkehren und weiterkämpfen willst, ist sehr lobenswert, aber zwecklos. Du kannst dich allein auf den Feind stürzen und tapfer kämpfen, aber du kannst den Sieg nicht mehr erringen. Das nennt man törichte Aufopferung. Noch dazu, da du verwundet bist. Du kannst von einem geringen Soldaten getötet werden. Der Kampf ist nicht nur heute. Pflege deine Wunden gut und sammle neuen Mut. Dann kämpfe weiter. Du kannst noch immer das Leben hingeben. Vorderhand komm mit mir und laß deine Wunden heilen. Einverstanden, Koshiro?“

Der treue Morisane antwortete schmerzlich:

„Ich darf auf Ihre Worte nicht hören. Man sagt, wenn man nicht da stirbt, wo man sterben soll, so kommt größere Schande als der Tod. Unser Kriegsglück ist verblichen, wir werden geschlagen, ich liege verwundet abseits des Schlachtfeldes. Freund und Feind müssen mich als Feigling betrachten. Soll ich von hier flüchten und zu dir kommen und meine Wunden heilen? Ein freundlicher Rat, aber jetzt ist eine andre Zeit als sonst, es ist Kriegszeit. Ist das ein Wort, das man dem treuen und ruhmverlangenden Krieger sagen kann? Ich, Koshiro, bin kein Weichling, der das Leben schont. Sie scherzen, Oheim, Sie sind ein guter Freund von meinem seligen Vater gewesen und haben mich aufgezogen wie einen Sohn, — warum befehlen Sie nicht, daß ich tapfer mir den Leib aufschlitze? Ihre Freundlichkeit tut mir wehe."

Der Oheim schwieg. Er stieß die Lanze in den Boden und lehnte sich an den Sattel seines Pferdes. Morisane wartete auf Antwort, endlich sagte er:

„Herr Oheim, ich gehe jetzt fort."

Takeshige war in Gedanken versunken und hörte nicht auf ihn, sein Körper und sein Gesicht waren unbeweglich. Nur das Pferd wieherte, indem es den Schnee aus der Mähne schüttelte. (Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie

Neuere Forschungen über die Natur des Gedächtnisses

Die wichtigste seelische Funktion ist das Gedächtnis, die Fähigkeit, die Spuren von Eindrücken aufzubewahren und zu erneuern. Nicht allein hängt die Entwicklung jedes seelischen Lebens von dem Bestehen dieser Funktion ab, nicht allein erhält durch ihre Vermittlung unser Ich seinen Inhalt, unser Gewissen seine Reaktionsfähigkeit, auch das alltägliche Leben stellt fortgesetzt Anforderungen an die Treue des Gedächtnisses, die sich mit dem Fortschritt der Kultur mehr und mehr erhöhen. Daher die mannigfachen Bemühungen, die heutzutage gemacht werden, das Gedächtnis auf künstliche Weise zu stärken. Nach der Natur des Gedächtnisses fragt man jedoch dabei seltener. Meist sind nur die Männer vom Fach darüber orientiert, während dem Laien jede bezügliche Einsicht mangelt. Die folgenden Ausführungen sollen nun dazu dienen, diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen.

Der Mechanismus des Gedächtnisses ist nicht so einfach, als man gewöhnlich annimmt. Sollier teilt den Gedächtnisakt vom Moment der Aufnahme eines Eindrucks bis zu dessen Wiedergabe in fünf Stadien. Zunächst erfolgt die Befestigung des Eindrucks in den Gehirnzellen, und zwar vornehmlich in denjenigen Zellen, die den an die Stirne angrenzenden Lappen des Gehirns zugehören. Doch nicht jeder Eindruck wird vom Gehirn festgehalten. Vielmehr muß dieser von einer bestimmten Intensität sein, und die Aufeinanderfolge der Teileindrücke muß eine bestimmte Geschwindigkeit besitzen. Von Wichtigkeit ist auch die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Bildung der dem Eindrucke entsprechenden Empfindungen in uns, sowie die zu seiner Auffassung verwendete Aufmerksamkeit. Das zweite Stadium

bildet die Aufbewahrung des Eindrucks im Gehirn. Die Reize bringen im Gehirn Vibrationen und im Anschluß daran materielle oder dynamische Veränderungen hervor als Dispositionen zur Wiedererneuerung des Bildes des Eindrucks. Die Wiedererneuerung selbst würde dann das dritte Stadium bezeichnen. Hieran schließt sich als viertes das Wiedererkennen. Auch dies ist ein wichtiges Stadium innerhalb des Gedächtnisakts, das nicht übergangen werden darf. Denn unter gewissen Umständen kehren Bilder aus der Erinnerung zurück, die nicht als etwas Bekanntes wiedererkannt werden. So haben wir beim Wiedererwachen aus einer Ohnmacht nach den Schilderungen von Montaigne und Rousseau anfangs nur unpersönliche Empfindungen, das heißt solche, die uns ebenfalls unbekannt vorkommen. Beides führt zunächst zu einem zusammenhanglosen, kaleidoskopartigen Bewußtseinsinhalt. Nun erst gesellt sich zu den Sinnesempfindungen das Ichgefühl, und es werden die Erinnerungen als solche wiedererkannt, was uns zu einem Verständnis der Situation führt. Als fünftes Stadium des Gedächtnisakts bezeichnet Sollier die Lokalisierung zwischen zeitlich angrenzenden Erinnerungen.

Man hat lange Zeit das Gedächtnis zu eng gefaßt, nämlich nur mit Bezug auf Vorstellungen. Doch kann man das Gedächtnis viel weiter fassen als Inbegriff alles dessen, was gemerkt wird, was auf diese Weise zum konstanten Bestande des Ich gehört. Mit Hinblick darauf unterscheidet G. Hirth vier Merksysteme: Zum ersten rechnet er die Organgefühle, die Gefühle für die räumliche Orientierung, für das aufrechte Stehen und Gehen, überhaupt die rohesten Beziehungen des Ich zur Außenwelt, zum zweiten die technischen Geschicklichkeiten: Laufen, Klettern, Schwimmen, Fechten, Reiten und so weiter, zum dritten die vorwiegend sensorischen Gedächtnisverbindungen, wie sie in der Sprache, den Wissenschaften, Künsten und höheren technischen Fertigkeiten zur Geltung kommen, zum vierten jene komplizierteren Gedächtnisgruppen, welche Bestandteile der moralischen Persönlichkeit, des Menschtums, des Gewissens, der Charaktereigenschaften bilden.

Bergson unterscheidet zwei Arten von Gedächtnissen, ein Gedächtnis für Bilder und eins für Bewegungen oder, anders ausgedrückt, das repräsentative und das motorische Gedächtnis. Wir halten nämlich nicht nur die Bilder der Eindrücke fest, welche die Dinge auf uns machen, sondern auch den Mechanismus der Bewegungen, die wir beim Gebrauch der Dinge ausführen. Demnach besteht die eine Art der Gedächtnistätigkeit darin, alle Ereignisse unsers alltäglichen Lebens mit ihrer Besonderheit nach Farbe, räumlicher und zeitlicher Anordnung und dergleichen in Form von Vorstellungsbildern aufzuspeichern, die andre Art des Gedächtnisses, die durch Wiederholung der bei den einzelnen Akten zur Anwendung kommenden Bewegungen einen möglichst großen Nutzeffekt zu erreichen sucht, ist, im Grunde genommen, nichts weiter als eine körperliche Gewohnheit. Nur das zweite Gedächtnis ist immer zu unsrer Verfügung, das erste dagegen von unserm Willen unabhängig. Das zweite Gedächtnis unterstützt das erste. Dies sehen wir unter anderm daraus, daß man eine Sache um so leichter sich einprägt, je mehr sich bei dieser Einprägung Bewegungen beteiligen. So zum Beispiel ist beim Auswendiglernen das laute Sprechen von Bedeutung. Das zweite Gedächtnis wirkt auf das erste anregend. Wenn wir uns auf ein Ereignis, eine Situation, eine Persönlichkeit besinnen, so reproduzieren wir zuerst einige der Bewegungen, die wir beim Erleben dieses Ereignisses, beim Verweilen in dieser Situation, bei einer Begegnung mit dieser Person ausgeführt hatten. Diese Bewegungen aber wirken überleitend und tragen wesentlich dazu bei, auch die zugehörigen Bilder wieder herbeizuschaffen, sie im Bewußtsein zu erneuern. Das gewünschte Bild ist bereits da, aber flüchtig, und erst durch die Bewegungen wird es fixiert. Man hat Fälle erlebt, wo Geistesgestörte auf eine Reihe von Fragen richtige Antworten gaben, ohne daß sie den Sinn der Fragen verstanden hatten. Dies ist nur durch die Annahme erklärlich, daß für die richtigen Antworten die entsprechenden Bewegungen in den Sprachwerkzeugen sich erhalten hatten, und daß mit der Wiederkehr dieser Reihen von Bewegungen auch die Worte selbst wiederkehrten, und somit die Gedanken richtig reproduziert wurden. Bergson geht so weit, daß er sagt:

„Ein Objekt wiedererkennen heißt, es zu gebrauchen wissen.“ Der Anblick bekannter Objekte erzeugt in uns Bewegungsantriebe. In ihnen wurzelt das Gefühl des Wiedererkennens. — So annehmbar auch diese Theorie Bergsons erscheint, so darf man doch, streng genommen, diese Scheidung zwischen sensitiven und motorischen Bildern nicht machen. Denn das Auftauchen jedes geistigen Bildes ist nach den Untersuchungen des van Biervliet mit irgendwelchen, wenn auch noch so schwachen Erregungen des motorischen Systems verbunden.

Es fragt sich, von welchem Alter an man überhaupt von der Existenz eines Gedächtnisses reden kann. In den ersten Lebensjahren haften nur Einzelerinnerungen. Diese verdanken jedoch ihr Beharren nach Henri nicht, wie man wohl anzunehmen pflegt, dem Umstande, daß sie sich auf Ereignisse beziehen, die das Gemüt des Kindes besonders erregt hätten, oder wo die Aufmerksamkeit besonders ins Spiel getreten wäre. Bemerkenswert ist auch, daß Gesichtseindrücke immer besser haften als Gehörseindrücke. Im allgemeinen setzt der geschlossene Strom der Erinnerungen immer ungefähr drei Jahre nach den ältesten Einzelerinnerungen ein.

Die von uns aufgenommenen Bilder behalten nun nicht die Form bei, in der sie perzipiert wurden, sondern sie sind mannigfachen Umwandlungen unterworfen. Um letztere festzustellen, machte Philippe folgende Experimente, die sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen zur Anwendung kamen. Es wurde der Versuchsperson, der die Augen verbunden waren, ein kleines Objekt von bestimmter Gestalt auf die flache Hand gelegt, das sie betasten und nach den gewonnenen Tasteindrücken zeichnen mußte. Sodann ließ man die Versuchsperson das Objekt betrachten. Nach Ablauf von 14 Tagen mußte sie die Zeichnung aus dem Gedächtnis wiederholen. Dieses Experiment wurde in Abständen von ein bis zwei Monaten wiederholt. Die so gewonnene Reihe von Zeichnungen zeigte offenbar den Gang der allmählichen Transformation. Auf Grund der Zeichnungen stellte nun Philippe drei Arten der Umformung der Erinnerungsbilder fest: Bei der ersten entledigten sich die Bilder allmählich ihrer Details, sie wurden zu Schematen, oder die Linien verwirrten sich. So zum Beispiel verschwanden bei Knöpfen die sie schmückenden Reliefs mehr und mehr. Schließlich wurden nur noch Linien gezeichnet. In andern Fällen erfolgte ein Ersetzen der charakteristischen Details durch andre, die einem andern Typus angehörten. So zum Beispiel wurde das Lilienwappen allmählich zum griechischen Kreuze. In den Fällen einer dritten Art endlich näherten sich die Bilder einem generellen Typus, der die Gruppe repräsentierte, dem der Gegenstand angehörte. So zum Beispiel bekam eine japanesische Maske allmählich mehr und mehr den europäischen Typus. Nach Philippe zeigt sich in den geschilderten Transformationen die Oekonomie des Geistes, nach deren Gesetzen die unnötigen Einzelheiten verschwinden und dem Platz machen, was für das Ensemble nötig ist. Diesen Experimenten gegenüber hebt W. Stern mit Recht hervor, daß der Umweg über die Tasteindrücke unnötig ist. Man hätte die Versuchsperson den optischen Eindruck selbst genau sich einprägen und das so gewonnene Vorstellungsbild in seinen Variationen durch wiederholte Zeichnungen kontrollieren lassen sollen. Derselbe Gelehrte weist auch darauf hin, daß die Fertigkeit im Zeichnen die Ergebnisse beeinflußt, sofern die meisten Personen nicht imstande sind, korrekte Zeichnungen von Dingen zu entwerfen. Auf einen andern Fehler hatte schon Bourdon aufmerksam gemacht, daß nämlich jede Wiederholung der Zeichnung eine neue Erinnerung schaffe und daß jede folgende Reproduktion mehr auf diese als auf das Originalbild Bezug nehme.

Die Erinnerungstreue ist für die Rechtspflege besonders von Wert. W. Stern gelangte hier zu einem wichtigen Resultat. Er zeigte seinen Versuchspersonen Bilder, in denen irgend eine Szene aus dem wachen Leben dargestellt war. Nach einer bestimmten Expositionszeit (3/4 Minuten) wurde das jeweilige Bild entfernt, und die Versuchsperson mußte dieses aus dem Gedächtnis so genau als möglich beschreiben. Diese Beschreibungen wurden nach gewissen Zeitabschnitten wiederholt. Es ergab sich dabei, daß die fehlerlose Erinnerung zu den Ausnahmen gehörte, daß also selbst bei nüchterner, ruhiger und unbeeinflußter Erinnerung immer ein bestimmter Grad von Fehlerhaftigkeit bestand. Selbst solche Angaben

erwiesen sich öfters als fehlerhaft, deren Richtigkeit die Versuchspersonen zu beschwören gewillt waren.

Eine gewisse Rolle spielt heutzutage in der Psychologie das affektive Gedächtnis: Es handelt sich darum, daß heftige Gefühle auch schon dann reproduziert werden können, wenn die Vorstellung oder Empfindung der Ursache, die sie früher veranlaßt hatte, auch nur andeutungsweise wiederkehren oder wenn die gegenwärtigen Umstände den früheren ähnlich sind. Das affektive Gedächtnis spielt bei atavistischen Erscheinungen eine Rolle. So kann ein Fell, das den Löwen und Tigern als Lager gedient hat, für Pferde nicht mehr verwendet werden, weil der Geruch des Felles letztere erschreckt. Ein kleiner Hund geriet in Furcht und Schrecken, als man ihm das Fell eines Wolfes zeigte, das bis auf das Leder abgenutzt war. Dabei hatten Pferd und Hund die genannten wilden Tiere nie gesehen. Das affektive Gedächtnis ist auch von Wichtigkeit für die Entwicklung der Gefühle. Denn dadurch, daß bei den Erinnerungen die Gefühle wiederkehren, die mit ihnen verbunden waren, befestigen sich letztere. Faguet behauptet, daß die Männer polygamisch, die Frauen monogamisch angelegt seien, weil bei letzteren das affektive Gedächtnis stärker ist, bei ersteren das intellektuelle. Auch ist nach ihm die stärkere Liebe der Eltern zu den Kindern auf das affektive Gedächtnis zurückzuführen, desgleichen die Widerstandskraft der religiösen Gefühle, die seit unsrer Jugend in uns gepflegt werden, gegenüber den wissenschaftlichen Lehren des Atheismus.

Was endlich die spezielleren Anlagen des Gedächtnisses betrifft, so unterscheidet man ein Orts-, Zeit-, Zahlen-, Namen-, Formen-, Farben-, Personen- und Zeichengedächtnis. Die Wissenschaft ist gegenwärtig dabei, diese einzelnen Richtungen noch genauer zu untersuchen. So unterscheidet Dauriac innerhalb des musikalischen Gedächtnisses das für Tonintensitäten, Tonhöhen, Klänge und Rhythmen. Das Gedächtnis für Tonhöhen hängt ab von der natürlichen Richtigkeit der Stimme des Tonangebenden, das für Klänge von der Feinheit des Ohrs. Das Gedächtnis für Rhythmen übertrifft an Treue das für Melodienfolgen. So zum Beispiel erkennen Kinder eine musikalische Weise unter Umständen schon, wenn man ihnen den zugehörigen Rhythmus schlägt, ohne daß man ihnen die Melodie vorzusingen braucht. Das musikalische Gedächtnis ist im allgemeinen kurz, fragmentarisch. Von einer zum ersten Male gehörten Oper behält man zunächst nur einige Takte. Das Gedächtnis schneidet jedoch nicht willkürlich aus der Melodie Stücke heraus, um sie festzuhalten, sondern es zergliedert die Melodie organisch. Am ersten entsinnt man sich des hervorragendsten Teiles einer Melodie, der Stellen, wo das Gesetz der Melodie gleichsam kondensiert ist.

v. Tschisch verglich die Gedächtnisse verschiedener Sinnesgebiete auf Grund von Einzeluntersuchungen andrer Gelehrter miteinander. Er fand folgende Reihenfolge der Gedächtnisse nach ihrer Zuverlässigkeit geordnet, vom mangelhaftesten angefangen: Gedächtnis für den Raumsinn der Haut, für den Ortssinn, Drucksinn, Muskelsinn, für aktive Bewegungen und die Gedächtnisse der höheren Sinnesorgane.

Zum Schluß soll noch eine Forschung aus der Praxis erwähnt werden, nämlich die von Kemsies an Schülern angestellten Gedächtnisuntersuchungen. Es handelte sich darum, festzustellen, welche Lernmethode die geeignetste sei, ob die akustische, visuelle oder akustisch-visuelle. Die Schüler mußten je zehn lateinische zweisilbige Vokabeln mit deren deutschen zweisilbigen Bedeutungen auswendig lernen. Jedes Lernstück wurde fünfmal hintereinander den Schülern dargeboten, worauf diese das Dargebotene niederzuschreiben hatten. Die Darbietungen erfolgten auf verschiedene Weise, bei einem Lernstück akustisch durch Vorlesen, bei einem andern visuell durch Zeigen der gedruckten Vokabeln, bei einem dritten durch lautes Vorlesen der den Schülern gezeigten Vokabeln. Bei diesen Untersuchungen trug die akustische Methode über die visuelle den Sieg davon, und auch die kombinierte Methode zeigte merkwürdigerweise keinen Vorzug, sondern eher eine Minderwertigkeit gegenüber der rein akustischen.

Doch alle Untersuchungen über die Natur des Gedächtnisses, so sorgfältig sie auch angestellt werden, erhalten erst durch Heranziehung pathologischer Fälle einen sichern Halt. Die Krankheiten des Gedächtnisses liefern wichtige Beiträge zur Erkenntnis des Gedächtnismechanismus, wie überhaupt die Ausgestaltung der Psychologie den von der Psychiatrie festgestellten Tatsachen viel verdankt.

Dr. Carl Max Gießler, Erfurt.

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Fünfter Band: P. P. Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 12.—.

Nach dem an dieser Stelle wiederholt erörterten trefflichen Prinzip, das den „Klassikern der Kunst“ zugrunde liegt, führt uns der vorliegende neue Band die Gemälde des größten vlämischen Künstlers, Peter Paul Rubens, so vollständig, wie es möglich ist, vor Augen. Der Eindruck, den das hier in den Rahmen eines Buches zusammengefaßte vielgestaltige Lebenswerk des „Fürsten der Maler“ auf den Beschauer macht, ist ein wahrhaft gewaltiger; nicht nur die fabelhafte Produktivität, die dieser anscheinend mühelos schaffende Geist entfaltete, sondern auch seine phänomenale Universalität, in der ihm kaum ein andrer Meister der bildenden Kunst gleichkommt, und die unerschöpfliche Kraft seines feurigen künstlerischen Temperamentes müssen bei jedem für echte Kunst Empfänglichen die höchste Bewunderung erwecken, und selbst wer den großen Vlamen bereits gründlich kennt, wird durch den hier gebotenen Gesamtüberblick über sein Schaffen in mancher Hinsicht neue Anregung und Förderung erhalten. Adolf Rosenberg, dem wir die treffliche Sammlung der „Rubensbriefe“ und mehrere feinsinnige Studien über die Kunst und den Einfluß des vlämischen Meisters verdanken, war sicher der Berufenste für die große und schwere Aufgabe, Rubens' „sämtliche Werke“ in kritisch zuverlässiger Weise zu edieren. Er hat diese Aufgabe denn auch glänzend gelöst und in der Sonderung der Schöpfungen des Meisters aus der Menge der Atelierarbeiten wie auch in der biographischen Einleitung und in den kurzen, sachlichen Anmerkungen zu einzelnen Bildern sich wieder als einer unsrer ersten Rubens-Kenner erwiesen.

Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von Kapitän O. Sverdrup. Mit 225 Abbildungen, darunter 69 Separatbilder und 9 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der norwegische Polarfahrer Otto Sverdrup (geb. 1855) hatte sich 1888 Nansens Expedition über das grönländische Binneneis angeschlossen und sich so trefflich bewährt, daß Nansen ihm auch die Führung seines Schiffes „Fram“ („Vorwärts“) auf seiner berühmten Nordpolexpedition übertrug, in der festen Ueberzeugung, daß sie keinen besseren Händen anvertraut werden könne. Der Verlauf der Unternehmung rechtfertigte diese Voraussicht vollständig. Als Nansen am 14. März 1895 die „Fram“ verließ, um mit Hundeschlitten nach Norden vorzudringen, übernahm Sverdrup die Leitung der Expedition. Er erreichte mit der „Fram“ in der Zeit vom 19. Oktober bis 15. November 1895 die höchste Breite mit 85° 17′ und landete mit dem Fahrzeug und seiner Bemannung am 20. August 1896 wohlbehalten in dem norwegischen Hafen Skjervö, nachdem Nansen selbst auf dem Schiff „Windward“ des Engländers Jackson am 13. August in Vardö eingetroffen war. Bereits wenige Tage nach der Heimkehr von dieser ersten norwegischen Polarexpedition, im September 1896, richtete Nansen an seinen erprobten Gefährten die Frage, ob dieser Lust habe, eine neue Reise nach dem Norden zu unternehmen. Konsul Axel Heiberg und die Brauereibesitzer Gebrüder Ringnes wollten eine wissenschaftliche Polarexpedition mit Svendsen als Führer aussenden. Ohne langes Besinnen nahm der wagemutige Kapitän an; als Fahrzeug wurde wiederum die „Fram“ gewählt und folgende Route entworfen: durch den Smithsund und das Kanebecken, durch den Kennedy- und den Robesonsund sollte längs der grönländischen Nordküste möglichst weit nach Norden vorgedrungen werden, um dort zu überwintern. Von jenem Punkte aus seien Schlittenexpeditionen nach der Nordspitze Grönlands zu entsenden und darauf sollte an seiner Ostküste so weit als möglich hinuntergefahren werden. Von einem Vordringen zum Nordpol war keine Rede. Am Johannis-

tage (24. Juni) 1898 war die „Fram“ seeklar und trat die Fahrt nordwärts an, auf der Sverdrup und seine wackeren Gefährten vier Jahre in der unwirtlichen Polarwelt zugebracht haben. Ihre Erlebnisse und gefahrvollen Abenteuer während dieser langen Zeit schildert das obige Werk in ungemein frischer und lebendiger Weise, so daß der Leser von der ersten bis zur letzten Zeile dadurch gefesselt wird. Unsre Kenntnisse von den Polarregionen sind durch die Ergebnisse der Expedition ganz erheblich erweitert worden. Sverdrup, der am 19. September 1892 mit der „Fram“ in Stavanger wieder eintraf, hat ein Gebiet von nahezu 300000 Quadratkilometern im Namen König Oskars von Schweden und Norwegen in Besitz genommen und den Charakter des Ländergebiets westlich von Grönland aufs genaueste festgestellt. Das mit Illustrationen und Karten in wirklich glänzender Weise ausgestattete Werk sei allen warm empfohlen, die sich für die Polarforschung und für die Schilderung kühner Reisen überhaupt interessieren. Fr. R.

Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers. 1848—1902. Erinnerungen u. Betrachtungen von Dr. Rudolf Tyrolt. Wien und Leipzig, W. Braumüller.

Rudolf Tyrolt gehört zu den spezifisch österreichischen Schauspielern, die dem Theaterpublikum „draußen im Reich“ verhältnismäßig spät bekannt geworden sind, wenn auch nicht zu spät, um ihm aus eigner Anschauung eine vollständige Würdigung ihres künstlerischen Wertes zu ermöglichen. Nachdem Tyrolt kurze Zeit in der Provinz tätig gewesen war, gehörte er von 1872 bis 1884 dem Wiener Stadttheater, von 1884 bis 1889 dem Burgtheater und von 1889 bis 1902 dem Wiener Volkstheater an. Aus seinen Lebenserinnerungen lernen wir zu gutem Teil die Geschichte dieser drei hervorragenden Wiener Bühnen kennen und vor allem die des Stadttheaters vom ersten bis zum letzten Tage seines Bestehens. Die Bedeutung des Tyroltschen Buchs geht indes über die der herkömmlichen Schauspielermemoiren hinaus. Der Verfasser betrat die Bühne nach sorgsamer künstlerischer Vorbereitung zum erstenmal am 8. Oktober 1870 in Graz, nachdem er zwei Tage zuvor an der Landeshochschule dieser Stadt rite et recte zum Doktor der Philosophie promoviert worden war. Das, was er uns aus seinen Lebenserinnerungen mitzuteilen hat, sind Bemerkungen eines feinen, künstlerisch nicht minder wie wissenschaftlich geschulten Geistes, der zu allen Erscheinungen des Lebens eine bestimmte eigne Stellung einzunehmen versteht und dadurch allein schon den gebildeten Leser zu fesseln weiß. h.

Neue Bahnen der Polenpolitik. Skizze einer zu schaffenden Polengesetzgebung von Dr. jur. E. Herr, Regierungsassessor. Berlin, Otto Liebmann.

Das Anwachsen des polnischen Bevölkerungsteils in den preußischen Provinzen Posen und Westpreußen und der Rückgang des Deutschtums seit der Volkszählung von 1861 hat im Zusammenhang mit den politischen Absonderungsbestrebungen des preußischen Polentums für das Deutsche Reich eine polnische Frage geschaffen; sie lautet in ihrer klarsten Aussprache: „Sollen die Ostmarken des Reiches deutsch oder polnisch sein?“ Der Verfasser der vorliegenden Schrift glaubt mit vielen andern Beobachtern der Entwicklung, daß die bisher von deutscher Seite getroffenen Abwehrmaßregeln nicht genügen, um die polnische Gefahr abzudämmen; er fordert deshalb eine umfassende Ausnahmegesetzgebung gegen die Polen, wobei er sich formaljuristischen und verfassungsrechtlichen Bedenken gegenüber auf den Vorgang der Maigesetze von 1873 und auf das Sozialistengesetz beruft. Man wird seine Ausführungen mit Interesse lesen, wenn man auch nicht ohne weiteres beipflichtet.

Guntram Schultheiß (Posen).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Asien. Zweite Auflage. Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 schwarzen und farbigen Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 17.—.

Auch Eine. Von Nemo. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.20.

Beissel, Stephan S. J., Fra Giovanni Angelico da Fiesole. Sein Leben und seine Werke. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 5 Tafeln und 89 Textbildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 11.—.

Bismarck, Fürst Herbert v., Politische Reden. Gesamtausgabe veranstaltet von Johannes Penzler. Mit einem Bildnis. Stuttgart, W. Spemann. M. 7.—.

Bouchot, Henri, Les artistes célèbres: P.-L. Debucourt. Avec 30 gravures dans le texte et 5 gravures hors texte. Paris, E. Moreau & Cie. 3 Fr. 50.

Carol I., König von Rumänien, Nikopolis 1396—1877—1902. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. 60 Pf.

Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (König Johann von Sachsen). Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 6.—.

Diderot, Denis, Briefe an Sophie Doland. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Vally Wygodzinsky. Leipzig, Insel-Verlag. M. 5.—.

Dreyer, Max, Nah Huus. Plattdütsche Gedichte. Mit Buchschmuck von A. Johnson. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kart. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Dreyer, Max, Die Siebzehnjährigen. Schauspiel in vier Aufzügen. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Elchinger, Richard, Prinzessin Schnudi. Eine verliebte Geschichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.—.

Engel, Prof. Dr. Ed., Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Sechste Auflage in neuer Bearbeitung mit 33 Abbildungen. Leipzig, Jul. Baedeker Verlag. M. 6.—.

Erythropel, Dr. jur. Herm., Das Recht der weltlichen Vereine und geistlichen Orden in Frankreich nach dem Gesetz vom 1. Juli 1901. Unter Berücksichtigung der Vereinsgesetzgebung Deutschlands. Berlin, Otto Liebmann. M. 5.—.

Eyth, Max, Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Berlin, Julius Springer. M. 4.—.

Frau von Suttner, Der Frauenweltbund und der Krieg. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 1.20.

Gehrig, Dr. Hans, Die Warenhaussteuer in Preussen. Ein Beitrag zur kaufmännischen Mittelstandspolitik. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner S. J. Band V. Die französische Literatur. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 12.—.

Holzhausen, Paul, Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. M. 6.—.

Kohl, Horst, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Dreizehnter Band: 1890—1897. (M. 8.—.) Vierzehnter Band: Nachträge und Gesamtregister. (M. 4.50.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Kretzschmar, Dr. Ernst, Lessing und die Aufklärung. Eine Darstellung der religions- und geschichtsphilosophischen Anschauungen des Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner philosophischen Hauptschrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Leipzig, Bernhard Richter's Buchhandlung. M. 2.50.

Lessing. Briefe von und an Gotthold Ephraim L. In fünf Bänden. Herausgegeben von Franz Muncker. Band 1 und 3. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Band M. 5.—.

Literarische Warte. Monatsschrift für schöne Literatur. Herausgegeben von Dr. A. Lohr. VI. Jahrgang, Heft 4. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Vierteljährlich M. 1.50.

Löser, Ludwig, Herostrat von Ephesus. Tragödie in fünf Aufzügen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 2.—.

Lorenz-Terentius, Die gerettete Moral und andre Satiren. Reich illustriert von Paul Haase. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 1.50.

Mentzel, E., Fränkische Erde. Roman. Frankfurt a. M., Carl F. Schulz Verlag. M. 3.50.

Meyer, Heinrich, Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. M. 4.50.

Protestantisches Taschenbuch. Ein Hülfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Konsistorialrat Dr. Hermens und Lic. Oscar Kohlschmidt. Leipzig, Buchhandlung des Evang. Bundes von Carl Braun. M. 15.—.

Rechtsprechung 1904 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. u. Zw. V. G. Nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet von Dr. Hs. Th. Soergel. 5. Jahrgang. Mit sämtlichen Reichsgerichtsentscheidungen der Jahre 1900—1904 in Kommentarform. Fünfte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.40.

Spies, Hermine. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 5.—.

Stengel, Walter, Gemälde-Solo oder Gemälde-Konzert. Ein Vorschlag zur Sanierung der Kunstausstellungen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Strauß und Torney, Lulu v., Eines Lebens Sühne. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 60 Pf.

Vibrans, Oskar, Doktor Veit. Dichtung. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 2.—.

Ziegler, Dr. J. H., Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Zweite verbesserte Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

DETLEV VON LILIENCRON

Das ganze köstliche Lebenswerk des berühmtesten deutschen Dichters unserer Tage liegt nun in einer **GESAMTAUSGABE** in schöner, harmonischer Ausstattung vor. Der Dichter hat seine Werke einer sorgsamen Durchfeilung unterzogen und bietet so in einer **Ausgabe letzter Hand** sein ganzes Schaffen dem täglich wachsenden Kreise seiner Bewunderer dar.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die Gesamtausgabe enthält:

Band 1: **Kriegsnovellen.** Novellen.
„ 2: **Aus Marsch und Geest.** Novellen.
„ 3: **Könige und Bauern.** Novellen.
„ 4: **Roggen und Weizen.** Novellen.
„ 5: **Der Mäcen.** Roman.
„ 6: **Breide Hummelsbüttel.** Roman.
„ 7: **Kampf und Spiele.** Gedichte.
„ 8: **Kämpfe und Ziele.** Gedichte.
„ 9: **Nebel und Sonne.** Gedichte.
„ 10: **Bunte Beute.** Gedichte.
„ 11: **Poggfred.** Epos. I. Teil.
„ 12: **Poggfred.** Epos. II. Teil.
„ 13: **Mit dem linken Ellbogen.** Roman.
„ 14: **Dramen.**

Der letzte Band enthält des Dichters Porträt in Lichtdruck.

Jeder Band vornehm gebunden 3 Mark

Jeder Band in Halbfranzband 4 Mark

CHOCOLAT

SUCHARD

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reß in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-

Diesem Heft; sind Prospekte des Modern-Paedagogischen in Berlin und der Verlagsbuchhandlung Eduard Avenarius in Beachtung empfohlen werden.

Digitized by Google

Dreißigster Jahrgang März 1905. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 12 1905
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Friedrich Curtius: Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft. III. . 257
Prof. Dr. v. Bruns (Tübingen): Ueber Schußverletzungen im Frieden . . . 269
Ein Brief des Admirals Thomsen über das Verhältnis zwischen der deutschen und der englischen Flotte . . . 276
Sir Thomas Barclay: Friede zwischen England und Deutschland 279
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. VII. u. VIII. . . . 284
Nahida Lazarus: Menzel im Rütli . . . 298
Erich v. Drygalski: Die Schiffahrt in den Zonen des Eises . . . 303
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. VIII. . . . 315
Prof. Karl B. Hofmann (Graz): Die Lebenselemente . . . 324
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. X. 339
Dr. Naunyn, Prof. emer. der Universität Straßburg (Baden-Baden): Aerzte und Laien. (Schluß) . . . 343
Prof. C. F. Lehmann: Die Deutsche Orient-Gesellschaft . . . 355
Royo Sanjin (Ozaki Tokutaro): Zwei Frauen. Japan. Originalnovelle. (Schluß) 363
Literarische Berichte . . . 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . 379

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1905

Preis des Jahrganges 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Friedr. Th. Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft.

25. Gesamt-Auflage. Jubiläums-Ausgabe.

1 Band. 1000 numerierte Exemplare auf feinem Papier. In Leder geb. M. 7.—

O. von Leixner schrieb in der Deutschen Roman-Zeitung:

„**Es sollte unter den Gebildeten doch keinen geben, dem dieser Roman unbekannt ist,** der nicht als auch einer von den Tausenden, sondern als einer für sich gelten darf."

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	**681**	**Millionen**	**M.**
Bankvermögen Ende 1903	**228**	"	"
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen	**157**	"	"
" " an die Versicherten bezahlte Dividenden	**80**	"	"

Deva=Roman-Sammlung. Jeder Band 50 Pf., gebunden 75 Pf. — Verzeichnis durch jede Buchhandlung.

Gewinn u. Lebenszweck bringt rationelle Geflügelzucht. Belehr. Wegweiser u. Kataloge kostenlos.
Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Gartenbesitzer und Blumenfreunde

wird es interessieren, dass ein neues Katalog-Gartenbuch von **M. Peterseim's Blumengärtnereien in Erfurt** erschienen ist. Es wird eingeleitet mit den Worten:
„Auch das Beste, was wir bilden,
bleibt ein ewiger Versuch."
Das Katalog-Gartenbuch wird — man wende sich direkt an die Gärtnereien Peterseim — kostenlos versandt.

Rudolf Herzogs neuester Roman

Die Wiskottens,

ein modernes „Soll und Haben",

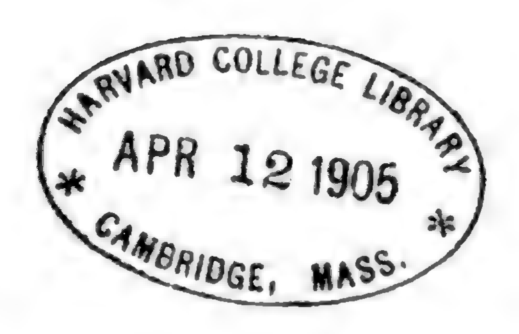
das mit hinreißender dramatischer Kraft das Leben und Streben einer rheinischen Industriellen-Familie schildert, beginnt soeben zu erscheinen in

„Ueber Land und Meer"

Vierteljährlich 3 M. 50 Pfg. oder 26 Hefte à 60 Pfg. — Abonnements in allen Buchhandlungen oder Postanstalten

Probe-Nummern durch alle Buchhandlungen und von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google



Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft

Von

Friedrich Curtius

III

(Nachdruck verboten)

Im November und Dezember 1847 war der Fürst mit einem Aufsatze „über den politischen Zustand Deutschlands, seine Gefahren und die Mittel zur Abwehr“ beschäftigt, von dem der Entwurf und einzelne Ausführungen vorliegen. Die durch alle Kreise Deutschlands verbreitete Unzufriedenheit sollte durch eine Betrachtung der Zustände in Oesterreich, Preußen und den kleineren Staaten erklärt werden. Ausgeführt ist die folgende Betrachtung über Preußen:

Die Geschichte seit dem Emporkommen des Hauses Hohenzollern als Kurfürsten und Könige hat diesem Hause stets die Stellung angewiesen, den Protestantismus in Deutschland zu vertreten. Wenn und solange Preußen den Protestantismus in der weitesten Bedeutung, nämlich die freie Entwicklung des menschlichen Geistes innerhalb der gesetzlichen Sphäre beschützte und als das Motto seiner Handlungen die Wahrheit festhielt, daß eine Regierung dem Geist der Zeit voranschreiten und zuvorkommen müsse, so lange war Preußen an der Spitze des deutschen Volks, geachtet und gefürchtet von seinen Feinden. Wenn und sobald aber die preußische Regierung ihre Stellung verkannte, so versank sie in das Labyrinth der Inkonsequenz, die jeden Staat an den Rand des Verderbens bringt. In einem solchen Abgrund lag Preußen 1806. Da vermochte es nur das wahrhaft staatsmännische Talent eines Stein und seiner gleichgesinnten, begeisterten Freunde, den Staat aus dem Schmutze einer Miserabilität ohnegleichen zu retten. Die Gesetze, die damals gegeben wurden, haben dem Volke die Freude am Vaterlande und dadurch die Liebe zu diesem wiedergegeben und mit dieser Vaterlandsliebe die Kraft, sich von der Fremdherrschaft zu befreien. Allein dieser Erfolg war nur der Anfang zu weiterer Entwicklung des Volks. Die reaktionären Bestrebungen der Regierung von 1817 bis 1840 konnten es nicht verhindern, daß jene Gesetzgebung ihre segensreichen Früchte trug. Die Städteordnung von 1808, die agrarischen Gesetze, das ganze trotz aller Unterdrückung des ständischen Lebens fortdauernde mehr demokratische System der Regierung, die Freiheit der Religionsübung, die unter dem philosophischen Ministerium Altenstein geförderte freie geistige Entwicklung, endlich aber jener

unverlöschliche Eindruck, den eine Zeit der Begeisterung ohnegleichen fort und fort auf die alte und auch auf die neu heranwachsende Generation ausübte, hatten zur Folge, daß sich ein wenn auch nicht frei redendes, doch frei denkendes Volk gebildet hatte, ein Volk, das systematisch einer Teilnahme am Staat entgegengebildet worden war. Dieses Volk glaubte zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. aus dessen Worten eine Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche, die seit dem Jahre 1817 geschwiegen, aber nicht geschlafen hatten, berechtigt. Allein die Regierung schlug einen andern Weg ein als den, den das Volk erwartete ...

Unsre Abhandlung ist keine kirchenrechtliche. Wir lassen es daher dahingestellt, inwiefern das System des Ministeriums Eichhorn rechtlich begründet ist oder nicht. Hier handelt es sich darum, die faktischen Gründe einer Mißstimmung darzustellen, die einen Teil des ganzen Volksgemütszustands bildet. Bekannt ist das kirchliche System der Regierung Friedrich Wilhelms III. Es war nicht auf unbeschränkte kirchliche und religiöse Freiheit gegründet, was insbesondere seine Maßregeln gegen die katholische Kirche und die teilweise gezwungene Einführung der Union, die Unterdrückung und Verfolgung der sogenannten Altlutheraner zeigte. Allein, wenn wir fragen, warum diese Maßregeln eine mehr partielle als allgemeine Aufregung hervorgerufen haben, warum diese Ereignisse ohne weitere Folgen vorübergingen, so können wir diese Erscheinung nur daraus erklären, daß trotz aller Eigenmacht, trotz aller Uebergriffe das Regierungssystem Friedrich Wilhelms III. ein protestantisches war, daß diese Uebergriffe und Mißgriffe eben aus der Freisinnigkeit der Regierung hervorgingen und deshalb die Gewissen nicht beunruhigten. Ja, es zeigten diese Handlungen die alten Symptome des Preußentums, die Aufklärung mit dem Stocke zu verkündigen, zu sehr an der Stirn, sie waren deshalb, mehr als man es glaubt, zu sehr in Uebereinstimmung mit dem Geiste der Nation, als daß mehr denn eine bloß momentane Unzufriedenheit daraus entstehen konnte. Die freie Forschung, die dem Preußen angeborene räsonnierende Philosophie, blieb unangetastet.

Das Ministerium Eichhorn — wer will es leugnen? — steht auf einem antipreußischen Grund und Boden. Bekannt und nicht zu beweisen ist sein System des orthodoxen Protestantismus.

Ueber die Gefahr der allgemeinen Unzufriedenheit schreibt der Fürst:

Die eigentliche Gefahr sind nicht die Parteien der Kommunisten, Sozialisten und Radikalen, deren es in jedem Staat und zu allen Zeiten gegeben hat, die eigentliche Gefahr sind nicht die im stillen wirkenden Väter der Gesellschaft Jesu und ihrer Freunde, die die Verdumpfung des Volks als das einzige Heil, den einzigen Rettungsanker darstellen, die eigentliche Gefahr ist die, daß die Unzufriedenheit, von der jene Parteien so geschickt Gebrauch zu machen wissen, so allgemein verbreitet, so wohl begründet ist. Wie der Mensch, wenn er zum Bewußtsein seiner selbst, wenn er nach sorgfältiger Erziehung und jugendlicher Erfahrung auf den Höhenpunkt der freien Selbstbestimmung und tatkräftigen

Handelns gelangt ist, nun in eine Zeit tritt, in der er jede Hand zurückweist, die ihn weiterführen will, um allein den Weg zu betreten, den er für den guten hält, so hat auch die Geschichte aller Völker eine Epoche, wo sie zum Selbstbewußtsein und zum Wunsche der freien Selbstbestimmung gelangen. In einer solchen Zeit werden die wohlgemeintesten Handlungen der besten Regierungen verkannt, die eifrigste Pflichterfüllung einer bevormundenden Beamtenwelt als ungenügend angesehen, wenn diese Regierungen, diese Beamten die Mündigkeit des Volks nicht anerkennen und aus Gewohnheit oder falsch verstandenem Interesse auf der alten Bahn fortschreiten.

Wir sind in Deutschland auf einem solchen Punkte angelangt. Wohin wir sehen, regt sich eine Teilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, wie noch zu keiner Zeit. Aber die Regierungen verkennen diese Bewegung. Sie sehen oder wollen in dieser Bewegung nur das Treiben einer propagandistischen radikalen Clique finden und erfüllen sich mit Mißtrauen. Ein Grund der Unzufriedenheit ist in Deutschland allgemein verbreitet, jeder denkende deutsche Mann empfindet ihn tief und schmerzlich. Es ist die Nullität Deutschlands gegenüber den andern Staaten. Man sage uns nicht, daß Oesterreich und Preußen als Großmächte die Macht Deutschlands nach außen vertreten. Einesteils vertritt Oesterreich nach außen gar wenig, weil ihm die innere Kraft fehlt, anderenteils hat Preußen, wenn man recht offen sein will, doch nur eine geduldete Stellung unter den Großmächten und wird auch diese Stellung, wenn die politische Bewegung im Innern so fortgeht, wie sie begonnen hat, nicht lange mehr halten. Endlich aber sind das doch nur Preußen und Oesterreich, und der übrige Teil von Deutschland spielt immer die Nebenrolle und den kannegießernden Zuschauer. Niemand wird leugnen, daß es für einen denkenden, tatkräftigen Mann ein trauriges Los ist, in der Fremde nicht sagen zu können: ich bin ein Deutscher, nicht mit Stolz die deutsche Flagge auf seinem Schiffe zu sehen, in Bedrängnissen keinen deutschen Konsul zu finden, sondern sich sagen zu müssen: ich bin ein Kurhesse, ein Darmstädter, ein Bückeburger, mein Vaterland war einmal ein großes, mächtiges Land, jetzt ist es zersplittert in achtunddreißig Lappen. Und wenn wir die Karte betrachten und sehen, wie Ostsee, Nordsee und Mittelmeer an unsre Küsten schlagen und kein deutsches Schiff, keine deutsche Flagge auf der See den stolzen Engländern und Franzosen den üblichen Gruß abzwingt, muß uns da nicht die Farbe der Scham von dem schwarzrotgoldenen Bande allein übrigbleiben und in die Wange steigen? Und muß das elende Gerede über Einheit Deutschlands und deutsche Nation nicht so lange lächerlich und betrübt bleiben, bis das Wort kein leerer Schall, keine Phantasmagorie unsers gutmütigen Optimismus mehr ist, sondern wir wirklich ein großes, einiges Deutschland haben? Der durch den Zollverein mächtig heranwachsenden Industrie genügt der Handel in seiner bestehenden Ausdehnung nicht mehr, der reiche Handelsstand sucht auswärtige Märkte und überseeische Verbindungen. Nun werden sich die Klagen über die mangelnde deutsche Flotte mehren und die Frage der Einheit Deutschlands, der wirklich politisch vertret-

baren Einheit, wird mit erneuerter Kraft in der nun freien Presse behandelt werden.

Es ist ein Irrtum, die Revolution durch liberale Reformen in den Einzelstaaten ohne Reform der Gesamtverfassung Deutschlands verhindern zu wollen. Die freie Presse ist eine Notwendigkeit, der Fortschritt ist eine Bedingung der Existenz der Staaten. Aber wenn wir die Presse freigeben wollen, müssen wir wissen und uns klarmachen, was von ihr gesagt und wiedergesagt in das Gemüt der Staatsbürger dringt und Früchte trägt. Wir müssen uns fragen: wollen wir diese Früchte? Wenn wir fortschreiten, müssen wir mit offenen Augen fortschreiten und die Augen recht aufmachen. Ehe wir ein ganzes Land auf einen Weg gehen lassen, müssen wir wissen, wohin dieser Weg führt. Es ist eine beklagenswerte Täuschung vieler wohlmeinender Staatsmänner, wenn sie in Deutschlands jetzigem Zustande den Fortschritt für etwas Unschädliches halten. Der Fortschritt führt zur Revolution. Ein hartes Wort, aber gewiß ein wahres!

Ueber die Absicht des ganzen Aufsatzes äußert sich die folgende Bemerkung: „Aus dem fraglichen Aufsatze ist eine Darstellung zu machen, in der gezeigt wird, daß der ganze jetzige Fortschrittslärm zur Revolution führt, wenn man die Sache nicht am rechten Punkte anfaßt. Solange dies, eine Umgestaltung der deutschen Bundesverhältnisse, nicht von den Regierungen mit Ernst und Aufopferung angegriffen wird, so lange führt das ganze Fortschritts- und Konzessionswesen zur Revolution. Solange ich also eine solche Stimmung nicht sehe, bin ich ultrakonservativ, weil ich darin mehr Garantie für die Ruhe des Vaterlandes finde. Ich will nicht Mitarbeiter an einer Revolution sein, und wenn über Deutschland die Revolution nach dem Vorbilde von 1789 einbricht und man den Adel vernichtet, so will ich wenigstens nicht sagen, daß ich mich durch eignen Unverstand dahin gebracht habe."

Am 3. März 1848 schrieb der Fürst an die Prinzessin Amalie von Schillingsfürst: „Also wir stehen jetzt nicht mehr am Vorabende großer Ereignisse, sondern mitten darinnen. Wir müssen jetzt auf alles gefaßt sein.[1]) Nachdem der erste Augenblick der Aufregung vorüber ist, sehe ich mit Ruhe dem entgegen, was kommen wird, und werde nicht untätig bleiben."

Am 31. März heißt es in einem Briefe aus München: „Wenn ich Dir bisher nicht geschrieben habe, so war es nicht Mangel an Schreibluft, sondern vollkommene Unmöglichkeit. Ich bin so mit allen Segeln im Meer der politischen Tätigkeit eingefahren, daß ich meine Zeit nur zwischen Konferenzen und Schreiben geteilt habe. Ich beschäftige mich jetzt mit der Vorbereitung auf unsre Sitzungen, die acht Tage ausgesetzt sind. Daß ich Mitglied von drei Kommissionen auf einmal geworden bin, zeugt von der Absicht meiner Kollegen, mich vorzuschieben."

Am 3. April: „Finster sieht es allerdings aus in der Welt bis in die

[1]) Diese Anschauung ist wohl die Folge der revolutionären Volksversammlungen, die in verschiedenen Städten Süddeutschlands stattfanden und von den Regierungen geduldet wurden.

nächste Nähe, aber keineswegs in meinem Innern. Wenn man erst den einen unangenehmen Moment des Aufwachens aus dem Zivilisationsschlaf überstanden und sich die Augen ausgerieben hat und um sich sieht, daß das, was wir von Mord, Totschlag, Pest und Hunger, Verarmung und dergleichen gelesen haben, nun auch uns einmal recht nahe kommen könne, wenn man diesen ersten Schrecken überstanden hat, ohne wie der gute Großherzog von Weimar in Ohnmacht zu fallen — das Weitere erträgt sich leicht. Denn das innere Licht des Geistes brennt noch recht hell und freundlich, und das kann uns doch niemand auslöschen. Auf alle Aeußerlichkeiten des Lebens bin ich so erst in den letzten Jahren mehr aufmerksam geworden und werde sie leicht wieder entbehren. Denn das werden wir vor allem verlieren, den Nimbus unsrer fürstlichen Stellung, auch für die Pairswürde habe ich keine großen Hoffnungen. Ob alles sonst ruhig abgeht, ob wir zu dem Ziele einer politischen Einigung Deutschlands ohne den Zwischenraum einer Anarchie und gräßlichen Blutvergießens gelangen werden, scheint mir zweifelhaft."

Die Befürchtung gewaltsamer Ereignisse, die sich in diesen Worten ausspricht, findet sich auch in der nachfolgenden Aufzeichnung vom 7. April über die Ergebnisse des Frankfurter Vorparlaments:

Die Versammlung in Frankfurt hat einen Beschluß gefaßt, nach dem binnen vier Wochen eine konstituierende Nationalversammlung in Frankfurt zusammentreten muß.

Indem die deutschen Regierungen hierzu die Hand bieten, sind sie verloren. Die konstituierende Nationalversammlung wird über die Reorganisation Deutschlands beraten. Sie wird entscheiden, ob Deutschland Republik oder konstitutionelle Monarchie werden soll, ob die einzelnen Regierungen fortbestehen sollen oder nicht.

Im günstigsten Falle werden also die Monarchen aus den Händen des Volks ihre Krone, ihr Mandat zum Weiterregieren mit höflichem Dank empfangen. In einem weniger günstigen Falle werden sie von dem konstituierenden Parlament gebeten werden, den Agenten der provisorischen Regierung Platz zu machen. Bis zum 1. Mai ist also die Existenz der deutschen Regierungen eine gefristete. Denn wer bürgt für den Ausfall der Wahlen? Wer kann diese Wahlen so leiten, daß sie konservativ ausfallen? Und wenn sie konservativ ausfallen, wenn dann die deutschen Regierungen die Erlaubnis erhalten, fortzubestehen, wird eine solche Existenz nicht ein bloßes Vegetieren sein, ein weiter gefristetes Dasein bis zu dem Zeitpunkte, wo es einer andern Versammlung nötig scheinen wird, ihnen dieses Dasein zu rauben?

Soweit ist es also gekommen durch die Weisheit unsrer Regenten! Soweit ist es gekommen, daß jedes Recht in Zweifel gestellt wird, das seit Jahrtausenden bestanden hat. Das wenige, was sich die deutschen Regierungen bis heute an Kraft und Ansehen erhalten haben, es wird im günstigsten Falle am 1. Mai eine Lächerlichkeit sein. Mit der Kraft und dem Ansehen der Regierungen, mit einem auf gesetzlichem Boden gegründeten Rechtszustand der Staaten stürzen aber auch die Rechte der einzelnen, die persönliche Freiheit und das Eigentum unwiderruflich zusammen!

Ist aber dieser Zustand der Auflösung, den wir als unvermeidlich voraussehen, ein aus dem Willen des deutschen Volks hervorgehender, ist es nicht vielmehr die revolutionäre Minderheit, die uns in einen solchen Abgrund wissentlich und unwissentlich stürzen will? Wahrlich, ich sage es mit Schaudern, der Schlaf, in den das deutsche Volk von seinen Regierungen seit dreißig Jahren eingewiegt worden ist, er ist noch nicht vollständig aus den Augen gerieben. Das deutsche Volk wird aber die Augen aufmachen, wenn die verderbenbringende Woge der Anarchie über seinem Haupte zusammenschlägt. Dann wird es staunen, daß es einem kleinen, aber tätigen Häuflein von Republikanern und Kommunisten gelungen ist, Deutschland zugrunde zu richten. Dann wird es sich selbst das fürchterliche Wort zurufen: zu spät!

Ist es aber jetzt zu spät? Der deutsche Mann, der noch an die Tatkraft und den guten Willen der Regierung glaubt, muß nein sagen.

Noch haben die Regierungen Zeit, nicht eine konstituierende Versammlung, sondern ein Parlament zu berufen. Noch haben sie Zeit, eine Fürstenkammer zu bilden, ein Bundeshaupt zu ernennen. Die freigewählten Volksvertreter werden neben dem Hause der Fürsten ein auf breitester Basis gegründetes Volksparlament bilden. So gestaltet, wird die Versammlung nicht das Gesetz umstürzen, sondern begründen. Nur so und auf diese Art, nicht aber, wenn die Regierungen ängstlich schweigend zusehen, werden sie sich erhalten, wird Deutschland ein einiges freies, wird die Anarchie abgewendet werden.

Am 12. April 1848 schreibt der Fürst seiner Schwester: „Man gibt mir fürchterlich zu tun. Heute abend um 6 Uhr habe ich ein Referat über einen Gegenstand vorzutragen, den ich eben, das heißt um 5 Uhr, erhalten habe: das Wahlgesetz zur Versammlung in Frankfurt."

Am 13. April fand die Plenarsitzung der Kammer der Reichsräte statt. Im Beginne seines Vortrags sagte der Fürst: „In bezug auf das Gesetz im allgemeinen darf ich wohl sagen, daß wir es mit Freude begrüßen. Es ist der erste bedeutende, ich möchte sagen, fühlbare Schritt, der das deutsche Volk der Erreichung seines sehnlichsten Wunsches entgegenführt. Tief im Herzen aller Deutschen lebt der begeisternde Glaube an ein einiges, freies, kräftiges deutsches Vaterland. Dieser Glaube ist zur Tat, der Wunsch des Volks ist zum dringenden Verlangen geworden. Es wird ihm ein gesetzmäßiger Weg durch diesen Gesetzentwurf vorbereitet, geebnet. Die Versammlung der Volksvertreter wird uns von der Anarchie retten, die noch immer drohend über dem Vaterlande schwebt. Die Volksvertretung am Bunde wird das Bett sein, in dem die Wogen der allgemeinen politischen Erregung als Strom dahinfließen werden. Sie wird es sein im Gegensatze zu jenem alten Bundestage, der allerdings auch ein Bett war, in dem aber das deutsche Volk dreißig Jahre geschlafen hat — einen Schlaf, aus dem nur der Sturm der neuen Zeit mit Gewalt uns erwecken konnte."

An die Prinzessin Amalie. München, 24. Mai 1848.

Ich habe Dir am 3. Mai geschrieben, aber nur angefangen, heute will ich es von neuem tun, weil mir immer beide Tage besonders wehmütig ums

Herz ist und Du vor allen mit mir übereinstimmst.[1]) Es ist gar wohltuend, in dem wüsten Treiben der politischen Existenz sich von Zeit zu Zeit zurückzutauchen in eine bessere Zeit und in ihren Schmerz. Gerade so ist es, wenn man von Zeit zu Zeit in eine Kirche geht, was ich besonders gern jetzt tue, wo die wunderschönen Maiandachten in der Dämmerung gehalten werden. Denn in der politischen Beschäftigung, die recht nützlich und mir recht angenehm ist, zehrt sich das Gemüt ganz auf, und der Mensch wird zum berechnenden, egoistischen Wesen. Ich habe den heutigen Tag mit einem oratorischen Triumph gefeiert, auf den ich sehr stolz bin und von dem ich Dir mündlich mehr erzählen werde. Unser Landtag zieht sich von einem Tage zum andern hin, zum Teil deshalb, weil der Hof Zeit gewinnen will und zu reagieren oder zu reaktionieren anfängt. Ein solcher reaktionärer Versuch der Hofpartei hat mir heute morgen Gelegenheit gegeben, diese Partei niederzudonnern, wodurch nebenbei nun unsre Geschäfte beschleunigt werden.[2])

Nachdem der Landtag am 5. Juni geschlossen war, hatte die praktische politische Tätigkeit des Fürsten zunächst ihr Ende erreicht, und er war während des Sommers auf die Rolle des Zuschauers beschränkt. Ueber die Tätigkeit des Frankfurter Parlaments schrieb er aus Frankfurt am 31. August: „Von politischen Verhältnissen kann ich Dir nur so viel sagen, daß es mit der deutschen Einheit ziemlich schief zu gehen scheint. Man hat hier die Zeit, wo das Eisen warm war und wo man die Einheit hätte schmieden können, mit dummen, einfältigen Schwätzereien verbracht, und jetzt sind die einzelnen Nationalitäten so erstarkt, insbesondere Preußen, daß wir weiter von der Einheit sind als je. Die ganze Nationalversammlung ist jetzt lächerlich. O Deutschland!

Wiesbaden, 23. September 1848.

Wie schnell die politischen Verhältnisse sich ändern können, zeigt die Frankfurter Revolte, wo nicht viel gefehlt hätte, daß man die rote Republik ausrief. Unsre ganzen sozialen und politischen Verhältnisse sind furchtbar zerrüttet, insbesondere im Südwesten von Deutschland und überall da, wo das Christentum seit Jahren ausgerottet ist. Diese Verworfenheit zeigt die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds, über die ich nicht imstande bin mehr zu schreiben. Es ist die grausenhafteste Tat, die je die Weltgeschichte gesehen hat. So groß ist aber die Verblendung unter den Deutschen, daß selbst die scheußlichsten Verbrechen ohne Eindruck vorübergehen und das ganze Volk dennoch aus bloßer purer Dummheit der Barbarei und dem Untergang der Zivilisation jeden Tag mehr und mehr in die Arme rennt. Es legt sich mehr und mehr eine Hoffnungslosigkeit ohne-

---

[1]) Der 24. Mai war der Geburtstag, der 3. Mai der Todestag des Fürsten Philipp Ernst.

[2]) Die Rede des Fürsten bezog sich auf das Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit. Die Augsburger Allgemeine Zeitung berichtet: „Die Fürsten Wallerstein, Leiningen und Hohenlohe begründeten das Gesetz als einen erfreulichen Fortschritt, sahen aber in demselben doch nur einen Uebergang zur Verwirklichung des wahren konstitutionellen Prinzips." Seit dem 19. April waren die Sitzungen der Kammer der Reichsräte öffentlich.

gleichen über mein politisches Bewußtsein. Zu dem Aufblühen eines großen freien Deutschlands, an das ich noch vor zwei Monaten geglaubt, gehört ein gesundes, kräftiges und frommes Volk. Mit Skeptikern und da, wo der Zweifel in die untersten Schichten der Gesellschaft eingedrungen ist, kann man kein staatliches Leben mehr hervorrufen. Da geht die soziale und staatliche Ordnung zugrunde. Keine Zeit hat in dieser Beziehung mehr Aehnlichkeit mit der unsern als die des Untergangs des römischen Reichs. Christentum und Zivilisation werden sich ein andres, gesunderes Volk aussuchen als das europäische. Es ist, als wollte Gott die Zivilisation nie bis zu ihrem Kulminationspunkt kommen lassen, damit der arme Erdenwurm nicht gar zu übermütig werde."

Trotz dieser pessimistischen Beurteilung der Entwicklung entzog sich der Fürst der an ihn ergehenden Aufforderung zu politischer Tätigkeit nicht. Durch das Gesetz vom 28. Juni 1848 war „bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland" eine „provisorische Zentralgewalt für alle gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation" eingesetzt worden. Diese hatte unter anderm „die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsuln zu ernennen".

Durch Rundschreiben der provisorischen Zentralgewalt vom 20. September wurden die Einzelstaaten aufgefordert, ihre Vertretungen im Auslande zurückzuziehen oder durch diese wenigstens erklären zu lassen, daß die politische Vertretung Deutschlands in den Gesamtangelegenheiten der Nation ausschließlich in den Händen der Reichsgesandten liege. „Eines Tages," so meldet eine mit Bleistift geschriebene, nicht datierte Aufzeichnung des Fürsten,[1] „kam ein Universitätsfreund der Heidelberger Zeit zu mir und teilte mir mit, das Reichsministerium beabsichtige, mir eine Mission anzuvertrauen. Bayrische Abgeordnete zum Reichstage hatten meine Tätigkeit im bayrischen Reichsrate erzählt und meine rege Anteilnahme an der Politik jener Tage gerühmt. Allerdings warnten mich erfahrene alte Diplomaten, setzten mir auseinander, daß das neue Reich keine Dauer verspreche und rieten mir, mich nicht auf ein wankendes Schiff zu begeben. Ich glaubte ihnen nicht. Ich hoffte auf den Sieg der preußisch-deutschen Idee. Dazu kam, daß die Gesandten, die das Reich bis dahin ausgeschickt hatte, eine ziemlich triste Rolle gespielt hatten, und ich meinte in jugendlichem Selbstbewußtsein, daß ich das besser machen und das Reich mit mehr Nachdruck werde vertreten und zur Geltung bringen können. Ich war jung und hatte eine mutige, reiselustige Frau." Durch ein Schreiben des Ministers v. Schmerling vom 1. November 1848 erhielt der Fürst die amtliche Mitteilung, daß der Reichsverweser ihn erwählt habe, „um seinen Antritt als Reichsverweser an den Höfen zu Athen, Rom und Florenz zu notifizieren". Ein Schreiben des Ministers v. Schmerling vom 13. November übermittelt dem Fürsten die Notifikationsschreiben für den Papst, den König von Griechenland und den Großherzog von

[1] Diese Aufzeichnung stammt offenbar aus den letzten Monaten des Fürsten und ist anscheinend die einzige Spur des Beginns der Arbeit, die er noch ausführen zu können hoffte.

Toskana. Für die Instruktion des Fürsten wird Bezug genommen auf die ihm übersandten Abschriften von Instruktionen [1]) und auf mündliche Mitteilungen des Unterstaatssekretärs v. Biegeleben. Unter den Instruktionen befindet sich auch ein Rundschreiben der Zentralgewalt vom 14. November, das die vorläufige Stellung und Geschäftsführung der Reichsgesandtschaften regelt, solange die Einzelstaaten noch Gesandte beglaubigt haben.

Der Fürst verließ in Begleitung seiner Gemahlin Schillingsfürst im November 1848 und begab sich über Belfort, Lyon, Avignon nach Marseille mit der Absicht, sich dort nach Civitavecchia einzuschiffen, um seinen Auftrag zunächst bei dem Papste auszuführen. Als Sekretär war ihm Herr v. Schack zugesellt worden. Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Rom und der Flucht des Papstes, die der Fürst in Marseille durch römische Prälaten erhielt, veranlaßte ihn, sich zunächst nach Athen zu begeben. Hierüber berichtet er dem Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten am 29. November 1848:

Da Sie bereits durch die Zeitungen von den Ereignissen in Rom Kenntnis erhalten haben werden, so unterlasse ich es, die mir von Augenzeugen mitgeteilten Einzelheiten zu berichten, sehe mich aber durch die neueste wichtige Nachricht zu einem kurzen Berichte veranlaßt.

Die durch die hiesigen Blätter verkündigte Nachricht von der Flucht des Papstes aus Rom unterliegt keinem Zweifel, sie ist mir durch die mündlichen Erzählungen zweier geflüchteter Prälaten aus der Umgebung Seiner Heiligkeit bestätigt worden. Der Papst hat sich danach unter den Schutz des französischen Gesandten an Bord des „Ténare" begeben und aus Italien entfernt. Welche Richtung das Schiff eingeschlagen hat, ist bis jetzt nicht zu erfahren. An die Rückkehr des Papstes nach Rom ist in den nächsten Wochen nicht zu denken. Auf diese Art ist nun für den Augenblick meine Sendung nach Rom unmöglich gemacht, und ich bin entschlossen, am 1. Dezember mit dem Dampfschiffe direkt nach Athen abzureisen, um in der Zwischenzeit wenigstens diesen Teil meines Auftrags zu erledigen. Möglicherweise kann während dieser Zeit ein Umschwung der Dinge zum Besseren erfolgen und der Papst durch die Wünsche der Bessergesinnten zurückgerufen oder durch die morgen von hier abgehenden französischen Truppen die Ordnung wiederhergestellt werden. Möglicherweise kann aber auch die Proklamierung der Republik das Resultat dieser Umwälzung sein. Mit einem solchen Ereignisse würde aber selbstredend die Politik in der italienischen Kriegsfrage eine wesentliche Aenderung erleiden, und es möchten dann von der neuen republikanischen Regierung Ansichten manifestiert werden, die mit den Grundsätzen der Zentralgewalt in Widerspruch stehen. Denn wenn auch die Zentralgewalt von Deutschland die Selbständigkeit und nationale Kräftigung von Italien wünschen

---

[1]) Es waren dies die Instruktionen für den Reichsgesandten v. Raumer in Paris, den Gesandten Dr. Heckscher bei der sardinischen und sizilianischen Regierung und die Reichskommissare Welcker und Oberst Mosle in Wien und Olmütz — betreffend die Stellung der Zentralgewalt zu den Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und Sardinien und den italienischen Angelegenheiten.

muß und sich in die inneren Angelegenheiten der italienischen Staaten nicht einzumischen gedenkt, so sind doch mit der Bildung der neuen radikalen Regierungen in Italien Grundsätze in die italienische Politik gekommen, die eine friedliche Lösung der oberitalienischen Frage auf der von Deutschland bisher festgehaltenen Grundlage nicht erwarten lassen.

Es ist mir daher zu wissen nötig, ob meine Mission nach Rom im Falle der Proklamierung der Republik als beendigt anzusehen, ob ich noch einer speziellen Sendung an den Heiligen Vater, im Falle seiner gänzlichen Entfernung auf lange Zeit von Rom und dem Kirchenstaat, entgegenzusehen habe und endlich welche weiteren Instruktionen über mein Verhalten gegenüber den radikalen Regierungen Italiens mir von dem Reichsministerium gegeben werden wollen.

Ich ersuche Sie daher, Herr Reichsminister, mir gütigst die nötigen Weisungen nach Athen unter der Adresse der preußischen Gesandtschaft zukommen lassen zu wollen.

Am 1. Dezember schifften sich die Reisenden auf dem „Télémaque“ nach Neapel ein, lagen einen Tag vor der Stadt und fuhren dann auf dem „Scamandre“ weiter durch die Meerenge von Messina nach Malta, wo sie einen Tag verweilten. Es folgte dann eine stürmische Fahrt um das Kap Matapan. Einen Tag mußte man in der Bucht von Servio Unterkunft suchen, da der Sturm die Umschiffung des Kap San Angelo nicht gestattete. Endlich am 11. Dezember kamen die Reisenden im Piräus an und nahmen in Athen im Hotel d'Angleterre Quartier.

An den Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Athen, 17. Dezember 1848.

Unerwartete Hindernisse verzögerten die Seereise von Marseille nach dem Piräus, so daß ich erst am 11. abends hier eintraf. Ich übersandte am folgenden Morgen die Schreiben in der vorgeschriebenen Form an den Minister Kolokotroni, ward von ihm zu einer Besprechung eingeladen und erhielt nach gegebenen Erläuterungen das Versprechen möglichster Beförderung meiner Angelegenheit.

Die feierliche Audienz fand auch gleich am darauffolgenden Tage, dem 13. dieses Monats, statt. Seine Majestät der König empfing mich im Thronsaal nicht weit vom Throne stehend in Gegenwart des Ministers Kolokotroni, des Hofmarschalls und zweier Adjutanten. Meine dem Inhalte des zu übergebenden Schreibens entsprechende Anrede hörte der König mit Aufmerksamkeit an und beantwortete sie durch eine Gegenrede, in welcher er seine Teilnahme an der Bildung der Zentralgewalt aussprach, die völkerrechtlichen Beziehungen Griechenlands zu Deutschland berührte und seine freundschaftlichen Gefühle für Seine Königliche Hoheit den Erzherzog Reichsverweser zu erkennen gab. Hierauf wurde die Unterhaltung in ungezwungener Weise fortgesetzt, und teilnehmende Fragen des Königs über die deutschen Angelegenheiten gaben Veranlassung zu ziemlich umfassenden Mitteilungen.

Schon am folgenden Tage wurde ich zur Tafel geladen, eine nach der hier bestehenden Etikette ganz besondere Bevorzugung, bei welcher Gelegenheit der König, der mich mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelte, mehrfach sein reges Interesse an der neuen Gestaltung Deutschlands bekundete.

Die Audienz bei Seiner Majestät soll nach dem Versprechen des Ministers in der für offizielle Mitteilungen bestimmten Zeitung erscheinen. Ich erwarte nun hier die Nachrichten über die Rückkehr des Papstes nach Rom und die mir in meinem ersten Berichte vom 29. November erbetenen Befehle des Reichsministeriums, um mich dann nach Italien einzuschiffen.

Die hier lebenden Deutschen haben sich mir in corpore vorgestellt und ihre Freude sowohl über die einheitlichen Bestrebungen in Deutschland als auch über die Ankunft eines Reichsgesandten ausgesprochen, was ich mit anerkennenden und aufmunternden Worten erwiderte.

Der hier erwähnte Empfang der Deutschen von Athen hatte am 14. Dezember stattgefunden. In seiner Antwort auf ihre Begrüßung sagte der Fürst: „Sie haben recht, sich über die neue Gestaltung Deutschlands zu freuen. Denn das ist ja das Große und Herrliche der erstrebten Einheit Deutschlands, daß wir nun nicht mehr ein vergessenes Volk, ein geographischer Name sind, sondern daß sie es wissen, die Amerikaner und Russen, die Türken und Griechen, daß sie es wissen, daß es ein mächtiges deutsches Volk gibt, das einen Willen hat und ihn geltend zu machen weiß. Ich aber, meine Herren, kann Ihnen Kunde geben von der deutschen Einheit, daß sie wohl noch Feinde hat, die sie uns mißgönnen, daß sie aber so fest in der Brust jedes Ehrenmannes gewachsen ist, daß kein Mensch der Erde sie uns entreißen soll. Mir ist es in diesem Augenblick das erhebendste Gefühl, meinen deutschen Landsleuten zum erstenmal als Vertreter der deutschen Nation gegenüberzustehen. Ich verdanke dies Gefühl Ihrem freundlichen Besuche, darum nochmals meinen herzlichen Dank."

Am 17. Dezember war abends Diner bei Hofe, am 18. machten der Fürst und die Fürstin eine Promenade zu Pferde mit dem Könige und der Königin. Am 19. nahmen beide an einem diplomatischen Diner bei dem österreichischen Gesandten v. Prokesch teil. Am 20. Dezember gaben die Deutschen ihnen zu Ehren ein Fest. Die Fürstin schreibt darüber in ihrem Reisetagebuche: „A 8 1/2 heures une députation vint nous chercher avec une voiture. La salle était décorée de drapeaux allemands. Il y eut un concert à la fin de la première partie duquel on nous présenta du vin du Rhin et on fit un discours à Chlodwig auquel il répondit. Un maître de musique me présenta une polka dédiée par lui à moi. A 10 1/2 heures nous étions de retour." Die Rede des Fürsten galt dem deutschen Volke. „Dem deutschen Volke," sagte er, „dies Glas deutschen Weins! Dem deutschen Volke mit seinen jugendlichen Träumen und seinen männlichen Taten! Mit seiner warmen Begeisterung und seinen tiefen Gedanken! Dem deutschen Volke in allen Teilen der Welt! Und Ihnen vor allem, den Deutschen in Athen! Mögen Sie von Tag zu Tag stolzer werden, Deutsch zu reden und Deutsche zu sein! Das deutsche Volk hoch!"

An den Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten.[1])

Athen, 23. Dezember 1848.

Die große Zuvorkommenheit, mit welcher mich der König aufgenommen hat, gab mir in der letzten Woche noch verschiedentlich Gelegenheit, mich mit Seiner Majestät über politische Dinge zu unterreden. Die deutschen Verhältnisse und deren Neugestaltung durch die Zentralgewalt bildeten natürlich das Hauptthema. Ich fand Seine Majestät von aufrichtiger Teilnahme für die sich bildende Einheit Deutschlands erfüllt, und wenn sich über diesen und jenen einzelnen Punkt noch ein Vorurteil im partikularistischen Sinne bemerklich machte, so versäumte ich nicht, dasselbe durch Darlegung der wahren Absichten der Zentralgewalt zu bekämpfen. Die entgegenkommende Weise, mit welcher der König meinen derartigen Erläuterungen Gehör schenkte, die vielfachen, von lebhaftem Interesse für die Zentralgewalt zeugenden Aeußerungen aus seinem Munde sowohl als aus dem des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, dies alles läßt mich nicht mehr daran zweifeln, daß der Zweck meiner Sendung erfüllt und die Anbahnung des völkerrechtlichen Verkehrs zwischen der Zentralgewalt und Griechenland gelungen ist.

Ich würde nun nach Erfüllung meiner hiesigen Mission mich sofort nach Rom begeben, um mich meiner Aufträge an den Papst zu entledigen, wenn nicht nach den neuesten Nachrichten der letztere sich noch als Flüchtling in Gaëta befände. Da jedoch unter diesen Umständen das Oberhaupt der Kirche und die weltliche Regierung des Kirchenstaats als zwei getrennte Potenzen dastehen und ich mich weder mit einer bloß persönlichen Sendung an den Papst noch mit irgendeiner Mission an ein von letzterem gesondertes Gouvernement beauftragt glaube, so ist offenbar in diesem Augenblick noch kein Terrain für ein Auftreten in Rom vorhanden. Ich glaube daher den nicht mehr fernen Moment, daß diese Differenz ausgeglichen und der Papst zurückgekehrt ist, abwarten zu müssen. Mein erster Entschluß war, während dieses Zeitraums hier in Athen zu verweilen. Da ich indessen nach dem überaus glänzenden Empfange fürchten mußte, dem königlich griechischen Hofe durch zu lange Anwesenheit lästig zu werden, so habe ich das freundliche Anerbieten des königlich großbritannischen Gesandten Sir Edward Lyons, welcher mir ein englisches Regierungsdampfschiff zur Disposition gestellt hat, angenommen, um eine Exkursion nach verschiedenen griechischen Inseln und benachbarten Küsten des Mittelländischen Meeres zu machen. Diese Fahrt werde ich am 25. antreten. Etwaige Schreiben des Reichsministeriums erbitte ich nach wie vor unter der Adresse der preußischen Gesandtschaft in Athen, durch welche dieselben nach meinen Anordnungen jedenfalls sofort in meine Hände kommen.

[1]) Am 17. Dezember hatte Schmerling sein Amt niedergelegt. Sein Nachfolger war Heinrich v. Gagern.

Ueber Schußverletzungen im Frieden

Von

Prof. Dr. v. Bruns (Tübingen)

Es ist ein bekanntes Wort des genialen russischen Chirurgen aus dem Krimkriege, Nicolai Pirogoff: „Jeder Krieg kann als eine traumatische (Verletzungs-) Epidemie betrachtet werden.“ In der Tat, wie gewisse Krankheiten fast nur in epidemischer Häufung auftreten, so werden im Kriege gewisse Verletzungen in Masse gesetzt, die im Frieden nur vereinzelt vorkommen: die Verletzungen durch Schußwaffen. Vereinzelt freilich treten die Schußwunden im Frieden auf, sowohl im bürgerlichen Leben wie im militärischen Dienste, aber doch viel häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Auch sind sie unter sich wieder der verschiedensten Art, so verschiedenartig wie die Schußwaffen und ihre Geschosse selbst: von der kleinen Taschenpistole bis zum schweren Artilleriegeschütz, von dem Schrotkorn bis zur Granate. Und wiederum bewirken auch die Geschosse aus einer und derselben Waffe die verschiedenartigsten Verletzungen, je nachdem sie aus der Nähe oder aus geringerer oder größerer Entfernung den Körper treffen. Man denke nur an die Schrotschüsse, die aus nächster Nähe die ausgedehntesten Zertrümmerungen ganzer Körperteile bewirken können, während auf größere Entfernung von den zerstreuten Schrotkörnern nur einzelne den Körper treffen und kaum die Kleider oder Haut durchdringen.

Noch viel mannigfaltiger als die Art der Schußwaffen ist der Hergang bei dem Zustandekommen der Schußwunden, sei es, daß sie aus Unvorsichtigkeit und Spielerei oder durch unglücklichen Zufall, sei es, daß sie absichtlich von einem Gegner oder von dem Schießenden selbst zum Zweck des Selbstmordes beigebracht werden. Allen diesen verschlungenen Pfaden nachzugehen, hat ein sittengeschichtliches Interesse. Ein wahrheitsgetreues Bild würden wir aber nicht erhalten, wenn wir uns etwa begnügen würden, eine Reihe solcher Vorfälle aus den Tagesblättern zu sammeln. Es bedarf vielmehr einer authentischen Kenntnis der Gesamt- oder Mehrzahl der Schußverletzungen, die sich in einem größeren Bezirk und innerhalb eines längeren Zeitraumes zugetragen haben, wie man sie nur an einer großen Krankenanstalt gewinnen kann. Wenn ich daher das Material zu den folgenden Untersuchungen aus den Journalen der Tübinger chirurgischen Universitätsklinik schöpfe, so eignet sich diese Krankenanstalt dazu um so mehr, als sie von Stadt- und Landbevölkerung in weitem Umkreise aufgesucht wird.

Den Anstoß dazu, die Ursachen der Schußverletzungen im Frieden zu ermitteln, gab mir die Beobachtung, daß die Häufigkeit dieser Fälle in steter Steigerung begriffen ist: die Zahl der in meiner Klinik jährlich behandelten Schußwunden hat während eines Jahrzehnts um das Zehnfache zugenommen. Zurzeit befinden sich acht Fälle von frischen schweren Schußwunden in Behandlung der Klinik. Grund genug, den Ursachen dieser erschreckend häufigen Unglücksfälle nachzugehen und sie ans Tageslicht zu ziehen.

Um vollständig zu sein, werfen wir zuvor einen Blick auf die Schußverletzungen, die bei den unter der Fahne stehenden Angehörigen des deutschen Heeres vorkommen. Die von der Medizinalabteilung des Königlich preußischen Kriegsministeriums veröffentlichten jährlichen Sanitätsberichte, die sämtliche Kontingente außer dem bayrischen umfassen, geben hierüber genauen Aufschluß. Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre beträgt die Zahl der Schußverletzten jährlich 275, das heißt 1 auf 2000 der Kopfstärke. Außerdem kommen jährlich etwa 100 Fälle von Selbstmord und Selbstmordversuch durch Erschießen vor — wir sehen von diesen hier ganz ab.

Die als Unglücksfälle bezeichneten Schußverletzungen ereignen sich in- und außerhalb des Dienstes, teils durch Unvorsichtigkeit, teils durch unglücklichen Zufall. Von größtem Interesse ist die Tatsache, daß sie nur zu einem verschwindend kleinen Teile durch scharfe Patronen erzeugt werden, viel häufiger, fast in der Hälfte aller Fälle, durch Platzpatronen. Losgehen des Gewehrs oder Karabiners beim Reinigen oder unvorsichtiges Umgehen mit der Waffe ist nicht selten die Veranlassung, viel häufiger aber wird der verwundende Schuß durch Unvorsichtigkeit vom Neben- oder Hintermann auf dem Exerzierplatz und beim Felddienst abgegeben, höchst selten von einem hitzigen Manövergegner. Zuweilen ist auch die freie Explosion einer Platzpatrone schuld, wenn sie unvorsichtig gehandhabt oder durch Aufschlagen zur Entladung gebracht oder ins Biwakfeuer geworfen wird.

Die Platzpatrone besteht aus einer mit Zündhütchen versehenen Metallhülse, die das Pulver nebst zwei Pfropfen aus Fließpappe enthält und ein hohles, leicht splitterndes Holzgeschoß trägt. Die Wirkung des Schusses aus unmittelbarer Nähe ist eine gewaltige, da die Pulvergase, der Pfropf und das Holzgeschoß zur Wirkung kommen; aber das Holzgeschoß zerspringt so schnell, daß es bereits einen Meter vor der Laufmündung nur noch in Splittern wirken kann. Von der Durchschlagskraft der Platzpatronen geben zahlreiche Fälle Zeugnis, in denen Schüsse aus nächster Nähe gegen Stirn, Schläfe oder Hinterhaupt durch Zertrümmerung der Schädelknochen und Zermalmung des Gehirns den sofortigen Tod herbeigeführt haben. Daß auch der Helm nicht mehr als Schutz gelten kann, zeigt ein Fall, wo eine Platzpatrone aus dem Gewehr eines Hintermannes den Helm glatt durchschlagen und noch die Kopfhaut bis auf den Knochen durchdrungen hat. Sind solche schwere und schwerste Verletzungen fast alle aus unmittelbarer Nähe und auf weniger als einen Meter Entfernung beigebracht worden, so können doch auch auf größere Distanz noch erhebliche Verwundungen erzeugt werden. Aus den Berichten geht hervor, daß die durch Schüsse mit Platzpatronen gefährdete Zone sogar 5 bis 10 Meter weit vor die Laufmündung reicht. Diese Grenze kann gelegentlich überschritten werden, wenn vor dem Schusse kleine Fremdkörper wie Erde, Sand, Steinchen oder dergleichen in den Lauf zufällig eingedrungen oder mutwilligerweise eingebracht waren.

Die häufigsten Verwundungen durch Platzpatronen kommen am Kopfe, besonders an den Augen, und an der Hand vor. Trotzdem sie zum größten Teil

leichter Art sind, zeichnen sie sich durch ihre auffallend langsame Heilung aus. Der ungünstige Charakter dieser Wunden ist eben darin begründet, daß nicht bloß die Gewebe stark gequetscht und zerrissen sind, sondern daß meist noch zahlreiche Splitter des Holzgeschosses und Teile des Pfropfens in der Wunde stecken, die mit der Eiterung langsam ausgestoßen werden. Besonders aber ist es schon längst aufgefallen, daß zu Platzpatronenwunden häufig eine sehr gefährliche Infektion sich hinzugesellt, der Wundstarrkrampf, der selbst von geringfügigen Wunden aus den weitaus größten Teil (80 Prozent) der Erkrankten unter den grausamsten Qualen dahinrafft. Wie erklärt sich aber diese häufige Infektion der Wunden durch Platzpatronen, während sie doch die Schußwunden durch scharfe Patronen verschont? Da der Wundstarrkrampf durch einen spezifischen Erreger, den vor einem Jahrzehnt entdeckten Tetanusbazillus, erzeugt wird, lag die Möglichkeit vor, durch bakteriologische Untersuchungen der Platzpatronen festzustellen, ob diese selbst die Träger der Infektionskeime sind oder ob letztere etwa durch nachträgliche Verunreinigung in die Wunden gelangen. Die auf Anordnung der Medizinalabteilung des Königlich preußischen Kriegsministeriums neuerdings angestellten Untersuchungen gaben vollen Aufschluß durch den Nachweis, daß „in den Pfropfen aus Fließpappe Tetanusbazillen in großer Anzahl vorhanden sind, so daß in den Pfropfen fast jeder Platzpatrone Tetanussporen enthalten sein dürften". Glücklicherweise ist es gelungen, durch Dampfdesinfektion der Pappe die Tetanussporen zu vernichten, ohne die Verwendbarkeit der Pappe in den Munitionsfabriken zu beeinträchtigen. Hoffen wir, daß nun die Gefahr des Wundstarrkrampfs bei Platzpatronenwunden beseitigt ist.

Die Schußwunden durch scharfe Patronen aus Gewehr und Karabiner sind — abgesehen von den Fällen von Selbstmord und Selbstmordversuch — erstaunlich selten. Es ist gewiß ein vortreffliches Zeugnis für das Ausbildungspersonal im deutschen Heere, daß beim Scharfschießen jährlich nur etwa ein bis zwei Dutzend Verwundungen durch Gewehr- und Karabinerpatronen vorkommen. Gelegentlich wird auf dem Schießstand ein Anzeiger getroffen, wenn er vorzeitig die Deckung verlassen hat, oder wenn abgesprengte Geschosse oder Geschoßteile in die Deckung gelangen; hier und da stammt der Schuß von einem unvorsichtigen Kameraden oder erfolgt beim Reinigen und Entladen des Gewehrs. Ausnahmsweise verirrt sich ein Geschoß über den Kugelfang hinaus und kann dann noch auf mehrere Kilometer Entfernung schwere Verletzungen erzeugen.

Die Schußweite des Infanteriegewehrs ist ja durch die Einführung des brisanten rauchlosen Pulvers in ungeahnter Weise gesteigert worden: Das Geschoß legt in der ersten Sekunde nach dem Verlassen des Laufs 640 Meter zurück und durchmißt einen Flugraum von 4000 Metern, bis seine lebendige Kraft erlischt. Aber die Verwundungsfähigkeit des Geschosses ist nicht in demselben Maße gesteigert worden, dank seinem kleineren Kaliber und dem starren Mantel, der das weiche Blei vor der Abplattung und Zerteilung im Ziele schützt. Es steht vielmehr fest, daß im Vergleich zu den früheren Weichbleigeschossen die kleinkalibrigen Mantelgeschosse in der Nähe keineswegs verheerender wirken und in der Ferne

sogar entschieden gutartigere Verwundungen erzeugen; nur wird durch ihre außerordentlich gesteigerte lebendige Kraft die Zone jener explosiven Nahwirkung und ebenso die der Fernwirkung weit hinausgerückt. Wie wichtig in bezug auf die Verwundungsfähigkeit der harte Geschoßmantel ist, haben die Engländer in ihren Kriegen mit den Eingeborenen in Asien und Afrika wohl erkannt, in denen die Vollmantelgeschosse keine hinreichend blutige Arbeit getan haben, um die getroffenen Feinde sicher niederzustrecken und kampfunfähig zu machen. Dieses gelang erst durch die Einführung „verbesserter“ Armeegeschosse, der berüchtigten Bleispitzen (Dum-Dum)- und Hohlspitzengeschosse. Wie ich durch eingehende Versuche nachweisen konnte, bewirken diese Geschosse aus der Nähe dadurch, daß sie sich im Körper breitschlagen und aufplatzen, unerhört schwere Zerreißungen, fast wie durch grobes Geschütz. Die „Weichnasen“ sind in der Tat nach der Absicht der englischen Heeresleitung nicht „männerdurchbohrend“, sondern „männermordend“.

Außer den besprochenen Verwundungen durch Gewehr- und Karabinerschüsse mit scharfen und Platzpatronen ereignen sich jährlich in größerer Anzahl Verletzungen durch Explosion von Patronen bei Ladehemmungen, durch Platzen von Gewehren, ferner durch Schüsse mit Revolvern, Pistolen, Taschen- und Flobertbüchsen, letztere meist durch Unvorsichtigkeit. Endlich wird auch jedes Jahr über eine kleine Anzahl Schußverletzungen durch artilleristische Geschosse berichtet: hier und da werden Bedienungsmannschaften, die aus Unvorsichtigkeit vor der Mündung des feuernden Geschützes vorbeikommen, durch Manöverkartuschen verletzt, wobei bald nur oberflächliche, bald tiefe Wunden durch Eindringen des Aluminiumdeckels entstehen. Am häufigsten aber ist das unvorsichtige und unerlaubte Entladen von sogenannten Blindgängergranaten schuld daran, daß durch die Explosion des Geschosses schwere Verwundungen bewirkt werden.

Alle diese verschiedenartigen Schußverletzungen bei den Heeresangehörigen wiederholen sich jedes Jahr in einer fast gesetzmäßigen gleichen Anzahl. Denn wie jeder Beruf seine Opfer fordert, so ist der militärische Dienst auch in Friedenszeiten kein gefahrloser, da er die Ausbildung selbst des wenigst befähigten und geschickten Mannes in dem Gebrauch todbringender Waffen fordert. Vergegenwärtigen wir uns noch, daß die besprochene Anzahl von Schußverletzten auf eine Gesamtstärke von mehr als 500000 Mann entfällt, und daß im Dienste jährlich 85000000 scharfe und 77000000 Platzpatronen aus dem Infanteriegewehr abgefeuert werden, so ist die Zahl der Unglücksfälle in der Tat eine so geringe, daß sie sich wohl nicht weiter vermindern läßt, — zugleich ein Beweis für die gute Ausbildung und Disziplin der Mannschaften.

Wie anders bei den Schußverletzungen der bürgerlichen Bevölkerung. Die weitaus größte Zahl derselben ereignet sich gerade in denjenigen Kreisen und Altersklassen, die mit Schußwaffen überhaupt nichts zu tun haben sollten: bei Knaben und Jünglingen, die aus Spielerei und Mutwillen sich und andre an Leib und Leben schädigen.

Um bei der Schilderung dieser Verhältnisse ganz nach dem Leben zu zeichnen, lege ich die während des letzten Jahrzehnts in der Tübinger Klinik beobachteten 400 Fälle von Schußwunden zugrunde. Aus diesen Beobachtungen läßt sich zunächst mit Befriedigung feststellen, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen auf diesem Gebiete noch keine Konkurrenz macht, da unter sämtlichen Verletzten sich nur 17 weibliche Individuen befinden. Und unter diesen haben nur drei Verletzte sich selbst die Verwundung beigebracht, während die übrigen von Männern durch unglücklichen Zufall, aus Unvorsichtigkeit oder Mutwillen angeschossen wurden. Einer entsetzlichen Szene fiel eine bejahrte Mutter zum Opfer, die von ihrem Sohne in einem Anfall von Geistesstörung einen Revolverschuß in das Gesicht erhielt, als sie ihrer Tochter zu Hilfe eilen wollte, die eben von dem Bruder durchs Auge geschossen war; mit dem dritten Schusse tötete der Unglückliche sich selbst. Unter den männlichen Verletzten dagegen hat meistens — in drei Viertel der Fälle — die eigne Hand den verderblichen Schuß abgefeuert, allerdings fast immer ohne absichtlich die Waffe gegen sich selbst zu richten; denn nur 22 unter den Verletzten haben sich selbst nach dem Leben getrachtet.

Das am meisten charakteristische Moment für die Beurteilung des Zustandekommens der Verwundungen ist in dem jugendlichen Alter der Verletzten zu suchen. Der fünfte Teil derselben befindet sich im Alter von 5 bis 14 Jahren, also noch im schulpflichtigen Alter — ein wenig gutes Zeugnis für den erzieherischen Einfluß des Elternhauses und der Schule. Weitaus am stärksten, fast mit der Hälfte aller Fälle, ist das Alter von 15 bis 20 Jahren belastet, in denen das prahlerische Vergnügen am Spiel mit Schußwaffen gleichen Schritt hält mit der jugendlichen Unvorsichtigkeit. So trifft denn nur der dritte Teil der Gesamtzahl unsrer Schußwunden auf Erwachsene, während zwei Drittel der Verletzten noch nicht das 21. Lebensjahr erreicht hatten.

Zum weitaus größten Teil gehören die Verwundeten der ländlichen Bevölkerung an. Es ist eben auf dem Lande die Sitte des Schießens bei Hochzeits- und Tauffesten sowie in der Neujahrsnacht noch sehr im Schwunge, so daß die jungen Burschen schon aus diesem Anlasse mit Schußwaffen versehen sind. In jeder Neujahrsnacht gehen der Klinik eine Anzahl Opfer dieser Unsitte zu.

Der Hergang bei der Verwundung und die Art derselben richtet sich natürlich nach der benutzten Schußwaffe. Aber auch ohne eine solche, durch eine Patrone allein geschieht zuweilen das Unglück, wenn sie durch Aufschlagen mit einem Hammer, Nagel und dergleichen zur Explosion gebracht wird. Auf diese Weise verletzten sich mehrere Knaben, die hierbei die Patrone in der Hand hielten, beide Hände, ein Knabe verlor vier Finger, ein andrer drei Finger und ein Auge. Kaum glaublich klingt es, daß ein elfjähriger und ein dreizehnjähriger Knabe in gleicher Weise eine Verstümmelung der Hand sich dadurch zuzogen, daß sie die in der Hand gehaltene Patrone mit einem Zündholz anzündeten. Auch durch unvorsichtige Handhabung von Dynamitpatronen werden zuweilen Arbeiter in Steinbrüchen beschädigt; selbst einem neunjährigen Knaben diente

eine solche zum Spiele, indem er sie durch Hammerschläge zur Explosion brachte: er büßte das Spiel mit dem Verlust mehrerer Finger und des Gehörs.

Als Schußwaffe ursprünglichster Art dient oft zum Knallen die sogenannte Schlüsselbüchse, ein mit Pulver gefülltes Rohr. Ein zehn-, zwölf- und fünfzehnjähriger Knabe verunglückten auf dieselbe Weise, indem sie das Rohr mit Pulver und den käuflichen Knallplättchen vollpfropften: der Schuß ging los, das Rohr platzte und zerriß den Knaben die Hände.

Die am häufigsten benutzte Waffe ist die Pistole, besonders ihre kleinste Form, das Terzerol. Sie ist für wenige Mark zu kaufen und daher auch für die jüngsten Knaben zu erlangen. So hat ein neunjähriger armer Waisenknabe für die mühsam als Kegeljunge verdienten Pfennige sich ein Terzerol gekauft und beim Spielen mit demselben die Hälfte der linken Hand eingebüßt. Das Vergnügen beim Spielen mit einer Pistole ist gewöhnlich nicht das Treffen eines Ziels, sondern die Freude am Knall. Daher wird sie nicht mit der Kugel, sondern mit Pulver und Pfropfen geladen, daher werden auch durch den Schuß nicht andre, sondern fast immer der Schießende selbst aus nächster Nähe getroffen. Denn der Schuß geht unvermutet los, weil die geladene Pistole entweder unvorsichtig gehandhabt oder für ungeladen gehalten wird. Dabei befindet sich erstaunlich regelmäßig die linke Hand auf der Mündung der Waffe, so daß sie durch die Pulvergase und den Pfropf oft furchtbar zerrissen und zerfetzt wird. Noch schlimmer ist die Wirkung, wenn eine alte verrostete Vorderladepistole oder eine billige Dutzendware übermäßig stark mit Pulver geladen ist und in der Hand des Schießenden zerplatzt — wir haben es in 13 Fällen beobachtet.

Weniger häufig als die Pistole ist bei unsern Verletzten der Revolver in Anwendung gekommen, wenn es auch scheint, als ob derselbe neuerdings mehr in Aufnahme kommt. Er wird nicht von Knaben, sondern nur von jungen Leuten und Erwachsenen geführt, weniger von Landleuten als von Stadtbewohnern und ist die bevorzugte Waffe der Selbstmörder. Da der Revolver nur mit Kugelpatronen benutzt wird, so trifft der Schuß nicht bloß den Schießenden selbst, wie bei der Pistole, sondern auch andre bis auf eine gewisse Entfernung: fast zur Hälfte sind unsre Revolververletzungen von fremder Hand bewirkt worden. Wie leichtsinnig mit Revolvern gespielt wird, zeigt das Beispiel eines kürzlich der Klinik übergebenen fünfjährigen Kindes, das von seinem Bruder in den Kopf geschossen war, sowie das Beispiel eines Vaters, der mit einer von der Hand seines Kindes abgefeuerten Revolverkugel in der Stirne die Klinik aufsuchte. Die Wirkung des Revolvers, der nur mit abgemessener Munition benutzt werden kann, ist natürlich selbst aus nächster Nähe keine so ausgedehnte Zerreißung und Zertrümmerung, wie bei der mit Pulver überladenen Pistole, auch ist deshalb niemals ein Platzen des Revolverlaufes beobachtet. Auf einige Entfernung ist sogar die Durchschlagskraft der Revolverkugel so gering, daß letztere schon von dem ersten Knochen, auf den sie trifft, aufgehalten wird. Sie heilt oft ohne stärkere Reaktion ein.

Die ungefährlichsten Schußwunden sind die durch Zimmerflinten (Flobert- und Teschingbüchsen), weil die kleinen Projektile infolge der schwachen Pulverladung eine geringe Durchschlagskraft besitzen. Immerhin mußte in einem Falle wegen starker Blutung aus der angeschossenen Armschlagader sofort deren Unterbindung ausgeführt werden; auch kann natürlich die Verletzung des Auges seinen Verlust zur Folge haben. Nur selten ist bei dieser Waffe der Verletzte das Opfer eigner Unvorsichtigkeit, viel häufiger wird er von andern aus Leichtsinn oder Mutwillen angeschossen.

Ziemlich selten sind endlich die Gewehrschußwunden, die sich fast zur Hälfte auf der Jagd ereigneten. Da es sich meist um Schrotschüsse handelt, erzeugen diese nur aus der Nähe sehr schwere Verletzungen, sogar mehrmals mit Zersplitterung starker Knochen, während auf größere Entfernung nur einzelne Schrote mit geringer Durchschlagskraft einzudringen pflegen. Von drei Gewehrprojektilen wurde auf der Jagd ein Wilderer durchbohrt, der von einem Förster durch den Oberschenkel geschossen wurde und beim Fallen sein eignes doppelläufiges Gewehr zur Entladung brachte, wobei beide Neunmillimetermantelgeschosse die Brust durchbohrten; er wurde trotz seiner schweren Verwundungen geheilt. Oefters ist eigne Unvorsichtigkeit beim Reinigen und Entladen des Gewehres schuld. Als Beispiel für den Leichtsinn, mit dem auch das Gewehr oft gehandhabt wird, mag die schwere Verwundung eines jungen Mannes dienen, der mit dem geladenen Gewehr seinen Hund schlug, wobei ihm die volle Schrotladung in die Brust ging. Endlich kommt es hier und da vor, daß ein altes Vorderladegewehr durch zu starke Pulverladung beim Schusse zerplatzt: auf diese Weise büßte ein junger Mann das Hochzeitschießen mit dem Verlust mehrerer Finger, ein andrer, dem ein großes Stück des Gewehrlaufes tief ins Kniegelenk eingedrungen war, mit dem Verluste des Lebens.

Doch genug der Einzelheiten. Werfen wir noch einen Blick auf die Schußwunden im Frieden und ihre Folgen, so ist es von großem sozialen Interesse, unsre eignen, an einer vorzugsweise ländlichen Bevölkerung gemachten Erfahrungen mit denen an einer Großstadtbevölkerung zu vergleichen. Hierzu bietet ein soeben erschienener Bericht über die in einem der größten Berliner Hospitäler (Städtisches Krankenhaus am Urban) während des letzten Jahrzehnts beobachteten Schußverletzungen willkommene Gelegenheit.

Vor allem fällt schon die weitaus geringere Gesamtzahl der Fälle in dem großstädtischen Krankenhause auf, die während desselben Zeitraums nur 150 gegenüber 400 in der Tübinger Klinik betrug. Diese Tatsache steht jedoch ganz im Einklange damit, daß die Schußverletzten der Tübinger Klinik zu drei Viertel aus der Landbevölkerung stammen. Offenbar gehen auf dem Lande namentlich die Knaben und jungen Leute häufiger mit Schußwaffen um als in der Stadt: beträgt doch die Anzahl der verletzten Kinder unter 15 Jahren in Tübingen den 5., in Berlin nur den 15. Teil der Gesamtzahl. Der wichtigste Unterschied von Stadt und Land liegt aber darin, daß von den Berliner Verwundeten 60 Prozent bei Selbstmordversuchen verunglückt sind, von den Tübinger Ver-

letzten nur 6 Prozent: dort häufiger die Verzweiflung, hier die jugendliche Spielerei! Daher ist auch die Lieblingswaffe in der Stadt der Revolver, auf dem Lande die Pistole.

Dieselben durchgreifenden Verschiedenheiten weisen natürlich auch die Schußverletzungen selbst auf. In der Stadt überwiegen wegen der häufigen Selbstmordversuche die Schußwunden des Kopfes und der Brust, während die der Gliedmaßen nur den fünften Teil ausmachen. Unter den Verletzten auf dem Lande überwiegen dagegen die Schußwunden der Glieder mit mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl; meist sind die Hände betroffen, und zwar die linke Hand doppelt so oft als die rechte, da jene bei dem unbeabsichtigten Losgehen des Schusses gewöhnlich ihren Platz auf der Mündung der Waffe hat. Wenngleich diese Schußwunden der Extremitäten auch im allgemeinen weniger gefährlich sind, haben sie doch verschuldet, daß bei unsern Verwundeten beispielsweise 150 Finger verstümmelt und verloren wurden, und daß zehnmal ein ganzes Glied der Amputation zum Opfer gefallen ist.

Angesichts des jugendlichen Alters der meisten Verletzten sind diese Verstümmelungen doppelt beklagenswert. Wir haben aber, um vollständig zu sein, noch die in der Tübinger Augenklinik behandelten Schußverletzungen hinzuzurechnen. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Professor Schleich haben während der letzten acht Jahre 15 Schußverletzte eine mehr oder weniger schwere Schädigung des Sehvermögens davongetragen, 22 sind auf einem Auge, 8 auf beiden Augen völlig erblindet.

Alle diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache. Sie erzählen uns von all dem schweren Unglück, das nicht etwa die Gefahren des Berufs sondern lediglich der jugendliche Leichtsinn über die Schuldigen selbst wie über andre bringt. Dieser verderbliche Unfug hat noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; um ihm entgegenzutreten, mag vielleicht diese Besprechung in der Oeffentlichkeit förderlich sein. Denn nicht sowohl durch polizeiliche Vorschriften als durch erziehliche Einwirkung des Elternhauses und der Schule, namentlich auf dem Wege der Aufklärung der Jugend über die verderblichen Wirkungen des Spielens mit Schußwaffen und Sprengkörpern kann dem Uebel gesteuert werden.

Ein Brief des Admirals Thomsen über das Verhältnis zwischen der deutschen und der englischen Flotte

Die gewaltige Aufregung, in die man durch die Rede des Zivillords der englischen Admiralität Lee geraten ist, kann ich weder teilen, noch für berechtigt halten. Dem Wunsche, meine Ansicht zu der von Mr. Lee berührten Frage kennen zu lernen, will ich aber gern entsprechen. Ich stelle auch anheim, meine Mitteilungen in der Presse zu verwerten. Ich überwinde in diesem Falle meine

sehr große Abneigung gegen das öffentliche Aussprechen meiner Ansichten, von dem dringenden und lebhaften Wunsche bewegt, meinem Vaterlande wie der mir unendlich teuern Sache der Kultur und des Fortschritts aller meiner Zeitgenossen zu dienen, wenn auch in der bescheidensten Weise.

Als Kern der Rede des Zivillords darf auch nach seinem Dementi die Aeußerung bezeichnet werden:

> „Wenn bedauerlicherweise der Krieg erklärt werden sollte, so würde unter den bestehenden Verhältnissen die britische Flotte fähig sein, als die erste ihren Schlag auszuführen, bevor der Gegner Zeit gehabt hätte, in der Zeitung die Kriegserklärung zu lesen."

Solche Worte, von dem Mitgliede einer Regierung öffentlich gesprochen, erscheinen wie eine unverhüllte Drohung. Lassen wir zunächst die Frage beiseite, was man in England sagen würde, wenn ein deutscher Staatsmann oder Offizier eine solche Rede hielte. Untersuchen wir lieber die andre Frage, was deutscherseits geschehen ist, um solche Drohung, um das in ihr zum Ausdruck gelangte Kriegsbedürfnis zu rechtfertigen, mindestens zu erklären.

Ich habe mich in zweiundvierzigjähriger aktiver Dienstzeit nie mit Politik beschäftigt und verstehe nichts von ihr. Aber ich meine, daß jeder Laie auf dem Gebiete der Politik doch mit Recht und voller Ueberzeugung die Ansicht vertreten müsse, daß Deutschland in vierunddreißigjährigem Frieden der Welt zur Genüge bewiesen habe, daß es nicht kriegslüstern ist, nicht nach Ländererwerb oder Kriegsruhm trachtet. Keinem seiner schwächeren Nachbarn ist es je mit unbilligen oder gar ungerechten Forderungen entgegengetreten, nie hat es in Europa oder auf andern Kontinenten Ansprüche erhoben, die fremde Rechte verletzten. Kann ein billig und gerecht denkender Bürger eines andern Landes wirklich glauben, daß die deutsche Nation sich von den bisher betätigten Grundsätzen abwenden, daß sie trachten könnte, auf Länderraub oder andre kriegerische Schädigung fremder Völker auszugehen?

Solche Gedanken und Absichten der deutschen Politik will man aber angeblich in dem Streben Deutschlands, sich eine Flotte zu schaffen, die seiner Stellung als Großmacht entspricht, zweifelsfrei zum Ausdruck kommen sehen. Wohl erheben sich, auch in Großbritannien, Stimmen, die das Widersinnige, Ungereimte und Kränkende solcher Behauptung klar erkennen. Es liegt auch immerhin Grund vor, die echte Ueberzeugungstreue eines großen Teils derjenigen zu bezweifeln, die der deutschen Nation Absichten zutrauen, deren sie nach Geschichte und Volkscharakter durchaus unfähig ist. Aber jene edleren und weiseren Männer scheinen ihre Stimme ungehört zu erheben, wenn sie Deutschland das gleiche Recht zubilligen, das England für sich selbst, das alle europäischen Großmächte, die Vereinigten Staaten, jetzt auch Japan, für sich beanspruchen: eine Flotte zu haben, die imstande ist, den heimischen Handel, die Aus- und Einfuhr, die Kolonien zu beschützen, dem Handel und Weltverkehr der Nation die gleiche Sicherheit zu verschaffen, deren sich jeder Staatsbürger bei seinen Unternehmungen innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes erfreut.

Kann es in Großbritannien einen ernsthaften Mann geben, der glaubt, daß die deutsche Flotte — und wäre sie dreimal so stark, wie sie wirklich ist — mit der Absicht erbaut wäre, England zu überfallen? Was könnte Deutschland durch solchen Ueberfall gewinnen? Was aber wäre der Einsatz? Was verlören wir, wenn der Anschlag, wie es allen ungerechtfertigten und schlechten Plänen noch stets in letzter Linie widerfuhr, gänzlich mißlänge? Ich behaupte, daß es üble Freunde ihres Volkes, schlechte Patrioten sind, die zu ungerechten Angriffskriegen raten. Die mit der Mär von angeblichen Drohungen und schwarzen Plänen des andern ihr Vaterland in einen ungerechten Krieg stürzen wollen, ja schon die die öffentliche Meinung ihrer Heimat erregen mit der Kunde von dem Uebelwollen des Nachbarn, sie sind die wahren Feinde ihres Vaterlandes, über sie wird, wenn ihr Hetzen Erfolg hat, die unerbittliche, gerechte Richterin, die Weltgeschichte, ihr Verdammungsurteil aussprechen.

Ich habe aber zu der Weisheit, Einsicht und Mäßigung der englischen Nation vorderhand das allergrößte Zutrauen, daß sie jenen „Rufern im Streit" kein Gehör geben wird. Habe ich doch im Laufe meiner langen Laufbahn in der englischen Flotte manchen lieben Kameraden kennen und schätzen gelernt, der mir — ein Repräsentant seines ganzen Volks — als das Muster eines ruhig und billig denkenden Mannes erschien. Wo immer im Laufe der letzten fünfzig Jahre, das heißt so lange es eine preußische und deutsche Kriegsmarine gegeben hat, englische und deutsche Kriegsschiffe beisammenlagen, entwickelte sich der kameradschaftliche Verkehr zwischen den Seeoffizieren beider Nationen, der auf gegenseitiger Wertschätzung, Verständnis der nationalen Eigenart, persönlicher Hochachtung beruht.

Ich habe nie bei den englischen Kameraden chauvinistisches Denken und Wollen kennen gelernt, wie solches auch in unsrer Marine nie anzutreffen ist. Ich glaube daher auch nicht, daß die englische Flotte tatsächlich von jenen Angriffs- oder gar Ueberfallsgelüsten erfüllt ist, die manche Aeußerungen der Tagespresse Großbritanniens, die auch die Rede des Zivillords der Admiralität vom 2. Februar im englischen Seeoffizierkorps voraussetzen.

Den Gedanken eines deutschen Angriffs auf England wird aber auch kein englischer Seeoffizier im Ernst für wahrscheinlich halten.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die alten, festbegründeten freundschaftlichen und kameradschaftlichen Beziehungen zwischen britischen und deutschen Seeoffizieren ein starkes Glied in der Kette bilden werden, die gesprengt werden muß, ehe Deutschland und Großbritannien die Klingen kreuzen können. Aehnliche Beziehungen hat schon jahrhundertelanger Verkehr in Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft und den vielseitigsten Aeußerungen des Kulturlebens beider Nationen geschaffen. In Deutschland hofft man noch immer, daß diese Wechselbeziehungen sich stark genug erweisen werden, um das wüste Treiben derer erfolglos zu machen, die Englands Flotten zum Angriff, zum Ueberfall in die Nordsee entsenden möchten.

Habe ich vorstehend an die guten, edeln Seiten im Charakter des britischen

Seeoffiziers, ja aller Wohlgesinnten in Großbritannien appelliert, so möchte ich doch nicht dahin mißverstanden werden, als hätte blasse Furcht meine Worte diktiert.

Die einfachste Ueberlegung, die man anstellen kann, ohne Staatsmann, ohne Politiker zu sein, zeigt, daß Deutschland ohne Seehandel, ohne Industrie und überseeischen Absatz seiner Erzeugnisse nicht leben kann. Wir würden demnach bei einem englischen Angriff um unser Leben zu kämpfen haben. Sollten die Hetzer naiv genug sein zu glauben, daß die deutsche Nation seufzend und die Ungerechtigkeit ihres Geschickes beklagend, mit englischen Kanonen vom Weltmeer vertrieben, sich mit dem Hungertode abfindet, ohne einen Versuch, ihre Verteidigungsmittel anzusetzen, wo sie Erfolg versprechen? Mögen jene einen Blick in die Bücher der Geschichte werfen. Sie werden finden, daß ein energisches und starkes Volk nie kleinmütig, ohne Kampf dem Leben entsagte. Sie werden erkennen, daß jener „erste Schlag, der fällt, ehe man auf der andern Seite Zeit gehabt hat, die Kriegserklärung in den Blättern zu lesen", den Krieg nicht beendet, daß die Schüsse, die an jenem Tage gefeuert werden, die ersten in einem Weltkriege sind, dessen Ausgang Gott allein kennt, vor dessen Angesicht, wie vor Mit- und Nachwelt, vor ihren eignen Volksgenossen zumal, jene die Verantwortung tragen müssen, die leichten Herzens zwei befreundete und verwandte Völker in den Kampf um ihr Dasein getrieben haben werden.

Kiel, den 9. Februar 1905.

Thomsen,
Admiral à la suite des Seeoffizierkorps.

Friede zwischen England und Deutschland

Von

Sir Thomas Barclay

Als im März 1901 der Abschluß eines dauernden Schiedsgerichtsvertrags zwischen Großbritannien und Frankreich in Vorschlag gebracht wurde, fragte eine in Frankreich sehr angesehene Persönlichkeit den damaligen großbritannischen Minister des Auswärtigen, Lord Salisbury, ob er ihn für erreichbar halte. „C'est de l'utopie," entgegnete dieser. Lord Salisbury war damals ein alter Mann, hatte aber trotz seines hohen Alters seine Ueberzeugung zugunsten der Idee eines Schiedsgerichtsvertrages zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geändert, weil das, wie er sagte, ein andrer Fall sei, da das britische und das amerikanische Volk bereits durch eine ganze Reihe andrer Dinge, ähnliche Einrichtungen, ähnliche Religionen, die gleiche Sprache und einen gemeinsamen Ursprung miteinander verbunden seien. Sie durch einen Vertrag dazu zu verpflichten, Frieden miteinander zu halten, hieße nur, das in eine bestimmte

Formel bringen, was im Grunde des Herzens der Wunsch der beiden verwandten Nationen sei. Nach Lord Salisbury war die Idee, daß Frankreich und England ihre altererbte Gegnerschaft aufgeben und ihre Beziehungen auf einen beständigen Freundschaftsfuß setzen könnten, das Anfangen mit dem Aufhören, gerade so, als ob man es unternehmen wolle, einen Keil statt mit dem spitzen mit dem stumpfen Ende einzutreiben. Ein hervorragender Franzose, dessen Name für immer mit der Geschichte des internationalen Schiedsgerichtsverfahrens verknüpft bleiben wird, ein Mann, der einen großen Teil seines Lebens der Förderung des permanenten Schiedsgerichtshofs im Haag gewidmet hat, äußerte auf einer Versammlung der Friedensfreunde fast die gleiche Ansicht: „C'est un trop grand morceau pour commencer.“ Im Herbst des Jahres 1902 erklärte der damalige britische Botschafter (Sir Edmund Monson) bei einem Bankett der britischen Handelskammer in einer langen und sorgfältig vorbereiteten Rede, er glaube absolut nicht an den Erfolg der schwebenden Versuche. Und doch haben wir noch nicht ganz drei Jahre nach dem ersten öffentlichen Hervortreten des Vorschlags, die englisch-französischen Beziehungen auf einen ständigen Freundschaftsfuß zu setzen, nicht nur den Abschluß eines permanenten Schiedsgerichtsvertrags zwischen den beiden Ländern, sondern auch den eines Vertrages zur Schlichtung aller ihrer Differenzen in der Weise, wie sie wahrscheinlich nach Beendigung eines Krieges erledigt worden wären, erlebt. Wir haben auf diese Weise erlebt, daß eine Massenerhebung der beiden Nationen die bewährtesten Organe der öffentlichen Meinung und die meisten der bevorzugten Ratgeber des Volkes beiseite schob und den größten Sieg über die Gewalten, von denen die Bestrebungen zur internationalen Feindschaft ausgehen, errang, von dem man je vernommen hat. Gerade so wie große nationale Revolutionen ihren Widerhall in der ganzen Welt finden, hat diese internationale Revolution ihre vibrierenden Wellenzüge über die ganze Welt verbreitet, und bei jedem Volke ist gegenwärtig die alte Idee, daß internationale Feindschaften in der Natur der Dinge begründet seien, von ihrem zeitgeheiligten Piedestal gestürzt. Seit der dauernde Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und Frankreich unterzeichnet worden ist — der erste, der je zwischen zwei großen Völkern zustande gekommen ist —, sind mehr als ein Dutzend zum Abschluß gelangt und darunter auch einer zwischen Großbritannien und Deutschland.

Der englisch-deutsche Vertrag enthält genau dieselben Bestimmungen wie der Vertrag zwischen Großbritannien und Frankreich und die meisten andern dieser permanenten Verträge. Er ist jedoch nicht imstande gewesen, das beständige Herüber- und Hinüberfluten unfreundlicher Gesinnungen zwischen den beiden Ländern einzudämmen. Wie konnte man sich nur auf Erörterungen über so unsinnige Behauptungen einlassen, wie sie in England und in Deutschland bezüglich der kriegerischen Absichten Englands gegen Deutschland aufgestellt worden sind, ohne das Vorhandensein eines Schiedsgerichtsvertrages zwischen diesen beiden Völkern auch nur zu erwähnen, dessen Abmachungen man hätte nachkommen müssen, bevor man zu den Waffen hätte greifen können? Liegt der Grund darin, daß ein derartiger Vertrag nur als Zeichen der Volksmeinung

von Wert ist, weil er ihr Gefühl zum Ausdruck bringt? Der englisch-deutsche Vertrag ist so wenig das Werk der englischen und der deutschen Völker, daß in beiden Ländern wenige Leute auch nur Kenntnis von seinem Vorhandensein haben und ich erstaunt war, als ich kürzlich von einem Bekannten in Deutschland, der ausgedehnte Geschäftsbeziehungen zu England hat, ein Telegramm erhielt, in dem er anfragte, ob ich wirklich überzeugt davon sei, daß ein derartiger Vertrag abgeschlossen sei, da in der Handelskammer seines Wohnorts, eines der leitenden deutschen Industriezentren, niemand irgendwie Kenntnis davon habe. Damit ist der Beweis dafür erbracht, daß ein Schiedsgerichtsvertrag allein nicht hinreicht, die Wohltat freundlicher Beziehungen zwischen zwei Völkern zu sichern, selbst wenn er den Regierungen die Mittel dazu an die Hand gibt, ihre Zwistigkeiten ohne Blutvergießen zu schlichten. Etwas mehr als das ist dazu erforderlich, das Gefühl der Beständigkeit zwischen Nationen zu gewährleisten, ohne das kein ununterbrochener Verkehr sich erzielen läßt und keine Handelsbeziehungen von irgendwie längerer Dauer zu erreichen sind. Internationale Stetigkeit ist das, worauf der internationale Handelsverkehr beruht, und der internationale Handelsverkehr zwischen industriellen Völkern wächst, je mehr die Arbeitsteilung in der Güterherstellung der Welt zunimmt und in immer weiterer Ausdehnung die Völker sich gegenseitig tributpflichtig machen. Der englisch-französische Vertrag war ein Ziel, auf das sich die Bewegung für freundschaftliche Beziehungen zwischen Frankreich und England richten konnte, und zur Erreichung dieses Ziels ließ sich die ganze Freude an dem Gelingen des Werks verwerten. Der englisch-deutsche Vertrag kam, so vortrefflich er sein mag, als das Werk der beiden Regierungen zustande, aber er bot den beiden Völkern nichts dar, was für sie ein Ziel hätte sein können, wie es der Fall bei der englisch-französischen Bewegung war. Der Friede an sich ist eine zu unbestimmte und zu fern liegende Idee, als daß er die praktischen Elemente und Geschäftsleute eines Volkes mit Begeisterung erfüllen könnte, die sofort erkennen, was sich manchem Philosophen nicht so klar aufdrängt, daß der Friede nur die Folge von Umständen sein kann, die ihn ermöglichen. Jedes Fernbleiben von einem Kriegszustande zwischen zwei Völkern ist Friede, und der Friede kann fortdauern, obschon die Beziehungen zwischen den Völkern möglicherweise so schlecht sind, daß sie fast ebensoviel Unheil anrichten, wie der Krieg selbst. Das wirklich Greifbare ist das gute Einvernehmen zwischen den Völkern, und wenn dieses vorhanden ist, ergibt der Friede sich als sein natürlicher Ausdruck. Das Verlangen, in guten Beziehungen zueinander zu stehen, beruht im allgemeinen einzig auf dem Interesse. Daß die Stetigkeit in internationalen Beziehungen das Interesse der handeltreibenden und industriellen Bevölkerungen in handeltreibenden und industriellen Ländern ist, kann niemand leugnen, und eine vorurteilslose und großzügige Auffassung des eignen Interesses wird in jeder Nation, sofern es von ihr abhängt, zweifellos dazu führen, nachdrücklich darauf zu bestehen, daß alle Zwischenfälle, die geeignet sind, den Weltfrieden zu stören, vermieden oder doch friedlich geschlichtet werden. Es war die richtige Erkenntnis ihres Interesses bei den Kauf-

leuten und Gewerbetreibenden Großbritanniens und Frankreichs, bei den Gewerkschaften und städtischen Behörden, den Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den beiden Ländern, was sie dazu veranlaßt hat, auf der Beseitigung aller Ursachen zu Differenzen zwischen ihnen zu bestehen. Genau aus demselben Grunde leiten die Geschäftsleute in den Vereinigten Staaten die große Bewegung zugunsten der internationalen Stetigkeit, eine Bewegung, in der sie um ein gutes Teil weiter gehen, als man es auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans je für möglich gehalten hat. Aus demselben Grunde sind auch die Kaufleute und Industriellen Deutschlands in die gegenwärtige Bewegung für bessere Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen eingetreten.

Obwohl wir in dem Falle Großbritanniens und Deutschlands kein Ziel haben, wie es bei der englisch-französischen Bewegung vorhanden war, da ja ein Schiedsgerichtsvertrag bereits unterzeichnet ist, so fehlt es uns doch nicht an einem Ziele andrer Art. Der englisch-französische Vertrag reicht in Verbindung mit dem großen Ausgleichsvertrage, der alle zwischen Großbritannien und Frankreich vorhanden gewesenen Schwierigkeiten irgend erheblicher Art mindestens für eine Generation beseitigt hat, für den Zweck, den er erreichen soll, vollkommen aus, ist aber für die Verhältnisse, wie sie zwischen Großbritannien und Deutschland bestehen, nicht hinreichend. Zwischen diesen beiden Ländern, die Rivalen im Welthandel sind, mit stets zunehmenden und überschießenden Bevölkerungen, mit Arbeiterfragen, die beinahe über Leben und Tod von Millionen entscheiden, und mit den unvermeidlichen Reibungen, die aus ihrem scharfen Wettbewerb entstehen müssen, ist etwas mehr als ein Schiedsgerichtsvertrag nach dem Muster des englisch-französischen Vertrags erforderlich. Zwischen Großbritannien und Deutschland ist die Lage nicht unähnlich derjenigen, die Lord Salisbury zu der Ansicht führte, daß ein Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten wohl wünschenswert sei, während er das bezüglich aller übrigen Völker nicht gelten lassen wollte. Wir bedürfen tatsächlich, soweit Großbritannien und Deutschland in Betracht kommen, eines Vertrages ähnlich demjenigen, über den Lord Salisbury mit den Vereinigten Staaten unterhandelt hat, eines Vertrages, der Vorsorge für jeden nur denkbaren Fall des Mißverständnisses zwischen ihnen trifft, eines Vertrages, der hinsichtlich der nationalen Ehre und der vitalen Interessen keine Ausnahme zuläßt, mit einem Worte, eines Vertrages, der nur zum Teil ein Schiedsvertrag und hauptsächlich ein Ausgleichsvertrag sein würde. Der Vertrag, der im Jahre 1897 von Lord Pauncefote und Mr. Olney unterzeichnet, aber von dem amerikanischen Senat nicht ratifiziert wurde, weil die Majorität von 42 zu seinen Gunsten gegen eine Minorität von 26 abgegebenen Stimmen um 4 Stimmen hinter der von der Verfassung der Vereinigten Staaten für die Gültigkeit eines auf Bestätigung lautenden Senatsbeschlusses vorgeschriebenen Zweidrittelmajorität zurückblieb, war eines der größten Meisterwerke der Staatskunst, die je ausgearbeitet worden sind.

Der Hauptpunkt in dem Vertrage ging darauf hinaus, daß, wenn eine der

Parteien der Ansicht sein sollte, daß in irgendeiner Schwierigkeit, die zwischen ihnen entstehen könnte, eine Frage von ernstlicher nationaler Bedeutung sich berge, diese Partei den Anspruch erheben könne, daß der Fall sich nicht für eine schiedsgerichtliche Verhandlung, aber sich für einen Ausgleich eigne. Daraufhin sollten die Parteien verpflichtet sein, je drei Schiedsrichter aus ihren höchsten Justizbeamten zu wählen, die ihn entscheiden sollten ohne Oberschiedsrichter. Würde das Urteil mit fünf gegen eine Stimme abgegeben, so sollte es absolut bindend sein. Stünden bei der Entscheidung vier gegen zwei Stimmen, so soll sie gleichfalls absolut bindend sein, falls nicht binnen drei Monaten nach ihrer Abgabe Einspruch gegen sie erhoben würde. Selbst im Falle des Einspruchs sollte eine Vermittlung von beiden Parteien angenommen und so Zeit gewonnen werden, um beide zu einer endgültigen Lösung kommen zu lassen. Dieser Vertrag war, soweit Großbritannien in Betracht kam, bindend, und wenn die Verfassung der Vereinigten Staaten nicht eine beinahe unausführbare Bestimmung in der Forderung einer Zweidrittelmajorität für die Ratifikation internationaler Verträge enthielte, würde der Vertrag im gegenwärtigen Augenblicke in voller Kraft sein. Jedenfalls liegt nichts Utopisches darin, wenn man dafür eintritt, daß derartige Verträge zwischen zwei großen Völkern, wer immer sie auch seien, abgeschlossen werden sollten. Vor zwei Jahren war eine Schwierigkeit zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien zu schlichten, die der Senat der Vereinigten Staaten für eine Sache von zu kritischem Charakter erachtete, als daß sie einem Schiedsgerichtshofe unterbreitet werden könne, die Streitigkeit wegen der Grenze von Alaska. Gleichwohl gab der Senat seine Zustimmung zu der Bildung eines Schlichtungsausschusses, der sich aus drei britischen und drei den Vereinigten Staaten angehörigen Juristen zusammensetzte. Einer der britischen Juristen war der Lord Chief Justice Alverstone. Er gab seine Entscheidung gegen die britische Anschauung ab und zeigte auf diese Weise, daß ein britischer Richter nicht durch nationale Empfindungen von dem abzulenken war, was ihm die Stimme seines richterlichen Gewissens vorschrieb. Der Schiedsgerichtsvertrag, über den jetzt zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten verhandelt wird, geht nicht so weit wie der Vertrag von 1897. Es ist leicht möglich, daß der Senat der Vereinigten Staaten, der keineswegs die Majorität der Nation repräsentiert, da ja jeder Staat ohne Rücksicht auf seine Einwohnerschaft zwei Mitglieder in jene Körperschaft entsendet, einen Schiedsgerichtsvertrag überhaupt nicht ratifizieren wird, obwohl niemand im Zweifel darüber ist, daß die Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung durchaus zugunsten derartiger Verträge gestimmt ist. Was Deutschland und Großbritannien anlangt, so liegen, wie schon bemerkt, die Verhältnisse zwischen ihnen vielfach ähnlich so wie zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Außerdem haben wir keine Grenzstreitigkeiten zu schlichten, keine Interessensphären mehr abzugrenzen, keine koloniale Gegnerschaft zu überwinden, aber wir haben, wie mit den Vereinigten Staaten, tausend kleine Zwistigkeiten, die aus dem zwischen uns entstandenen und stets sich mehrenden industriellen Wettbewerb erwachsen, und wir bedürfen einer Verständigung darüber,

wie sie in bindender Weise friedlich und schiedlich zur Beruhigung des Publikums in beiden Ländern beigelegt werden können. Beide Völker müssen wissen, daß, wenn immer eine Schwierigkeit entsteht, ihr Handel und ihre Industrie nicht durch die Gerüchte von einem Kriege zu leiden haben werden, der auf diese Weise praktisch unmöglich gemacht werden könnte. Das ist ein Ziel, dem man rückhaltlos zustreben sollte. Wäre es zu erreichen, so könnten die vier großen Nationen der Welt den Weltfrieden auf geraume Zeit sichern und, anstatt sich aus gegenseitigem Mißtrauen gegeneinander zu bewaffnen, auf die Dauer imstande sein, etwas von dem Gelde, das gegenwärtig für Rüstungen verschwendet wird, auf Ausgaben für das nationale Wohlbefinden und das nationale Gedeihen zu verwenden, was die erste Pflicht ist, die Nationen gegen sich selbst zu erfüllen haben.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. Loë

VII

Bei Beginn des Jahres 1865 schien überall Friede und Ruhe zu herrschen. Kaiser Napoleon gab diesem Zustande bei Eröffnung der Kammer am 15. Februar einen selbstbewußten Ausdruck und suchte die Welt, vielleicht auch sich selbst, durch die Worte zu täuschen: „In Mexiko befestigt sich der Thron. Das Land kommt zur Ruhe, und seine unermeßlichen Hilfsquellen entwickeln sich. So gehen denn alle unsre Expeditionen ihrem Ende entgegen; unsre Landtruppen haben China verlassen; die Marine genügt, um unsre Etablissements zu schützen; unsre Armee in Afrika wird vermindert werden die nach Mexiko geschickten Truppen kehren bereits nach Frankreich zurück; die Garnison von Rom wird bald wieder den Boden Frankreichs betreten haben; und indem wir den Tempel des Krieges schließen, werden wir mit Stolz auf einem neuen Triumphbogen diese Worte einzeichnen können: ‚Dem Ruhme der französischen Armee für die in Europa, Asien, Afrika und Amerika errungenen Siege.‘“

Indem der Kaiser vom Throne herab den Beginn der Friedensära verkündigte, trug er der offenbar obwaltenden friedlichen Stimmung des Landes Rechnung. Gleichzeitig erschien es der Regierung durch die Klugheit geboten, der auch in Frankreich verbreiteten Idee einer allgemeinen europäischen Entwaffnung, die schon im vergangenen Jahre durch die Hoffnung auf den Kongreß angebahnt worden war, so weit entgegenzukommen, als es ohne eine wirkliche Schwächung der militärischen Macht Frankreichs geschehen konnte.

Dieses Entgegenkommen bestand zunächst in der verhältnismäßig geringen Rekruteneinstellung (25000 Mann am 1. September 1864), sodann in einer Verminderung der Effektivstärke, indem der Kriegsminister schon im Februar 1865 die Entlassung von 8000 Mann des Jahrganges 1858 zur Reserve verfügte, deren Dienstzeit erst mit dem Jahresschluß abgelaufen war. Das stehende Heer kam hierdurch auf eine Stärke von 407000 Mann, was eine Verminderung gegen 1864 um 19000 Mann darstellte. Es war Absicht, durch weitere Entlassungen aus dem Reste des Jahrgangs 1858, der noch in Stärke von etwa 60000 Mann bei den Fahnen war, die Effektivstärke auf 400000 Mann herunterzubringen, einen Bestand, den seit dem Krimkriege die politischen Verhältnisse niemals erlaubt hatten.

Man konnte diese Maßregeln nicht lediglich als Scheinzugeständnisse bezeichnen, denn die frühzeitige Entlassung zur Reserve wäre zweifellos nicht erfolgt, wenn nicht in den maßgebenden Regierungskreisen eine entschieden friedliche Strömung geherrscht, wenn man in irgendeiner europäischen Frage für dieses Jahr ein kriegerisches Eingreifen beabsichtigt oder vorausgesehen hätte. Konnten die Reserven nötigenfalls auch in wenigen Tagen wieder zu ihren Truppenteilen einberufen werden, so stand doch erfahrungsmäßig fest, daß diese Mannschaften dann militärisch geringwertiger waren als sechsmonatliche Rekruten. Im französischen Volke war die Abneigung gegen den Militärdienst so groß, daß der Soldat, einmal entlassen, nur mit dem größten Unmut und Widerwillen zu den Fahnen zurückkehrte. — Der Feldzug in Italien hatte diese Erfahrung bestätigt. Nach der Aussage vieler Offiziere waren die wieder einberufenen Krimsoldaten die schlechtesten Bestandteile der Regimenter. Man konnte also nicht annehmen, daß die Regierung sich ohne Not einer Anzahl guter Soldaten entäußern würde, um im Bedarfsfalle minder gute wieder zu erhalten.

Gleichwohl entstand eine irgend nennenswerte Schwächung der Armee aus dieser Maßregel nicht: das stehende Heer wurde um einige tausend Mann vermindert, die der Reserve zuflossen.[1])

Gegen Ende des Jahres 1865 erzwang die stetig sich verschlechternde Finanzlage ein weiteres Zugeständnis bezüglich der Verminderung der Heeresausgaben. Das Organ dieser Bestrebungen, die auch unter den aufrichtigsten Anhängern der Regierung viele Freunde fanden, war der Finanzminister Fould, der nach jahrelangem Widerstande des Kriegsministers, Marschalls Randon, es durchsetzte, daß durch kaiserliches Dekret vom 15. November die Auflösung einer beträchtlichen Anzahl von Cadres verfügt wurde. Sie erstreckte sich auf

225 Infanteriekompagnien,
46 Eskadrons,
37 Batterien.

Die überzählig gewordenen Offiziere wurden teils verabschiedet, teils andern

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

Truppenteilen überwiesen; man hoffte die letzteren bis Ende 1867 in etatsmäßigen Stellen untergebracht zu haben. Die Mannschaften wurden auf andre Truppenteile verteilt, was diesen wegen ihrer damaligen geringen Stärke sehr zugute kam. — Die Zukunft mußte lehren, wie weit der Kaiser imstande sein würde, den Offizieren und Unteroffizieren für die ihnen auferlegte Schädigung ihrer Beförderungsaussichten eine Ausgleichung zu gewähren. Vorläufig war, wie ich in den verschiedensten militärischen Kreisen feststellen konnte, der Eindruck des kaiserlichen Dekrets um so ungünstiger, als der Ehrgeiz und die Beförderungssucht in der Armee aufs höchste ausgebildet und gesteigert waren.

Auch durch diese am 15. November verfügte Maßregel erfuhr weder das bisher vorhandene Maß von Schlagfertigkeit noch die Kriegsstärke des Heeres eine merkliche Aenderung; denn im Gegensatze zur preußischen Armee bot die siebenjährige Dienstzeit, in Verbindung mit dem Kapitulationsgesetz und dem Reichtum an Offizieren, der französischen Regierung jederzeit das Mittel, im Kriegsfalle sofort neue Cadres sich zu schaffen.[1])

Inzwischen verlangte die in der Armee viel erörterte Frage der Einführung eines neuen Gewehrs meine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Daß die Entscheidung im Prinzip zugunsten des Hinterladers gefallen war, trat schon dadurch in die Erscheinung, daß an Stelle des Obersten Neßler, des Gegners eines jeden Hinterladers, die Direktion der von Vincennes nach Châlons verlegten Schießschule dem General de Lartigue übertragen wurde, der von der Ueberlegenheit des Hinterladers überzeugt war. Gleichwohl vermochten sich die entscheidenden Personen auf ein bestimmtes Modell noch nicht zu vereinigen, da bei den vorgenommenen Versuchen keins den gestellten Anforderungen vollkommen entsprach.[2]) — Wenn der Kriegsminister Marschall Randon mit Erfolg in seinem Streben beharrte, einer seiner Ansicht nach übereilten Entscheidung in der Gewehrfrage entgegenzuarbeiten, so durfte anderseits nicht übersehen werden, daß er die seit langer Zeit bestehenden Mängel in der Schießausbildung der Infanterie richtig erkannt hatte. Er begann die Heranbildung tüchtiger Schießlehrer ins Auge zu fassen, gab der Schießschule eine größere Ausdehnung und Bedeutung und tat das Seinige, um die Truppen zu einer sorgfältigeren Pflege dieses wichtigsten Dienstzweiges anzuhalten.[3])

Im Sommer 1865 erschien in Paris zum Zwecke des Studiums der französischen Artillerie eine Kommission von drei preußischen Artillerieoffizieren. Es waren der Oberstleutnant v. Kameke[4]) vom Pommerschen Feldartillerieregiment Nr. 2, Hauptmann Roerdanß[5]) von der

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 21. November 1865.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

[3]) Kriegsarchiv. Bericht vom 1. Januar 1865.

[4]) Zuletzt Generalleutnant und Inspekteur der 2. Fußartillerieinspektion zu Mainz, ein Bruder des späteren Kriegsministers.

[5]) Zuletzt General der Artillerie und Generalinspekteur der Fußartillerie.

Artillerieprüfungskommission und Hauptmann v. Werder[1]) vom Gardefeldartillerieregiment. Wenngleich ich den Herren Erlaubnisscheine beim Kriegsministerium ausgewirkt hatte zur Besichtigung der einzelnen Etablissements, so beobachtete man ihnen gegenüber doch eine große Zurückhaltung. Um so wertvoller war es, daß meine nahen Beziehungen zum Obersten v. Berckheim es den Offizieren ermöglichten, am 8. Juli einem Exerzieren und einem Schießen der reitenden Gardeartillerie in Versailles beizuwohnen, deren Kommandeur Oberst v. Berckheim war.

Die Mannschaften, lauter ausgesuchte, großenteils altgediente und dekorierte Leute, machten beim Exerzieren einen vortrefflichen Eindruck; die Zug- und Reitpferde waren von vorzüglicher Beschaffenheit; die Ausrüstung entsprechend. Das Schießen dagegen war äußerst mäßig; wohl aus diesem Grunde wurde uns auch über die Treffergebnisse keinerlei Aufschluß gegeben.

Als wir nach Beendigung der Uebungen an dem gemeinsamen Mittagessen der Offiziere teilnahmen, drängte Oberst v. Berckheim den Oberstleutnant v. Kameke, ihm offen seine Ansicht über das Gesehene auszusprechen. Das alsbald abgegebene Urteil: „Mannschaften, Pferde, Ausrüstung, Exerzieren ausgezeichnet; das Schießen läßt sehr zu wünschen," ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben.[2])

Von wie großer Bedeutung bei Ausbruch eines Krieges für jede Heeresleitung eine zuverlässige Berechnung der Zeit ist, die der Gegner gebraucht, um seine Armee zu mobilisieren und zusammenzuziehen, haben die Kriege 1866 und 1870 überzeugend erwiesen. Wenn nun die Anlage und Ausdehnung des französischen Eisenbahnnetzes der Oeffentlichkeit angehörte und vom heimischen Generalstabe pflichtmäßig mit Sorgfalt studiert wurde, so war es meine Aufgabe, zunächst über das Material und Personal möglichst genaue und zuverlässige Angaben zu beschaffen; sodann, die Kenntnis derjenigen Grundsätze und Dienstvorschriften zu vermitteln, nach denen die französischen Behörden beim Truppentransport zu verfahren hatten.

Die erstere Aufgabe vermochte ich zu lösen auf Grund der Zusammenstellungen, wie solche von den Eisenbahndirektionen angefertigt waren. Bei den zur Bearbeitung der zweiten Aufgabe vorgenommenen Nachforschungen stellte sich jedoch die überraschende Tatsache heraus, daß für den Transport von Truppenmassen in Frankreich weder Bestimmungen noch Einrichtungen vorhanden

[1]) Zuletzt Oberst und Kommandeur des Hessischen Feldartillerieregiments Nr. 11.

[2]) Am 18. August 1870 kommandierte General v. Berckheim die Artillerie des VI. Armeekorps (Canrobert) bei St. Privat. Nach der Kapitulation traf ich ihn in Metz und speiste mit meinem alten Freunde im Hotel de Metz zu Mittag. Im Laufe der Unterhaltung über vergangene Zeiten fragte er mich: „Was ist wohl aus unserm Freunde Kameke geworden?" Auf meine Antwort: „Er hat am 18. August bei Gravelotte die Artillerie des VIII. Armeekorps kommandiert, gegenüber Ihrem II. Armeekorps," schwieg er eine Weile. Dann meinte er: „Ja, ja, er war zwar sehr taub, aber ich merkte schon damals in Versailles, daß er viel wußte und verstand."

waren, die mit den in Preußen bestehenden hätten verglichen werden können. Dagegen vermochte ich auf Grund zuverlässiger Angaben und sorgfältiger Studien über den Truppentransport im Kriegsjahre 1859 dem Großen Generalstabe das Material zu liefern zu einem Urteil darüber, welche Leistungen zurzeit von den französischen Eisenbahnen im Falle bedeutender Truppenkonzentrierungen zu erwarten sein würden.[1]) Daß es ein verhängnisvoller Irrtum der französischen Heeresverwaltung war, zu glauben, man könne ohne sehr gründliche und umfassende Vorarbeiten eine große Armee mittels der Eisenbahn schnell und mit Ordnung versammeln, und daß in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte seit 1859 nicht gemacht waren, hat der Beginn des Krieges 1870 schlagend dargetan.

Im Laufe des Jahres 1865 fand in der französischen Armee ein Wechsel in den höchsten Kommandostellen statt, der auch für die übrigen Heere, insbesondere das preußische, des Interesses nicht entbehrte.

Durch den unerwarteten Tod des Marschalls Magnan im Mai 1865 war das Oberkommando der Armee von Paris freigeworden. Es umfaßte außer den vier Divisionen der Armee von Paris in gewissen Momenten auch die Kaisergarde, deren Chef der Marschall Regnault de St. Jean d'Angely war. Die Verfügung über eine Armee von 60000 Mann in der Hauptstadt verlieh daher diesem Posten nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Bedeutung. Die Frage, wer zum Nachfolger des Marschalls Magnan ernannt werden würde, mußte ein weit über die militärischen Kreise hinausgehendes Interesse erregen. Die Regierung wünschte vor allem einen politisch durchaus zuverlässigen, der herrschenden Dynastie ergebenen Mann. Der Marschall Canrobert[2]) schien in dieser Beziehung die meiste Gewähr zu bieten. Für seine Ernennung sprach ferner, daß die Stimme der Armee dem Marschall kein hervorragendes Führertalent zutraute und seine Stellung als Oberkommandierender der Armee von Paris es dem Kaiser ermöglichte, den von ihm hochverehrten Marschall im Kriegsfalle ohne ein aktives Kommando in Paris zurückzulassen. Endlich hatte sich Canrobert, übrigens ein ritterlicher Charakter, in Lyon durch Mangel an Takt und ein Uebermaß von Selbstbewußtsein in gleichem Grade die Abneigung der Truppen wie der Bevölkerung zugezogen; ein Konflikt mit dem dortigen Kardinal, hervorgerufen durch die Forderung des Marschalls, beim Betreten der Kirche von den Truppen mit militärischen Ehrenbezeugungen empfangen zu werden, hatte ein besonders peinliches Aufsehen erregt. Begreiflicherweise war es dem Kriegsminister infolge dieser Sachlage und Vorkommnisse um so erwünschter, den Marschall von Lyon fortzunehmen, als die sozialen Verhältnisse in Paris eine Gewähr boten gegen eine Wiederholung solch unliebsamer Vorgänge.

Wie jedesmal in ähnlichen Fällen, so entstand auch jetzt das Gerücht von

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 23. Mai 1865.

[2]) 1870 Kommandeur des VI. Armeekorps und bei der Kapitulation von Metz in Kriegsgefangenschaft geraten.

einer allgemeinen Veränderung in der Besetzung der höheren Kommandostellen. In der Tat war die Notwendigkeit einer Auffrischung der französischen Rangliste in ihren Spitzen nicht zu verkennen.

Von den Generalen, die in der Krim und Italien den Marschallstab gewannen, konnten für den Kriegsfall nur noch wenige in Betracht kommen. Der Marschall Baraguay d'Hilliers war 70 Jahre alt[1]) und seit längerer Zeit leidend. Foreys[2]) Kommandoführung in Nancy hatte den Erwartungen an maßgebender Stelle wenig entsprochen. Der General Montauban, seit 1862 Graf v. Palikao,[3]) damals 69 Jahre alt, hatte sich allerdings in China den Ruf eines tapferen und geschickten Truppenführers erworben, allein seine afrikanische Vergangenheit, namentlich seine dortigen Privatverhältnisse hafteten ihm in unangenehmer Weise an. Der Kriegsminister Marschall Graf Randon stand in der Armee in hoher Achtung. Er hatte den russischen Feldzug 1812 und die Kriege 1813/14 mitgemacht, war bei Lützen verwundet worden und galt als ein tüchtiger Verwaltungsmann. Doch mahnten seine 70 Jahre an das Ende seiner Laufbahn; der Ruheposten im Palais der Ehrenlegion wurde ihm zugedacht.

So kamen unter den Großwürdenträgern nur die Marschälle Mac Mahon, damals 57 Jahre alt, Niel[4]) und Bazaine für ein hohes Kommando in Kriegszeiten in Betracht. Da Bazaine unter den damaligen Verhältnissen in Mexiko durchaus unentbehrlich war, so erschien Mac Mahon berufen, für den Fall eines europäischen Krieges die erste Stelle einzunehmen. Unter den jüngeren Generalen blickte die Armee mit Vertrauen auf Bourbaki, d'Autemarre, La Motterouge, Leboeuf, Trochu und glaubte in ihnen die zukünftigen höheren Führer zu erkennen. Aber Napoleon selbst schien in keinen von ihnen rechtes Vertrauen zu setzen.

General Leboeuf[5]) war damals Generalinspekteur der Artillerie und, wie ich mich auch im persönlichen Verkehr überzeugen konnte, ein entschiedener Gegner der Einführung von Hinterladern, was für die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie über die französische 1870 sehr ins Gewicht gefallen ist.

Weit näher stand mir Trochu, ein General von glänzender militärischer Vergangenheit, hervorragendem und freiem Urteil, hoch angesehen in der Armee als selbständiger und uneigennütziger Mann, ein höchst anziehender Gesellschafter.[6])

---

[1]) Er hatte bei Leipzig einen Arm verloren.

[2]) 1863 aus Mexiko zurückgekehrt, wo er sich wenig bewährte. 1861 hatte er den Königsmanövern bei Grevenbroich in der Rheinprovinz beigewohnt, wo der Sieger von Montebello vom Prinzregenten mit großer Auszeichnung behandelt wurde.

[3]) 1870 während des Krieges kurze Zeit Kriegsminister.

[4]) 1869 als Kriegsminister gestorben.

[5]) Wurde 1869 als Nachfolger Niels Kriegsminister und beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges Chef des Generalstabes des Kaisers, dann Kommandeur des III. Armeekorps und mit diesem in Metz kriegsgefangen.

[6]) Besonders häufig sah ich den General Trochu in dem Salon der Gräfin Seebach, geb. Gräfin Nesselrode, der Gemahlin des Königlich sächsischen Gesandten. —

Er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, daß die französische Armee zurückgegangen sei. Der Dynastie stand er feindlich gegenüber, und nie erschien er in den Tuilerien, woraus sich des Kaisers Stellungnahme zu dem begabten General genügend erklärt. —

Ende August 1865 wurde ich vom Könige nach Merseburg berufen, um daselbst in seinem Stabe den Manövern des IV. Armeekorps beizuwohnen. Kurz vor meiner Abreise von Paris war dort die am 14. August in Gastein zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Konvention bekannt geworden, die einen Waffenstillstand in dem Streite über das endgültige Schicksal der Elbherzogtümer darstellte. Ich vermochte also noch das lebhafte Mißvergnügen des Kaisers Napoleon und des Ministers des Auswärtigen Drouyn de Lhuys über diesen diplomatischen Zwischenfall zu beobachten, der der französischen Regierung bis auf weiteres die Hoffnung nahm, aus der schleswig-holsteinschen Verwicklung den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten hervorgehen zu sehen.

Bei meinem Eintreffen in Merseburg konnte ich dem Könige die in den Tuilerien herrschenden Stimmungen und Strömungen schildern, über deren weitere Entwicklung ich durch vertrauliche Mitteilungen des Grafen Goltz dauernd genau unterrichtet blieb. Schon am 29. August hatte der Kaiser dem Botschafter, allerdings in schonender Form, sein Mißbehagen über das Hinausschieben einer endgültigen Lösung der schleswig-holsteinschen Verwicklung ausgesprochen. Noch mehr trat diese Spannung in dem Verkehr des Grafen Goltz mit dem französischen Minister hervor, dessen Sympathien offenkundig der österreichischen Seite zuneigten.

Wenn auch, wie ich mich überzeugen konnte, diese französische Verstimmung die Befriedigung des Königs über den Abschluß der Konvention wenig trübte, so hielt doch Graf Bismarck es für ratsam, sich anfangs Oktober über Paris an das Hoflager des Kaisers nach Biarritz zu begeben, in der Absicht, einmal, die Bedenken Napoleons gegen die Konvention zu zerstreuen; sodann, für den Fall eines preußisch-österreichischen Krieges, den er als wahrscheinlich stets im Auge behielt, die Absichten des Kaisers in mündlicher Aussprache zu erforschen.

Während eines siebentägigen Aufenthaltes in Biarritz, zu dem auch Graf Goltz, der mich über die Vorgänge unterrichtet hielt, sowie der Legationssekretär bei der Pariser Botschaft, v. Radowitz,[1]) beide als Gäste des Kaisers, herangezogen waren, erreichte Graf Bismarck das erstere politische Ziel völlig. Bezüglich des zweiten hielt sich der Kaiser dem Minister gegenüber in einer wohlwollenden Zurückhaltung. Gleichwohl erkannte Bismarcks Scharfblick, daß Napoleon einem preußisch-italienischen Bündnis gegen Oesterreich sowie einem

---

Daß Trochu während des Krieges 1870 Gouverneur von Paris war und an der Spitze der Regierung der nationalen Verteidigung stand, ist bekannt.

[1]) Jetzt deutscher Botschafter in Madrid.

Erwerb der Elbherzogtümer freundlich gegenüberstehen werde, da er so das 1859 durch die kluge Politik des Prinzregenten vereitelte Ziel der Befreiung Venetiens nunmehr auf diesem Wege zu erreichen hoffte; auch hatte der Minister den richtigen Eindruck, daß der Kaiser auf die Ueberlegenheit der österreichischen Armee rechne und sich im geeigneten Augenblick das Schiedsrichteramt vorbehalten werde.

Die Wahrscheinlichkeit eines österreichischen Waffenerfolges hatte der Kaiser abgeleitet aus seinen Erfahrungen während des Krieges 1859, der ihn mit einer hohen Meinung von der Tapferkeit dieser Armee erfüllt hatte. Wie ich in Paris nach meiner Rückkehr aus Deutschland feststellen konnte, war er in dieser Ansicht bestärkt worden durch die Berichte des französischen Militärattachés in Wien, des mir nahe befreundeten Obersten Merlin. Der Irrtum dieses Offiziers entsprang der Siegeszuversicht in den Kreisen seines Wiener Verkehrs und wurde um so verhängnisvoller, als in Paris das Gegengewicht in den Berichten des französischen Militärattachés in Berlin, des Grafen Clermont-Tonnerre, fehlte. Diesem war wohl die militärische Tüchtigkeit der preußischen Armee nicht unbekannt geblieben, denn er hatte im preußischen Hauptquartier dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 beigewohnt. Ob jedoch seine Berichterstattung durch die Kenntnis der politischen Pläne seines Kaisers und die österreichischen Sympathien des Kriegsministers, Marschalls Randon, unwissentlich beeinflußt worden ist, lasse ich dahingestellt sein.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß in dieser für Preußen so kritischen Zeit, insbesondere bei der unklaren Haltung Frankreichs, von größter Bedeutung die Meinung war, die man in Berlin an entscheidender Stelle von der Leistungsfähigkeit der französischen Armee sich bildete. Die Ergebnisse meiner diesbezüglichen Beobachtungen während des Jahres 1865, wie solche in meinen dienstlichen Berichten Ausdruck fanden und vorstehend in den Hauptpunkten erörtert worden sind, gipfelten in dem Nachweise, daß die Schwächen der Armee während des genannten Jahres keine Abhilfe gefunden hatten. Das Rekrutierungs- und das Kapitulations- (Dotations-) Gesetz waren unverändert geblieben, die Stärke der Armee für einen europäischen Krieg ungenügend, die Bewaffnungsfrage der Infanterie noch im Stadium der Versuche, das Geschützsystem minderwertig, die Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee ohne ausreichende Vorbereitung. Dazu kam die Fortdauer des mexikanischen Unternehmens, das fortgesetzt Verstärkungen aus Frankreich erforderte und nach den Berichten des Marschalls Bazaine eine Befestigung des Thrones des Kaisers Maximilian nicht in Aussicht stellte.

Meinem Glauben an die Ueberlegenheit Preußens über Frankreich im Kriegsfalle hatte ich bei meiner Anwesenheit in Merseburg sowie bei späteren Veranlassungen dem Könige gegenüber wiederholt Ausdruck gegeben. Die politische Lage des Augenblicks und Privatbriefe des Grafen Goltz, der mich über die Stimmung in Paris unterrichtet hielt, veranlaßten mich, jede Gelegenheit zur Erörterung dieser Frage mit dem Könige zu benutzen und ihm zu versichern,

daß nicht allein im französischen auswärtigen Ministerium, sondern auch in allen Offizierkreisen die Sympathien für Oesterreich ebenso überwiegend seien, wie der Glaube an die Ueberlegenheit seines Heeres über das preußische; nur vereinzelte höhere Offiziere, darunter vor allem General Bourbaki und Oberst v. Berckheim, seien von der hervorragenden Tüchtigkeit der preußischen Armee durchdrungen.

VIII

Im Laufe des Januars 1866 waren die durch kaiserliches Dekret vom 15. November 1865 angeordneten Armeereduktionen sämtlich zur Ausführung gebracht, die aufgelösten Truppenteile aus den Armeelisten verschwunden.[1]) Die verabschiedeten Offiziere wurden durch die unablässigen und hartnäckigen Bemühungen des Kriegsministers, Marschalls Randon, zum größten Teil in der Zivilverwaltung untergebracht.

Weit wichtiger für das Ausland war der Stand der mexikanischen Frage, die namentlich seit Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers am 15. Januar die öffentliche Meinung wie die Armee lebhaft beschäftigte. Die Aeußerung des Kaisers in der Thronrede: „In Mexiko befestigt sich die durch den Willen des Volkes begründete Regierung" deckte sich zwar mit der Schönfärberei der Pariser Presse, widersprach aber völlig den Berichten des Marschalls Bazaine. Denn in diesem Augenblicke, wo die gewichtige Stimme der Vereinigten Staaten nicht mehr überhört werden konnte, mußte die französische Regierung sich darüber völlig klar sein, daß die Gründung des mexikanischen Kaiserreichs ein verfehltes Unternehmen war, und daß dieser Thron zusammenbrechen würde, sobald der letzte französische Soldat den mexikanischen Boden verließ.

Wenn man sich in den offiziellen Kreisen von Paris den Anschein gab, als ob man bezüglich Amerikas unbesorgt sei, im Falle eines Krieges aber auf die energische Unterstützung durch die öffentliche Meinung und auf die freudige Zustimmung der Armee rechnen könne, so entsprach dies nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Insbesondere war die Armee, wie ich mich überzeugen konnte, einem Kriege gegen Amerika ebenso abgeneigt wie das Land. Mit richtigem Blicke sah sie dort kein günstiges Feld zur Erwerbung von Lorbeeren; vielmehr war die Sehnsucht nach der Rückkehr des Expeditionskorps auf das höchste gestiegen. Man empfand nicht allein die Fessel, die der militärischen Machtstellung Frankreichs in Europa angelegt war, schmerzlichst, sondern führte auch die Notwendigkeit der verhaßten Armeereduktion auf die Kosten der mexikanischen Expedition zurück.[2]) Aus sicherer Quelle erfuhr ich anfangs Februar, daß der Kriegsminister dem Kaiser einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Stimmung im Lande und über die Besorgnis wegen eines Konflikts mit Amerika vorgelegt hatte. Mir gegenüber äußerte der Marschall auf einem seiner wöchentlichen

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 30. Januar 1866.

[2]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

Empfangsabende, die ich selten zu versäumen pflegte, „der Kaiser dürfe sich durch eine etwaige günstige Abstimmung in den Kammern nicht täuschen lassen. Man wisse im Lande genau, was eine solche Mehrheit zu bedeuten habe. König Louis Philipp habe im Jahre 1848 in der Kammer die Mehrheit auch für sich gehabt und dennoch die Tuilerien räumen müssen."

Ich konnte nach Berlin berichten,[1]) daß selbst bei schnellstem Abschluß der mit Nordamerika und dem Kaiser Maximilian über die Räumung von Mexiko im Gange befindlichen Verhandlungen die Einschiffung der vordersten Abteilung nicht vor Oktober, die Rückkehr des ganzen Korps nicht vor 1867 zu ermöglichen, für das ganze Jahr 1866 somit ein Armeekorps von 30000 Mann der Verwendung in Europa entzogen blieb.

Diese Sachlage war um so bedeutsamer, als um diese Zeit die Möglichkeit eines preußisch-österreichischen Krieges schärfer ins Auge gefaßt werden mußte. Am 26. Januar hatte Graf Bismarck in Wien Beschwerde erhoben über die österreichische Verwaltung in Holstein und die Frage gestellt ob die Allianz der beiden Mächte noch als fortdauernd zu betrachten sei. Die am 7. Februar seitens des Grafen Mensdorff gegebene ablehnende Antwort, die nach Inhalt und Form den König aufs peinlichste berührte, ließ nur noch wenig Hoffnung auf Frieden und führte zur Einberufung eines großen Ministerrates am 28. Februar zum Zwecke einer umfassenden Erwägung der Lage. Außer dem Kronprinzen, den Ministern, den Generalen Moltke, Manteuffel und Alvensleben war auch der Botschafter Graf Goltz zugezogen. Dieser kehrte in den ersten Tagen des März nach Paris zurück und teilte mir den Verlauf des Ministerrats mit. Vor allem hatte das Auftreten des Königs und die entschiedene Stellungnahme des Generals v. Manteuffel für den Krieg gegen Oesterreich, zu dessen überzeugtesten Anhängern er bis dahin gezählt wurde, einen tiefen Eindruck auf den Botschafter gemacht. In einer Audienz, die dieser schon am 5. März beim Kaiser Napoleon hatte, wurde die Frage von Kompensationen erörtert, ohne daß der Kaiser bestimmte Forderungen stellte.

Als ich Mitte März, wie alljährlich, zur Geburtstagsfeier des Königs nach Berlin reiste, hatte sich die politische Lage inzwischen noch bedrohlicher gestaltet. Seit Beginn des März kamen nach Berlin Nachrichten über eine Reihe von Maßregeln, die eine Mobilmachung der österreichischen Armee vorzubereiten bestimmt waren; von noch größerer Bedeutung aber war die am 14. März erfolgte Ankunft des italienischen Generals Govone, der noch an demselben Tage die Verhandlungen mit dem Grafen Bismarck über den Abschluß eines Bündnisses begann.

Die Audienz beim Könige gab mir Gelegenheit, im Sinne meiner bisherigen schriftlichen und mündlichen Berichterstattung Vortrag zu halten. Ich wies darauf hin, daß im Gegensatze zu den Phrasen von der ewig kriegsfertigen

---

[1]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

französischen Armee ihre numerische Offensivstärke keineswegs so bedeutend sei, wie das geblendete Europa seit zehn Jahren anzunehmen sich gewöhnt hatte, daß vielmehr jenseits des Rheins von einer Kriegsbereitschaft im großen Stil nicht die Rede sein könne, und daß Frankreich aus den wiederholt berichteten Gründen zurzeit nur eine Armee von höchstens 150 000 Mann, und zwar erst nach mehreren Wochen, aufzustellen vermöge. Am Schlusse der Audienz fragte mich der König, wie sich der Kaiser Napoleon im Falle eines Krieges mit Oesterreich stellen würde. Ich erwiderte, daß der Kaiser, meiner Ansicht nach, von einem Siege der österreichischen Waffen überzeugt sei, und daß er nur darauf warte, als Schiedsrichter Europas auftreten zu können, dann würde er auf seinen Lieblingsgedanken, die nationale Unabhängigkeit Italiens, zurückkommen und die für ihn unheilvollen Folgen des Waffenstillstandes von Villafranca zu beseitigen suchen. „Der französische Militärattaché in Wien, Oberst Merlin,“ [1]) fügte ich hinzu, „bestärkt den Kaiser in der Ansicht, daß die Preußen unterliegen werden. Wenn der Kaiser im übrigen einer Konsolidierung Preußens im nördlichen Deutschland wohlwollend gegenüberzustehen scheint, so sind mir zwar die Bedingungen, die er hierfür stellt, nicht bekannt. Meiner Ansicht nach darf aber seinen Freundschafts- und Friedensversicherungen in keiner Weise getraut werden. Zugleich stehe ich für die Unfähigkeit Frankreichs, augenblicklich einen großen Krieg zu führen, ein.“ Der König erwiderte, daß er entschlossen sei, um der Elbherzogtümer willen mit Oesterreich Krieg zu führen, falls dieses bei seiner preußenfeindlichen Politik beharre; aber er wolle nicht zum Kriege drängen. Bismarck und Moltke seien der Ansicht, daß möglichst bald ein Grund gefunden werden müsse, um den Krieg zu beginnen. Dies sei kaum schwer, da Oesterreich in unverhüllter Weise Kriegsvorbereitungen treffe. Er verkenne durchaus nicht die Richtigkeit der militärischen Gründe, die Bismarck und Moltke veranlaßten, diese Politik bei ihm durchzusetzen, aber er allein habe die Verantwortung für einen solchen Krieg zu tragen. „Deshalb warte ich,“ schloß der König, „bis alle Mittel friedlicher Verständigung erschöpft sind, um dann im Interesse und zur Ehre Preußens das Schwert zu ziehen.“

Aus dieser Unterredung ging für mich von neuem hervor, daß es dem Könige allerdings schwer wurde, einen Krieg gegen Oesterreich zu führen, daß aber bei ihm von österreichischen Sympathien nicht die Rede sein konnte. Olmütz blieb ihm unvergessen. Jahre hindurch hatte er in rastloser Arbeit eine Armee geschaffen, die imstande sein sollte, wenn die Stunde für Preußen schlug, den Sieg zu gewährleisten. Aber in seiner loyalen Gesinnung wollte er auch vor der Welt das Recht auf seiner Seite wissen.

Kurz darauf hatte ich Vortrag bei dem General v. Moltke über die Kriegsbereitschaft des französischen Heeres. Auf die Frage, wie stark meiner Ansicht nach ein Observationskorps am Rhein sein müsse, um einer etwaigen

---

[1]) Oberst Merlin hatte als ehemaliger Adjutant des Kriegsministers auch auf diesen Einfluß.

Einmischung Frankreichs in einen Krieg Preußens und Italiens gegen Oesterreich wirksam entgegentreten zu können, erwiderte ich: „Meiner Ansicht nach ist Frankreich nicht in der Lage, zurzeit mit bedeutenden Kräften aufzutreten; mäßige Truppenzusammenziehungen am Rhein werden genügen.“ [1])

Moltke stimmte mir bei und sagte, er brauche das VII. und VIII. Armeekorps gegen Oesterreich; er wolle sich dieserhalb mit dem Kriegsminister v. Roon in Verbindung setzen.

In Berlin war man sich, wie hieraus hervorgeht, an den maßgebenden Stellen über die damalige militärische Lage Frankreichs vollkommen klar. Kurz und treffend ist dies durch die Worte eines Historikers wiedergegeben: „Ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien unternommen.“

Als ich nach Paris zurückgekehrt war, konnte ich über den Stand der Bewaffnungsfrage nach Berlin berichten.[2]) Nach dreijährigen Versuchen und Schwankungen schien endlich ein Entschluß gefaßt zu sein. Das für die Beratung dieser Angelegenheit zusammengesetzte Spezialkomitee hatte ein Hinterladungsgewehr angenommen, dessen Konstruktion im wesentlichen dem preußischen Zündnadelgewehr entsprach. Man hatte jedoch das Kaliber von 13 auf 11 Millimeter herabgesetzt, wodurch eine größere Rasanz der Flugbahn gewährleistet wurde; der Verschluß war nach dem System Chassepot hergestellt. Die Fabriken zu Châtellerault waren mit der Anfertigung von vorläufig 1500 Stück beschäftigt, mit denen drei Bataillone im Lager von Châlons versuchsweise bewaffnet werden sollten. Man nahm an, daß die endgültige Einführung für die ganze Armee im Juli 1866 werde befohlen werden, nach Abhaltung der Probeschießen daselbst vor dem Kaiser. Meiner Ansicht nach mußte indessen die Ausrüstung der gesamten Infanterie mit dieser Waffe bei angestrengtester Tätigkeit mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen.

Am 8. April war das preußisch-italienische Bündnis zu Berlin zum Abschlusse gelangt. Gelegentlich meines Vortrages beim General v. Moltke hatte dieser mich beauftragt, von jetzt ab die Beziehungen zu dem italienischen Militärattaché zu Paris, Obersten Grafen Vimercati, lebhafter zu pflegen, als dies bisher geschehen war. Der Graf war mehr Diplomat oder vielmehr diplomatischer Agent als Soldat, über die französische Armee wenig unterrichtet, aber als Vertrauensmann des Königs Viktor Emanuel sowie des preußenfreundlichen Prinzen Napoleon und seiner italienischen Gemahlin auf politischem Gebiete meist gut orientiert.

Gelegentlich einer in den ersten Tagen des Monats Mai mit mir stattgehabten Unterredung ließ er zu meiner großen Ueberraschung die Worte fallen,

---

[1]) „Mr. de Loë, envoyé en courrier à Berlin, confiait à un de ses amis qu'il apportait au roi des assurances qui lui permettraient de dégarnir les provinces rhénanes et de jeter quatre-vingt mille hommes de plus en Bohême“. Rothan, La politique française en 1866, p. 142 Anm.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 26. April 1866.

„Frankreich würde Preußen zur Seite stehen, sobald die nötigen Kompensationen am Rhein sichergestellt seien“. „L'empereur demande les frontières de 1814 et le Palatinat. Si vous faites ces sacrifices vous aurez une armée française à côté de vous.“ Ich erwiderte dem Obersten, daß mir diese Mitteilung sehr interessant sei; da sie aber nicht zu meinem Ressort gehöre, so möge er sich mit dem Botschafter in Verbindung setzen. Graf Vimercati lehnte dies mit dem Bemerken ab, man wisse in den Tuilerien sehr wohl, daß Graf Goltz sich eher die rechte Hand abhauen als ein deutsches Dorf abgeben würde. Es läge daher nicht in den Intentionen, mit dem Botschafter hierüber zu verhandeln. Außerdem verlange der Kaiser auch gar keinen Vertrag, sondern nur zwei Zeilen von der Hand des Königs. Um diese zu erreichen, sei eine gewandte und patriotische Persönlichkeit erforderlich, die zugleich das Vertrauen des Königs und des Kaisers, sowie den Mut besäße, die ganze Sache auf die eignen Schultern zu nehmen. General Fleury[1]) habe geraten, sich an mich zu wenden. Sei ich bereit, so möge ich vertraulich zu dem General kommen, der das Weitere mit mir besprechen werde.

Meine Antwort konnte nicht zweifelhaft sein, da die ganze Angelegenheit, wie schon erwähnt, außerhalb meines Ressorts lag. Ich setzte aber sofort den Botschafter von dem Vorschlage in Kenntnis und fügte hinzu, daß der Kaiser nunmehr die in Biarritz gegenüber dem Grafen Bismarck beobachtete Zurückhaltung in vertrauten Kreisen aufzugeben und für seine Parteinahme gewisse Bedingungen zu stellen bereit scheine. — Ueber diesen meines Wissens ersten, wenn auch indirekten Versuch Napoleons, sich deutschen Landes zu bemächtigen, schickte Graf Goltz sofort eine chiffrierte Meldung nach Berlin.

Inzwischen steigerte sich die Spannung zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien von Tag zu Tag. Am 21. April wurde die österreichische Südarmee mobilisiert, am 26. April die italienische Armee. Endlich ergingen vom 3. Mai an auch von Berlin aus die zur Herstellung der Kriegsbereitschaft der Armee erforderlichen Befehle, und die kleineren deutschen Staaten setzten ihre Kontingente auf den Kriegsfuß.

In Paris konnte es keinem unbefangenen Beobachter entgehen, daß die öffentliche Meinung auf seiten Oesterreichs stand. Sie erkannte ganz richtig, daß Oesterreichs Streben auf die Erhaltung der bisherigen Zersplitterung Deutschlands gerichtet sei, Preußen aber eine Reform des ohnmächtigen Deutschen Bundes und Machterweiterung für den eignen Staat erstrebe. In Deutschlands Ohnmacht aber hatte Frankreich seit Jahrhunderten die beste Bürgschaft für das eigne Uebergewicht erkannt. — Thiers sprach am 3. Mai im gesetzgebenden Körper der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute aus der Seele. Ich wohnte jener Sitzung im Palais Bourbon bei und gestehe,

[1]) General Fleury war mir schon aus der Zeit meines einjährigen Aufenthalts in Paris 1852/53 bekannt; gelegentlich der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinzregenten 1860 in Baden-Baden hatte ich die Beziehungen zu dem einflußreichen Manne erneuert und seitdem fortgesetzt.

niemals etwas Meisterhafteres an hoher politischer Weisheit und parlamentarischer Beredsamkeit gehört zu haben. Er verwarf unbedingt das bisherige Verhalten der kaiserlichen Regierung in den deutschen Angelegenheiten, das er als einen Bruch mit den Ueberlieferungen bezeichnete, die Frankreichs Größe verbürgten, und forderte von ihr die Verhinderung der von Preußen erstrebten deutschen Einheit sowie die Erhaltung des Gleichgewichts Europas nach den Verträgen von 1815. Wenn auch von falschen Gesichtspunkten ausgehend und offenkundige Tatsachen gröblich entstellend, riß er doch durch die Wucht seiner Beredsamkeit sowie die Klarheit und das Pathos seines Vortrages alle Hörer zu einer Begeisterung hin, der sich niemand, auch nicht die ihm feindliche Mehrheit der Körperschaft, entziehen konnte. Man kann sagen, daß er die ganze Kammer hinriß und überwältigte.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt. In den Tagen, als zu Frankfurt durch Annahme der österreichischen Anträge der Deutsche Bund sich auflöste und dem Schwerte die Entscheidung über das fernere Schicksal Preußens und Deutschlands überlassen blieb, rüstete ich mich in Paris zur Abreise, denn ich hatte Befehl erhalten, den bevorstehenden Krieg im Hauptquartier des Königs mitzumachen.

Zu meinem Vertreter während der Kriegsdauer war der bekannte Altertumsforscher Oberstleutnant v. Cohausen vom Ingenieurkorps ernannt worden, ein Mitarbeiter des Kaisers bei dessen kürzlich erschienener „Geschichte Julius Cäsars“ und mit Pariser Verhältnissen vertraut. Ich übergab ihm die Geschäfte und machte ihn mit den maßgebenden und für seine Zwecke wichtigsten Persönlichkeiten nach Möglichkeit bekannt.

Kurz zuvor hatte ich eine Arbeit zum Abschluß gebracht über die Einteilung der französischen Armee, ihre Dislokation, die Anzahl der vorhandenen taktischen Einheiten (Bataillone, Eskadrons und Batterien) und die Kommandoverhältnisse in den höheren Stellen.[1]) Insbesondere ging daraus hervor die Stärke der in Frankreich verfügbaren Feldtruppen und Depots, der Armee von Algerien und der Expeditionskorps in Rom und Mexiko, alles nach dem Stande vom Anfang Juni. Eine solche Zusammenstellung konnte für die bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen unter Umständen eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Als ich mich vom General Bourbaki, zu dem ich unverändert in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben war, verabschiedete, sagte der General: „Mon cher colonel, je vous envie la campagne que vous avez devant vous. Car vous battrez les Autrichiens comme plâtre.“

„Ich bin hocherfreut über die Prophezeiung eines so kriegserfahrenen Generals,“ erwiderte ich. „Aber es wird Euer Exzellenz nicht unbekannt sein, daß der weitaus größte Teil Ihrer hiesigen Kameraden Ihre Ansicht nicht teilt.“

„C'est possible,“ antwortete der General, „mais je regrette cette différence

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 2. Juni 1866.

de vue dans l'intérêt de l'armée française et de notre politique. Je crains que notre ignorance ne nous coûtera cher."

Sodann begab ich mich zum Kriegsminister Marschall Randon. Hier waren, wie mir längst bekannt, die Anschauungen über den Ausfall des bevorstehenden Krieges ganz anders. Der Marschall empfing mich sehr freundlich, aber aus seinen Aeußerungen glaubte ich ein gewisses Mitleiden mit mir herauszuhören, der ich in einen so aussichtslosen Krieg ziehen müsse. Auf meine Frage, ob der Marschall mir Befehle für den Militärattaché Grafen Clermont-Tonnerre nach Berlin mitzugeben habe, erhielt ich die Auskunft, daß der Graf den Krieg im preußischen Hauptquartier nicht mitmachen werde. Dem französischen Militärattaché in Wien, Oberst Merlin, sei die Erlaubnis, während des Krieges im österreichischen Hauptquartier zu sein, nicht erteilt worden; daher habe der Kaiser beschlossen, auch den Grafen Clermont-Tonnerre den Krieg nicht mitmachen zu lassen.

Auf meiner Reise nach Berlin verweilte ich kurze Zeit in Köln und Bonn, um Familienangelegenheiten zu ordnen und Pferde zu kaufen; ich traf an meinem Bestimmungsort ein, als eben die preußischen Truppen die Operationen gegen die norddeutschen Mittelstaaten begonnen hatten. Meine Ausrüstung für den Feldzug war bald beendet, aber die Abreise des Großen Hauptquartiers verzögerte sich, da der König die Operationen gegen die hannöversche Armee vorher zum Abschluß gebracht haben wollte. Die spannungsvollen Tage vor der Kapitulation von Langensalza mit ihren sich kreuzenden und widersprechenden Meldungen, Befehlen und Mißverständnissen verlebte ich in der Umgebung des Königs. Der Verlauf der damaligen Ereignisse ist bekannt; aber hervorheben möchte ich, wie jeder, der in diesen Tagen Gelegenheit hatte, dem Könige näherzutreten, die Ueberzeugung gewann, daß das Aeußerste versucht wurde, mit dem König Georg eine friedliche Verständigung herbeizuführen.

Am 28. Juni kapitulierte die hannöversche Armee; für den 30. wurde die Abreise des Großen Hauptquartiers nach Böhmen befohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Menzel im Rütli

Von
Nahida Lazarus

So ist der letzte Rütlione dahin!

Wird unter den unzähligen, Menzel gewidmeten Nekrologen nur einer des Rütli gedacht haben, das jahrzehntelang eine große Rolle in seinem Leben gespielt, ihm die reichste geistige Anregung und Geselligkeit geboten hat?[1])

[1]) Bei Korrektur dieses Artikels erhalte ich ein Feuilleton von Gustav Karpeles im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 17. Februar („Kleine Erinnerungen an den großen Menzel"), in dem das Rütli und auch das Verhältnis zwischen Menzel und Lazarus zum Teil nach persönlichen Erinnerungen erwähnt wird.

Was war das Rütli?

Mitte des vorigen Jahrhunderts (1853) zweigte sich von dem berühmten, 1827 von Saphir gegründeten „Tunnel über der Spree" eine Sonnabendgesellschaft ab, welche die erlesensten Geister zu fröhlich-freiem Meinungsaustausch versammelte. Der Wunsch, über die einseitig-literarischen, des Ernstes entbehrenden Konferenzen des Tunnels — „Kleindichterbewahranstalt" nannte ihn Geibel — hinauszukommen, mehr in die Weite und Tiefe zu dringen, führte sie zu engerem Anschluß im Rütli. Franz Kugler war der eigentliche Begründer. Alle Gesprächsthemen waren hier erlaubt: Literatur, Kunst, Theater, Philosophie, Kulturgeschichte, Tagesereignisse und so weiter. Am liebsten behandelte man psychologische und kunstphilosophische Fragen, und Kugler und Lazarus, die eine Kunstgeschichte auf völkerpsychologischer Grundlage planten, die Kuglers früher Tod (1858) nicht zustande kommen ließ, hatten im Rütli die eingehendsten Beratungen darüber gepflogen, an denen natürlich auch Menzel beteiligt war. Menzel hatte sein Interesse an der Philosophie bereits durch die Teilnahme an den Vorlesungen bekundet, die Lazarus im Sommer 1855 und 1856 zweimal wöchentlich in seinem Hause vor dem Rütli und einigen Freunden — darunter Steinthal — über Geschichte der Philosophie hielt.

Ausgeschlossen war in diesem Kreise nur die Politik, und eben deshalb nannte man sich in heiterer Persiflage „Rütli". Man kam am Schluß der Woche zusammen, um am Sonntagmorgen gemütlich ausschlafen zu können. Gemütlichkeit war der Wahrspruch dieser Zusammenkünfte, die in der traulichen Dämmerstunde anfingen und reihum in den Behausungen der Mitglieder stattfanden. Vorher wurde immer gewissenhaft gemahnt, wer an der Reihe sei. Es wird da und da „gekocht", hieß es dann mit gutem Humor; denn das Kochen war durchaus gegenstandslos, es gab keine lärmende und kostspielige Traktiererei, die Feindin und Störerin aller wirklich stimmungsvollen Geselligkeit. Man gruppierte sich zwanglos um die altbürgerliche Tee- oder Kaffeekanne, notabene ohne Damen; denn nur die Hausfrau hatte das Privilegium, diskret nachzuschauen, ob noch genug des braunen Naß und der obligaten Zwiebäcke vorhanden sei. Im übrigen spielte das Weibliche hier keine Rolle, und man befand sich sehr wohl dabei.

Durch den unbedingten Ausschluß der Politik blieb den Rütlionen in der Tat alles Aufreizende politischer Meinungsverschiedenheiten erspart. Sie wollten Frieden und haben ihn sich in seltener Einmütigkeit durch länger als vierzig Jahre treu erhalten, trotz der sehr verschiedenen Standpunkte, Lebensstellungen und Konfessionen; es gab unter ihnen zwei Drittel Protestanten, ein Drittel Katholiken und dazwischen einen einzigen Juden: Lazarus. Die Ansichten gingen oft diametral auseinander, aber niemals auch nach dem heftigsten Wortgefecht entstand eine über die Stunde des Beisammenseins hinausreichende Verstimmung oder Entfremdung.

Zu den ältesten Mitgliedern des Rütli gehörten außer Franz Kugler auch Heinrich Smidt, der „deutsche Marryat", Kammerherr v. Merckel, der witzige Autor des „Frack des Herrn von Schergall" (eine gegen die zu-

sammengeflickte und durchlöcherte Verfassung gerichtete Satire), Bernhard v. Lepel, Hugo v. Blomberg, Richard Lucä, Friedrich und Karl Eggers, Paul Heyse, vor seiner Uebersiedlung nach München, August v. Heyden, Th. Fontane; als Gäste erschienen Adolf Wilbrandt, Otto Roquette, Friedrich Bodenstedt, Georg Brandes, Bogumil Goltz, Eduard Devrient, Werner Hahn und so weiter.

Adolf Menzel nun, mit dem Beinamen Rubens — jeder hatte wie im Tunnel seinen Beinamen — war ein eifriger Zuhörer bei den Rütlisitzungen gewesen. Mit der Zunahme seines Alters aber gewöhnte er sich schließlich an, nur zu den Rütlis zu kommen, die bei „Lazarus-Leibnitz" stattfanden, bei dem auch häufig „gekocht" wurde, wenn der Rütlione, an dem die Reihe war, an der Ausübung der „Tyrannis" sich verhindert sah.[1]) Und auch bei Lazarus erschien Menzel mit seiner sprichwörtlich gewordenen Unpünktlichkeit, wenn die andern schon gegangen waren. Das war ihm gerade recht; dann hatte er seinen Philosophen allein und saß fest, oft bis lange nach Mitternacht. Von einer großen Unbekümmertheit um seine Mitmenschen, handelte er nach der Eingebung des Augenblicks, nicht ahnend, wie sehr er damit die Nachsicht der Freunde in Anspruch nahm.

Der kleine, aber vierschrötige und schwerfällige Mann war auch als Kritiker nicht immer bequem. Karl Eggers, der die große, von seinem Bruder Friedrich begonnene Rauch-Biographie vollendete, berichtet im August 1873 an Lazarus: „Bei einer Rütlidebatte des verflossenen Winters, bei der Sie nicht zugegen waren, hatte Rubens starke Neigung, eine Biographie Rauchs von vornherein für jetzt schon für veraltet zu erklären, da Rauch doch erheblich ‚überschätzt' worden sei. Von Rubens erinnere ich mich ganz bestimmter Angriffe gegen die Persönlichkeit Rauchs in der Richtung, daß der Kammerdiener stets den Künstler unterdrückt habe, von Anbeginn bis zu seinem Ende. Diese Beurteilung Rauchs, gegen welche doch erhebliche Bedenken aus dem Manuskript Friedes erwachsen, hat mich zu äußerster Vorsicht ermahnt, und ich bin deshalb allen seinen Quellen wieder bis ins einzelnste nachgegangen."

Auch seinem Rütlikameraden August v. Heyden gegenüber zeigte sich Rubens ziemlich borstig. Ueber beide so verschiedenen Künstler plaudert Fontane in einem Weihnachtsbrief, den er Lazarus 1881 nach Nizza sendet:

„Von Heyden bis zu Menzel ist nur ein Schritt, ob ein kleiner oder großer, das stehe dahin. In Menzels Augen ist die Frage wohl gelöst und in Heydens auch, dessen war der vorletzte Rütli Zeuge, wo Heyden behauptete: 1. was ich will, steht ebenso hoch, wie das, was Menzel will, und 2. was ich leiste, vielleicht auch. Er vermied die Worte: was ich kann. Denn zwischen leisten und können ist doch noch ein wesentlicher Unterschied. Diese kühn auf den Teppich geworfenen

[1]) Lazarus war überhaupt, wie die andern neidlos anerkannten, die Seele des Rütli. War er von Berlin abwesend — in der „leibnitzlosen, traurigen Zeit" —, fristete es kümmerlich sein Dasein, und als er 1894 Berlin verließ, löste es sich allmählich auf, trotzdem es noch fünf Mitglieder zählte: Eggers, Fontane, Heyden, Menzel, Zöllner.

Sätze kamen nun zur Diskussion, und der Rütli bedeckte sich mit Ruhm. Am meisten Heyden selbst, indem er ohne Empfindlichkeit hinnahm, was ihm entgegnet wurde. Wir einigten uns dahin: Dergleichen zu denken, ist erlaubt; wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste. Selbsterhaltung fordert Selbstgefühl. Also man denkt es. Aber soll man es aussprechen? Das wurde natürlich verneint und unter gutmütigem Lachen auch von Heyden selbst, bis er wieder mit einem Male andern Sinnes wurde: Nein, nein! Es bloß denken macht klein und eitel; spricht man es aber aus, so werden einen viele für einen Narren halten, aber man wird nur um so bestrebter sein, sein Wort einzulösen und bis an die Marke zu kommen, die man sich selber vorgezeichnet hat.

„Aber ich wollte ja von Menzel erzählen. Augenscheinlich fühlt er sich selbst wohler unter den Rütlionen und erscheint deshalb regelmäßiger. Und weshalb? Alles ihm Unbequeme hat er ausscheiden oder wegsterben sehen, erst Lübke, dann Kugler, dann Blomberg. Ein von Kunsthistorie purifiziertes Rütli blieb übrig. Ich verdenke es keinem Maler, also auch Menzel nicht, wenn er der Wissenschaft das Recht des entscheidenden Mitsprechens abspricht, aber die Kunsthistoriker können einem nachgerade leid tun!"

Wenn Heyden einmal an Lazarus schreibt: „Sie sind Menzels alter, treuer Freund und haben auch geistig mehr für seine Kunst übrig wie für die meine" — dann traf er das Richtige. Hier lag der unscheinbare, aber folgenreiche Keim zu dem eigenartigen Verhältnis zwischen dem berühmten Maler und dem Philosophen, der in der Tat mehr für Menzel „geistig übrig" hatte als die meisten seiner andern Kritiker und Lobsänger. Dies Verhältnis wird in den von mir bald vollendeten und von seinem Biographen Dr. Alfred Leicht herauszugebenden Lebenserinnerungen von Lazarus ausführlich behandelt werden; hier in Kürze nur so viel:

Menzel liebte Lazarus. Man hat gezweifelt, ob der geniale Meister überhaupt der Zuneigung in höherem Maße fähig sei. Dem weiblichen Geschlecht ging er bekanntlich grundsätzlich aus dem Wege — ist er doch als überzeugter Junggeselle gestorben —, aber auch den befreundeten Männern zeigte er meist eine Knurrigkeit, die zu konsequent war, um nicht auf eine tiefwurzelnde — gelinde gesagt — Gleichgültigkeit gegen seine Mitmenschen schließen zu lassen. Wie seine sämtlichen Bilder ein fast finsteres Aussehen zeigen — er hat wiederholt Lazarus mit wohlgetroffenen Porträts seiner selbst beschenkt —, so zeigte auch sein Benehmen eine rauhe Außenseite. Ein einziges Mal trat er mir gegenüber; der Eindruck war ein um so unvergeßlicherer, als der Anlaß ein sehr trauriger war: meinen Mann hatte am ersten Morgen unsrer Heimkehr als Neuvermählte in Berlin (1895) durch einen Sturz ein schwerer, verhängnisvoller Unfall betroffen. Die Zeitungen brachten die Nachricht; keiner der Rütlionen ließ sich sehen, nur Menzel kam andern Tages noch spät abends um 10 Uhr. Finster streifte mich sein Blick; dann saß er wie ein drohendes Ungewitter dem schwer Leidenden gegenüber, bis ich endlich mit Tränen ihm zuflüsterte, mein Mann

müsse ins Bett. Da ging er hastig, polternd, fast ohne Gruß. Und dennoch begriff ich, daß er Lazarus und dieser ihn liebte. — Aber das zu erläutern, dazu bedarf es einer psychologischen Studie.

Als Menzel den Freund einmal in seinem idyllischen Schönefeld besuchte, malte er dort die uralte, große Linde, die in der Nordecke des Gartens steht. Die riesige Baumkrone in ihrem duftigsten Blütengewand beherbergte wohl eine Million Bienen, deren Gesumm und Gebrumm beide Männer, die auf der um den Stamm herumgebauten hohen Veranda saßen, ergötzte. „Da hättest du ihn sehen sollen," sagte mir Lazarus, „das reine Kind!" — Dann gingen beide zwischen den Wiesen nach Abtnaundorf hin. Plötzlich bleibt Menzel stehen und starrt zur Erde. Was war's? — ein Häufchen Pferdeäpfel: „Das kann ich brauchen, das male ich morgen." Man lachte über den „Scherz"; aber Menzel ging in aller Frühe — er, der Spätaufsteher! — noch vor dem Frühstück mit Pinsel und Palette hin, damit ihm der Straßenkehrer nicht die Geschichte wegfege!

Ein andermal kamen sie an die Ecke des Nachbargrundstückes, dessen verwahrloster Zaun einen Schlupfwinkel bot für allerlei Kehricht, Abfälle, zerbrochenes Geschirr und so weiter. Das Ganze war von der Mittagssonne goldig überstrahlt. „Wer das malen könnte!" rief Menzel bewundernd und ließ jenes nasale Schmunzeln hören, mit dem er hohe, nachdenkliche Befriedigung zu begleiten pflegte.

Dieses sinnende Entzücken über den Kehrichthaufen in der Sonne gibt die eine Lösung des Rätsels, warum diese beiden so grundverschiedenen Männer sich zueinander hingezogen fühlten: die Liebe zur Natur und der Humor verbanden sie. Die zahlreichen Briefe und Briefchen von Menzel an Lazarus sind alle humoristisch.[1]) Eine Stichprobe nur, — eigentlich gehört die verklexte, wie mit dem Besen hingefegte Handschrift mit der schnurrigen, erfinderisch verschnörkelten Unterschrift dazu, um die volle Originalität zu genießen:

Berlin, 3. April 1882.

Verehrter, lieber Freund!

Wer in Briefschulden überhaupt, und meist gezwungen, ein schlechter Zahler ist, der muß bei seiner Verurteilung extramildernde Umstände beanspruchen, wenn er sich ein Bescheidtun auf ein sozusagen doppeltes Zutrinken auferlegt fühlt. Je eingehender, also wortreicher ich mich hinreißen ließe, auf Ihr Herumklopfen und Horchen an Brust und Gehirn mich zu expektorieren, desto mehr käme ich gar in Verdacht, mich in Adelsberger übernommen zu haben. — Ja, aber auch in meiner Zeitbedrängtheit (die nur noch immer zunimmt), wo ich bis dato nur leider auf ein mehr oder weniger Herumnaschen beschränkt war, bin ich auf manches gestoßen, das ich mit Ihnen lüften, hecheln, durchackern möchte „bis morgen früh"! — Sagte nicht etwas in mir: Laß das! zum Partner eines Philosophen wirst du doch nicht. Unsereiner soll, darf's nicht einmal werden

[1]) Karpeles erzählt, daß an Lazarus' siebzigstem Geburtstage ein acht Seiten langer Brief von Menzel angekommen sei. Leider ist gerade dieser — wie viele andre von Bedeutung — aus der von Lazarus sorgfältig aufbewahrten Korrespondenz verschwunden.

wollen! — hat sich schon zu hüten, so was wie — (folgt ein Wort, das ausgestrichen einen zollangen Tintenklecks bildet) seine eigne Libelle zu werden. Am weitesten bin ich in das Kapitel von der Freundschaft hineingestiegen. Welches Gefilde! Ebenso, soweit ich gekommen: „Vom Ursprung der Sitten“ und was da hineingehört. — Was Sie a. s. O. in der Frage des jeweiligen Zusammenwirkens verschiedener Künste (s. die Weihnachtstransparentausstellungen in der Singakademie) ausführen, würde ich an sich ohne weiteres unterschreiben. In praxi stellt sich aber die Sache anders und kommt da noch ein andres Moment dazu; doch davon einmal besser mündlich. Wie überhaupt über manches in diesem Ihrem Werke! Indem ich jetzt endigen will, kommt noch Ihr „Carnaval“ an. Für heute aber beschränke ich mich, Ihnen für alles Ihr aufmerksam freundliches Hierherdenken aufs herzlichste zu danken. Mit dem Ausdruck der Freude aufs Wiedersehen der Ihrige

Menzel.

Beide standen in regelmäßigem Austausch ihrer Werke, Menzel natürlich, soweit es Radierungen, Nachbildungen, Photographien und dergleichen betraf. So besaß er sämtliche Werke von Lazarus, bis auf jede Abhandlung oder gedruckte Rede, und Lazarus legte eine Menzelmappe an. Für Menzels Beurteilung sind die Widmungen, mit denen er die dem Freunde gesandten Gaben zu schmücken pflegte, stets charakteristisch. Unter die letzte seiner Photographien schrieb er: „Es hat dem waltenden Geschick gefallen, Tage voll erhebender Genugtuung, frohen Rückblicks in ein feierlich Examen in der Stoa umzugestalten! Mögen Blutungen nach innen, wie sie solche Prüfungen begleiten, ohne jegliche Nachweh vorübergehen! Bleibe der Lebensabend wolkenlos!“

Ob nicht auf diesen letzten der Rütlionen Lazarus' Wort paßt: Nur wenigen ist es gegeben, auch im Wassertropfen Gott zu erschauen?

Die Schiffahrt in den Zonen des Eises

Von

Erich v. Drygalski

Die Schiffahrt in den Zonen des Eises ist für die Seeleute eine jener Kategorien, die besondere Erfahrungen in der Navigation voraussetzt, weil sie auf besonderen Bedingungen des Meeres beruht. Es gibt noch andre solche Kategorien, teils günstiger, teils ungünstiger Art. Günstig ist zum Beispiel die Schiffahrt in den Gebieten der Passate, in denen Segler wie Dampfer, von konstant gerichteten Winden getragen, mühelos dahingleiten; günstig ist die Schiffahrt auch dort, wo man es mit bestimmten Strömungen zu tun hat, wie in dieser Hinsicht am Kap der guten Hoffnung hin und zurück, wo man von West nach Ost nur ein wenig südlicher zu gehen braucht, als von Ost nach West, um in beiden Fällen günstige Strömungen zu treffen. Günstig ist die Schiffahrt auch in dem großen Meeresring, der den Südpol umgibt, wo man es mit den

ständig wehenden sogenannten „braven“ Westwinden zu tun hat, so stürmisch diese auch auftreten können.

Ungünstig ist die Schiffahrt dagegen in den Gebieten der tropischen Zyklone und Taifune, derer man nur durch besondere navigatorische Kenntnisse Herr wird. Ungünstig ist sie auch fast überall in der Nähe der Küsten und bei Beseglung der Häfen, wobei man die Schwierigkeiten durch das Lotsenwesen verringert.

Jede dieser und andrer Kategorien erfordert nun besondere Maßnahmen des Schiffers, die sich auf eine genaue Kenntnis des Meeres und seiner Eigentümlichkeiten gründet. Denn wenn sich Dampfer auch immer unabhängiger von den Elementen machen, je stärker ihre Maschinen sind, um ihre Fahrten selbst gegen Strömung und Wind durchzuführen, wenn sie auch die Küsten bisweilen ohne die Hilfe von Lotsen befahren, der Stärke ihrer Maschinen vertrauend, die ihnen jede Bewegungsrichtung ermöglicht und sie im Notfalle von der Küste auch wieder fortbringen kann, so hört man hierbei doch oft von Mißgeschick. Die Maschinen sind kunstvolle Gebilde und können nicht jedem Wechsel der Elemente gewachsen sein; sie versagen darum wohl auch in der Stunde der Not. Die genaueste Kenntnis des Meeres ist dann nicht zu entbehren.

Daher kommt es wohl, daß zum Beispiel Zyklone schon besser von Seglern als von Dampfern überwunden worden sind, weil die ersteren mehr mit dem Gang der Elemente zu rechnen gewohnt waren. Man spricht dann von Glück oder Unglück, doch der Grund liegt auch tiefer, nämlich in der Ausbildung des Seemanns. Es ist bewunderungswert, wie ein tüchtiger Schiffer mit Menschenkraft die Elemente meistern kann, indem er sie benutzt und durch ruhige Verwertung praktischer Erfahrung obsiegt, wo Gewöhnung an die Maschine und an das Arbeiten mit derselben gegen das Meer, das Rechnen mit der Stunde und Minute, wie bei einem Eisenbahnzug, in dem Tosen der Elemente zum Untergange führt.

Ein besonderer Zweig der Schiffahrt, der eine eigne praktische Erfahrung verlangt, ist die Navigation in den Zonen des Eises. Er umfaßt vielleicht die weitesten Räume auf der Erde von allen Arten der Schiffahrt, die mit besonderen Verhältnissen rechnen, denn er umschließt nicht nur Teile der Ozeane, sondern Meeresräume von kontinentaler Größe. Lange stand die Entwicklung der Eisschiffahrt hinter andern Aufgaben der Meere zurück, und zwar wesentlich wohl, weil sie keinen praktischen Nutzen versprach. So wurde sie wenig gepflegt und wenig war von ihr bekannt.

Man übte eine Art von Eisschiffahrt in den im Winter vereisten Häfen der deutschen, russischen oder amerikanischen Küsten. Dieselbe diente natürlich praktischen Zwecken. Auch ausgedehnte Erhebungen darüber hinaus, wie sie zum Beispiel Kanada über die Möglichkeit der Fahrt in der Hudsonsbai anstellte, sollte eine schnellere und günstigere Verbindung der reichen Getreidedistrikte von Manitoba mit den Welthäfen Europas anbahnen. Man begnügte sich aber hier mit der Feststellung, wie lange diese Möglichkeit durch Eis gehemmt sei, gleichwie man sich bei

manchen Häfen Europas lange genug dabei beruhigte, den Zugang bestimmte Zeiten im Jahre durch Eis gehindert zu sehen. Für die Beurteilung von Polarfahrten ist es interessant zu bemerken, wie leicht und lange sich die Schiffe durch das dünne Eis der Flüsse und Häfen hindern ließen, obgleich bei diesen Unterbrechungen des Verkehrs hohe Werte auf dem Spiele standen.

Durch die Konstruktion von Eisbrechern wurde hierin ein gewisser Wandel geschaffen; mit verhältnismäßig leichter Mühe ließen sich unsre Flußmündungen auch im Winter offen halten. Das größte derartige Unternehmen ist der Bau des russischen „Jermak“ durch den jetzt verstorbenen Admiral Makarow, der mit diesem Schiffe nicht allein das starke Eis der russischen Ostseehäfen, sondern auch die Schollen des Nördlichen Polarmeeres zu durchbrechen versuchte, letzteres freilich ohne Erfolg.

Aus den Polarmeeren kannte man die Eisschiffahrt hauptsächlich nur von den Rändern und nicht viel darüber hinaus, da dieses für die Praxis meistens genügte; denn an der Außenkante des Eises war das Tierleben, dem man nachging, am reichsten, weiter nach innen winkte kein derartiger Gewinn. Wo man in das Eis weiter eindrang, geschah es, um momentan Schutz gegen Stürme zu suchen, denen man in den lockeren Schollen der äußersten Kante nicht gewachsen war; weiter innen sind Dünung und Wellen durch die Schollen gedämpft, so daß die Schiffe dort nur noch den Kampf mit dem Winde und nicht mehr zugleich mit den Wogen zu führen brauchen. Aber auch diese Versuche führten naturgemäß nicht weit in das Eis der Polarmeere hinein.

Wohl aber brachten größere Unternehmungen, die darauf ausgingen, neue Wege für den Verkehr zu suchen, weitere Erfahrungen. Es waren im Norden die Versuche, eine Durchfahrt zur Beringstraße, zu den Küsten Asiens zu gewinnen, und im Süden das Streben, die vorhandenen Seewege abzukürzen.

Die ersteren endigten mit der Erreichung der Durchfahrten. An der nordöstlichen Durchfahrt haben sich Russen, Holländer, Engländer und Schweden versucht. Dabei gelang den Holländern die Entdeckung des europäischen Polargebiets, der Bäreninsel und Spitzbergens, und den Schweden fiel durch Adolf Erik Nordenskjöld der Ruhm zu, die nordöstliche Durchfahrt gefunden zu haben. An der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt sind fast ausschließlich Engländer und Amerikaner beteiligt gewesen. Die große Reihe von Fahrten, die dieser gegolten, knüpft sich besonders an den Namen Franklins, der mit der größten Polarexpedition, welche die Welt geschaut hat, gänzlich zugrunde ging, dessen Spuren dann aber andre folgten, um ihn zu suchen und um durch Mac Clintock und Mac Clure das Vorhandensein eines nordwestlichen Seeweges festzustellen, ohne ihn freilich mit dem Schiffe selbst durchmessen zu haben.

Freilich bewegten sich auch diese Fahrten naturgemäß alle mehr an den Rändern des Eismeeres, und so entstand das Dogma, das in England bis auf die jüngsten Zeiten geherrscht hat, daß nur die Ränder der Eismeere befahrbar wären, daß man das sogenannte Küstenwasser benutzen müsse, um vorwärts zu kommen, wo die Winde das Eis zeitweilig vom Lande abtreiben und so

Durchlässe gewähren. Frühere Versuche, das Nördliche Eismeer auch in seinen inneren Teilen aufzusuchen, wenn das Küstenwasser versagte, waren fehlgeschlagen. So hatte sich Barents aus diesem Grunde der Nordostecke Nowaja Semljas zugewandt, war aber dort zugrunde gegangen. Payer und Weyprecht hatten bei ähnlichem Streben Franz-Josephs-Land entdeckt, sprachen es dann aber aus, daß man von hier aus der Strömungen wegen nicht in das Nördliche Eismeer eindringen könne. Erst Nansen hat den Versuch erneuert und den großen Erfolg gehabt, als erster das Polarmeer fern von den Küsten zu durchqueren.

Im Süden ist man in dem Bestreben, neue Schiffahrtswege zu finden, lange Zeiten kaum bis zu den Rändern des Eismeeres gegangen. Der Amerikaner Maury kämpfte für einen kürzeren Seeweg zwischen den Südspitzen der Kontinente auf einem „größten Kreis“, doch führte dieser im Indischen Ozean nur etwas südlich von Kerguelen vorbei und kam wohl mit Eisbergen, kaum aber mit Scholleneis in Berührung. Er wurde und wird bis heute trotzdem meistens vermieden, weil man die Eisberge fürchtet. Die größere Aufgabe aber, es dort nicht bei einem kürzeren westöstlichen Seeweg, zum Beispiel zwischen Kapstadt und Melbourne, bewenden zu lassen, sondern auch umgekehrt gerichteten, ostwestlichen Routen zu folgen, hat der erwähnten braven Westwinde wegen bis auf die jüngsten Südpolarexpeditionen gänzlich geruht. Die Lösung dieser wichtigen nautischen Frage im südlichen Indischen Ozean war eines der Ziele des „Gauß“, dem er erfolgreich nachging; sie ist von Bedeutung auch für die praktische Schiffahrt und in ihren physischen Grundlagen besonders wichtig für die fundamentale Frage der Antarktis nach der Verteilung von Wasser und Land. Ueber die Eisschiffahrt im Süden haben sich dabei manche Erfahrungen ergeben.

Wenn wir nun fragen, was sich aus den bisherigen Fahrten über die Möglichkeit und über die Mittel für die Schiffahrt in den Zonen des Eises ergibt, so steht vor allem betreffs der Mittel die eine Tatsache fest, daß man hölzerner Schiffe dazu bedarf. Häufig hört man hierauf die verwunderte Frage: Warum? Eiserne Schiffe stehen im Vordergrunde des Interesses. Unsre Werften sind teilweise nur noch auf den Bau von eisernen Schiffen gerichtet, und die Kosten sind dementsprechend verringert. Sicher wäre es wohl auch möglich, eiserne Schiffe zu bauen, die als Polarschiffe dienen können. Warum also braucht man hölzerne Schiffe?

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die heute übliche Stärke eiserner Schiffe im Polareis nicht ausreicht. Schon im Eisgange unsrer Flüsse werden die Platten unsrer eisernen Dampfer zerschnitten. Man müßte diese Platten also stärker wählen und folglich auch schwerer.

Dazu kommt, daß man es im Polareis nicht nur mit dem Stoßen und Schneiden der Schollen zu tun hat, sondern auch mit dem seitlichen Druck, mit den Pressungen des Eismeeres. Zum Schutze dagegen muß man die Schiffe außer mit stärkeren Platten auch noch mit inneren Abstützungen versehen, und auch diese würden bei Eisenkonstruktionen schwerer werden als bei hölzernen Bauten. Holz ist elastischer und leichter als Eisen, und der Körper eines eisernen Polar-

schiffes würde durch das Zusammenwirken der erwähnten Momente, einer größeren Stärke der Platten und der inneren Abstützungen, so schwer werden, daß darin allzu wenig Laderaum bliebe.

Zweitens ist ein eiserner Bau aber auch nicht günstig wegen der Temperatur des Polarmeeres. Eisen ist ein guter Wärmeleiter, und ein eisernes Polarschiff würde durch die niedrigen Temperaturen im Eise so durchkühlt werden, daß man zur Erwärmung ganz bedeutende Kohlenmengen gebrauchen würde, ohne dabei des Erfolges sicher zu sein. An den immer neu durchkälteten Wänden würde sich Feuchtigkeit niederschlagen; die Räume würden dadurch innen vereisen und in jeder Beziehung ein unbehaglicher Aufenthaltsort sein.

Drittens endlich kommt bei eisernen Schiffen der Magnetismus störend in Betracht, der jedem Eisen eigentümlich ist. Er verwirrt schon in niederen Breiten die Richtkraft der Magnetnadel im Kompaß, so daß man diese zum Beispiel bei den eisernen Kriegsschiffen nur kunstvoll durch Anbringung besonderer Richtmagnete für die Anforderungen der praktischen Navigation genügend aufrechtzuerhalten vermag. Mehr noch würde dies in den Polarmeeren der Fall sein, wo in der Nähe der magnetischen Pole alle magnetischen Kraftäußerungen besonders lebhaft sind und dazu die horizontale Richtkraft gering, wo also bei eisernen Schiffen die verhängnisvollsten Irrtümer bei der Beobachtung des Kompasses entstehen könnten, abgesehen davon, daß magnetische Studien, wie sie bei jeder Polarfahrt von hoher Bedeutung sind, dadurch unausführbar wären.

Alle diese Nachteile haben hölzerne Schiffe nicht. Von neuen Polarschiffen will ich in dieser Beziehung die „Fram", den „Gauß" und die „Discovery" erwähnen. Alle drei waren aus Holz gebaut. Die „Fram" ist wohl das bekannteste Polarschiff. Der „Gauß" und die „Discovery" leisteten aber mehr; denn beide waren nicht nur Eisschiffe, sondern hatten außerdem die Aufgabe, gute Seeschiffe zu sein, eine Eigenschaft, welche der „Fram" abging; diese war für hohen Seegang ungeeignet und durfte es auch sein, weil sie, dem nördlichen Eismeer zustrebend, nur eine kurze Seefahrt zu überstehen hatte, während der „Gauß" und die „Discovery", um ihr Ziel zu erreichen, schwere und stürmische Meere in längerer Fahrt durchschneiden mußten. „Gauß" und „Discovery" haben sich beide vortrefflich bewährt. Ueber die „Discovery" liegen ausführliche Berichte noch nicht vor; doch vom „Gauß" weiß man bis in alle Einzelheiten, daß er beschaffen war, wie ein zugleich für lange und schwere Seefahrt bestimmtes Eisschiff beschaffen sein muß.

Ich will die Eigenschaften eines guten Polarschiffs deshalb am „Gauß" erläutern. Er war ein sehr massiver hölzerner Klotz mit einer Wandstärke von etwa dreiviertel Meter, starken Balken und Spanten, starken inneren Abstützungen aus gewachsenem eichenen Knieholz, Panzerungen dazu am Bug und am Heck und vor allen Dingen mit einer äußeren Eishaut von Greenheart, jenem harten südamerikanischen Holz, das freilich nicht gegen Bewachsung schützte, welche die Geschwindigkeit vermindert hat, vom Bohrwurm nach unsern Erfahrungen aber nicht gelitten hat, das jedoch der Hauptsache nach durch seine Härte jedem

Anprall des Eises, ohne zu splittern und ohne so schwer wie Eisen zu sein, gewachsen gewesen ist. Das Schiff hat dabei häufig genug durch den ganzen Körper gezittert und gekracht, ging aber aus allen Stößen ohne Verletzung hervor.

Trotz dieses massiven Baus war der „Gauß“ nicht zu schwer; der Laderaum war durch die inneren Abstützungen beengt, doch genügend; die Verstauung unsrer vielen Sachen war nicht leicht, ging aber an. In bezug auf die Temperatur war der „Gauß“ völlig einwandfrei. Unsre Dampfheizungsanlage ist nicht ein einzigesmal in Funktion getreten, trotzdem wir draußen über 40 Grad Kälte gehabt haben. Wir gebrauchten die Dampfheizung freilich einerseits nicht, um Kohlen zu sparen, doch war sie anderseits auch nicht nötig, weil wenige Anthrazitöfen mit geringem Verbrauch, die an geeigneten Stellen im Schiffe aufgestellt waren, völlig genügt haben, und unter Eis in den Wohnräumen haben wir nie zu leiden gehabt. Freilich waren die Holzwände des „Gauß“ innen auch noch durch Filz, Asbest, Kork oder Linoleum gut isoliert.

Auch die magnetischen Eigenschaften des „Gauß“ waren vortrefflich. Anfänglich hat sein Körper die Magnetnadel überhaupt nicht beeinflußt; später, als wir Eisenmaterial an Bord genommen, war ein störender Einfluß vorhanden, aber so gering, daß er weder unsre wissenschaftlichen Arbeiten noch die Navigation nach dem Kompaß jemals gestört hat.

Alle diese Vorzüge hatte der „Gauß“ vor einem eisernen Schiffe voraus. Von gleicher Art könnte bei einem Polarschiff, ob es aus Holz oder aus Eisen gebaut ist, die äußere Form sein, die bei der Fahrt im Eise ebenfalls wesentlich ist. Sie muß abgerundet sein und, wie man sich ausdrückt, Keilflächen haben, an denen der von den Seiten wirkende Druck der Schollen abgleiten kann. Die „Fram“ war stark abgeschrägt, weniger der „Gauß“, weil allzu starke Abschrägung für die Seetüchtigkeit ungünstig ist. Dadurch aber, daß der „Gauß“ etwas weniger abgeschrägt und auch etwas breiter gebaut war und vor allem, weil er einen hervortretenden Kiel besaß und nicht wie die „Fram“ einen Kiel, der innerhalb des Schiffskörpers lag, wurde er zu einem hervorragend seetüchtigen Schiff und hat dabei doch durch seine immer noch stark zu Keilflächen neigende Form auch im Druck des Eises sich vortrefflich bewährt. Ein Nachteil war seine Langsamkeit, die mit der breiten Form zusammenhing. Doch hat diese mehr die ungeduldigen Beobachter in der Heimat als uns selbst gestört; denn die Aufenthalte, welche die Langsamkeit verursachte, vermochten wir für unsre Arbeiten gut zu benutzen, und in keiner unsrer Unternehmungen sind wir durch die Langsamkeit gestört oder gehindert worden.

Einen großen Vorzug, den diese drei genannten neuesten Polarschiffe vor den früheren hatten, muß man sicher nun darin erblicken, daß sie Dampfkraft besaßen, während die früheren Segler waren. Wer im Südlichen Eismeer gewesen, wird sich der Bewunderung für die früheren, nur mit Segeln dort ausgeführten Fahrten nicht verschließen können, der Bewunderung für die Leistungen eines Cook, Bellinghausen, D'Urville, Wilkes und Roß. Freilich wurden die Erfolge dieser dadurch erzielt, daß von ihnen wesentlich nur die Ränder des Eismeers befahren

wurden, und es tut den hohen Errungenschaften ihrer Expeditionen keinen Abbruch, wenn man sie Randfahrten nennt. Ihre Schiffe drangen in Buchten ein, die sie fanden, und führten dabei zu den epochemachenden Erfolgen von Roß, denen jetzt in der gleichen Bucht die Erfolge der „Discovery" gefolgt sind; das Eis selbst zu durchdringen, haben jene Segelschiffe aber alle nur in geringem Umfange vermocht.

Das Durchdringen des Eises ist den Dampfern vorbehalten gewesen und mußte ihnen auch vorbehalten bleiben; im Norden waren es vor allem „Vega" und „Fram", wie es im Süden „Gauß" und „Scotia" waren. Denn wie die Urteile über die neuesten Südpolarexpeditionen auch lauten mögen, so steht doch das eine fest, daß nur „Gauß" und „Scotia" dort durch den Eisgürtel hindurch in neue Meeresräume bis zum Lande gedrungen sind, während die englische „Discovery" und die schwedische „Antarctic" sich an schon bekannte Buchten gehalten und keine neuen Wege im Eismeer verfolgt haben.

Worauf beruht denn nun aber der Vorteil des Dampfers gegenüber dem Segler? Sicher in der Dampfkraft, wie jeder antworten wird. Er vermag dadurch jede Gelegenheit zu benutzen, während der Segler abhängig ist. Die Fahrrinnen im Eise sind klein, die Waken desgleichen; vielfache Windungen sind ihnen eigen; oftmals geht es vor und zurück. Niemals werden für die zahllosen Wendungen und Kursänderungen, die ein Polarschiff im dichten Eise vornehmen muß, Segelmanöver ausreichend sein. Der Dampfer aber vermag jede Oeffnung zu benutzen, und er vermag sie auch zu erweitern, während der Segler in seinen Bewegungen von der Richtung des Windes abhängig ist. Schon daß er Wind braucht, um vorwärts zu kommen, ist ein großer Nachteil, weil die besten Wege im Eise sich bei Stille öffnen.

Selbstverständlich darf man vom Dampfer aber auch nicht zu viel verlangen. Das Polareis zu forcieren vermag er in der Regel nicht, denn es sind sehr seltene Fälle, wo dieses gelingt. Man wird das begreifen, wenn man bedenkt, was unsre Eisbrecher mit ihren starken Maschinen leisten! Der „Jermak" durchbrach im Finnischen Meerbusen Eis von dreiviertel Meter Dicke. Im südlichen Polarmeere aber haben wir es mit Eis von 5 bis 6 Metern im Mittel, sonst auch bis zu 20 Metern zu tun gehabt. Das Schiff sitzt dann wie in eisernen Klammern absolut fest. Ein Forcieren ist ausgeschlossen; nur die Natur selbst kann die Wege wieder öffnen, die sie verschloß. Solche natürliche Oeffnungen zu jeder Zeit aber benutzen zu können, das ist der Vorteil des Dampfers.

Und sein zweiter Vorteil ist die leichtere Bedienung, worauf im wesentlichen auch die gewaltigen Unterschiede in der Zahl der Bemannung beruhen, welche die heutigen Polarschiffe gegenüber den früheren hatten. Wilkes, D'Urville und Roß hatten auf kleineren Schiffen noch Besatzungen von über 100 Mann, während der „Gauß" alles in allem deren 32 zählte. Dies liegt daran, daß jedes Segelmanöver im Eise eine gewaltige Arbeit erfordert. Dampfermanöver erfordern natürlich auch große Arbeit; denn bei der Kleinheit der Waken reicht häufig das Steuer nicht aus, um das Schiff in die richtige Richtung zu bringen, wodurch

ein wiederholtes Vorwärts- und Rückwärtsfahren erforderlich wird, was an das Maschinenpersonal hohe Anforderungen stellt, oder wo auch die Mannschaft an Deck mit Stoßen und Winden nachhelfen muß.

Aber trotzdem steht die Arbeit auf einem Dampfer in keinem Verhältnis zu der Bedienung von Seglern. Denn die Segel und Taue vereisen; rührt man sie an, so wird das Schiff mit einem Regen von Eisstücken überschüttet, vor denen man sich schützen muß. Die Hände der Mannschaft erstarren, zerreißen und bluten, so daß sie die steinharten Taue und Segel nicht mehr zu regieren vermögen, und so geht es Tag für Tag, bis die Arbeitskraft erlahmt. Wilkes hat auf seinem kleinen Schiff „Vincennes“ einst über dreißig Kranke gehabt, während der „Gauß“, wie gesagt, nur 32 Mann Besatzung gezählt hat, die ständig gesund blieben. An menschlicher Kraft wird also auf Dampfern im Eise außerordentlich gespart. Hölzerne Dampfer, die auch Segel führen können, um für alle Fälle gerüstet zu sein und um, wo es möglich ist, Kohlen zu sparen, sind mithin die Form, deren die Schiffahrt in den Zonen des Eises bedarf.

Welcherart nun ist die Navigation im Eise des Nordens und Südens? Die großen Züge für dieselbe seien zuerst genannt.

Das Nördliche Eismeer ist ein tiefes Meeresbecken, fast ganz von Ländern umschlossen, während das Südliche Eismeer ein breiter Meeresring ist, der einen inneren Landkern umgibt. Deshalb kann das im Norden gebildete Eis nur auf schmalen Wegen nach Süden entweichen, treibt lange hin und her, türmt und preßt sich übereinander und verbaut die Wege, während im Süden das in der Nähe des Landkerns gebildete Eis radial nach allen Seiten in den Ozean ausstrahlt, so immer breitere Räume gewinnt und sich dadurch nach Norden zu lichtet. In beiden Meeren wird das Eis dick genug, um nicht durchbrochen werden zu können; im Süden reichen aber die Spalten, die den Eisgürtel teilen, radial bis zum Landkern hindurch, während es im Norden solche weit hineinreichenden freien Wege nicht gibt. Diese Verschiedenartigkeit der Verteilung des Eises bedingt schon verschiedene Möglichkeiten für die praktische Schiffahrt, wenn man das Eis durchdringen will.

Ebenso verschieden liegen die Dinge nun auch, wenn man die Naturkräfte betrachtet, welche der Schiffahrt nicht durch das Eis, sondern in und mit dem Eise ihre Richtung geben. Schon Payer und Weyprecht wiesen darauf hin, daß man in das Nördliche Eismeer nicht von Europa her eindringen darf, weil die Strömungen dem entgegenwirken. Ihr Schiff „Tegethoff“ hat dies erfahren. Die „Jeannette“-Expedition förderte diese Anschauung, indem sie den entgegengesetzten Weg von der Beringstraße, also von Osten her, wies, den dann Nansen verfolgte, als er als erster mit der „Fram“ das Polarmeer durchquerte. Sein Werk gelang, weil er es nicht mehr darauf anlegte, das Eis zu durchbrechen oder auf Oeffnungen zu durchmessen, sondern mit den Kräften des Eismeers zu treiben. Eine Strömung durch das innere Becken, die er benutzte, und die Winde, die,

von einer Zone hohen Luftdrucks, der arktischen Windscheide Supans, ausgehend, wenigstens im westlichen Teil vorwiegend aus östlichen Richtungen wehen, trugen wesentlich dazu bei, die Drift zu fördern. So wissen wir also heute, daß es in den Winden und Strömungen des Nördlichen Polarmeers Kräfte gibt, die eine Durchquerung des inneren Beckens von Osten nach Westen gestatten, während die andre Möglichkeit des westöstlichen Weges auf die Nähe der europäisch-asiatischen Küsten beschränkt ist, wie es A. E. Nordenskjölds „Vega“ erwies und wie es heute die russische Regierung aus praktischen Zwecken des weiteren zu erforschen bestrebt ist.

Im Südlichen Eismeer sind die Kräfte, welche die Schiffahrt ermöglichen, durch die Ausdehnung des Kontinents im Innern bedingt. Gäbe es einen Meeresarm, der südlich von Kerguelen über die Gebiete des Poles zum Weddellmeer führte, wie es Neumayer annahm, also einen Meeresstrom durch hohe Breiten, wie es im Norden die Drift ist, die Nansen benutzte, dann wären die Strömungen, Winde und Wege der Schiffahrt gänzlich andere als dann, wenn die Küste dort schon in der Breite des Polarkreises ost-westlich verläuft. Hierin lag die fundamentale Frage des Südlichen Eismeers, die „Gauß“ und „Scotia“ in Angriff genommen haben und zu fördern vermochten; „Gauß“ fand und verfolgte die Küste im südlichen Indischen Ozean zwischen dem 66. und 67. Grad südlicher Breite, und die „Scotia“ im Südatlantik bei 74 Grad südlicher Breite. Die Umrisse des Kontinents schlössen sich damit für ein großes Gebiet, Winde und Strömungen zeigten sich enge dadurch bedingt. Die Winde standen von Osten nach Westen, und die Strömungen von Süden nach Norden. So besteht die Möglichkeit, der Küste zu folgen und in höheren Breiten auch ost-westliche Wege zu gehen, was bei der absoluten Herrschaft der Westwinde weiter nördlich von praktischer Bedeutung ist; es besteht dort aber keine Möglichkeit, mit dem Schiff nach hohen Breiten vorzudringen, wie sie im Norden besteht, zumal die ost-westlich streichenden Mauern des Inlandeises jeder Schiffahrt nach Süden dort bald die natürliche Grenze setzen.

Also die Verteilung der Oeffnungen im Eise ist im Süden günstiger wie im Nördlichen Eismeer, doch führen diese ein Schiff natürlich nur bis zum Land; die Möglichkeit einer Durchquerung des südlichen Polargebietes mit dem Eise liegt für die Schiffe aber nicht vor, zumal sein Inneres ein Landkern erfüllt. Die Verschiedenheit des Charakters beider Polargebiete bedingt die Verschiedenheit der Naturkräfte, welche die Schiffahrt bestimmen.

Was nun die Formen des Eises betrifft, welche die Einzelheiten der Schiffahrt in den Zonen des Eises regeln, so hat man es im Norden wie im Süden mit Bergen und mit Schollen zu tun, wobei aber im Süden die Berge erheblich größer und reichlicher sind.

Eisberge sind gefährlich, denn es sind schwimmende Klippen; bei ihrer großen Zahl sind Kollisionen mit der Zeit gar nicht zu vermeiden und können in jedem Falle zum Untergang des Schiffes führen. Schlimmer noch ist das Wälzen oder Kentern der Berge, wenn sie durch Verwitterung ihre Formen über dem Wasser-

spiegel verändern und plötzlich in andre Gleichgewichtslagen übergehen. Dies ist im Norden relativ häufiger als im Süden der Fall.

Beim ersten Anblick der Berge ist man sich der Gefahr noch wenig bewußt. Denn so zahlreich sie auch sind, erscheinen sie in der Größe des Meeres doch weit zerstreut, auch wenn sie zu Hunderten das Schiff umgeben. Bald aber sieht man das Schiff wie von magischen Kräften zu ihnen getrieben. Rasende Stürme bestimmen die Bewegung des Schiffes und der Schollen, während die Berge anders treiben, und ich habe keinen Sturm im Südlichen Eismeer erlebt, bei dem das Schiff nicht schließlich mit Bergen zusammentraf, auch wenn diese vorher noch so zerstreut erschienen. Diese Gefahr ist im Süden entschieden größer als im Norden, und ein Schiff, das, ohne in Schollen festgefroren zu sein, also ohne Schutz den Winter hindurch im Eise dahintreiben will, wird der Vernichtung durch Kollisionen schwer zu entgehen vermögen.

Im Norden sind dagegen die Gefahren der Schollen größer, als Pressungen bekannt, denen unter andern der „Tegethoff“ zum Opfer fiel und denen Nansens besonders dafür gebaute „Fram“ als erstes Schiff mit Erfolg widerstand. Solche Pressungen fehlen im Süden nicht ganz; doch sie sind seltener und geringer, weil das Eis nach allen Seiten in den freien Ozean ausstrahlt und nicht zwischen Landmassen eingezwängt ist. Im Süden wachsen die Schollen durch die unaufhörlichen und gewaltigen Schneestürme, denen im Norden kaum etwas an die Seite zu stellen ist, zu gewiß nicht geringerer Stärke. Doch im Norden sind sie mehr getürmt und gepackt und bedrohen das Schiff durch ihre Pressungen, wenn sich diese Packungen bilden.

Hiermit hängt es enge zusammen, daß im Süden längere Oeffnungen und nutzbare Waken entstehen, wovon ich schon sprach. Sie bilden sich bei Stillen, in denen das Eis sich teilt, während es die Winde zusammenschieben, und geben gute Gelegenheit, vorwärts zu kommen. Eine Grenze der Schiffahrt in diesen Waken liegt erst am Lande oder zeitlich in der Bildung von Jungeis, wie es der „Gauß“ im April 1903 erfahren. Damals nutzte die Zerteilung in den Stillen nichts mehr, weil die Zwischenräume sich schnell mit neuem Eis bedeckten, welches das Schiff allmählich nicht mehr zu durchbrechen vermochte.

In den Beschreibungen von Fahrten durch das Nördliche Eismeer findet man die Unterscheidung in Treibeis und Packeis; sie ist am besten definiert bei Payer und Weyprecht, und zwar von den Bedürfnissen der praktischen Schiffahrt her. Danach ist Packeis jene Form, die ein Schiff nicht mehr zu durchfahren vermag, Treibeis die leichtere, in der sich ihm Wege öffnen. Dem Ursprunge nach würde man als Packeis die durch Pressung und durch Winddruck zusammengeschobenen Schollen bezeichnen, während Treibeis mehr von solchen Packungen frei und durch Waken gelichtet ist. Die Benennungen schwanken aber und sind auch nicht streng, da im Norden auch das schwere Packeis treibt und das leichte Treibeis gepackt ist. Dichtes und leichtes Scholleneis wären neutrale Ausdrücke, die auch den Zwecken der Schiffahrt genügen würden, ohne zu solchen Widersprüchen zu führen.

Im Süden gibt es weniger Packungen, weil es weniger Pressungen gibt. Wohl zeigen auch in der Antarktis die Schollen Ränder, die durch Pressung entstehen, doch sind sie seltener übereinander getürmt, und wohl verschieden dicke, aber unveränderte Schollen überwiegen bis zu den Küsten des eisigen Kontinents im Innern hinab. Man kann daher schwer dieselbe Unterscheidung wie im Norden machen, daß undurchfahrbares Eis, also Packeis, den inneren Raum, und lockeres Treibeis nur die Ränder erfüllt; denn wenn die Lichtung des Eises gegen die Ränder auch zunimmt, so reichen fahrbare Waken und ungepackte Schollen auch bis zum Land hinab.

Ein wichtiger Unterschied liegt bei den Schollen des Südens eher in der äußeren Form, die mit der Annäherung an das Land immer eckiger wird, weil die Schollenkomplexe dort nur eine kurze Bewegungsperiode im Jahr durchmachen, ehe sie wieder fest werden, und so ihre Ränder nicht aneinander abschleifen können. Nach außen zu, am offenen Meer, wo die Bewegungsperiode der Schollen im Jahr eine längere oder gar dauernde ist, findet man dagegen überwiegend runde Formen, die meist von Wülsten, die aus leichten Pressungen entstehen, umgeben sind und Pankakeeis genannt werden, und dazwischen findet man Brocken und Brei, die durch Zertrümmerung und Zerreibung der Schollen entstehen.

Vor den eckigen Schollen des Südens muß man sich hüten, weil diese bald wieder fest werden und das Schiff für lange besetzen können. Es wird dann auch nicht wie im Norden durch die Kräfte des Meeres in Gebiete getragen, wo das Eis zergeht und wo so von selbst Befreiung kommt. Denn im Süden liegen die eckigen Scholleneisfelder über einer Flachsee mit zahlreichen Untiefen und Bänken, auf denen Eisberge festsitzen, gegen welche die Schollen sich stauen und halten, wie es im Winterlager des „Gauß" der Fall war; die Festlegung kann hier die Zeit eines Jahres weit überdauern und kann zu einer ewigen Gefangenschaft werden.

Deshalb achte jedes Schiff im Eise des Südens auf die eckigen Schollen und zugleich auf jene Form von Bergen, die wir „Blaueis" genannt.[1]) Diese sind dem Inlandeis ähnlich und mögen früher auch häufig als Land betrachtet worden sein. Sie entstehen, wenn tafelförmige eckige Berge, wie sie vom Inlandeis losbrechen, Jahre und Jahrzehnte an derselben Stelle des Meeres auf Untiefen liegen und durch die Gewalt der Schneestürme im Laufe der Zeiten abgeschliffen und gerundet werden; sie finden sich daher vorzugsweise im Gebiete der Flachsee und der eckigen Schollen.

Mit menschlicher Kraft wird man innerhalb des Blaueises und der eckigen Schollen zu seiner Befreiung wenig beitragen können. Wir haben auf dem „Gauß" die Oeffnung eines Weges durch ein festes Eisfeld mit starken Sprengmitteln, mit Schmelzwirkungen durch Streuen von Asche, mit Sägen und mit

---

[1]) Weitere Darlegungen über diese Verhältnisse finden sich in den Berichten über die Deutsche Südpolarexpedition sowie in meiner Schilderung derselben („Zum Kontinent des eisigen Südens", Georg Reimer, Berlin 1904).

Stoßen versucht. Es war nicht unnütz und ohne Erfolg, da das Eis längs der von uns gestreuten Aschenstraße, die eingeschmolzen war und so die Dicke des festen Feldes geschwächt hatte, schließlich zerbrach. Das meiste taten aber doch die natürlichen Kräfte von Strömung und Wind, und unsre Befreiung war insofern ein Zufall, als diese Kräfte zu einer Zeit einsetzten, in der das Zerbrechen unsrer durch die Aschenstraße geschwächten Schollen noch möglich war. Die Verteilung der weiter außen gelegenen Schollen tat hierbei wohl die Hauptsache, weil dadurch die Wellen des Meeres so kräftig zu uns gelangen konnten, daß sie unser Eisfeld zerbrachen.

Durch die runden Schollen und Pankakes des Südens fährt man wohl mit Pausen, aber doch sicher hindurch; wenn die Winde darin Stauungen schaffen, wird man zeitweilig gehemmt, ist aber sicher, in der nächsten Stille wieder Oeffnungen zu finden, die man benutzen kann, besonders, wenn man sich über tiefem Meere befindet, wo keine Eisberge festkommen. Am meisten hemmend in den Gebieten der runden Schollen ist der erwähnte Eisbrei, auch Eisgasch genannt, der durch Zerreibung der Schollen entsteht, da er wie ein Polster wirkt, das jeden Stoß des Schiffes gegen die Schollen abschwächt und ihn so seiner zerteilenden Wirkung beraubt. Doch auch dieser Brei bereitet nur kürzere oder längere Hemmungen, sonst aber wird man außerhalb der Zone des Blaueises und der eckigen Schollen, also wesentlich, wenn man den Sockel des Südpolarkontinents verlassen hat, wohl noch mit Aufenthalten, aber nicht mehr mit einer ewigen Festlegung zu rechnen haben, zumal auch die Strömungen nicht in das Eismeer hinein-, sondern von dem Lande nach Norden hinausführen. Die Besorgnis früherer Südpolarfahrer vor einer Festlegung im Scholleneise hat sich als unbegründet herausgestellt, denn wir haben für den zweiten Winter ein festes Lager gesucht, doch nicht mehr gefunden. Die Möglichkeit der Festlegung gilt nur für die Zonen des Blaueises und der eckigen Schollen.

So sind die Bedingungen der Eisschiffahrt vielgestaltig und schwierig; sie sind im Norden und im Süden von verschiedener Art, doch in beiden Polarmeeren heute wohl in ihren Grundzügen klar. Und es ist eine herrliche Aufgabe, neue Wege zur Bezwingung des Eismeeres zu erschließen. Hierin liegt entschieden einer der Reize, wie sie die Polarfahrten immer ausgeübt haben, während den Forscher anderseits auch die gewaltige Schönheit der Natur, ihre Starrheit und ihre Uebergänge zum Leben dort fesseln. So werden sich Polarfahrten immer wiederholen, auch wenn der praktische Nutzen nicht auf den ersten Augenschein winkt.

Daß ein praktischer Nutzen aber nicht fehlt, habe ich vorher berührt, sei es, daß er in der Entdeckung von kürzeren Schiffahrtswegen oder von Stützpunkten für Fangexpeditionen liegt, wie es unser Gaußberg jetzt sein kann, sei es, daß es sich um Fischereizwecke oder um magnetische Arbeiten handelt. Die letzteren scheinen zunächst wohl rein theoretisch zu sein, doch sie fördern eine verbesserte Bestimmung des magnetischen Pols, auf den die Nadel des Kompasses gerichtet ist, der der Schiffahrt den Weg weist, und bieten damit eine Sicherung der

Schiffahrtswege weit über die Zonen des Eises hinaus für viel befahrene Gebiete der südlichen Meere.

Fast noch höher aber steht der ideelle Wert, der in den Polarfahrten liegt und der darin besteht, die Meere, wo sie am schwierigsten sind, zu erkennen und zu bezwingen. So ist das Bestreben der seefahrenden Nationen, diese Probleme zu fördern, auch schon Jahrhunderte alt. Allen voran steht dabei England, und die bekanntesten Namen der englischen Marine haben ihre großen Erfolge mit auf diesem Gebiete. Frankreich und die Vereinigten Staaten sind gleichen Zielen gefolgt, und es war eine ihrer würdige Aufgabe, solche Fragen lösen zu helfen, auch wenn ihre unmittelbaren Interessen dadurch scheinbar wenig berührt wurden. Es hob den Glanz und den inneren Gehalt ihrer Marine, an den schwierigsten nautischen Aufgaben mit Erfolg beteiligt zu sein.

Ich möchte mit dem Wunsche schließen, daß auch in der deutschen Marine das aktive Interesse für diese Fahrten erwache. Bei dem Streben nach der politischen Herrschaft ist es des Preises wert, die Meere zu kennen und befahren zu haben, wo sie am schwierigsten sind. Das gibt für die Seeleute Schulung, gibt nautische Erfahrung, Erweiterung des Gesichtskreises und vertiefte Kenntnis des Meeres; hinter der notwendigen Entwicklung der Armierung, der Technik und der militärischen Uebung können diese Aufgaben momentan zurücktreten, sollten aber nicht vergessen werden.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

VIII

In der Seele Bennigsens ist der Entschluß, sich aus dem Staatsdienst zurückzuziehen und sich der Politik zu widmen, und zwar in Opposition gegen die hannoversche Regierung, erst in allmählicher Entwicklung zur Tat geworden.

Schon aus den Brautbriefen haben wir erfahren, daß er gegen Ende Mai 1854 seinen Austritt aus der Staatsanwaltschaft und seine Ueberführung in die richterliche Laufbahn bei der ihm vorgesetzten Behörde beantragte und durchsetzte (vergleiche den Brief an seine Braut vom 2. Juni 1854, Dezemberheft der „Deutschen Revue“ S. 267). Ueber die rein politischen Motive dieses Schrittes hat sich B. später einmal ausgesprochen:

„Mir war Mitte 1854 gar kein Zweifel darüber, daß infolge des Andrängens der Ritterschaft der Bundestag für den Umsturz der Verfassung selbst eingreifen würde. Ich war damals zweiter Staatsanwalt und faßte den Entschluß, aus dieser Stellung zurückzutreten. Wie ich zum Unterstaatssekretär, Generalsekretär hieß es damals, Lichtenberg[1]) kam und ihn bat, nach Göttingen

[1]) Später Kultusminister im Ministerium Windthorst-Hammerstein (1862 bis 1865) und nachher Präsident des Landeskonsistoriums.

versetzt zu werden, erwiderte er: ‚Mein Gott, Sie sind als ganz junger Mann, es ist eine große Auszeichnung, nach Hannover als Staatsanwalt gekommen und wollen jetzt in das Gericht zurücktreten?‘ — ‚Wenn ich meine Meinung offen sagen soll,‘ antwortete ich ihm, ‚so dauert es nicht lange mehr und wir haben einen vollkommenen Verfassungsbruch; die Staatsanwaltschaft wird dann zu den Ausführungsmaßregeln herangezogen; ich möchte dazu nicht in Anspruch genommen werden.‘ Ich sehe noch heute das Lächeln dieses hohen, sehr klugen Beamten vor mir. Er hielt es nicht für möglich, aber er gewährte meinen Wunsch, wofür ich ihm noch heute dankbar bin.“

Ohne Zweifel geschah es aus denselben Gründen, daß Bennigsen die ihm im Oktober 1854 angebotene Stelle eines Oberstaatsanwaltssubstituts in Celle ablehnte (vergleiche den Brief an seine Mutter vom 25. Oktober 1854, Februarheft S. 170). Vielmehr fühlte er sich in der Unabhängigkeit der richterlichen Stellung um so wohler, als Göttingen ihm die Möglichkeit bot, seine Studien fortzusetzen und zu vertiefen; was er gleich nach dem Beginn seiner amtlichen Laufbahn sich als sein Ideal gedacht hatte, konnte er nun noch in gewissem Maße verwirklichen. Seidem er dann Ende November 1854 seine Braut heimgeführt hatte, traten die Neigungen, politisch tätig zu sein, vorübergehend zurück. Die Gründung einer eignen Familie, die neue Verwandtschaft brachten ihn doch wieder in eine engere Verbindung mit seinen hannoverschen Standesgenossen; wenn auch auf der andern Seite der anregende Umgang mit Miquel antreibend auf ihn wirken mochte, wenn auch die Wirksamkeit seines Freundes Planck in der Zweiten Kammer ihm selber zuweilen ein Sporn war, so ist während des ersten Jahres seiner Ehe begreiflicherweise wenig von politischen Aspirationen zu verspüren. Noch am 11. August 1855 schrieb er von einer Ferienreise nach Paris zur Weltausstellung einige Zeilen an seine Frau, aus denen deutlich hervorgeht, daß ihn jetzt wohl Stimmungen überkamen, vor dem Glück des Familienlebens die unruhigen Strebungen eines weitergreifenden Ehrgeizes zurückzustellen.

R. v. Bennigsen an seine Frau, Paris, 11. August 1855.

„Wie sehr bedaure ich es, mein teures Herz, daß Du nicht mit hier sein konntest. Ich selbst würde noch ganz andre Freude an allen den hiesigen Genüssen haben, wenn meine kleine Frau sie mit mir teilen könnte. Auch habe ich es mir viel leichter gedacht — zu meiner Beschämung muß es gesagt sein — mich auf einige Wochen von meiner süßen kleinen Frau zu trennen, als ich es jetzt gefunden habe. Es ist doch ein wunderbares Ding, wenn man so für das Leben mit einem andern Wesen ganz vereint ist.

Ich habe früher geglaubt, allein fest auf meinen Füßen im Leben stehen zu können, wenn politische oder andre Verhältnisse mich aus den Kreisen gerissen hätten, in welchen ich groß geworden war und Menschen und Dinge liebgewonnen hatte, falls das Schicksal es so hätte mit sich bringen wollen. So eine kleine liebe Frau ist unsereinem aber doch noch ganz anders an das Herz gewachsen; und ohne einen guten Teil seines Herzblutes einzubüßen, würde man sich da wohl nicht losreißen können.“

Aber eben während dieser Pariser Reise war im Königreich Hannover der Umschwung eingetreten, der in seiner Weiterwirkung auch für Bennigsens Leben die Entscheidung brachte: der Verfassungsbruch war eingetreten.

*

Diese Dinge können an dieser Stelle nur ganz knapp skizziert werden. Das vielleicht entscheidendste Stück in der hannoverschen Verfassungsnovelle vom 5. September 1848 gegenüber dem Landesverfassungsgesetz von 1840 war die vollständige Umgestaltung der Ersten Kammer gewesen. War sie bis 1848 in der Hauptsache aus den von den provinziellen Ritterschaften gewählten Deputierten zusammengesetzt gewesen, eine Erste Kammer von einer adligen Exklusivität ohnegleichen in Deutschland, so hatte das Jahr 1848 ebenso gründlich mit diesen Vorrechten aufgeräumt. In der neuen Ersten Kammer bildeten nunmehr dreiunddreißig Abgeordnete der größeren Grundeigentümer, von allen über 50 bezw. 30 Taler Grundsteuer zahlenden Grundbesitzern gewählt, den Kern; bei der Grundverteilung in Hannover war die Folge, daß die 700 adligen Besitzer, die Ritter, gegen die bäuerlichen Besitzer gar nicht aufkommen konnten und daß somit die Erste Kammer, insofern sie aus Grundbesitzern bestand, aus Bauern bestand; sie war nach dem Urteil des besten Kenners dieser Dinge „nichts weiter als eine zweite Zweite Kammer“.[1]) Für den klassischen Junkerstaat in Deutschland hätte es gar keine radikalere Umwälzung geben können; sie war möglich, weil die Ritterschaften tatsächlich nur einen geringen Anteil am Grundeigentum (5 Prozent des kultivierten Bodens und 7 Prozent der Forsten) besaßen und die Bauern fast vier Fünftel der Gesamtfläche einnahmen;[2]) die historische Stellung der bisher herrschenden Klasse war freilich ganz außer acht gelassen, ihr Einfluß auf die Gesetzgebung so gut wie vernichtet. So begreift es sich, daß die Ritterschaften alles daransetzten, die verlorene Machtstellung zurückzuerobern; sobald der Bundestag in Frankfurt wieder hergestellt war, riefen sie alljährlich mit immer neuen Beschwerden seine Intervention an, bis sie schließlich zum Ziele kamen. Am 12. April 1855 erklärte ein mit großer Mehrheit gefaßter Bundestagsbeschluß, daß das hannoversche Gesetz über die Provinziallandtage nicht verfassungsgemäß entstanden sei, daß vielmehr den Ritterschaften „eine ihren althergebrachten Rechten entsprechende Vertretung in der Ersten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung einzuräumen sei“, und veranlaßte die hannoversche Regierung, „sofort die zum Vollzuge dieses Beschlusses nötigen Anordnungen zu treffen und seinerzeit der Bundesversammlung zur Anzeige zu bringen“. Gehorsam dieser ihm sehr erwünschten Anordnung, die ihm einen Rechtstitel zur Beseitigung der liberalen Kammermajorität gab, erklärte König Georg V. am 16. Mai 1855 die beanstandeten Paragraphen der Verfassungsnovelle von 1848 für aufgehoben und behielt sich die weitere Ausführung des Bundesbeschlusses vor. Diese erfolgte dann in der Königlichen Verordnung vom 1. August 1855, die mit einigen Abänderungen die Zusammensetzung der Kam-

[1]) Ernst v. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. 1, 364.
[2]) Stüve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden. 1851.

mern wieder auf den Zustand von 1840 zurückführte, vor allem auch der Ritterschaft ihre prävalierende Stellung in der Ersten Kammer zurückgab und die Kompetenzen der Kammern auf vielen Gebieten empfindlich einschränkte. So hatten Bundestag, Krone und Ritterschaften gemeinsam zu dem zweiten hannoverschen Verfassungsbruche zusammengewirkt. Es war die Frage, ob das Land ihn so geduldig hinnehmen würde, wie einst den ersten von 1837.

Das war die Situation, die Bennigsen bei der Rückkehr von seiner Pariser Reise vorfand. Er entschloß sich sofort, sich jetzt in die energische Opposition gegen die Regierung zu begeben und seine Wahl zu den durch Proklamation vom 1. November 1855 nach den oktroyierten Bestimmungen berufenen Ständen zu betreiben. Vielleicht auf Anregung Plancks, der bisher die Stadt Aurich in der Zweiten Kammer vertreten hatte, wurde er von Aurich aus gewählt. Er mochte anfangs hoffen, auch unter Beibehaltung seiner amtlichen Stellung im Landtage für die Sache seiner Ueberzeugung einzutreten. Gleichzeitig während er seine Wahl betrieb, begann er bereits ernstlich zu erwägen, ob er nicht durch gänzliches Ausscheiden aus dem Staatsdienste und Uebernahme seines Familiengutes sich von aller staatlichen Einengung freimachen sollte. Nachdem sein Vater 1855 seinen Abschied genommen hatte und nach Hildesheim gezogen war, schloß er mit ihm einen Vertrag über die eventuelle Uebernahme des Gutes.

Der Vater selbst schreibt in der nächsten Zeit, am 26. Februar 1856, über die Absichten seines Sohnes, immer noch in der Hoffnung, daß dieser sich von der Politik nicht zu weit werde ablenken lassen:

„Mein Rudolf wirft sich jetzt mit großer Passion auf die Oekonomie. Er ist bei allen anerkannten Fähigkeiten doch mit dem jetzigen Staatsdienst nicht einverstanden und denkt nur daran, ihn zu verlassen. Zur Zeit, als er Staatsanwaltssubstitut war, stand er auf einer Stelle, von der er sehr leicht Staatsanwalt und auf extraordinärem Wege Vizepräsident werden konnte. Diese Aussicht gab er auf, als er sich nach Göttingen versetzen ließ. Später lehnte er eine Stelle bei der Staatsanwaltschaft des Oberappellationsgerichts in Celle ab, weil er sich in der einfachen Richterstelle wohler fühlte. Gleich darauf erschienen von unsrer Ultra-Regierung Verordnungen, die ihn in der Staatsanwaltschaft leicht hätten kompromittieren können, denn einen andern Weg zu gehen, als seine Ueberzeugung ihm vorschreibt, dazu ist er nicht der Mann ... Ich habe ihm Bennigsen schon jetzt gegen eine Rente und eine Abfindung von Wilhelm[1]) nach meinem Tode abgetreten. Er wird nun versuchen, Deetjen (dem damaligen Pächter von Bennigsen) eine Domänenpachtung zu verschaffen. Rudolf will ein Jahr vor der Uebernahme des Gutes auf irgendeinem Gute Verwalterdienste verrichten ... Die ernste Beschäftigung mit der Oekonomie und der Anwachs der Familie werden ihn hoffentlich der Politik immer mehr entfremden. Mit jedem Jahr hat er sich mehr dem Zentrum genähert, und er ist, wenn auch nicht

---

[1]) Der jüngste Bruder Rudolf v. Bennigsens, gefallen 1866 in der Schlacht von Gitschin. Der zweite Bruder Karl war im März 1855 einer im Duell erhaltenen Verwundung erlegen.

in seinen Aeußerungen, doch in seinem Aeußern eine aristokratische Erscheinung. In dieser Hinsicht ist er Herrn v. Vincke nicht unähnlich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wie dieser eine scharfe Kritik entwickeln würde, wenn er mit seinem anerkannten Rednertalent auf der Tribüne stände. Das Ministerium will ihn nicht dazu kommen lassen, denn nachdem Rudolf von der Stadt Aurich zur Zweiten Ständekammer gewählt worden ist, hält die Regierung den Urlaub zum Eintritt wahrscheinlich ganz zurück."

Nunmehr mögen einige Stellen aus den gerade in diesen Jahren nicht allzu zahlreichen Briefen Bennigsens folgen.

R. v. Bennigsen an seinen Schwager L. v. Leonhardi, Göttingen, 26. Februar 1856.

„Glücklich traf es sich, daß unsre Ständeversammlung nicht, wie anfangs beabsichtigt wurde, in diesem Monate bereits versammelt war, da ich sonst leicht in der schweren Stunde fern von hier hätte sein können.[1]) Ganz bestimmt ist es freilich noch immer nicht, ob ich in dieselbe eintreten werde. Bislang habe ich wie mehrere Beamte, denen die jetzigen Machthaber nicht völlig trauen, noch keine Genehmigung zum Eintritt von dem Ministerium erhalten, was nach dem Oktroyierten Wahlgesetz erforderlich ist.

Mein Vater hat mir unlängst sein Gut in Bennigsen gegen eine Rente abgetreten. Dazu ist es mir in den letzten Wochen noch gelungen, was ich schon seit einigen Jahren für Vater erstrebte, einen angrenzenden Vollmeierhof in Bennigsen zu kaufen. Dieser Grundbesitz ist so reichlich groß genug, mir volle Beschäftigung zu gewähren. Ich habe mich daher entschlossen, den Staatsdienst in diesem Herbste oder kommenden Frühjahr aufzugeben und dann spätestens zum 1. Juni 1859, wo die Pacht mit dem Konduktor Deetjen abläuft, nach Bennigsen zu ziehen und Landwirt zu werden. Vielleicht tritt der Pächter mir auch schon 1857 oder 1858 das Gut ab, worüber ich bereits mit ihm in Unterhandlung stehe. Da hier eine landwirtschaftliche Akademie seit kurzem eingerichtet ist, wird mir das Erlernen der Landwirtschaft sehr erleichtert. Die richterliche Tätigkeit, welche mir schon seit Jahren keine rechte Befriedigung gewährte, ist mir durch unsre jetzigen Landesverhältnisse so verleidet, daß ich sehr froh bin, durch meinen Vater Gelegenheit erhalten zu haben, zu einer andern Beschäftigung übergehen zu können."

R. v. Bennigsen an seinen Vater, Göttingen, 31. März 1856.

„Vor einigen Tagen ist mir die Erlaubnis zum Eintritt in die Ständeversammlung ohne Angabe von Gründen abgeschlagen worden. Mir ist das, aufrichtig gesagt, nicht unlieb; daß ich infolge ständischer Tätigkeit voraussichtlich meine jetzige Stelle verloren und allerlei Unannehmlichkeiten gehabt haben würde, wäre mir freilich ziemlich gleichgültig gewesen. Ich hätte jedoch, wie einige politische Freunde mir das auch zugedacht zu haben scheinen, bei der Zusammensetzung der Zweiten Kammer und meiner Auffassung der Landeszustände leicht

[1]) Am 25. Februar 1856 war B. der erste Sohn Erich (jetzt Amtsrichter in Syke) geboren worden.

genötigt sein können, eine Art Führer der entschiedenen Opposition abzugeben. Dazu würde mir wahrscheinlich das Talent, jedenfalls aber die nötige Erfahrung und Kenntnis gemangelt haben; und ich wäre vielleicht, ohne wesentlich dem Lande zu nutzen, in eine geschrobene und unhaltbare Stellung geraten. — Zu hoffen bleibt noch immer, daß Bennigsen und Münchhausen[1]) Ernst machen und, auf die Gefahr einer sofortigen Auflösung der Kammer hin, einen entschiedenen Versuch machen, dies erbärmliche Ministerium zu stürzen. Die persönlichen Wünsche des Königs wegen Erhöhung seiner Dotation und Ausscheidung von Domänen lassen immerhin eine Möglichkeit, wenn es gelingt, wahrscheinlich zu machen, daß auf dem jetzigen Wege dergleichen Wünsche nie realisiert würden, wohl aber die Erlangung derselben als Preis gleichsam für die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes in Aussicht stünde. Traurig genug ist es freilich, daß der Schutz von Verfassung und Recht durch solche Velleitäten bedingt ist. Wie man aber bei dem fortdauernden Druck äußerer Verhältnisse auf anderm Wege, als indem man den Egoismus des Königs ködert, etwas Entscheidendes erreichen will, sehe ich nicht ab."

So wurde, als am 2. April 1856 die Stände zusammentraten, Bennigsen durch Urlaubsverweigerung der Eintritt unmöglich gemacht. Dasselbe Mittel wurde gegen Bürgermeister Stüve und andre Oppositionsmitglieder wie Grumbrecht, Neubourg, Ellissen angewandt. Er entschloß sich nun, den Staatsdienst zu verlassen, der ihm die wirksame Betätigung seiner politischen Ueberzeugungen versagte. Es war ein Kampf für die Verfassung, für das Recht; zugleich ein Kampf gegen die allgemein deutsche Reaktion, die allein den hannoverschen Verfassungsbruch ermöglicht hatte; es war schließlich in Hannover selbst ein Klassenkampf, denn vielleicht in keinem andern deutschen Lande waren die Gegensätze: Festhalten an den freieren politischen Formen des Jahres 1848 oder Reaktion, so eng verknüpft mit dem Gegensatz zwischen dem ritterschaftlichen und dem bürgerlich-bäuerlichen Element der Bevölkerung. Und als Vorkämpfer dieses bürgerlich-bäuerlichen Elementes hatte der junge Edelmann seine Stellung genommen.

An seinem siebzigsten Geburtstage sagte Bennigsen, rückblickend auf die Motive, aus denen er den Entschluß zum Eintritt in das politische Leben gefaßt habe:[2]) „Damals, als ich meinen Austritt aus dem hannoverschen Richterstande vollzog — der mir im übrigen sehr lieb war und in dem ich viele Freunde und angenehme Tätigkeit gefunden hatte — habe ich mich zunächst den inneren Aufgaben des Staates Hannover in der allgemeinen Reaktionsperiode gewidmet. Aber das kann ich wohl sagen: gleich im ersten Augenblick, wo in mir der Entschluß reifte, meine Stellung als richterlicher Beamter aufzugeben, womit zugleich meine Stellung innerhalb der mächtigen Adelsklasse in Hannover mindestens sehr gefährdet wurde, habe ich mit meinen Freunden Planck und Miquel mich ganz

[1]) Die Exminister Graf Alexander v. Bennigsen (1848/50) und Alexander v. Münchhausen (1850/51, die von den Städten Osnabrück bezw. Stade in die Zweite Kammer gewählt worden waren.

[2]) Adolf Kiepert, Rudolf v. Bennigsen S. 172 f., 230 f.

ffen darüber verständigt: lediglich für einen Kampf gegen die hannoversche Misere ürde ich das nicht getan haben, sondern nur in der Absicht, die Arbeit von 1848 ieder aufzunehmen, sowie sich dazu irgendeine Gelegenheit böte und wir dazu den oden und die nötigen Verbindungen in Deutschland gefunden hätten. Dazu haben ich diese beiden, Planck und Miquel, noch ganz besonders angeregt und aufgemuntert."

Und ausführlicher noch sprach er sich in einer Rede vom 15. Januar 1895 us, in der er vom öffentlichen Leben Abschied nahm:

„Als 1856 die Kammer aufgelöst wurde wegen der Opposition, die in ihrer Mitte war, wurde ich auf Wunsch der Minister selbst und auf Anraten meiner reunde darüber schlüssig, den Staatsdienst aufzugeben, um mich dem öffentlichen eben, zunächst der Vertretung der gefährdeten, zum Teil gebrochenen Staatsechte der Hannoveraner zu widmen. Das war damals für mich ein schwerer ntschluß; ich brach eigentlich mit meiner ganzen Vergangenheit, mit meinem anzen sozialen Umgang, denn damals war der Gegensatz zwischen Adel und ürgertum ganz anders als heute. Ich mußte in schroffen Gegensatz zu meinen Geossen treten, wollte ich mich der Vertretung der bürgerlichen Rechte widmen; ich ußte mich zweifellos, wie es ja auch eingetreten ist, in vollen Widerspruch setzen it der Staatsregierung und dem Könige von Hannover. Ich habe damals als nger Mann, ich war zweiunddreißig Jahre alt, diesen Entschluß gefaßt, weil ich ir sagte: Endlich muß doch mal die Zeit wiederkommen, wo gegenüber der seit der iederwerfung der Bewegung von 1848 siegreichen Reaktion in fast ganz Deutschand die bürgerlichen Rechte wieder zur Geltung kommen. Endlich muß die Zeit ommen und glückliche Umstände, wo es gelingt, die unterbrochene und einstweilen gestörte nationale Bewegung von 1848/49 des Frankfurter Parlaments ieder aufzunehmen und Deutschland eine solche politische Verfassung zu geben, ie ein so großes Volk sie nach seiner ganzen Beschaffenheit verdient. Ich habe amals mit einer Reihe politischer Freunde den Kampf für die hannoverschen erfassungsrechte wieder aufgenommen. Die Reaktion lastete so schwer, mit lchem Alp auf ganz Deutschland, daß es nirgends ein politisches Leben mehr ab. Wir waren die ersten, die einen ernsten Ansturm gegen die siegreiche eaktion in Hannover versuchten. Aber allein für Hannover und die Rechte der annoverschen Staatsbürger hätte ich doch vielleicht nicht diesen Schritt getan. ch erinnere mich wie heute, daß ich damals mit meinen Freunden Miquel, Planck nd Albrecht alle Gründe für und gegen besprochen habe und ich ihnen gesagt abe: ‚Ich bin entschlossen, ich will in die hannoversche Kammer eintreten; ich ill brechen mit meiner ganzen Stellung, aber nur, wenn Ihr bereit seid, die ationale Bewegung aufzunehmen und für die große deutsche Nation einzutreten.'"

R. v. Bennigsen an seine Schwester Luise v. Leonhardi, Göttingen, 5. Juli 1856.

„Ueber meine Zukunft ist so ziemlich alles fest bestimmt. In etwa sechs Wochen erde ich meinen Abschied einreichen, und dann, wenn Detjeen nicht früher von ennigsen herunterzutreiben ist, noch anderthalb Jahre hier Landwirtschaft erlernen nd dann vielleicht ein Jahr mit Anna nach Hastenbeck ziehen, um da die Landirtschaft praktisch zu treiben. Herr Meyer in Hastenbeck wird sich in diesem

Winter mit der Tochter eines Domänenpächters verheiraten, welche dann statt der bisherigen Haushälterin agieren soll und vielleicht auch später Anna in die Geheimnisse der Molkenwirtschaft und Federviehzucht einweihen kann. Ich freue mich schon jetzt sehr auf meine künftige unabhängige Stellung und Tätigkeit. Bei unsern jetzigen widerlichen Zuständen war mir doch alle Aussicht auf eine größere Tätigkeit im Staatsdienste auf lange Jahre abgeschnitten; und meine augenblickliche Beschäftigung als Richter, die ich überhaupt nur meiner politischen Ansichten wegen gewählt hatte, befriedigte mich so wenig, daß ich den Tag segnen will, wo ich sie abschütteln kann."

Am 24. September 1856 wurde die Uebertragung des Gutes Bennigsen an Rudolf v. Bennigsen in Hildesheim notariell abgemacht, und in den nächsten Wochen hielt er sich auf dem Redenschen Gute Hastenbeck auf, um bei dem Pächter desselben die erste Einführung in die Landwirtschaft zu genießen. Einzelne Stellen aus den Briefen dieser Monate mögen hier Platz finden:

R. v. Bennigsen an seine Frau, Hannover, 26. September 1856.

„... Um 6 Uhr in Hannover angelangt, begab ich mich alsbald in das Theater, wo mit großem Luxus eine alte Raimundsche Zauberposse mit faustdicker Moral, „Der Bauer als Millionär", zu Ehren des Geburtstages des Kronprinzen neu in Szene gesetzt, zum zweitenmal aufgeführt ward. Ein überfülltes Theaterpublikum — worunter auch 700 Vaterlandsverteidiger mit Freibilletten — lauschten dem blödsinnigen Zeuge mit Andacht. Auch der Kronprinz oder, wie ihn der König bei der Fahnenweihe am vergangenen Sonntage genannt hat, „der angestammte Kriegsherr und Oberbefehlshaber der Garden", geruhten mit Allerhöchstem Wohlgefallen auf Herrn v. Lehmanns Späße und die verschiedenen herumfliegenden und -fahrenden Genien herniederzublicken. Mir wurde jedoch von dem scheußlichen Unsinn nach zwei Akten so übel, daß ich mich mit Ferdinand Rudloff in das Viktoriahotel flüchtete."

R. v. Bennigsen an seine Frau, Hastenbeck, Oktober 1856.

„Dieser Tage, wo Herr Meyer (der Pächter von Hastenbeck) fort war, ist es mit den Fortschritten in der Landwirtschaft nur mäßig gewesen. Ich habe sogar, weil es zu langweilig ist, immer über Feldbestellung und Mist zu lesen, Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und einiges andre von Schiller gelesen. Diese Nacht aber ist Herr Meyer wieder zurückgekommen, und der Kursus hat wieder begonnen. Eben komme ich von einem zweistündigen, belehrenden Spaziergange mit ihm zurück, und nach Tisch wird wieder hinausgegangen.

Die Pageln, welche das Glück hat, unser Postillon d'amour zu sein, hat sich bereits eingefunden. Es würde ungalant sein, diese ehrwürdige Dame des Dorfs zu lange warten zu lassen. Alles Zärtliche, was mir daher in der Feder stecken geblieben ist, mein geliebtes Frauchen, verspreche ich am Sonntag nachzuholen. Am Freitag beabsichtige ich nämlich abzureisen, und zwei Tage rechne ich auf Hannover oder Hildesheim. Es müßten denn in Hannover ganz verführerische Stücke gegeben werden, wo es auch Montag werden könnte mit der Rückkehr. Wenn man einmal in Hannover ist, kann man wohl noch einen Tag

zugeben zu guten Zwecken. So leichtfertig und weitläufig, wie mich Sylvie machen will, bin ich aber doch noch nicht, daß ich aus der Landwirtschaft von hier nach Hannover in den „Faust" laufe. Hoffentlich hast Du Deinen „herrlichen Gatten" (gehorsamer Diener!) richtiger taxiert.

Der Brief des Pastoren, dessen Inhalt Deine weibliche Neugierde in Bewegung gesetzt hat, behandelte den Plan zu einem Dorflesezirkel, zu dessen Grundlage ich einige Taler, wie gewünscht wird, mit Vergnügen beisteuern werde. Besinne Dich doch einmal mit Sylvie auf gute, zugleich belehrende und unterhaltende Bücher für eine solche Bauernbibliothek. Vielleicht hast Du selbst noch etwas Dahineinschlagendes, was Du entbehren könntest. Der ganze Plan gefällt mir wohl. Nur hoffe ich, daß der Pastor nicht zu viel Erbauendes auswählt, wozu mir die Predigt und Seelsorge besser zu passen scheinen."

Inzwischen waren die öffentlichen Angelegenheiten Hannovers in ein neues Stadium getreten. Die Stände waren wegen ihres Widerstrebens gegen die Oktroyierung am 5. September 1856 vertagt und dann aufgelöst worden. Durch eine Proklamation vom 8. November wurden Neuwahlen ausgeschrieben und die Zusammenberufung der neuen Stände für den 10. Februar 1857 angeordnet. Die Stunde war gekommen, wo Bennigsen, nunmehr als unabhängiger Mann, den Kampf für das Recht aufnahm. Er wurde in Göttingen und in Dannenberg gewählt, nahm für Göttingen an; in der Stadt Hannover war er mit geringem Abstande hinter dem Stadtdirektor Rasch zurückgeblieben. Aus dem Wahlkampf möge folgende Briefstelle hier mitgeteilt werden:

R. v. Bennigsen an seinen Vater, Göttingen, 9. Dezember 1856.

„... Vielleicht komme ich am Sonnabend von Hannover über Hildesheim zurück. Ich muß mich morgen wegen unsrer leidigen politischen Zustände wieder einmal auf Reisen begeben — zum Aerger von Anna, welche von meiner politischen Tätigkeit nichts wissen will und um so mehr alles für kostspieligen Schwindel erklärt, weil ich nicht berechtigt bin, ihr viel Detail von meinen Unternehmungen mitzuteilen. Ob ich in die Zweite Kammer gewählt werde, ist übrigens keineswegs sicher, da die Regierung die erheblichsten Anstrengungen macht, jeden unabhängigen Menschen durch Wahlintrigen und Bedrohungen aus der Kammer fernzuhalten. Uebrigens läßt es die Opposition, in der jetzt alle politischen Parteien im Lande — abgesehen vom Hofadel und dem abhängigen Beamtentum — zusammenwirken, an Tätigkeit diesesmal auch nicht fehlen. Leider sind uns fast überall die Hände gebunden. Durch die Presse, größere Versammlungen 2c. ist fast gar nicht möglich zu wirken. Die Indignation über die Persönlichkeiten der jetzigen Machthaber und ihre willkürlichen Maßregeln ist jedoch allmählich so groß geworden — zu meiner Freude sogar in ritterschaftlichen Kreisen —, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, durch die nächsten Kammerverhandlungen dies heillose Regime gestürzt zu sehen."

Im Februar 1857 nahm dann die parlamentarische Tätigkeit Rudolf v. Bennigsens ihren Anfang, um schon nach zwei Jahren von dem beschränkten hannoverschen Schauplatz auf den allgemeinen deutschen hinüberzugreifen.

Die Lebenselemente

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz)

Wie das begnadete Volk der Hellenen zuallererst die Bahnen des wissenschaftlichen Denkens überhaupt betreten und der übrigen Menschheit gewiesen hat, so waren es auch griechische Geister, die an dem bloßen Anschauen der Erscheinungswelt kein Genüge fanden und bei denen zuerst der Gedanke erwachte, daß die Erscheinungen der materiellen Welt sich auf einfache Faktoren zurückführen, aus ihnen erklären lassen. So hat sich der Begriff von Elementen gebildet und allmählich entwickelt; der Inhalt dieses Begriffes hat freilich im Verlaufe der Zeiten sehr bedeutende Umwandlungen erfahren. Ursprünglich meinte man damit Qualitäten, die der Materie, der „Hyle“, diesem an sich qualitätslosen Urstoff, anhaften sollten. Diese Grundeigenschaften von Kalt und Warm, Trocken und Feucht scheinen zuerst von Empedokles angenommen worden zu sein, jenem kühnen Naturbetrachter, den die Volkssage zur Stillung seines Wissensdranges sich in den Krater des Aetna stürzen ließ. Als supponierte Träger dieser Eigenschaften galten Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die „Elemente“ waren also nicht etwa materielle, unzerlegbare Urstoffe, die sich isolieren und als solche nachweisen ließen. Sie bedeuteten dem Aristoteles, der diese Theorie ausgebildet hat, gewisse Zustände der Materie, aus deren mannigfacher Mischung und Entmischung die Eigenschaften der Dinge entstehen, sich ändern und vergehen sollten.[1])

Jahrhunderte später, im Zeitalter der Alchimie, galten Quecksilber, Schwefel und „Salz“ als Bestandteile, von deren verschiedener Reinheit und Mischung die Eigenschaften der Metalle abhängen sollten. Aber auch diese „Bestandteile“ waren hypothetische, nicht darstellbare, nicht isolierbare Stoffe; sie waren nicht etwa unsre Elemente Quecksilber und Schwefel, sondern auch nur angenommene Grundlagen von Eigenschaften. So blieb es bis zur Zeit der phlogistischen Lehre. Im 17. Jahrhundert gewann, besonders durch die Arbeiten Boyles, des genialen Begründers der wissenschaftlichen Chemie, die Anschauung an Boden, man möge sich nicht um die angeblichen Urbestandteile der Materie kümmern, sondern seine Forschung jenen Bestandteilen zuwenden, die sich abscheiden, sich darstellen lassen, und diese soll man, sofern sie nicht weiter zerlegbar sind, als Elemente ansehen. Und diese Vorstellung ist die jetzt geltende. Stoffe, die sich durch keine uns bekannte Mittel in andre, mit andern Eigenschaften ausgestattete zerlegen lassen, sind die Elemente der heutigen Chemie. Daraus darf man aber durchaus nicht folgern, daß diese „Grundstoffe“ für immer unzerlegbare, daß sie wirklich einfache Stoffe seien. Im Gegenteil; es spricht sogar manches da-

[1]) Ob man außerdem die Materie sich atomistisch konstituiert dachte oder sie in dynamischem Sinne auffaßte, ist für diese Frage belanglos.

gegen. Die zahlreichen Spektrallinien, die der Dampf gewisser Elemente zeigt, zum Beispiel das Funkenspektrum des Eisens, das aus mehr als 1100 Linien zusammengesetzt ist, sind mit der Einfachheit nicht gut vereinbar. Seit der bedeutungsvollen Entdeckung Ramsays, daß das Radium, von dessen wunderbaren Eigenschaften die Kunde auch in Laienkreise gedrungen ist, sich in Helium umwandle, kann man die Elemente nicht einmal als unveränderlich ansehen.[1]) Ueberhaupt ist aber die Feststellung, ob ein Stoff ein Element sei, durchaus nicht so einfach, als der Laie annehmen mag. Darum läßt sich auch vorläufig ihre Zahl nicht genau angeben, da bei einigen Stoffen, die von manchen Chemikern für Elemente angesprochen werden, der Nachweis ihrer elementaren Natur noch nicht mit Sicherheit gelungen ist.

Nur wenige von ihnen finden sich auf der Erde — soweit man in ihr Inneres eingedrungen ist — in freiem Zustande; so der Sauerstoff, Schwefel, Stickstoff, die Edelmetalle. Weitaus die meisten treten, miteinander chemisch verbunden, als Mineralien auf, deren man zwischen 800 und 900 kennt. Eine kleinere Zahl der Grundstoffe dient zum Aufbau der organischen Welt. Nur diese Stoffe, „aus welchen das Leben keimt“, sollen uns auf den folgenden Blättern beschäftigen. Ich will sie kurz die „Lebenselemente“ nennen, insofern sie die Bestandteile der organischen Gewebe sind und damit die Grundlage bilden, auf der sich das große Wunder des Lebens abspielt, nicht aber, als ob man dieses aus ihren Eigenschaften erklären könnte.

Der Umstand, daß sie die Bedingung des Lebens sind, läßt mich für mein Thema ein allgemeineres Interesse hoffen; „denn erst“, wie Humboldt bemerkt, „in den Lebenskreisen der organischen Bildung erkennen wir recht eigentlich unsre Heimat“, während wir uns in den weiten Himmelsräumen „bei scheinbarer Verödung, bei völligem Mangel an dem unmittelbaren Eindruck eines organischen Lebens wie entfremdet fühlen“.

Bei der ansehnlichen Zahl von Grundstoffen (zwischen 75 und 80), die in der unbelebten Natur gefunden werden, muß es überraschen, daß nur wenige von ihnen in den Bau der organischen Materie eintreten. Bei Pilzen und manchen Algen reichen 9 Elemente aus; hochorganisierte Pflanzen benötigen ihrer nur 10, Tiere meist nur 15, also ungefähr ein Fünftel.

Wir können alle Grundstoffe[2]) in zwei, allerdings ziemlich willkürlich abgegrenzte Gruppen: in Metalle und Nichtmetalle, bringen — die ersteren sind etwa 54, die andern 24 an Zahl. Von den Nichtmetallen sind am Aufbau der organischen Materie nicht ganz die Hälfte beteiligt, und zwar Kohlen- und Wasserstoff, Sauerstoff und Schwefel, Stickstoff, Phosphor, Chlor, Jod, Fluor und Silicium, vielleicht Arsen. Sehen wir von den sogenannten Edelgasen (Argon, Helium, Krypton und so weiter) ab, so bleiben von Nichtmetallen nur

---

[1]) Auch die immer mehr an Boden gewinnende Elektronentheorie ist mit den älteren Anschauungen von der Einfachheit der Elementaratome nicht verträglich.

[2]) Die „radioaktiven“ Elemente sind hier nicht berücksichtigt.

fünf übrig, die der belebten Materie fremd sind. Dagegen ist die Zahl der Metalle, die als Bausteine der organischen Welt angetroffen werden, nur klein — nur etwa ein Zehntel. Es sind Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen, wozu in manchen niederen Tierformen noch Kupfer, in manchen Pflanzen Aluminium und Mangan hinzukommen.

Wenn man die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Tiergestalten, die unerschöpfliche Verschiedenheit ihrer Farben, wenn man das aus dem Unbewußten emporsteigende, vielfach abgestufte seelische Leben bedenkt, wenn man die große Zahl ungleicher, zusammengesetzter chemischer Verbindungen betrachtet, aus denen Pflanzen und Tiere bestehen, so erstaunt man, daß so wenige Grundstoffe diesen Reichtum hervorzaubern. — Es wiederholt sich hier in der organischen Welt ein Verhältnis, das auch in der leblosen Natur besteht. Die großen Gebirgsmassen sind nur Assoziationen von einer kleinen Anzahl (etwa 40) Mineralien; viele Hunderte von ihnen dagegen sind nur selten; sie erscheinen mehr wie zufällig, mehr „wie parasitisch“, nach Humboldts Ausdruck. Die wenigen Minerale, aus denen die wichtigen Gesteinsarten gebildet sind, enthalten auch nur etwa 13 Elemente, und alle diese treten auch in Pflanzen und Tieren auf. Die drei oder vier übrigen, die außerdem noch als Lebensträger erscheinen, finden sich zwar häufig auf der ganzen Oberfläche der Erde; in größeren Massen aber nur auf einzelne Oertlichkeiten beschränkt.[1]) Dieses Zusammentreffen dürfte nicht zufällig sein. Die Vermutung liegt nahe, daß eben an die häufig vorkommenden Elemente die Lebenserscheinungen gebunden sind. Wenn diese Deutung richtig ist, so hangen die stofflichen Bedingungen des Lebens in letzter Instanz mit jenen unbekannten Ursachen zusammen, die für die Verteilung der Elemente im Erdkörper in weit zurückliegenden Aeonen, als er sich abzukühlen begann, entscheidend waren. Doch läßt sich aus dieser Annahme allein die auswählende (elektive) Tätigkeit des lebenden Zellenleibes nicht erklären. Warum ist das Aluminium, das sich doch im Ton überall in überreicher Menge vorfindet, kein lebenswichtiger Bestandteil der Pflanzen? Warum speichern anderseits manche Pflanzen und Tiere Elemente in sich auf, die wie zum Beispiel das Jod in ihrer Umgebung nur in minimem Maße verbreitet sind? Wenn man annimmt, daß das Leben an die häufig vorkommenden Elemente sich angepaßt hat, so daß die selteneren sich geradezu als deletär erweisen, so ist daraus doch wieder nicht erklärlich, warum manche seltene Elemente nicht sonderlich schädlich sind und andre, die in kleinen Mengen, aber häufig verbreitet vorkommen, doch schädigend wirken.

Man hat auch darauf hingewiesen, daß nur Elemente mit niedrigem Atomgewichte[2]) die organische Masse zusammensetzen, solche mit hohem aber als Gifte

[1]) Die wichtigen Gesteinsarten haben zu Bestandteilen: Sauerstoff, Wasserstoff, Chlor, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Natrium, Kalium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Eisen und Silicium.

[2]) Atomgewicht ist die Zahl, die das Gewichtsverhältnis des Atoms eines Elementes zu dem eines andern als Vergleichseinheit gewählten ausdrückt. Das Atomgewicht des

wirken. Auch diese Regel ist durchbrochen. Es ist wohl richtig, daß alle Elemente mit niedrigem Atomgewicht (ausgenommen das seltene Beryllium und Bor) bis hinauf zum Calcium, dessen Atomgewicht 40 beträgt, in den Organismen vertreten sind; aber Lithium, das nächst dem Wasserstoff mit dem niedrigsten Atomgewicht ausgestattet ist (7), tritt nur als ein gelegentlicher, „zufälliger" Bestandteil auf und soll in etwas größerer Menge das Leben des pflanzlichen Protoplasmas[1]) sogar gefährden. Während das Eisen (mit dem Atomgewicht 56) ein für das Leben unbedingt nötiger Grundstoff ist, wirkt das Chrom trotz seines niedrigeren Atomgewichtes (52) giftig. Anderseits ist Jod trotz seines hohen Atomgewichtes (126,8) für manche Organismen, wenn auch nur in kleinen Mengen, zum Gedeihen vielleicht unentbehrlich.

Weniger überraschend als die geringe Zahl der Elemente wird die Tatsache sein, daß das Leben der Pflanzen- und Tierwelt an die gleichen Grundstoffe geknüpft ist. Man wäre geneigt, darin eine Stütze für die Anschauung zu finden, daß diese so zahlreichen, so verschiedenen Formen aus einfacheren entstanden sind, indem eine nach zwei Richtungen fortschreitende Differenzierung einerseits zu den jetzt lebenden Pflanzen, anderseits zu den verschiedenen Tierarten geführt und daß sich auf diese Weise das Leben allmählich eine beschränkte Zahl von Grundstoffen dienstbar gemacht hat. Die Tatsache erklärt sich aber in einfacherer Weise. Die Tiere leben nämlich nicht unmittelbar von anorganischer Nahrung; abgesehen von der geringen Salzmenge, die sie, im Wasser gelöst, im Getränke einführen, nehmen sie ihre Nahrung — sofern sie Pflanzenfresser sind — aus der Pflanzenwelt. Damit sind aber auch die Fleischfresser mittelbar auf diese und ihre Stoffe angewiesen. Da also das Bau- und Erhaltungsmaterial des ganzen Tierreiches direkt (bei Pflanzenfressern) oder indirekt (bei Fleischfressern) die Pflanzen sind, so ist es einleuchtend, daß die elementaren Bestandteile des Tierleibes nicht andre sein können als die der Pflanze. Doch ist ihre Wichtigkeit oder Entbehrlichkeit und ihre Bedeutung in beiden Reichen nicht die gleiche.

Und dies hat allerdings seinen Grund in der Differenzierung des Protoplasmas. Der tierische Protoplast ist durch seine, die komplizierten chemischen Verbindungen vorherrschend zersetzende Tätigkeit gewiß sehr verschieden von dem pflanzlichen Protoplasten (wenn wir von den Pilzen und Verwesungspflanzen absehen), in dem der Aufbau ebendieser Verbindungen stattfindet. Gerade aus der Verschiedenheit beider Lebenstypen erklärt es sich, warum zum Beispiel die Pflanze des Kochsalzes in der Regel nicht bedarf, das für die Wirbeltiere unentbehrlich ist.

Wenn nun auch die Grundstoffe in beiden organischen Reichen dieselben sind, so sind doch die relativen Mengen der Elemente, aus denen die Gewebe

---

Stickstoffs ist 14, das heißt sein Atom ist 14mal so schwer als das des Wasserstoffs, wenn man dieses gleich „Eins" annimmt.

[1]) Das „Protoplasma" (der „Protoplast"), der eigentliche Zellenleib, ist eine halbweiche Masse, in welcher der Kern eingeschlossen ist; in beiden spielt sich das Leben der Zelle ab.

der Vertreter beider Reiche bestehen, außerordentlich verschieden. Die Kombinationen sind hier so mannigfaltig wie die Arten der Lebewesen selbst, ja noch mannigfacher, da sie bei verschiedenen Individuen Abweichungen zeigen und sogar bei demselben nach Alter, Lebensweise und so weiter wechseln.

Es würde den Leser ermüden, wollte ich eine Anzahl von Beispielen zur Bestätigung des Gesagten vorführen. Vielleicht wird es ihn aber interessieren, die in seinem eignen Leibe herrschenden Mengenverhältnisse der Elemente und ihre verschiedene Verteilung (in annähernden Mittelwerten) zu erfahren. Die Hauptmasse — ungefähr 92 % des Körpergewichtes — bilden die drei Elemente Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Zwei Drittel davon entfallen auf den Sauerstoff allein, während der Kohlenstoff über 22 %, der Wasserstoff nur 8,5 % ausmacht. Das Vorwalten des Sauerstoffs hat vor allem seinen Grund in dem großen Wasserreichtum des Körpers, während fast zwei Drittel des ganzen Kohlenstoffs auf Rechnung des Fettes[1]) kommen. Die übrigen Elemente sind in erheblich kleineren Mengen vertreten, ohne darum minder lebenswichtig zu sein. Die Gewichtsprozente zum Beispiel des Phosphors, Stickstoffs und Calciums liegen zwischen 2,4 und 2,8, die der andern noch tiefer.[2])

Manche Elemente sind in den verschiedenen Geweben gleichmäßig vertreten, andre wieder vorherrschend in einzelnen, zum Beispiel das Silicium in den Haaren, Fluor in den Knochen und im Zahnschmelz, Eisen in den roten Blutkörperchen. Die Schilddrüse speichert das ganze Jod in sich auf (2,5 Milligramm).

Die Grundstoffe bestehen in den Geweben nicht in freiem Zustande. Sie sind untereinander teils zu einfachen Verbindungen vereinigt: zu Wasser, Chlornatrium und Chlorkalium und zu Salzen des Kaliums, Natriums, Calciums und Magnesiums mit der Kohlen-, Schwefel- und Phosphorsäure; teils aber zu den kompliziertesten chemischen Gebilden: den Eiweißstoffen und ihren Abkömmlingen — zum Beispiel dem „Keratin“ — dem Hauptbestandteile der Haare und Nägel — deren verwickelter Bau noch heut und auf einige Zeit hinaus dem Chemiker schwer lösbare Aufgaben stellt.

Sind aber auch alle Elemente, die man in den verschiedenen Organismen gefunden hat, für deren Leben oder doch für ihr volles Gedeihen unentbehrlich? sind sie wirklich Lebensträger, Lebenselemente?

Die Beantwortung dieser Frage erheischt sehr sorgfältige und umsichtige Versuche und ist bei weitem noch nicht in befriedigender Weise erledigt. So hielt man Jod, das von Baumann in der Schilddrüse entdeckt wurde, seit man ihre große Bedeutung für das körperliche und psychische Leben erkannt hat, als unentbehrlich für ihre normale Funktion; seither ist diese Unentbehrlichkeit doch

---

[1]) In dieser Berechnung sind nur 15 Kilogramm Fett bei einem kräftigen Mann von 75 Kilogramm angenommen.

[2]) Schwefel bildet ein Fünftel, Natrium, Kalium, Magnesium und Chlor zwischen zwei und sechs Hundertel, das Eisen nur fünf Tausendel und das Jod gar nur vier Millionteل Prozent des Körpergewichts.

etwas zweifelhaft geworden. Der Nachweis, daß das Magnesium für das Gedeihen der Tiere nötig sei, ist auch noch nicht erbracht.

Das bloße Auftreten von Elementen in einer Pflanze oder einem Tiere beweist noch durchaus nicht, daß es für ihr Leben unentbehrlich oder auch nur wichtig ist. Es gibt beispielsweise Pflanzenarten, die im Kalkboden nur dürftig gedeihen, denen also das Calcium (das Metall, das im Kalk und dessen Salzen enthalten ist) nicht gut bekommt und deren Asche doch immer Kalk enthält. In andern Pflanzen kann Natrium und Silicium an Menge die unzweifelhaft lebenswichtigen Aschebestandteile sogar übertreffen, obgleich dieselben Pflanzenarten ohne diese beiden Elemente ebensogut gedeihen. — Das Aufspeichern von Grundstoffen, die sich den Pflanzen und Tieren nur in minimen Mengen darbieten und von diesen gewissermaßen ausgelesen und in ihren Geweben angereichert werden, beweist auch nichts für deren Lebenswichtigkeit. Kann ja doch manches Protoplasma sogar giftige Stoffe aufnehmen und festhalten, sobald diese bei der Aufnahme in eine organische Bindung[1]) eingehen, während sie in Form von Salzlösungen (im sogenannten Jonenzustand) schon in beträchtlich geringeren Mengen das Protoplasma schädigen. Die Leber vieler Menschen, die über 50 Jahre alt wurden, enthält Spuren von Kupfer. Es gelangt aus Kupfergeschirren, vor allem aber aus der Silberlegierung der Löffel und Bestecke in unsern Körper. Die minimen Mengen, die beim Essen infolge ihrer Abnutzung während einer langen Reihe von Jahren mit der Nahrung aufgenommen werden, sammeln sich nach und nach in den Leberzellen an und werden da zurückgehalten. — Wenn die Angabe einiger französischer Forscher sich bestätigen sollte, daß Arsen regelmäßig im menschlichen Körper gefunden werde, so ist es mehr als zweifelhaft, ob es für ihn von der geringsten biologischen Bedeutung sei.

Für die Pflanzen hat man eine vortreffliche Methode (Differenzmethode), um sich zu überzeugen, ob irgendein Element, das in den freiwachsenden Vertretern gefunden wird, für ihr Dasein und Gedeihen unbedingt nötig oder nur förderlich ist, oder ob es überhaupt nur zufällig in ihnen auftritt. Zu diesem Behuf wird die fragliche Pflanzenart, unter Ausschluß jeder andern Nahrung, in sogenannten Nährlösungen gezüchtet (Wasserkulturen), das heißt in Gemischen von genau hergestellter Zusammensetzung, denen jener Stoff allein fehlt, dessen Unentbehrlichkeit man prüfen will. Je nachdem nun die Pflanze ohne ihn entweder ebensogut gedeiht wie ein freiwachsendes Exemplar oder kränkelt, schwächer bleibt oder gar abstirbt, wird man über den Grad der Lebenswichtigkeit dieses Stoffes Aufklärung erhalten. Doch kann der Nachweis mit großen experimentellen Schwierigkeiten verbunden sein. Dies ist zum Beispiel dann der Fall, wenn von dem Element nur minime Mengen zum Gedeihen der Pflanze nötig sind und die Entfernung dieser geringen Mengen beim Reindarstellen der Nährsalze

---

[1]) Die Metalle sind in „organischer Bindung", wenn sie in einer Kohlenstoffverbindung enthalten sind und sich durch jene Reagentien nicht ohne weiteres nachweisen lassen, mit denen man sie in ihren Salzen nachweist.

nur mit großer Mühe und Sorgfalt gelingt. So mußte bei den Versuchen, welche die Lebenswichtigkeit des Eisens für die Pflanze erwiesen haben, das Wasser, das zum Lösen der Nährstoffe diente, in Platingefäßen destilliert werden. Außerdem war das Freihalten von Staub nötig, weil dieser immer Spuren von Eisen enthält. Auch die Wahl der Züchtungsgefäße fordert Sorgfalt. Wenn man die Frage lösen will, ob gewisse Pflanzen ohne Kieselsäure leben können, so eignen sich gewöhnliche Glasgefäße für die Nährsalzlösungen und zum Züchten der Pflanzen nicht, weil diese fast immer etwas Kieselsäure abgeben. Man muß Platin- oder Zinngefäße benutzen.

Aber nicht bloß experimentelle Schwierigkeiten stellen sich der Bearbeitung solcher Fragen entgegen; sie liegen auch in den schwimmenden Grenzen des Begriffes „lebenswichtig". Im engeren Sinne muß man als solche jene Elemente ansprechen, ohne welche die Pflanze nicht leben kann. Im weiteren Sinne aber auch solche, die unter gewissen, zum größten Teil noch unbekannten Bedingungen hinzukommen müssen, soll die Pflanze gedeihen, während sie unter andern Verhältnissen entbehrlich sein können. Einer Pflanze zum Beispiel kann unter Umständen der Kampf ums Dasein mit andern dadurch erleichtert werden, daß die begünstigende Einwirkung eines Elementes auf sie und die gleichzeitig schädigende desselben auf ihre Konkurrentinnen ihr zum Siege verhilft. Diese Pflanze könnte, wenn sie sich unter andern Verhältnissen entwickelt, jenes Element ganz entbehren. In Salzsteppen und an den Meeresgestaden gedeihen die sogenannten Halophyten, Salzpflanzen (Salsola, Salicornia, Cakile) so gut, nicht weil sie das Kochsalz nötig haben, sondern weil andre Pflanzen in diesem salzreichen Boden siechen und zurückgedrängt werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt auch darin, daß für Pflanzen und Tiere bisher nur in wenigen Fällen experimentell sichergestellt ist, ob nicht gerade die minimen Mengen mancher Elemente, die als unwesentlich erscheinen könnten, für das Gedeihen unentbehrlich sind. So wird zum Beispiel nach Beneckes Beobachtung durch das Vorhandensein von 0,0003 % Kalium in der Nährlösung die Entwicklung des grünen Schimmelpilzes (Aspergillus glaucus), der zum Verdruß unsrer Hausfrauen mit Vorliebe die Nahrungsmittel überzieht, auffällig begünstigt. Anderseits weiß man aber, daß giftige Stoffe in sehr kleinen Mengen einen den Stoffwechsel der Pflanze begünstigenden Reiz ausüben.

Auf noch unvergleichlich größere Schwierigkeiten stoßen die Untersuchungen an Tieren. Man hat indes doch eine Reihe sehr lehrreicher Versuche ausgeführt, zu deren Illustration ein Beispiel ausreichen wird. C. Herbst hat die Entwicklung von Seeigeleiern in künstlich zusammengesetztem Meerwasser studiert. Diese benötigen bis zu dem Augenblicke, wo das Tier selbständig Nahrung aufnehmen kann, anorganische Nährstoffe, die sie der Umgebung entnehmen. Herbst brachte nun die Eier in Salzlösungen, die genau die Zusammensetzung des Seewassers hatten, nur waren einzelne Elemente, die in ihm vorkommen, abwechselnd weggelassen. Es stellte sich heraus, daß die Eier, um sich regelmäßig in Larven zu entwickeln, alle Elemente des Meerwassers, selbst das in sehr geringen Mengen

enthaltene Kalium, benötigten, ausgenommen den Phosphor, der in den Eiern selbst schon in hinreichender Menge vorhanden sein muß. Ohne diese Stoffe gingen sie zugrunde. Diese Elemente ließen sich nur zum Teil durch verwandte ersetzen.

*

Die Elemente haben für verschiedene Pflanzen und Tiere eine verschiedene Bedeutung. Auch kann ein und dasselbe Element in der Lebensökonomie mehrere Aufgaben erfüllen. So bindet zum Beispiel Calcium in vielen Pflanzen die in ihnen entstandene und für deren Protoplasma vielleicht schädliche Oxalsäure. Dasselbe Element tritt aber auch in das Eiweißmolekül ein, um da nicht näher bekannte Funktionen zu übernehmen. Oder es beteiligt sich an der Umwandlung der Wände mancher Pflanzenzellen.

Wenn wir von den Lebewesen absehen, deren Leib nur aus einer einzelnen Zelle besteht, so sind die übrigen ein mehr oder minder zusammengesetzter Bau, eine Kolonie von Zellen, deren Protoplasma und Kerne in gewissem Maße ein selbständiges Dasein führen, sozusagen auf ihre eigne Rechnung arbeiten, anderseits aber doch voneinander abhängig sind. Je höher organisiert nun ein Tier oder eine Pflanze ist, um so verschiedenartiger ist die Tätigkeit verschiedener Zellenkomplexe, das heißt ihrer Protoplasmaleiber, um so weiter ist die „Teilung der Arbeit“ durchgeführt. Neben jener Lebenstätigkeit, die auf die Erhaltung der Zelle abzielt, tritt um so mehr die spezielle hervor, die sie im Interesse der andern Zellen, im Interesse der Erhaltung des Gesamtorganismus versieht. Daraus erklärt sich, warum gewisse Elemente vorwiegend von einer bestimmten Zellengattung benötigt werden, so das Eisen von den roten Blutkörperchen. Das Calcium dagegen, verbunden mit Phosphor und Sauerstoff zu Kalkphosphat, baut vor allem das Skelett der Wirbeltiere; mit Kohlen- und Sauerstoff als kohlensaurer Kalk vereinigt baut es die Schalen zahlreicher wirbelloser Tiere auf. Silicium mit Sauerstoff verbunden, als Kieselsäure, lagert sich in die Zellmembranen der Oberhaut (Epidermiszellen) der Gräser oder Schachtelhalme ein.

Einige Elemente dagegen, nämlich Kohlenstoff, Schwefel, Sauer- und Wasserstoff, Eisen und Stickstoff, erscheinen als Bausteine sämtlicher Gewebe in wechselnder Menge; sie fehlen in keinem vollständig.

Als „organisches“ Element κατ' ἐξοχήν betrachtet man den Kohlenstoff; man kann ihn in gewissem Sinne als den Kern ansehen, um den sich die organische, dem Leben als Grundlage dienende Materie aufbaut. Die Atome dieses Grundstoffes haben nämlich die Fähigkeit, sich untereinander zu verbinden wie die Glieder einer Kette, oder richtiger, wie ein nach den drei Dimensionen des Raumes sich verzweigendes Gespinst von ineinander greifenden, sich haltenden Maschen. In dieses Kohlenstoffgerüste sind die Elemente Sauerstoff, Schwefel, Wasserstoff, Stickstoff und Phosphor gewissermaßen eingebaut. — Der Kohlenstoff hat außerdem die Eigenschaft, daß seine Verbindungen nicht gar zu beständig sind, daß sie mehr oder weniger leicht durch ihre wechselseitige Einwirkung, durch ihre Affinität zum Sauerstoff, durch die katalytische Tätigkeit

sogenannter Enzyme oder Fermente sich umwandeln. Gerade aber in diesem richtigen Verhältnis zwischen relativer Beständigkeit und doch nicht allzu schwerer Wandelbarkeit sowie in der großen Mannigfaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen liegt die Bedingung des Lebens. Diese sehr komplizierten Verbindungen der vorher aufgezählten Elemente bilden als sogenannte Eiweißstoffe die Grundmasse des Protoplasmas; aus ihnen und ihren Abkömmlingen sind alle Gewebe der sogenannten „Weichteile", aber auch die Grundmasse der starren, anscheinend anorganischen (Knochen, Muschelschalen u. s. w.) gebildet. Gesellt sich noch Phosphor hinzu, so entstehen Verbindungen, welche die Grundlage der Zellenkerne abgeben, in denen sich die intimsten Lebensvorgänge abspielen, die zur Vermehrung der Zellen und damit zum Aufbau der Pflanzen- und Tierkörper und zur Erhaltung der Art führen. — Eine andre Gruppe phosphorhaltiger organischer Verbindungen — die Lecithine — treten in keimenden Samen, in Blütenknospen und jungen Frühlingstrieben, aber auch in Pilzen auf — überall da, wo eine energische Zellenentwicklung, eine gesteigerte Lebenstätigkeit stattfindet. Eine ähnliche Bedeutung haben die Lecithine auch in der Tierzelle.

Die übrigen Elemente, besonders die Metalle, bilden, — wo sie nicht in Eiweißstoffe organisch gebunden sind, viel einfachere Verbindungen — vor allem sogenannte anorganische („mineralische") Salze, die bei Anwendung hinreichend hoher Hitze, beim Verbrennen der Gewebe[1]) als Asche übrigbleiben. Während man früher glaubte, sie seien mehr zufällige Bestandteile, die aus dem Boden in die Pflanze gelangten und seien von keiner wesentlichen Bedeutung für deren Lebensprozesse, haben Versuche später die Unrichtigkeit dieser Ansicht erwiesen. Die Pflanzen brauchen zum mindesten 3 bis 4 % Aschebestandteile; doch enthalten sie meist beträchtlich mehr. Man hat berechnet, daß einem Hektar Ackerboden durch das Getreide jährlich 200 bis 300 Kilogramm mineralische Stoffe entzogen werden.

Noch mehr konnte es beim Menschen und bei den Tieren den Anschein haben, als ob die Mineralstoffe nur eine Art zufällige „Verunreinigung" der organischen Stoffe des Körpers wären. Erschien doch die „Asche" nur als der traurige, verächtliche Rest einer im Tode untergegangenen reichen Organisation. Sehen wir von dem Skelette ab, so enthalten in der Tat die Weichteile und Säfte des menschlichen Körpers im Kilo durchschnittlich nur 10 Gramm Asche. Sehr sorgfältige Versuche von Forster, Bunge und Lunin, wobei Tiere eine Nahrung bekamen, die man von Mineralstoffen möglichst freigemacht hatte, haben aber gezeigt, daß die Tiere ohne diese ihr Leben nicht fristen konnten.

*

Verweilen wir noch ein wenig bei der Betrachtung der Rolle, die den einzelnen Elementen im Haushalte der Pflanzen und Tiere zukommt.

---

[1]) Unter „Gewebe" versteht man eine Vereinigung gleichartiger, zusammenwirkender Zellen. So besteht das Fettgewebe aus Fettzellen. Auch Gewebssysteme, Komplexe ungleichartiger Zellen, aus denen die Organe gefügt sind, nennt man kurzweg Gewebe, zum Beispiel Muskelgewebe, Lungengewebe. Das gleiche gilt von Pflanzen.

Während der Kohlen- und Stickstoff, der Wasserstoff, Schwefel und Phosphor nur als Bausteine der organischen Materie der anorganischen und organischen Salze Bedeutung für die Lebewesen haben, eignet dem Sauerstoff außerdem noch eine besondere Leistung. Vermöge seiner großen chemischen Affinität bewirkt er leicht Umwandlungen, die man unter dem Namen der Verbrennung zusammenfaßt. Durch solche Oxydationen der organischen Stoffe, aus denen das Protoplasma der Gewebszellen besteht, wird chemische Energie in Wärme oder in mechanische Arbeit umgewandelt. Beide werden für die eigentlichen Lebensprozesse in einer noch unbekannten Weise verwertet. So wird die Verbrennung zu einer „Kraftquelle" für den Organismus, ohne die er absterben muß; rasch, wenn es sich um Tiere handelt (Erstickung); aber auch die Pflanze verfällt dem gleichen Schicksal, wenn auch langsamer, und nachdem manche Arten einige Zeit durch Verbrauch des Sauerstoffs, den sie einem Teile ihrer eignen organischen Stoffe entnehmen, ihr Leben gefristet haben (sogenannte „intramoleculäre Atmung"). Von dieser Regel machen einige Eingeweidewürmer eine Ausnahme; außerdem eine Gruppe von Bakterien, von denen einige Arten ohne Sauerstoff leben können. Andre — die sogenannten „Anaërobionten" — können sogar nur bei vollständigem Ausschluß von freiem Sauerstoff bestehen und sich entwickeln.

Wie bereits angedeutet wurde, bildet das Calcium in seiner Verbindung mit Kohlensäure das Material für Schutzvorrichtungen niederer Tiere. Daraus bestehen die Hautskelette der Seeigel, die Gehäuse der Schnecken, die Muschelschalen und Krebspanzer, die Röhren, welche eine Gruppe von Würmern sich als Wohnungen aufbaut. Diese Kalkbildungen umgeben die genannten Tierformen mit schützenden Hüllen. Aus gleichem Stoffe besteht auch das Achsenskelett der Kalkkorallen. Bei den Wirbeltieren leistet dasselbe Element, aber an Phosphorsäure gebunden, denselben Dienst. Daraus baut sich ihr inneres Skelett, das dem ganzen Körper eine gesicherte Gestalt verleiht und den Muskeln Stütze und Anheftungsstellen bietet, und ohne das ein geregelter Ortswechsel unmöglich wäre, von dem doch wieder das Aufsuchen der Nahrung und damit die Fortdauer des Lebens abhängt. Welch unsägliches Elend eine mangelhafte Aufnahme des Calciums oder sein Schwinden bereitet, lehren schwere Formen von Rhachitis und die Knochenerweichung (Osteomalacie). — Die schützende Funktion dieser Kalkgebilde tritt dagegen etwas zurück; sie macht sich nebenher in minder auffälliger Weise geltend. Zwar ist das Hirn in einer festen Kapsel eingeschlossen, das Gehörorgan in das Felsenbein eingesenkt, dagegen finden die andern Organe durch knöcherne Wandungen einen nur teilweisen Schutz, wie das Auge, in noch minderem Grade die Lungen und das Herz, am wenigsten die Verdauungsorgane.

Aber noch in einer andern sehr wichtigen Beziehung zur Erhaltung der Säugetiere steht dieses Element. Das phosphorsaure Calcium erteilt den Zähnen jene Festigkeit, durch die sie befähigt sind, teils die Nahrung zu fassen und sie je nach der Lebensweise des Tieres zu zerreißen oder zu zermalmen, teils als Schutzwaffe zu dienen.

Die Salze des Calciums haben aber nicht bloß die Aufgabe, den inneren und äußeren Skelettbildungen Festigkeit zu verleihen; das Element ist auch sonst in jeder Tierzelle gefunden worden, und man kann nicht zweifeln, daß es für das Leben der tierischen Protoplasten von gleicher oder größerer Wichtigkeit ist wie für das zahlreicher pflanzlicher. Für manche Blütenpflanzen wenigstens scheint es nicht unbedingt erforderlich zu sein, und für das Gedeihen vieler Pilze und mancher Algen ist seine Entbehrlichkeit nachgewiesen; ja für gewisse Pflanzenformen, zum Beispiel die Torfmoose, ist es geradezu schädlich.

Ein andres Element, das manchen Organismen Schutz gewährt, ist das Silicium in seiner Sauerstoffverbindung — der Kieselsäure —, die den Laien als Bergkristall, Quarz, Sand und so weiter wohlbekannt ist. Zahlreiche Formen von mikroskopischen sogenannten „Kieselalgen" umgeben sich mit einem Panzer aus diesem Stoff. Sie bilden die mächtigen Lager der „Infusorienerde". Auch bei höher organisierten Pflanzen lagert sich Kieselsäure in bestimmte Oberhautzellen ein. Die Schachtelhalme sind so reich daran, daß man die getrocknete Pflanze zum Putzen von Metallen („Zinnkraut") verwendet. Beim Verbrennen bleibt ein zartes, zusammenhangendes Skelett der ganzen Pflanze übrig. Nächst ihnen zeichnen sich Carexarten und viele Gräser durch größere Mengen von Kieselsäure aus, die sich mit dem Alter der Pflanze immer reichlicher ablagert, bis sie endlich mehr als die Hälfte der Asche betragen kann.

Man hat früher angenommen, daß dieser Stoff den Grashalmen eine größere Festigkeit erteile und darin seinen biologischen Wert erblickt; man hat geglaubt, daß das „Lagern" des Getreides, das heißt das In-sich-Zusammensinken, von mangelnder Kieselsäure herrühre. Es hat sich aber herausgestellt, daß gelagertes Getreide oft sogar mehr davon als gewöhnlich enthielt. Auch haben Versuche gelehrt, daß die Gräser mit einem Minimum von Kieselsäure kräftig gedeihen, so daß man annehmen dürfte, das Silicium sei nicht lebenswichtig. Freilich fragt es sich, ob nicht ebendieses Minimum, das man bisher nicht ausschließen konnte, bedeutungsvoll sei, und wie sich die Art erhalten würde, wenn man eine lange Reihe aufeinander folgender Generationen ohne Kieselsäure züchten würde. Wenigstens scheint Hafer ohne sie schlecht auszureifen.

Manche Botaniker sind geneigt, anzunehmen, daß die Ansammlung der Kieselsäure die Pflanze vor Tierfraß schützen soll; doch hat diese Art Teleologie immer etwas Bedenkliches. Bekanntlich sind die so kieselreichen Gräser ein vortreffliches Viehfutter. Eine Schutzvorrichtung kann man auch in der Tatsache erblicken, daß die Spitze der Brennhaare der Nessel durch Verkieselung steif, scharf und spröde gemacht ist und dadurch geeignet wird, in die Haut leicht einzudringen und abzubrechen. —

Skelettbildend tritt die Kieselsäure auch im Tierreich auf, und auch hier vorherrschend bei den niederen Formen. So schafft sie bei den Radiolarien Gitterbildungen mannigfach und zierlich, an feinste Filigranarbeit oder die schönsten Spitzenmuster erinnernd. Diese Skelette der abgestorbenen Tierchen können sich, ähnlich der Infusorienerde, anhäufen. In großen Strecken des

Indischen und Stillen Ozeans besteht der Schlamm aus 60% dieser Skelette. In den „Kieselschwämmen" tritt die Kieselsäure in Gestalt von Nadeln auf, Stützen und Strebestücke abgebend, zwischen denen die organische Masse angeheftet ist. Bei manchen Formen, besonders bei Glasschwämmen, können sie eine beträchtliche Größe erreichen; so bei der prächtigen Euplectella aspergillum, die im Gebiete der Philippinen das Meer bewohnt. Zahlreiche Formen, die durch ihre Schönheit überraschen, hat Häckel in seinem anmutigen Werke „Kunstformen der Natur" dargestellt.

Endlich bilden Spuren von Kieselsäure einen Bestandteil der Haare, und in den Federn ist sie in nicht ganz kleiner Menge enthalten. Es kann zweifelhaft sein, ob ihr Vorkommen in den Haaren von irgendeiner biologischen Bedeutung ist; für die Festigkeit der Federn dagegen dürfte ihr Gehalt (über 1%) nicht gleichgültig sein. Sie würde hier, soweit es sich um Flügelfedern handelt, für die Ortsbewegung der Vögel ähnliche Bedeutung haben wie das Skelett.

Das dem Calcium in mancher Beziehung chemisch nahestehende Magnesium hat doch im Tier- und Pflanzenorganismus (wo es besonders in jugendlichen Geweben sich findet) eine von der Rolle des ersteren wesentlich verschiedene, vorderhand noch unbekannte Aufgabe zu erfüllen.

Die Bedeutung des Natriums ist für die Pflanze und das Tier nicht gleich. Während es sehr zweifelhaft ist, ob die Land- und selbst die Strandpflanzen seiner bedürfen — nur für die Meeresalgen ist das Kochsalz eine Lebensbedingung —, ist es sicher, daß der tierische Organismus (wenigstens die Seetiere und die Wirbeltiere) dieses Elements nicht entraten können. In seiner Chlorverbindung (Kochsalz) aufgenommen, hat es bei dem Gasaustausch in den Geweben eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen. Bei dieser sogenannten „inneren Atmung" muß nämlich die Kohlensäure, die durch Verbrennungsprozesse in den tierischen Geweben entstanden ist, aus diesen herausgeschafft werden. Sie geht daselbst mit dem Natrium eine Verbindung ein, die unter den Namen „Natriumbikarbonat" oder „Speisesoda" in Laienkreisen bekannt ist. Im Blute gelöst, gelangt diese Verbindung in die Lungen und gibt da einen Teil der Kohlensäure ab, die ausgeatmet wird; zugleich ist das kohlensaure Alkali für die Erhaltung der schwach alkalischen Reaktion der Gewebe wichtig. Außerdem dient das Kochsalz als Träger des Chlors bei allen jenen Tieren, die Pepsin erzeugen, als Material zur Bildung von Salzsäure, ohne welche die Verdauung des Eiweißes im Magen nicht vor sich gehen kann. Ob das Chlor beim Aufbau des Pflanzenprotoplasmas unbedingt nötig, ob es für alle Pflanzen nötig sei, ist noch eine offene Frage.

Das dem Natrium im natürlichen System so nahestehende Kalium erweist sich insofern als wesentlich verschieden in seiner biologischen Leistung, als es für den Aufbau des pflanzlichen und tierischen Protoplasmas unzweifelhaft von gleicher Wichtigkeit ist. Seine Bedeutung für die Pflanze erhellt aus zwei Tatsachen. Die jugendlichen Organe, in denen der lebhafteste Entwicklungsprozeß der Zellen vor sich geht, sind an Kalium die reichsten. Ferner besitzt die Pflanze

ein ganz spezifisches Aneignungsvermögen für die Kaliumsalze. Diese sind im Wasser des Erdbodens nur in kleiner Menge gelöst, während es Kochsalz und Kalksalze reichlicher enthält; dessenungeachtet sind in den Pflanzenaschen Kaliumsalze meist reichlicher vorhanden als Natrium- und Kalksalze. Versuche haben denn auch die Unentbehrlichkeit dieses Metalls erwiesen, obgleich über seine biologische Bedeutung nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen bisher aufgestellt sind.

Im Körper der rotblütigen Geschöpfe ist das Kalium vor allem auf die Gewebe beschränkt; im Blutplasma, in der Lymphe und in den die Gewebe durchtränkenden Flüssigkeiten findet man es dagegen nur spurenweise; hier herrscht das Natrium vor.

Von der größten Wichtigkeit für Pflanzen und Tiere ist das Eisen. Alle Pflanzen mit grünen Blättern verwenden zur Herstellung der komplizierten Verbindungen, aus denen ihr Zellenleib sich bildet, chemisch sehr einfache Stoffe: Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und anorganische Salze. Ihre Verarbeitung ist aber abhängig von der Vermittlung des Blattgrüns (Chlorophylls). Obwohl dieses selbst kein Eisen enthält, so entwickelt es sich doch nicht ohne Anwesenheit dieses Elements, dessen Menge aber für gewöhnlich sehr gering ist. Eine kräftige Maisstaude zum Beispiel enthält in allen ihren Teilen zusammengenommen nur etwa 20 Milligramm Eisen. Manche Pflanzen dagegen speichern es reichlich auf, zum Beispiel die Wassernuß (Trapa natans) in ihren Blättern und noch reichlicher in ihrer braunen Fruchtschale, die überhaupt das eisenreichste Gewebe ist, das man kennt; seine Asche hält 68 % Eisenoxyd.

Werden Samen in einer ganz eisenfreien Nährlösung gezüchtet, so sind nur die ersten drei bis vier Blätter grün. Eine an „Eisenhunger“ leidende Pflanze hört auf zu wachsen, sie wird bleichsüchtig, kümmert und stirbt zuletzt ab.

Die keimende Pflanze bezieht einen Teil des zum Aufbau nötigen Eisens (sowie des Calciums, Magnesiums, der Phosphorsäure) aus sehr feinen Kernchen (Globoiden) der Kleberschicht des Samens. Darum werden die ersten Blättchen der keimenden Pflanze auch ohne äußere Zufuhr von Eisen grün. Nach Verbrauch dieses Reservevorrates werden die nachfolgenden Blätter bleichsüchtig, wenn die Pflanze kein Eisen in der Nahrung erhält. Fügt man nicht allzu spät einige Tropfen Eisenchlorid der Nährlösung zu, so ergrünen die farblosen Blätter in zwei bis drei Tagen, indem der Prozeß von den Blattrippen aus auf die Blattspreite fortschreitet. Den gleichen Erfolg hat das Bestreichen der Blätter mit einer verdünnten Lösung irgendeines Eisensalzes. Sachs machte die interessante Beobachtung, daß bei manchen Bäumen, zum Beispiel Akazien (Robinien), deren Kronen im Winter stark ausgeschnitten worden sind, die neuen Sprossen bleichsüchtig werden, weil sie sich so schnell entwickeln können, daß das Eisen nicht rasch genug zugeführt werden, nicht rasch genug nachrücken kann.

Das Eisen dient aber nicht bloß bei der Chlorophyllbildung; auch Pilze (zum Beispiel Schimmel), die bekanntlich kein Blattgrün bilden, denen also andre Lebensvorgänge eigen sind, können dieses Element nicht entbehren. Molisch hat Hunderte von Pflanzen untersucht und es in keiner vermißt.

Allen Tieren, die rotes Blut haben, ist Eisen unbedingt nötig, wenn auch hier die Mengen nicht sehr groß sind. Der Körper eines Mannes von 80 Kilo Gewicht enthält etwa 3,7 Gramm Eisen; davon entfallen etwa 2,7 Gramm auf den roten Blutfarbstoff, das Hämoglobin, ohne welchen diese Organismen ersticken müßten. Das Hämoglobin nimmt nämlich in den Lungen den Sauerstoff der Luft oder (bei Tieren, die mit Kiemen atmen) den im Wasser gelösten auf, und dieser gelangt durch die tausendfach verzweigten Blutbahnen in alle Bereiche des Körpers. Dort wird er an die Gewebe, aus denen die verschiedenen Organe bestehen, abgegeben und besorgt die Verbrennung und dadurch die Bildung der nötigen Lebenswärme, die ihrerseits begünstigend auf andre chemische Prozesse einwirkt. Darum leidet bei mangelnder Bildung des roten Blutfarbstoffs, wie dies bei Anämie und Bleichsucht der Fall ist, die ganze Ernährung des Körpers und damit auch das Seelenleben. Die Niedergeschlagenheit, die weinerliche Stimmung bleichsüchtiger Mädchen ist bekannt; ebenso, daß man gegen diese Krankheiten Eisenpräparate anwendet.

Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß im Hämoglobin gerade das Eisen es ist, das den Sauerstoff locker bindet und ihn dann an die Gewebe abgibt.

Aber auch für andre Tiere, die kein rotes Blut, ja überhaupt kein Blut im gewöhnlichen Sinne des Wortes haben, scheint das Eisen wichtig zu sein. Der Nachweis dieses Elementes in der Asche fast aller Organe und aller, auch niedrig organisierter Tiere würde noch kein ausreichender Beweis seiner Notwendigkeit sein, da unsre chemischen Methoden so empfindlich sind, daß man selbst Spuren von Eisen entdecken kann. Man wird es aber doch nicht als eine zufällige, bedeutungslose Anhäufung auffassen dürfen, wenn man in den Kiemen von Manteltieren (Mollusken) und Krebsen, ferner in den sogenannten „Wasserlungen“ der Seewalzen und überhaupt in den Geweben, die den Gaswechsel (Atmung im weitesten Sinne) bei noch niedriger organisierten Tieren besorgen, Eisen in reichlicher Menge antrifft.

Außerdem ist das Eisen aber auch ein nie fehlender Bestandteil der Nucleoproteïde, welche die Hauptmasse der Zellkerne ausmachen, deren wichtiger Anteil im Lebensgetriebe der pflanzlichen und tierischen Protoplasten schon erwähnt worden ist.

Für die Atmung gewisser Tiergattungen scheint das Kupfer, das sonst gewöhnlich auf das tierische und pflanzliche Protoplasma als Gift wirkt, von ähnlicher Bedeutung zu sein wie das Eisen für die Rotblütler. Flußkrebse, Austern, Weinbergschnecken und andre Formen führen im Blut einen kupferhaltigen Stoff, das Hämocyanin, das in Berührung mit der Luft sich bläut — daher die blaue Farbe des Blutes dieser Tiere.

Noch eines Elementes mag Erwähnung geschehen, dessen biologische Stellung zweifelhaft ist. Obgleich die Tonerde sich den Pflanzen überall reichlich bietet, so wird das in ihr enthaltene Aluminium doch nur von wenigen Pflanzen aufgenommen. Vor allem sind es die Bärlapparten (Lycopodium), die das bekannte „Hexenmehl“ liefern, und die ihnen verwandten Selaginellen. Aber selbst hier

zeigen sich bei verschiedenen Arten derselben Gattung große Unterschiede; während die Asche einer auf hochgelegenen Heidewiesen lebenden Form (L. Chamaecyparissus) zur Hälfte aus Tonerde besteht, enthalten andre Arten nur Spuren davon.

In dieser Beziehung besonders interessant sind mehrere Arten von Symplocos, die sogenannten „Alaunbäume". Seit ungefähr 200 Jahren weiß man, daß die Einwohner auf Amboina die Rinde und Blätter dieser Bäume beim Rotfärben der Gewebe zum Fixieren eines krappartigen Farbstoffes (Saya) benutzen, wie bei uns in der Kattundruckerei zu gleichem Zweck Alaun als Beize verwendet wird. Die Asche dieser Blätter besteht zur Hälfte aus Tonerde.

An die in den vorliegenden Seiten dargelegten Verhältnisse können manche Fragen geknüpft werden.

Wenn wir die Elemente kennen, an denen sich das Leben offenbart, dürfen wir nicht hoffen, daß es gelingen werde, aus ihnen das Leben künstlich hervorzulocken? Wenn sich die Wissenschaft nicht phantastischen Annahmen hingeben will, so muß man die Frage verneinen. Keine einzige sichergestellte Tatsache ist bekannt, die, gestützt auch nur auf die allervageste Analogie, uns zu der Hoffnung berechtigen würde, es werde in unsern Laboratorien gelingen, aus den Elementen das Leben hervorsprießen zu machen. Die entgegengesetzte Annahme bewegt sich vorläufig auf dem weiten, uferlosen Meere der Möglichkeiten.

Eine andre den Laienkreisen sehr geläufige Frage betrifft das Vorhandensein des Lebens auf andern Weltkörpern. Keine Lebensregung offenbart sich auf jenen fernen Gestaltungen des Weltraums unmittelbar unsern Sinnen. Nur die Gleichheit der Elemente und der in ihnen waltenden Kräfte erlaubt uns, Vermutungen zu hegen. Die Spektralanalyse hat uns gelehrt, daß auf den übrigen Himmelskörpern wesentlich die gleichen Elemente sich vorfinden, die unserm Erdball eigen sind. Es läßt sich die Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, daß es erloschene, nicht mehr leuchtende, also hinreichend abgekühlte Weltkörper geben mag, auf denen ähnliche Bedingungen des Lebens herrschen wie auf unsrer Erde; daß sie also von Lebewesen bewohnt sein können. Wo lebenswichtige Elemente fehlen, zum Beispiel der freie Sauerstoff auf dem atmosphärenlosen Monde, da können wir auch das Dasein von Lebewesen ausschließen.

Aber wäre es nicht möglich, daß auf andern Weltkörpern das Leben an andre Elemente geknüpft sein könnte? Von den uns bekannten Grundstoffen wäre nur das Silicium sehr mannigfacher Verbindungen fähig; ob diese bei sehr hohen Temperaturen eine ähnliche Umwandlungsfähigkeit besitzen wie die Kohlenstoffverbindung bei unsrer gewöhnlichen, weiß man nicht. Sollte sich an ihnen das Leben offenbaren können, so wären diese Gebilde Kinder des Feuers — wahre Salamandernaturen. Da wir aber nur das irdische Leben kennen und unsre Schlüsse nur auf dieser Kenntnis bauen können, so bleibt die Annahme berechtigt, daß ein andres, ihm ähnliches sich doch auch nur an wesentlich denselben Elementen abspielen kann wie das unsre.

Der russisch-japanische Krieg

Betrachtungen über den Landkrieg

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

X

Die neue Offensive der russischen Armee mit etwa fünf Armeekorps gegen den linken Flügel der Japaner in den Tagen vom 25. bis 29. Januar ist ohne Erfolg geblieben, indem es nicht gelang, den Hauptstützpunkt, das befestigte Dorf Sandepu, zu nehmen. Dies Dorf sperrt die Straße Hsinmintin-Liaujang, 4 Kilometer östlich des gefrorenen Hunho.

Die Russen hatten am 23. und 24. das X., VIII., I. sibirische Armeekorps, die 61. Reservedivision, zwei Schützenbrigaden und den größeren Teil der Kavallerie unter Oberkommando des Generals Gripenberg auf dem rechten Ufer des Hunho versammelt, während auf dem linken das I. europäische Armeekorps die Verbindung mit der Stellung am Schaho halten sollte.

Am 25. wurden das VIII. und I. sibirische Armeekorps mit den beiden Schützenbrigaden in der Front gegen Sandepu eingesetzt, das X. nahm das 3 Kilometer weiter westlich gelegene Dorf Cheigautai, die Kavallerie schädigte sehr die abziehende Besatzung.

Am 26. gelangte die Kavallerie, gefolgt von der 61. Reservedivision, in umfassender Bewegung an die Straße nach Liaujang und nahm die Dörfer Labatai und Zantaitzu, 8 Kilometer südlich von Sandepu. Auch das X. Armeekorps sollte hierher folgen. Die bei Sandepu stehende 8. japanische Division war also abgeschnitten, ebenso die Besatzung des Dorfes Landungou, 5 Kilometer weiter südlich. Beide Dörfer hielten sich aber bis zum 27., als starke japanische Reserven, vier Divisionen, in einer Gegenoffensive anrückten und die Russen in die Defensive warfen.

Am 26. abends waren Truppen des I. sibirischen und des VIII. Armeekorps in den nordwestlichen Teil von Sandepu eingedrungen, wurden aber an dem im Innern gelegenen starken Reduit, das von außen mit Artilleriefeuer nicht erreicht werden konnte, zurückgeschlagen. Sie mußten dann auch den genommenen Dorfteil wieder räumen. Das Dorf selbst war von nur 2000 Japanern besetzt.

Am 27. mußten die bis an die Straße nach Liaujang gelangten russischen Truppen zurückweichen[1]) und gingen am 28. über den Fluß zurück. Am 28. be-

---

[1]) Auf dies Gefecht bezieht sich der eigentümliche Passus in dem Bericht des Generals Kuropatkin: „Zu dieser Zeit trafen Verstärkungen ein, unter deren Schutz die vorgegangenen Truppenteile zurückzugehen begannen." Die Verstärkungen waren wahrscheinlich Teile des zum Flankenschutz und zur Verbindung aufgestellten I. europäischen Armeekorps.

reiteten die Japaner mit starkem Artilleriefeuer den Gegenangriff auf das Dorf Cheigautai vor, stürmten wiederholt in der Nacht, bis gegen Morgen des 29. der Erfolg eintrat. Die Russen gingen auch hier über den Hunho zurück, sie blieben aber angesichts der Japaner in den früher von den feindlichen Vorposten besetzten Dörfern, aus denen sie auch durch Artilleriefeuer und einzelne Vorstöße der Japaner bis zum 4. Februar nicht verdrängt werden konnten. Bis einschließlich den 29. betrugen die Verluste der Russen 10—13000 Mann.

Ein rechtzeitiges Eingreifen der beiden andern russischen Armeen hätte die gut angelegte Operation gelingen lassen können und würde für die russische Seite einen erheblichen Erfolg herbeigeführt haben, denn der linke japanische Flügel mußte wahrscheinlich bis an die Befestigungen von Liaujang zurückgehen. Wegen des Ausbleibens einer solchen Unterstützung scheint es zwischen General Gripenberg und dem Oberkommandierenden zu ernsten Differenzen gekommen zu sein. General Gripenberg ist wegen Krankheit abgereist.

Der nachfolgende Auszug aus einer am 4. Februar veröffentlichten russischen Darstellung läßt erkennen, wie aufmerksam die japanischen Vorposten[1]) waren, wie gut und schnell die Heeresleitung der drohenden Gefahr zu begegnen verstand:

Die Armeen Oku und Nodzu, letztere durch die Gardedivision verstärkt, standen in befestigten Stellungen in vorderer Linie gegenüber, in zweiter auf der Strecke Schiliho-Jantai die Armee Kuroki, die Truppen des Generals Nogi (von Port Arthur[2]) waren im Anmarsch zum Zentrum und nach dem äußersten linken Flügel. Schon am 25. war eine Truppenansammlung westlich der Eisenbahn und der Mandarinenstraße zu bemerken. Dann meldeten der Luftballon und die Beobachtungsstationen, daß eine verstärkte Bewegung von Kolonnen und Trains nach Westen stattfinde. Gegen Abend des 27. wurde auch auf dem äußersten linken russischen Flügel, in der Gegend nördlich von Pönsihu, deutlich eine Schwächung der gegenüber gestandenen feindlichen Truppen bemerkt, dasselbe wurde vom Zentrum am Schaho gemeldet. Am 28. abends gingen starke japanische Kräfte zu beiden Seiten der Eisenbahn nach Norden vorwärts, nachdem das russische Zentrum endlich, wenigstens mit starkem Geschützfeuer tätig geworden. Am 30. griffen geringere japanische Streitkräfte[3]) den General Rennenkamp auf dem linken Flügel an.

Diese letzteren beiden Bewegungen sollten jedenfalls etwaigen Angriffen der Armeen Kaulbars und Linewitsch aus der Front heraus begegnen. Solche Angriffe, wenn auch nur demonstrative, konnten und mußten erwartet werden, denn es kam doch darauf an, die japanischen Reserven in der Front festzuhalten, so daß sie ihren linken Flügel nicht rechtzeitig unterstützen konnten. — Vier japanische Divisionen marschierten nach dem linken Flügel.

Zurzeit ist für die folgenschwere Unterlassung ein Grund nicht zu erkennen.

---

[1]) Zwei Kavallerieregimenter standen vor der befestigten Linie des linken Flügels.

[2]) Teile der 1. und 9. Division wurden russischerseits unter den fechtenden Truppen konstatiert.

[3]) Nach russischer Angabe zehn Kompagnien.

Die Anforderungen, die an die Soldaten auf beiden Seiten gestellt werden mußten, waren ganz außerordentliche. Als die Offensive der Russen am 25. begann, herrschte eine Kälte von 16 Grad. Am 27. und 28. trat Schneesturm hinzu mit Nordwind, der den Japanern den Schnee ins Gesicht peitschte. Ein großer Teil der liegen gebliebenen Verwundeten wird erfroren sein. Russische Verwundete erfroren auch auf den Tragbahren. Von der japanischen Seite wird gemeldet, daß viele Soldaten, die in den angegriffenen und bedrohten Stellungen achtundvierzig Stunden aushalten mußten, infolge der Kälte starben, 3500 russische Verwundete erreichten Mukden, bei nicht wenigen waren die Wundränder gefroren und zeigte sich schon Wundbrand.

Den russischen Verlusten von 10—13000 Mann für die Zeit vom 25. zum 29. steht gegenüber ein japanischer von 7000 Mann, eine japanische Division verlor 37 Offiziere, 2500 Mann. Die Russen verloren an Gefangenen 1500 Mann, die Japaner 300.

Sehr bedeutend werden die nachfolgenden Verluste durch Krankheit sein, denn nicht wenige Truppenteile mußten vier Tage im Schnee biwakieren, ohne ausreichendes Holz. Vor der Schlacht zählten die sechs sibirischen Armeekorps nach französischen Nachrichten nur noch je 14000 Mann, die drei europäischen, I., X. und XVII., je 16000, die neu angekommenen, VIII. und XVI., je 25000.

Der Raid des Generals Mischtschenko, der Mitte Januar mit ein paar tausend Mann Kavallerie bis an Alt-Niutschwang und Inkou herangelangte und durch Zerstörung der Bahnverbindung die Ankunft der japanischen Truppen von Port Arthur verzögern sollte, ist in seinen Wirkungen von der russischen Seite wohl übertrieben beurteilt worden. Dann mußte aber die Offensive zehn bis zwölf Tage früher unternommen werden. — Man kann hiernach annehmen, daß die bei so starker Kälte angeordnete partielle Vorwärtsbewegung auf Petersburger Direktiven beruhte.

Im Laufe des Februar und März wird die Armee des Generals Kuropatkin noch verstärkt werden durch das IV. Armeekorps, die 3. und 4. Schützenbrigade, die 10. Kavallerie- und eine kaukasische Kosakendivision. Die Ankunft kann durch Schneeverwehungen auf der sibirischen Bahn verzögert werden. — Die Schwierigkeit, die Armee auf diesem Wege ausreichend mit Verpflegung und Nachschub zu versehen, hat die russische Regierung veranlaßt, zahlreiche Proviantschiffe nach Wladiwostok abgehen zu lassen. Die Japaner haben innerhalb von drei Wochen zehn solche Schiffe genommen, in letzter Zeit außerdem noch fünf.

Einen großen Erfolg hatte die russische Finanzverwaltung mit Ausgabe einer Anleihe von 450 Millionen Mark zu $4\frac{1}{2}$ Prozent[1]) am 12. Januar. Zehn Tage später, nach Ausbruch der Unruhen in Rußland, würde das Ergebnis ein viel weniger günstiges gewesen sein. Weitere Anleihen, die voraussichtlich im Sommer notwendig sein werden, dürften weder in Frankreich noch in Deutsch-

[1]) Mit den Rückzahlungsvorteilen tatsächlich $5\frac{1}{2}$ Prozent. — Die betreffende Bankiersgruppe verdiente bei der Ausgabe neun Millionen Mark.

land ähnlichen Erfolg haben. Es ist möglich, daß hierdurch die in Rußland sich mehr und mehr ausbreitende Friedensstimmung gestärkt wird.

Trotz der Darlegungen des recht optimistisch gehaltenen Budgetberichtes des russischen Finanzministeriums vom 14. Januar ist doch mehr wie wahrscheinlich, daß in diesem Jahre eine wirtschaftliche und finanzielle Depression eintritt — auch wenn weitere Erschütterungen im Innern vermieden werden können. —

Die Flotte unter Admiral Roschdjestwenski liegt noch an der Nordostküste von Madagaskar. Die Ausfahrt des in Libau in der Ausrüstung begriffenen dritten Geschwaders wird sich um mindestens drei Wochen verzögern und wohl nicht vor Mitte Februar möglich sein.[1]) Admiral Togo wollte am 6. Februar, dem Jahrestage der Ausfahrt gegen Port Arthur, mit den Linienschiffen Japan verlassen, die Kreuzerflotte ist schon vorausgefahren. Drei Kreuzer und einige Torpedobootszerstörer unter Admiral Mimamura liegen an der Küste von Borneo. Wladiwostok[2]) wird von einigen Kriegsschiffen beobachtet.

Von den im Hafen von Port Arthur liegenden russischen Schiffen hoffen die Japaner zwei Linienschiffe und zwei große Kreuzer wiederherstellen zu können. Bei dem Mangel eines für Linienschiffe genügend großen Docks in Port Arthur wird dies für die ersteren beiden Schiffe recht schwierig sein.

Bisher konnten in Japan nur Kreuzer mittlerer Stärke gebaut werden. Jetzt haben sich die Einrichtungen für den Schiffsbau so entwickelt, daß demnächst der Bau des ersten Linienschiffes in Jokosuka (für vier Zwölf- und zwölf Zehnzöller) sowie von zwei starken Panzerkreuzern (für vier Zwölf- und sechs Zehnzöller) in Kure beginnen soll. — Von fünfzehn in Amerika bestellten Unterwasserbooten sind zehn in Japan eingetroffen, ebenso fünf per Bahn in Wladiwostok. Das Jahr 1905 kann also die erste Verwendung dieses neuen Kriegsmittels erleben. —

Bei der gegenwärtigen inneren Lage von Rußland wäre ein Sieg, wenigstens ein geringer Erfolg sehr zu wünschen gewesen. Es hat sehr deprimiert, daß man auch mit den frisch angekommenen Truppen[3]) und bei doppelter Ueberlegenheit den Japanern nicht gewachsen war.

Taktisch waren die Verhältnisse für die Russen nicht günstig. Die chinesischen Dörfer in der Hunho-Ebene sind wegen der Chungusengefahr mit Mauern und Gräben umgeben. Die Japaner hatten die Gräben vertieft, die Mauern mit Scharten versehen und die Häuser hinter den Mauern zur Verteidigung eingerichtet. Die russische Feldartillerie führt keine Brisanzgranaten, und die Schrapnells waren unzureichend zum Breschеschießen, die Feldmörserbatterien waren nicht mitgeführt worden. Der festgefrorene Boden gestattete nicht, für

---

[1]) Die Ausfahrt ist am 15. Februar erfolgt.

[2]) Es wird behauptet, daß die dort liegenden, stark beschädigten drei Kreuzer wieder fahren können, und daß die im Eise hergestellte Fahrrinne passierbar sei. — Auf Anordnung des Oberkommandos wird die Stadt von den Familien geräumt.

[3]) Darunter das im türkischen Kriege berühmt gewordene VIII. Armeekorps (damals von General Radetzki kommandiert) mit der unter General Dragomirow beim Donauübergange und auf dem Schipka sehr hervorgetretenen 14. Division.

Infanterie und Artillerie Deckungen auszuheben. Das Reduit in Sandepu, an dem die russische Offensive am 26. und 27. Januar scheiterte, bestand aus einer auf einem Hügel gelegenen Häusergruppe, die von einem tiefen und breiten Graben umgeben war. In diesem Graben hatten die Japaner eine fünffache Reihe künstlicher Hindernisse angebracht.

Aerzte und Laien

Von

Dr. Naunyn, Prof. emer. der Universität Straßburg (Baden-Baden)

(Schluß)

Die Aerzte scheiden sich immer bestimmter in Spezialisten und in die Helfer in der Not des Augenblickes, die Nothelfer — der Hausarzt alten Stils wird von Tag zu Tag seltener. Die Spezialisten stellen sich in ihrer ganzen Tätigkeit, auch in der Therapie, und je länger je mehr, auf die wissenschaftliche Grundlage; sie suchen bestimmte Regeln für ihr Handeln. Ihr Gebiet ist ein begrenztes, deshalb gelingt es ihnen, in präziser Weise die Fragen, wie sie auftauchen, zur Diskussion zu stellen und sie mit allen zugänglichen Mitteln der Forschung und schließlich in der Diskussion auf ihren Kongressen zur Entscheidung zu bringen. Auch hier ist alles noch im Werden, aber es ist bereits sonnenklar, daß wir uns dem gesteckten Ziele stetig nähern. In den großen Fragen der Antisepsis und Asepsis haben sich die Chirurgen zum Beispiel längst bindend geeinigt. In der Diskussion tritt das Streben hervor, es sich nicht mehr an momentanen Erfolgen genügen zu lassen; man verlangt bleibende, „Dauer“-Erfolge, eine Vertiefung der Diskussion, die den Ernst der Fragestellung ins beste Licht stellt. Am nachdrücklichsten tritt gegenwärtig dies wissenschaftliche Gebaren in den Diskussionen über die Erfolge operativer Eingriffe hervor — leicht begreiflich, weil dieser Eingriff in seinen Erfolgen am sichersten zu übersehen ist. Die Erfolge der nicht operativen, internen Behandlung sind minder augenscheinliche, und so sind gegenwärtig in diesen Bestrebungen die Spezialisten, soweit sie Chirurgen sind, an der Spitze. Doch waren es die internen Mediziner, die vorangegangen sind! Die Vorkämpfer für eine streng wissenschaftliche Begründung der Therapie waren Vertreter der inneren Medizin — Traube, Liebermeister, Magnus Huß u. a. — Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Zukunft der Medizin liegt im Spezialistentum! Wenn ich das hier auch für die Therapie ausspreche, so habe ich nicht die allgemeine Bedeutung der Spezialisierung für jedes praktische Können im Sinne, sondern ich rechne darauf, daß das Spezialistentum zu immer weiterer Vergrößerung des Gebietes führen wird, auf dem wir nach wissenschaftlichen Regeln arbeiten; je mehr wir uns an solches Handeln gewöhnen, um so klarer werden wir uns stets der Grenzen

bewußt sein, die uns gesteckt sind, um so vorsichtiger werden wir diese Grenzen überschreiten. Die Aerzte werden in immer größerem Umfange von dem Rechte Gebrauch machen, das schon heute jeder Spezialist auf seinem Gebiete übt, Kranke abzuweisen, denen sie vernünftigerweise durch ihre Behandlung keine Aussichten eröffnen können.

Der Arzt als Nothelfer steht in schroffem Gegensatz zu solch spezialistischem Gebaren. Er stellt die Personifikation dessen dar, was sich noch heute die Laienwelt am liebsten unter einem Arzte vorstellt, und sicher ist es eine schöne Aufgabe, der berufene Helfer in der Not zu sein. Nur vergesse man nicht, daß, wer helfen soll, allemal Vertrauen verlangen muß! Ein Nothelfertum, dem mit Mißtrauen begegnet wird, ist ein böses Ding; meinem Gefühl nach liegt darin eine arge Erniedrigung für den Helfer. Hier handelt es sich darum, zu helfen, so gut wir können! Ohne unser Wissen wären wir auch hier nichts, aber unser Wissen reicht nicht überall aus, und doch darf davon keine Rede sein, daß wir uns hier, wie der Spezialist, nur auf das beschränken und zurückziehen, was wir wissen und können. Was wir Aerzte in dieser unsrer Eigenschaft als Nothelfer zu behandeln haben, das sind vielfach noch unentwickelte beginnende Krankheiten oder ganz unvollständig beobachtete Fälle, und hier wie dort kann nicht einmal eine sichere Diagnose gestellt werden. Oder es handelt sich um Krankheiten, für die wir ein eigentliches Heilmittel noch gar nicht haben. Oder wir wissen, was zur Heilung geschehen müßte, aus diesem oder jenem äußeren Grunde kann das aber nicht geschehen. Wo also, wie hier, Aufgaben gestellt werden ohne jede Rücksicht darauf, ob ihre Erfüllung im Bereich der Möglichkeit liegt, sollte der Auftraggeber, das ist der Kranke, auch, wenn nötig, den guten Willen für die Tat gelten lassen.

Nützlich wird sich der Arzt fast immer noch machen können — daß er als Nothelfer ganz versagt, wird selten geschehen —, aber oft wird er nicht nach bestimmten Regeln und nach seinem Wissen zu handeln haben, sondern er wird sich durchschlagen und durchwinden, wie es eben geht. Hier paßt das Wort, daß viele Wege zum Ziele führen: der eine Weg ist kürzer, der andre länger, der eine steiler und gefahrvoll, der andre weniger steil; hier ist praktischer Blick, fester Entschluß zur rechten Zeit oft mehr wert als reiches Wissen — hier ist der Fall, wo der Arzt sich seiner Intuition überlassen muß. Eine glückliche Intuition wird freilich selten jemand auf einem Gebiete kommen, auf dem er nicht daheim ist! —

Kurz und gut: hier ist das Verhältnis zwischen Arzt und Krankem, wenn es nicht auf Vertrauen beruht, durchaus unhaltbar, und fehlt euch das Vertrauen zum ärztlichen Stande, so wundert euch nicht, wenn uns die Neigung schwindet, den Nothelfer zu spielen! Wir kommen allgemach in die Lage, den Spieß umzudrehen: wenn wir uns auf unsre Stellung, wie sie aus dem Spezialistentum erwächst, zurückziehen wollen, so bedürfen wir eures Vertrauens, in keinem höheren Maße, als jeder Geschäftsmann dessen im Verkehr mit dem Publikum bedarf.

Man sage nicht, daß es mit dem Vertrauen sei wie mit der Liebe. Zwingen kann man niemand zum Vertrauen, so wenig wie zur Liebe — doch ist schon mancher vom Ungrund seines Mißtrauens überzeugt worden. Die Aerzte sind nach Charakter und nach Kenntnissen nicht gleichwertig; der eine verdient mehr Vertrauen wie der andre, das ist selbstverständlich. Es ist sehr wichtig, daß man gute Aerzte von schlechten unterscheiden lernt, und es ist auch nicht unbillig, wenn man verlangt, daß der Arzt sich eines besonderen Vertrauens erst würdig zeigt; hier kann es sich nur darum handeln, ob der ärztliche Stand als Ganzes das Vertrauen, das er verlangen muß, verdient.

Wenn verständige, billig denkende Menschen nicht einem Arzte, sondern „den Aerzten" mit Mißtrauen begegnen, so kann darin nur die Furcht zum Ausdruck kommen, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Medizin die ärztliche Behandlung den Kranken zum Schaden gereiche oder wenigstens leicht zum Schaden gereichen könne, und zwar dadurch, daß etwas Nützliches unterbleibt, oder dadurch, daß etwas Falsches, geradezu Schädliches geschieht. Solche Furcht kann aufkommen, wenn vom Arzte Mittel angewendet werden, welche die Funktionen der Organe nachdrücklich beeinflussen; das könnte unter allen Umständen gefährlich sein, oder es könnte bis zu einem gewissen Grade nützlich sein, dann aber sogleich gefährdet werden, und es könnte die Grenze zwischen nützlich und schädlich schwer oder überhaupt nicht immer sicher einzuhalten sein. Es ist richtig, daß manche gerade unsrer wichtigsten Arzneimittel diese Gefahr mit sich bringen.

Dann gibt es wieder Arzneimittel, deren Wirkung auf mehreren in ihnen enthaltenen Substanzen beruht, zum Beispiel die Digitalisblätter. Zur richtigen Wirkung muß das Verhältnis der verschiedenen wirksamen Bestandteile in dem Arzneimittel ein ganz bestimmtes sein; da wir aber das Mittel — die Digitalisblätter — nicht künstlich herstellen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß es einmal nicht die richtige Zusammensetzung hat und dadurch schädlich wirkt.

Die medizinische Wissenschaft ist sich wohl bewußt, daß sie mit diesen Gefahren rechnen muß, und es gibt eine ganz besondere Disziplin, die sich mit den hieraus erwachsenden Aufgaben beschäftigt — die Pharmakologie. Sie studiert die Mittel nach allen Seiten auf das genaueste, lehrt ihre Zusammensetzung, Wirkung und Anwendungsweise auf das genaueste kennen und bemüht sich, uns von den Launen der Natur dadurch unabhängig zu machen, daß sie die eigentlich wirksamen Substanzen rein darstellt. Mit Hilfe dieser Disziplin sind wir tatsächlich so weit gekommen, daß der vorsichtige Arzt diese Gefahren sicher vermeiden kann. Auch ist Vorsorge getroffen, daß der Arzt die nötige Vorsicht nicht vergesse: die gefährlicheren Mittel dürfen ohne weiteres nur bis zu einer bestimmten Gabe — Dosis — verordnet werden. Will der Arzt diese Dosis überschreiten, so muß er auf dem „Rezept" einen besonderen Vermerk machen, der erkennen läßt, daß er sich der Ueberschreitung bewußt ist.

Auch die andre Furcht, daß das Notwendige unterbleibe, weil es die Schulmedizin nicht lehrt, ist unsrer heutigen Medizin gegenüber unnötig.

Die Heilung der Krankheiten ist nur eines der Ziele, das sich die

Medizin steckt, ihre Aufgabe ist das Studium des menschlichen Organismus und seiner Lebensäußerungen nach allen Richtungen; hierzu gehört auch die Art, wie der Organismus durch irgend etwas in seiner Tätigkeit beeinflußt werden kann. Schon deshalb ist es selbstverständlich, daß uns auch jede Beobachtung interessieren muß, über den Einfluß irgendeines Mittels, irgendeiner Heilmethode auf den Menschen oder, was ganz dasselbe ist, auf eine Krankheit, die den Menschen befallen hat, auf ein Leiden, das ihn quält. Es ist ganz gleichgültig, von wem diese Beobachtung stammt, mag der Beobachtende sich Homöopath, Naturarzt, Hydropath, Magnetopath oder wie sonst nennen oder mag es ein unbenannter Laie sein, mag solche Beobachtung a priori glaublich oder unglaublich erscheinen, wir unterziehen uns ihrer Nachprüfung und sehen zu, was daran ist. So griff Jenner die Bauernerfahrung auf, daß die Kuhmägde durch den Ausschlag an ihren Händen, den sie durch Melken von mit Kuhpocken am Euter behafteten Kühen bekamen, gegen die Menschenpocken geschützt seien, und kam dadurch zur Entdeckung der Vakzination. So beginnen die berühmten Studien Charcots über die Hysterie mit der Nachprüfung der von einem Magnetopathen gemachten Beobachtung des Transfert — so nannte dieser die bei Nervenkranken gefundene ganz merkwürdige Erscheinung, daß an empfindungslosen Hautstellen die Hautempfindung nach Auflegen gewisser Metalle wiederkehrt, während sie gleichzeitig an der symmetrischen Hautstelle auf der andern Körperhälfte verloren geht. So haben die Mitteilungen eines Hydrotherapeuten in Stettin Mitte des vergangenen Jahrhunderts — über glänzende Erfolge der Kaltwasserbehandlung beim Typhus — Bartels, Jürgensen und Liebermeister Veranlassung zu ihren wertvollen Arbeiten über diese und über verwandte Fragen gegeben. Daß die Medizin, „die Schulmedizin“ sich gegen Beobachtungen, gleichgültig, woher sie stammen, hochmütig oder vorurteilsvoll verschließe oder je verschlossen habe, ist nicht wahr. Es kann nicht jede von irgendwem vorgebrachte Angabe, er habe dies oder das beobachtet, für feststehend angenommen werden, und es kann schon einmal einige Zeit dauern, bis sie nachgeprüft und ihre Richtigkeit festgestellt ist, und so lange muß man es ablehnen, die auf solche angeblichen Beobachtungen aufgebauten Lehrsätze anzuerkennen — das ist alles, was an jenen immer wiederholten Klagen über „unsern Hochmut, mit dem wir das von andrer Seite Dargebotene zurückweisen, daran ist“. Alles, was irgendwelche Heilkünstler etwa wirklich finden oder entdecken sollten, gehört uns an, alles, was sie können, müssen auch wir lernen. Es gibt also gar keine Naturheilkunde, Hydrotherapie, Elektro- oder Magnetotherapie, es kann vernünftigerweise gar nichts derartiges geben, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem es ihre Jünger lehren, das heißt als wären das Wissenszweige und Zweige der Heilkunde, die unabhängig von oder wohl gar im Gegensatz zur „Schulmedizin“ ständen. Dieser Gegensatz wird künstlich hineingebracht, entweder mißverständlich oder um einem schon bestehenden Mißtrauen gegen uns Ausdruck zu geben, oder er dient Zwecken der Reklame.

Der Nutzen, den wir von dieser Mitarbeiterschaft haben, ist aber leider

nicht groß. Die Hydrotherapie ist weder von Brandt noch von Kneipp entdeckt oder auch nur erheblich gefördert. Schon vor hundert Jahren übten sie die Aerzte, und ein englischer Arzt, Currie, in Deutschland die Gebrüder Hahn, haben sich schon damals in sehr wertvollen Untersuchungen mit der Wirkung des kalten Wassers auf Krankheiten beschäftigt. Mit der galvanischen und elektrischen Behandlung haben sich die Aerzte unter steter Benutzung der bekannten und speziell der jeweilig neu auftauchenden Methoden seit Galvani und Humboldt unausgesetzt beschäftigt, und auch die Massage ist längst vor der Aera ihres modernen Aufschwunges von den Aerzten angewendet worden; ich entsinne mich, daß bereits 1855 mir bekannte, streng wissenschaftlich denkende Aerzte ihren Kranken „das Streichen“ bei allerhand Krankheiten, auch innerlichen, zum Beispiel Halsentzündungen, verordneten. Zugunsten der Hydrotherapeuten, der Masseure und so weiter darf man allgemein sagen: sie haben durch enthusiastisches Eintreten für ihre besonderen „Methoden“ der Schulmedizin Anregung gegeben oder sie genötigt, sich wieder einmal mehr mit ihnen abzugeben. Das konnte gelegentlich einmal von Wert sein, solange die Schulmedizin von andern Dingen gar zu sehr in Anspruch genommen war, und dies konnte der Fall sein zu der Zeit, in der sich die naturwissenschaftliche Begründung der Medizin vollzog, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals war unsre ganze Tätigkeit zunächst von der Begründung der Diagnostik in Anspruch genommen; das Interesse für die Therapie erwachte aber sogleich wieder, als wir uns als Diagnosten einigermaßen sicher zu fühlen begannen. Schon in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts beginnen die ernsthaftesten und gründlichsten Arbeiten auf den verschiedensten therapeutischen Gebieten, und heute ist das therapeutische Interesse bei den Aerzten so lebhaft, daß wir irgendeiner Anregung durch Laienärzte längst nicht mehr bedürfen. Schon das selbstische Interesse treibt die Aerzte nach dieser Seite, jeder weiß, daß er durch nichts so sicher goldene Erfolge erringt wie durch therapeutische Leistungen. Bleibenden Nutzen haben einzelne „Laienärzte“ dadurch gebracht, daß sie ihre Technik vervollkommneten. Das gilt für Massage, Gymnastik und vor allem für einige Zweige der Orthopädie. Auch diese Disziplinen sind viel älter als ihre berühmt gewordenen Vertreter unter den Laienärzten, aber sie verlangen eine besondere mechanische Beanlagung und Geschicklichkeit, und einige derartig beanlagte Laien haben hier in der Tat große Fortschritte gebracht. Mittlerweile haben sich aber mechanisch beanlagte Aerzte genug gefunden, die diese Künste in die Hand nahmen, und für deren weitere Entwicklung als medizinische Disziplinen ist gesorgt.

Das, was ich vorhin sagte: „Die Medizin umfaßt alles, was an Beobachtungen und Erfahrungen zum Verständnis und zur Leitung irgendwelcher Vorgänge im menschlichen Körper beigebracht werden kann,“ ist heut daran, zur tatsächlichen Wahrheit zu werden — für heilkünstlerische Bestrebungen, die sich außerhalb der Medizin stellen wollen, bleibt kein Platz mehr.

Es ist auch gar kein Zweifel, daß die von den Vertretern solcher Sonder-

bestrebungen hervorgekehrte Gegensätzlichkeit zur Schulmedizin ganz gewöhnlich nur als Aushängeschild für Reklame dient, und zwar ganz bewußter Reklame. Dies gilt ganz besonders für diejenigen unter den „Naturärzten", die approbierte Aerzte sind. Ein Beispiel ist sehr bekannt geworden: ein „Naturarzt", der mit großem Erfolge seine Kunst, wie man annahm als Kurpfuscher, betrieb, wurde vor Gericht gestellt. Hier legte er seine — ärztliche Approbation vor und erklärte: solange er ehrlich als Arzt seine Praxis habe betreiben wollen, habe er keine erlangen können, deshalb habe er sich unter die Naturheilkundigen begeben. Ueber ein Erlebnis, das hierher gehört, kann ich selbst berichten: In den ersten Jahren meiner Königsberger Tätigkeit florierte dort ein Homöopath: approbierter Arzt und Dr. promotus. Es ist selbstverständlich, daß ich einige Behandlungsmethoden in meinem neuen Wirkungskreise einführte, die dort bisher nicht allgemein geübt waren, und unter meinen Klienten waren nicht wenige, die von mir zu jenem gingen und dann wieder von dem Homöopathen zu mir kamen. Da merkte ich dann sehr bald, daß dieser Herr, wie ich sagen konnte, einer meiner gelehrigsten Schüler war: all die Mittel, die ich mit Vorliebe anwendete: Jodkalium, Kalkwasser und Chinin, Kalomel und Digitalis, verschrieb er in großen oder kleinen — aber keineswegs homöopathischen — Dosen gerade so wie ich, ganz offenbar nach meinen „Rezepten". Er hatte ganz schöne Erfolge mit seiner „Homöopathie". Solchen Mitarbeitern gegenüber ist höchste Vorsicht, höchstes Mißtrauen geboten und selbstverständlich, das wird jeder billigen! Grundsätzlich ablehnend aber sind wir nur dem offenbaren Unsinn gegenüber, wie zum Beispiel dem, daß es unter allen Umständen ein Verbrechen sei, einem Kranken „Gift" zu geben, wobei man unter Gift jedes Mittel versteht, das unter Umständen giftig wirken kann; oder daß die physiologische und arzneiliche Wirkung mit der Verdünnungs-„Potenz" steige, und ähnlichen Dogmen!]

Hiermit hoffe ich, die beiden Vorwürfe, mit denen der uns grundsätzlich Abgeneigte sein Mißtrauen zu begründen pflegt, erledigt zu haben: Leichtfertigkeit in der Anwendung gefährlicher Mittel und hochmütiges Zurückweisen der uns von irgendeiner Seite gebotenen Unterstützung ist der heutigen Schulmedizin fremd!

Ein ganz anders geartetes Bedenken richtet sich gegen die angeblich ungenügende Ausbildung der Aerzte auf den Universitäten. Seine Beantwortung gehört vielleicht nicht hierher; ganz vorbeigehen kann ich ihr aber nicht. Was die Vorbereitung auf der Universität für den Arzt leistet, kann man in wenigen Worten zusammenfassen: kaum je ist wohl ein tüchtiger Arzt fertig von der Universität gekommen, aber der Mediziner, wie er nach bestandenem Examen zur Praxis zugelassen wird, pflegt sich auf dem Grund, den er auf der Universität gelegt hat, zu einem tüchtigen Arzte zu entwickeln. Es steht so weit die Sache in der Medizin nicht anders wie überall. In den Bildungsanstalten: Universitäten, Technischen Hochschulen und wie sie sonst heißen, wird der Grund gelegt, auf dem sich erst die weitere Ausbildung in der Praxis vollzieht. Die eigne Initiative, die bei dieser unentbehrlich ist, wird erst recht erweckt, wenn die Ansprüche der Praxis unter dem Druck des Auf-sich-selbst-gestellt-Sein zur Wirkung kommen,

das wird auch durch das Jahr praktischen Dienstes in Krankenhäusern, das neuerdings den auszubildenden Aerzten auferlegt ist, nicht viel anders werden. Unsre deutschen Universitäten erfüllen heutzutage ihre Aufgabe so ausreichend, daß man über die zu große Milde, die im medizinischen Staatsexamen herrscht, hinwegsehen kann.

In einem Punkte muß die Ausbildung der Mediziner, wenn ihnen die Behandlung von Menschen anvertraut werden soll, eine Sicherheit geben, die man in andern Fächern nicht zu verlangen braucht. Ein examinierter Arzt muß gewisse Eingriffe und Handleistungen, die in der Praxis jederzeit von ihm verlangt werden können und von deren richtiger Ausführung ein Menschenleben unmittelbar abzuhängen pflegt, auszuüben imstande sein; so den Kehlkopfschnitt, den Bruchschnitt, Stillung von Blutungen, Infusionen, Leitung von abnorm verlaufenden Geburten. Es ist nicht viel, was hier verlangt wird, und meines Wissens sind Unglücksfälle, die dadurch herbeigeführt wären, daß den Aerzten der Unterricht und die Uebung in diesen Handleistungen auf der Universität gefehlt hätte, kaum vorgekommen. Uebrigens dürfte dem hier etwa bestehenden Mangel durch die eben erwähnte Einführung des praktischen Jahres abgeholfen werden.

Ich glaube, daß auf jedem Gebiet menschlicher Tätigkeit unsrer Arbeit ein intuitives Moment innewohnt. Für die Medizin gilt das mehr wie für viele andre Berufsarten, und weit über die Grenzen des Nothelfertums hinaus. So handelt es sich bei den Diagnosen wohl auch manchmal um Intuitionen, aufgebaut auf Wahrnehmungen und Schlüssen, die nicht in allen Einzelheiten hier bewußt zu sein brauchen. Zwischen solcher Intuition und der streng wissenschaftlichen Geistestätigkeit besteht kein ausschließender Gegensatz; im Gegenteil, die Intuition spielt mit großem Erfolge die Rolle des Aufklärers, welcher der folgenden wissenschaftlichen Untersuchung den Weg zeigt, und wenn auch tatsächlich mit der fortschreitenden Entwicklung der Medizin das Gebiet der Intuition mehr und mehr eingeengt wird, zu entbehren wird sie nie sein.

Vielen gilt es nun als ein Trost, daß wir da, wo die Wissenschaft uns ihre Hand noch nicht bietet, wo wir der Intuition überlassen bleiben, uns als „Künstler“ fühlen dürfen; und die Heilkunde — die Therapie —, da sie als Wissenschaft noch nicht allseitig bestehen kann, gilt ihnen als Kunst.

Ich fürchte, daß es sich hier um eine arge Begriffsverwirrung handelt. Für mich ist es kein Zweifel, daß das Wort: „Die Medizin wird eine Wissenschaft sein, oder sie wird nicht sein“ auch für die Therapie gelten muß und gilt. Die Heilkunde wird eine Wissenschaft sein, oder sie wird nicht sein! Mir ist es sonnenklar, daß da, wo die Wissenschaft aufhört, nicht die Kunst anfängt, sondern rohe Empirie und das Handwerk.

Ein Handwerker kann ein gescheiter und kenntnisreicher, ein gewissenhafter und energischer Mann sein, und es gibt unter ihnen genug, die mit der Zeit vorwärtsgehen. So bin ich weit entfernt davon, den Arzt, der seinen Beruf als Handwerk treibt, für minderwertig zu erklären. Ganz im Gegenteil, er ist

mir lieber wie der, der ihn als Kunst übt; denn dieser ist darum noch kein Künstler, und ist er es, so besitzt er damit, im guten Sinne, lediglich einige Eigenschaften, die ihn gelegentlich einmal zu schönen Leistungen befähigen können, — mehr nicht! Und ob im übrigen das Künstlertum mit seiner ihm innewohnenden Selbstherrlichkeit für den Arzt paßt, ist mir mehr wie zweifelhaft.

Von der Empirie darf man wahrlich nicht respektlos sprechen — viele und die wirksamsten Mittel unsers Arzneischatzes, alle, die älter sind als die Blütezeit der modernen Chemie, also älter wie etwa vierzig bis fünfzig Jahre, verdanken wir ihr, aber mit dem Wust von Heilmitteln und Heilverfahren — jeder Art und gegen jede Krankheit — lastet sie auf der Heilkunde noch heute so wie seit deren prähistorischen Zeiten.

Das Angebot ist zu groß. Es kann keine Rede davon sein, daß der Arzt aus eigner Erfahrung sich über alles, wovon er Gebrauch machen könnte, ein Urteil schafft. Ohne eigne Erfahrung wird aber nichts Rechtes; etwas Rechtes leisten wird man nur mit dem Mittel, das einem vertraut ist. Da kommt uns nun zuerst die Spezialisierung zu Hilfe: hält der Arzt ein Heilverfahren für angezeigt, das ihm selbst nicht geläufig ist, so zieht er einen andern heran, dem er das zutraut. Immerhin muß er ein Urteil über die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens haben. Ebenso muß er mit den anzuwendenden Heilmitteln im allgemeinen bekannt sein; er kann sich die auswählen, die ihm Vertrauen erwecken, und sich mit ihnen befreunden.

Hier muß der Universitätsunterricht vorgesorgt haben; auch den aufkommenden neuen Mitteln, die damals noch nicht bekannt waren, soll der Arzt später nicht ratlos gegenüberstehen. Wir sind so weit, daß wir oft nach der chemischen Zusammensetzung des Mittels uns a priori ein Urteil über das, was es verspricht, gestatten dürfen; falls wir das aber nicht verstehen, können wir es in Vereinen oder aus der Literatur von Urteilsfähigen erfahren; der verständige Arzt wird sich nicht blindlings auf ein neues Mittel stürzen, sondern er wird warten, bis er sich auf ein Urteil über dies Mittel stützen kann, dem er glaubt vertrauen zu dürfen. So sollte es sein, und so ist es auch bei denen, die Verstand, ernsten Willen und Selbstvertrauen genug haben, um sich in ihrem Standpunkt nicht beirren zu lassen. Aber — leicht ist das nicht: wovon gleich mehr! Sucht sich der Arzt so seine Mittel ruhig und vorsichtig aus, so kann er dann richtige Erfahrungen sammeln; er versucht es mit dem einen und mit dem andern, und — immer die drei obengenannten Eigenschaften bei ihm, dem Arzt, vorausgesetzt — kommt er mit der Zeit zu einem Schatze von Erfahrungen, der groß genug ist, um ihm als Grundlage für eine sehr ersprießliche Wirksamkeit zu dienen. Solcher Schatz wird langsam erworben und wächst gar langsam, — man braucht wohl einmal manches Jahr für ein einziges Mittel, ehe man es recht kennen gelernt hat und mit ihm vertraut ist. Sehr merkwürdig ist es dann, wie fast alle Aerzte, die es so machen, schließlich mit wenigen Mitteln auskommen lernen.

So sollte es überall sein, das ist die vernünftige Empirie. Sie kann nur

ein gut ausgebildeter Arzt üben, anders wird auch er in dem Wust von Mitteln mit seiner ganzen Empirie ersticken; leider ist alles danach angetan, daß eine solche vernünftige Handhabung der Empirie schwieriger und schwieriger wird. Sie hat etwas Langweiliges an sich, was dem Geiste unsrer Zeit nicht entspricht, wir haben unter allen Umständen keine Zeit — und unsre Kranken gewiß nicht! Sie hat etwas Haushälterisches, Sparsames, Konservatives an sich, was wieder unsrer Zeit nicht zu Gesichte steht, die den Reichtum, der sich überall bietet, unbeschränkt und in erfrischendem Wechsel nutzen heißt. Und der Zeitgeist ist gebieterisch, er zwingt dich in seine Bahnen! Wer hätte noch vor dreißig Jahren daran gedacht, daß die chemische und elektrotechnische Industrie uns ganz direkt, mächtig beeinflussen können, und längst sind wir so weit.

Die chemischen Fabriken befleißigen sich der Darstellung von Mitteln, nicht etwa nur von solchen, die bereits von der Wissenschaft, von Aerzten als wirksam anerkannt sind, sondern sie gehen der Erfindung neuer Mittel nach, die geeignet sind, noch bestehende Lücken in unserm Heilschatze auszufüllen oder schon gebräuchliche Mittel mit Vorteil zu ersetzen. Zu diesem Zwecke sind bei den Fabriken gelehrte, zum Teil bedeutende Pharmakologen angestellt, denen dann auch die experimentelle Prüfung obliegt, der die Mittel unterworfen werden müssen, ehe sie am Kranken versucht werden können. So sind uns tatsächlich nicht wenige und darunter wertvolle neue Mittel sozusagen gebrauchsfertig von den Fabriken dargeboten worden.

Wir müssen gewiß dankbar dafür sein, daß uns die Industrie mit ihren gewaltigen Kräften unterstützt; wir weisen ihre Gönnerschaft nicht zurück! Um an naheliegende Vorkommnisse zu erinnern: Behring hätte sein Diphtherieserum nicht ohne Hilfe von Höchst fertigstellen können! — aber in letzter Stelle ist doch das Ziel fast aller solcher Unternehmungen der Gelderwerb, und so werden dann seitens der Fabriken, wenn sie Präparate, die sie für zweckmäßig, brauchbar halten, hergestellt zu haben glauben, diese mit den Hilfsmitteln erlaubter Reklame vertrieben. Die Präparate werden uns gratis ins Haus geschickt „zu Versuchen". Oder sie werden von wohlgekleideten, gebildeten Männern von angenehmem Wesen, denen auch ein „Doktor"- oder sonstiger Titel Relief gibt, ins Haus gebracht, die Vorzüge des Mittels werden uns auf Grund seiner chemischen Formel oder sonstwie wissenschaftlich klargemacht, und „man hofft, daß auch wir uns davon überzeugen werden, daß das neue Mittel etwas in der Praxis zu leisten berufen ist". Früher wünschte man nach angestelltem Versuche ein Zertifikat, oder wenigstens man lieferte das Mittel gratis nur unter „der Voraussetzung, daß Versuche angestellt und der Oeffentlichkeit übergeben würden". Das gilt längst für aufdringlich; heute verlangt man gar nichts; man bittet nur darum, daß, „falls Versuche angestellt und etwas darüber publiziert wird, der Fabrik davon Kenntnis gegeben werde".

Nach einiger Zeit erhalten wir wieder Proben des Mittels, diesmal begleitet von einer nicht geringen Zahl von Veröffentlichungen, die sich mit ihm beschäftigen; sie loben es keineswegs alle blindlings, die eine oder andre ist

wohl kühl, sogar ablehnend, einige sind neutral, die meisten denn doch befürwortend bis zum Enthusiasmus; wer diese Zusendungen sammelt, kann leicht in einem halben Jahre zu einer leidlichen Bibliothek kommen. Und nun kommt die banale Inseratenreklame mit ihrer raffinierten Handhabung und ihrer mystischen Wirkung! Wer kann dem widerstehen! Ich selbst bin wahrlich ein hartgesottener Skeptiker und schwer zu haben, und doch — ich muß es bekennen — auch ich habe Hommels Hämatogen verschrieben!

Auf dem Gebiet der physikalischen Heilmethoden liegen die Dinge ähnlich, erfreulich und verhängnisvoll. Auch hier zeigt sich, wie das Interesse der Industrie für die Heilkunde erwacht ist, und dankbar machen wir von den bewunderungswürdigen Leistungen der Technik in einem Zander-Institut, im Röntgen-Kabinett, in der Finsenschen Lichtbehandlung des Lupus und in der Hydrotherapie Gebrauch. Aber man kann sich nicht verhehlen, daß auch hier die Mitarbeit der Industrie ihre bedenklichen Seiten hat. Ihre Mitwirkung wirkt peinlich, wenn große elektrotechnische Unternehmungen sich die bei kenntnislosen Aerzten und Laien herrschende falsche Auffassung von Lichttherapie zunutze machen und elektrische Schwitzkästen mit blauem, rotem Licht und ähnliche Apparate herstellen, um sie dann als in der Praxis unentbehrlich einzuführen.

Seit mehr wie einem Dezennium vergeht kaum ein Jahr, ohne daß eine neue Art elektrischer Ströme oder elektrischen Lichtes der Heilkunde zuwächst. Was sich davon bewährt hat, das habe ich soeben schon genannt, das übrige, so zum Beispiel die Institute für Heilanwendung des magnetischen Feldes, die unter höchst aktiver Beteiligung der Elektrotechnik geschaffen sind, müssen vorläufig mit gleicher Bestimmtheit abgelehnt werden wie die „Lichtheilinstitute“ für Behandlung von allerhand Krankheiten, ganz abgesehen davon, daß sie einen beliebten Tummelplatz für das Kurpfuschertum darstellen.

Am rücksichtslosesten ist man mit den sogenannten Nährpräparaten vorgegangen. Ihre Aera beginnt vor etwa dreißig Jahren mit der fabrikmäßigen Herstellung der „Peptone“ zu Zwecken der Krankenernährung. Dem lag ein ganz gesunder und nach dem damaligen Stande der Forschung berechtigter Gedanke zugrunde, nämlich der, die Nährstoffe — hier das Eiweiß — dem Kranken bereits so präpariert zu geben, daß ihm (seinem Magen) ein Teil der für die Verdauung zu leistenden Arbeit erspart werde. Dieser Gedanke hat sich aber leider nicht bewährt. Ich will hier nicht auf die Rolle eingehen, welche Nährpräparaten in der Krankenbehandlung überhaupt zukommt, jedenfalls wird die Reklame für sie in einer Form betrieben, die sich in nichts wesentlichem von der für „Pear's soap“ oder für irgendeinen heilkräftigen Magenbitter unterscheidet. Ich werde nie eine Begegnung vergessen, die ich mit dieser Reklame hatte. Das war auf einem der maßgebendsten Kongresse deutscher Aerzte, den ich als Vorsitzender leitete. Als ich am Eröffnungstage die mit diesem Kongresse verbundene Ausstellung medizinischer Präparate und Apparate betrat, prangten an der Wand erstaunliche Darstellungen von Kraft- und Muskelmenschen in Rot und in Gelb, in Lebensgröße, die es dem Beschauer anschau-

lichst klar machten, zu welchem Grade von Gesundheit der Mensch durch das Nährpräparat, das sie empfahlen — war es Tropon oder Plasmon oder was sonst — gedeiht! Die anwesenden „Vertreter" dieser Erzeugnisse waren nicht wenig entrüstet, als ich die Beseitigung anordnete.

Ich darf keine Unklarheit darüber bestehen lassen, worauf ich hier abziele: Es wäre ein böses Armutszeugnis für das, was ich der Medizin zutraue, wenn ich ihr die Kraft absprechen wollte, sich mit diesem weitgehenden Entgegenkommen unsrer Gönner abzufinden, es ist der Einfluß der Industriereklame auf das Publikum, unter dem wir Aerzte leiden. Das Publikum wird durch diese sich ihm überall aufdrängenden Anpreisungen in Gesundheitsangelegenheiten daran gewöhnt, daß diese Angelegenheiten auf solchem Wege ebenso gut und ebenso zweckmäßig behandelt werden wie Angelegenheiten der Mode, des Erwerbes, des Lotteriespieles. Mir fehlt jedes Verständnis dafür, wie sonst, wenn nicht durch solche schlechte Gewöhnung, das Publikum, das urteilsfähige Publikum, vergessen könnte, daß Reklame und Agitation ganz sicher keine zweckmäßigen Wege sind, um Gesundheitsangelegenheiten, medizinische Fragen ihrer richtigen Entwicklung entgegenzuführen, und ich meine, es sei diese Gewöhnung einer der hauptsächlichsten Gründe dafür, daß das Publikum, das urteilsfähige Publikum, gegen das Reklametreiben unsrer illegitimen Konkurrenten so gar nachsichtig geworden ist.

Noch schlimmer aber ist es, wenn das Publikum, wenn unsre Klienten zu unfreiwilligen Agenten dieser Industriereklame werden. Erst dadurch wird diese Sache für uns Aerzte so ernst und so gefährlich, daß unsre Klienten von uns verlangen, daß wir zu all diesen neuen Dingen sogleich Stellung genommen haben und damit zu behandeln wissen. Der Arzt muß die drei Qualitäten, die ich wiederholt von ihm verlangte, Verstand, ernsten Willen und Selbstvertrauen, schon in hohem Grade besitzen, wenn er bei alledem nicht zeitweilig seine wissenschaftliche Logik vergessen soll!

Es ist die schnellebige, anspruchsvolle und vorurteilslose, vielvermögende Zeit, die in all diesem zum Ausdruck kommt. In der Art, wie sie sich geltend macht, ist auch hier viel zu viel Großartiges, Erfreuliches, als daß ich nur mißmutig schelten könnte. Doch da ich einmal über das Verhältnis — richtiger Mißverhältnis — zwischen Aerzten und Publikum, über die Schwächen der Medizin und über Kurpfuschertum zu reden unternommen hatte, mußte ich erklären, daß die Menschheit meiner Ueberzeugung nach hier Mißbrauch treibt mit dem, was sie kann, und daß dieser Mißbrauch in all jenen Richtungen gefährlich wird.

Die Aerzte verlieren den Boden unter den Füßen, von Tag zu Tag wird es schwieriger, ihre Tätigkeit auf der Höhe des zielbewußten und selbstverantwortlichen Handelns zu halten. Wo rohe Empirie ihnen zur Gewohnheit wird, wo jede Koinzidenz von Erscheinungen, jeder Eindruck eines Erfolges für „Erfahrung" genommen wird, müssen die Studien der Lehrjahre, müssen die Mühen, die wir aufwandten, um für unser späteres Handeln einen wissenschaftlichen Boden zu gewinnen, als unnütze Spielereien gelten; an Stelle von wissen-

schaftlichem Denken tritt öde Phantasterei, an Stelle der Logik die Mode. Schon heute gibt es Aerzte genug, die fühlen, daß sich hier eine Bahn auftut, die sie selbst dem Kurpfuschertum zuzuführen droht! Ja mehr — ich verstehe es, wenn dem Laien der Unterschied zwischen einem Arzte, einem Vertreter der legitimen Medizin, und einem illegitimen Pfuscher unsicher zu werden anfängt, und ich frage mich, ob dies nicht geeignet sein muß, solchen Laien dem Pfuscher zuzuführen.

Ich hoffe nicht nur, ich halte es für sicher, daß, falls hier nicht Wandel geschaffen wird, die Aerzte, die gebildeten und wissenschaftlichen Aerzte, bald zum Bewußtsein davon kommen werden, wie unwürdig ihrer eine solche „Jagd nach der Gesundheit“ ist, die sie an die Seite solcher Gesellen führt. Dann werden sie sie aufgeben und sich auf ihr besseres Teil, ihr unantastbares Erbe, zurückziehen, das ist die Wissenschaft, die wissenschaftliche Medizin.

Ich habe schon einmal von dem gesprochen, was ich hier im Sinne habe: ich denke wieder an das Spezialistentum! In seiner Spezialität steht der Arzt schon heute ausreichend fest auf dem Boden wissenschaftlicher Forschung; und mit der weiteren Entwicklung des Spezialistentums wird diese Stellung immer gefesteter. Hier wird der Arzt zu nichts gehalten als zu dem, was er kann, und jede Pflicht, jede Verlockung zum Behandeln hört an der Grenze seiner Spezialität auf.

Freilich sind das dann keine Aerzte im alten Sinne mehr, und das Publikum wird sich seine Nothelfer suchen können, wo es mag! Unter den Aerzten, den gebildeten, kenntnisreichen, sich selbst achtenden Aerzten wird es sie dann nicht mehr leicht finden.

Das wäre ein böser und gefährlicher Zustand! Ob der Staat da einzuschreiten berufen und wie weit er zu helfen imstande wäre, scheint mir sehr zweifelhaft. Ich wage auf etwas ganz andres zu rechnen, auf wachsende Bildung, Einsicht und Selbstzucht des Publikums. Denn das Fehlen dieser Eigenschaften beim Publikum trägt ganz wesentlich mit Schuld an all diesen Mißständen. Es ist ganz offenbar ein Mangel an Einsicht, wenn man glaubt, den Arzt nur „zum Heilen“ nötig zu haben; es ist ein Mangel an Einsicht, wenn man glaubt, ihn für jede unerwartete Wendung einer Krankheit verantwortlich machen zu dürfen. Es verrät denselben Mangel, und zwar in einem Grade, wie er mit ernstlicher Bildung kaum noch verträglich ist, wenn man grundsätzlich die sogenannte persönliche oder Laienerfahrung den mühsam erworbenen Resultaten induktiver Forschung als gleichwertig entgegenstellt, und nur ein so vollständiger Mangel an Einsicht, wie er allein durch Fehlen ernsten Nachdenkens erklärlich ist, macht es begreiflich, wenn das Publikum neuen Heilmethoden und Heilmitteln sich mit gleicher Inbrunst hingibt wie etwa einem neuen Sport oder einem sonstigen Modeartikel.

Leider nicht mehr durch Mangel an Einsicht, sondern nur durch bereits vorhandene „Abneigung“ zu erklären aber ist es, wenn aus der Tatsache, daß irgendwo jemand von einem Arzte schlecht behandelt zu sein meint, ohne weiteres

eine Waffe gegen die legitime Heilkunde geschmiedet wird! Zugegeben, daß der Arzt die Schuld trägt, so bleibt es doch unfaßbar, wie ein Mensch bei ruhiger Ueberlegung so jeder Einsicht bar sein kann, daß er nicht weiß, er habe, um das nächstemal dem gleichen Schicksal zu entgehen, sich an einen besseren Arzt zu wenden, aber nicht an einen, der kein Arzt ist.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft

Von

Prof. C. F. Lehmann

Jahrzehntelang hat der kleine, aber emsige Forscherkreis, der sich in Deutschland der Erforschung der babylonisch-assyrischen Sprache, Geschichte und Kultur widmete, den Wunsch gehegt, daß auch von deutscher Seite der Spaten an die Trümmerstätten im Zweistromlande angesetzt würde, das die archäologischen Bemühungen der Franzosen, Engländer und später der Amerikaner mit so reichem Erfolge belohnt hat. Dieser Wunsch schien um so berechtigter, als nicht nur der erste Schritt zur Entzifferung der Keilschrift, sondern auch die erste Anregung zur systematischen Ausgrabung an ihren Fundstätten in Babylonien und Assyrien von deutscher Seite ausgegangen war. Dem, der dieses Wünschen und Hoffen und Bangen, die Kämpfe und die vergeblichen Bemühungen um eine Anerkennung auch nur die Berechtigung dieses Wunsches mitempfunden und geteilt hat, müßte es, sollte man denken, wie eine freudige Krönung, eine wunderbare Erfüllung alles Erstrebten erscheinen, daß nunmehr seit einigen Jahren eine über alle deutschen Gaue verbreitete Gesellschaft, gefördert durch das lebendige Interesse und das Protektorat unsers Kaisers, die archäologische Erforschung des Zweistromlandes in erster Linie auf ihr Programm gesetzt hat und zugleich eine allgemeine Kenntnis und umfassende Würdigung der babylonischen Kultur zu verbreiten bestrebt ist.

Zweifellos ist viel, sehr viel damit erreicht. Aber die Schöpfung ist jung und hat noch nicht in jeder Richtung die zweckdienlichste Ausgestaltung erfahren, und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, fachmännisch und menschlich das lebhafteste Interesse an dem Gedeihen der Deutschen Orient-Gesellschaft nimmt, wird, da er durch die Aufforderung des Herausgebers dieser Revue die Gelegenheit hat, für die Gesellschaft durch eine Darlegung ihres Werdens und ihrer Ziele zu wirken, zugleich verpflichtet sein, seiner Ueberzeugung auch da Ausdruck zu geben, wo er ein Abweichen von den bisher eingeschlagenen Bahnen für notwendig hält.

Gegründet ist die Deutsche Orient-Gesellschaft in erster Linie, um „das Studium des orientalischen Altertums im allgemeinen, im besonderen die Er-

Formel bringen, was im Grunde des Herzens der Wunsch der beiden verwandten Nationen sei. Nach Lord Salisbury war die Idee, daß Frankreich und England ihre altererbte Gegnerschaft aufgeben und ihre Beziehungen auf einen beständigen Freundschaftsfuß setzen könnten, das Anfangen mit dem Aufhören, gerade so, als ob man es unternehmen wolle, einen Keil statt mit dem spitzen mit dem stumpfen Ende einzutreiben. Ein hervorragender Franzose, dessen Name für immer mit der Geschichte des internationalen Schiedsgerichtsverfahrens verknüpft bleiben wird, ein Mann, der einen großen Teil seines Lebens der Förderung des permanenten Schiedsgerichtshofs im Haag gewidmet hat, äußerte auf einer Versammlung der Friedensfreunde fast die gleiche Ansicht: „C'est un trop grand morceau pour commencer.“ Im Herbst des Jahres 1902 erklärte der damalige britische Botschafter (Sir Edmund Monson) bei einem Bankett der britischen Handelskammer in einer langen und sorgfältig vorbereiteten Rede, er glaube absolut nicht an den Erfolg der schwebenden Versuche. Und doch haben wir noch nicht ganz drei Jahre nach dem ersten öffentlichen Hervortreten des Vorschlags, die englisch-französischen Beziehungen auf einen ständigen Freundschaftsfuß zu setzen, nicht nur den Abschluß eines permanenten Schiedsgerichtsvertrags zwischen den beiden Ländern, sondern auch den eines Vertrages zur Schlichtung aller ihrer Differenzen in der Weise, wie sie wahrscheinlich nach Beendigung eines Krieges erledigt worden wären, erlebt. Wir haben auf diese Weise erlebt, daß eine Massenerhebung der beiden Nationen die bewährtesten Organe der öffentlichen Meinung und die meisten der bevorzugten Ratgeber des Volkes beiseite schob und den größten Sieg über die Gewalten, von denen die Bestrebungen zur internationalen Feindschaft ausgehen, errang, von dem man je vernommen hat. Gerade so wie große nationale Revolutionen ihren Widerhall in der ganzen Welt finden, hat diese internationale Revolution ihre vibrierenden Wellenzüge über die ganze Welt verbreitet, und bei jedem Volke ist gegenwärtig die alte Idee, daß internationale Feindschaften in der Natur der Dinge begründet seien, von ihrem zeitgeheiligten Piedestal gestürzt. Seit der dauernde Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und Frankreich unterzeichnet worden ist — der erste, der je zwischen zwei großen Völkern zustande gekommen ist —, sind mehr als ein Dutzend zum Abschluß gelangt und darunter auch einer zwischen Großbritannien und Deutschland.

Der englisch-deutsche Vertrag enthält genau dieselben Bestimmungen wie der Vertrag zwischen Großbritannien und Frankreich und die meisten andern dieser permanenten Verträge. Er ist jedoch nicht imstande gewesen, das beständige Herüber- und Hinüberfluten unfreundlicher Gesinnungen zwischen den beiden Ländern einzudämmen. Wie konnte man sich nur auf Erörterungen über so unsinnige Behauptungen einlassen, wie sie in England und in Deutschland bezüglich der kriegerischen Absichten Englands gegen Deutschland aufgestellt worden sind, ohne das Vorhandensein eines Schiedsgerichtsvertrages zwischen diesen beiden Völkern auch nur zu erwähnen, dessen Abmachungen man hätte nachkommen müssen, bevor man zu den Waffen hätte greifen können? Liegt der Grund darin, daß ein derartiger Vertrag nur als Zeichen der Volksmeinung

von Wert ist, weil er ihr Gefühl zum Ausdruck bringt? Der englisch-deutsche Vertrag ist so wenig das Werk der englischen und der deutschen Völker, daß in beiden Ländern wenige Leute auch nur Kenntnis von seinem Vorhandensein haben und ich erstaunt war, als ich kürzlich von einem Bekannten in Deutschland, der ausgedehnte Geschäftsbeziehungen zu England hat, ein Telegramm erhielt, in dem er anfragte, ob ich wirklich überzeugt davon sei, daß ein derartiger Vertrag abgeschlossen sei, da in der Handelskammer seines Wohnorts, eines der leitenden deutschen Industriezentren, niemand irgendwie Kenntnis davon habe. Damit ist der Beweis dafür erbracht, daß ein Schiedsgerichtsvertrag allein nicht hinreicht, die Wohltat freundlicher Beziehungen zwischen zwei Völkern zu sichern, selbst wenn er den Regierungen die Mittel dazu an die Hand gibt, ihre Zwistigkeiten ohne Blutvergießen zu schlichten. Etwas mehr als das ist dazu erforderlich, das Gefühl der Beständigkeit zwischen Nationen zu gewährleisten, ohne das kein ununterbrochener Verkehr sich erzielen läßt und keine Handelsbeziehungen von irgendwie längerer Dauer zu erreichen sind. Internationale Stetigkeit ist das, worauf der internationale Handelsverkehr beruht, und der internationale Handelsverkehr zwischen industriellen Völkern wächst, je mehr die Arbeitsteilung in der Güterherstellung der Welt zunimmt und in immer weiterer Ausdehnung die Völker sich gegenseitig tributpflichtig machen. Der englisch-französische Vertrag war ein Ziel, auf das sich die Bewegung für freundschaftliche Beziehungen zwischen Frankreich und England richten konnte, und zur Erreichung dieses Ziels ließ sich die ganze Freude an dem Gelingen des Werks verwerten. Der englisch-deutsche Vertrag kam, so vortrefflich er sein mag, als das Werk der beiden Regierungen zustande, aber er bot den beiden Völkern nichts dar, was für sie ein Ziel hätte sein können, wie es der Fall bei der englisch-französischen Bewegung war. Der Friede an sich ist eine zu unbestimmte und zu fern liegende Idee, als daß er die praktischen Elemente und Geschäftsleute eines Volkes mit Begeisterung erfüllen könnte, die sofort erkennen, was sich manchem Philosophen nicht so klar aufdrängt, daß der Friede nur die Folge von Umständen sein kann, die ihn ermöglichen. Jedes Fernbleiben von einem Kriegszustande zwischen zwei Völkern ist Friede, und der Friede kann fortdauern, obschon die Beziehungen zwischen den Völkern möglicherweise so schlecht sind, daß sie fast ebensoviel Unheil anrichten, wie der Krieg selbst. Das wirklich Greifbare ist das gute Einvernehmen zwischen den Völkern, und wenn dieses vorhanden ist, ergibt der Friede sich als sein natürlicher Ausdruck. Das Verlangen, in guten Beziehungen zueinander zu stehen, beruht im allgemeinen einzig auf dem Interesse. Daß die Stetigkeit in internationalen Beziehungen das Interesse der handeltreibenden und industriellen Bevölkerungen in handeltreibenden und industriellen Ländern ist, kann niemand leugnen, und eine vorurteilslose und großzügige Auffassung des eignen Interesses wird in jeder Nation, sofern es von ihr abhängt, zweifellos dazu führen, nachdrücklich darauf zu bestehen, daß alle Zwischenfälle, die geeignet sind, den Weltfrieden zu stören, vermieden oder doch friedlich geschlichtet werden. Es war die richtige Erkenntnis ihres Interesses bei den Kauf-

leuten und Gewerbetreibenden Großbritanniens und Frankreichs, bei den Gewerkschaften und städtischen Behörden, den Arbeitgebern und Arbeitnehmern in den beiden Ländern, was sie dazu veranlaßt hat, auf der Beseitigung aller Ursachen zu Differenzen zwischen ihnen zu bestehen. Genau aus demselben Grunde leiten die Geschäftsleute in den Vereinigten Staaten die große Bewegung zugunsten der internationalen Stetigkeit, eine Bewegung, in der sie um ein gutes Teil weiter gehen, als man es auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans je für möglich gehalten hat. Aus demselben Grunde sind auch die Kaufleute und Industriellen Deutschlands in die gegenwärtige Bewegung für bessere Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen eingetreten.

Obwohl wir in dem Falle Großbritanniens und Deutschlands kein Ziel haben, wie es bei der englisch-französischen Bewegung vorhanden war, da ja ein Schiedsgerichtsvertrag bereits unterzeichnet ist, so fehlt es uns doch nicht an einem Ziele andrer Art. Der englisch-französische Vertrag reicht in Verbindung mit dem großen Ausgleichsvertrage, der alle zwischen Großbritannien und Frankreich vorhanden gewesenen Schwierigkeiten irgend erheblicher Art mindestens für eine Generation beseitigt hat, für den Zweck, den er erreichen soll, vollkommen aus, ist aber für die Verhältnisse, wie sie zwischen Großbritannien und Deutschland bestehen, nicht hinreichend. Zwischen diesen beiden Ländern, die Rivalen im Welthandel sind, mit stets zunehmenden und überschießenden Bevölkerungen, mit Arbeiterfragen, die beinahe über Leben und Tod von Millionen entscheiden, und mit den unvermeidlichen Reibungen, die aus ihrem scharfen Wettbewerb entstehen müssen, ist etwas mehr als ein Schiedsgerichtsvertrag nach dem Muster des englisch-französischen Vertrags erforderlich. Zwischen Großbritannien und Deutschland ist die Lage nicht unähnlich derjenigen, die Lord Salisbury zu der Ansicht führte, daß ein Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten wohl wünschenswert sei, während er das bezüglich aller übrigen Völker nicht gelten lassen wollte. Wir bedürfen tatsächlich, soweit Großbritannien und Deutschland in Betracht kommen, eines Vertrages ähnlich demjenigen, über den Lord Salisbury mit den Vereinigten Staaten unterhandelt hat, eines Vertrages, der Vorsorge für jeden nur denkbaren Fall des Mißverständnisses zwischen ihnen trifft, eines Vertrages, der hinsichtlich der nationalen Ehre und der vitalen Interessen keine Ausnahme zuläßt, mit einem Worte, eines Vertrages, der nur zum Teil ein Schiedsvertrag und hauptsächlich ein Ausgleichsvertrag sein würde. Der Vertrag, der im Jahre 1897 von Lord Pauncefort und Mr. Olney unterzeichnet, aber von dem amerikanischen Senat nicht ratifiziert wurde, weil die Majorität von 42 zu seinen Gunsten gegen eine Minorität von 26 abgegebenen Stimmen um 4 Stimmen hinter der von der Verfassung der Vereinigten Staaten für die Gültigkeit eines auf Bestätigung lautenden Senatsbeschlusses vorgeschriebenen Zweidrittelmajorität zurückblieb, war eines der größten Meisterwerke der Staatskunst, die je ausgearbeitet worden sind.

Der Hauptpunkt in dem Vertrage ging darauf hinaus, daß, wenn eine der

:teien der Ansicht sein sollte, daß in irgendeiner Schwierigkeit, die zwischen :n entstehen könnte, eine Frage von ernstlicher nationaler Bedeutung sich :e, diese Partei den Anspruch erheben könne, daß der Fall sich nicht für eine :dsgerichtliche Verhandlung, aber sich für einen Ausgleich eigne. Daraufhin :en die Parteien verpflichtet sein, je drei Schiedsrichter aus ihren höchsten :izbeamten zu wählen, die ihn entscheiden sollten ohne Oberschiedsrichter. Würde Urteil mit fünf gegen eine Stimme abgegeben, so sollte es absolut bindend . Stünden bei der Entscheidung vier gegen zwei Stimmen, so soll sie gleich: : absolut bindend sein, falls nicht binnen drei Monaten nach ihrer Abgabe :pruch gegen sie erhoben würde. Selbst im Falle des Einspruchs sollte eine :mittlung von beiden Parteien angenommen und so Zeit gewonnen werden, beide zu einer endgültigen Lösung kommen zu lassen. Dieser Vertrag war, :eit Großbritannien in Betracht kam, bindend, und wenn die Verfassung der :einigten Staaten nicht eine beinahe unausführbare Bestimmung in der :derung einer Zweidrittelmajorität für die Ratifikation internationaler Verträge :ielte, würde der Vertrag im gegenwärtigen Augenblicke in voller Kraft sein. :enfalls liegt nichts Utopisches darin, wenn man dafür eintritt, daß derartige :träge zwischen zwei großen Völkern, wer immer sie auch seien, abgeschlossen :den sollten. Vor zwei Jahren war eine Schwierigkeit zwischen den Ver: :gten Staaten und Großbritannien zu schlichten, die der Senat der Vereinigten :aten für eine Sache von zu kritischem Charakter erachtete, als daß sie einem :iedsgerichtshofe unterbreitet werden könne, die Streitigkeit wegen der Grenze : Alaska. Gleichwohl gab der Senat seine Zustimmung zu der Bildung eines :lichtungsausschusses, der sich aus drei britischen und drei den Vereinigten :aten angehörigen Juristen zusammensetzte. Einer der britischen Juristen war Lord Chief Justice Alverstone. Er gab seine Entscheidung gegen die britische :chauung ab und zeigte auf diese Weise, daß ein britischer Richter nicht durch :onale Empfindungen von dem abzulenken war, was ihm die Stimme seines :terlichen Gewissens vorschrieb. Der Schiedsgerichtsvertrag, über den jetzt :chen Großbritannien und den Vereinigten Staaten verhandelt wird, geht nicht :eit wie der Vertrag von 1897. Es ist leicht möglich, daß der Senat der :einigten Staaten, der keineswegs die Majorität der Nation repräsentiert, da :eder Staat ohne Rücksicht auf seine Einwohnerschaft zwei Mitglieder in jene :perschaft entsendet, einen Schiedsgerichtsvertrag überhaupt nicht ratifizieren :, obwohl niemand im Zweifel darüber ist, daß die Mehrheit der amerikani: :n Bevölkerung durchaus zugunsten derartiger Verträge gestimmt ist. Was :tschland und Großbritannien anlangt, so liegen, wie schon bemerkt, die Ver: :nisse zwischen ihnen vielfach ähnlich so wie zwischen Großbritannien und Vereinigten Staaten. Außerdem haben wir keine Grenzstreitigkeiten zu :ichten, keine Interessensphären mehr abzugrenzen, keine koloniale Gegnerschaft überwinden, aber wir haben, wie mit den Vereinigten Staaten, tausend kleine :itigkeiten, die aus dem zwischen uns entstandenen und stets sich mehrenden :ustriellen Wettbewerb erwachsen, und wir bedürfen einer Verständigung darüber,

wie sie in bindender Weise friedlich und schiedlich zur Beruhigung des Publiku in beiden Ländern beigelegt werden können. Beide Völker müssen wissen, da wenn immer eine Schwierigkeit entsteht, ihr Handel und ihre Industrie ni durch die Gerüchte von einem Kriege zu leiden haben werden, der auf di Weise praktisch unmöglich gemacht werden könnte. Das ist ein Ziel, dem m rückhaltlos zustreben sollte. Wäre es zu erreichen, so könnten die vier groß Nationen der Welt den Weltfrieden auf geraume Zeit sichern und, anst sich aus gegenseitigem Mißtrauen gegeneinander zu bewaffnen, auf die Da imstande sein, etwas von dem Gelde, das gegenwärtig für Rüstungen verschwen wird, auf Ausgaben für das nationale Wohlbefinden und das nationale G deihen zu verwenden, was die erste Pflicht ist, die Nationen gegen sich selbst erfüllen haben.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. Loë

VII

Bei Beginn des Jahres 1865 schien überall Friede und Ruhe herrschen. Kaiser Napoleon gab diesem Zustande bei Eröffnung d Kammer am 15. Februar einen selbstbewußten Ausdruck und suchte Welt, vielleicht auch sich selbst, durch die Worte zu täuschen: „In Mexiko b festigt sich der Thron. Das Land kommt zur Ruhe, und seine unermeßlich Hilfsquellen entwickeln sich. So gehen denn alle unsre Expeditionen ihrem En entgegen; unsre Landtruppen haben China verlassen; die Marine genügt, u unsre Etablissements zu schützen; unsre Armee in Afrika wird vermindert w erd die nach Mexiko geschickten Truppen kehren bereits nach Frankreich zurück; d Garnison von Rom wird bald wieder den Boden Frankreichs betreten habe und indem wir den Tempel des Krieges schließen, werden wir mit Stolz a einem neuen Triumphbogen diese Worte einzeichnen können: ‚Dem Ruhme d französischen Armee für die in Europa, Asien, Afrika und Amerika errunge Siege.'"

Indem der Kaiser vom Throne herab den Beginn der Friedensä verkündigte, trug er der offenbar obwaltenden friedlichen Stimmung des Land Rechnung. Gleichzeitig erschien es der Regierung durch die Klugheit gebote der auch in Frankreich verbreiteten Idee einer allgemeinen europäischen E waffnung, die schon im vergangenen Jahre durch die Hoffnung auf den Kongr angebahnt worden war, so weit entgegenzukommen, als es ohne eine wirklic Schwächung der militärischen Macht Frankreichs geschehen könn

Dieses Entgegenkommen bestand zunächst in der verhältnismäßig geringen kruteneinstellung (25000 Mann am 1. September 1864), sodann in einer minderung der Effektivstärke, indem der Kriegsminister schon im Februar 1865 Entlassung von 8000 Mann des Jahrganges 1858 zur Reserve verfügte, ren Dienstzeit erst mit dem Jahresschluß abgelaufen war. Das stehende Heer n hierdurch auf eine Stärke von 407000 Mann, was eine Verminderung gen 1864 um 19000 Mann darstellte. Es war Absicht, durch weitere Entsungen aus dem Reste des Jahrgangs 1858, der noch in Stärke von etwa 000 Mann bei den Fahnen war, die Effektivstärke auf 400000 Mann herunterbringen, einen Bestand, den seit dem Krimkriege die politischen Verhältnisse mals erlaubt hatten.

Man konnte diese Maßregeln nicht lediglich als Scheinzugeständnisse bechnen, denn die frühzeitige Entlassung zur Reserve wäre zweifellos nicht ergt, wenn nicht in den maßgebenden Regierungskreisen eine entschieden friedliche römung geherrscht, wenn man in irgendeiner europäischen Frage für dieses hr ein kriegerisches Eingreifen beabsichtigt oder vorausgesehen hätte. Konnten Reserven nötigenfalls auch in wenigen Tagen wieder zu ihren Truppenteilen berufen werden, so stand doch erfahrungsmäßig fest, daß diese Mannschaften m militärisch geringwertiger waren als sechsmonatliche Rekruten. Im französchen Volke war die Abneigung gegen den Militärdienst so groß, daß der ldat, einmal entlassen, nur mit dem größten Unmut und Widerwillen zu den hnen zurückkehrte. — Der Feldzug in Italien hatte diese Erfahrung bestätigt. ch der Aussage vieler Offiziere waren die wieder einberufenen Krimsoldaten schlechtesten Bestandteile der Regimenter. Man konnte also nicht annehmen, die Regierung sich ohne Not einer Anzahl guter Soldaten entäußern würde, im Bedarfsfalle minder gute wieder zu erhalten.

Gleichwohl entstand eine irgend nennenswerte Schwächung der mee aus dieser Maßregel nicht: das stehende Heer wurde um einige tausend nn vermindert, die der Reserve zuflossen.[1])

Gegen Ende des Jahres 1865 erzwang die stetig sich verschlechternde anzlage ein weiteres Zugeständnis bezüglich der Verminderung der Heeresgaben. Das Organ dieser Bestrebungen, die auch unter den aufrichtigsten hängern der Regierung viele Freunde fanden, war der Finanzminister Fould, nach jahrelangem Widerstande des Kriegsministers, Marschalls Randon, durchsetzte, daß durch kaiserliches Dekret vom 15. November die Auflösung er beträchtlichen Anzahl von Cadres verfügt wurde. Sie erstreckte auf

225 Infanteriekompagnien,
46 Eskadrons,
37 Batterien.

überzählig gewordenen Offiziere wurden teils verabschiedet, teils andern

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

Truppenteilen überwiesen; man hoffte die letzteren bis Ende 1867 in et
mäßigen Stellen untergebracht zu haben. Die Mannschaften wurden auf a
Truppenteile verteilt, was diesen wegen ihrer damaligen geringen Stärke
zugute kam. — Die Zukunft mußte lehren, wie weit der Kaiser imstande
würde, den Offizieren und Unteroffizieren für die ihnen auferlegte Schädig
ihrer Beförderungsaussichten eine Ausgleichung zu gewähren. Vorläufig
wie ich in den verschiedensten militärischen Kreisen feststellen konnte, der Eind
des kaiserlichen Dekrets um so ungünstiger, als der Ehrgeiz und die Beförderun
sucht in der Armee aufs höchste ausgebildet und gesteigert waren.

Auch durch diese am 15. November verfügte Maßregel erfuhr weder
bisher vorhandene Maß von Schlagfertigkeit noch die Kriegsstärke des He
eine merkliche Aenderung; denn im Gegensatze zur preußischen Armee bot
siebenjährige Dienstzeit, in Verbindung mit dem Kapitulationsgesetz und
Reichtum an Offizieren, der französischen Regierung jederzeit das Mittel,
Kriegsfalle sofort neue Cadres sich zu schaffen.[1])

Inzwischen verlangte die in der Armee viel erörterte Frage der E
führung eines neuen Gewehrs meine unausgesetzte Aufmerksamkeit.
die Entscheidung im Prinzip zugunsten des Hinterladers gefallen war, trat s
dadurch in die Erscheinung, daß an Stelle des Obersten Neßler, des Gegn
eines jeden Hinterladers, die Direktion der von Vincennes nach Chalons
legten Schießschule dem General de Lartigue übertragen wurde, der von
Ueberlegenheit des Hinterladers überzeugt war. Gleichwohl vermochten sich
entscheidenden Personen auf ein bestimmtes Modell noch nicht zu vereinigen,
bei den vorgenommenen Versuchen keins den gestellten Anforderungen vollkom
entsprach.[2]) — Wenn der Kriegsminister Marschall Randon mit Erfolg
seinem Streben beharrte, einer seiner Ansicht nach übereilten Entscheidung
der Gewehrfrage entgegenzuarbeiten, so durfte anderseits nicht übersehen wer
daß er die seit langer Zeit bestehenden Mängel in der Schießausbild
der Infanterie richtig erkannt hatte. Er begann die Heranbildung tücht
Schießlehrer ins Auge zu fassen, gab der Schießschule eine größere Ausdehn
und Bedeutung und tat das Seinige, um die Truppen zu einer sorgfältig
Pflege dieses wichtigsten Dienstzweiges anzuhalten.[3])

Im Sommer 1865 erschien in Paris zum Zwecke des Studiums
französischen Artillerie eine Kommission von drei preußisc
Artillerieoffizieren. Es waren der Oberstleutnant v. Kameke[4])
Pommerschen Feldartillerieregiment Nr. 2, Hauptmann Roerdanß[5]) von

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 21. November 1865.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 27. Februar 1865.

[3]) Kriegsarchiv. Bericht vom 1. Januar 1865.

[4]) Zuletzt Generalleutnant und Inspekteur der 2. Fußartillerieinspektion zu M
ein Bruder des späteren Kriegsministers.

[5]) Zuletzt General der Artillerie und Generalinspekteur der Fußartillerie.

Artillerieprüfungskommission und Hauptmann v. Werder[1]) vom Gardefeldartillerieregiment. Wenngleich ich den Herren Erlaubnisscheine beim Kriegsministerium ausgewirkt hatte zur Besichtigung der einzelnen Etablissements, so beobachtete man ihnen gegenüber doch eine große Zurückhaltung. Um so wertvoller war es, daß meine nahen Beziehungen zum Obersten v. Berckheim es den Offizieren ermöglichten, am 8. Juli einem Exerzieren und einem Schießen der reitenden Gardeartillerie in Versailles beizuwohnen, deren Kommandeur Oberst v. Berckheim war.

Die Mannschaften, lauter ausgesuchte, großenteils altgediente und dekorierte Leute, machten beim Exerzieren einen vortrefflichen Eindruck; die Zug- und Reitpferde waren von vorzüglicher Beschaffenheit; die Ausrüstung entsprechend. Das Schießen dagegen war äußerst mäßig; wohl aus diesem Grunde wurde uns auch über die Treffergebnisse keinerlei Aufschluß gegeben.

Als wir nach Beendigung der Uebungen an dem gemeinsamen Mittagessen der Offiziere teilnahmen, drängte Oberst v. Berckheim den Oberstleutnant v. Kameke, ihm offen seine Ansicht über das Gesehene auszusprechen. Das alsbald abgegebene Urteil: „Mannschaften, Pferde, Ausrüstung, Exerzieren ausgezeichnet; das Schießen läßt sehr zu wünschen," ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben.[2])

Von wie großer Bedeutung bei Ausbruch eines Krieges für jede Heeresleitung eine zuverlässige Berechnung der Zeit ist, die der Gegner gebraucht, um seine Armee zu mobilisieren und zusammenzuziehen, haben die Kriege 1866 und 1870 überzeugend erwiesen. Wenn nun die Anlage und Ausdehnung des französischen Eisenbahnnetzes der Oeffentlichkeit angehörte und vom heimischen Generalstabe pflichtmäßig mit Sorgfalt studiert wurde, so war es meine Aufgabe, zunächst über das Material und Personal möglichst genaue und zuverlässige Angaben zu beschaffen; sodann, die Kenntnis derjenigen Grundsätze und Dienstvorschriften zu vermitteln, nach denen die französischen Behörden beim Truppentransport zu verfahren hatten.

Die erstere Aufgabe vermochte ich zu lösen auf Grund der Zusammenstellungen, wie solche von den Eisenbahndirektionen angefertigt waren. Bei den zur Bearbeitung der zweiten Aufgabe vorgenommenen Nachforschungen stellte sich jedoch die überraschende Tatsache heraus, daß für den Transport von Truppenmassen in Frankreich weder Bestimmungen noch Einrichtungen vorhanden

---

[1]) Zuletzt Oberst und Kommandeur des Hessischen Feldartillerieregiments Nr. 11.

[2]) Am 18. August 1870 kommandierte General v. Berckheim die Artillerie des VI. Armeekorps (Canrobert) bei St. Privat. Nach der Kapitulation traf ich ihn in Metz und speiste mit meinem alten Freunde im Hotel de Metz zu Mittag. Im Laufe der Unterhaltung über vergangene Zeiten fragte er mich: „Was ist wohl aus unserm Freunde Kameke geworden?" Auf meine Antwort: „Er hat am 18. August bei Gravelotte die Artillerie des VIII. Armeekorps kommandiert, gegenüber Ihrem II. Armeekorps," schwieg er eine Weile. Dann meinte er: „Ja, ja, er war zwar sehr taub, aber ich merkte schon damals in Versailles, daß er viel wußte und verstand."

waren, die mit den in Preußen bestehenden hätten verglichen werden können. Dagegen vermochte ich auf Grund zuverlässiger Angaben und sorgfältiger Studien über den Truppentransport im Kriegsjahre 1859 dem Großen Generalstabe das Material zu liefern zu einem Urteil darüber, welche Leistungen zurzeit von den französischen Eisenbahnen im Falle bedeutender Truppenkonzentrierungen zu erwarten sein würden.[1]) Daß es ein verhängnisvoller Irrtum der französischen Heeresverwaltung war, zu glauben, man könne ohne sehr gründliche und umfassende Vorarbeiten eine große Armee mittels der Eisenbahn schnell und mit Ordnung versammeln, und daß in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte seit 1859 nicht gemacht waren, hat der Beginn des Krieges 1870 schlagend dargetan.

Im Laufe des Jahres 1865 fand in der französischen Armee ein Wechsel in den höchsten Kommandostellen statt, der auch für die übrigen Heere, insbesondere das preußische, des Interesses nicht entbehrte.

Durch den unerwarteten Tod des Marschalls Magnan im Mai 1865 war das Oberkommando der Armee von Paris freigeworden. Es umfaßte außer den vier Divisionen der Armee von Paris in gewissen Momenten auch die Kaisergarde, deren Chef der Marschall Regnault de St. Jean d'Angely war. Die Verfügung über eine Armee von 60000 Mann in der Hauptstadt verlieh daher diesem Posten nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Bedeutung. Die Frage, wer zum Nachfolger des Marschalls Magnan ernannt werden würde, mußte ein weit über die militärischen Kreise hinausgehendes Interesse erregen. Die Regierung wünschte vor allem einen politisch durchaus zuverlässigen, der herrschenden Dynastie ergebenen Mann. Der Marschall Canrobert[2]) schien in dieser Beziehung die meiste Gewähr zu bieten. Für seine Ernennung sprach ferner, daß die Stimme der Armee dem Marschall kein hervorragendes Führertalent zutraute und seine Stellung als Oberkommandierender der Armee von Paris es dem Kaiser ermöglichte, den von ihm hochverehrten Marschall im Kriegsfalle ohne ein aktives Kommando in Paris zurückzulassen. Endlich hatte sich Canrobert, übrigens ein ritterlicher Charakter, in Lyon durch Mangel an Takt und ein Uebermaß von Selbstbewußtsein in gleichem Grade die Abneigung der Truppen wie der Bevölkerung zugezogen; ein Konflikt mit dem dortigen Kardinal, hervorgerufen durch die Forderung des Marschalls, beim Betreten der Kirche von den Truppen mit militärischen Ehrenbezeugungen empfangen zu werden, hatte ein besonders peinliches Aufsehen erregt. Begreiflicherweise war es dem Kriegsminister infolge dieser Sachlage und Vorkommnisse um so erwünschter, den Marschall von Lyon fortzunehmen, als die sozialen Verhältnisse in Paris eine Gewähr boten gegen eine Wiederholung solch unliebsamer Vorgänge.

Wie jedesmal in ähnlichen Fällen, so entstand auch jetzt das Gerücht von

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 23. Mai 1865.

[2]) 1870 Kommandeur des VI. Armeekorps und bei der Kapitulation von Metz in Kriegsgefangenschaft geraten.

einer allgemeinen Veränderung in der Besetzung der höheren Kommandostellen. In der Tat war die Notwendigkeit einer Auffrischung der französischen Rangliste in ihren Spitzen nicht zu verkennen.

Von den Generalen, die in der Krim und Italien den Marschallstab gewannen, konnten für den Kriegsfall nur noch wenige in Betracht kommen. Der Marschall Baraguay d'Hilliers war 70 Jahre alt[1]) und seit längerer Zeit leidend. Foreys[2]) Kommandoführung in Nancy hatte den Erwartungen an maßgebender Stelle wenig entsprochen. Der General Montauban, seit 1862 Graf v. Palikao,[3]) damals 69 Jahre alt, hatte sich allerdings in China den Ruf eines tapferen und geschickten Truppenführers erworben, allein seine afrikanische Vergangenheit, namentlich seine dortigen Privatverhältnisse hafteten ihm in unangenehmer Weise an. Der Kriegsminister Marschall Graf Randon stand in der Armee in hoher Achtung. Er hatte den russischen Feldzug 1812 und die Kriege 1813/14 mitgemacht, war bei Lützen verwundet worden und galt als ein tüchtiger Verwaltungsmann. Doch mahnten seine 70 Jahre an das Ende seiner Laufbahn; der Ruheposten im Palais der Ehrenlegion wurde ihm zugedacht.

So kamen unter den Großwürdenträgern nur die Marschälle Mac Mahon, damals 57 Jahre alt, Niel[4]) und Bazaine für ein hohes Kommando in Kriegszeiten in Betracht. Da Bazaine unter den damaligen Verhältnissen in Mexiko durchaus unentbehrlich war, so erschien Mac Mahon berufen, für den Fall eines europäischen Krieges die erste Stelle einzunehmen. Unter den jüngeren Generalen blickte die Armee mit Vertrauen auf Bourbaki, d'Autemarre, La Motterouge, Leboeuf, Trochu und glaubte in ihnen die zukünftigen höheren Führer zu erkennen. Aber Napoleon selbst schien in keinen von ihnen rechtes Vertrauen zu setzen.

General Leboeuf[5]) war damals Generalinspekteur der Artillerie und, wie ich mich auch im persönlichen Verkehr überzeugen konnte, ein entschiedener Gegner der Einführung von Hinterladern, was für die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie über die französische 1870 sehr ins Gewicht gefallen ist.

Weit näher stand mir Trochu, ein General von glänzender militärischer Vergangenheit, hervorragendem und freiem Urteil, hoch angesehen in der Armee als selbständiger und uneigennütziger Mann, ein höchst anziehender Gesellschafter.[6])

---

[1]) Er hatte bei Leipzig einen Arm verloren.

[2]) 1863 aus Mexiko zurückgekehrt, wo er sich wenig bewährte. 1861 hatte er den Königsmanövern bei Grevenbroich in der Rheinprovinz beigewohnt, wo der Sieger von Montebello vom Prinzregenten mit großer Auszeichnung behandelt wurde.

[3]) 1870 während des Krieges kurze Zeit Kriegsminister.

[4]) 1869 als Kriegsminister gestorben.

[5]) Wurde 1869 als Nachfolger Niels Kriegsminister und beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges Chef des Generalstabes des Kaisers, dann Kommandeur des III. Armeekorps und mit diesem in Metz kriegsgefangen.

[6]) Besonders häufig sah ich den General Trochu in dem Salon der Gräfin Seebach, geb. Gräfin Nesselrode, der Gemahlin des Königlich sächsischen Gesandten. —

Er machte kein Hehl aus seiner Ansicht, daß die französische Armee zurückgegangen sei. Der Dynastie stand er feindlich gegenüber, und nie erschien er in den Tuilerien, woraus sich des Kaisers Stellungnahme zu dem begabten General genügend erklärt. —

Ende August 1865 wurde ich vom Könige nach Merseburg berufen, um daselbst in seinem Stabe den Manövern des IV. Armeekorps beizuwohnen. Kurz vor meiner Abreise von Paris war dort die am 14. August in Gastein zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Konvention bekannt geworden, die einen Waffenstillstand in dem Streite über das endgültige Schicksal der Elbherzogtümer darstellte. Ich vermochte also noch das lebhafte Mißvergnügen des Kaisers Napoleon und des Ministers des Auswärtigen Drouyn de Lhuys über diesen diplomatischen Zwischenfall zu beobachten, der der französischen Regierung bis auf weiteres die Hoffnung nahm, aus der schleswig-holsteinschen Verwicklung den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten hervorgehen zu sehen.

Bei meinem Eintreffen in Merseburg konnte ich dem Könige die in den Tuilerien herrschenden Stimmungen und Strömungen schildern, über deren weitere Entwicklung ich durch vertrauliche Mitteilungen des Grafen Goltz dauernd genau unterrichtet blieb. Schon am 29. August hatte der Kaiser dem Botschafter, allerdings in schonender Form, sein Mißbehagen über das Hinausschieben einer endgültigen Lösung der schleswig-holsteinschen Verwicklung ausgesprochen. Noch mehr trat diese Spannung in dem Verkehr des Grafen Goltz mit dem französischen Minister hervor, dessen Sympathien offenkundig der österreichischen Seite zuneigten.

Wenn auch, wie ich mich überzeugen konnte, diese französische Verstimmung die Befriedigung des Königs über den Abschluß der Konvention wenig trübte, so hielt doch Graf Bismarck es für ratsam, sich anfangs Oktober über Paris an das Hoflager des Kaisers nach Biarritz zu begeben, in der Absicht, einmal, die Bedenken Napoleons gegen die Konvention zu zerstreuen; sodann, für den Fall eines preußisch-österreichischen Krieges, den er als wahrscheinlich stets im Auge behielt, die Absichten des Kaisers in mündlicher Aussprache zu erforschen.

Während eines siebentägigen Aufenthaltes in Biarritz, zu dem auch Graf Goltz, der mich über die Vorgänge unterrichtet hielt, sowie der Legationssekretär bei der Pariser Botschaft, v. Radowitz,[1]) beide als Gäste des Kaisers, herangezogen waren, erreichte Graf Bismarck das erstere politische Ziel völlig. Bezüglich des zweiten hielt sich der Kaiser dem Minister gegenüber in einer wohlwollenden Zurückhaltung. Gleichwohl erkannte Bismarcks Scharfblick, daß Napoleon einem preußisch-italienischen Bündnis gegen Oesterreich sowie einem

---

Daß Trochu während des Krieges 1870 Gouverneur von Paris war und an der Spitze der Regierung der nationalen Verteidigung stand, ist bekannt.

[1]) Jetzt deutscher Botschafter in Madrid.

Erwerb der Elbherzogtümer freundlich gegenüberstehen werde, da er so das 1859 durch die kluge Politik des Prinzregenten vereitelte Ziel der Befreiung Venetiens nunmehr auf diesem Wege zu erreichen hoffte; auch hatte der Minister den richtigen Eindruck, daß der Kaiser auf die Ueberlegenheit der österreichischen Armee rechne und sich im geeigneten Augenblick das Schiedsrichteramt vorbehalten werde.

Die Wahrscheinlichkeit eines österreichischen Waffenerfolges hatte der Kaiser abgeleitet aus seinen Erfahrungen während des Krieges 1859, der ihn mit einer hohen Meinung von der Tapferkeit dieser Armee erfüllt hatte. Wie ich in Paris nach meiner Rückkehr aus Deutschland feststellen konnte, war er in dieser Ansicht bestärkt worden durch die Berichte des französischen Militärattachés in Wien, des mir nahe befreundeten Obersten Merlin. Der Irrtum dieses Offiziers entsprang der Siegeszuversicht in den Kreisen seines Wiener Verkehrs und wurde um so verhängnisvoller, als in Paris das Gegengewicht in den Berichten des französischen Militärattachés in Berlin, des Grafen Clermont-Tonnerre, fehlte. Diesem war wohl die militärische Tüchtigkeit der preußischen Armee nicht unbekannt geblieben, denn er hatte im preußischen Hauptquartier dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 beigewohnt. Ob jedoch seine Berichterstattung durch die Kenntnis der politischen Pläne seines Kaisers und die österreichischen Sympathien des Kriegsministers, Marschalls Randon, unwissentlich beeinflußt worden ist, lasse ich dahingestellt sein.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß in dieser für Preußen so kritischen Zeit, insbesondere bei der unklaren Haltung Frankreichs, von größter Bedeutung die Meinung war, die man in Berlin an entscheidender Stelle von der Leistungsfähigkeit der französischen Armee sich bildete. Die Ergebnisse meiner diesbezüglichen Beobachtungen während des Jahres 1865, wie solche in meinen dienstlichen Berichten Ausdruck fanden und vorstehend in den Hauptpunkten erörtert worden sind, gipfelten in dem Nachweise, daß die Schwächen der Armee während des genannten Jahres keine Abhilfe gefunden hatten. Das Rekrutierungs- und das Kapitulations- (Dotations-) Gesetz waren unverändert geblieben, die Stärke der Armee für einen europäischen Krieg ungenügend, die Bewaffnungsfrage der Infanterie noch im Stadium der Versuche, das Geschützsystem minderwertig, die Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee ohne ausreichende Vorbereitung. Dazu kam die Fortdauer des mexikanischen Unternehmens, das fortgesetzt Verstärkungen aus Frankreich erforderte und nach den Berichten des Marschalls Bazaine eine Befestigung des Thrones des Kaisers Maximilian nicht in Aussicht stellte.

Meinem Glauben an die Ueberlegenheit Preußens über Frankreich im Kriegsfalle hatte ich bei meiner Anwesenheit in Merseburg sowie bei späteren Veranlassungen dem Könige gegenüber wiederholt Ausdruck gegeben. Die politische Lage des Augenblicks und Privatbriefe des Grafen Goltz, der mich über die Stimmung in Paris unterrichtet hielt, veranlaßten mich, jede Gelegenheit zur Erörterung dieser Frage mit dem Könige zu benutzen und ihm zu versichern,

daß nicht allein im französischen auswärtigen Ministerium, sondern auch in allen Offizierkreisen die Sympathien für Oesterreich ebenso überwiegend seien, wie der Glaube an die Ueberlegenheit seines Heeres über das preußische; nur vereinzelte höhere Offiziere, darunter vor allem General Bourbaki und Oberst v. Berckheim, seien von der hervorragenden Tüchtigkeit der preußischen Armee durchdrungen.

VIII

Im Laufe des Januars 1866 waren die durch kaiserliches Dekret vom 15. November 1865 angeordneten Armeereduktionen sämtlich zur Ausführung gebracht, die aufgelösten Truppenteile aus den Armeelisten verschwunden.[1]) Die verabschiedeten Offiziere wurden durch die unablässigen und hartnäckigen Bemühungen des Kriegsministers, Marschalls Randon, zum größten Teil in der Zivilverwaltung untergebracht.

Weit wichtiger für das Ausland war der Stand der mexikanischen Frage, die namentlich seit Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers am 15. Januar die öffentliche Meinung wie die Armee lebhaft beschäftigte. Die Aeußerung des Kaisers in der Thronrede: „In Mexiko befestigt sich die durch den Willen des Volkes begründete Regierung" deckte sich zwar mit der Schönfärberei der Pariser Presse, widersprach aber völlig den Berichten des Marschalls Bazaine. Denn in diesem Augenblicke, wo die gewichtige Stimme der Vereinigten Staaten nicht mehr überhört werden konnte, mußte die französische Regierung sich darüber völlig klar sein, daß die Gründung des mexikanischen Kaiserreichs ein verfehltes Unternehmen war, und daß dieser Thron zusammenbrechen würde, sobald der letzte französische Soldat den mexikanischen Boden verließ.

Wenn man sich in den offiziellen Kreisen von Paris den Anschein gab, als ob man bezüglich Amerikas unbesorgt sei, im Falle eines Krieges aber auf die energische Unterstützung durch die öffentliche Meinung und auf die freudige Zustimmung der Armee rechnen könne, so entsprach dies nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Insbesondere war die Armee, wie ich mich überzeugen konnte, einem Kriege gegen Amerika ebenso abgeneigt wie das Land. Mit richtigem Blicke sah sie dort kein günstiges Feld zur Erwerbung von Lorbeeren; vielmehr war die Sehnsucht nach der Rückkehr des Expeditionskorps auf das höchste gestiegen. Man empfand nicht allein die Fessel, die der militärischen Machtstellung Frankreichs in Europa angelegt war, schmerzlichst, sondern führte auch die Notwendigkeit der verhaßten Armeereduktion auf die Kosten der mexikanischen Expedition zurück.[2]) Aus sicherer Quelle erfuhr ich anfangs Februar, daß der Kriegsminister dem Kaiser einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Stimmung im Lande und über die Besorgnis wegen eines Konflikts mit Amerika vorgelegt hatte. Mir gegenüber äußerte der Marschall auf einem seiner wöchentlichen

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 30. Januar 1866.

[2]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

Empfangsabende, die ich selten zu versäumen pflegte, „der Kaiser dürfe sich durch eine etwaige günstige Abstimmung in den Kammern nicht täuschen lassen. Man wisse im Lande genau, was eine solche Mehrheit zu bedeuten habe. König Louis Philipp habe im Jahre 1848 in der Kammer die Mehrheit auch für sich gehabt und dennoch die Tuilerien räumen müssen."

Ich konnte nach Berlin berichten,[1]) daß selbst bei schnellstem Abschluß der mit Nordamerika und dem Kaiser Maximilian über die Räumung von Mexiko im Gange befindlichen Verhandlungen die Einschiffung der vordersten Abteilung nicht vor Oktober, die Rückkehr des ganzen Korps nicht vor 1867 zu ermöglichen, für das ganze Jahr 1866 somit ein Armeekorps von 30 000 Mann der Verwendung in Europa entzogen blieb.

Diese Sachlage war um so bedeutsamer, als um diese Zeit die Möglichkeit eines preußisch-österreichischen Krieges schärfer ins Auge gefaßt werden mußte. Am 26. Januar hatte Graf Bismarck in Wien Beschwerde erhoben über die österreichische Verwaltung in Holstein und die Frage gestellt ob die Allianz der beiden Mächte noch als fortdauernd zu betrachten sei. Die am 7. Februar seitens des Grafen Mensdorff gegebene ablehnende Antwort, die nach Inhalt und Form den König aufs peinlichste berührte, ließ nur noch wenig Hoffnung auf Frieden und führte zur Einberufung eines großen Ministerrates am 28. Februar zum Zwecke einer umfassenden Erwägung der Lage. Außer dem Kronprinzen, den Ministern, den Generalen Moltke, Manteuffel und Alvensleben war auch der Botschafter Graf Goltz zugezogen. Dieser kehrte in den ersten Tagen des März nach Paris zurück und teilte mir den Verlauf des Ministerrats mit. Vor allem hatte das Auftreten des Königs und die entschiedene Stellungnahme des Generals v. Manteuffel für den Krieg gegen Oesterreich, zu dessen überzeugtesten Anhängern er bis dahin gezählt wurde, einen tiefen Eindruck auf den Botschafter gemacht. In einer Audienz, die dieser schon am 5. März beim Kaiser Napoleon hatte, wurde die Frage von Kompensationen erörtert, ohne daß der Kaiser bestimmte Forderungen stellte.

Als ich Mitte März, wie alljährlich, zur Geburtstagsfeier des Königs nach Berlin reiste, hatte sich die politische Lage inzwischen noch bedrohlicher gestaltet. Seit Beginn des März kamen nach Berlin Nachrichten über eine Reihe von Maßregeln, die eine Mobilmachung der österreichischen Armee vorzubereiten bestimmt waren; von noch größerer Bedeutung aber war die am 14. März erfolgte Ankunft des italienischen Generals Govone, der noch an demselben Tage die Verhandlungen mit dem Grafen Bismarck über den Abschluß eines Bündnisses begann.

Die Audienz beim Könige gab mir Gelegenheit, im Sinne meiner bisherigen schriftlichen und mündlichen Berichterstattung Vortrag zu halten. Ich wies darauf hin, daß im Gegensatze zu den Phrasen von der ewig kriegsfertigen

---

[1]) Kriegsarchiv. Berichte vom 30. Januar und 7. Februar 1866.

französischen Armee ihre numerische Offensivstärke keineswegs so bedeutend sei, wie das geblendete Europa seit zehn Jahren anzunehmen sich gewöhnt hatte, daß vielmehr jenseits des Rheins von einer Kriegsbereitschaft im großen Stil nicht die Rede sein könne, und daß Frankreich aus den wiederholt berichteten Gründen zurzeit nur eine Armee von höchstens 150000 Mann, und zwar erst nach mehreren Wochen, aufzustellen vermöge. Am Schlusse der Audienz fragte mich der König, wie sich der Kaiser Napoleon im Falle eines Krieges mit Oesterreich stellen würde. Ich erwiderte, daß der Kaiser, meiner Ansicht nach, von einem Siege der österreichischen Waffen überzeugt sei, und daß er nur darauf warte, als Schiedsrichter Europas auftreten zu können, dann würde er auf seinen Lieblingsgedanken, die nationale Unabhängigkeit Italiens, zurückkommen und die für ihn unheilvollen Folgen des Waffenstillstandes von Villafranca zu beseitigen suchen. „Der französische Militärattaché in Wien, Oberst Merlin,“ [1]) fügte ich hinzu, „bestärkt den Kaiser in der Ansicht, daß die Preußen unterliegen werden. Wenn der Kaiser im übrigen einer Konsolidierung Preußens im nördlichen Deutschland wohlwollend gegenüberzustehen scheint, so sind mir zwar die Bedingungen, die er hierfür stellt, nicht bekannt. Meiner Ansicht nach darf aber seinen Freundschafts- und Friedensversicherungen in keiner Weise getraut werden. Zugleich stehe ich für die Unfähigkeit Frankreichs, augenblicklich einen großen Krieg zu führen, ein.“ Der König erwiderte, daß er entschlossen sei, um der Elbherzogtümer willen mit Oesterreich Krieg zu führen, falls dieses bei seiner preußenfeindlichen Politik beharre; aber er wolle nicht zum Kriege drängen. Bismarck und Moltke seien der Ansicht, daß möglichst bald ein Grund gefunden werden müsse, um den Krieg zu beginnen. Dies sei kaum schwer, da Oesterreich in unverhüllter Weise Kriegsvorbereitungen treffe. Er verkenne durchaus nicht die Richtigkeit der militärischen Gründe, die Bismarck und Moltke veranlaßten, diese Politik bei ihm durchzusetzen, aber er allein habe die Verantwortung für einen solchen Krieg zu tragen. „Deshalb warte ich,“ schloß der König, „bis alle Mittel friedlicher Verständigung erschöpft sind, um dann im Interesse und zur Ehre Preußens das Schwert zu ziehen.“

Aus dieser Unterredung ging für mich von neuem hervor, daß es dem Könige allerdings schwer wurde, einen Krieg gegen Oesterreich zu führen, daß aber bei ihm von österreichischen Sympathien nicht die Rede sein konnte. Olmütz blieb ihm unvergessen. Jahre hindurch hatte er in rastloser Arbeit eine Armee geschaffen, die imstande sein sollte, wenn die Stunde für Preußen schlug, den Sieg zu gewährleisten. Aber in seiner loyalen Gesinnung wollte er auch vor der Welt das Recht auf seiner Seite wissen.

Kurz darauf hatte ich Vortrag bei dem General v. Moltke über die Kriegsbereitschaft des französischen Heeres. Auf die Frage, wie stark meiner Ansicht nach ein Observationskorps am Rhein sein müsse, um einer etwaigen

---

[1]) Oberst Merlin hatte als ehemaliger Adjutant des Kriegsministers auch auf diesen Einfluß.

Einmischung Frankreichs in einen Krieg Preußens und Italiens gegen Oesterreich wirksam entgegentreten zu können, erwiderte ich: „Meiner Ansicht nach ist Frankreich nicht in der Lage, zurzeit mit bedeutenden Kräften aufzutreten; mäßige Truppenzusammenziehungen am Rhein werden genügen.“ [1])

Moltke stimmte mir bei und sagte, er brauche das VII. und VIII. Armeekorps gegen Oesterreich; er wolle sich dieserhalb mit dem Kriegsminister v. Roon in Verbindung setzen.

In Berlin war man sich, wie hieraus hervorgeht, an den maßgebenden Stellen über die damalige militärische Lage Frankreichs vollkommen klar. Kurz und treffend ist dies durch die Worte eines Historikers wiedergegeben: „Ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien unternommen.“

Als ich nach Paris zurückgekehrt war, konnte ich über den Stand der Bewaffnungsfrage nach Berlin berichten.[2]) Nach dreijährigen Versuchen und Schwankungen schien endlich ein Entschluß gefaßt zu sein. Das für die Beratung dieser Angelegenheit zusammengesetzte Spezialkomitee hatte ein Hinterladungsgewehr angenommen, dessen Konstruktion im wesentlichen dem preußischen Zündnadelgewehr entsprach. Man hatte jedoch das Kaliber von 13 auf 11 Millimeter herabgesetzt, wodurch eine größere Rasanz der Flugbahn gewährleistet wurde; der Verschluß war nach dem System Chassepot hergestellt. Die Fabriken zu Châtellerault waren mit der Anfertigung von vorläufig 1500 Stück beschäftigt, mit denen drei Bataillone im Lager von Châlons versuchsweise bewaffnet werden sollten. Man nahm an, daß die endgültige Einführung für die ganze Armee im Juli 1866 werde befohlen werden, nach Abhaltung der Probeschießen daselbst vor dem Kaiser. Meiner Ansicht nach mußte indessen die Ausrüstung der gesamten Infanterie mit dieser Waffe bei angestrengtester Tätigkeit mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen.

Am 8. April war das preußisch-italienische Bündnis zu Berlin zum Abschlusse gelangt. Gelegentlich meines Vortrages beim General v. Moltke hatte dieser mich beauftragt, von jetzt ab die Beziehungen zu dem italienischen Militärattaché zu Paris, Obersten Grafen Vimercati, lebhafter zu pflegen, als dies bisher geschehen war. Der Graf war mehr Diplomat oder vielmehr diplomatischer Agent als Soldat, über die französische Armee wenig unterrichtet, aber als Vertrauensmann des Königs Viktor Emanuel sowie des preußenfreundlichen Prinzen Napoleon und seiner italienischen Gemahlin auf politischem Gebiete meist gut orientiert.

Gelegentlich einer in den ersten Tagen des Monats Mai mit mir stattgehabten Unterredung ließ er zu meiner großen Ueberraschung die Worte fallen,

---

[1]) „Mr. de Loë, envoyé en courrier à Berlin, confiait à un de ses amis qu'il apportait au roi des assurances qui lui permettraient de dégarnir les provinces rhénanes et de jeter quatre-vingt mille hommes de plus en Bohême“. Rothan, La politique française en 1866, p. 142 Anm.

[2]) Kriegsarchiv. Bericht vom 26. April 1866.

Digitized by Google

„Frankreich würde Preußen zur Seite stehen, sobald die nötigen Kompensationen am Rhein sichergestellt seien“. „L'empereur demande les frontières de 1814 et le Palatinat. Si vous faites ces sacrifices vous aurez une armée française à côté de vous.“ Ich erwiderte dem Obersten, daß mir diese Mitteilung sehr interessant sei; da sie aber nicht zu meinem Ressort gehöre, so möge er sich mit dem Botschafter in Verbindung setzen. Graf Vimercati lehnte dies mit dem Bemerken ab, man wisse in den Tuilerien sehr wohl, daß Graf Goltz sich eher die rechte Hand abhauen als ein deutsches Dorf abgeben würde. Es läge daher nicht in den Intentionen, mit dem Botschafter hierüber zu verhandeln. Außerdem verlange der Kaiser auch gar keinen Vertrag, sondern nur zwei Zeilen von der Hand des Königs. Um diese zu erreichen, sei eine gewandte und patriotische Persönlichkeit erforderlich, die zugleich das Vertrauen des Königs und des Kaisers, sowie den Mut besäße, die ganze Sache auf die eignen Schultern zu nehmen. General Fleury[1]) habe geraten, sich an mich zu wenden. Sei ich bereit, so möge ich vertraulich zu dem General kommen, der das Weitere mit mir besprechen werde.

Meine Antwort konnte nicht zweifelhaft sein, da die ganze Angelegenheit, wie schon erwähnt, außerhalb meines Ressorts lag. Ich setzte aber sofort den Botschafter von dem Vorschlage in Kenntnis und fügte hinzu, daß der Kaiser nunmehr die in Biarritz gegenüber dem Grafen Bismarck beobachtete Zurückhaltung in vertrauten Kreisen aufzugeben und für seine Parteinahme gewisse Bedingungen zu stellen bereit scheine. — Ueber diesen meines Wissens ersten, wenn auch indirekten Versuch Napoleons, sich deutschen Landes zu bemächtigen, schickte Graf Goltz sofort eine chiffrierte Meldung nach Berlin.

Inzwischen steigerte sich die Spannung zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien von Tag zu Tag. Am 21. April wurde die österreichische Südarmee mobilisiert, am 26. April die italienische Armee. Endlich ergingen vom 3. Mai an auch von Berlin aus die zur Herstellung der Kriegsbereitschaft der Armee erforderlichen Befehle, und die kleineren deutschen Staaten setzten ihre Kontingente auf den Kriegsfuß.

In Paris konnte es keinem unbefangenen Beobachter entgehen, daß die öffentliche Meinung auf seiten Oesterreichs stand. Sie erkannte ganz richtig, daß Oesterreichs Streben auf die Erhaltung der bisherigen Zersplitterung Deutschlands gerichtet sei, Preußen aber eine Reform des ohnmächtigen Deutschen Bundes und Machterweiterung für den eignen Staat erstrebe. In Deutschlands Ohnmacht aber hatte Frankreich seit Jahrhunderten die beste Bürgschaft für das eigne Uebergewicht erkannt. — Thiers sprach am 3. Mai im gesetzgebenden Körper der überwiegenden Mehrheit seiner Landsleute aus der Seele. Ich wohnte jener Sitzung im Palais Bourbon bei und gestehe,

[1]) General Fleury war mir schon aus der Zeit meines einjährigen Aufenthalts in Paris 1852/53 bekannt; gelegentlich der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Prinzregenten 1860 in Baden-Baden hatte ich die Beziehungen zu dem einflußreichen Manne erneuert und seitdem fortgesetzt.

niemals etwas Meisterhafteres an hoher politischer Weisheit und parlamentarischer Beredsamkeit gehört zu haben. Er verwarf unbedingt das bisherige Verhalten der kaiserlichen Regierung in den deutschen Angelegenheiten, das er als einen Bruch mit den Ueberlieferungen bezeichnete, die Frankreichs Größe verbürgten, und forderte von ihr die Verhinderung der von Preußen erstrebten deutschen Einheit sowie die Erhaltung des Gleichgewichts Europas nach den Verträgen von 1815. Wenn auch von falschen Gesichtspunkten ausgehend und offenkundige Tatsachen gröblich entstellend, riß er doch durch die Wucht seiner Beredsamkeit sowie die Klarheit und das Pathos seines Vortrages alle Hörer zu einer Begeisterung hin, der sich niemand, auch nicht die ihm feindliche Mehrheit der Körperschaft, entziehen konnte. Man kann sagen, daß er die ganze Kammer hinriß und überwältigte.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt. In den Tagen, als zu Frankfurt durch Annahme der österreichischen Anträge der Deutsche Bund sich auflöste und dem Schwerte die Entscheidung über das fernere Schicksal Preußens und Deutschlands überlassen blieb, rüstete ich mich in Paris zur Abreise, denn ich hatte Befehl erhalten, den bevorstehenden Krieg im Hauptquartier des Königs mitzumachen.

Zu meinem Vertreter während der Kriegsdauer war der bekannte Altertumsforscher Oberstleutnant v. Cohausen vom Ingenieurkorps ernannt worden, ein Mitarbeiter des Kaisers bei dessen kürzlich erschienener „Geschichte Julius Cäsars“ und mit Pariser Verhältnissen vertraut. Ich übergab ihm die Geschäfte und machte ihn mit den maßgebenden und für seine Zwecke wichtigsten Persönlichkeiten nach Möglichkeit bekannt.

Kurz zuvor hatte ich eine Arbeit zum Abschluß gebracht über die Einteilung der französischen Armee, ihre Dislokation, die Anzahl der vorhandenen taktischen Einheiten (Bataillone, Eskadrons und Batterien) und die Kommandoverhältnisse in den höheren Stellen.[1]) Insbesondere ging daraus hervor die Stärke der in Frankreich verfügbaren Feldtruppen und Depots, der Armee von Algerien und der Expeditionskorps in Rom und Mexiko, alles nach dem Stande vom Anfang Juni. Eine solche Zusammenstellung konnte für die bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen unter Umständen eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Als ich mich vom General Bourbaki, zu dem ich unverändert in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben war, verabschiedete, sagte der General: „Mon cher colonel, je vous envie la campagne que vous avez devant vous. Car vous battrez les Autrichiens comme plâtre.“

„Ich bin hocherfreut über die Prophezeiung eines so kriegserfahrenen Generals,“ erwiderte ich. „Aber es wird Euer Exzellenz nicht unbekannt sein, daß der weitaus größte Teil Ihrer hiesigen Kameraden Ihre Ansicht nicht teilt.“

„C'est possible,“ antwortete der General, „mais je regrette cette différence

---

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 2. Juni 1866.

de vue dans l'intérêt de l'armée française et de notre politique. Je crains que notre ignorance ne nous coûtera cher."

Sodann begab ich mich zum Kriegsminister Marschall Randon. Hier waren, wie mir längst bekannt, die Anschauungen über den Ausfall des bevorstehenden Krieges ganz anders. Der Marschall empfing mich sehr freundlich, aber aus seinen Aeußerungen glaubte ich ein gewisses Mitleiden mit mir herauszuhören, der ich in einen so aussichtslosen Krieg ziehen müsse. Auf meine Frage, ob der Marschall mir Befehle für den Militärattaché Grafen Clermont-Tonnerre nach Berlin mitzugeben habe, erhielt ich die Auskunft, daß der Graf den Krieg im preußischen Hauptquartier nicht mitmachen werde. Dem französischen Militärattaché in Wien, Oberst Merlin, sei die Erlaubnis, während des Krieges im österreichischen Hauptquartier zu sein, nicht erteilt worden; daher habe der Kaiser beschlossen, auch den Grafen Clermont-Tonnerre den Krieg nicht mitmachen zu lassen.

Auf meiner Reise nach Berlin verweilte ich kurze Zeit in Köln und Bonn, um Familienangelegenheiten zu ordnen und Pferde zu kaufen; ich traf an meinem Bestimmungsort ein, als eben die preußischen Truppen die Operationen gegen die norddeutschen Mittelstaaten begonnen hatten. Meine Ausrüstung für den Feldzug war bald beendet, aber die Abreise des Großen Hauptquartiers verzögerte sich, da der König die Operationen gegen die hannöversche Armee vorher zum Abschluß gebracht haben wollte. Die spannungsvollen Tage vor der Kapitulation von Langensalza mit ihren sich kreuzenden und widersprechenden Meldungen, Befehlen und Mißverständnissen verlebte ich in der Umgebung des Königs. Der Verlauf der damaligen Ereignisse ist bekannt; aber hervorheben möchte ich, wie jeder, der in diesen Tagen Gelegenheit hatte, dem Könige näherzutreten, die Ueberzeugung gewann, daß das Aeußerste versucht wurde, mit dem König Georg eine friedliche Verständigung herbeizuführen.

Am 28. Juni kapitulierte die hannöversche Armee; für den 30. wurde die Abreise des Großen Hauptquartiers nach Böhmen befohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Menzel im Rütli

Von

Nahida Lazarus

So ist der letzte Rütlione dahin!

Wird unter den unzähligen, Menzel gewidmeten Nekrologen nur einer des Rütli gedacht haben, das jahrzehntelang eine große Rolle in seinem Leben gespielt, ihm die reichste geistige Anregung und Geselligkeit geboten hat?[1])

---

[1]) Bei Korrektur dieses Artikels erhalte ich ein Feuilleton von Gustav Karpeles im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 17. Februar („Kleine Erinnerungen an den großen Menzel"), in dem das Rütli und auch das Verhältnis zwischen Menzel und Lazarus zum Teil nach persönlichen Erinnerungen erwähnt wird.

Was war das Rütli?

Mitte des vorigen Jahrhunderts (1853) zweigte sich von dem berühmten, 827 von **Saphir** gegründeten „**Tunnel über der Spree**" eine Sonnabend-esellschaft ab, welche die erlesensten Geister zu fröhlich-freiem Meinungsaustausch ersammelte. Der Wunsch, über die einseitig-literarischen, des Ernstes entbehrenden Konferenzen des Tunnels — „Kleindichterbewahranstalt" nannte ihn Geibel — inauszukommen, mehr in die Weite und Tiefe zu dringen, führte sie zu engerem nschluß im Rütli. **Franz Kugler** war der eigentliche Begründer. Alle Gesprächsthemen waren hier erlaubt: Literatur, Kunst, Theater, Philosophie, Kulturgeschichte, Tagesereignisse und so weiter. Am liebsten behandelte man sychologische und kunstphilosophische Fragen, und Kugler und **Lazarus**, die ine Kunstgeschichte auf völkerpsychologischer Grundlage planten, die Kuglers rüher Tod (1858) nicht zustande kommen ließ, hatten im Rütli die eingehendsten eratungen darüber gepflogen, an denen natürlich auch **Menzel** beteiligt war. Menzel hatte sein Interesse an der Philosophie bereits durch die Teilnahme an en Vorlesungen bekundet, die Lazarus im Sommer 1855 und 1856 zweimal wöchentlich in seinem Hause vor dem Rütli und einigen Freunden — darunter Steinthal — über Geschichte der Philosophie hielt.

Ausgeschlossen war in diesem Kreise **nur** die Politik, und eben deshalb nannte man sich in heiterer Persiflage „Rütli". Man kam am Schluß der Woche zusammen, um am Sonntagmorgen gemütlich ausschlafen zu können. Gemütlichkeit war der Wahrspruch dieser Zusammenkünfte, die in der traulichen Dämmerstunde anfingen und reihum in den Behausungen der Mitglieder stattanden. Vorher wurde immer gewissenhaft gemahnt, wer an der Reihe sei. Es ird da und da „gekocht", hieß es dann mit gutem Humor; denn das Kochen ar durchaus gegenstandslos, es gab keine lärmende und kostspielige Traktiererei, e Feindin und Störerin aller wirklich stimmungsvollen Geselligkeit. Man ruppierte sich zwanglos um die altbürgerliche Tee- oder Kaffeekanne, notabene hne Damen; denn nur die Hausfrau hatte das Privilegium, diskret nachzuschauen, b noch genug des braunen Naß und der obligaten Zwiebäcke vorhanden sei. Im brigen spielte das Weibliche hier keine Rolle, und man befand sich sehr wohl dabei.

Durch den unbedingten Ausschluß der Politik blieb den Rütlionen in der Tat alles Aufreizende politischer Meinungsverschiedenheiten erspart. Sie wollten Frieden und haben ihn sich in seltener Einmütigkeit durch länger als vierzig Jahre treu erhalten, trotz der sehr verschiedenen Standpunkte, Lebensstellungen nd Konfessionen; es gab unter ihnen zwei Drittel **Protestanten**, ein Drittel **Katholiken** und dazwischen einen einzigen **Juden**: Lazarus. Die Ansichten ingen oft diametral auseinander, aber niemals auch nach dem heftigsten Wortwechsel entstand eine über die Stunde des Beisammenseins hinausreichende Verstimmung oder Entfremdung.

Zu den ältesten Mitgliedern des Rütli gehörten außer **Franz Kugler** auch **Heinrich Smidt**, der „deutsche Marryat", **Kammerherr v. Merckel**, er witzige Autor des „Frack des Herrn von Schergall" (eine gegen die zu-

sammengeflickte und durchlöcherte Verfassung gerichtete Satire), Bernhard v. Lepel, Hugo v. Blomberg, Richard Lucä, Friedrich und Karl Eggers, Paul Heyse, vor seiner Uebersiedlung nach München, August v. Heyden, Th. Fontane; als Gäste erschienen Adolf Wilbrandt, Otto Roquette, Friedrich Bodenstedt, Georg Brandes, Bogumil Goltz, Eduard Devrient, Werner Hahn und so weiter.

Adolf Menzel nun, mit dem Beinamen Rubens — jeder hatte wie im Tunnel seinen Beinamen — war ein eifriger Zuhörer bei den Rütlisitzungen gewesen. Mit der Zunahme seines Alters aber gewöhnte er sich schließlich an, nur zu den Rütlis zu kommen, die bei „Lazarus-Leibnitz“ stattfanden, bei dem auch häufig „gekocht“ wurde, wenn der Rütlione, an dem die Reihe war, an der Ausübung der „Tyrannis“ sich verhindert sah.[1]) Und auch bei Lazarus erschien Menzel mit seiner sprichwörtlich gewordenen Unpünktlichkeit, wenn die andern schon gegangen waren. Das war ihm gerade recht; dann hatte er seinen Philosophen allein und saß fest, oft bis lange nach Mitternacht. Von einer großen Unbekümmertheit um seine Mitmenschen, handelte er nach der Eingebung des Augenblicks, nicht ahnend, wie sehr er damit die Nachsicht der Freunde in Anspruch nahm.

Der kleine, aber vierschrötige und schwerfällige Mann war auch als Kritiker nicht immer bequem. Karl Eggers, der die große, von seinem Bruder Friedrich begonnene Rauch-Biographie vollendete, berichtet im August 1873 an Lazarus: „Bei einer Rütlidebatte des verflossenen Winters, bei der Sie nicht zugegen waren, hatte Rubens starke Neigung, eine Biographie Rauchs von vornherein für jetzt schon für veraltet zu erklären, da Rauch doch erheblich ‚überschätzt‘ worden sei. Von Rubens erinnere ich mich ganz bestimmter Angriffe gegen die Persönlichkeit Rauchs in der Richtung, daß der Kammerdiener stets den Künstler unterdrückt habe, von Anbeginn bis zu seinem Ende. Diese Beurteilung Rauchs, gegen welche doch erhebliche Bedenken aus dem Manuskript Friedes erwachsen, hat mich zu äußerster Vorsicht ermahnt, und ich bin deshalb allen seinen Quellen wieder bis ins einzelnste nachgegangen.“

Auch seinem Rütlikameraden August v. Heyden gegenüber zeigte sich Rubens ziemlich borstig. Ueber beide so verschiedenen Künstler plaudert Fontane in einem Weihnachtsbrief, den er Lazarus 1881 nach Nizza sendet:

„Von Heyden bis zu Menzel ist nur ein Schritt, ob ein kleiner oder großer, das stehe dahin. In Menzels Augen ist die Frage wohl gelöst und in Heydens auch, dessen war der vorletzte Rütli Zeuge, wo Heyden behauptete: 1. was ich will, steht ebenso hoch, wie das, was Menzel will, und 2. was ich leiste, vielleicht auch. Er vermied die Worte: was ich kann. Denn zwischen leisten und können ist doch noch ein wesentlicher Unterschied. Diese kühn auf den Teppich geworfenen

[1]) Lazarus war überhaupt, wie die andern neidlos anerkannten, die Seele des Rütli. War er von Berlin abwesend — in der „leibnitzlosen, traurigen Zeit“ —, fristete es kümmerlich sein Dasein, und als er 1894 Berlin verließ, löste es sich allmählich auf, trotzdem es noch fünf Mitglieder zählte: Eggers, Fontane, Heyden, Menzel, Zöllner.

Sätze kamen nun zur Diskussion, und der Rütli bedeckte sich mit Ruhm. Am meisten Heyden selbst, indem er ohne Empfindlichkeit hinnahm, was ihm entgegnet wurde. Wir einigten uns dahin: Dergleichen zu denken, ist erlaubt; wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste. Selbsterhaltung fordert Selbstgefühl. Also man denkt es. Aber soll man es aussprechen? Das wurde natürlich verneint und unter gutmütigem Lachen auch von Heyden selbst, bis er wieder mit einem Male andern Sinnes wurde: Nein, nein! Es bloß denken macht klein und eitel; spricht man es aber aus, so werden einen viele für einen Narren halten, aber man wird nur um so bestrebter sein, sein Wort einzulösen und bis an die Marke zu kommen, die man sich selber vorgezeichnet hat.

„Aber ich wollte ja von Menzel erzählen. Augenscheinlich fühlt er sich selbst wohler unter den Rütlionen und erscheint deshalb regelmäßiger. Und weshalb? Alles ihm Unbequeme hat er ausscheiden oder wegsterben sehen, erst Lübke, dann Kugler, dann Blomberg. Ein von Kunsthistorie purifiziertes Rütli blieb übrig. Ich verdenke es keinem Maler, also auch Menzel nicht, wenn er der Wissenschaft das Recht des entscheidenden Mitsprechens abspricht, aber die Kunsthistoriker können einem nachgerade leid tun!"

Wenn Heyden einmal an Lazarus schreibt: „Sie sind Menzels alter, treuer Freund und haben auch geistig mehr für seine Kunst übrig wie für die meine" — dann traf er das Richtige. Hier lag der unscheinbare, aber folgenreiche Keim zu dem eigenartigen Verhältnis zwischen dem berühmten Maler und dem Philosophen, der in der Tat mehr für Menzel „geistig übrig" hatte als die meisten seiner andern Kritiker und Lobsänger. Dies Verhältnis wird in den von mir bald vollendeten und von seinem Biographen Dr. Alfred Leicht herauszugebenden Lebenserinnerungen von Lazarus ausführlich behandelt werden; hier in Kürze nur so viel:

Menzel liebte Lazarus. Man hat gezweifelt, ob der geniale Meister überhaupt der Zuneigung in höherem Maße fähig sei. Dem weiblichen Geschlecht ging er bekanntlich grundsätzlich aus dem Wege — ist er doch als überzeugter Junggeselle gestorben —, aber auch den befreundeten Männern zeigte er meist eine Knurrigkeit, die zu konsequent war, um nicht auf eine tiefwurzelnde — gelinde gesagt — Gleichgültigkeit gegen seine Mitmenschen schließen zu lassen. Wie seine sämtlichen Bilder ein fast finsteres Aussehen zeigen — er hat wiederholt Lazarus mit wohlgetroffenen Porträts seiner selbst beschenkt —, so zeigte auch sein Benehmen eine rauhe Außenseite. Ein einziges Mal trat er mir gegenüber; der Eindruck war ein um so unvergeßlicherer, als der Anlaß ein sehr trauriger war: meinen Mann hatte am ersten Morgen unsrer Heimkehr als Neuvermählte in Berlin (1895) durch einen Sturz ein schwerer, verhängnisvoller Unfall betroffen. Die Zeitungen brachten die Nachricht; keiner der Rütlionen ließ sich sehen, nur Menzel kam andern Tages noch spät abends um 10 Uhr. Finster streifte mich sein Blick; dann saß er wie ein drohendes Ungewitter dem schwer Leidenden gegenüber, bis ich endlich mit Tränen ihm zuflüsterte, mein Mann

müsse ins Bett. Da ging er hastig, polternd, fast ohne Gruß. Und dennoch begriff ich, daß er Lazarus und dieser ihn liebte. — Aber das zu erläutern, dazu bedarf es einer psychologischen Studie.

Als Menzel den Freund einmal in seinem idyllischen Schönefeld besuchte, malte er dort die uralte, große Linde, die in der Nordecke des Gartens steht. Die riesige Baumkrone in ihrem duftigsten Blütengewand beherbergte wohl eine Million Bienen, deren Gesumm und Gebrumm beide Männer, die auf der um den Stamm herumgebauten hohen Veranda saßen, ergötzte. „Da hättest du ihn sehen sollen," sagte mir Lazarus, „das reine Kind!" — Dann gingen beide zwischen den Wiesen nach Abtnaundorf hin. Plötzlich bleibt Menzel stehen und starrt zur Erde. Was war's? — ein Häufchen Pferdeäpfel: „Das kann ich brauchen, das male ich morgen." Man lachte über den „Scherz"; aber Menzel ging in aller Frühe — er, der Spätaufsteher! — noch vor dem Frühstück mit Pinsel und Palette hin, damit ihm der Straßenkehrer nicht die Geschichte wegfege!

Ein andermal kamen sie an die Ecke des Nachbargrundstückes, dessen verwahrloster Zaun einen Schlupfwinkel bot für allerlei Kehricht, Abfälle, zerbrochenes Geschirr und so weiter. Das Ganze war von der Mittagssonne goldig überstrahlt. „Wer das malen könnte!" rief Menzel bewundernd und ließ jenes nasale Schmunzeln hören, mit dem er hohe, nachdenkliche Befriedigung zu begleiten pflegte.

Dieses sinnende Entzücken über den Kehrichthaufen in der Sonne gibt die eine Lösung des Rätsels, warum diese beiden so grundverschiedenen Männer sich zueinander hingezogen fühlten: die Liebe zur Natur und der Humor verbanden sie. Die zahlreichen Briefe und Briefchen von Menzel an Lazarus sind alle humoristisch.[1]) Eine Stichprobe nur, — eigentlich gehört die verklexte, wie mit dem Besen hingefegte Handschrift mit der schnurrigen, erfinderisch verschnörkelten Unterschrift dazu, um die volle Originalität zu genießen:

Berlin, 3. April 1882.

Verehrter, lieber Freund!

Wer in Briefschulden überhaupt, und meist gezwungen, ein schlechter Zahler ist, der muß bei seiner Verurteilung extramildernde Umstände beanspruchen, wenn er sich ein Bescheidtun auf ein sozusagen doppeltes Zutrinken auferlegt fühlt. Je eingehender, also wortreicher ich mich hinreißen ließe, auf Ihr Herumklopfen und Horchen an Brust und Gehirn mich zu expektorieren, desto mehr käme ich gar in Verdacht, mich in Adelsberger übernommen zu haben. — Ja, aber auch in meiner Zeitbedrängtheit (die nur noch immer zunimmt), wo ich bis dato nur leider auf ein mehr oder weniger Herumnaschen beschränkt war, bin ich auf manches gestoßen, das ich mit Ihnen lüften, hecheln, durchackern möchte „bis morgen früh"! — Sagte nicht etwas in mir: Laß das! zum Partner eines Philosophen wirst du doch nicht. Unsereiner soll, darf's nicht einmal werden

---

[1]) Karpeles erzählt, daß an Lazarus' siebzigstem Geburtstage ein acht Seiten langer Brief von Menzel angekommen sei. Leider ist gerade dieser — wie viele andre von Bedeutung -- aus der von Lazarus sorgfältig aufbewahrten Korrespondenz verschwunden.

wollen! — hat sich schon zu hüten, so was wie — (folgt ein Wort, das ausgestrichen einen zollangen Tintenklecks bildet) seine eigne Libelle zu werden. Am weitesten bin ich in das Kapitel von der Freundschaft hineingestiegen. Welches Gefilde! Ebenso, soweit ich gekommen: „Vom Ursprung der Sitten" und was da hineingehört. — Was Sie a. s. O. in der Frage des jeweiligen Zusammenwirkens verschiedener Künste (s. die Weihnachtstransparentausstellungen in der Singakademie) ausführen, würde ich an sich ohne weiteres unterschreiben. In praxi stellt sich aber die Sache anders und kommt da noch ein andres Moment dazu; doch davon einmal besser mündlich. Wie überhaupt über manches in diesem Ihrem Werke! Indem ich jetzt endigen will, kommt noch Ihr „Carnaval" an. Für heute aber beschränke ich mich, Ihnen für alles Ihr aufmerksam freundliches Hierherdenken aufs herzlichste zu danken. Mit dem Ausdruck der Freude aufs Wiedersehen der Ihrige

Menzel.

Beide standen in regelmäßigem Austausch ihrer Werke, Menzel natürlich, soweit es Radierungen, Nachbildungen, Photographien und dergleichen betraf. So besaß er sämtliche Werke von Lazarus, bis auf jede Abhandlung oder gedruckte Rede, und Lazarus legte eine Menzelmappe an. Für Menzels Beurteilung sind die Widmungen, mit denen er die dem Freunde gesandten Gaben zu schmücken pflegte, stets charakteristisch. Unter die letzte seiner Photographien schrieb er: „Es hat dem waltenden Geschick gefallen, Tage voll erhebender Genugtuung, frohen Rückblicks in ein feierlich Examen in der Stoa umzugestalten! Mögen Blutungen nach innen, wie sie solche Prüfungen begleiten, ohne jegliche Nachweh vorübergehen! Bleibe der Lebensabend wolkenlos!"

Ob nicht auf diesen letzten der Rütlionen Lazarus' Wort paßt: Nur wenigen ist es gegeben, auch im Wassertropfen Gott zu erschauen?

Die Schiffahrt in den Zonen des Eises

Von

Erich v. Drygalski

Die Schiffahrt in den Zonen des Eises ist für die Seeleute eine jener Kategorien, die besondere Erfahrungen in der Navigation voraussetzt, weil sie auf besonderen Bedingungen des Meeres beruht. Es gibt noch andre solche Kategorien, teils günstiger, teils ungünstiger Art. Günstig ist zum Beispiel die Schiffahrt in den Gebieten der Passate, in denen Segler wie Dampfer, von konstant gerichteten Winden getragen, mühelos dahingleiten; günstig ist die Schiffahrt auch dort, wo man es mit bestimmten Strömungen zu tun hat, wie in dieser Hinsicht am Kap der guten Hoffnung hin und zurück, wo man von West nach Ost nur ein wenig südlicher zu gehen braucht, als von Ost nach West, um in beiden Fällen günstige Strömungen zu treffen. Günstig ist die Schiffahrt auch in dem großen Meeresring, der den Südpol umgibt, wo man es mit den

ständig wehenden sogenannten „braven“ Westwinden zu tun hat, so stürmisch diese auch auftreten können.

Ungünstig ist die Schiffahrt dagegen in den Gebieten der tropischen Zyklone und Taifune, derer man nur durch besondere navigatorische Kenntnisse Herr wird. Ungünstig ist sie auch fast überall in der Nähe der Küsten und bei Besegelung der Häfen, wobei man die Schwierigkeiten durch das Lotsenwesen verringert.

Jede dieser und andrer Kategorien erfordert nun besondere Maßnahmen des Schiffers, die sich auf eine genaue Kenntnis des Meeres und seiner Eigentümlichkeiten gründet. Denn wenn sich Dampfer auch immer unabhängiger von den Elementen machen, je stärker ihre Maschinen sind, um ihre Fahrten selbst gegen Strömung und Wind durchzuführen, wenn sie auch die Küsten bisweilen ohne die Hilfe von Lotsen befahren, der Stärke ihrer Maschinen vertrauend, die ihnen jede Bewegungsrichtung ermöglicht und sie im Notfalle von der Küste auch wieder fortbringen kann, so hört man hierbei doch oft von Mißgeschick. Die Maschinen sind kunstvolle Gebilde und können nicht jedem Wechsel der Elemente gewachsen sein; sie versagen darum wohl auch in der Stunde der Not. Die genaueste Kenntnis des Meeres ist dann nicht zu entbehren.

Daher kommt es wohl, daß zum Beispiel Zyklone schon besser von Seglern als von Dampfern überwunden worden sind, weil die ersteren mehr mit dem Gang der Elemente zu rechnen gewohnt waren. Man spricht dann von Glück oder Unglück, doch der Grund liegt auch tiefer, nämlich in der Ausbildung des Seemanns. Es ist bewunderungswert, wie ein tüchtiger Schiffer mit Menschenkraft die Elemente meistern kann, indem er sie benutzt und durch ruhige Verwertung praktischer Erfahrung obsiegt, wo Gewöhnung an die Maschine und an das Arbeiten mit derselben gegen das Meer, das Rechnen mit der Stunde und Minute, wie bei einem Eisenbahnzug, in dem Tosen der Elemente zum Untergange führt.

Ein besonderer Zweig der Schiffahrt, der eine eigne praktische Erfahrung verlangt, ist die Navigation in den Zonen des Eises. Er umfaßt vielleicht die weitesten Räume auf der Erde von allen Arten der Schiffahrt, die mit besonderen Verhältnissen rechnen, denn er umschließt nicht nur Teile der Ozeane, sondern Meeresräume von kontinentaler Größe. Lange stand die Entwicklung der Eisschiffahrt hinter andern Aufgaben der Meere zurück, und zwar wesentlich wohl, weil sie keinen praktischen Nutzen versprach. So wurde sie wenig gepflegt und wenig war von ihr bekannt.

Man übte eine Art von Eisschiffahrt in den im Winter vereisten Häfen der deutschen, russischen oder amerikanischen Küsten. Dieselbe diente natürlich praktischen Zwecken. Auch ausgedehnte Erhebungen darüber hinaus, wie sie zum Beispiel Kanada über die Möglichkeit der Fahrt in der Hudsonsbai anstellte, sollte eine schnellere und günstigere Verbindung der reichen Getreidedistrikte von Manitoba mit den Welthäfen Europas anbahnen. Man begnügte sich aber hier mit der Feststellung, wie lange diese Möglichkeit durch Eis gehemmt sei, gleichwie man sich bei

manchen Häfen Europas lange genug dabei beruhigte, den Zugang bestimmte Zeiten im Jahre durch Eis gehindert zu sehen. Für die Beurteilung von Polarfahrten ist es interessant zu bemerken, wie leicht und lange sich die Schiffe durch das dünne Eis der Flüsse und Häfen hindern ließen, obgleich bei diesen Unterbrechungen des Verkehrs hohe Werte auf dem Spiele standen.

Durch die Konstruktion von Eisbrechern wurde hierin ein gewisser Wandel geschaffen; mit verhältnismäßig leichter Mühe ließen sich unsre Flußmündungen auch im Winter offen halten. Das größte derartige Unternehmen ist der Bau des russischen „Jermak“ durch den jetzt verstorbenen Admiral Makarow, der mit diesem Schiffe nicht allein das starke Eis der russischen Ostseehäfen, sondern auch die Schollen des Nördlichen Polarmeeres zu durchbrechen versuchte, letzteres freilich ohne Erfolg.

Aus den Polarmeeren kannte man die Eisschiffahrt hauptsächlich nur von den Rändern und nicht viel darüber hinaus, da dieses für die Praxis meistens genügte; denn an der Außenkante des Eises war das Tierleben, dem man nachging, am reichsten, weiter nach innen winkte kein derartiger Gewinn. Wo man in das Eis weiter eindrang, geschah es, um momentan Schutz gegen Stürme zu suchen, denen man in den lockeren Schollen der äußersten Kante nicht gewachsen war; weiter innen sind Dünung und Wellen durch die Schollen gedämpft, so daß die Schiffe dort nur noch den Kampf mit dem Winde und nicht mehr zugleich mit den Wogen zu führen brauchen. Aber auch diese Versuche führten naturgemäß nicht weit in das Eis der Polarmeere hinein.

Wohl aber brachten größere Unternehmungen, die darauf ausgingen, neue Wege für den Verkehr zu suchen, weitere Erfahrungen. Es waren im Norden die Versuche, eine Durchfahrt zur Beringstraße, zu den Küsten Asiens zu gewinnen, und im Süden das Streben, die vorhandenen Seewege abzukürzen.

Die ersteren endigten mit der Erreichung der Durchfahrten. An der nordöstlichen Durchfahrt haben sich Russen, Holländer, Engländer und Schweden versucht. Dabei gelang den Holländern die Entdeckung des europäischen Polargebiets, der Bäreninsel und Spitzbergens, und den Schweden fiel durch Adolf Erik Nordenskjöld der Ruhm zu, die nordöstliche Durchfahrt gefunden zu haben. An der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt sind fast ausschließlich Engländer und Amerikaner beteiligt gewesen. Die große Reihe von Fahrten, die dieser gegolten, knüpft sich besonders an den Namen Franklins, der mit der größten Polarexpedition, welche die Welt geschaut hat, gänzlich zugrunde ging, dessen Spuren dann aber andre folgten, um ihn zu suchen und um durch Mac Clintock und Mac Clure das Vorhandensein eines nordwestlichen Seeweges festzustellen, ohne ihn freilich mit dem Schiffe selbst durchmessen zu haben.

Freilich bewegten sich auch diese Fahrten naturgemäß alle mehr an den Rändern des Eismeeres, und so entstand das Dogma, das in England bis auf die jüngsten Zeiten geherrscht hat, daß nur die Ränder der Eismeere befahrbar wären, daß man das sogenannte Küstenwasser benutzen müsse, um vorwärts zu kommen, wo die Winde das Eis zeitweilig vom Lande abtreiben und so

Durchlässe gewähren. Frühere Versuche, das Nördliche Eismeer auch in seinen inneren Teilen aufzusuchen, wenn das Küstenwasser versagte, waren fehlgeschlagen. So hatte sich Barents aus diesem Grunde der Nordostecke Nowaja Semljas zugewandt, war aber dort zugrunde gegangen. Payer und Weyprecht hatten bei ähnlichem Streben Franz-Josephs-Land entdeckt, sprachen es dann aber aus, daß man von hier aus der Strömungen wegen nicht in das Nördliche Eismeer eindringen könne. Erst Nansen hat den Versuch erneuert und den großen Erfolg gehabt, als erster das Polarmeer fern von den Küsten zu durchqueren.

Im Süden ist man in dem Bestreben, neue Schiffahrtswege zu finden, lange Zeiten kaum bis zu den Rändern des Eismeeres gegangen. Der Amerikaner Maury kämpfte für einen kürzeren Seeweg zwischen den Südspitzen der Kontinente auf einem „größten Kreis“, doch führte dieser im Indischen Ozean nur etwas südlich von Kerguelen vorbei und kam wohl mit Eisbergen, kaum aber mit Scholleneis in Berührung. Er wurde und wird bis heute trotzdem meistens vermieden, weil man die Eisberge fürchtet. Die größere Aufgabe aber, es dort nicht bei einem kürzeren westöstlichen Seeweg, zum Beispiel zwischen Kapstadt und Melbourne, bewenden zu lassen, sondern auch umgekehrt gerichteten, ostwestlichen Routen zu folgen, hat der erwähnten braven Westwinde wegen bis auf die jüngsten Südpolarexpeditionen gänzlich geruht. Die Lösung dieser wichtigen nautischen Frage im südlichen Indischen Ozean war eines der Ziele des „Gauß“, dem er erfolgreich nachging; sie ist von Bedeutung auch für die praktische Schiffahrt und in ihren physischen Grundlagen besonders wichtig für die fundamentale Frage der Antarktis nach der Verteilung von Wasser und Land. Ueber die Eisschiffahrt im Süden haben sich dabei manche Erfahrungen ergeben.

Wenn wir nun fragen, was sich aus den bisherigen Fahrten über die Möglichkeit und über die Mittel für die Schiffahrt in den Zonen des Eises ergibt, so steht vor allem betreffs der Mittel die eine Tatsache fest, daß man hölzerner Schiffe dazu bedarf. Häufig hört man hierauf die verwunderte Frage: Warum? Eiserne Schiffe stehen im Vordergrunde des Interesses. Unsre Werften sind teilweise nur noch auf den Bau von eisernen Schiffen gerichtet, und die Kosten sind dementsprechend verringert. Sicher wäre es wohl auch möglich, eiserne Schiffe zu bauen, die als Polarschiffe dienen können. Warum also braucht man hölzerne Schiffe?

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die heute übliche Stärke eiserner Schiffe im Polareis nicht ausreicht. Schon im Eisgange unsrer Flüsse werden die Platten unsrer eisernen Dampfer zerschnitten. Man müßte diese Platten also stärker wählen und folglich auch schwerer.

Dazu kommt, daß man es im Polareis nicht nur mit dem Stoßen und Schneiden der Schollen zu tun hat, sondern auch mit dem seitlichen Druck, mit den Pressungen des Eismeeres. Zum Schutze dagegen muß man die Schiffe außer mit stärkeren Platten auch noch mit inneren Abstützungen versehen, und auch diese würden bei Eisenkonstruktionen schwerer werden als bei hölzernen Bauten. Holz ist elastischer und leichter als Eisen, und der Körper eines eisernen Polar-

schiffes würde durch das Zusammenwirken der erwähnten Momente, einer größeren Stärke der Platten und der inneren Abstützungen, so schwer werden, daß darin allzu wenig Laderaum bliebe.

Zweitens ist ein eiserner Bau aber auch nicht günstig wegen der Temperatur des Polarmeeres. Eisen ist ein guter Wärmeleiter, und ein eisernes Polarschiff würde durch die niedrigen Temperaturen im Eise so durchkühlt werden, daß man zur Erwärmung ganz bedeutende Kohlenmengen gebrauchen würde, ohne dabei des Erfolges sicher zu sein. An den immer neu durchkälteten Wänden würde sich Feuchtigkeit niederschlagen; die Räume würden dadurch innen vereisen und in jeder Beziehung ein unbehaglicher Aufenthaltsort sein.

Drittens endlich kommt bei eisernen Schiffen der Magnetismus störend in Betracht, der jedem Eisen eigentümlich ist. Er verwirrt schon in niederen Breiten die Richtkraft der Magnetnadel im Kompaß, so daß man diese zum Beispiel bei den eisernen Kriegsschiffen nur kunstvoll durch Anbringung besonderer Richtmagnete für die Anforderungen der praktischen Navigation genügend aufrechtzuerhalten vermag. Mehr noch würde dies in den Polarmeeren der Fall sein, wo in der Nähe der magnetischen Pole alle magnetischen Kraftäußerungen besonders lebhaft sind und dazu die horizontale Richtkraft gering, wo also bei eisernen Schiffen die verhängnisvollsten Irrtümer bei der Beobachtung des Kompasses entstehen könnten, abgesehen davon, daß magnetische Studien, wie sie bei jeder Polarfahrt von hoher Bedeutung sind, dadurch unausführbar wären.

Alle diese Nachteile haben hölzerne Schiffe nicht. Von neuen Polarschiffen will ich in dieser Beziehung die „Fram", den „Gauß" und die „Discovery" erwähnen. Alle drei waren aus Holz gebaut. Die „Fram" ist wohl das bekannteste Polarschiff. Der „Gauß" und die „Discovery" leisteten aber mehr; denn beide waren nicht nur Eisschiffe, sondern hatten außerdem die Aufgabe, gute Seeschiffe zu sein, eine Eigenschaft, welche der „Fram" abging; diese war für hohen Seegang ungeeignet und durfte es auch sein, weil sie, dem nördlichen Eismeer zustrebend, nur eine kurze Seefahrt zu überstehen hatte, während der „Gauß" und die „Discovery", um ihr Ziel zu erreichen, schwere und stürmische Meere in längerer Fahrt durchschneiden mußten. „Gauß" und „Discovery" haben sich beide vortrefflich bewährt. Ueber die „Discovery" liegen ausführliche Berichte noch nicht vor; doch vom „Gauß" weiß man bis in alle Einzelheiten, daß er beschaffen war, wie ein zugleich für lange und schwere Seefahrt bestimmtes Eisschiff beschaffen sein muß.

Ich will die Eigenschaften eines guten Polarschiffs deshalb am „Gauß" erläutern. Er war ein sehr massiver hölzerner Klotz mit einer Wandstärke von etwa dreiviertel Meter, starken Balken und Spanten, starken inneren Abstützungen aus gewachsenem eichenen Knieholz, Panzerungen dazu am Bug und am Heck und vor allen Dingen mit einer äußeren Eishaut von Greenheart, jenem harten südamerikanischen Holz, das freilich nicht gegen Bewachsung schützte, welche die Geschwindigkeit vermindert hat, vom Bohrwurm nach unsern Erfahrungen aber nicht gelitten hat, das jedoch der Hauptsache nach durch seine Härte jedem

Anprall des Eises, ohne zu splittern und ohne so schwer wie Eisen zu sein, gewachsen gewesen ist. Das Schiff hat dabei häufig genug durch den ganzen Körper gezittert und gekracht, ging aber aus allen Stößen ohne Verletzung hervor.

Trotz dieses massiven Baus war der „Gauß“ nicht zu schwer; der Laderaum war durch die inneren Abstützungen beengt, doch genügend; die Verstauung unsrer vielen Sachen war nicht leicht, ging aber an. In bezug auf die Temperatur war der „Gauß“ völlig einwandfrei. Unsre Dampfheizungsanlage ist nicht ein einzigesmal in Funktion getreten, trotzdem wir draußen über 40 Grad Kälte gehabt haben. Wir gebrauchten die Dampfheizung freilich einerseits nicht, um Kohlen zu sparen, doch war sie anderseits auch nicht nötig, weil wenige Anthrazitöfen mit geringem Verbrauch, die an geeigneten Stellen im Schiffe aufgestellt waren, völlig genügt haben, und unter Eis in den Wohnräumen haben wir nie zu leiden gehabt. Freilich waren die Holzwände des „Gauß“ innen auch noch durch Filz, Asbest, Kork oder Linoleum gut isoliert.

Auch die magnetischen Eigenschaften des „Gauß“ waren vortrefflich. Anfänglich hat sein Körper die Magnetnadel überhaupt nicht beeinflußt; später, als wir Eisenmaterial an Bord genommen, war ein störender Einfluß vorhanden, aber so gering, daß er weder unsre wissenschaftlichen Arbeiten noch die Navigation nach dem Kompaß jemals gestört hat.

Alle diese Vorzüge hatte der „Gauß“ vor einem eisernen Schiffe voraus. Von gleicher Art könnte bei einem Polarschiff, ob es aus Holz oder aus Eisen gebaut ist, die äußere Form sein, die bei der Fahrt im Eise ebenfalls wesentlich ist. Sie muß abgerundet sein und, wie man sich ausdrückt, Keilflächen haben, an denen der von den Seiten wirkende Druck der Schollen abgleiten kann. Die „Fram“ war stark abgeschrägt, weniger der „Gauß“, weil allzu starke Abschrägung für die Seetüchtigkeit ungünstig ist. Dadurch aber, daß der „Gauß“ etwas weniger abgeschrägt und auch etwas breiter gebaut war und vor allem, weil er einen hervortretenden Kiel besaß und nicht wie die „Fram“ einen Kiel, der innerhalb des Schiffskörpers lag, wurde er zu einem hervorragend seetüchtigen Schiff und hat dabei doch durch seine immer noch stark zu Keilflächen neigende Form auch im Druck des Eises sich vortrefflich bewährt. Ein Nachteil war seine Langsamkeit, die mit der breiten Form zusammenhing. Doch hat diese mehr die ungeduldigen Beobachter in der Heimat als uns selbst gestört; denn die Aufenthalte, welche die Langsamkeit verursachte, vermochten wir für unsre Arbeiten gut zu benutzen, und in keiner unsrer Unternehmungen sind wir durch die Langsamkeit gestört oder gehindert worden.

Einen großen Vorzug, den diese drei genannten neuesten Polarschiffe vor den früheren hatten, muß man sicher nun darin erblicken, daß sie Dampfkraft besaßen, während die früheren Segler waren. Wer im Südlichen Eismeer gewesen, wird sich der Bewunderung für die früheren, nur mit Segeln dort ausgeführten Fahrten nicht verschließen können, der Bewunderung für die Leistungen eines Cook, Bellinghausen, D'Urville, Wilkes und Roß. Freilich wurden die Erfolge dieser dadurch erzielt, daß von ihnen wesentlich nur die Ränder des Eismeers befahren

wurden, und es tut den hohen Errungenschaften ihrer Expeditionen keinen Abbruch, wenn man sie Randfahrten nennt. Ihre Schiffe drangen in Buchten ein, die sie fanden, und führten dabei zu den epochemachenden Erfolgen von Roß, denen jetzt in der gleichen Bucht die Erfolge der „Discovery" gefolgt sind; das Eis selbst zu durchdringen, haben jene Segelschiffe aber alle nur in geringem Umfange vermocht.

Das Durchdringen des Eises ist den Dampfern vorbehalten gewesen und mußte ihnen auch vorbehalten bleiben; im Norden waren es vor allem „Vega" und „Fram", wie es im Süden „Gauß" und „Scotia" waren. Denn wie die Urteile über die neuesten Südpolarexpeditionen auch lauten mögen, so steht doch das eine fest, daß nur „Gauß" und „Scotia" dort durch den Eisgürtel hindurch in neue Meeresräume bis zum Lande gedrungen sind, während die englische „Discovery" und die schwedische „Antarctic" sich an schon bekannte Buchten gehalten und keine neuen Wege im Eismeer verfolgt haben.

Worauf beruht denn nun aber der Vorteil des Dampfers gegenüber dem Segler? Sicher in der Dampfkraft, wie jeder antworten wird. Er vermag dadurch jede Gelegenheit zu benutzen, während der Segler abhängig ist. Die Fahrrinnen im Eise sind klein, die Waken desgleichen; vielfache Windungen sind ihnen eigen; oftmals geht es vor und zurück. Niemals werden für die zahllosen Wendungen und Kursänderungen, die ein Polarschiff im dichten Eise vornehmen muß, Segelmanöver ausreichend sein. Der Dampfer aber vermag jede Oeffnung zu benutzen, und er vermag sie auch zu erweitern, während der Segler in seinen Bewegungen von der Richtung des Windes abhängig ist. Schon daß er Wind braucht, um vorwärts zu kommen, ist ein großer Nachteil, weil die besten Wege im Eise sich bei Stille öffnen.

Selbstverständlich darf man vom Dampfer aber auch nicht zu viel verlangen. Das Polareis zu forcieren vermag er in der Regel nicht, denn es sind sehr seltene Fälle, wo dieses gelingt. Man wird das begreifen, wenn man bedenkt, was unsre Eisbrecher mit ihren starken Maschinen leisten! Der „Jermak" durchbrach im Finnischen Meerbusen Eis von dreiviertel Meter Dicke. Im südlichen Polarmeere aber haben wir es mit Eis von 5 bis 6 Metern im Mittel, sonst auch bis zu 20 Metern zu tun gehabt. Das Schiff sitzt dann wie in eisernen Klammern absolut fest. Ein Forcieren ist ausgeschlossen; nur die Natur selbst kann die Wege wieder öffnen, die sie verschloß. Solche natürliche Oeffnungen zu jeder Zeit aber benutzen zu können, das ist der Vorteil des Dampfers.

Und sein zweiter Vorteil ist die leichtere Bedienung, worauf im wesentlichen auch die gewaltigen Unterschiede in der Zahl der Bemannung beruhen, welche die heutigen Polarschiffe gegenüber den früheren hatten. Wilkes, D'Urville und Roß hatten auf kleineren Schiffen noch Besatzungen von über 100 Mann, während der „Gauß" alles in allem deren 32 zählte. Dies liegt daran, daß jedes Segelmanöver im Eise eine gewaltige Arbeit erfordert. Dampfermanöver erfordern natürlich auch große Arbeit; denn bei der Kleinheit der Waken reicht häufig das Steuer nicht aus, um das Schiff in die richtige Richtung zu bringen, wodurch

ein wiederholtes Vorwärts- und Rückwärtsfahren erforderlich wird, was an das Maschinenpersonal hohe Anforderungen stellt, oder wo auch die Mannschaft an Deck mit Stoßen und Winden nachhelfen muß.

Aber trotzdem steht die Arbeit auf einem Dampfer in keinem Verhältnis zu der Bedienung von Seglern. Denn die Segel und Taue vereisen; rührt man sie an, so wird das Schiff mit einem Regen von Eisstücken überschüttet, vor denen man sich schützen muß. Die Hände der Mannschaft erstarren, zerreißen und bluten, so daß sie die steinharten Taue und Segel nicht mehr zu regieren vermögen, und so geht es Tag für Tag, bis die Arbeitskraft erlahmt. Wilkes hat auf seinem kleinen Schiff „Vincennes“ einst über dreißig Kranke gehabt, während der „Gauß“, wie gesagt, nur 32 Mann Besatzung gezählt hat, die ständig gesund blieben. An menschlicher Kraft wird also auf Dampfern im Eise außerordentlich gespart. Hölzerne Dampfer, die auch Segel führen können, um für alle Fälle gerüstet zu sein und um, wo es möglich ist, Kohlen zu sparen, sind mithin die Form, deren die Schiffahrt in den Zonen des Eises bedarf.

Welcherart nun ist die Navigation im Eise des Nordens und Südens? Die großen Züge für dieselbe seien zuerst genannt.

Das Nördliche Eismeer ist ein tiefes Meeresbecken, fast ganz von Ländern umschlossen, während das Südliche Eismeer ein breiter Meeresring ist, der einen inneren Landkern umgibt. Deshalb kann das im Norden gebildete Eis nur auf schmalen Wegen nach Süden entweichen, treibt lange hin und her, türmt und preßt sich übereinander und verbaut die Wege, während im Süden das in der Nähe des Landkerns gebildete Eis radial nach allen Seiten in den Ozean ausstrahlt, so immer breitere Räume gewinnt und sich dadurch nach Norden zu lichtet. In beiden Meeren wird das Eis dick genug, um nicht durchbrochen werden zu können; im Süden reichen aber die Spalten, die den Eisgürtel teilen, radial bis zum Landkern hindurch, während es im Norden solche weit hineinreichenden freien Wege nicht gibt. Diese Verschiedenartigkeit der Verteilung des Eises bedingt schon verschiedene Möglichkeiten für die praktische Schiffahrt, wenn man das Eis durchdringen will.

Ebenso verschieden liegen die Dinge nun auch, wenn man die Naturkräfte betrachtet, welche der Schiffahrt nicht durch das Eis, sondern in und mit dem Eise ihre Richtung geben. Schon Payer und Weyprecht wiesen darauf hin, daß man in das Nördliche Eismeer nicht von Europa her eindringen darf, weil die Strömungen dem entgegenwirken. Ihr Schiff „Tegethoff“ hat dies erfahren. Die „Jeannette“-Expedition förderte diese Anschauung, indem sie den entgegengesetzten Weg von der Beringstraße, also von Osten her, wies, den dann Nansen verfolgte, als er als erster mit der „Fram“ das Polarmeer durchquerte. Sein Werk gelang, weil er es nicht mehr darauf anlegte, das Eis zu durchbrechen oder auf Oeffnungen zu durchmessen, sondern mit den Kräften des Eismeers zu treiben. Eine Strömung durch das innere Becken, die er benutzte, und die Winde, die,

von einer Zone hohen Luftdrucks, der arktischen Windscheide Supans, ausgehend, wenigstens im westlichen Teil vorwiegend aus östlichen Richtungen wehen, trugen wesentlich dazu bei, die Drift zu fördern. So wissen wir also heute, daß es in den Winden und Strömungen des Nördlichen Polarmeers Kräfte gibt, die eine Durchquerung des inneren Beckens von Osten nach Westen gestatten, während die andre Möglichkeit des westöstlichen Weges auf die Nähe der europäisch-asiatischen Küsten beschränkt ist, wie es A. E. Nordenskjölds „Vega" erwies und wie es heute die russische Regierung aus praktischen Zwecken des weiteren zu erforschen bestrebt ist.

Im Südlichen Eismeer sind die Kräfte, welche die Schiffahrt ermöglichen, durch die Ausdehnung des Kontinents im Innern bedingt. Gäbe es einen Meeresarm, der südlich von Kerguelen über die Gebiete des Poles zum Weddellmeer führte, wie es Neumayer annahm, also einen Meeresstrom durch hohe Breiten, wie es im Norden die Drift ist, die Nansen benutzte, dann wären die Strömungen, Winde und Wege der Schiffahrt gänzlich andere als dann, wenn die Küste dort schon in der Breite des Polarkreises ost-westlich verläuft. Hierin lag die fundamentale Frage des Südlichen Eismeers, die „Gauß" und „Scotia" in Angriff genommen haben und zu fördern vermochten; „Gauß" fand und verfolgte die Küste im südlichen Indischen Ozean zwischen dem 66. und 67. Grad südlicher Breite, und die „Scotia" im Südatlantik bei 74 Grad südlicher Breite. Die Umrisse des Kontinents schlössen sich damit für ein großes Gebiet, Winde und Strömungen zeigten sich enge dadurch bedingt. Die Winde standen von Osten nach Westen, und die Strömungen von Süden nach Norden. So besteht die Möglichkeit, der Küste zu folgen und in höheren Breiten auch ost-westliche Wege zu gehen, was bei der absoluten Herrschaft der Westwinde weiter nördlich von praktischer Bedeutung ist; es besteht dort aber keine Möglichkeit, mit dem Schiff nach hohen Breiten vorzudringen, wie sie im Norden besteht, zumal die ost-westlich streichenden Mauern des Inlandeises jeder Schiffahrt nach Süden dort bald die natürliche Grenze setzen.

Also die Verteilung der Oeffnungen im Eise ist im Süden günstiger wie im Nördlichen Eismeer, doch führen diese ein Schiff natürlich nur bis zum Land; die Möglichkeit einer Durchquerung des südlichen Polargebietes mit dem Eise liegt für die Schiffe aber nicht vor, zumal sein Inneres ein Landkern erfüllt. Die Verschiedenheit des Charakters beider Polargebiete bedingt die Verschiedenheit der Naturkräfte, welche die Schiffahrt bestimmen.

Was nun die Formen des Eises betrifft, welche die Einzelheiten der Schiffahrt in den Zonen des Eises regeln, so hat man es im Norden wie im Süden mit Bergen und mit Schollen zu tun, wobei aber im Süden die Berge erheblich größer und reichlicher sind.

Eisberge sind gefährlich, denn es sind schwimmende Klippen; bei ihrer großen Zahl sind Kollisionen mit der Zeit gar nicht zu vermeiden und können in jedem Falle zum Untergang des Schiffes führen. Schlimmer noch ist das Wälzen oder Kentern der Berge, wenn sie durch Verwitterung ihre Formen über dem Wasser-

spiegel verändern und plötzlich in andre Gleichgewichtslagen übergehen. Dies ist im Norden relativ häufiger als im Süden der Fall.

Beim ersten Anblick der Berge ist man sich der Gefahr noch wenig bewußt. Denn so zahlreich sie auch sind, erscheinen sie in der Größe des Meeres doch weit zerstreut, auch wenn sie zu Hunderten das Schiff umgeben. Bald aber sieht man das Schiff wie von magischen Kräften zu ihnen getrieben. Rasende Stürme bestimmen die Bewegung des Schiffes und der Schollen, während die Berge anders treiben, und ich habe keinen Sturm im Südlichen Eismeer erlebt, bei dem das Schiff nicht schließlich mit Bergen zusammentraf, auch wenn diese vorher noch so zerstreut erschienen. Diese Gefahr ist im Süden entschieden größer als im Norden, und ein Schiff, das, ohne in Schollen festgefroren zu sein, also ohne Schutz den Winter hindurch im Eise dahintreiben will, wird der Vernichtung durch Kollisionen schwer zu entgehen vermögen.

Im Norden sind dagegen die Gefahren der Schollen größer, als Pressungen bekannt, denen unter andern der „Tegethoff“ zum Opfer fiel und denen Nansens besonders dafür gebaute „Fram“ als erstes Schiff mit Erfolg widerstand. Solche Pressungen fehlen im Süden nicht ganz; doch sie sind seltener und geringer, weil das Eis nach allen Seiten in den freien Ozean ausstrahlt und nicht zwischen Landmassen eingezwängt ist. Im Süden wachsen die Schollen durch die unaufhörlichen und gewaltigen Schneestürme, denen im Norden kaum etwas an die Seite zu stellen ist, zu gewiß nicht geringerer Stärke. Doch im Norden sind sie mehr getürmt und gepackt und bedrohen das Schiff durch ihre Pressungen, wenn sich diese Packungen bilden.

Hiermit hängt es enge zusammen, daß im Süden längere Oeffnungen und nutzbare Waken entstehen, wovon ich schon sprach. Sie bilden sich bei Stillen, in denen das Eis sich teilt, während es die Winde zusammenschieben, und geben gute Gelegenheit, vorwärts zu kommen. Eine Grenze der Schiffahrt in diesen Waken liegt erst am Lande oder zeitlich in der Bildung von Jungeis, wie es der „Gauß“ im April 1903 erfahren. Damals nutzte die Zerteilung in den Stillen nichts mehr, weil die Zwischenräume sich schnell mit neuem Eis bedeckten, welches das Schiff allmählich nicht mehr zu durchbrechen vermochte.

In den Beschreibungen von Fahrten durch das Nördliche Eismeer findet man die Unterscheidung in Treibeis und Packeis; sie ist am besten definiert bei Payer und Weyprecht, und zwar von den Bedürfnissen der praktischen Schiffahrt her. Danach ist Packeis jene Form, die ein Schiff nicht mehr zu durchfahren vermag, Treibeis die leichtere, in der sich ihm Wege öffnen. Dem Ursprunge nach würde man als Packeis die durch Pressung und durch Winddruck zusammengeschobenen Schollen bezeichnen, während Treibeis mehr von solchen Packungen frei und durch Waken gelichtet ist. Die Benennungen schwanken aber und sind auch nicht streng, da im Norden auch das schwere Packeis treibt und das leichte Treibeis gepackt ist. Dichtes und leichtes Scholleneis wären neutrale Ausdrücke, die auch den Zwecken der Schiffahrt genügen würden, ohne zu solchen Widersprüchen zu führen.

Im Süden gibt es weniger Packungen, weil es weniger Pressungen gibt. Wohl zeigen auch in der Antarktis die Schollen Ränder, die durch Pressung entstehen, doch sind sie seltener übereinander getürmt, und wohl verschieden dicke, aber unveränderte Schollen überwiegen bis zu den Küsten des eisigen Kontinents im Innern hinab. Man kann daher schwer dieselbe Unterscheidung wie im Norden machen, daß undurchfahrbares Eis, also Packeis, den inneren Raum, und lockeres Treibeis nur die Ränder erfüllt; denn wenn die Lichtung des Eises gegen die Ränder auch zunimmt, so reichen fahrbare Waken und ungepackte Schollen auch bis zum Land hinab.

Ein wichtiger Unterschied liegt bei den Schollen des Südens eher in der äußeren Form, die mit der Annäherung an das Land immer eckiger wird, weil die Schollenkomplexe dort nur eine kurze Bewegungsperiode im Jahr durchmachen, ehe sie wieder fest werden, und so ihre Ränder nicht aneinander abschleifen können. Nach außen zu, am offenen Meer, wo die Bewegungsperiode der Schollen im Jahr eine längere oder gar dauernde ist, findet man dagegen überwiegend runde Formen, die meist von Wülsten, die aus leichten Pressungen entstehen, umgeben sind und Pankakeeis genannt werden, und dazwischen findet man Brocken und Brei, die durch Zertrümmerung und Zerreibung der Schollen entstehen.

Vor den eckigen Schollen des Südens muß man sich hüten, weil diese bald wieder fest werden und das Schiff für lange besetzen können. Es wird dann auch nicht wie im Norden durch die Kräfte des Meeres in Gebiete getragen, wo das Eis zergeht und wo so von selbst Befreiung kommt. Denn im Süden liegen die eckigen Scholleneisfelder über einer Flachsee mit zahlreichen Untiefen und Bänken, auf denen Eisberge festsitzen, gegen welche die Schollen sich stauen und halten, wie es im Winterlager des „Gauß" der Fall war; die Festlegung kann hier die Zeit eines Jahres weit überdauern und kann zu einer ewigen Gefangenschaft werden.

Deshalb achte jedes Schiff im Eise des Südens auf die eckigen Schollen und zugleich auf jene Form von Bergen, die wir „Blaueis" genannt.[1]) Diese sind dem Inlandeis ähnlich und mögen früher auch häufig als Land betrachtet worden sein. Sie entstehen, wenn tafelförmige eckige Berge, wie sie vom Inlandeis losbrechen, Jahre und Jahrzehnte an derselben Stelle des Meeres auf Untiefen liegen und durch die Gewalt der Schneestürme im Laufe der Zeiten abgeschliffen und gerundet werden; sie finden sich daher vorzugsweise im Gebiete der Flachsee und der eckigen Schollen.

Mit menschlicher Kraft wird man innerhalb des Blaueises und der eckigen Schollen zu seiner Befreiung wenig beitragen können. Wir haben auf dem „Gauß" die Oeffnung eines Weges durch ein festes Eisfeld mit starken Sprengmitteln, mit Schmelzwirkungen durch Streuen von Asche, mit Sägen und mit

---

[1]) Weitere Darlegungen über diese Verhältnisse finden sich in den Berichten über die Deutsche Südpolarexpedition sowie in meiner Schilderung derselben („Zum Kontinent des eisigen Südens", Georg Reimer, Berlin 1904).

Stoßen versucht. Es war nicht unnütz und ohne Erfolg, da das Eis längs der von uns gestreuten Aschenstraße, die eingeschmolzen war und so die Dicke des festen Feldes geschwächt hatte, schließlich zerbrach. Das meiste taten aber doch die natürlichen Kräfte von Strömung und Wind, und unsre Befreiung war insofern ein Zufall, als diese Kräfte zu einer Zeit einsetzten, in der das Zerbrechen unsrer durch die Aschenstraße geschwächten Schollen noch möglich war. Die Verteilung der weiter außen gelegenen Schollen tat hierbei wohl die Hauptsache, weil dadurch die Wellen des Meeres so kräftig zu uns gelangen konnten, daß sie unser Eisfeld zerbrachen.

Durch die runden Schollen und Pankakes des Südens fährt man wohl mit Pausen, aber doch sicher hindurch; wenn die Winde darin Stauungen schaffen, wird man zeitweilig gehemmt, ist aber sicher, in der nächsten Stille wieder Oeffnungen zu finden, die man benutzen kann, besonders, wenn man sich über tiefem Meere befindet, wo keine Eisberge festkommen. Am meisten hemmend in den Gebieten der runden Schollen ist der erwähnte Eisbrei, auch Eisgasch genannt, der durch Zerreibung der Schollen entsteht, da er wie ein Polster wirkt, das jeden Stoß des Schiffes gegen die Schollen abschwächt und ihn so seiner zerteilenden Wirkung beraubt. Doch auch dieser Brei bereitet nur kürzere oder längere Hemmungen, sonst aber wird man außerhalb der Zone des Blaueises und der eckigen Schollen, also wesentlich, wenn man den Sockel des Südpolarkontinents verlassen hat, wohl noch mit Aufenthalten, aber nicht mehr mit einer ewigen Festlegung zu rechnen haben, zumal auch die Strömungen nicht in das Eismeer hinein-, sondern von dem Lande nach Norden hinausführen. Die Besorgnis früherer Südpolarfahrer vor einer Festlegung im Scholleneise hat sich als unbegründet herausgestellt, denn wir haben für den zweiten Winter ein festes Lager gesucht, doch nicht mehr gefunden. Die Möglichkeit der Festlegung gilt nur für die Zonen des Blaueises und der eckigen Schollen.

So sind die Bedingungen der Eisschiffahrt vielgestaltig und schwierig; sie sind im Norden und im Süden von verschiedener Art, doch in beiden Polarmeeren heute wohl in ihren Grundzügen klar. Und es ist eine herrliche Aufgabe, neue Wege zur Bezwingung des Eismeeres zu erschließen. Hierin liegt entschieden einer der Reize, wie sie die Polarfahrten immer ausgeübt haben, während den Forscher anderseits auch die gewaltige Schönheit der Natur, ihre Starrheit und ihre Uebergänge zum Leben dort fesseln. So werden sich Polarfahrten immer wiederholen, auch wenn der praktische Nutzen nicht auf den ersten Augenschein winkt.

Daß ein praktischer Nutzen aber nicht fehlt, habe ich vorher berührt, sei es, daß er in der Entdeckung von kürzeren Schiffahrtswegen oder von Stützpunkten für Fangexpeditionen liegt, wie es unser Gaußberg jetzt sein kann, sei es, daß es sich um Fischereizwecke oder um magnetische Arbeiten handelt. Die letzteren scheinen zunächst wohl rein theoretisch zu sein, doch sie fördern eine verbesserte Bestimmung des magnetischen Pols, auf den die Nadel des Kompasses gerichtet ist, der der Schiffahrt den Weg weist, und bieten damit eine Sicherung der

Schiffahrtswege weit über die Zonen des Eises hinaus für viel befahrene Gebiete der südlichen Meere.

Fast noch höher aber steht der ideelle Wert, der in den Polarfahrten liegt und der darin besteht, die Meere, wo sie am schwierigsten sind, zu erkennen und zu bezwingen. So ist das Bestreben der seefahrenden Nationen, diese Probleme zu fördern, auch schon Jahrhunderte alt. Allen voran steht dabei England, und die bekanntesten Namen der englischen Marine haben ihre großen Erfolge mit auf diesem Gebiete. Frankreich und die Vereinigten Staaten sind gleichen Zielen gefolgt, und es war eine ihrer würdige Aufgabe, solche Fragen lösen zu helfen, auch wenn ihre unmittelbaren Interessen dadurch scheinbar wenig berührt wurden. Es hob den Glanz und den inneren Gehalt ihrer Marine, an den schwierigsten nautischen Aufgaben mit Erfolg beteiligt zu sein.

Ich möchte mit dem Wunsche schließen, daß auch in der deutschen Marine das aktive Interesse für diese Fahrten erwache. Bei dem Streben nach der politischen Herrschaft ist es des Preises wert, die Meere zu kennen und befahren zu haben, wo sie am schwierigsten sind. Das gibt für die Seeleute Schulung, gibt nautische Erfahrung, Erweiterung des Gesichtskreises und vertiefte Kenntnis des Meeres; hinter der notwendigen Entwicklung der Armierung, der Technik und der militärischen Uebung können diese Aufgaben momentan zurücktreten, sollten aber nicht vergessen werden.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

VIII

In der Seele Bennigsens ist der Entschluß, sich aus dem Staatsdienst zurückzuziehen und sich der Politik zu widmen, und zwar in Opposition gegen die hannoversche Regierung, erst in allmählicher Entwicklung zur Tat geworden.

Schon aus den Brautbriefen haben wir erfahren, daß er gegen Ende Mai 1854 seinen Austritt aus der Staatsanwaltschaft und seine Ueberführung in die richterliche Laufbahn bei der ihm vorgesetzten Behörde beantragte und durchsetzte (vergleiche den Brief an seine Braut vom 2. Juni 1854, Dezemberheft der „Deutschen Revue“ S. 267). Ueber die rein politischen Motive dieses Schrittes hat sich B. später einmal ausgesprochen:

„Mir war Mitte 1854 gar kein Zweifel darüber, daß infolge des Andrängens der Ritterschaft der Bundestag für den Umsturz der Verfassung selbst eingreifen würde. Ich war damals zweiter Staatsanwalt und faßte den Entschluß, aus dieser Stellung zurückzutreten. Wie ich zum Unterstaatssekretär, Generalsekretär hieß es damals, Lichtenberg [1]) kam und ihn bat, nach Göttingen

[1]) Später Kultusminister im Ministerium Windthorst-Hammerstein (1862 bis 1865) und nachher Präsident des Landeskonsistoriums.

versetzt zu werden, erwiderte er: ‚Mein Gott, Sie sind als ganz junger Mann, es ist eine große Auszeichnung, nach Hannover als Staatsanwalt gekommen und wollen jetzt in das Gericht zurücktreten?‘ — ‚Wenn ich meine Meinung offen sagen soll,‘ antwortete ich ihm, ‚so dauert es nicht lange mehr und wir haben einen vollkommenen Verfassungsbruch; die Staatsanwaltschaft wird dann zu den Ausführungsmaßregeln herangezogen; ich möchte dazu nicht in Anspruch genommen werden.‘ Ich sehe noch heute das Lächeln dieses hohen, sehr klugen Beamten vor mir. Er hielt es nicht für möglich, aber er gewährte meinen Wunsch, wofür ich ihm noch heute dankbar bin.“

Ohne Zweifel geschah es aus denselben Gründen, daß Bennigsen die ihm im Oktober 1854 angebotene Stelle eines Oberstaatsanwaltssubstituts in Celle ablehnte (vergleiche den Brief an seine Mutter vom 25. Oktober 1854, Februarheft S. 170). Vielmehr fühlte er sich in der Unabhängigkeit der richterlichen Stellung um so wohler, als Göttingen ihm die Möglichkeit bot, seine Studien fortzusetzen und zu vertiefen; was er gleich nach dem Beginn seiner amtlichen Laufbahn sich als sein Ideal gedacht hatte, konnte er nun noch in gewissem Maße verwirklichen. Seidem er dann Ende November 1854 seine Braut heimgeführt hatte, traten die Neigungen, politisch tätig zu sein, vorübergehend zurück. Die Gründung einer eignen Familie, die neue Verwandtschaft brachten ihn doch wieder in eine engere Verbindung mit seinen hannoverschen Standesgenossen; wenn auch auf der andern Seite der anregende Umgang mit Miquel antreibend auf ihn wirken mochte, wenn auch die Wirksamkeit seines Freundes Planck in der Zweiten Kammer ihm selber zuweilen ein Sporn war, so ist während des ersten Jahres seiner Ehe begreiflicherweise wenig von politischen Aspirationen zu verspüren. Noch am 11. August 1855 schrieb er von einer Ferienreise nach Paris zur Weltausstellung einige Zeilen an seine Frau, aus denen deutlich hervorgeht, daß ihn jetzt wohl Stimmungen überkamen, vor dem Glück des Familienlebens die unruhigen Strebungen eines weitergreifenden Ehrgeizes zurückzustellen.

R. v. Bennigsen an seine Frau, Paris, 11. August 1855.

„Wie sehr bedaure ich es, mein teures Herz, daß Du nicht mit hier sein konntest. Ich selbst würde noch ganz andre Freude an allen den hiesigen Genüssen haben, wenn meine kleine Frau sie mit mir teilen könnte. Auch habe ich es mir viel leichter gedacht — zu meiner Beschämung muß es gesagt sein — mich auf einige Wochen von meiner süßen kleinen Frau zu trennen, als ich es jetzt gefunden habe. Es ist doch ein wunderbares Ding, wenn man so für das Leben mit einem andern Wesen ganz vereint ist.

Ich habe früher geglaubt, allein fest auf meinen Füßen im Leben stehen zu können, wenn politische oder andre Verhältnisse mich aus den Kreisen gerissen hätten, in welchen ich groß geworden war und Menschen und Dinge liebgewonnen hatte, falls das Schicksal es so hätte mit sich bringen wollen. So eine kleine liebe Frau ist unsereinem aber doch noch ganz anders an das Herz gewachsen; und ohne einen guten Teil seines Herzblutes einzubüßen, würde man sich da wohl nicht losreißen können.“

Aber eben während dieser Pariser Reise war im Königreich Hannover der Umschwung eingetreten, der in seiner Weiterwirkung auch für Bennigsens Leben die Entscheidung brachte: der Verfassungsbruch war eingetreten.

*

Diese Dinge können an dieser Stelle nur ganz knapp skizziert werden. Das vielleicht entscheidendste Stück in der hannoverschen Verfassungsnovelle vom 5. September 1848 gegenüber dem Landesverfassungsgesetz von 1840 war die vollständige Umgestaltung der Ersten Kammer gewesen. War sie bis 1848 in der Hauptsache aus den von den provinziellen Ritterschaften gewählten Deputierten zusammengesetzt gewesen, eine Erste Kammer von einer adligen Exklusivität ohnegleichen in Deutschland, so hatte das Jahr 1848 ebenso gründlich mit diesen Vorrechten aufgeräumt. In der neuen Ersten Kammer bildeten nunmehr dreiunddreißig Abgeordnete der größeren Grundeigentümer, von allen über 50 bezw. 30 Taler Grundsteuer zahlenden Grundbesitzern gewählt, den Kern; bei der Grundverteilung in Hannover war die Folge, daß die 700 adligen Besitzer, die Ritter, gegen die bäuerlichen Besitzer gar nicht aufkommen konnten und daß somit die Erste Kammer, insofern sie aus Grundbesitzern bestand, aus Bauern bestand; sie war nach dem Urteil des besten Kenners dieser Dinge „nichts weiter als eine zweite Zweite Kammer“.[1]) Für den klassischen Junkerstaat in Deutschland hätte es gar keine radikalere Umwälzung geben können; sie war möglich, weil die Ritterschaften tatsächlich nur einen geringen Anteil am Grundeigentum (5 Prozent des kultivierten Bodens und 7 Prozent der Forsten) besaßen und die Bauern fast vier Fünftel der Gesamtfläche einnahmen;[2]) die historische Stellung der bisher herrschenden Klasse war freilich ganz außer acht gelassen, ihr Einfluß auf die Gesetzgebung so gut wie vernichtet. So begreift es sich, daß die Ritterschaften alles daransetzten, die verlorene Machtstellung zurückzuerobern; sobald der Bundestag in Frankfurt wieder hergestellt war, riefen sie alljährlich mit immer neuen Beschwerden seine Intervention an, bis sie schließlich zum Ziele kamen. Am 12. April 1855 erklärte ein mit großer Mehrheit gefaßter Bundestagsbeschluß, daß das hannoversche Gesetz über die Provinziallandtage nicht verfassungsgemäß entstanden sei, daß vielmehr den Ritterschaften „eine ihren althergebrachten Rechten entsprechende Vertretung in der Ersten Kammer der allgemeinen Ständeversammlung einzuräumen sei“, und veranlaßte die hannoversche Regierung, „sofort die zum Vollzuge dieses Beschlusses nötigen Anordnungen zu treffen und seinerzeit der Bundesversammlung zur Anzeige zu bringen“. Gehorsam dieser ihm sehr erwünschten Anordnung, die ihm einen Rechtstitel zur Beseitigung der liberalen Kammermajorität gab, erklärte König Georg V. am 16. Mai 1855 die beanstandeten Paragraphen der Verfassungsnovelle von 1848 für aufgehoben und behielt sich die weitere Ausführung des Bundesbeschlusses vor. Diese erfolgte dann in der Königlichen Verordnung vom 1. August 1855, die mit einigen Abänderungen die Zusammensetzung der Kam-

[1]) Ernst v. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. 1, 364.
[2]) Stuve, Wesen und Verfassung der Landgemeinden. 1851.

mern wieder auf den Zustand von 1840 zurückführte, vor allem auch der Ritterschaft ihre prävalierende Stellung in der Ersten Kammer zurückgab und die Kompetenzen der Kammern auf vielen Gebieten empfindlich einschränkte. So hatten Bundestag, Krone und Ritterschaften gemeinsam zu dem zweiten hannoverschen Verfassungsbruche zusammengewirkt. Es war die Frage, ob das Land ihn so geduldig hinnehmen würde, wie einst den ersten von 1837.

Das war die Situation, die Bennigsen bei der Rückkehr von seiner Pariser Reise vorfand. Er entschloß sich sofort, sich jetzt in die energische Opposition gegen die Regierung zu begeben und seine Wahl zu den durch Proklamation vom 1. November 1855 nach den oktroyierten Bestimmungen berufenen Ständen zu betreiben. Vielleicht auf Anregung Plancks, der bisher die Stadt Aurich in der Zweiten Kammer vertreten hatte, wurde er von Aurich aus gewählt. Er mochte anfangs hoffen, auch unter Beibehaltung seiner amtlichen Stellung im Landtage für die Sache seiner Ueberzeugung einzutreten. Gleichzeitig während er seine Wahl betrieb, begann er bereits ernstlich zu erwägen, ob er nicht durch gänzliches Ausscheiden aus dem Staatsdienste und Uebernahme seines Familiengutes sich von aller staatlichen Einengung freimachen sollte. Nachdem sein Vater 1855 seinen Abschied genommen hatte und nach Hildesheim gezogen war, schloß er mit ihm einen Vertrag über die eventuelle Uebernahme des Gutes.

Der Vater selbst schreibt in der nächsten Zeit, am 26. Februar 1856, über die Absichten seines Sohnes, immer noch in der Hoffnung, daß dieser sich von der Politik nicht zu weit werde ablenken lassen:

„Mein Rudolf wirft sich jetzt mit großer Passion auf die Oekonomie. Er ist bei allen anerkannten Fähigkeiten doch mit dem jetzigen Staatsdienst nicht einverstanden und denkt nur daran, ihn zu verlassen. Zur Zeit, als er Staatsanwaltssubstitut war, stand er auf einer Stelle, von der er sehr leicht Staatsanwalt und auf extraordinärem Wege Vizepräsident werden konnte. Diese Aussicht gab er auf, als er sich nach Göttingen versetzen ließ. Später lehnte er eine Stelle bei der Staatsanwaltschaft des Oberappellationsgerichts in Celle ab, weil er sich in der einfachen Richterstelle wohler fühlte. Gleich darauf erschienen von unsrer Ultra-Regierung Verordnungen, die ihn in der Staatsanwaltschaft leicht hätten kompromittieren können, denn einen andern Weg zu gehen, als seine Ueberzeugung ihm vorschreibt, dazu ist er nicht der Mann ... Ich habe ihm Bennigsen schon jetzt gegen eine Rente und eine Abfindung von Wilhelm [1]) nach meinem Tode abgetreten. Er wird nun versuchen, Deetjen (dem damaligen Pächter von Bennigsen) eine Domänenpachtung zu verschaffen. Rudolf will ein Jahr vor der Uebernahme des Gutes auf irgendeinem Gute Verwalterdienste verrichten ... Die ernste Beschäftigung mit der Oekonomie und der Anwachs der Familie werden ihn hoffentlich der Politik immer mehr entfremden. Mit jedem Jahr hat er sich mehr dem Zentrum genähert, und er ist, wenn auch nicht

---

[1]) Der jüngste Bruder Rudolf v. Bennigsens, gefallen 1866 in der Schlacht von Gitschin. Der zweite Bruder Karl war im März 1855 einer im Duell erhaltenen Verwundung erlegen.

in seinen Aeußerungen, doch in seinem Aeußern eine aristokratische Erscheinung. In dieser Hinsicht ist er Herrn v. Vincke nicht unähnlich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wie dieser eine scharfe Kritik entwickeln würde, wenn er mit seinem anerkannten Rednertalent auf der Tribüne stände. Das Ministerium will ihn nicht dazu kommen lassen, denn nachdem Rudolf von der Stadt Aurich zur Zweiten Ständekammer gewählt worden ist, hält die Regierung den Urlaub zum Eintritt wahrscheinlich ganz zurück."

Nunmehr mögen einige Stellen aus den gerade in diesen Jahren nicht allzu zahlreichen Briefen Bennigsens folgen.

R. v. Bennigsen an seinen Schwager L. v. Leonhardi, Göttingen, 26. Februar 1856.

„Glücklich traf es sich, daß unsre Ständeversammlung nicht, wie anfangs beabsichtigt wurde, in diesem Monate bereits versammelt war, da ich sonst leicht in der schweren Stunde fern von hier hätte sein können.[1]) Ganz bestimmt ist es freilich noch immer nicht, ob ich in dieselbe eintreten werde. Bislang habe ich wie mehrere Beamte, denen die jetzigen Machthaber nicht völlig trauen, noch keine Genehmigung zum Eintritt von dem Ministerium erhalten, was nach dem Oktroyierten Wahlgesetz erforderlich ist.

Mein Vater hat mir unlängst sein Gut in Bennigsen gegen eine Rente abgetreten. Dazu ist es mir in den letzten Wochen noch gelungen, was ich schon seit einigen Jahren für Vater erstrebte, einen angrenzenden Vollmeierhof in Bennigsen zu kaufen. Dieser Grundbesitz ist so reichlich groß genug, mir volle Beschäftigung zu gewähren. Ich habe mich daher entschlossen, den Staatsdienst in diesem Herbste oder kommenden Frühjahr aufzugeben und dann spätestens zum 1. Juni 1859, wo die Pacht mit dem Konduktor Deetjen abläuft, nach Bennigsen zu ziehen und Landwirt zu werden. Vielleicht tritt der Pächter mir auch schon 1857 oder 1858 das Gut ab, worüber ich bereits mit ihm in Unterhandlung stehe. Da hier eine landwirtschaftliche Akademie seit kurzem eingerichtet ist, wird mir das Erlernen der Landwirtschaft sehr erleichtert. Die richterliche Tätigkeit, welche mir schon seit Jahren keine rechte Befriedigung gewährte, ist mir durch unsre jetzigen Landesverhältnisse so verleidet, daß ich sehr froh bin, durch meinen Vater Gelegenheit erhalten zu haben, zu einer andern Beschäftigung übergehen zu können."

R. v. Bennigsen an seinen Vater, Göttingen, 31. März 1856.

„Vor einigen Tagen ist mir die Erlaubnis zum Eintritt in die Ständeversammlung ohne Angabe von Gründen abgeschlagen worden. Mir ist das, aufrichtig gesagt, nicht unlieb; daß ich infolge ständischer Tätigkeit voraussichtlich meine jetzige Stelle verloren und allerlei Unannehmlichkeiten gehabt haben würde, wäre mir freilich ziemlich gleichgültig gewesen. Ich hätte jedoch, wie einige politische Freunde mir das auch zugedacht zu haben scheinen, bei der Zusammensetzung der Zweiten Kammer und meiner Auffassung der Landeszustände leicht

---

[1]) Am 25. Februar 1856 war B. der erste Sohn Erich (jetzt Amtsrichter in Syke) geboren worden.

genötigt sein können, eine Art Führer der entschiedenen Opposition abzugeben. Dazu würde mir wahrscheinlich das Talent, jedenfalls aber die nötige Erfahrung und Kenntnis gemangelt haben; und ich wäre vielleicht, ohne wesentlich dem Lande zu nutzen, in eine geschrobene und unhaltbare Stellung geraten. — Zu hoffen bleibt noch immer, daß Bennigsen und Münchhausen[1]) Ernst machen und, auf die Gefahr einer sofortigen Auflösung der Kammer hin, einen entschiedenen Versuch machen, dies erbärmliche Ministerium zu stürzen. Die persönlichen Wünsche des Königs wegen Erhöhung seiner Dotation und Ausscheidung von Domänen lassen immerhin eine Möglichkeit, wenn es gelingt, wahrscheinlich zu machen, daß auf dem jetzigen Wege dergleichen Wünsche nie realisiert würden, wohl aber die Erlangung derselben als Preis gleichsam für die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes in Aussicht stünde. Traurig genug ist es freilich, daß der Schutz von Verfassung und Recht durch solche Velleitäten bedingt ist. Wie man aber bei dem fortdauernden Druck äußerer Verhältnisse auf anderm Wege, als indem man den Egoismus des Königs ködert, etwas Entscheidendes erreichen will, sehe ich nicht ab."

So wurde, als am 2. April 1856 die Stände zusammentraten, Bennigsen durch Urlaubsverweigerung der Eintritt unmöglich gemacht. Dasselbe Mittel wurde gegen Bürgermeister Stüve und andre Oppositionsmitglieder wie Grumbrecht, Neubourg, Ellissen angewandt. Er entschloß sich nun, den Staatsdienst zu verlassen, der ihm die wirksame Betätigung seiner politischen Ueberzeugungen versagte. Es war ein Kampf für die Verfassung, für das Recht; zugleich ein Kampf gegen die allgemein deutsche Reaktion, die allein den hannoverschen Verfassungsbruch ermöglicht hatte; es war schließlich in Hannover selbst ein Klassenkampf, denn vielleicht in keinem andern deutschen Lande waren die Gegensätze: Festhalten an den freieren politischen Formen des Jahres 1848 oder Reaktion, so eng verknüpft mit dem Gegensatz zwischen dem ritterschaftlichen und dem bürgerlich-bäuerlichen Element der Bevölkerung. Und als Vorkämpfer dieses bürgerlich-bäuerlichen Elementes hatte der junge Edelmann seine Stellung genommen.

An seinem siebzigsten Geburtstage sagte Bennigsen, rückblickend auf die Motive, aus denen er den Entschluß zum Eintritt in das politische Leben gefaßt habe:[2]) „Damals, als ich meinen Austritt aus dem hannoverschen Richterstande vollzog — der mir im übrigen sehr lieb war und in dem ich viele Freunde und angenehme Tätigkeit gefunden hatte — habe ich mich zunächst den inneren Aufgaben des Staates Hannover in der allgemeinen Reaktionsperiode gewidmet. Aber das kann ich wohl sagen: gleich im ersten Augenblick, wo in mir der Entschluß reifte, meine Stellung als richterlicher Beamter aufzugeben, womit zugleich meine Stellung innerhalb der mächtigen Adelsklasse in Hannover mindestens sehr gefährdet wurde, habe ich mit meinen Freunden Planck und Miquel mich ganz

[1]) Die Exminister Graf Alexander v. Bennigsen (1848/50) und Alexander v. Münchhausen (1850/51, die von den Städten Osnabrück bezw. Stade in die Zweite Kammer gewählt worden waren.

[2]) Adolf Kiepert, Rudolf v. Bennigsen S. 172 f., 230 f.

offen darüber verständigt: lediglich für einen Kampf gegen die hannoversche Misere würde ich das nicht getan haben, sondern nur in der Absicht, die Arbeit von 1848 wieder aufzunehmen, sowie sich dazu irgendeine Gelegenheit böte und wir dazu den Boden und die nötigen Verbindungen in Deutschland gefunden hätten. Dazu haben mich diese beiden, Planck und Miquel, noch ganz besonders angeregt und aufgemuntert."

Und ausführlicher noch sprach er sich in einer Rede vom 15. Januar 1895 aus, in der er vom öffentlichen Leben Abschied nahm:

„Als 1856 die Kammer aufgelöst wurde wegen der Opposition, die in ihrer Mitte war, wurde ich auf Wunsch der Minister selbst und auf Anraten meiner Freunde darüber schlüssig, den Staatsdienst aufzugeben, um mich dem öffentlichen Leben, zunächst der Vertretung der gefährdeten, zum Teil gebrochenen Staatsrechte der Hannoveraner zu widmen. Das war damals für mich ein schwerer Entschluß; ich brach eigentlich mit meiner ganzen Vergangenheit, mit meinem ganzen sozialen Umgang, denn damals war der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum ganz anders als heute. Ich mußte in schroffen Gegensatz zu meinen Genossen treten, wollte ich mich der Vertretung der bürgerlichen Rechte widmen; ich mußte mich zweifellos, wie es ja auch eingetreten ist, in vollen Widerspruch setzen mit der Staatsregierung und dem Könige von Hannover. Ich habe damals als junger Mann, ich war zweiunddreißig Jahre alt, diesen Entschluß gefaßt, weil ich mir sagte: Endlich muß doch mal die Zeit wiederkommen, wo gegenüber der seit der Niederwerfung der Bewegung von 1848 siegreichen Reaktion in fast ganz Deutschland die bürgerlichen Rechte wieder zur Geltung kommen. Endlich muß die Zeit kommen und glückliche Umstände, wo es gelingt, die unterbrochene und einstweilen gestörte nationale Bewegung von 1848/49 des Frankfurter Parlaments wieder aufzunehmen und Deutschland eine solche politische Verfassung zu geben, wie ein so großes Volk sie nach seiner ganzen Beschaffenheit verdient. Ich habe damals mit einer Reihe politischer Freunde den Kampf für die hannoverschen Verfassungsrechte wieder aufgenommen. Die Reaktion lastete so schwer, mit solchem Alp auf ganz Deutschland, daß es nirgends ein politisches Leben mehr gab. Wir waren die ersten, die einen ernsten Ansturm gegen die siegreiche Reaktion in Hannover versuchten. Aber allein für Hannover und die Rechte der hannoverschen Staatsbürger hätte ich doch vielleicht nicht diesen Schritt getan. Ich erinnere mich wie heute, daß ich damals mit meinen Freunden Miquel, Planck und Albrecht alle Gründe für und gegen besprochen habe und ich ihnen gesagt habe: ‚Ich bin entschlossen, ich will in die hannoversche Kammer eintreten; ich will brechen mit meiner ganzen Stellung, aber nur, wenn Ihr bereit seid, die nationale Bewegung aufzunehmen und für die große deutsche Nation einzutreten.'"

R. v. Bennigsen an seine Schwester Luise v. Leonhardi, Göttingen, 5. Juli 1856.

„Ueber meine Zukunft ist so ziemlich alles fest bestimmt. In etwa sechs Wochen werde ich meinen Abschied einreichen, und dann, wenn Detjeen nicht früher von Bennigsen herunterzutreiben ist, noch anderthalb Jahre hier Landwirtschaft erlernen und dann vielleicht ein Jahr mit Anna nach Hastenbeck ziehen, um da die Landwirtschaft praktisch zu treiben. Herr Meyer in Hastenbeck wird sich in diesem

Winter mit der Tochter eines Domänenpächters verheiraten, welche dann statt der bisherigen Haushälterin agieren soll und vielleicht auch später Anna in die Geheimnisse der Molkenwirtschaft und Federviehzucht einweihen kann. Ich freue mich schon jetzt sehr auf meine künftige unabhängige Stellung und Tätigkeit. Bei unsern jetzigen widerlichen Zuständen war mir doch alle Aussicht auf eine größere Tätigkeit im Staatsdienste auf lange Jahre abgeschnitten; und meine augenblickliche Beschäftigung als Richter, die ich überhaupt nur meiner politischen Ansichten wegen gewählt hatte, befriedigte mich so wenig, daß ich den Tag segnen will, wo ich sie abschütteln kann."

Am 24. September 1856 wurde die Uebertragung des Gutes Bennigsen an Rudolf v. Bennigsen in Hildesheim notariell abgemacht, und in den nächsten Wochen hielt er sich auf dem Redenschen Gute Hastenbeck auf, um bei dem Pächter desselben die erste Einführung in die Landwirtschaft zu genießen. Einzelne Stellen aus den Briefen dieser Monate mögen hier Platz finden:

R. v. Bennigsen an seine Frau, Hannover, 26. September 1856.

„... Um 6 Uhr in Hannover angelangt, begab ich mich alsbald in das Theater, wo mit großem Luxus eine alte Raimundsche Zauberposse mit faustdicker Moral, „Der Bauer als Millionär", zu Ehren des Geburtstages des Kronprinzen neu in Szene gesetzt, zum zweitenmal aufgeführt ward. Ein überfülltes Theaterpublikum — worunter auch 700 Vaterlandsverteidiger mit Freibilletten — lauschten dem blödsinnigen Zeuge mit Andacht. Auch der Kronprinz oder, wie ihn der König bei der Fahnenweihe am vergangenen Sonntage genannt hat, „der angestammte Kriegsherr und Oberbefehlshaber der Garden", geruhten mit Allerhöchstem Wohlgefallen auf Herrn v. Lehmanns Späße und die verschiedenen herumfliegenden und -fahrenden Genien herniederzublicken. Mir wurde jedoch von dem scheußlichen Unsinn nach zwei Akten so übel, daß ich mich mit Ferdinand Rudloff in das Viktoriahotel flüchtete."

R. v. Bennigsen an seine Frau, Hastenbeck, Oktober 1856.

„Dieser Tage, wo Herr Meyer (der Pächter von Hastenbeck) fort war, ist es mit den Fortschritten in der Landwirtschaft nur mäßig gewesen. Ich habe sogar, weil es zu langweilig ist, immer über Feldbestellung und Mist zu lesen, Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und einiges andre von Schiller gelesen. Diese Nacht aber ist Herr Meyer wieder zurückgekommen, und der Kursus hat wieder begonnen. Eben komme ich von einem zweistündigen, belehrenden Spaziergange mit ihm zurück, und nach Tisch wird wieder hinausgegangen.

Die Pageln, welche das Glück hat, unser Postillon d'amour zu sein, hat sich bereits eingefunden. Es würde ungalant sein, diese ehrwürdige Dame des Dorfs zu lange warten zu lassen. Alles Zärtliche, was mir daher in der Feder stecken geblieben ist, mein geliebtes Frauchen, verspreche ich am Sonntag nachzuholen. Am Freitag beabsichtige ich nämlich abzureisen, und zwei Tage rechne ich auf Hannover oder Hildesheim. Es müßten denn in Hannover ganz verführerische Stücke gegeben werden, wo es auch Montag werden könnte mit der Rückkehr. Wenn man einmal in Hannover ist, kann man wohl noch einen Tag

zugeben zu guten Zwecken. So leichtfertig und weitläufig, wie mich Sylvie machen will, bin ich aber doch noch nicht, daß ich aus der Landwirtschaft von hier nach Hannover in den „Faust" laufe. Hoffentlich hast Du Deinen „herrlichen Gatten" (gehorsamer Diener!) richtiger taxiert.

Der Brief des Pastoren, dessen Inhalt Deine weibliche Neugierde in Bewegung gesetzt hat, behandelte den Plan zu einem Dorflesezirkel, zu dessen Grundlage ich einige Taler, wie gewünscht wird, mit Vergnügen beisteuern werde. Besinne Dich doch einmal mit Sylvie auf gute, zugleich belehrende und unterhaltende Bücher für eine solche Bauernbibliothek. Vielleicht hast Du selbst noch etwas Dahineinschlagendes, was Du entbehren könntest. Der ganze Plan gefällt mir wohl. Nur hoffe ich, daß der Pastor nicht zu viel Erbauendes auswählt, wozu mir die Predigt und Seelsorge besser zu passen scheinen."

Inzwischen waren die öffentlichen Angelegenheiten Hannovers in ein neues Stadium getreten. Die Stände waren wegen ihres Widerstrebens gegen die Oktroyierung am 5. September 1856 vertagt und dann aufgelöst worden. Durch eine Proklamation vom 8. November wurden Neuwahlen ausgeschrieben und die Zusammenberufung der neuen Stände für den 10. Februar 1857 angeordnet. Die Stunde war gekommen, wo Bennigsen, nunmehr als unabhängiger Mann, den Kampf für das Recht aufnahm. Er wurde in Göttingen und in Dannenberg gewählt, nahm für Göttingen an; in der Stadt Hannover war er mit geringem Abstande hinter dem Stadtdirektor Rasch zurückgeblieben. Aus dem Wahlkampf möge folgende Briefstelle hier mitgeteilt werden:

R. v. Bennigsen an seinen Vater, Göttingen, 9. Dezember 1856.

„... Vielleicht komme ich am Sonnabend von Hannover über Hildesheim zurück. Ich muß mich morgen wegen unsrer leidigen politischen Zustände wieder einmal auf Reisen begeben — zum Aerger von Anna, welche von meiner politischen Tätigkeit nichts wissen will und um so mehr alles für kostspieligen Schwindel erklärt, weil ich nicht berechtigt bin, ihr viel Detail von meinen Unternehmungen mitzuteilen. Ob ich in die Zweite Kammer gewählt werde, ist übrigens keineswegs sicher, da die Regierung die erheblichsten Anstrengungen macht, jeden unabhängigen Menschen durch Wahlintrigen und Bedrohungen aus der Kammer fernzuhalten. Uebrigens läßt es die Opposition, in der jetzt alle politischen Parteien im Lande — abgesehen vom Hofadel und dem abhängigen Beamtentum — zusammenwirken, an Tätigkeit diesesmal auch nicht fehlen. Leider sind uns fast überall die Hände gebunden. Durch die Presse, größere Versammlungen ꝛc. ist fast gar nicht möglich zu wirken. Die Indignation über die Persönlichkeiten der jetzigen Machthaber und ihre willkürlichen Maßregeln ist jedoch allmählich so groß geworden — zu meiner Freude sogar in ritterschaftlichen Kreisen —, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, durch die nächsten Kammerverhandlungen dies heillose Regime gestürzt zu sehen."

Im Februar 1857 nahm dann die parlamentarische Tätigkeit Rudolf v. Bennigsens ihren Anfang, um schon nach zwei Jahren von dem beschränkten hannoverschen Schauplatz auf den allgemeinen deutschen hinüberzugreifen.

Die Lebenselemente

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz)

Wie das begnadete Volk der Hellenen zuallererst die Bahnen des wissenschaftlichen Denkens überhaupt betreten und der übrigen Menschheit gewiesen hat, so waren es auch griechische Geister, die an dem bloßen Anschauen der Erscheinungswelt kein Genüge fanden und bei denen zuerst der Gedanke erwachte, daß die Erscheinungen der materiellen Welt sich auf einfache Faktoren zurückführen, aus ihnen erklären lassen. So hat sich der Begriff von Elementen gebildet und allmählich entwickelt; der Inhalt dieses Begriffes hat freilich im Verlaufe der Zeiten sehr bedeutende Umwandlungen erfahren. Ursprünglich meinte man damit Qualitäten, die der Materie, der „Hyle", diesem an sich qualitätslosen Urstoff, anhaften sollten. Diese Grundeigenschaften von Kalt und Warm, Trocken und Feucht scheinen zuerst von Empedokles angenommen worden zu sein, jenem kühnen Naturbetrachter, den die Volkssage zur Stillung seines Wissensdranges sich in den Krater des Aetna stürzen ließ. Als supponierte Träger dieser Eigenschaften galten Wasser, Feuer, Luft und Erde. Die „Elemente" waren also nicht etwa materielle, unzerlegbare Urstoffe, die sich isolieren und als solche nachweisen ließen. Sie bedeuteten dem Aristoteles, der diese Theorie ausgebildet hat, gewisse Zustände der Materie, aus deren mannigfacher Mischung und Entmischung die Eigenschaften der Dinge entstehen, sich ändern und vergehen sollten.[1])

Jahrhunderte später, im Zeitalter der Alchimie, galten Quecksilber, Schwefel und „Salz" als Bestandteile, von deren verschiedener Reinheit und Mischung die Eigenschaften der Metalle abhängen sollten. Aber auch diese „Bestandteile" waren hypothetische, nicht darstellbare, nicht isolierbare Stoffe; sie waren nicht etwa unsre Elemente Quecksilber und Schwefel, sondern auch nur angenommene Grundlagen von Eigenschaften. So blieb es bis zur Zeit der phlogistischen Lehre. Im 17. Jahrhundert gewann, besonders durch die Arbeiten Boyles, des genialen Begründers der wissenschaftlichen Chemie, die Anschauung an Boden, man möge sich nicht um die angeblichen Urbestandteile der Materie kümmern, sondern seine Forschung jenen Bestandteilen zuwenden, die sich abscheiden, sich darstellen lassen, und diese soll man, sofern sie nicht weiter zerlegbar sind, als Elemente ansehen. Und diese Vorstellung ist die jetzt geltende. Stoffe, die sich durch keine uns bekannte Mittel in andre, mit andern Eigenschaften ausgestattete zerlegen lassen, sind die Elemente der heutigen Chemie. Daraus darf man aber durchaus nicht folgern, daß diese „Grundstoffe" für immer unzerlegbare, daß sie wirklich einfache Stoffe seien. Im Gegenteil; es spricht sogar manches da-

---

[1]) Ob man außerdem die Materie sich atomistisch konstituiert dachte oder sie in dynamischem Sinne auffaßte, ist für diese Frage belanglos.

gegen. Die zahlreichen Spektrallinien, die der Dampf gewisser Elemente zeigt, zum Beispiel das Funkenspektrum des Eisens, das aus mehr als 1100 Linien zusammengesetzt ist, sind mit der Einfachheit nicht gut vereinbar. Seit der bedeutungsvollen Entdeckung Ramsays, daß das Radium, von dessen wunderbaren Eigenschaften die Kunde auch in Laienkreise gedrungen ist, sich in Helium umwandle, kann man die Elemente nicht einmal als unveränderlich ansehen.[1]) Ueberhaupt ist aber die Feststellung, ob ein Stoff ein Element sei, durchaus nicht so einfach, als der Laie annehmen mag. Darum läßt sich auch vorläufig ihre Zahl nicht genau angeben, da bei einigen Stoffen, die von manchen Chemikern für Elemente angesprochen werden, der Nachweis ihrer elementaren Natur noch nicht mit Sicherheit gelungen ist.

Nur wenige von ihnen finden sich auf der Erde — soweit man in ihr Inneres eingedrungen ist — in freiem Zustande; so der Sauerstoff, Schwefel, Stickstoff, die Edelmetalle. Weitaus die meisten treten, miteinander chemisch verbunden, als Mineralien auf, deren man zwischen 800 und 900 kennt. Eine kleinere Zahl der Grundstoffe dient zum Aufbau der organischen Welt. Nur diese Stoffe, „aus welchen das Leben keimt", sollen uns auf den folgenden Blättern beschäftigen. Ich will sie kurz die „Lebenselemente" nennen, insofern sie die Bestandteile der organischen Gewebe sind und damit die Grundlage bilden, auf der sich das große Wunder des Lebens abspielt, nicht aber, als ob man dieses aus ihren Eigenschaften erklären könnte.

Der Umstand, daß sie die Bedingung des Lebens sind, läßt mich für mein Thema ein allgemeineres Interesse hoffen; „denn erst", wie Humboldt bemerkt, „in den Lebenskreisen der organischen Bildung erkennen wir recht eigentlich unsre Heimat", während wir uns in den weiten Himmelsräumen „bei scheinbarer Verödung, bei völligem Mangel an dem unmittelbaren Eindruck eines organischen Lebens wie entfremdet fühlen".

Bei der ansehnlichen Zahl von Grundstoffen (zwischen 75 und 80), die in der unbelebten Natur gefunden werden, muß es überraschen, daß nur wenige von ihnen in den Bau der organischen Materie eintreten. Bei Pilzen und manchen Algen reichen 9 Elemente aus; hochorganisierte Pflanzen benötigen ihrer nur 10, Tiere meist nur 15, also ungefähr ein Fünftel.

Wir können alle Grundstoffe[2]) in zwei, allerdings ziemlich willkürlich abgegrenzte Gruppen: in Metalle und Nichtmetalle, bringen — die ersteren sind etwa 54, die andern 24 an Zahl. Von den Nichtmetallen sind am Aufbau der organischen Materie nicht ganz die Hälfte beteiligt, und zwar Kohlen- und Wasserstoff, Sauerstoff und Schwefel, Stickstoff, Phosphor, Chlor, Jod, Fluor und Silicium, vielleicht Arsen. Sehen wir von den sogenannten Edelgasen (Argon, Helium, Krypton und so weiter) ab, so bleiben von Nichtmetallen nur

---

[1]) Auch die immer mehr an Boden gewinnende Elektronentheorie ist mit den älteren Anschauungen von der Einfachheit der Elementaratome nicht verträglich.

[2]) Die „radioaktiven" Elemente sind hier nicht berücksichtigt.

fünf übrig, die der belebten Materie fremd sind. Dagegen ist die Zahl der Metalle, die als Bausteine der organischen Welt angetroffen werden, nur klein — nur etwa ein Zehntel. Es sind Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen, wozu in manchen niederen Tierformen noch Kupfer, in manchen Pflanzen Aluminium und Mangan hinzukommen.

Wenn man die schier unübersehbare Mannigfaltigkeit der Pflanzen- und Tiergestalten, die unerschöpfliche Verschiedenheit ihrer Farben, wenn man das aus dem Unbewußten emporsteigende, vielfach abgestufte seelische Leben bedenkt, wenn man die große Zahl ungleicher, zusammengesetzter chemischer Verbindungen betrachtet, aus denen Pflanzen und Tiere bestehen, so erstaunt man, daß so wenige Grundstoffe diesen Reichtum hervorzaubern. — Es wiederholt sich hier in der organischen Welt ein Verhältnis, das auch in der leblosen Natur besteht. Die großen Gebirgsmassen sind nur Assoziationen von einer kleinen Anzahl (etwa 40) Mineralien; viele Hunderte von ihnen dagegen sind nur selten; sie erscheinen mehr wie zufällig, mehr „wie parasitisch“, nach Humboldts Ausdruck. Die wenigen Minerale, aus denen die wichtigen Gesteinsarten gebildet sind, enthalten auch nur etwa 13 Elemente, und alle diese treten auch in Pflanzen und Tieren auf. Die drei oder vier übrigen, die außerdem noch als Lebensträger erscheinen, finden sich zwar häufig auf der ganzen Oberfläche der Erde; in größeren Massen aber nur auf einzelne Oertlichkeiten beschränkt.[1]) Dieses Zusammentreffen dürfte nicht zufällig sein. Die Vermutung liegt nahe, daß eben an die häufig vorkommenden Elemente die Lebenserscheinungen gebunden sind. Wenn diese Deutung richtig ist, so hangen die stofflichen Bedingungen des Lebens in letzter Instanz mit jenen unbekannten Ursachen zusammen, die für die Verteilung der Elemente im Erdkörper in weit zurückliegenden Aeonen, als er sich abzukühlen begann, entscheidend waren. Doch läßt sich aus dieser Annahme allein die auswählende (elektive) Tätigkeit des lebenden Zellenleibes nicht erklären. Warum ist das Aluminium, das sich doch im Ton überall in überreicher Menge vorfindet, kein lebenswichtiger Bestandteil der Pflanzen? Warum speichern anderseits manche Pflanzen und Tiere Elemente in sich auf, die wie zum Beispiel das Jod in ihrer Umgebung nur in minimem Maße verbreitet sind? Wenn man annimmt, daß das Leben an die häufig vorkommenden Elemente sich angepaßt hat, so daß die selteneren sich geradezu als deletär erweisen, so ist daraus doch wieder nicht erklärlich, warum manche seltene Elemente nicht sonderlich schädlich sind und andre, die in kleinen Mengen, aber häufig verbreitet vorkommen, doch schädigend wirken.

Man hat auch darauf hingewiesen, daß nur Elemente mit niedrigem Atomgewichte[2]) die organische Masse zusammensetzen, solche mit hohem aber als Gifte

[1]) Die wichtigen Gesteinsarten haben zu Bestandteilen: Sauerstoff, Wasserstoff, Chlor, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, Natrium, Kalium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Eisen und Silicium.

[2]) Atomgewicht ist die Zahl, die das Gewichtsverhältnis des Atoms eines Elementes zu dem eines andern als Vergleichseinheit gewählten ausdrückt. Das Atomgewicht des

wirken. Auch diese Regel ist durchbrochen. Es ist wohl richtig, daß alle Elemente mit niedrigem Atomgewicht (ausgenommen das seltene Beryllium und Bor) bis hinauf zum Calcium, dessen Atomgewicht 40 beträgt, in den Organismen vertreten sind; aber Lithium, das nächst dem Wasserstoff mit dem niedrigsten Atomgewicht ausgestattet ist (7), tritt nur als ein gelegentlicher, „zufälliger" Bestandteil auf und soll in etwas größerer Menge das Leben des pflanzlichen Protoplasmas [1]) sogar gefährden. Während das Eisen (mit dem Atomgewicht 56) ein für das Leben unbedingt nötiger Grundstoff ist, wirkt das Chrom trotz seines niedrigeren Atomgewichtes (52) giftig. Anderseits ist Jod trotz seines hohen Atomgewichtes (126,8) für manche Organismen, wenn auch nur in kleinen Mengen, zum Gedeihen vielleicht unentbehrlich.

Weniger überraschend als die geringe Zahl der Elemente wird die Tatsache sein, daß das Leben der Pflanzen- und Tierwelt an die gleichen Grundstoffe geknüpft ist. Man wäre geneigt, darin eine Stütze für die Anschauung zu finden, daß diese so zahlreichen, so verschiedenen Formen aus einfacheren entstanden sind, indem eine nach zwei Richtungen fortschreitende Differenzierung einerseits zu den jetzt lebenden Pflanzen, anderseits zu den verschiedenen Tierarten geführt und daß sich auf diese Weise das Leben allmählich eine beschränkte Zahl von Grundstoffen dienstbar gemacht hat. Die Tatsache erklärt sich aber in einfacherer Weise. Die Tiere leben nämlich nicht unmittelbar von anorganischer Nahrung; abgesehen von der geringen Salzmenge, die sie, im Wasser gelöst, im Getränke einführen, nehmen sie ihre Nahrung — sofern sie Pflanzenfresser sind — aus der Pflanzenwelt. Damit sind aber auch die Fleischfresser mittelbar auf diese und ihre Stoffe angewiesen. Da also das Bau- und Erhaltungsmaterial des ganzen Tierreiches direkt (bei Pflanzenfressern) oder indirekt (bei Fleischfressern) die Pflanzen sind, so ist es einleuchtend, daß die elementaren Bestandteile des Tierleibes nicht andre sein können als die der Pflanze. Doch ist ihre Wichtigkeit oder Entbehrlichkeit und ihre Bedeutung in beiden Reichen nicht die gleiche.

Und dies hat allerdings seinen Grund in der Differenzierung des Protoplasmas. Der tierische Protoplast ist durch seine, die komplizierten chemischen Verbindungen vorherrschend zersetzende Tätigkeit gewiß sehr verschieden von dem pflanzlichen Protoplasten (wenn wir von den Pilzen und Verwesungspflanzen absehen), in dem der Aufbau ebendieser Verbindungen stattfindet. Gerade aus der Verschiedenheit beider Lebenstypen erklärt es sich, warum zum Beispiel die Pflanze des Kochsalzes in der Regel nicht bedarf, das für die Wirbeltiere unentbehrlich ist.

Wenn nun auch die Grundstoffe in beiden organischen Reichen dieselben sind, so sind doch die relativen Mengen der Elemente, aus denen die Gewebe

---

Stickstoffs ist 14, das heißt sein Atom ist 14 mal so schwer als das des Wasserstoffs, wenn man dieses gleich „Eins" annimmt.

[1]) Das „Protoplasma" (der „Protoplast"), der eigentliche Zellenleib, ist eine halbweiche Masse, in welcher der Kern eingeschlossen ist; in beiden spielt sich das Leben der Zelle ab.

der Vertreter beider Reiche bestehen, außerordentlich verschieden. Die Kombinationen sind hier so mannigfaltig wie die Arten der Lebewesen selbst, ja noch mannigfacher, da sie bei verschiedenen Individuen Abweichungen zeigen und sogar bei demselben nach Alter, Lebensweise und so weiter wechseln.

Es würde den Leser ermüden, wollte ich eine Anzahl von Beispielen zur Bestätigung des Gesagten vorführen. Vielleicht wird es ihn aber interessieren, die in seinem eignen Leibe herrschenden Mengenverhältnisse der Elemente und ihre verschiedene Verteilung (in annähernden Mittelwerten) zu erfahren. Die Hauptmasse — ungefähr 92% des Körpergewichtes — bilden die drei Elemente Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff. Zwei Drittel davon entfallen auf den Sauerstoff allein, während der Kohlenstoff über 22%, der Wasserstoff nur 8,5% ausmacht. Das Vorwalten des Sauerstoffs hat vor allem seinen Grund in dem großen Wasserreichtum des Körpers, während fast zwei Drittel des ganzen Kohlenstoffs auf Rechnung des Fettes[1]) kommen. Die übrigen Elemente sind in erheblich kleineren Mengen vertreten, ohne darum minder lebenswichtig zu sein. Die Gewichtsprozente zum Beispiel des Phosphors, Stickstoffs und Calciums liegen zwischen 2,4 und 2,8, die der andern noch tiefer.[2])

Manche Elemente sind in den verschiedenen Geweben gleichmäßig vertreten, andre wieder vorherrschend in einzelnen, zum Beispiel das Silicium in den Haaren, Fluor in den Knochen und im Zahnschmelz, Eisen in den roten Blutkörperchen. Die Schilddrüse speichert das ganze Jod in sich auf (2,5 Milligramm).

Die Grundstoffe bestehen in den Geweben nicht in freiem Zustande. Sie sind untereinander teils zu einfachen Verbindungen vereinigt: zu Wasser, Chlornatrium und Chlorkalium und zu Salzen des Kaliums, Natriums, Calciums und Magnesiums mit der Kohlen-, Schwefel- und Phosphorsäure; teils aber zu den kompliziertesten chemischen Gebilden: den Eiweißstoffen und ihren Abkömmlingen — zum Beispiel dem „Keratin“ — dem Hauptbestandteile der Haare und Nägel — deren verwickelter Bau noch heut und auf einige Zeit hinaus dem Chemiker schwer lösbare Aufgaben stellt.

Sind aber auch alle Elemente, die man in den verschiedenen Organismen gefunden hat, für deren Leben oder doch für ihr volles Gedeihen unentbehrlich? sind sie wirklich Lebensträger, Lebenselemente?

Die Beantwortung dieser Frage erheischt sehr sorgfältige und umsichtige Versuche und ist bei weitem noch nicht in befriedigender Weise erledigt. So hielt man Jod, das von Baumann in der Schilddrüse entdeckt wurde, seit man ihre große Bedeutung für das körperliche und psychische Leben erkannt hat, als unentbehrlich für ihre normale Funktion; seither ist diese Unentbehrlichkeit doch

---

[1]) In dieser Berechnung sind nur 15 Kilogramm Fett bei einem kräftigen Mann von 75 Kilogramm angenommen.

[2]) Schwefel bildet ein Fünftel, Natrium, Kalium, Magnesium und Chlor zwischen zwei und sechs Hundertel, das Eisen nur fünf Tausendel und das Jod gar nur vier Milliontel Prozent des Körpergewichts.

Digitized by Google

etwas zweifelhaft geworden. Der Nachweis, daß das Magnesium für das Gedeihen der Tiere nötig sei, ist auch noch nicht erbracht.

Das bloße Auftreten von Elementen in einer Pflanze oder einem Tiere beweist noch durchaus nicht, daß es für ihr Leben unentbehrlich oder auch nur wichtig ist. Es gibt beispielsweise Pflanzenarten, die im Kalkboden nur dürftig gedeihen, denen also das Calcium (das Metall, das im Kalk und dessen Salzen enthalten ist) nicht gut bekommt und deren Asche doch immer Kalk enthält. In andern Pflanzen kann Natrium und Silicium an Menge die unzweifelhaft lebenswichtigen Aschebestandteile sogar übertreffen, obgleich dieselben Pflanzenarten ohne diese beiden Elemente ebensogut gedeihen. — Das Aufspeichern von Grundstoffen, die sich den Pflanzen und Tieren nur in minimen Mengen darbieten und von diesen gewissermaßen ausgelesen und in ihren Geweben angereichert werden, beweist auch nichts für deren Lebenswichtigkeit. Kann ja doch manches Protoplasma sogar giftige Stoffe aufnehmen und festhalten, sobald diese bei der Aufnahme in eine organische Bindung[1]) eingehen, während sie in Form von Salzlösungen (im sogenannten Jonenzustand) schon in beträchtlich geringeren Mengen das Protoplasma schädigen. Die Leber vieler Menschen, die über 50 Jahre alt wurden, enthält Spuren von Kupfer. Es gelangt aus Kupfergeschirren, vor allem aber aus der Silberlegierung der Löffel und Bestecke in unsern Körper. Die minimen Mengen, die beim Essen infolge ihrer Abnutzung während einer langen Reihe von Jahren mit der Nahrung aufgenommen werden, sammeln sich nach und nach in den Leberzellen an und werden da zurückgehalten. — Wenn die Angabe einiger französischer Forscher sich bestätigen sollte, daß Arsen regelmäßig im menschlichen Körper gefunden werde, so ist es mehr als zweifelhaft, ob es für ihn von der geringsten biologischen Bedeutung sei.

Für die Pflanzen hat man eine vortreffliche Methode (Differenzmethode), um sich zu überzeugen, ob irgendein Element, das in den freiwachsenden Vertretern gefunden wird, für ihr Dasein und Gedeihen unbedingt nötig oder nur förderlich ist, oder ob es überhaupt nur zufällig in ihnen auftritt. Zu diesem Behuf wird die fragliche Pflanzenart, unter Ausschluß jeder andern Nahrung, in sogenannten Nährlösungen gezüchtet (Wasserkulturen), das heißt in Gemischen von genau hergestellter Zusammensetzung, denen jener Stoff allein fehlt, dessen Unentbehrlichkeit man prüfen will. Je nachdem nun die Pflanze ohne ihn entweder ebensogut gedeiht wie ein freiwachsendes Exemplar oder kränkelt, schwächer bleibt oder gar abstirbt, wird man über den Grad der Lebenswichtigkeit dieses Stoffes Aufklärung erhalten. Doch kann der Nachweis mit großen experimentellen Schwierigkeiten verbunden sein. Dies ist zum Beispiel dann der Fall, wenn von dem Element nur minime Mengen zum Gedeihen der Pflanze nötig sind und die Entfernung dieser geringen Mengen beim Reindarstellen der Nährsalze

---

[1]) Die Metalle sind in „organischer Bindung", wenn sie in einer Kohlenstoffverbindung enthalten sind und sich durch jene Reagentien nicht ohne weiteres nachweisen lassen, mit denen man sie in ihren Salzen nachweist.

nur mit großer Mühe und Sorgfalt gelingt. So mußte bei den Versuchen, welche die Lebenswichtigkeit des Eisens für die Pflanze erwiesen haben, das Wasser, das zum Lösen der Nährstoffe diente, in Platingefäßen destilliert werden. Außerdem war das Freihalten von Staub nötig, weil dieser immer Spuren von Eisen enthält. Auch die Wahl der Züchtungsgefäße fordert Sorgfalt. Wenn man die Frage lösen will, ob gewisse Pflanzen ohne Kieselsäure leben können, so eignen sich gewöhnliche Glasgefäße für die Nährsalzlösungen und zum Züchten der Pflanzen nicht, weil diese fast immer etwas Kieselsäure abgeben. Man muß Platin- oder Zinngefäße benutzen.

Aber nicht bloß experimentelle Schwierigkeiten stellen sich der Bearbeitung solcher Fragen entgegen; sie liegen auch in den schwimmenden Grenzen des Begriffes „lebenswichtig". Im engeren Sinne muß man als solche jene Elemente ansprechen, ohne welche die Pflanze nicht leben kann. Im weiteren Sinne aber auch solche, die unter gewissen, zum größten Teil noch unbekannten Bedingungen hinzukommen müssen, soll die Pflanze gedeihen, während sie unter andern Verhältnissen entbehrlich sein können. Einer Pflanze zum Beispiel kann unter Umständen der Kampf ums Dasein mit andern dadurch erleichtert werden, daß die begünstigende Einwirkung eines Elementes auf sie und die gleichzeitig schädigende desselben auf ihre Konkurrentinnen ihr zum Siege verhilft. Diese Pflanze könnte, wenn sie sich unter andern Verhältnissen entwickelt, jenes Element ganz entbehren. In Salzsteppen und an den Meeresgestaden gedeihen die sogenannten Halophyten, Salzpflanzen (Salsola, Salicornia, Cakile) so gut, nicht weil sie das Kochsalz nötig haben, sondern weil andre Pflanzen in diesem salzreichen Boden siechen und zurückgedrängt werden.

Eine weitere Schwierigkeit liegt auch darin, daß für Pflanzen und Tiere bisher nur in wenigen Fällen experimentell sichergestellt ist, ob nicht gerade die minimen Mengen mancher Elemente, die als unwesentlich erscheinen könnten, für das Gedeihen unentbehrlich sind. So wird zum Beispiel nach Beneckes Beobachtung durch das Vorhandensein von 0,0003 % Kalium in der Nährlösung die Entwicklung des grünen Schimmelpilzes (Aspergillus glaucus), der zum Verdruß unsrer Hausfrauen mit Vorliebe die Nahrungsmittel überzieht, auffällig begünstigt. Anderseits weiß man aber, daß giftige Stoffe in sehr kleinen Mengen einen den Stoffwechsel der Pflanze begünstigenden Reiz ausüben.

Auf noch unvergleichlich größere Schwierigkeiten stoßen die Untersuchungen an Tieren. Man hat indes doch eine Reihe sehr lehrreicher Versuche ausgeführt, zu deren Illustration ein Beispiel ausreichen wird. C. Herbst hat die Entwicklung von Seeigeleiern in künstlich zusammengesetztem Meerwasser studiert. Diese benötigen bis zu dem Augenblicke, wo das Tier selbständig Nahrung aufnehmen kann, anorganische Nährstoffe, die sie der Umgebung entnehmen. Herbst brachte nun die Eier in Salzlösungen, die genau die Zusammensetzung des Seewassers hatten, nur waren einzelne Elemente, die in ihm vorkommen, abwechselnd weggelassen. Es stellte sich heraus, daß die Eier, um sich regelmäßig in Larven zu entwickeln, alle Elemente des Meerwassers, selbst das in sehr geringen Mengen

enthaltene Kalium, benötigten, ausgenommen den Phosphor, der in den Eiern selbst schon in hinreichender Menge vorhanden sein muß. Ohne diese Stoffe gingen sie zugrunde. Diese Elemente ließen sich nur zum Teil durch verwandte ersetzen.

*

Die Elemente haben für verschiedene Pflanzen und Tiere eine verschiedene Bedeutung. Auch kann ein und dasselbe Element in der Lebensökonomie mehrere Aufgaben erfüllen. So bindet zum Beispiel Calcium in vielen Pflanzen die in ihnen entstandene und für deren Protoplasma vielleicht schädliche Oxalsäure. Dasselbe Element tritt aber auch in das Eiweißmolekül ein, um da nicht näher bekannte Funktionen zu übernehmen. Oder es beteiligt sich an der Umwandlung der Wände mancher Pflanzenzellen.

Wenn wir von den Lebewesen absehen, deren Leib nur aus einer einzelnen Zelle besteht, so sind die übrigen ein mehr oder minder zusammengesetzter Bau, eine Kolonie von Zellen, deren Protoplasma und Kerne in gewissem Maße ein selbständiges Dasein führen, sozusagen auf ihre eigne Rechnung arbeiten, anderseits aber doch voneinander abhängig sind. Je höher organisiert nun ein Tier oder eine Pflanze ist, um so verschiedenartiger ist die Tätigkeit verschiedener Zellenkomplexe, das heißt ihrer Protoplasmaleiber, um so weiter ist die „Teilung der Arbeit" durchgeführt. Neben jener Lebenstätigkeit, die auf die Erhaltung der Zelle abzielt, tritt um so mehr die spezielle hervor, die sie im Interesse der andern Zellen, im Interesse der Erhaltung des Gesamtorganismus versieht. Daraus erklärt sich, warum gewisse Elemente vorwiegend von einer bestimmten Zellengattung benötigt werden, so das Eisen von den roten Blutkörperchen. Das Calcium dagegen, verbunden mit Phosphor und Sauerstoff zu Kalkphosphat, baut vor allem das Skelett der Wirbeltiere; mit Kohlen- und Sauerstoff als kohlensaurer Kalk vereinigt baut es die Schalen zahlreicher wirbelloser Tiere auf. Silicium mit Sauerstoff verbunden, als Kieselsäure, lagert sich in die Zellmembranen der Oberhaut (Epidermiszellen) der Gräser oder Schachtelhalme ein.

Einige Elemente dagegen, nämlich Kohlenstoff, Schwefel, Sauer- und Wasserstoff, Eisen und Stickstoff, erscheinen als Bausteine sämtlicher Gewebe in wechselnder Menge; sie fehlen in keinem vollständig.

Als „organisches" Element *κατ' ἐξοχήν* betrachtet man den Kohlenstoff; man kann ihn in gewissem Sinne als den Kern ansehen, um den sich die organische, dem Leben als Grundlage dienende Materie aufbaut. Die Atome dieses Grundstoffes haben nämlich die Fähigkeit, sich untereinander zu verbinden wie die Glieder einer Kette, oder richtiger, wie ein nach den drei Dimensionen des Raumes sich verzweigendes Gespinst von ineinander greifenden, sich haltenden Maschen. In dieses Kohlenstoffgerüste sind die Elemente Sauerstoff, Schwefel, Wasserstoff, Stickstoff und Phosphor gewissermaßen eingebaut. — Der Kohlenstoff hat außerdem die Eigenschaft, daß seine Verbindungen nicht gar zu beständig sind, daß sie mehr oder weniger leicht durch ihre wechselseitige Einwirkung, durch ihre Affinität zum Sauerstoff, durch die katalytische Tätigkeit

sogenannter Enzyme oder Fermente sich umwandeln. Gerade aber in diesem richtigen Verhältnis zwischen relativer Beständigkeit und doch nicht allzu schwerer Wandelbarkeit sowie in der großen Mannigfaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen liegt die Bedingung des Lebens. Diese sehr komplizierten Verbindungen der vorher aufgezählten Elemente bilden als sogenannte Eiweißstoffe die Grundmasse des Protoplasmas; aus ihnen und ihren Abkömmlingen sind alle Gewebe der sogenannten „Weichteile“, aber auch die Grundmasse der starren, anscheinend anorganischen (Knochen, Muschelschalen u. s. w.) gebildet. Gesellt sich noch Phosphor hinzu, so entstehen Verbindungen, welche die Grundlage der Zellenkerne abgeben, in denen sich die intimsten Lebensvorgänge abspielen, die zur Vermehrung der Zellen und damit zum Aufbau der Pflanzen- und Tierkörper und zur Erhaltung der Art führen. — Eine andre Gruppe phosphorhaltiger organischer Verbindungen — die Lecithine — treten in keimenden Samen, in Blütenknospen und jungen Frühlingstrieben, aber auch in Pilzen auf — überall da, wo eine energische Zellenentwicklung, eine gesteigerte Lebenstätigkeit stattfindet. Eine ähnliche Bedeutung haben die Lecithine auch in der Tierzelle.

Die übrigen Elemente, besonders die Metalle, bilden, — wo sie nicht in Eiweißstoffe organisch gebunden sind, viel einfachere Verbindungen — vor allem sogenannte anorganische („mineralische“) Salze, die bei Anwendung hinreichend hoher Hitze, beim Verbrennen der Gewebe[1]) als Asche übrigbleiben. Während man früher glaubte, sie seien mehr zufällige Bestandteile, die aus dem Boden in die Pflanze gelangten und seien von keiner wesentlichen Bedeutung für deren Lebensprozesse, haben Versuche später die Unrichtigkeit dieser Ansicht erwiesen. Die Pflanzen brauchen zum mindesten 3 bis 4 % Aschebestandteile; doch enthalten sie meist beträchtlich mehr. Man hat berechnet, daß einem Hektar Ackerboden durch das Getreide jährlich 200 bis 300 Kilogramm mineralische Stoffe entzogen werden.

Noch mehr konnte es beim Menschen und bei den Tieren den Anschein haben, als ob die Mineralstoffe nur eine Art zufällige „Verunreinigung“ der organischen Stoffe des Körpers wären. Erschien doch die „Asche“ nur als der traurige, verächtliche Rest einer im Tode untergegangenen reichen Organisation. Sehen wir von dem Skelette ab, so enthalten in der Tat die Weichteile und Säfte des menschlichen Körpers im Kilo durchschnittlich nur 10 Gramm Asche. Sehr sorgfältige Versuche von Forster, Bunge und Lunin, wobei Tiere eine Nahrung bekamen, die man von Mineralstoffen möglichst freigemacht hatte, haben aber gezeigt, daß die Tiere ohne diese ihr Leben nicht fristen konnten.

*

Verweilen wir noch ein wenig bei der Betrachtung der Rolle, die den einzelnen Elementen im Haushalte der Pflanzen und Tiere zukommt.

---

[1]) Unter „Gewebe“ versteht man eine Vereinigung gleichartiger, zusammenwirkender Zellen. So besteht das Fettgewebe aus Fettzellen. Auch Gewebssysteme, Komplexe ungleichartiger Zellen, aus denen die Organe gefügt sind, nennt man kurzweg Gewebe, zum Beispiel Muskelgewebe, Lungengewebe. Das gleiche gilt von Pflanzen.

Während der Kohlen- und Stickstoff, der Wasserstoff, Schwefel und Phosphor nur als Bausteine der organischen Materie der anorganischen und organischen Salze Bedeutung für die Lebewesen haben, eignet dem Sauerstoff außerdem noch eine besondere Leistung. Vermöge seiner großen chemischen Affinität bewirkt er leicht Umwandlungen, die man unter dem Namen der Verbrennung zusammenfaßt. Durch solche Oxydationen der organischen Stoffe, aus denen das Protoplasma der Gewebszellen besteht, wird chemische Energie in Wärme oder in mechanische Arbeit umgewandelt. Beide werden für die eigentlichen Lebensprozesse in einer noch unbekannten Weise verwertet. So wird die Verbrennung zu einer „Kraftquelle“ für den Organismus, ohne die er absterben muß; rasch, wenn es sich um Tiere handelt (Erstickung); aber auch die Pflanze verfällt dem gleichen Schicksal, wenn auch langsamer, und nachdem manche Arten einige Zeit durch Verbrauch des Sauerstoffs, den sie einem Teile ihrer eignen organischen Stoffe entnehmen, ihr Leben gefristet haben (sogenannte „intramolekuläre Atmung“). Von dieser Regel machen einige Eingeweidewürmer eine Ausnahme; außerdem eine Gruppe von Bakterien, von denen einige Arten ohne Sauerstoff leben können. Andre — die sogenannten „Anaërobionten“ — können sogar nur bei vollständigem Ausschluß von freiem Sauerstoff bestehen und sich entwickeln.

Wie bereits angedeutet wurde, bildet das Calcium in seiner Verbindung mit Kohlensäure das Material für Schutzvorrichtungen niederer Tiere. Daraus bestehen die Hautskelette der Seeigel, die Gehäuse der Schnecken, die Muschelschalen und Krebspanzer, die Röhren, welche eine Gruppe von Würmern sich als Wohnungen aufbaut. Diese Kalkbildungen umgeben die genannten Tierformen mit schützenden Hüllen. Aus gleichem Stoffe besteht auch das Achsenskelett der Kalkkorallen. Bei den Wirbeltieren leistet dasselbe Element, aber an Phosphorsäure gebunden, denselben Dienst. Daraus baut sich ihr inneres Skelett, das dem ganzen Körper eine gesicherte Gestalt verleiht und den Muskeln Stütze und Anheftungsstellen bietet, und ohne das ein geregelter Ortswechsel unmöglich wäre, von dem doch wieder das Aufsuchen der Nahrung und damit die Fortdauer des Lebens abhängt. Welch unsägliches Elend eine mangelhafte Aufnahme des Calciums oder sein Schwinden bereitet, lehren schwere Formen von Rhachitis und die Knochenerweichung (Osteomalacie). — Die schützende Funktion dieser Kalkgebilde tritt dagegen etwas zurück; sie macht sich nebenher in minder auffälliger Weise geltend. Zwar ist das Hirn in einer festen Kapsel eingeschlossen, das Gehörorgan in das Felsenbein eingesenkt, dagegen finden die andern Organe durch knöcherne Wandungen einen nur teilweisen Schutz, wie das Auge, in noch minderem Grade die Lungen und das Herz, am wenigsten die Verdauungsorgane.

Aber noch in einer andern sehr wichtigen Beziehung zur Erhaltung der Säugetiere steht dieses Element. Das phosphorsaure Calcium erteilt den Zähnen jene Festigkeit, durch die sie befähigt sind, teils die Nahrung zu fassen und sie je nach der Lebensweise des Tieres zu zerreißen oder zu zermalmen, teils als Schutzwaffe zu dienen.

Die Salze des Calciums haben aber nicht bloß die Aufgabe, den inneren und äußeren Skelettbildungen Festigkeit zu verleihen; das Element ist auch sonst in jeder Tierzelle gefunden worden, und man kann nicht zweifeln, daß es für das Leben der tierischen Protoplasten von gleicher oder größerer Wichtigkeit ist wie für das zahlreicher pflanzlicher. Für manche Blütenpflanzen wenigstens scheint es nicht unbedingt erforderlich zu sein, und für das Gedeihen vieler Pilze und mancher Algen ist seine Entbehrlichkeit nachgewiesen; ja für gewisse Pflanzenformen, zum Beispiel die Torfmoose, ist es geradezu schädlich.

Ein andres Element, das manchen Organismen Schutz gewährt, ist das Silicium in seiner Sauerstoffverbindung — der Kieselsäure —, die den Laien als Bergkristall, Quarz, Sand und so weiter wohlbekannt ist. Zahlreiche Formen von mikroskopischen sogenannten „Kieselalgen" umgeben sich mit einem Panzer aus diesem Stoff. Sie bilden die mächtigen Lager der „Infusorienerde". Auch bei höher organisierten Pflanzen lagert sich Kieselsäure in bestimmte Oberhautzellen ein. Die Schachtelhalme sind so reich daran, daß man die getrocknete Pflanze zum Putzen von Metallen („Zinnkraut") verwendet. Beim Verbrennen bleibt ein zartes, zusammenhangendes Skelett der ganzen Pflanze übrig. Nächst ihnen zeichnen sich Carexarten und viele Gräser durch größere Mengen von Kieselsäure aus, die sich mit dem Alter der Pflanze immer reichlicher ablagern, bis sie endlich mehr als die Hälfte der Asche betragen kann.

Man hat früher angenommen, daß dieser Stoff den Grashalmen eine größere Festigkeit erteile und darin seinen biologischen Wert erblickt; man hat geglaubt, daß das „Lagern" des Getreides, das heißt das In-sich-Zusammensinken, von mangelnder Kieselsäure herrühre. Es hat sich aber herausgestellt, daß gelagertes Getreide oft sogar mehr davon als gewöhnlich enthielt. Auch haben Versuche gelehrt, daß die Gräser mit einem Minimum von Kieselsäure kräftig gedeihen, so daß man annehmen dürfte, das Silicium sei nicht lebenswichtig. Freilich fragt es sich, ob nicht ebendieses Minimum, das man bisher nicht ausschließen konnte, bedeutungsvoll sei, und wie sich die Art erhalten würde, wenn man eine lange Reihe aufeinander folgender Generationen ohne Kieselsäure züchten würde. Wenigstens scheint Hafer ohne sie schlecht auszureifen.

Manche Botaniker sind geneigt, anzunehmen, daß die Ansammlung der Kieselsäure die Pflanze vor Tierfraß schützen soll; doch hat diese Art Teleologie immer etwas Bedenkliches. Bekanntlich sind die so kieselreichen Gräser ein vortreffliches Viehfutter. Eine Schutzvorrichtung kann man auch in der Tatsache erblicken, daß die Spitze der Brennhaare der Nessel durch Verkieselung steif, scharf und spröde gemacht ist und dadurch geeignet wird, in die Haut leicht einzudringen und abzubrechen. —

Skelettbildend tritt die Kieselsäure auch im Tierreich auf, und auch hier vorherrschend bei den niederen Formen. So schafft sie bei den Radiolarien Gitterbildungen mannigfach und zierlich, an feinste Filigranarbeit oder die schönsten Spitzenmuster erinnernd. Diese Skelette der abgestorbenen Tierchen können sich, ähnlich der Infusorienerde, anhäufen. In großen Strecken des

Indischen und Stillen Ozeans besteht der Schlamm aus 60% dieser Skelette. In den „Kieselschwämmen“ tritt die Kieselsäure in Gestalt von Nadeln auf, Stützen und Strebestücke abgebend, zwischen denen die organische Masse angeheftet ist. Bei manchen Formen, besonders bei Glasschwämmen, können sie eine beträchtliche Größe erreichen; so bei der prächtigen Euplectella aspergillum, die im Gebiete der Philippinen das Meer bewohnt. Zahlreiche Formen, die durch ihre Schönheit überraschen, hat Häckel in seinem anmutigen Werke „Kunstformen der Natur“ dargestellt.

Endlich bilden Spuren von Kieselsäure einen Bestandteil der Haare, und in den Federn ist sie in nicht ganz kleiner Menge enthalten. Es kann zweifelhaft sein, ob ihr Vorkommen in den Haaren von irgendeiner biologischen Bedeutung ist; für die Festigkeit der Federn dagegen dürfte ihr Gehalt (über 1%) nicht gleichgültig sein. Sie würde hier, soweit es sich um Flügelfedern handelt, für die Ortsbewegung der Vögel ähnliche Bedeutung haben wie das Skelett.

Das dem Calcium in mancher Beziehung chemisch nahestehende Magnesium hat doch im Tier- und Pflanzenorganismus (wo es besonders in jugendlichen Geweben sich findet) eine von der Rolle des ersteren wesentlich verschiedene, vorderhand noch unbekannte Aufgabe zu erfüllen.

Die Bedeutung des Natriums ist für die Pflanze und das Tier nicht gleich. Während es sehr zweifelhaft ist, ob die Land- und selbst die Strandpflanzen seiner bedürfen — nur für die Meeresalgen ist das Kochsalz eine Lebensbedingung —, ist es sicher, daß der tierische Organismus (wenigstens die Seetiere und die Wirbeltiere) dieses Elements nicht entraten können. In seiner Chlorverbindung (Kochsalz) aufgenommen, hat es bei dem Gasaustausch in den Geweben eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen. Bei dieser sogenannten „inneren Atmung“ muß nämlich die Kohlensäure, die durch Verbrennungsprozesse in den tierischen Geweben entstanden ist, aus diesen herausgeschafft werden. Sie geht daselbst mit dem Natrium eine Verbindung ein, die unter den Namen „Natriumbikarbonat“ oder „Speisesoda“ in Laienkreisen bekannt ist. Im Blute gelöst, gelangt diese Verbindung in die Lungen und gibt da einen Teil der Kohlensäure ab, die ausgeatmet wird; zugleich ist das kohlensaure Alkali für die Erhaltung der schwach alkalischen Reaktion der Gewebe wichtig. Außerdem dient das Kochsalz als Träger des Chlors bei allen jenen Tieren, die Pepsin erzeugen, als Material zur Bildung von Salzsäure, ohne welche die Verdauung des Eiweißes im Magen nicht vor sich gehen kann. Ob das Chlor beim Aufbau des Pflanzenprotoplasmas unbedingt nötig, ob es für alle Pflanzen nötig sei, ist noch eine offene Frage.

Das dem Natrium im natürlichen System so nahestehende Kalium erweist sich insofern als wesentlich verschieden in seiner biologischen Leistung, als es für den Aufbau des pflanzlichen und tierischen Protoplasmas unzweifelhaft von gleicher Wichtigkeit ist. Seine Bedeutung für die Pflanze erhellt aus zwei Tatsachen. Die jugendlichen Organe, in denen der lebhafteste Entwicklungsprozeß der Zellen vor sich geht, sind an Kalium die reichsten. Ferner besitzt die Pflanze

ein ganz spezifisches Aneignungsvermögen für die Kaliumsalze. Diese sind im Wasser des Erdbodens nur in kleiner Menge gelöst, während es Kochsalz und Kalksalze reichlicher enthält; dessenungeachtet sind in den Pflanzenaschen Kaliumsalze meist reichlicher vorhanden als Natrium- und Kalksalze. Versuche haben denn auch die Unentbehrlichkeit dieses Metalls erwiesen, obgleich über seine biologische Bedeutung nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen bisher aufgestellt sind.

Im Körper der rotblütigen Geschöpfe ist das Kalium vor allem auf die Gewebe beschränkt; im Blutplasma, in der Lymphe und in den die Gewebe durchtränkenden Flüssigkeiten findet man es dagegen nur spurenweise; hier herrscht das Natrium vor.

Von der größten Wichtigkeit für Pflanzen und Tiere ist das Eisen. Alle Pflanzen mit grünen Blättern verwenden zur Herstellung der komplizierten Verbindungen, aus denen ihr Zellenleib sich bildet, chemisch sehr einfache Stoffe: Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und anorganische Salze. Ihre Verarbeitung ist aber abhängig von der Vermittlung des Blattgrüns (Chlorophylls). Obwohl dieses selbst kein Eisen enthält, so entwickelt es sich doch nicht ohne Anwesenheit dieses Elements, dessen Menge aber für gewöhnlich sehr gering ist. Eine kräftige Maisstaude zum Beispiel enthält in allen ihren Teilen zusammengenommen nur etwa 20 Milligramm Eisen. Manche Pflanzen dagegen speichern es reichlich auf, zum Beispiel die Wassernuß (Trapa natans) in ihren Blättern und noch reichlicher in ihrer braunen Fruchtschale, die überhaupt das eisenreichste Gewebe ist, das man kennt; seine Asche hält 68 % Eisenoxyd.

Werden Samen in einer ganz eisenfreien Nährlösung gezüchtet, so sind nur die ersten drei bis vier Blätter grün. Eine an „Eisenhunger“ leidende Pflanze hört auf zu wachsen, sie wird bleichsüchtig, kümmert und stirbt zuletzt ab.

Die keimende Pflanze bezieht einen Teil des zum Aufbau nötigen Eisens (sowie des Calciums, Magnesiums, der Phosphorsäure) aus sehr feinen Kernchen (Globoïden) der Kleberschicht des Samens. Darum werden die ersten Blättchen der keimenden Pflanze auch ohne äußere Zufuhr von Eisen grün. Nach Verbrauch dieses Reservevorrates werden die nachfolgenden Blätter bleichsüchtig, wenn die Pflanze kein Eisen in der Nahrung erhält. Fügt man nicht allzu spät einige Tropfen Eisenchlorid der Nährlösung zu, so ergrünen die farblosen Blätter in zwei bis drei Tagen, indem der Prozeß von den Blattrippen aus auf die Blattspreite fortschreitet. Den gleichen Erfolg hat das Bestreichen der Blätter mit einer verdünnten Lösung irgendeines Eisensalzes. Sachs machte die interessante Beobachtung, daß bei manchen Bäumen, zum Beispiel Akazien (Robinien), deren Kronen im Winter stark ausgeschnitten worden sind, die neuen Sprossen bleichsüchtig werden, weil sie sich so schnell entwickeln können, daß das Eisen nicht rasch genug zugeführt werden, nicht rasch genug nachrücken kann.

Das Eisen dient aber nicht bloß bei der Chlorophyllbildung; auch Pilze (zum Beispiel Schimmel), die bekanntlich kein Blattgrün bilden, denen also andre Lebensvorgänge eigen sind, können dieses Element nicht entbehren. Molisch hat Hunderte von Pflanzen untersucht und es in keiner vermißt.

Allen Tieren, die rotes Blut haben, ist Eisen unbedingt nötig, wenn auch hier die Mengen nicht sehr groß sind. Der Körper eines Mannes von 80 Kilo Gewicht enthält etwa 3,7 Gramm Eisen; davon entfallen etwa 2,7 Gramm auf den roten Blutfarbstoff, das Hämoglobin, ohne welchen diese Organismen ersticken müßten. Das Hämoglobin nimmt nämlich in den Lungen den Sauerstoff der Luft oder (bei Tieren, die mit Kiemen atmen) den im Wasser gelösten auf, und dieser gelangt durch die tausendfach verzweigten Blutbahnen in alle Bereiche des Körpers. Dort wird er an die Gewebe, aus denen die verschiedenen Organe bestehen, abgegeben und besorgt die Verbrennung und dadurch die Bildung der nötigen Lebenswärme, die ihrerseits begünstigend auf andre chemische Prozesse einwirkt. Darum leidet bei mangelnder Bildung des roten Blutfarbstoffs, wie dies bei Anämie und Bleichsucht der Fall ist, die ganze Ernährung des Körpers und damit auch das Seelenleben. Die Niedergeschlagenheit, die weinerliche Stimmung bleichsüchtiger Mädchen ist bekannt; ebenso, daß man gegen diese Krankheiten Eisenpräparate anwendet.

Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß im Hämoglobin gerade das Eisen es ist, das den Sauerstoff locker bindet und ihn dann an die Gewebe abgibt.

Aber auch für andre Tiere, die kein rotes Blut, ja überhaupt kein Blut im gewöhnlichen Sinne des Wortes haben, scheint das Eisen wichtig zu sein. Der Nachweis dieses Elementes in der Asche fast aller Organe und aller, auch niedrig organisierter Tiere würde noch kein ausreichender Beweis seiner Notwendigkeit sein, da unsre chemischen Methoden so empfindlich sind, daß man selbst Spuren von Eisen entdecken kann. Man wird es aber doch nicht als eine zufällige, bedeutungslose Anhäufung auffassen dürfen, wenn man in den Kiemen von Manteltieren (Mollusken) und Krebsen, ferner in den sogenannten „Wasserlungen" der Seewalzen und überhaupt in den Geweben, die den Gaswechsel (Atmung im weitesten Sinne) bei noch niedriger organisierten Tieren besorgen, Eisen in reichlicher Menge antrifft.

Außerdem ist das Eisen aber auch ein nie fehlender Bestandteil der Nukleoproteïde, welche die Hauptmasse der Zellkerne ausmachen, deren wichtiger Anteil im Lebensgetriebe der pflanzlichen und tierischen Protoplasten schon erwähnt worden ist.

Für die Atmung gewisser Tiergattungen scheint das Kupfer, das sonst gewöhnlich auf das tierische und pflanzliche Protoplasma als Gift wirkt, von ähnlicher Bedeutung zu sein wie das Eisen für die Rotblütler. Flußkrebse, Austern, Weinbergschnecken und andre Formen führen im Blut einen kupferhaltigen Stoff, das Hämocyanin, das in Berührung mit der Luft sich bläut — daher die blaue Farbe des Blutes dieser Tiere.

Noch eines Elementes mag Erwähnung geschehen, dessen biologische Stellung zweifelhaft ist. Obgleich die Tonerde sich den Pflanzen überall reichlich bietet, so wird das in ihr enthaltene Aluminium doch nur von wenigen Pflanzen aufgenommen. Vor allem sind es die Bärlapparten (Lycopodium), die das bekannte „Hexenmehl" liefern, und die ihnen verwandten Selaginellen. Aber selbst hier

zeigen sich bei verschiedenen Arten derselben Gattung große Unterschiede; während die Asche einer auf hochgelegenen Heidewiesen lebenden Form (L. Chamaecyparissus) zur Hälfte aus Tonerde besteht, enthalten andre Arten nur Spuren davon.

In dieser Beziehung besonders interessant sind mehrere Arten von Symplocos, die sogenannten „Alaunbäume“. Seit ungefähr 200 Jahren weiß man, daß die Einwohner auf Amboina die Rinde und Blätter dieser Bäume beim Rotfärben der Gewebe zum Fixieren eines krappartigen Farbstoffes (Saya) benutzen, wie bei uns in der Kattundruckerei zu gleichem Zweck Alaun als Beize verwendet wird. Die Asche dieser Blätter besteht zur Hälfte aus Tonerde.

An die in den vorliegenden Seiten dargelegten Verhältnisse können manche Fragen geknüpft werden.

Wenn wir die Elemente kennen, an denen sich das Leben offenbart, dürfen wir nicht hoffen, daß es gelingen werde, aus ihnen das Leben künstlich hervorzulocken? Wenn sich die Wissenschaft nicht phantastischen Annahmen hingeben will, so muß man die Frage verneinen. Keine einzige sichergestellte Tatsache ist bekannt, die, gestützt auch nur auf die allervageste Analogie, uns zu der Hoffnung berechtigen würde, es werde in unsern Laboratorien gelingen, aus den Elementen das Leben hervorsprießen zu machen. Die entgegengesetzte Annahme bewegt sich vorläufig auf dem weiten, uferlosen Meere der Möglichkeiten.

Eine andre den Laienkreisen sehr geläufige Frage betrifft das Vorhandensein des Lebens auf andern Weltkörpern. Keine Lebensregung offenbart sich auf jenen fernen Gestaltungen des Weltraums unmittelbar unsern Sinnen. Nur die Gleichheit der Elemente und der in ihnen waltenden Kräfte erlaubt uns, Vermutungen zu hegen. Die Spektralanalyse hat uns gelehrt, daß auf den übrigen Himmelskörpern wesentlich die gleichen Elemente sich vorfinden, die unserm Erdball eigen sind. Es läßt sich die Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, daß es erloschene, nicht mehr leuchtende, also hinreichend abgekühlte Weltkörper geben mag, auf denen ähnliche Bedingungen des Lebens herrschen wie auf unsrer Erde; daß sie also von Lebewesen bewohnt sein können. Wo lebenswichtige Elemente fehlen, zum Beispiel der freie Sauerstoff auf dem atmosphärenlosen Monde, da können wir auch das Dasein von Lebewesen ausschließen.

Aber wäre es nicht möglich, daß auf andern Weltkörpern das Leben an andre Elemente geknüpft sein könnte? Von den uns bekannten Grundstoffen wäre nur das Silicium sehr mannigfacher Verbindungen fähig; ob diese bei sehr hohen Temperaturen eine ähnliche Umwandlungsfähigkeit besitzen wie die Kohlenstoffverbindung bei unsrer gewöhnlichen, weiß man nicht. Sollte sich an ihnen das Leben offenbaren können, so wären diese Gebilde Kinder des Feuers — wahre Salamandernaturen. Da wir aber nur das irdische Leben kennen und unsre Schlüsse nur auf dieser Kenntnis bauen können, so bleibt die Annahme berechtigt, daß ein andres, ihm ähnliches sich doch auch nur an wesentlich denselben Elementen abspielen kann wie das unsre.

Der russisch-japanische Krieg

Betrachtungen über den Landkrieg

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

X

Die neue Offensive der russischen Armee mit etwa fünf Armeekorps gegen den linken Flügel der Japaner in den Tagen vom 25. bis 29. Januar ist ohne Erfolg geblieben, indem es nicht gelang, den Hauptstützpunkt, das befestigte Dorf Sandepu, zu nehmen. Dies Dorf sperrt die Straße Hsinmintin-Liaujang, 4 Kilometer östlich des gefrorenen Hunho.

Die Russen hatten am 23. und 24. das X., VIII., I. sibirische Armeekorps, die 61. Reservedivision, zwei Schützenbrigaden und den größeren Teil der Kavallerie unter Oberkommando des Generals Gripenberg auf dem rechten Ufer des Hunho versammelt, während auf dem linken das I. europäische Armeekorps die Verbindung mit der Stellung am Schaho halten sollte.

Am 25. wurden das VIII. und I. sibirische Armeekorps mit den beiden Schützenbrigaden in der Front gegen Sandepu eingesetzt, das X. nahm das 3 Kilometer weiter westlich gelegene Dorf Cheigautai, die Kavallerie schädigte sehr die abziehende Besatzung.

Am 26. gelangte die Kavallerie, gefolgt von der 61. Reservedivision, in umfassender Bewegung an die Straße nach Liaujang und nahm die Dörfer Labatai und Zantaitzu, 8 Kilometer südlich von Sandepu. Auch das X. Armeekorps sollte hierher folgen. Die bei Sandepu stehende 8. japanische Division war also abgeschnitten, ebenso die Besatzung des Dorfes Landungou, 5 Kilometer weiter südlich. Beide Dörfer hielten sich aber bis zum 27., als starke japanische Reserven, vier Divisionen, in einer Gegenoffensive anrückten und die Russen in die Defensive warfen.

Am 26. abends waren Truppen des I. sibirischen und des VIII. Armeekorps in den nordwestlichen Teil von Sandepu eingedrungen, wurden aber an dem im Innern gelegenen starken Reduit, das von außen mit Artilleriefeuer nicht erreicht werden konnte, zurückgeschlagen. Sie mußten dann auch den genommenen Dorfteil wieder räumen. Das Dorf selbst war von nur 2000 Japanern besetzt.

Am 27. mußten die bis an die Straße nach Liaujang gelangten russischen Truppen zurückweichen[1]) und gingen am 28. über den Fluß zurück. Am 28. be-

[1]) Auf dies Gefecht bezieht sich der eigentümliche Passus in dem Bericht des Generals Kuropatkin: „Zu dieser Zeit trafen Verstärkungen ein, unter deren Schutz die vorgegangenen Truppenteile zurückzugehen begannen." Die Verstärkungen waren wahrscheinlich Teile des zum Flankenschutz und zur Verbindung aufgestellten I. europäischen Armeekorps.

reiteten die Japaner mit starkem Artilleriefeuer den Gegenangriff auf das Dorf Cheigautai vor, stürmten wiederholt in der Nacht, bis gegen Morgen des 29. der Erfolg eintrat. Die Russen gingen auch hier über den Hunho zurück, sie blieben aber angesichts der Japaner in den früher von den feindlichen Vorposten besetzten Dörfern, aus denen sie auch durch Artilleriefeuer und einzelne Vorstöße der Japaner bis zum 4. Februar nicht verdrängt werden konnten. Bis einschließlich den 29. betrugen die Verluste der Russen 10—13000 Mann.

Ein rechtzeitiges Eingreifen der beiden andern russischen Armeen hätte die gut angelegte Operation gelingen lassen können und würde für die russische Seite einen erheblichen Erfolg herbeigeführt haben, denn der linke japanische Flügel mußte wahrscheinlich bis an die Befestigungen von Liaujang zurückgehen. Wegen des Ausbleibens einer solchen Unterstützung scheint es zwischen General Gripenberg und dem Oberkommandierenden zu ernsten Differenzen gekommen zu sein. General Gripenberg ist wegen Krankheit abgereist.

Der nachfolgende Auszug aus einer am 4. Februar veröffentlichten russischen Darstellung läßt erkennen, wie aufmerksam die japanischen Vorposten [1]) waren, wie gut und schnell die Heeresleitung der drohenden Gefahr zu begegnen verstand:

Die Armeen Oku und Nodzu, letztere durch die Gardedivision verstärkt, standen in befestigten Stellungen in vorderer Linie gegenüber, in zweiter auf der Strecke Schiliho-Jantai die Armee Kuroki, die Truppen des Generals Nogi (von Port Arthur [2]) waren im Anmarsch zum Zentrum und nach dem äußersten linken Flügel. Schon am 25. war eine Truppenansammlung westlich der Eisenbahn und der Mandarinenstraße zu bemerken. Dann meldeten der Luftballon und die Beobachtungsstationen, daß eine verstärkte Bewegung von Kolonnen und Trains nach Westen stattfinde. Gegen Abend des 27. wurde auch auf dem äußersten linken russischen Flügel, in der Gegend nördlich von Pönsihu, deutlich eine Schwächung der gegenüber gestandenen feindlichen Truppen bemerkt, dasselbe wurde vom Zentrum am Schaho gemeldet. Am 28. abends gingen starke japanische Kräfte zu beiden Seiten der Eisenbahn nach Norden vorwärts, nachdem das russische Zentrum endlich, wenigstens mit starkem Geschützfeuer tätig geworden. Am 30. griffen geringere japanische Streitkräfte [3]) den General Rennenkamp auf dem linken Flügel an.

Diese letzteren beiden Bewegungen sollten jedenfalls etwaigen Angriffen der Armeen Kaulbars und Linewitsch aus der Front heraus begegnen. Solche Angriffe, wenn auch nur demonstrative, konnten und mußten erwartet werden, denn es kam doch darauf an, die japanischen Reserven in der Front festzuhalten, so daß sie ihren linken Flügel nicht rechtzeitig unterstützen konnten. — Vier japanische Divisionen marschierten nach dem linken Flügel.

Zurzeit ist für die folgenschwere Unterlassung ein Grund nicht zu erkennen.

---

[1]) Zwei Kavallerieregimenter standen vor der befestigten Linie des linken Flügels.

[2]) Teile der 1. und 9. Division wurden russischerseits unter den fechtenden Truppen konstatiert.

[3]) Nach russischer Angabe zehn Kompagnien.

Die Anforderungen, die an die Soldaten auf beiden Seiten gestellt werden mußten, waren ganz außerordentliche. Als die Offensive der Russen am 25. begann, herrschte eine Kälte von 16 Grad. Am 27. und 28. trat Schneesturm hinzu mit Nordwind, der den Japanern den Schnee ins Gesicht peitschte. Ein großer Teil der liegen gebliebenen Verwundeten wird erfroren sein. Russische Verwundete erfroren auch auf den Tragbahren. Von der japanischen Seite wird gemeldet, daß viele Soldaten, die in den angegriffenen und bedrohten Stellungen achtundvierzig Stunden aushalten mußten, infolge der Kälte starben, 3500 russische Verwundete erreichten Mukden, bei nicht wenigen waren die Wundränder gefroren und zeigte sich schon Wundbrand.

Den russischen Verlusten von 10—13000 Mann für die Zeit vom 25. zum 29. steht gegenüber ein japanischer von 7000 Mann, eine japanische Division verlor 37 Offiziere, 2500 Mann. Die Russen verloren an Gefangenen 1500 Mann, die Japaner 300.

Sehr bedeutend werden die nachfolgenden Verluste durch Krankheit sein, denn nicht wenige Truppenteile mußten vier Tage im Schnee biwakieren, ohne ausreichendes Holz. Vor der Schlacht zählten die sechs sibirischen Armeekorps nach französischen Nachrichten nur noch je 14000 Mann, die drei europäischen, I., X. und XVII., je 16000, die neu angekommenen, VIII. und XVI., je 25000.

Der Raid des Generals Mischtschenko, der Mitte Januar mit ein paar tausend Mann Kavallerie bis an Alt-Niutschwang und Inkou herangelangte und durch Zerstörung der Bahnverbindung die Ankunft der japanischen Truppen von Port Arthur verzögern sollte, ist in seinen Wirkungen von der russischen Seite wohl übertrieben beurteilt worden. Dann mußte aber die Offensive zehn bis zwölf Tage früher unternommen werden. — Man kann hiernach annehmen, daß die bei so starker Kälte angeordnete partielle Vorwärtsbewegung auf Petersburger Direktiven beruhte.

Im Laufe des Februar und März wird die Armee des Generals Kuropatkin noch verstärkt werden durch das IV. Armeekorps, die 3. und 4. Schützenbrigade, die 10. Kavallerie- und eine kaukasische Kosakendivision. Die Ankunft kann durch Schneeverwehungen auf der sibirischen Bahn verzögert werden. — Die Schwierigkeit, die Armee auf diesem Wege ausreichend mit Verpflegung und Nachschub zu versehen, hat die russische Regierung veranlaßt, zahlreiche Proviantschiffe nach Wladiwostok abgehen zu lassen. Die Japaner haben innerhalb von drei Wochen zehn solche Schiffe genommen, in letzter Zeit außerdem noch fünf.

Einen großen Erfolg hatte die russische Finanzverwaltung mit Ausgabe einer Anleihe von 450 Millionen Mark zu $4\frac{1}{2}$ Prozent[1]) am 12. Januar. Zehn Tage später, nach Ausbruch der Unruhen in Rußland, würde das Ergebnis ein viel weniger günstiges gewesen sein. Weitere Anleihen, die voraussichtlich im Sommer notwendig sein werden, dürften weder in Frankreich noch in Deutsch-

[1]) Mit den Rückzahlungsvorteilen tatsächlich $5\frac{1}{2}$ Prozent. — Die betreffende Bankiersgruppe verdiente bei der Ausgabe neun Millionen Mark.

land ähnlichen Erfolg haben. Es ist möglich, daß hierdurch die in Rußland sich mehr und mehr ausbreitende Friedensstimmung gestärkt wird.

Trotz der Darlegungen des recht optimistisch gehaltenen Budgetberichtes des russischen Finanzministeriums vom 14. Januar ist doch mehr wie wahrscheinlich, daß in diesem Jahre eine wirtschaftliche und finanzielle Depression eintritt — auch wenn weitere Erschütterungen im Innern vermieden werden können. —

Die Flotte unter Admiral Roschdjestwenski liegt noch an der Nordostküste von Madagaskar. Die Ausfahrt des in Libau in der Ausrüstung begriffenen dritten Geschwaders wird sich um mindestens drei Wochen verzögern und wohl nicht vor Mitte Februar möglich sein.[1]) Admiral Togo wollte am 6. Februar, dem Jahrestage der Ausfahrt gegen Port Arthur, mit den Linienschiffen Japan verlassen, die Kreuzerflotte ist schon vorausgefahren. Drei Kreuzer und einige Torpedobootszerstörer unter Admiral Mimamura liegen an der Küste von Borneo. Wladiwostok[2]) wird von einigen Kriegsschiffen beobachtet.

Von den im Hafen von Port Arthur liegenden russischen Schiffen hoffen die Japaner zwei Linienschiffe und zwei große Kreuzer wiederherstellen zu können. Bei dem Mangel eines für Linienschiffe genügend großen Docks in Port Arthur wird dies für die ersteren beiden Schiffe recht schwierig sein.

Bisher konnten in Japan nur Kreuzer mittlerer Stärke gebaut werden. Jetzt haben sich die Einrichtungen für den Schiffsbau so entwickelt, daß demnächst der Bau des ersten Linienschiffes in Jokosuka (für vier Zwölf- und zwölf Zehnzöller) sowie von zwei starken Panzerkreuzern (für vier Zwölf- und sechs Zehnzöller) in Kure beginnen soll. — Von fünfzehn in Amerika bestellten Unterwasserbooten sind zehn in Japan eingetroffen, ebenso fünf per Bahn in Wladiwostok. Das Jahr 1905 kann also die erste Verwendung dieses neuen Kriegsmittels erleben. —

Bei der gegenwärtigen inneren Lage von Rußland wäre ein Sieg, wenigstens ein geringer Erfolg sehr zu wünschen gewesen. Es hat sehr deprimiert, daß man auch mit den frisch angekommenen Truppen[3]) und bei doppelter Ueberlegenheit den Japanern nicht gewachsen war.

Taktisch waren die Verhältnisse für die Russen nicht günstig. Die chinesischen Dörfer in der Hunho-Ebene sind wegen der Chungusengefahr mit Mauern und Gräben umgeben. Die Japaner hatten die Gräben vertieft, die Mauern mit Scharten versehen und die Häuser hinter den Mauern zur Verteidigung eingerichtet. Die russische Feldartillerie führt keine Brisanzgranaten, und die Schrapnells waren unzureichend zum Brescheschießen, die Feldmörserbatterien waren nicht mitgeführt worden. Der festgefrorene Boden gestattete nicht, für

---

[1]) Die Ausfahrt ist am 15. Februar erfolgt.

[2]) Es wird behauptet, daß die dort liegenden, stark beschädigten drei Kreuzer wieder fahren können, und daß die im Eise hergestellte Fahrrinne passierbar sei. — Auf Anordnung des Oberkommandos wird die Stadt von den Familien geräumt.

[3]) Darunter das im türkischen Kriege berühmt gewordene VIII. Armeekorps (damals von General Radetzki kommandiert) mit der unter General Dragomirow beim Donauübergange und auf dem Schipka sehr hervorgetretenen 14. Division.

Infanterie und Artillerie Deckungen auszuheben. Das Reduit in Sandepu, an dem die russische Offensive am 26. und 27. Januar scheiterte, bestand aus einer auf einem Hügel gelegenen Häusergruppe, die von einem tiefen und breiten Graben umgeben war. In diesem Graben hatten die Japaner eine fünffache Reihe künstlicher Hindernisse angebracht.

Aerzte und Laien

Von

Dr. Naunyn, Prof. emer. der Universität Straßburg (Baden-Baden)

(Schluß)

Die Aerzte scheiden sich immer bestimmter in Spezialisten und in die Helfer in der Not des Augenblickes, die Nothelfer — der Hausarzt alten Stils wird von Tag zu Tag seltener. Die Spezialisten stellen sich in ihrer ganzen Tätigkeit, auch in der Therapie, und je länger je mehr, auf die wissenschaftliche Grundlage; sie suchen bestimmte Regeln für ihr Handeln. Ihr Gebiet ist ein begrenztes, deshalb gelingt es ihnen, in präziser Weise die Fragen, wie sie auftauchen, zur Diskussion zu stellen und sie mit allen zugänglichen Mitteln der Forschung und schließlich in der Diskussion auf ihren Kongressen zur Entscheidung zu bringen. Auch hier ist alles noch im Werden, aber es ist bereits sonnenklar, daß wir uns dem gesteckten Ziele stetig nähern. In den großen Fragen der Antisepsis und Asepsis haben sich die Chirurgen zum Beispiel längst bindend geeinigt. In der Diskussion tritt das Streben hervor, es sich nicht mehr an momentanen Erfolgen genügen zu lassen; man verlangt bleibende, „Dauer"-Erfolge, eine Vertiefung der Diskussion, die den Ernst der Fragestellung ins beste Licht stellt. Am nachdrücklichsten tritt gegenwärtig dies wissenschaftliche Gebaren in den Diskussionen über die Erfolge operativer Eingriffe hervor — leicht begreiflich, weil dieser Eingriff in seinen Erfolgen am sichersten zu übersehen ist. Die Erfolge der nicht operativen, internen Behandlung sind minder augenscheinliche, und so sind gegenwärtig in diesen Bestrebungen die Spezialisten, soweit sie Chirurgen sind, an der Spitze. Doch waren es die internen Mediziner, die vorangegangen sind! Die Vorkämpfer für eine streng wissenschaftliche Begründung der Therapie waren Vertreter der inneren Medizin — Traube, Liebermeister, Magnus Huß u. a. — Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Zukunft der Medizin liegt im Spezialistentum! Wenn ich das hier auch für die Therapie ausspreche, so habe ich nicht die allgemeine Bedeutung der Spezialisierung für jedes praktische Können im Sinne, sondern ich rechne darauf, daß das Spezialistentum zu immer weiterer Vergrößerung des Gebietes führen wird, auf dem wir nach wissenschaftlichen Regeln arbeiten; je mehr wir uns an solches Handeln gewöhnen, um so klarer werden wir uns stets der Grenzen

bewußt sein, die uns gesteckt sind, um so vorsichtiger werden wir diese Grenzen überschreiten. Die Aerzte werden in immer größerem Umfange von dem Rechte Gebrauch machen, das schon heute jeder Spezialist auf seinem Gebiete übt, Kranke abzuweisen, denen sie vernünftigerweise durch ihre Behandlung keine Aussichten eröffnen können.

Der Arzt als Nothelfer steht in schroffem Gegensatz zu solch spezialistischem Gebaren. Er stellt die Personifikation dessen dar, was sich noch heute die Laienwelt am liebsten unter einem Arzte vorstellt, und sicher ist es eine schöne Aufgabe, der berufene Helfer in der Not zu sein. Nur vergesse man nicht, daß wer helfen soll, allemal Vertrauen verlangen muß! Ein Nothelfertum, dem mit Mißtrauen begegnet wird, ist ein böses Ding; meinem Gefühl nach liegt darin eine arge Erniedrigung für den Helfer. Hier handelt es sich darum, zu helfen, so gut wir können! Ohne unser Wissen wären wir auch hier nichts, aber unser Wissen reicht nicht überall aus, und doch darf davon keine Rede sein, daß wir uns hier, wie der Spezialist, nur auf das beschränken und zurückziehen, was wir wissen und können. Was wir Aerzte in dieser unsrer Eigenschaft als Nothelfer zu behandeln haben, das sind vielfach noch unentwickelte beginnende Krankheiten oder ganz unvollständig beobachtete Fälle, und hier wie dort kann nicht einmal eine sichere Diagnose gestellt werden. Oder es handelt sich um Krankheiten, für die wir ein eigentliches Heilmittel noch gar nicht haben. Oder wir wissen, was zur Heilung geschehen müßte, aus diesem oder jenem äußeren Grunde kann das aber nicht geschehen. Wo also, wie hier, Aufgaben gestellt werden ohne jede Rücksicht darauf, ob ihre Erfüllung im Bereich der Möglichkeit liegt, sollte der Auftraggeber, das ist der Kranke, auch, wenn nötig, den guten Willen für die Tat gelten lassen.

Nützlich wird sich der Arzt fast immer noch machen können — daß er als Nothelfer ganz versagt, wird selten geschehen —, aber oft wird er nicht nach bestimmten Regeln und nach seinem Wissen zu handeln haben, sondern er wird sich durchschlagen und durchwinden, wie es eben geht. Hier paßt das Wort, daß viele Wege zum Ziele führen: der eine Weg ist kürzer, der andre länger, der eine steiler und gefahrvoll, der andre weniger steil; hier ist praktischer Blick, fester Entschluß zur rechten Zeit oft mehr wert als reiches Wissen — hier ist der Fall, wo der Arzt sich seiner Intuition überlassen muß. Eine glückliche Intuition wird freilich selten jemand auf einem Gebiete kommen, auf dem er nicht daheim ist! —

Kurz und gut: hier ist das Verhältnis zwischen Arzt und Krankem, wenn es nicht auf Vertrauen beruht, durchaus unhaltbar, und fehlt euch das Vertrauen zum ärztlichen Stande, so wundert euch nicht, wenn uns die Neigung schwindet, den Nothelfer zu spielen! Wir kommen allgemach in die Lage, den Spieß umzudrehen: wenn wir uns auf unsre Stellung, wie sie aus dem Spezialistentum erwächst, zurückziehen wollen, so bedürfen wir eures Vertrauens, in keinem höheren Maße, als jeder Geschäftsmann dessen im Verkehr mit dem Publikum bedarf.

Man sage nicht, daß es mit dem Vertrauen sei wie mit der Liebe. Zwingen kann man niemand zum Vertrauen, so wenig wie zur Liebe — doch ist schon mancher vom Ungrund seines Mißtrauens überzeugt worden. Die Aerzte sind nach Charakter und nach Kenntnissen nicht gleichwertig; der eine verdient mehr Vertrauen wie der andre, das ist selbstverständlich. Es ist sehr wichtig, daß man gute Aerzte von schlechten unterscheiden lernt, und es ist auch nicht unbillig, wenn man verlangt, daß der Arzt sich eines besonderen Vertrauens erst würdig zeigt; hier kann es sich nur darum handeln, ob der ärztliche Stand als Ganzes das Vertrauen, das er verlangen muß, verdient.

Wenn verständige, billig denkende Menschen nicht einem Arzte, sondern „den Aerzten" mit Mißtrauen begegnen, so kann darin nur die Furcht zum Ausdruck kommen, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Medizin die ärztliche Behandlung den Kranken zum Schaden gereiche oder wenigstens leicht zum Schaden gereichen könne, und zwar dadurch, daß etwas Nützliches unterbleibt, oder dadurch, daß etwas Falsches, geradezu Schädliches geschieht. Solche Furcht kann aufkommen, wenn vom Arzte Mittel angewendet werden, welche die Funktionen der Organe nachdrücklich beeinflussen; das könnte unter allen Umständen gefährlich sein, oder es könnte bis zu einem gewissen Grade nützlich sein, dann aber sogleich gefährdet werden, und es könnte die Grenze zwischen nützlich und schädlich schwer oder überhaupt nicht immer sicher einzuhalten sein. Es ist richtig, daß manche gerade unsrer wichtigsten Arzneimittel diese Gefahr mit sich bringen.

Dann gibt es wieder Arzneimittel, deren Wirkung auf mehreren in ihnen enthaltenen Substanzen beruht, zum Beispiel die Digitalisblätter. Zur richtigen Wirkung muß das Verhältnis der verschiedenen wirksamen Bestandteile in dem Arzneimittel ein ganz bestimmtes sein; da wir aber das Mittel — die Digitalisblätter — nicht künstlich herstellen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß es einmal nicht die richtige Zusammensetzung hat und dadurch schädlich wirkt.

Die medizinische Wissenschaft ist sich wohl bewußt, daß sie mit diesen Gefahren rechnen muß, und es gibt eine ganz besondere Disziplin, die sich mit den hieraus erwachsenden Aufgaben beschäftigt — die Pharmakologie. Sie studiert die Mittel nach allen Seiten auf das genaueste, lehrt ihre Zusammensetzung, Wirkung und Anwendungsweise auf das genaueste kennen und bemüht sich, uns von den Launen der Natur dadurch unabhängig zu machen, daß sie die eigentlich wirksamen Substanzen rein darstellt. Mit Hilfe dieser Disziplin sind wir tatsächlich so weit gekommen, daß der vorsichtige Arzt diese Gefahren sicher vermeiden kann. Auch ist Vorsorge getroffen, daß der Arzt die nötige Vorsicht nicht vergesse: die gefährlicheren Mittel dürfen ohne weiteres nur bis zu einer bestimmten Gabe — Dosis — verordnet werden. Will der Arzt diese Dosis überschreiten, so muß er auf dem „Rezept" einen besonderen Vermerk machen, der erkennen läßt, daß er sich der Ueberschreitung bewußt ist.

Auch die andre Furcht, daß das Notwendige unterbleibe, weil es die Schulmedizin nicht lehrt, ist unsrer heutigen Medizin gegenüber unnötig.

Die Heilung der Krankheiten ist nur eines der Ziele, das sich die

Medizin steckt, ihre Aufgabe ist das Studium des menschlichen Organismus und seiner Lebensäußerungen nach allen Richtungen; hierzu gehört auch die Art, wie der Organismus durch irgend etwas in seiner Tätigkeit beeinflußt werden kann. Schon deshalb ist es selbstverständlich, daß uns auch jede Beobachtung interessieren muß, über den Einfluß irgendeines Mittels, irgendeiner Heilmethode auf den Menschen oder, was ganz dasselbe ist, auf eine Krankheit, die den Menschen befallen hat, auf ein Leiden, das ihn quält. Es ist ganz gleichgültig, von wem diese Beobachtung stammt, mag der Beobachtende sich Homöopath, Naturarzt, Hydropath, Magnetopath oder wie sonst nennen oder mag es ein unbenannter Laie sein, mag solche Beobachtung a priori glaublich oder unglaublich erscheinen, wir unterziehen uns ihrer Nachprüfung und sehen zu, was daran ist. So griff Jenner die Bauernerfahrung auf, daß die Kuhmägde durch den Ausschlag an ihren Händen, den sie durch Melken von mit Kuhpocken am Euter behafteten Kühen bekamen, gegen die Menschenpocken geschützt seien, und kam dadurch zur Entdeckung der Vakzination. So beginnen die berühmten Studien Charcots über die Hysterie mit der Nachprüfung der von einem Magnetopathen gemachten Beobachtung des Transfert — so nannte dieser die bei Nervenkranken gefundene ganz merkwürdige Erscheinung, daß an empfindungslosen Hautstellen die Hautempfindung nach Auflegen gewisser Metalle wiederkehrt, während sie gleichzeitig an der symmetrischen Hautstelle auf der andern Körperhälfte verloren geht. So haben die Mitteilungen eines Hydrotherapeuten in Stettin Mitte des vergangenen Jahrhunderts — über glänzende Erfolge der Kaltwasserbehandlung beim Typhus — Bartels, Jürgensen und Liebermeister Veranlassung zu ihren wertvollen Arbeiten über diese und über verwandte Fragen gegeben. Daß die Medizin, „die Schulmedizin“ sich gegen Beobachtungen, gleichgültig, woher sie stammen, hochmütig oder vorurteilsvoll verschließe oder je verschlossen habe, ist nicht wahr. Es kann nicht jede von irgendwem vorgebrachte Angabe, er habe dies oder das beobachtet, für feststehend angenommen werden, und es kann schon einmal einige Zeit dauern, bis sie nachgeprüft und ihre Richtigkeit festgestellt ist, und so lange muß man es ablehnen, die auf solche angeblichen Beobachtungen aufgebauten Lehrsätze anzuerkennen — das ist alles, was an jenen immer wiederholten Klagen über „unsern Hochmut, mit dem wir das von andrer Seite Dargebotene zurückweisen, daran ist“. Alles, was irgendwelche Heilkünstler etwa wirklich finden oder entdecken sollten, gehört uns an, alles, was sie können, müssen auch wir lernen. Es gibt also gar keine Naturheilkunde, Hydrotherapie, Elektro- oder Magnetotherapie, es kann vernünftigerweise gar nichts derartiges geben, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem es ihre Jünger lehren, das heißt als wären das Wissenszweige und Zweige der Heilkunde, die unabhängig von oder wohl gar im Gegensatz zur „Schulmedizin“ ständen. Dieser Gegensatz wird künstlich hineingebracht, entweder mißverständlich oder um einem schon bestehenden Mißtrauen gegen uns Ausdruck zu geben, oder er dient Zwecken der Reklame.

Der Nutzen, den wir von dieser Mitarbeiterschaft haben, ist aber leider

nicht groß. Die Hydrotherapie ist weder von Brandt noch von Kneipp entdeckt oder auch nur erheblich gefördert. Schon vor hundert Jahren übten sie die Aerzte, und ein englischer Arzt, Currie, in Deutschland die Gebrüder Hahn, haben sich schon damals in sehr wertvollen Untersuchungen mit der Wirkung des kalten Wassers auf Krankheiten beschäftigt. Mit der galvanischen und elektrischen Behandlung haben sich die Aerzte unter steter Benutzung der bekannten und speziell der jeweilig neu auftauchenden Methoden seit Galvani und Humboldt unausgesetzt beschäftigt, und auch die Massage ist längst vor der Aera ihres modernen Aufschwunges von den Aerzten angewendet worden; ich entsinne mich, daß bereits 1855 mir bekannte, streng wissenschaftlich denkende Aerzte ihren Kranken „das Streichen" bei allerhand Krankheiten, auch innerlichen, zum Beispiel Halsentzündungen, verordneten. Zugunsten der Hydrotherapeuten, der Masseure und so weiter darf man allgemein sagen: sie haben durch enthusiastisches Eintreten für ihre besonderen „Methoden" der Schulmedizin Anregung gegeben oder sie genötigt, sich wieder einmal mehr mit ihnen abzugeben. Das konnte gelegentlich einmal von Wert sein, solange die Schulmedizin von andern Dingen gar zu sehr in Anspruch genommen war, und dies konnte der Fall sein zu der Zeit, in der sich die naturwissenschaftliche Begründung der Medizin vollzog, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals war unsere ganze Tätigkeit zunächst von der Begründung der Diagnostik in Anspruch genommen; das Interesse für die Therapie erwachte aber sogleich wieder, als wir uns als Diagnosten einigermaßen sicher zu fühlen begannen. Schon in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts beginnen die ernsthaftesten und gründlichsten Arbeiten auf den verschiedensten therapeutischen Gebieten, und heute ist das therapeutische Interesse bei den Aerzten so lebhaft, daß wir irgendeiner Anregung durch Laienärzte längst nicht mehr bedürfen. Schon das selbstische Interesse treibt die Aerzte nach dieser Seite, jeder weiß, daß er durch nichts so sicher goldene Erfolge erringt wie durch therapeutische Leistungen. Bleibenden Nutzen haben einzelne „Laienärzte" dadurch gebracht, daß sie ihre Technik vervollkommneten. Das gilt für Massage, Gymnastik und vor allem für einige Zweige der Orthopädie. Auch diese Disziplinen sind viel älter als ihre berühmt gewordenen Vertreter unter den Laienärzten, aber sie verlangen eine besondere mechanische Beanlagung und Geschicklichkeit, und einige derartig beanlagte Laien haben hier in der Tat große Fortschritte gebracht. Mittlerweile haben sich aber mechanisch beanlagte Aerzte genug gefunden, die diese Künste in die Hand nahmen, und für deren weitere Entwicklung als medizinische Disziplinen ist gesorgt.

Das, was ich vorhin sagte: „Die Medizin umfaßt alles, was an Beobachtungen und Erfahrungen zum Verständnis und zur Leitung irgendwelcher Vorgänge im menschlichen Körper beigebracht werden kann," ist heut daran, zur tatsächlichen Wahrheit zu werden — für heilkünstlerische Bestrebungen, die sich außerhalb der Medizin stellen wollen, bleibt kein Platz mehr.

Es ist auch gar kein Zweifel, daß die von den Vertretern solcher Sonder-

bestrebungen hervorgekehrte Gegensätzlichkeit zur Schulmedizin ganz gewöhnlich nur als Aushängeschild für Reklame dient, und zwar ganz bewußter Reklame. Dies gilt ganz besonders für diejenigen unter den „Naturärzten“, die approbierte Aerzte sind. Ein Beispiel ist sehr bekannt geworden: ein „Naturarzt“, der mit großem Erfolge seine Kunst, wie man annahm als Kurpfuscher, betrieb, wurde vor Gericht gestellt. Hier legte er seine — ärztliche Approbation vor und erklärte: solange er ehrlich als Arzt seine Praxis habe betreiben wollen, habe er keine erlangen können, deshalb habe er sich unter die Naturheilkundigen begeben. Ueber ein Erlebnis, das hierher gehört, kann ich selbst berichten: In den ersten Jahren meiner Königsberger Tätigkeit florierte dort ein Homöopath: approbierter Arzt und Dr. promotus. Es ist selbstverständlich, daß ich einige Behandlungsmethoden in meinem neuen Wirkungskreise einführte, die dort bisher nicht allgemein geübt waren, und unter meinen Klienten waren nicht wenige, die von mir zu jenem gingen und dann wieder von dem Homöopathen zu mir kamen. Da merkte ich dann sehr bald, daß dieser Herr, wie ich sagen konnte, einer meiner gelehrigsten Schüler war: all die Mittel, die ich mit Vorliebe anwendete: Jodkalium, Kalkwasser und Chinin, Kalomel und Digitalis, verschrieb er in großen oder kleinen — aber keineswegs homöopathischen — Dosen gerade so wie ich, ganz offenbar nach meinen „Rezepten“. Er hatte ganz schöne Erfolge mit seiner „Homöopathie“. Solchen Mitarbeitern gegenüber ist höchste Vorsicht, höchstes Mißtrauen geboten und selbstverständlich, das wird jeder billigen! Grundsätzlich ablehnend aber sind wir nur dem offenbaren Unsinn gegenüber, wie zum Beispiel dem, daß es unter allen Umständen ein Verbrechen sei, einem Kranken „Gift“ zu geben, wobei man unter Gift jedes Mittel versteht, das unter Umständen giftig wirken kann; oder daß die physiologische und arzneiliche Wirkung mit der Verdünnungs-„Potenz“ steige, und ähnlichen Dogmen!]

Hiermit hoffe ich, die beiden Vorwürfe, mit denen der uns grundsätzlich Abgeneigte sein Mißtrauen zu begründen pflegt, erledigt zu haben: Leichtfertigkeit in der Anwendung gefährlicher Mittel und hochmütiges Zurückweisen der uns von irgendeiner Seite gebotenen Unterstützung ist der heutigen Schulmedizin fremd!

Ein ganz anders geartetes Bedenken richtet sich gegen die angeblich ungenügende Ausbildung der Aerzte auf den Universitäten. Seine Beantwortung gehört vielleicht nicht hierher; ganz vorbeigehen kann ich ihr aber nicht. Was die Vorbereitung auf der Universität für den Arzt leistet, kann man in wenigen Worten zusammenfassen: kaum je ist wohl ein tüchtiger Arzt fertig von der Universität gekommen, aber der Mediziner, wie er nach bestandenem Examen zur Praxis zugelassen wird, pflegt sich auf dem Grund, den er auf der Universität gelegt hat, zu einem tüchtigen Arzte zu entwickeln. Es steht so weit die Sache in der Medizin nicht anders wie überall. In den Bildungsanstalten: Universitäten, Technischen Hochschulen und wie sie sonst heißen, wird der Grund gelegt, auf dem sich erst die weitere Ausbildung in der Praxis vollzieht. Die eigne Initiative, die bei dieser unentbehrlich ist, wird erst recht erweckt, wenn die Ansprüche der Praxis unter dem Druck des Auf-sich-selbst-gestellt-Sein zur Wirkung kommen.

das wird auch durch das Jahr praktischen Dienstes in Krankenhäusern, das neuerdings den auszubildenden Aerzten auferlegt ist, nicht viel anders werden. Unsre deutschen Universitäten erfüllen heutzutage ihre Aufgabe so ausreichend, daß man über die zu große Milde, die im medizinischen Staatsexamen herrscht, hinwegsehen kann.

In einem Punkte muß die Ausbildung der Mediziner, wenn ihnen die Behandlung von Menschen anvertraut werden soll, eine Sicherheit geben, die man in andern Fächern nicht zu verlangen braucht. Ein examinierter Arzt **muß** gewisse Eingriffe und Handleistungen, die in der Praxis jederzeit von ihm verlangt werden können und von deren richtiger Ausführung ein Menschenleben unmittelbar abzuhängen pflegt, auszuüben imstande sein; so den Kehlkopfschnitt, den Bruchschnitt, Stillung von Blutungen, Infusionen, Leitung von abnorm verlaufenden Geburten. Es ist nicht viel, was hier verlangt wird, und meines Wissens sind Unglücksfälle, die dadurch herbeigeführt wären, daß den Aerzten der Unterricht und die Uebung in diesen Handleistungen auf der Universität gefehlt hätte, kaum vorgekommen. Uebrigens dürfte dem hier etwa bestehenden Mangel durch die eben erwähnte Einführung des praktischen Jahres abgeholfen werden.

Ich glaube, daß auf jedem Gebiet menschlicher Tätigkeit unsrer Arbeit ein intuitives Moment innewohnt. Für die Medizin gilt das mehr wie für viele andre Berufsarten, und weit über die Grenzen des Nothelfertums hinaus. So handelt es sich bei den Diagnosen wohl auch manchmal um Intuitionen, aufgebaut auf Wahrnehmungen und Schlüssen, die nicht in allen Einzelheiten hier bewußt zu sein brauchen. Zwischen solcher Intuition und der streng wissenschaftlichen Geistestätigkeit besteht kein ausschließender Gegensatz; im Gegenteil, die Intuition spielt mit großem Erfolge die Rolle des Aufklärers, welcher der folgenden wissenschaftlichen Untersuchung den Weg zeigt, und wenn auch tatsächlich mit der fortschreitenden Entwicklung der Medizin das Gebiet der Intuition mehr und mehr eingeengt wird, zu entbehren wird sie nie sein.

Vielen gilt es nun als ein Trost, daß wir da, wo die Wissenschaft uns ihre Hand noch nicht bietet, wo wir der Intuition überlassen bleiben, uns als „Künstler" fühlen dürfen; und die Heilkunde — die Therapie —, da sie als Wissenschaft noch nicht allseitig bestehen kann, gilt ihnen als Kunst.

Ich fürchte, daß es sich hier um eine arge Begriffsverwirrung handelt. Für mich ist es kein Zweifel, daß das Wort: „Die Medizin wird eine Wissenschaft sein, oder sie wird nicht sein" auch für die Therapie gelten muß und gilt. Die Heilkunde wird eine Wissenschaft sein, oder sie wird nicht sein! Mir ist es sonnenklar, daß da, wo die Wissenschaft aufhört, nicht die Kunst anfängt, sondern rohe Empirie und das Handwerk.

Ein Handwerker kann ein gescheiter und kenntnisreicher, ein gewissenhafter und energischer Mann sein, und es gibt unter ihnen genug, die mit der Zeit vorwärtsgehen. So bin ich weit entfernt davon, den Arzt, der seinen Beruf als Handwerk treibt, für minderwertig zu erklären. Ganz im Gegenteil, er ist

Digitized by Google

mir lieber wie der, der ihn als Kunst übt; denn dieser ist darum noch kein Künstler, und ist er es, so besitzt er damit, im guten Sinne, lediglich einige Eigenschaften, die ihn gelegentlich einmal zu schönen Leistungen befähigen können, — mehr nicht! Und ob im übrigen das Künstlertum mit seiner ihm innewohnenden Selbstherrlichkeit für den Arzt paßt, ist mir mehr wie zweifelhaft.

Von der Empirie darf man wahrlich nicht respektlos sprechen — viele und die wirksamsten Mittel unsers Arzneischatzes, alle, die älter sind als die Blütezeit der modernen Chemie, also älter wie etwa vierzig bis fünfzig Jahre, verdanken wir ihr, aber mit dem Wust von Heilmitteln und Heilverfahren — jeder Art und gegen jede Krankheit — lastet sie auf der Heilkunde noch heute so wie seit deren prähistorischen Zeiten.

Das Angebot ist zu groß. Es kann keine Rede davon sein, daß der Arzt aus eigner Erfahrung sich über alles, wovon er Gebrauch machen könnte, ein Urteil schafft. Ohne eigne Erfahrung wird aber nichts Rechtes; etwas Rechtes leisten wird man nur mit dem Mittel, das einem vertraut ist. Da kommt uns nun zuerst die Spezialisierung zu Hilfe: hält der Arzt ein Heilverfahren für angezeigt, das ihm selbst nicht geläufig ist, so zieht er einen andern heran, dem er das zutraut. Immerhin muß er ein Urteil über die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens haben. Ebenso muß er mit den anzuwendenden Heilmitteln im allgemeinen bekannt sein; er kann sich die auswählen, die ihm Vertrauen erwecken, und sich mit ihnen befreunden.

Hier muß der Universitätsunterricht vorgesorgt haben; auch den aufkommenden neuen Mitteln, die damals noch nicht bekannt waren, soll der Arzt später nicht ratlos gegenüberstehen. Wir sind so weit, daß wir oft nach der chemischen Zusammensetzung des Mittels uns a priori ein Urteil über das, was es verspricht, gestatten dürfen; falls wir das aber nicht verstehen, können wir es in Vereinen oder aus der Literatur von Urteilsfähigen erfahren; der verständige Arzt wird sich nicht blindlings auf ein neues Mittel stürzen, sondern er wird warten, bis er sich auf ein Urteil über dies Mittel stützen kann, dem er glaubt vertrauen zu dürfen. So sollte es sein, und so ist es auch bei denen, die Verstand, ernsten Willen und Selbstvertrauen genug haben, um sich in ihrem Standpunkt nicht beirren zu lassen. Aber — leicht ist das nicht: wovon gleich mehr! Sucht sich der Arzt so seine Mittel ruhig und vorsichtig aus, so kann er dann richtige Erfahrungen sammeln; er versucht es mit dem einen und mit dem andern, und — immer die drei obengenannten Eigenschaften bei ihm, dem Arzt, vorausgesetzt — kommt er mit der Zeit zu einem Schatze von Erfahrungen, der groß genug ist, um ihm als Grundlage für eine sehr ersprießliche Wirksamkeit zu dienen. Solcher Schatz wird langsam erworben und wächst gar langsam, — man braucht wohl einmal manches Jahr für ein einziges Mittel, ehe man es recht kennen gelernt hat und mit ihm vertraut ist. Sehr merkwürdig ist es dann, wie fast alle Aerzte, die es so machen, schließlich mit wenigen Mitteln auskommen lernen.

So sollte es überall sein, das ist die vernünftige Empirie. Sie kann nur

ein gut ausgebildeter Arzt üben, anders wird auch er in dem Wust von Mitteln mit seiner ganzen Empirie ersticken; leider ist alles danach angetan, daß eine solche vernünftige Handhabung der Empirie schwieriger und schwieriger wird. Sie hat etwas Langweiliges an sich, was dem Geiste unsrer Zeit nicht entspricht, wir haben unter allen Umständen keine Zeit — und unsre Kranken gewiß nicht! Sie hat etwas Haushälterisches, Sparsames, Konservatives an sich, was wieder unsrer Zeit nicht zu Gesichte steht, die den Reichtum, der sich überall bietet, unbeschränkt und in erfrischendem Wechsel nutzen heißt. Und der Zeitgeist ist gebieterisch, er zwingt dich in seine Bahnen! Wer hätte noch vor dreißig Jahren daran gedacht, daß die chemische und elektrotechnische Industrie uns ganz direkt, mächtig beeinflussen können, und längst sind wir so weit.

Die chemischen Fabriken befleißigen sich der Darstellung von Mitteln, nicht etwa nur von solchen, die bereits von der Wissenschaft, von Aerzten als wirksam anerkannt sind, sondern sie gehen der Erfindung neuer Mittel nach, die geeignet sind, noch bestehende Lücken in unserm Heilschatze auszufüllen oder schon gebräuchliche Mittel mit Vorteil zu ersetzen. Zu diesem Zwecke sind bei den Fabriken gelehrte, zum Teil bedeutende Pharmakologen angestellt, denen dann auch die experimentelle Prüfung obliegt, der die Mittel unterworfen werden müssen, ehe sie am Kranken versucht werden können. So sind uns tatsächlich nicht wenige und darunter wertvolle neue Mittel sozusagen gebrauchsfertig von den Fabriken dargeboten worden.

Wir müssen gewiß dankbar dafür sein, daß uns die Industrie mit ihren gewaltigen Kräften unterstützt; wir weisen ihre Gönnerschaft nicht zurück! Um an naheliegende Vorkommnisse zu erinnern: Behring hätte sein Diphtherieserum nicht ohne Hilfe von Höchst fertigstellen können! — aber in letzter Stelle ist doch das Ziel fast aller solcher Unternehmungen der Gelderwerb, und so werden dann seitens der Fabriken, wenn sie Präparate, die sie für zweckmäßig, brauchbar halten, hergestellt zu haben glauben, diese mit den Hilfsmitteln erlaubter Reklame vertrieben. Die Präparate werden uns gratis ins Haus geschickt „zu Versuchen". Oder sie werden von wohlgekleideten, gebildeten Männern von angenehmem Wesen, denen auch ein „Doktor"- oder sonstiger Titel Relief gibt, ins Haus gebracht, die Vorzüge des Mittels werden uns auf Grund seiner chemischen Formel oder sonstwie wissenschaftlich klargemacht, und „man hofft, daß auch wir uns davon überzeugen werden, daß das neue Mittel etwas in der Praxis zu leisten berufen ist". Früher wünschte man nach angestelltem Versuche ein Zertifikat, oder wenigstens man lieferte das Mittel gratis nur unter „der Voraussetzung, daß Versuche angestellt und der Oeffentlichkeit übergeben würden". Das gilt längst für aufdringlich; heute verlangt man gar nichts; man bittet nur darum, daß, „falls Versuche angestellt und etwas darüber publiziert wird, der Fabrik davon Kenntnis gegeben werde".

Nach einiger Zeit erhalten wir wieder Proben des Mittels, diesmal begleitet von einer nicht geringen Zahl von Veröffentlichungen, die sich mit ihm beschäftigen; sie loben es keineswegs alle blindlings, die eine oder andre ist

wohl kühl, sogar ablehnend, einige sind neutral, die meisten denn doch befürwortend bis zum Enthusiasmus; wer diese Zusendungen sammelt, kann leicht in einem halben Jahre zu einer leiblichen Bibliothek kommen. Und nun kommt die banale Inseratenreklame mit ihrer raffinierten Handhabung und ihrer mystischen Wirkung! Wer kann dem widerstehen! Ich selbst bin wahrlich ein hartgesottener Skeptiker und schwer zu haben, und doch — ich muß es bekennen — auch ich habe Hommels Hämatogen verschrieben!

Auf dem Gebiet der physikalischen Heilmethoden liegen die Dinge ähnlich, erfreulich und verhängnisvoll. Auch hier zeigt sich, wie das Interesse der Industrie für die Heilkunde erwacht ist, und dankbar machen wir von den bewunderungswürdigen Leistungen der Technik in einem Zander-Institut, im Röntgen-Kabinett, in der Finsenschen Lichtbehandlung des Lupus und in der Hydrotherapie Gebrauch. Aber man kann sich nicht verhehlen, daß auch hier die Mitarbeit der Industrie ihre bedenklichen Seiten hat. Ihre Mitwirkung wirkt peinlich, wenn große elektrotechnische Unternehmungen sich die bei kenntnislosen Aerzten und Laien herrschende falsche Auffassung von Lichttherapie zunutze machen und elektrische Schwitzkästen mit blauem, rotem Licht und ähnliche Apparate herstellen, um sie dann als in der Praxis unentbehrlich einzuführen.

Seit mehr wie einem Dezennium vergeht kaum ein Jahr, ohne daß eine neue Art elektrischer Ströme oder elektrischen Lichtes der Heilkunde zuwächst. Was sich davon bewährt hat, das habe ich soeben schon genannt, das übrige, so zum Beispiel die Institute für Heilanwendung des magnetischen Feldes, die unter höchst aktiver Beteiligung der Elektrotechnik geschaffen sind, müssen vorläufig mit gleicher Bestimmtheit abgelehnt werden wie die „Lichtheilinstitute“ für Behandlung von allerhand Krankheiten, ganz abgesehen davon, daß sie einen beliebten Tummelplatz für das Kurpfuschertum darstellen.

Am rücksichtslosesten ist man mit den sogenannten Nährpräparaten vorgegangen. Ihre Aera beginnt vor etwa dreißig Jahren mit der fabrikmäßigen Herstellung der „Peptone“ zu Zwecken der Krankenernährung. Dem lag ein ganz gesunder und nach dem damaligen Stande der Forschung berechtigter Gedanke zugrunde, nämlich der, die Nährstoffe — hier das Eiweiß — dem Kranken bereits so präpariert zu geben, daß ihm (seinem Magen) ein Teil der für die Verdauung zu leistenden Arbeit erspart werde. Dieser Gedanke hat sich aber leider nicht bewährt. Ich will hier nicht auf die Rolle eingehen, welche Nährpräparaten in der Krankenbehandlung überhaupt zukommt, jedenfalls wird die Reklame für sie in einer Form betrieben, die sich in nichts wesentlichem von der für „Pear's soap“ oder für irgendeinen heilkräftigen Magenbitter unterscheidet. Ich werde nie eine Begegnung vergessen, die ich mit dieser Reklame hatte. Das war auf einem der maßgebendsten Kongresse deutscher Aerzte, den ich als Vorsitzender leitete. Als ich am Eröffnungstage die mit diesem Kongresse verbundene Ausstellung medizinischer Präparate und Apparate betrat, prangten an der Wand erstaunliche Darstellungen von Kraft- und Muskelmenschen in Rot und in Gelb, in Lebensgröße, die es dem Beschauer anschau-

lichst klar machten, zu welchem Grade von Gesundheit der Mensch durch das Nährpräparat, das sie empfahlen — war es Tropon oder Plasmon oder was sonst — gedeiht! Die anwesenden „Vertreter“ dieser Erzeugnisse waren nicht wenig entrüstet, als ich die Beseitigung anordnete.

Ich darf keine Unklarheit darüber bestehen lassen, worauf ich hier abziele: Es wäre ein böses Armutszeugnis für das, was ich der Medizin zutraue, wenn ich ihr die Kraft absprechen wollte, sich mit diesem weitgehenden Entgegenkommen unsrer Gönner abzufinden, es ist der Einfluß der Industriereklame auf das **Publikum**, unter dem wir Aerzte leiden. Das Publikum wird durch diese sich ihm überall aufdrängenden Anpreisungen in Gesundheitsangelegenheiten daran gewöhnt, daß diese Angelegenheiten auf solchem Wege ebenso gut und ebenso zweckmäßig behandelt werden wie Angelegenheiten der Mode, des Erwerbes, des Lotteriespieles. Mir fehlt jedes Verständnis dafür, wie sonst, wenn nicht durch solche schlechte Gewöhnung, das Publikum, das urteilsfähige Publikum, vergessen konnte, daß Reklame und Agitation ganz sicher keine zweckmäßigen Wege sind, um Gesundheitsangelegenheiten, medizinische Fragen ihrer richtigen Entwicklung entgegenzuführen, und ich meine, es sei diese Gewöhnung einer der hauptsächlichsten Gründe dafür, daß das Publikum, das urteilsfähige Publikum, gegen das Reklametreiben unsrer illegitimen Konkurrenten so gar nachsichtig geworden ist.

Noch schlimmer aber ist es, wenn das Publikum, wenn unsre Klienten zu unfreiwilligen Agenten dieser Industriereklame werden. Erst dadurch wird diese Sache für uns Aerzte so ernst und so gefährlich, daß unsre Klienten von uns verlangen, daß wir zu all diesen neuen Dingen sogleich Stellung genommen haben und damit zu behandeln wissen. Der Arzt muß die drei Qualitäten, die ich wiederholt von ihm verlangte, Verstand, ernsten Willen und Selbstvertrauen, schon in hohem Grade besitzen, wenn er bei alledem nicht zeitweilig seine wissenschaftliche Logik vergessen soll!

Es ist die schnellebige, anspruchsvolle und vorurteilslose, vielvermögende Zeit, die in all diesem zum Ausdruck kommt. In der Art, wie sie sich geltend macht, ist auch hier viel zu viel Großartiges, Erfreuliches, als daß ich nur mißmutig schelten könnte. Doch da ich einmal über das Verhältnis — richtiger Mißverhältnis — zwischen Aerzten und Publikum, über die Schwächen der Medizin und über Kurpfuschertum zu reden unternommen hatte, mußte ich erklären, daß die Menschheit meiner Ueberzeugung nach hier Mißbrauch treibt mit dem, was sie kann, und daß dieser Mißbrauch in all jenen Richtungen gefährlich wird.

Die Aerzte verlieren den Boden unter den Füßen, von Tag zu Tag wird es schwieriger, ihre Tätigkeit auf der Höhe des zielbewußten und selbstverantwortlichen Handelns zu halten. Wo rohe Empirie ihnen zur Gewohnheit wird, wo jede Koinzidenz von Erscheinungen, jeder Eindruck eines Erfolges für „Erfahrung“ genommen wird, müssen die Studien der Lehrjahre, müssen die Mühen, die wir aufwandten, um für unser späteres Handeln einen wissenschaftlichen Boden zu gewinnen, als unnütze Spielereien gelten; an Stelle von wissen-

schaftlichem Denken tritt öde Phantasterei, an Stelle der Logik die Mode. Schon heute gibt es Aerzte genug, die fühlen, daß sich hier eine Bahn auftut, die sie selbst dem Kurpfuschertum zuzuführen droht! Ja mehr — ich verstehe es, wenn dem Laien der Unterschied zwischen einem Arzte, einem Vertreter der legitimen Medizin, und einem illegitimen Pfuscher unsicher zu werden anfängt, und ich frage mich, ob dies nicht geeignet sein muß, solchen Laien dem Pfuscher zuzuführen.

Ich hoffe nicht nur, ich halte es für sicher, daß, falls hier nicht Wandel geschaffen wird, die Aerzte, die gebildeten und wissenschaftlichen Aerzte, bald zum Bewußtsein davon kommen werden, wie unwürdig ihrer eine solche „Jagd nach der Gesundheit" ist, die sie an die Seite solcher Gesellen führt. Dann werden sie sie aufgeben und sich auf ihr besseres Teil, ihr unantastbares Erbe, zurückziehen, das ist die Wissenschaft, die wissenschaftliche Medizin.

Ich habe schon einmal von dem gesprochen, was ich hier im Sinne habe: ich denke wieder an das Spezialistentum! In seiner Spezialität steht der Arzt schon heute ausreichend fest auf dem Boden wissenschaftlicher Forschung; und mit der weiteren Entwicklung des Spezialistentums wird diese Stellung immer gefesteter. Hier wird der Arzt zu nichts gehalten als zu dem, was er kann, und jede Pflicht, jede Verlockung zum Behandeln hört an der Grenze seiner Spezialität auf.

Freilich sind das dann keine Aerzte im alten Sinne mehr, und das Publikum wird sich seine Nothelfer suchen können, wo es mag! Unter den Aerzten, den gebildeten, kenntnisreichen, sich selbst achtenden Aerzten wird es sie dann nicht mehr leicht finden.

Das wäre ein böser und gefährlicher Zustand! Ob der Staat da einzuschreiten berufen und wie weit er zu helfen imstande wäre, scheint mir sehr zweifelhaft. Ich wage auf etwas ganz andres zu rechnen, auf wachsende Bildung, Einsicht und Selbstzucht des Publikums. Denn das Fehlen dieser Eigenschaften beim Publikum trägt ganz wesentlich mit Schuld an all diesen Mißständen. Es ist ganz offenbar ein Mangel an Einsicht, wenn man glaubt, den Arzt nur „zum Heilen" nötig zu haben; es ist ein Mangel an Einsicht, wenn man glaubt, ihn für jede unerwartete Wendung einer Krankheit verantwortlich machen zu dürfen. Es verrät denselben Mangel, und zwar in einem Grade, wie er mit ernstlicher Bildung kaum noch verträglich ist, wenn man grundsätzlich die sogenannte persönliche oder Laienerfahrung den mühsam erworbenen Resultaten induktiver Forschung als gleichwertig entgegenstellt, und nur ein so vollständiger Mangel an Einsicht, wie er allein durch Fehlen ernsten Nachdenkens erklärlich ist, macht es begreiflich, wenn das Publikum neuen Heilmethoden und Heilmitteln sich mit gleicher Inbrunst hingibt wie etwa einem neuen Sport oder einem sonstigen Modeartikel.

Leider nicht mehr durch Mangel an Einsicht, sondern nur durch bereits vorhandene „Abneigung" zu erklären aber ist es, wenn aus der Tatsache, daß irgendwo jemand von einem Arzte schlecht behandelt zu sein meint, ohne weiteres

eine Waffe gegen die legitime Heilkunde geschmiedet wird! Zugegeben, daß der Arzt die Schuld trägt, so bleibt es doch unfaßbar, wie ein Mensch bei ruhiger Ueberlegung so jeder Einsicht bar sein kann, daß er nicht weiß, er habe, um das nächstemal dem gleichen Schicksal zu entgehen, sich an einen besseren Arzt zu wenden, aber nicht an einen, der kein Arzt ist.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft

Von

Prof. C. F. Lehmann

Jahrzehntelang hat der kleine, aber emsige Forscherkreis, der sich in Deutschland der Erforschung der babylonisch-assyrischen Sprache, Geschichte und Kultur widmete, den Wunsch gehegt, daß auch von deutscher Seite der Spaten an die Trümmerstätten im Zweistromlande angesetzt würde, das die archäologischen Bemühungen der Franzosen, Engländer und später der Amerikaner mit so reichem Erfolge belohnt hat. Dieser Wunsch schien um so berechtigter, als nicht nur der erste Schritt zur Entzifferung der Keilschrift, sondern auch die erste Anregung zur systematischen Ausgrabung an ihren Fundstätten in Babylonien und Assyrien von deutscher Seite ausgegangen war. Dem, der dieses Wünschen und Hoffen und Bangen, die Kämpfe und die vergeblichen Bemühungen um eine Anerkennung auch nur die Berechtigung dieses Wunsches mitempfunden und geteilt hat, müßte es, sollte man denken, wie eine freudige Krönung, eine wunderbare Erfüllung alles Erstrebten erscheinen, daß nunmehr seit einigen Jahren eine über alle deutschen Gaue verbreitete Gesellschaft, gefördert durch das lebendige Interesse und das Protektorat unsers Kaisers, die archäologische Erforschung des Zweistromlandes in erster Linie auf ihr Programm gesetzt hat und zugleich eine allgemeine Kenntnis und umfassende Würdigung der babylonischen Kultur zu verbreiten bestrebt ist.

Zweifellos ist viel, sehr viel damit erreicht. Aber die Schöpfung ist jung und hat noch nicht in jeder Richtung die zweckdienlichste Ausgestaltung erfahren, und wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, fachmännisch und menschlich das lebhafteste Interesse an dem Gedeihen der Deutschen Orient-Gesellschaft nimmt, wird, da er durch die Aufforderung des Herausgebers dieser Revue die Gelegenheit hat, für die Gesellschaft durch eine Darlegung ihres Werdens und ihrer Ziele zu wirken, zugleich verpflichtet sein, seiner Ueberzeugung auch da Ausdruck zu geben, wo er ein Abweichen von den bisher eingeschlagenen Bahnen für notwendig hält.

Gegründet ist die Deutsche Orient-Gesellschaft in erster Linie, um „das Studium des orientalischen Altertums im allgemeinen, im besonderen die Er-

forschung der alten Kulturstätten in Assyrien, Babylonien, Mesopotamien und andern westasiatischen Ländern sowie in Aegypten zu fördern".

Wirklich bedeutsame Entdeckungen, die ernste Lücken unsrer Kenntnisse ganzer Kulturperioden ausfüllen, waren seitens der Gesellschaft längere Zeit hindurch nur in Aegypten erzielt worden, erst ganz neuerdings beginnt es auch im Zweistromland ernstlicher zu tagen. Auf dem Totenfelde von Abusir, zirka drei Stunden südlich von Kairo, wo die auf Veranlassung und auf Kosten eines deutschen Aegyptologen, Herrn Dr. v. Bissing, begonnenen Ausgrabungen von der Deutschen Orient-Gesellschaft fortgeführt wurden, sind die Grabtempel und Pyramiden der Herrscher der fünften Dynastie gefunden worden — der vierten gehören die Erbauer der großen Pyramiden von Gizeh, Cheops und seine Nachfolger an. Diese Bauten sowohl wie die einfacheren Grabanlagen der Privaten bieten viel wertvolles Material für die Religion und die gesamte Kultur dieses bisher nur wenig bekannten Abschnittes der ältesten Geschichte des Nillandes, ganz einzigartig aber und kunstgeschichtlich von höchstem Interesse sind die die Tempel schmückenden lebensvollen farbigen Reliefs.

Und ein glücklicher Zufall hat uns aus weit späterer Zeit einen kostbaren Fund in die Hände gespielt. Einem in Abusir zu Beginn der makedonischen Periode begrabenen Griechen hat man auf die letzte Reise ihre Papyrusrolle mitgegeben, die, zu Alexander des Großen Zeit in griechischer Sprache beschrieben, das älteste uns im Original erhaltene Buch aus dem klassischen Altertum darstellt. Inhaltlich aber ist es nicht minder interessant; es gibt uns ein verlorenes Meisterwerk griechischer Dichtkunst wieder, „Die Perser", den einst hochberühmten „Nomos" des Timotheos, des Dichters, in dem viele seinerzeit den größten sahen, „und dem Platon widerwillig, Aristoteles gern seine Bedeutung bezeugt".

Im Zweistromlande hat bisher die jüngste der verschiedenen dort begonnenen Ausgrabungen verhältnismäßig den meisten Erfolg gezeitigt. Unter dem zur Domänenverwaltung des Sultans gehörigen Trümmerhügel Kala'at Schirgât verbirgt sich, wie aus vereinzelten Inschriftfunden und den Berichten älterer Reisender längst bekannt, die Stadt Assur, der Ausgangspunkt des assyrischen Weltreichs. Durch eine sehr erfreuliche Zuvorkommenheit des Beherrschers der Gläubigen sind an dieser historisch wichtigen Stätte deutsche Ausgrabungen ermöglicht worden, die, obgleich sie erst im Herbst vorigen Jahres begonnen wurden, schon erfreuliche Resultate gezeitigt haben.

Von den wertvollen Einzelfunden, die hoffentlich großenteils den Weg in die deutschen Sammlungen finden werden, wird das allgemeinste Interesse das Basaltstandbild des Königs Salmanassar II. (860—826 v. Chr.) erregen. Solche Statuen assyrischer Könige sind bisher überhaupt nur in sehr geringer Zahl zutage gekommen, in den deutschen Sammlungen fehlen sie gänzlich. Und auch die Inschrift, die im übrigen das aus den seit langem zugänglichen annalistischen Texten des Königs Bekannte erweitert und ergänzt, klärt uns über einen wichtigen Punkt bedeutsam auf. Wir wußten, daß Salmanassar II. in seinem sechsten und vierzehnten Regierungsjahre eine von Damaskus geleitete Koalition syrischer

Fürsten und Staaten zu bekämpfen hatte, der auch Israel angehörte. Aber nur über den ersten der beiden Feldzüge (854), in dem Salmanassar die Verbündeten, unter ihnen Ahab von Israel, bei Karkar besiegte, wußten wir Näheres. 14000 Mann sollen damals von den Assyrern erschlagen sein. Jetzt hören wir von einem am Orontes erfochtenen Siege, bei dem 29000 Feinde auf der Wahlstatt geblieben seien. Hier handelt es sich offenbar um jene späteren Kämpfe aus dem Jahre 846 v. Chr., an denen Ahabs Sohn Joram beteiligt war: den beiderseitigen größeren Aufgeboten entspricht die Steigerung der Verluste. —

Salmanassar II. eiferte dem ersten großen Träger seines Namens nach, der ihm um nahezu ein halbes Jahrtausend in der Regierung voranging und der wohl als der erste die Waffen Assyriens mit nachhaltiger Wirkung nach Nordwesten getragen hatte. Das wußten wir bisher nur aus vereinzelten späteren Nachrichten. Jetzt redet Salmanassar I. zu uns in einer eignen Inschrift, die, in 168 Zeilen altassyrischer Keilschrift auf einer Steintafel eingegraben, über die Kriegstaten und Bauten des Königs berichtet und auch chronologisch von Bedeutung ist. Da hören wir denn von drei Feldzügen gegen die nordwestlichen Völkerschaften bis nach Malatia hin, der heute noch so benannten Stadt, in deren Nähe der Euphrat in weitem, durch seine Majestät den Reisenden fesselnden Bogen sein erstes großes Knie beschreibt. Einst bildete Malatia und die umgebende Landschaft Chanigalbat den Kern des mächtigen, zeitweilig auch Mesopotamien bis nach Ninive umfassenden Reiches Mitanni, dessen Nachfolge eben Assyrien antrat, das sich als selbständiges Reich erst seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. entfaltete. Der Sieg, den Salmanassar I. über Mattuara oder Sattuara von Chani(galbat) erfochten hat, hat vielleicht diese Entwicklung erst besiegelt. Unter den gegnerischen Verbündeten werden auch die weiter westlich und südwestlich, u. a. im späteren Kappadokien wohnenden Chetiter genannt. Der schon öfters erwogene Schluß, daß die assyrische Kolonisation in Kappadokien, von der uns dort gefundene assyrische Keilschrifttafeln sowohl wie künstliche, in babylonisch-assyrischer Art aus Ziegeln erbaute Terrassen Kunde geben, der Zeit Salmanassars I. angehöre oder eine Folge seiner Siege sei, erhält nun einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Damals — und damals allein — war auch die Möglichkeit gegeben, daß assyrische Kolonisten in Nordkappadokien bis ans Schwarze Meer vordrangen und sich in Sinope festsetzten, wo die griechischen Schilderer der Küstenlandschaften des Schwarzen Meeres Assyrer als wohnhaft bezeugen, die dann im Verlaufe der weiteren Entwicklung Kleinasiens vom Mutterlande vollständig abgetrennt wurden.

Jedenfalls haben sich die Ausgrabungen in Assur, soweit die Bereicherung unsrer historischen Kenntnisse durch Inschriften, unsrer Sammlungen durch Werke der Kunst und des Kunstgewerbes in Betracht kommen, erheblich hoffnungsvoller angelassen als in Babylon, das bis vor kurzem den alleinigen Kernpunkt der archäologischen Forschungen der Deutschen Orient-Gesellschaft im Lande des Euphrat und des Tigris gebildet hat. Was hier bisher gefunden und erreicht

ist, läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen. Für die vom Zweistromland ausgehende Fertigkeit der Fayence- und Majolikatechnik sind die ersten großartigen babylonischen Belege gefunden, während man sie bisher in größerem Maße nur auf beeinflußtem Gebiet, in Susa, studieren konnte. Und zwar hat man gerade durch unsre Ausgrabungen einen wichtigen Fortschritt in dieser Technik beobachten können, den Uebergang von der Flachemaille zum Emaillerelief, der sich gegen Ende der Regierung des großen Nebukadnezar (605 bis 561 v. Chr.) vollzogen zu haben scheint. Der Löwe von Babylon, der in zahlreichen Wiederholungen die Seiten der ebenfalls von der Orient-Gesellschaft aufgedeckten Prozessionsstraße des Hauptgottes Bel-Marduk zierte, und der auch die längst aus den englischen und französischen Ausgrabungen der fünfziger Jahre bekannte Meisterschaft der Babylonier und Assyrer in der Tierdarstellung nicht verleugnet, steht vor uns, in Relief, aus emaillierten Kacheln, in prächtigen, leuchtenden Farben — dunkelblau, hellblau, goldgelb — zusammengestellt. Dieselbe Technik, in der gleichen bewunderungswürdigen Fertigkeit, zeigt die am Istartor aufgestellte Darstellung des Wildstieres, der sich, nach der Schilderung der Augenzeugen, in wundervoller Farbenpracht von tiefblauem Grunde abhebt, während die Färbung des Tierkörpers bei den verschiedenen Exemplaren in anziehender Weise wechselt. Mir persönlich steht in der Gesamtwirkung noch höher das wunderbare harmonische Ornament aus dem Thronsaal Nebukadnezars in Flachemaille. Auf dunkelblauem Grunde eine Doppelreihe verschieden gestalteter Palmetten oder Blätter in leuchtendem Weiß, Hellblau und Goldgelb, zum Teil eingefaßt von einem gelben, weiß und schwarz durchflochtenen Bande. Diese Buntziegeltechnik in trefflichen Erzeugnissen ihrer heimatlichen Blüte kennen zu lernen, ist von um so größerer Bedeutung, als unsre Fayence- und Majolikatechnik von ihr ein uns durch die Araber übermittelter direkter Abkömmling ist.

Auch eine hethitische Inschrift ist gefunden worden. Von den babylonischen Texten ist historisch wichtig namentlich eine Inschrift Nabopolassars (626 bis 605 v. Chr.), des Begründers des neubabylonischen Reiches, die berichtet, wie er das assyrische Joch abgeschüttelt habe.

Daß gerade Babylon als erster Angriffspunkt für die Ausgrabungen gewählt wurde, hat bei Assyriologen und Historikern von vornherein Bedenken erregt. Bei der gewaltigen Größe auch der einzelnen Abschnitte des Ruinenfeldes können die Erträgnisse naturgemäß nur langsam zutage treten.

Ferner hat Babylon in verhältnismäßig später Zeit durch Sanherib von Assyrien im Jahre 689 v. Chr. eine anscheinend sehr gründliche Zerstörung erfahren.

Die von seinem Sohne Assarhaddon wiedererbaute Stadt hat alsbald weitere Gefährdungen ihres Bestandes erfahren und ist nochmals von Nebukadnezar großartig erweitert und neu gestaltet worden. Und diese verhältnismäßig junge Stadt ist nicht etwa plötzlich zerstört und so von vornherein durch Einsturz und Brand mit einer schützenden Schuttdecke überzogen, sondern seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. allmählich verlassen worden, wobei natürlich vieles, das aufzufinden

von höchstem Wert wäre, in die neugegründeten Nachbarstädte, zunächst Seleukeia am Tigris, überführt und verschleppt wurde. Wirklich grundlegend Neues ist in Babylonien erst zu erhoffen nicht von einer Fortsetzung der ohne sonderlichen Erfolg begonnenen Versuchsgrabungen an Trümmerhügeln unbekannter Bestimmung, sondern von der wieder und wieder dringend zu empfehlenden und, wie wir hören, auch geplanten Inangriffnahme einer derjenigen südbabylonischen Trümmerstätten, deren Identität mit einer historisch bedeutenden altbabylonischen Stadt feststeht: es sei nur an Ur (heute Mukayyar), Erech (Warka), das ursprünglich als erste Grabungsstätte ins Auge gefaßt war, Larsa (Senkereh) erinnert.

Einen nicht unbeträchtlichen Gewinn bedeutet freilich auch die den Ausgrabungen zu dankende Aufklärung der Topographie der Stadt Babylon, die im Altertum wegen ihrer Größe und der Besonderheit ihrer Anlage hohe Bewunderung erregt und Berichte hervorgerufen hat, bei denen sich mit dem Tatsächlichen auch die Legende verbunden haben mag. Den Schlußfolgerungen aus dem erzielten Befunde würden wir hier aber seitens der Ausgrabungsleitung eine bedächtigere Verwertung wünschen, so daß Kontroversen wenigstens über solche Fragen vermieden würden, deren Lösung erst der Fortgang der Grabungen nach manchem Jahre bringen kann. Verhältnismäßig sicher erscheint vielen, daß man den Haupttempel Babylons, Esaggil, den Tempel des Bêl-Marduk in dem Trümmerhügel Tell Amran ibn Ali gefunden hat, obwohl auch das von einer Minderheit mit beachtenswerten Gründen geleugnet wird. Die gerade in Tell Amran die Fundamente bedeckende ungeheure Schuttmasse spricht jedenfalls auf den ersten Blick nicht dagegen. Denn mannigfache Zeugnisse aus dem Altertum, klassische wie keilinschriftliche, die sich aufs klarste ergänzen und auf das vollständigste ineinander greifen, berichten uns, daß dieser Belstempel von Xerxes zerstört worden, und daß Alexander der Große bestrebt gewesen ist, ihn wieder aufzubauen. Dabei wird auch berichtet von den Schwierigkeiten, der ungeheuern Schuttmasse Herr zu werden. Daß in der oberen, besonders mächtigen Schuttschicht Erzeugnisse griechischen Kunstfleißes gefunden worden sind, kann möglicherweise als eine Bestätigung für die uns überlieferte Tatsache gelten, daß monatelang von den makedonischen Truppen an der Fortbewegung des Schuttes gearbeitet worden ist, bis dann die Arbeit infolge des vorzeitigen Todes des großen Königs liegen blieb. Unter Antiochos I., Seleukos' Sohn, ist dann in den Jahren 274 und 268 v. Chr. das Werk noch einmal wieder in Angriff genommen worden. Auch das wird beim Untersuchen der Schuttmassen zu beachten sein.

Wesentliche Veränderungen erfahren unsre Anschauungen über die Anlage und die Befestigungen Babylons. Nach den klassischen Nachrichten wäre die Stadt — natürlich große Teile unbewohnten Gebietes, wie ausdrücklich berichtet wird, mit eingeschlossen — von einer ungeheuern quadratischen Mauer umgeben gewesen, die einen Umfang von nahezu 85 Kilometern gehabt hatte, so daß sie ein Areal von zirka 565 Quadratkilometern umfaßt hätte. Wir hören ferner von einer zweiten inneren Mauer von wenig geringerer Stärke und einem Umfang von zirka

71 Kilometern, die bis in die Zeiten Alexanders des Großen und darüber hinaus stehen geblieben wäre, nachdem die äußere Mauer von Xerxes zerstört worden war. Es wird nun von den Leitern der Ausgrabungen in Babylon behauptet, daß diese Angaben nicht etwa bloß übertrieben seien, was ja wohl denkbar wäre, sondern daß von diesen Mauern keine Spur mehr vorhanden sei und daß sie deshalb niemals existiert hätten. Gerade das Gegenteil behaupteten die Mitglieder der französischen Expédition en Mésopotamie, und Oppert hat an vorhandenen Spuren die ungefähre Richtung der doppelten Mauern bestimmen zu können geglaubt. Sehr möglich, daß seine Ermittlungen den Erfordernissen neuerer und strenger technischer Schulung und Kritik nicht standhalten. Aber damit wäre immer noch nicht bewiesen, daß solche äußere Mauern niemals existiert hätten.

Daß Mauerwerk, auch bei bedeutendem Umfange, über der Erde vollständig verschwinden kann, haben die neuen Ausgrabungen in Troja und Susa bestätigt, und die babylonischen Mauern waren üblichermaßen keineswegs durchweg von einer Struktur, die den Jahrhunderten trotzte, wie ich das in meiner Broschüre über Babyloniens Kulturmission des näheren dargelegt habe[1]) und hier auf beschränktem Raume nicht wiederholen kann. Die Namen, die man nach den seit Jahrzehnten bekannten Inschriften Nebukadnezars den herodoteischen beiden äußeren Mauerzügen beizulegen geneigt war, sollen nach der Deutung, welche die Expeditionsleitung den bisherigen Ergebnissen der hier noch im Flusse begriffenen Ausgrabungen gibt, für Befestigungswerke nur der inneren Stadt gelten. Das wird einerseits von einem Teil der Assyriologen, darunter solchen, welche die Ausgrabungsstätte besucht haben, energisch bestritten, und wäre zum andern kein durchschlagender Gegenbeweis. Man kann betreffs der Namen im Irrtum gewesen sein, und die äußeren Mauern können gleichwohl existiert haben. Jedenfalls sind — und nicht bloß aus dem angegebenen Grunde — Versuchsgrabungen im weiteren Umkreis des Stadtkernes auf das dringendste zu fordern und werden, wie wir zu unsrer Befriedigung hören, auch für den weiteren Verlauf der Grabungen geplant.

Die Angaben über die Mauern Babylons lesen wir zuerst bei Herodot. Aber einerseits ist Herodot erweislich nicht der erste, der sie erkundet und beschrieben hat, anderseits weiß eine ganze Reihe von ihm unabhängiger Quellen zur Zeit Alexanders des Großen Entsprechendes zu berichten. So ist es sehr zu bedauern, wenn von der Ausgrabungsstätte die Parole gegeben und in populären Aeußerungen in die Lande hinausgetragen wird, als dienten die Ergebnisse unsrer Grabungen in Babylon zur völligen und endgültigen Erschütterung der Glaubwürdigkeit Herodots. Dadurch erhält die in der modernsten Richtung der Assyriologie hervortretende Neigung, nur die keilschriftlichen Quellen gelten zu lassen, alle klassischen Berichte als minderwertig beiseite zu schieben, eine unerwünschte Stärkung.

---

[1]) Babyloniens Kulturmission einst und jetzt. Ein Wort der Ablenkung und Aufklärung zum Babel-Bibel-Streit (Leipzig 1903), S. 61 f., vergl. S. 85 ff.

Wie derartige, so würden auch andre Mißstände vermieden werden, wenn bei den Arbeiten der Deutschen Orient-Gesellschaft etwas weniger absolutistisch zu Werke gegangen würde. Gewiß ist, zunächst an der Ausgrabungsstätte, eine straffe, einheitliche Leitung unerläßlich, und es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß sie dem Techniker zukommt. Die Deutsche Orient-Gesellschaft ist so glücklich, in Robert Koldewey eine Kraft zu besitzen, die allen technischen Erfordernissen in geradezu idealer Weise entspricht. Von Haus aus Architekt, ist er, in langjähriger Forscherarbeit auf dem Boden des griechischen und des orientalischen Altertums von Sizilien bis nach Syrien hin geübt, als einer der glücklichsten und bewährtesten Leiter archäologischer Ausgrabungsarbeiten anerkannt. Jetzt hat er mit staunenswerter Energie und glücklichem Erfolge begonnen, sich bei seiner übrigen angestrengten Tätigkeit in die schwierigen Gebiete der Keilschriftforschung und der einschlägigen Geschichte einzuarbeiten. Ebenso hat Herr Architekt W. Andrae, der gegenwärtig in Assur die Leitung hat, sich überraschenderweise relativ sehr achtungswerte assyriologische Kenntnisse angeeignet. Aber beide können und wollen sich mit dem auf assyriologischem und historischem Gebiete geschulten Fachleuten keineswegs messen. Daher ist es sehr zu bedauern, daß es bisher nicht gelungen ist, die Befugnisse des technischen Oberleiters und des assyriologisch-historischen Fachmannes derart abzugrenzen, daß ein dauerndes ersprießliches Zusammenwirken gesichert wurde.

Nachdem in den wenigen Jahren drei Assyriologen entsandt worden und heimgekehrt sind, wird gegenwärtig in Babylon wie in Assur ganz ohne Fachmann gearbeitet — ein ganz unhaltbarer Zustand. Die Anwesenheit geschulter Fachleute, die freudig und frei beweglich innerhalb klar umgrenzter Kompetenzen tätig sein können, ist ein erstes, unbedingtes Erfordernis weiterer gedeihlicher Entwicklung der Deutschen Orient-Gesellschaft.

Eine einzige, nur dem Fachmanne verständliche Angabe in einer neugefundenen babylonisch-assyrischen Keilinschrift kann über den Charakter und Zweck der Anlage, in deren Bezirk oder Nachbarschaft sie gefunden ist, Aufklärung schaffen und dann die Richtschnur für den Gang der gesamten topographischen Untersuchung und so der Ausgrabungen abgeben. Der Hauptaufgabe, solche entscheidenden Angaben neugefundener Inschriften mit möglichster Beschleunigung und Bestimmtheit der Ausgrabungsleitung zugänglich zu machen, wird sich freilich die Tätigkeit des Assyriologen, in bewußtem Gegensatz zur reinen Forscherarbeit am Studiertisch, anzupassen haben. Nächstdem wird er Sorge tragen müssen, daß an der Ausgrabungsstätte von vornherein die Verbindung mit den Ergebnissen früherer Funde und Forschungen gepflegt werde, damit nicht, wie jetzt gelegentlich, wirklich bedeutsame Funde ungenutzt bleiben. So verlautet ganz nebenher die Kunde von der Auffindung derjenigen Mauer, der Nebukadnezar in einer seiner Inschriften 360 Ellen Länge gibt. Wie selbstverständlich wird berichtet, sie messe nahezu 180 Meter, was zu der Länge der „Elle: zirka $1/2$ Meter“ stimme. Die Elle wird einfach als Naturmaß behandelt. Daß hier ein vielumstrittenes, kulturhistorisch höchst wichtiges, weit über Babylonien hinausgreifendes Problem vorliegt (Näheres s. „Babyloniens

Kulturmission", Abschn. VII), das seine Bestätigung in dem von Borchardt und mir auf Grund längst bekannter altbabylonischer Materialien geforderten Sinne (babylonische Elle = 495 bis 498 Millimeter) findet, bleibt gänzlich unbeachtet!

Auch für die heimische Wirksamkeit der Deutschen Orient-Gesellschaft regen sich berechtigtermaßen entsprechende Wünsche. Das in der Leitung theoretisch bestehende Kollegialsystem sowie die Berücksichtigung dessen, was von andrer Seite geleistet worden ist und wird, sollten erheblich stärker betont werden. Zu den Aufgaben der Gesellschaft gehört es nach deren Satzungen, „die Kenntnis von den Ergebnissen der Forschungen über das orientalische Altertum in geeigneter Weise zu verbreiten". Daß das, soweit mündliche Belehrung in Betracht kommt, nur in Berlin geschehen solle, und — abgesehen von den Berichten derer, die für die Gesellschaft gereist sind oder Ausgrabungen gemacht haben — nur von einem einzigen, wenn auch dem als Philologen führenden, unter den immerhin zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Fachmännern, ist nirgends gesagt und erweckt irrige Vorstellungen. Ein andrer Mangel hängt damit — nicht notwendig, aber wie die Dinge einmal liegen — zusammen. Das deutsche Publikum ist, wie sich herausgestellt hat, mit dem Gange der älteren Bemühungen um die Aufhellung der babylonisch-assyrischen Altertümer, durch deren Geschichte die Gründung der Deutschen Orient-Gesellschaft ja erst bedingt wurde, so gut wie gar nicht vertraut, obgleich deren Kunde seit mehr denn 50 Jahren in populären, zum Teil höchst fesselnd geschriebenen Büchern auch in deutscher Sprache verbreitet worden ist. So erscheint ihm jeder neue Fund, über welchen die für weitere Kreise bestimmten, den „wissenschaftlichen Veröffentlichungen" vorausgehenden „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft" berichten, als etwas bedingungslos Neues, jedes bescheidene Glied in der längst geschmiedeten Kette der Ermittlungen als eine großartige Entdeckung, und es ist bisher seitens der Deutschen Orient-Gesellschaft fehlerhafterweise versäumt worden, hier energisch aufklärend einzugreifen, obgleich die Gefahr, daß diese irrigen Vorstellungen früher oder später den Gang und das wissenschaftliche Niveau der Forschungen nachteilig beeinflussen möchten, unmöglich zu verkennen ist.

Werden die angedeuteten Mängel energisch abgestellt und wird vor allem an einer der wohlbekannten südbabylonischen Trümmerstätten in Bälde der Spaten angesetzt, so können wir hoffen, daß die Deutsche Orient-Gesellschaft, der wir eine stetig steigende Betätigung und Mitgliederzahl wünschen, weitere und immer bedeutendere Erfolge erzielen werde, wie sie den, einen engeren Kreis von Teilnehmern umfassenden, anspruchsloser auftretenden ausländischen Organisationen beschieden gewesen sind.

Berlin, Dezember 1904.

Zwei Frauen

Japanische Originalnovelle

von

Koyo Sanjin (Ozaki Tokutaro)

(Schluß)

Es ist ein Abschied fürs Leben," fuhr Morisane fort. „Grüßen Sie, bitte, Ihre Gattin, die Tante, und Fräulein Yoshino."

Er wollte noch mehr sagen, aber Tränen der Erinnerung erstickten seine Stimme. Endlich faßte er sich ein Herz und sprach:

„Ich unglücklicher Koshiro! Als ich acht Jahre alt war, habe ich die Eltern verloren, und ich bin dem Oheim und der Tante eine große Mühe gewesen. Ich habe nur meines Vaters Haus geerbt, mein Vermögen ist gering. Daß ich groß geworden bin, habe ich Euch zu verdanken. Unerwartet ist dieser Krieg ausgebrochen, und ich stehe im Heere Ihres Feindes. Daß ich so undankbar gegen meinen Oheim erscheinen muß! Aber das ist für meinen Herrn, dem ich folgen muß... Jetzt sagen Sie mir wie sonst, ich soll zu Ihnen kommen. Wenn es eine andre Zeit wäre, würde ich Ihrem Worte folgen, aber jetzt ist es unmöglich. Es ist die Pflicht des Kriegers, die es mir verbietet..."

Die letzten Worte erstarben ihm auf der Zunge. Er neigte sein Gesicht vornüber. Der Oheim unterdrückte seine Bewegung, aber seine Lanzenspitze zitterte.

Der junge Mann fuhr fort: „Auch die Tante hat mir viel Gutes getan und mich geliebt wie ein eignes Kind. Wie groß wird ihre Trauer sein, wenn sie von meinem Tode hört. Wenn es möglich wäre, möchte ich sie noch einmal sehen und ihr danken. Auch möchte ich mich mit Fräulein Yoshino versöhnen."

Sakonnosuke hörte schweigend die Worte an, aber als er den Namen seiner Tochter vernahm, drückte er sein Gesicht in den Sattel, und die Tränen quollen.

Der junge Mann fuhr fort: „Das Fräulein hat mich so geliebt, daß sie endlich krank wurde, und der Oheim und die Tante haben große Sorge um sie gehabt. Ich konnte ihr mein Wort nicht halten. Unsre Verlobung ist schon von Kindheit an. Aber vor der Hochzeit entstand leider ein Zwiespalt zwischen den beiden Daimyos, unsern Herren. Da erhielt ich plötzlich den Befehl, mich mit der Dienerin Wakaba zu verheiraten. Die Herrin hatte selbst vermittelt. Gegen meinen Willen mußte ich die Ehe eingehen, wenn Ihr mich wohl auch als einen Unmenschen betrachtet, der seine Braut im Stiche ließ. Nehmt meinen Tod als Strafe der Gottheit."

Der Oheim antwortete:

„Nein, nein, daß du dich mit Wakaba verheiratet hast, hat mich sehr gefreut und meine Frau auch. Sogar auch meine Tochter. Yoshino ist eine Törin, wie konnte sie dir genügen?"

Als Morisane dieses Wort hörte, stand er plötzlich auf, aber vor Schmerz

fiel er wieder zusammen. Er griff nach den Knien des Oheims und sagte mit zitternder Stimme:

„Oheim, das ist zu viel. Ihr zürnt mir noch. Heut ist das letztemal, daß Sie mein verhaßtes Gesicht sehen. Sagen Sie, daß Sie mir vergeben — wie könnte ich sonst in der Unterwelt meinem Vater gegenübertreten. Mit Ihrer Verzeihung werde ich den Pfad des Todes wandeln."

Er stützte sich auf sein Schwert, stand auf und näherte sich dem Pflaumenbaum. Von diesem schnitt er einen Zweig voll Blüten ab und reichte ihn dem Oheim zusammen mit einem Büschel seiner eignen Haare und sagte:

„Oheim, diese Haare sind für die Tante zu meiner Erinnerung und die Blumen für Fräulein Yoshino. Vor kurzem wünschte sie einen Zweig Blüten aus meinem Garten. Jeden Tag wollte ich ihr ihn bringen, aber ich konnte nicht. Vielleicht blühen die Pflaumen jetzt dort auch ... möge sie diese nehmen, meine Seele ist in diesen Blumen und wird die Tante und Fräulein Yoshino wiedersehen. Mit dieser Freude will ich tapfer sterben. Ich wünsche Ihnen, Oheim, viel Kriegsglück und langes Leben. Nehmen wir jetzt ewigen Abschied. Wenn ich diese Gelegenheit nicht benutze, ist es zu spät."

Koshiro wischte die Tränen von den Augen und erhob sich mühsam. Er taumelte einige Schritte, da griff der Oheim nach der Lanze und rief:

„Warte, Koshiro."

Koshiro stand still und fragte: „Was willst du tun?"

„Wohin?" rief der Oheim.

„Nach dem Schlachtfelde," lautete die Antwort.

Da rief der Oheim zornig: „Schweige, seit vorhin ermahne ich dich, du sprichst immer vom Tode. Ha!" — er lächelte ein wenig. — „Wenn du so lebensüberdrüssig bist, brauchst du da das Schlachtfeld? Ich, dein Oheim, werde dein Gegner sein, und obgleich ich so alt bin, wird doch das Schwert eines solchen Schwächlings meine Brust nicht treffen. Erst, wenn du mein Haupt abgeschlagen hast, und wenn du dann noch Mut hast, dann gehe zur Schlacht, ganz nach deinem Belieben. Solange ich hier bin, keinen Schritt von der Stelle! Also, zum Kampfe!"

Er richtete die Spitze seiner Lanze auf Koshiro.

„Das ist ein trauriger Kampf," sagte dieser.

Der Oheim, der eben noch so tapfer gesprochen hatte, konnte seinen Schmerz nicht verhehlen. Die Stimme bebte ihm, als er rief: „Traurig, was ist traurig? Bist du verzagt? Auf, auf, zum Kampfe!"

„Ich verzage nicht und habe keine Furcht."

„Warum willst du also nicht kämpfen?"

„Keinesfalls werde ich mit Ihnen kämpfen," antwortete Koshiro. „Durchbohren Sie mich mit Ihrer Lanze, darum bitte ich Sie."

Der Oheim antwortete: „Wer sich nicht wehrt, ist wie ein Toter. Ich werde solch einen Mann nicht töten. Auf das Schlachtfeld gehen oder hier kämpfen ist eins. Hier und dort kann man das Leben verlieren. Also auf!"

Koshiro erwiderte: „Das kann ich nicht. Mein Gegner ist der gütige Oheim, und meine Lanze ist die, welche ich von meinem Vater erbte. Wie könnte ich mit dieser Waffe gegen Sie kämpfen?“

Die Lanze war wirklich eine sehr gute Waffe, die Koshiro von seinem Vater Morimichi geerbt hatte. Als der Oheim diese Lanze erblickte, erinnerte er sich des Vaters seines Pfleglings und seiner letzten Worte: ‚Ich trage dir meinen Sohn auf, meinen Sohn Koshiro!‘

Und da war nun Koshiro vom Blut überströmt.

Der Oheim warf seine Lanze zu Boden und schluchzte laut.

Auf dem Schlachtfelde, das nicht weit entfernt, war es inzwischen still geworden. Aber jetzt hörte man wieder Siegesgeschrei, daß es bis zum Himmel schallte.

Koshiro sank auf seine Knie und rief: „O Himmel!“

Er ergriff sein Schwert und wollte es sich in die Kehle stoßen.

Der Oheim faßte ihn bei der Hand: „Eile nicht so!“ und nahm ihm das Schwert ab.

Ein Soldat des Oheims kam in aller Eile und kniete vor ihm nieder: „Großer Sieg! Der Feind ist auf der Flucht. Hurra!“

Der Soldat sah das zu Boden gesenkte Angesicht Koshiros.

„Herr Koshiro! Ich habe Sie lange nicht gesehen!“

Koshiro hob matt seinen Kopf und sagte: „Bist du es, Shinroku?“

„Jawohl,“ war die Antwort, „sind Ihre Wunden groß?“

Er wandte sich zu seinem Herrn, und als er diesen weinend stehen sah, wurde auch er traurig. Der Oheim flüsterte dem Soldaten etwas ins Ohr.

Shinroku nickte und näherte sich dem Verwundeten.

„Herr Koshiro, ich werde Sie begleiten.“

Der Oheim sagte: „Vorläufig gehst du nach meinem Hause.

Morisane war zu schwach, um Widerstand zu leisten. Er stützte sich auf die Schultern des Knechtes und sagte schmerzerfüllt: „Lebe wohl, Oheim.“

Der Oheim nickte nur. Zu dem Knechte aber sagte er: „Shinroku, gib acht.“

„Sehr wohl,“ war die Antwort.

So trennten sich Oheim und Neffe.

Der Leichnam des von Koshiro erschlagenen Soldaten blieb zurück, und die Menschenköpfe an dem Pflaumenbaum.

Das Schilf des Ufers rauschte, und der Schnee sank von seinen Blättern hernieder. Zwei Reiher flogen auf . . .

III

Liebesleid

Im innersten Zimmer von Toyamas Hause liegt Matsuura Koshiro Morisane. Noch auf seinem Schmerzenslager verfolgt ihn die Niederlage der Seinen. Sehnsucht nach dem Schlachtfelde lebt in seiner Brust. Wenn er erst so weit gesund sein wird, daß er den Bogen spannen kann, wird er sich heimlich davonschleichen, sonst würden sie ihn wohl zurückhalten. Dann wird er gegen den mächtigen Feind zu Felde ziehen.

In der letzten Schlacht kam ein Krieger in prächtiger Rüstung vom Walde her. Er hatte keine Zeit, im Schlachtgewühl seines Feindes Namen zu erfragen, und so fingen sie zu fechten an. Der Feind mit dem langen Schwert, Koshiro mit der Hellebarde. Aber sie wurden durch dazwischendrängende Soldaten getrennt. Der Kampf blieb unentschieden, das kränkte ihn jetzt noch.

Wer war der Mann? Wie stark sein Schwert! Wenn er sterben sollte, — von einem solchen Krieger möchte er fallen. Wenn er wieder in die Schlacht kommt, möchte er mit dem tapferen Feind zusammenkommen und tapfer fechten, so daß die Leute darüber sprechen. Diese Hoffnung tröstet ihn auf seinem Krankenlager über seine Pfeilwunden und den Lanzenstich und daß er die Glieder nicht bewegen kann wie er will. Er knirscht mit den Zähnen, wenn die Schmerzen sich wieder einstellen. Er stöhnt.

Da kommt jemand zu ihm und sagt mit flüsternder Stimme:

„Herr Koshiro!"

Koshiro schlägt die Augen auf und sagt: „O Yoshino!"

„Wie geht es dir?" fragte sie. „Meine Mutter hat große Sorge um dich!"

„Herzlichen Dank," sagte der Kranke, „und wo ist die Tante?"

„Sie besucht jeden Morgen den Tempel und bittet um deine schnelle Genesung. Sie wird wahrscheinlich bald zurück sein."

„Was, jeden Tag besucht sie den Tempel," rief Koshiro aus. Die Tränen kamen ihm in die Augen. Als er die Hand ins Bett zog, näherte sich ihm Yoshino und fuhr ihm mit ihrem eignen weichen Aermel über die Augen.

„Heut sieht dein Gesicht sehr matt aus," sagte sie. „Schmerzen die Wunden immer noch so stark?"

„Nein," entgegnete Koshiro, „allmählich wird es besser. Ich kann euch gar nicht genug danken, daß ihr mich so pflegt."

„Du sprichst, als ob du ein Fremder wärst," sagte das Mädchen. „Du bist bei uns zu Hause und hast nur zu befehlen, was du wünschest."

Koshiro sagte: „Es ist so rührend, daß die Tante meinetwegen jeden Tag in den Tempel geht." Dann blickte er in Yoshinos Gesicht. „Ich habe gehört, du bist lange krank gewesen."

Sie antwortete: „Ich? Hast du von meiner Krankheit gehört?"

Dieses Wort enthält einen leichten Vorwurf. Die Blüte der Distel ist schön, aber sie ist mit Stacheln besetzt, man kann sie nicht berühren.

Morisane schloß die Augen und sagte: „Verzeihe mir."

Sie antwortete: „Ich wünsche dir Glück."

Eine peinliche Antwort. Was ist der Glückwunsch für den jetzigen Zustand Morisanes? Er hat viel Unglück gehabt, Niederlage, Wunden, Krankenlager — alles, was der Krieger haßt.

Koshiro konnte die Antwort nicht verstehen.

Yoshino fuhr fort: „Du hast Hochzeit gefeiert, wie ich gehört habe."

Wie ein vergifteter Pfeil traf dies Wort seine Brust. Er zuckte zusammen, die Adern schwollen, das Herz klopfte. Was wird das Mädchen noch weiter sagen?

Yoshino fuhr fort:

„Koshiro, man sagt, die Mannestreue ist für die Frauen sehr wichtig. Ist es so?“

Das Wort war eine Blume in Dornen.

Morisane antwortete erstaunt:

„Jawohl, die Frauen müssen dem Manne die Treue halten und dürfen nicht einen zweiten Mann heiraten. Und der Mann darf nicht dem zweiten Herrn dienen ...“ Er stockte. „Yoshino, ich muß mich vor dir schämen. Ich danke dir für deinen Wink. Es wäre besser, ich wäre in der Schlacht gefallen.“

Aus dem Reis, den man gesät hat, sprießt der Hirse hervor.

Yoshino erstaunte. „Was sagst du, habe ich dich gekränkt? Das war nicht meine Absicht! Die Frauen dürfen nicht dem zweiten Manne gehören, aber der Mann ... darf er viele Geliebten haben?“

So fragte sie, um ihm die unangenehme Empfindung zu zerstreuen. Ihre Sorge ist Liebe, der Argwohn sieht darin Bosheit.

Gibt Morisane eine bejahende Antwort, so weicht er vom Pfade der Tugend. Verneint er, so geht er den richtigen Weg, aber setzt sich selbst ins Unrecht. Er schwieg eine Weile, dann faßte er Mut und sagte:

„Auch der Mann darf das nicht tun. Solch ein Mann ist nicht besser als eine Dirne. Der Krieger darf sich so nicht betragen. Die Frauen dürfen die Treue nicht vergessen, die Männer müssen auch Treue bewahren ...“

Yoshino antwortete: „Du weißt alles sehr gut.“

Das schien ein Vorwurf zu sein, daß er die andre Frau geheiratet hatte. Aber sie wagte es nicht auszusprechen und fragte nur: „Hast du vergessen, daß ich die Tochter Toyama Sakonnosukes bin?“

Das Herz Morisanes ist wie ein Pfeil und Yoshinos Wort gleicht einem Hasen, zeigt der Hase seine Gestalt, so verbirgt er sich sofort wieder im Waldesschatten, der Pfeil konnte ihn nicht erreichen.

Morisane antwortete: „Wie konnte ich vergessen, daß du die Tochter Sakonnosukes bist!“

Sie näherte sich ihm und sprach mit trauriger Stimme: „Du hast es gewiß vergessen.“

„Warum sagst du mir das?“ fragte Morisane.

„Wenn ich Sakonnosukes Tochter bin,“ antwortete sie, „dann bin ich die Braut des Matsuura Koshiro Morisane. Diese Ehe haben die beiden Eltern lange gewünscht. Ist es nicht so, Koshiro?“

Sie legte ihr Haupt auf das Lager des Verwundeten und zitterte vor Aufregung.

„Du hast vergessen, daß Sakonnosuke eine Tochter hat, die Yoshino heißt. Das ist sehr traurig.“

Da streckte Morisane seine magere Hand heraus und legte sie auf Yoshinos Schulter.

„Wie könnte ich das vergessen, Hachiman weiß es!“

Yoshino faßte seine Hand und sagte:

„Sprich, soviel du willst . . . du hast mich doch vergessen und mit der andern Geliebten . . .“ Sie konnte nicht weiter sprechen.

Beide schwiegen eine Weile, dann fuhr Yoshino fort:

„Du sagtest eben, daß auch der Mann die Treue halten müsse. Du weißt es sehr gut.“

Sie wollte noch weiterreden, aber sie befürchtete, daß der Mann zürnen werde. Wenn sie sein Gesicht sieht, erwacht auch in ihrem Herzen die Liebe wieder, und wie die Liebe zunimmt, wird auch ihr Schmerz immer größer. Da sie Schmerz im Herzen hat, enthält auch das Wort Schmerz. Was sie sagt, ist ihr Gedanke. Stelle die Blume vor den Spiegel, ihr Bild gleicht nicht dem Monde, das ist Gesetz der Natur. In Trauer lachen und im Zorn sich freuen, ist unnatürlich.

Sie fuhr fort.

„Du weißt es sehr gut, daß der Mann auch die Treue wahren soll. Der Herr befahl es . . . der Herr ist auch ein Mensch, er tut nichts Unmenschliches wie der Teufel und die Schlange . . . als der Herr dir deine jetzige Frau empfahl, warum hast du ihm da nicht offenbart, daß ich, Yoshino, Sakonnosukes Tochter, deine Verlobte war? Er hätte dir die andre nicht gegeben, so streng er auch sein mag. Meine Mutter sagte mir, deine jetzige Frau sei eine Dienerin der Herrin gewesen. Sie hat sich in dich verliebt, bis zum Tode verliebt! Sogar die Fremde liebte dich so . . . wie liebte ich dich, die ich dich von Jugendzeit kenne! Die Herrin hat die Neigung deiner jetzigen Frau bemerkt, und sie hat es vermittelt, daß du sie heiratetest. Wie freute sich die Dienerin . . . wenn ich daran denke! Die Herrin hat unrecht getan. Wenn sie die Neigung ihrer Dienerin bemerkte, so konnte sie auch die meine ahnen. Wie jene, so konnte dich auch eine andre lieben. Hättest du dich damals erklärt und dich geweigert, so hätte die Herrin ihr Unrecht eingesehen, aber du warst wohl schon lange mit ihr einig. Ach, du hast mich im Stich gelassen! Deshalb hast du nichts gesagt und auf des Herrn Befehl sofort Hochzeit gefeiert.“

Sie drückte die Hand Morisanes noch fester. Die Liebe hatte sie fortgerissen. Der junge Bambus sieht schwach aus, und doch hat er Kraft, den Schnee abzuschütteln.

Koshiro dachte bei sich: Yoshino, du weißt nicht, daß selbst die Freunde untereinander argwöhnisch sind. Das ist so in Kriegszeiten. Durch eine Verleumdung können viele Tausende ihr Leben verlieren. Es ist eine traurige Sitte, daß die Krieger ihre Kinder als Geiseln zurücklassen. In China war ein Kriegsmann aus Ro, namens Goki, der wollte gern im Kriege mit Sei als Feldherr geschickt werden. Da aber seine Frau aus Sei stammte, hatte er Furcht vor seinen Landsleuten, daß sie mißtrauisch werden könnten. Um seine Treue zu beweisen, tötete er die geliebte Frau. Und er führte den Krieg und erwarb Heldenruhm. Später aber machten sie ihm Vorwürfe, daß er so grausam gewesen war, und da ihm Gefahr drohte, flüchtete er nach Gi. Solch einen Fall

kann man nicht als Vorbild nehmen, aber denken muß man hin und wieder auch so. Ich, Koshiro Morisane, bin mit acht Jahren Waise geworden; der Bruder meiner Mutter, Toyama Sakonnosuke, nahm mich auf und hat mich fechten und schießen gelehrt. Aus kleinen Ursachen entstand zwischen den beiden Nachbarländern eine Fehde, der Oheim und ich dienten den feindlichen Herren und wurden Feinde. Man sagte manchmal: der Koshiro hat einen Oheim in der feindlichen Partei. Das mußte er manchmal hören; man hatte Verdacht. Gerade in der Zeit kam die Liebesangelegenheit mit Wakaba und der Befehl des Herrn. Schon daß ich einen Oheim bei dem Feinde hatte, verursachte Verleumdung. Wie konnte ich dem Herrn sagen, daß ich die Tochter meines Oheims heiraten wollte! Er hätte mich verstoßen. Ein Ronin zu werden, Besitz und Einkünfte verlieren um meiner Rechtschaffenheit willen, das wäre ein stolzes Leben ...

So waren Koshiros Gedanken ...

Yoshino hat in der langen Zeit von zehn Jahren und mehr nur mein Gesicht gesehen, nicht mein Herz, sagte er sich. Sie ist wirklich meine Braut von Jugendzeit und die Eltern meine Wohltäter. Wie hätte ich die Dankbarkeit vergessen können! Um Verleumdungen vorzubeugen, habe ich die Ehe mit Wakaba geschlossen. Widerwillig habe ich den Hochzeitswein getrunken und bin mit dem Teufel ins Bett gestiegen. Hätte ich von Yoshino gesprochen, man hätte mich für untreu gehalten. Das Blut, das vor dem Feinde fließen soll, von den Peitschen der Freunde ... die Qual kann man ertragen, die Ruhmlosigkeit nicht ... Morisanes Schande wäre auf die Ahnen gefallen. Bauern und Kaufleute können solches erdulden, der Krieger nicht ... Yoshino hat töricht gesprochen, was sonst nicht ihre Art ist. Nicht Yoshino hat es gesagt, die Liebe sprach, die Liebe, die jedermanns Sinne verwirrt. Zwei Absichten hatte Morisane, als er ins Feld zog. Die erste war, die Gnade seines Herrn zu vergelten, die zweite, seinem Oheim und Wohltäter und der Braut Sühne zu bieten, nachdem er dem Befehl seines Herrn genügt und Wakabas Wunsch erfüllt hat. Was ich beim Abschiede meiner Frau geschrieben habe, hat denselben Sinn.

Diese Gedanken hatte Koshiro, aber er wollte seiner Braut diese Erklärung nicht geben, er konnte ihren Groll doch nicht versöhnen. Deshalb schwieg er.

Yoshino sagte schmerzlich weiter: „Als du noch bei uns warst, noch vor kurzem, hast du mich als deine Frau betrachtet. Jetzt, seit du aus der Schlacht zurück bist, behandelst du mich abstoßend. Ich habe dein dreimaliges Essen besorgt und dich gepflegt. Schon als wir als Kinder zusammenspielten, wußtest du, daß ich nur ein einfaches Mädchen bin. Du tust, als ob du es erst jetzt merktest. Du kannst dir wohl denken, wie mir zumute ist. Du solltest mir einige milde Worte sagen. Wenn ich der Mutter mein Leid klage, antwortet sie: ‚Ich kann dir nicht helfen‘.“

Yoshino biß in seine Aermel und warf sich vornüber auf die Matten. Sie weinte leise vor sich hin. Dann schob sie die aufgelösten Haare zurück und rief: „Ach, ich möchte lieber sterben!“

„Sterben?“ rief Koshiro.

„Ja, ich möchte sterben, denn mein ganzes Leben ist eine große Not."

Beide sahen einander an, aber sie konnten ihren Blick nicht aushalten. Yoshino trocknete ihre Tränen, und Koshiro schloß die Augen. Er seufzte. Erschreckt blickte Yoshino in sein Gesicht. Es war blaß und ohne Glanz. Die Backenknochen standen hervor. Zwei Wunden, halb geheilt, entstellten ihn mit ihren dunkelroten Flecken. Das Haar fiel wild herunter, seine sonst so lebhaften Augen blickten matt, die Lippen, die sonst so rot waren, zitterten vor Schmerz. Wie ein andrer Mann sieht er aus. Die Sehnsucht nach der früheren Zeit keimt in Yoshinos Herzen auf. Obgleich er so entstellt ist, obgleich sie Grund hat, ihm zu zürnen ... doch ist es er!

Dünner Wein ist viel süßer als Tee.

Das Mädchen lächelte. Selbst in ihrer Trauer hatte sie immer gewünscht, ihn zu sehen. Jetzt hat sie ihn vor sich. Wie veränderlich ist ein Mädchenherz.

Der Schmetterling, der auf der roten Blume spielt, wird vom Winde auf eine blaue geweht und schläft auf ihr ein.

Verschämt blickte Yoshino zur Seite. Sie weiß selbst nicht warum. Sie spielt mit den Aermeln ihres Kimono ... Auch Morisane mußte lächeln, als er in ihr jugendliches Gesicht sah. Mit milder Stimme rief er: „Yoshino!" Da hielt sie ihre Aermel vor ihn, so daß der Schatten auf sein Gesicht fiel, und antwortete: „Ja!"

„Yoshino," sagte Morisane, „ich habe eine Bitte ..."

Yoshino antwortete: „Wenn es mir möglich ist ... sage, was du wünschest."

„Du willst wirklich?" fragte Morisane freundlich ...

Yoshino näherte sich ihm und sagte:

„Ich habe auch eine Bitte ... wirst du sie mir erfüllen?"

„Gewiß," sagte Koshiro.

„Gewiß, Koshiro?" fragte Yoshino auf einmal.

Koshiro antwortete schnell: „Der Krieger hat nur ein Wort!"

Yoshino wurde rot, und sie hielt die Aermel vor ihr Gesicht.

„Ich freue mich sehr," flüsterte sie.

Morisane hustete einigemal, und sein Gesicht verzog sich im Schmerz. „Ich möchte dich fragen," sagte er, „du betrachtest mich als deinen Mann. Ist es wirklich so?"

„Warum fragst du mich das?"

„Ist es so?" fragte er noch einmal.

Yoshino antwortete mit zitternder Stimme:

„Ich schwöre vor Kamisama und Hotokesama, ich lüge nicht."

Da fragte der Verwundete etwas scharf:

„Wenn du mich so liebst ... warum hast du mir etwas verheimlicht?"

Das hatte Yoshino nicht erwartet. Sie brach in Tränen aus. „Koshiro, was du mir sagst, ist unrecht, du willst gewiß meine Bitte nicht erfüllen."

Aber Koshiro antwortete: „Ich bin nicht so feige, ich kann alles wissen. Du hast vorgestern von deinem Vater Nachricht bekommen."

Yoshino erschrak. Der Verwundete lächelte. Er hatte die Wahrheit entdeckt.

„Erzähle mir, was der Vater geschrieben hat!"

Auf welche Weise hat Morisane davon Kenntnis erhalten...? Es ist eine Siegesbotschaft, die Sakonnosuke vom Schlachtfelde geschickt hat. Der feindliche Feldherr hatte sich selbst getötet, als der unerwartete Nachtangriff erfolgte. Die höheren Offiziere folgten seinem Beispiele. Die feigen Leute ergaben sich oder liefen davon. Diese Nachricht hatte in Sakonnosukes Hause bis zum Knecht herab große Freude gemacht. Aber des Vaters Triumph ist großes Leid für Koshiro. Als Yoshino hörte, daß der Vater zurückkäme, konnte sie nicht weinen. Aber wenn Morisane davon hörte... wie traurig wird er sein. Auch die Mutter hielt es für das beste, dem Verwundeten alles zu verheimlichen bis zur Rückkehr des Vaters.

Jetzt nun wurde Yoshino von Morisane danach gefragt. Sie antwortet kraftlos: „Ja."

Was soll sie tun? Berichtet sie ihm alles, so übertritt sie das Verbot der Mutter, und er wird sich töten. Schweigt sie, so wird sie seine Liebe ganz verlieren und vor Liebe sterben. Aber ihre Liebe ist das Leben des andern. Ihr armer Kopf ist ganz verwirrt.

Endlich dachte sie: ‚Wenn ich ihm nichts davon erzähle, so wird er es später doch erfahren. Sie sagte:

„Meine Mutter hatte mir befohlen, und ich habe bisher geschwiegen. Aber dir zuliebe will ich alles sagen. Erfülle nun auch meine Bitte."

„Gewiß," antwortete Koshiro.

„Ganz sicher?" fragte Yoshino, und sie fuhr fort: „Der Feind ist gänzlich geschlagen, der Feldherr ist gefallen, vielleicht kommt der Vater morgen schon zurück, so hat mir die Mutter gesagt."

„Der Feldherr tot!" rief Koshiro. Er sprang vom Lager auf und zitterte am ganzen Körper. Seine Zähne knirschten, die Augen funkelten.

Yoshino erschrak und faßte ihn am Arm: „Koshiro, Koshiro!"

Dieser aber drängte sie zurück und griff nach dem Schwert, das vor dem Lager stand.

„Was tust du?" rief das Mädchen. „Du willst dich töten?"

„Schweige," rief er.

Der durch Krankheit geschwächte Mann hat keine Kraft mehr, das Mädchen zurückzudrängen. Zwischen ihrer weißen Hand und seiner mageren Faust glänzt die Klinge, etwa zwei Zoll aus der Scheide gezogen. Er seufzt vor Aerger und Schmerz. Yoshinos Brust klopfte vor Schreck und Furcht.

„Der Vater kommt morgen zurück," sagte sie endlich hastig, „dann kannst du mit ihm sprechen, vielleicht hat er einen guten Rat für dich. Bis dahin Geduld, Koshiro!"

Koshiro schwieg und ließ den Kopf hängen. Endlich sagte er:

„Ja, du hast recht, ich werde den Oheim erwarten, und wir wollen beratschlagen."

Arglos antwortete Yoshino: „Ja, das ist das beste.“

Da rief eine Dienerin aus dem andern Zimmer: „Fräulein Yoshino, Fräulein Yoshino!“

Das Mädchen steckte das Schwert in ihren Busen und ordnete ihr Haar. Die Augen trocknend, sagte sie: „Also Geduld, Koshiro! Dies Schwert werde ich einstweilen behalten. Lege dich nieder, du wirst dich erkälten!“

Er antwortete: „Laß mich.“

Yoshino sagte: „Auf Wiedersehen, später.“ Sie schob die Tür auf.

„Yoshino!“ rief ihr Koshiro nach.

Sie sah zurück.

„Grüß deine Mutter von mir,“ rief er ihr zu.

Yoshino antwortete: „Gern, aber Geduld!“

Koshiro nickte. Das Mädchen verließ das Zimmer. Wenn sie gewußt hätte, daß dieses Schwert, das sie mit sich nahm, ein Erinnerungszeichen werden sollte und daß sie damit seine Haare abschneiden würde!

IV
Harakiri

Das Licht der Lampe schimmert matt. Der Wind, der durch die Fensterritzen kommt, läßt sie gelegentlich aufflackern, dann wird es wieder dunkler.

Auf dem von einem Bettschirm umstellten Lager sitzt Koshiro, sehr matt. Seine Schenkel sind schmächtig geworden, die Beinschienen des Panzers passen nicht mehr. Er stützt sich auf sein langes Schwert und neigt den Kopf, daß das verworrene Haar herabhängt.

Heut ist es das letztemal, daß er seinen Körper sieht. Er hat sich vorgenommen, zu sterben. Aber solange das Herz noch lebt, beherrschen ihn noch die Gedanken dieser Welt. Er denkt an sein Weib. Wakaba heißt sie, junges Blatt, aber der Name ist falsch, ihre Gestalt ist wie eine Blume. Jedermann pries ihre Schönheit, ihre Gemütsart ist liebenswürdig, und sie liebt mich! Man sagt, selbst der Jäger tötet den Vogel nicht, der in der Not ihm an die Brust fliegt. Der Vogel hat kein Wort und keine Leidenschaft, der Jäger ist an das Töten gewöhnt, sein Herz ist wild. Dennoch tötet der Jäger den Vogel nicht ... ich habe Yoshino, die Freundin der Jugendzeit, nicht vergessen, aber da ich einen halben Monat mit Wakaba zusammenlebte, wie konnte es anders sein, als daß sie mir lieb wurde. Wie groß wird ihre Trauer sein, wird sie nicht vor Trauer sterben? Ich habe ihr großen Schmerz bereitet, schlimmer als der Tod. Kann man so handeln? Beim Abschied habe ich noch ein lächelndes Gesicht gemacht und freundliche Worte gesprochen, um es ihr leichter zu machen. Arme Frau!

So dachte Koshiro an die Zeit des Abschiedes.

Es war am 6. Februar, ein Frühlingsmorgen. Das Wetter hat noch Schnee, die Wolken sind grau. Vor Sonnenaufgang war es noch recht dunkel. Die Trauerweiden rauschen, ihre Knospen sind schon ein wenig geschwollen.

Doch herrscht eine solche Kälte, daß man kaum aufrecht stehen kann. Reif setzt sich auf dem Panzer an. Man hört das Krähen eines Hahnes.

Ein junger Mann kommt aus der Haustür, eine schöne Frau begleitet ihn. Sie hält ihn an der rechten Hand, und mit der linken ordnet sie an seiner Rüstung. Ein Soldat sitzt da, sein Bursche, in leichtem Panzer. Mit scharfem Auge erblickt er den Herrn und stellt ihm die Strohsandalen vor die Füße. „Es ist ziemlich hell geworden," sagte er dabei.

Der junge Krieger nickte nur, zog die Strohsandalen an, trat mit ihnen fest auf und sagte: „Wakaba, gib mir den Helm!" Da trat der Bursche zu der Frau und nahm ihr den Helm aus der Hand. Wakaba aber trat an den Mann heran und ergriff die herabhängenden Panzerteile. Der Mann und die Frau sahen sich in die Augen. Beide sind unbeweglich und sprechen kein Wort. Vier Augen blicken immer heftiger. Da fällt ein Tropfen ... vielleicht von Wakaba ... wieder ein Tropfen ... vielleicht von Morisane. Der Bursche zählte die Sterne des Helms und sah weg. Da weinte Wakaba laut auf. Morisane ergriff ihre Hand und wollte sie umarmen. Da aber der Bursche grade hinsah, ließ er die Hand los und trat einen Schritt zurück.

Wakaba rief: „Noch einen Augenblick!" indem sie die Scheide des Schwertes ergriff.

Koshiro ließ die Hand sinken und rief: „Leb wohl und bleibe gesund. Komm, Rokurota."

Wakaba kauerte am Boden und sagte mit zitternder Stimme vor sich hin: „Lebe wohl!"

Dann erhob sie sich rasch und folgte den beiden bis zum Tore. Sie sah ihnen nach, wie sie eilig dahinschritten. Noch sind sie nicht weit entfernt. Man hört die Panzer klirren. Sie will rufen, aber sie schämt sich vor dem Burschen. Sie stützt sich auf die Säule des Tors. Ihr Körper zuckt, die Brust wogt, nochmals sieht sie beiden nach, die Gestalten werden kleiner. Der linke Panzer, der weiße ... das ist ihr Mann. Jetzt kommt eine Biegung, die Gestalten schieben sich übereinander: „Rokurota, tritt beiseite! Was da blinkt, die Hellebarde ... die gehört meinem Manne." Jetzt verschwinden die beiden Körper im Nebel.

Die Augen werden ihr trübe, sie trocknet die Tränen und blickt wieder hin. Jetzt ist nichts mehr zu sehen.

Wakaba hält sich an der Säule fest, aber sie ist so matt, ihre Glieder schmerzen, die Augen sind geschwollen, die Augensterne bewegen sich nicht, ihre Gedanken schwinden ... keine Trauer, keine Liebe, keinen Mann ... ja, an sich selbst denkt sie nicht mehr.

Jetzt tönt von weitem her ein Klang wie von Glocken und Posaunen ... kriegerische Musik. Wakaba kommt zu sich, sie schließt die Augen und faltet die Hände: „Hachiman, großer Kriegsgott!"

*

Morisane sagte zu sich selber: „Ah, diese Gedanken sind weibisch."

Er zog das lange Schwert[1]) und betrachtete bei dem Lichte die Klinge vom Stichblatt bis zur Spitze und von der Spitze zum Stichblatt. Fünf oder sechs Zoll von der Spitze ist ein Blutfleck. Morisane lächelt. Das ist von dem letzten Kampfe mit dem Soldaten.

„Eigentlich ist das Schwert zum Töten des Feindes, und jetzt muß ich es zum Harakiri benutzen, war das meine Hoffnung, war es die Hoffnung des Schwertes? Aber wenn ich nicht jetzt sterbe, bin ich dem Herrn untreu. Dem Oheim und der Frau kann ich meine Pflicht nicht tun. Dies Schwert führt mich ins Jenseits, wo meine Eltern sind, das Schwert läßt mich ein treuer Diener bleiben und meine Pflicht erfüllen. Obgleich dieses Schwert meinen Körper nicht schützt, ist es mir doch treu. Das ist die Hoffnung des Schwertes und meine Hoffnung. — Ehe ich sterbe, hätte ich gern dem Feinde noch möglichst viel Schaden getan. Aber mein Oheim hielt mich zurück. Ich konnte deinen Durst nach Blut nicht stillen, ich kann deine Verdienste nicht vergelten. Das ist ein Fehler in meinem Leben. Wenn du eine Seele hast, wirst du fühlen, daß du einen schlechten Herrn gehabt hast. Jetzt mußt du noch den Leib des schlechten Mannes aufschlitzen. Du wirst dich schämen. Wenn du später einen andern Besitzer findest, wirst du niemand sagen, daß ich dich getragen habe. Sie würden dich auslachen, daß du einem so schlechten Krieger gehört hast, niemand wird dich tragen wollen, die Klinge bleibt verrostet in der Ecke ... das Schwert ist ein Erbe meines Vaters ... ich will schnell zu den Eltern ..."

Er umwickelte die Klinge mit dem Aermel und ließ nur die Spitze frei. Dann löste er das Gewand, so daß die Brust freilag.

„Ich möchte dem Oheim noch einen letzten Brief zurücklassen, um meiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Aber die Pfeilwunde am Arme hindert mich am Schreiben. Morgen kommt der Oheim zurück. Gesund und wohlbehalten. Aber meine Freunde sind vernichtet, mein Herr hat ein trauriges Ende genommen. Wie kann ich ihn beglückwünschen? Er liebte mich sehr. Seine Trauer wird groß sein ... Seine Frau wird vielleicht krank werden. Ihr Körper ist nicht stark, und doch geht sie jeden Tag in den Tempel ... Wenn nicht Kriegszeit wäre, sagte sie, würde sie nach Hause schreiben an Wakaba, daß ich wohl sei. Denn Wakaba wird sich auch ängstigen, und Yoshino ... vergiß mich! Es ist ein Schicksal. Wenn ich das nächstemal wieder auf die Welt komme, wollen wir uns für immer verbinden. Ich werde dein Gesicht nicht vergessen, vergiß du mich auch nicht. Verzeihe mir, was ich dir Böses getan habe, und schone dich, daß du nicht vor Kummer krank wirst und deine Eltern betrübst. Das ist mein letzter Wunsch ..."

---

[1]) Der Samurai trug zwei Schwerter, ein langes und ein kurzes, im Gürtel, wie auf vielen Bildern zu sehen ist. Yoshino hat ihm vorhin das kürzere entwunden und mit sich genommen. An das längere hat sie nicht gedacht, da es sonst wohl nie zum Selbstmord verwendet wurde.

Die Glocke ertönte und kündigte die Mitternacht an. „Amida Buddha, sei mir gnädig!“ Er stieß das Schwert in den Leib. Das Blut quoll aus der Wunde. Er zog das Schwert fünf, sechs Zoll von links nach rechts. Vor Ermattung zitterte die Hand. Er biß stark auf die Lippen, und mit kräftiger Faust führte er den Schnitt bis zur rechten Seite ...

*

„Sie sind Morisanes Braut gewesen!“ sagte Wakaba.

Und die andre: „Sie waren Koshiros Frau!“

Die beiden sahen sich ins Gesicht. Das Morgenrot strahlte durch das Fenster, das Papierzelt raschelte vom Winde ... die Nacht war vorüber.

Literarische Berichte

Fritz Reuters Sämtliche Werke. Mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Weltzien und einem Bildnis des Dichters nach Joseph Kriehuber. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. (XVI, 960 S.) Gebunden M. 4.—.

Kein neuerer deutscher Dichter hat mit seinen Werken im deutschen Volke so fest und so tief durch alle Schichten hindurch Wurzel geschlagen wie Fritz Reuter. Die zahlreichen literarischen Strömungen und Richtungen, die während der letzten fünf Jahrzehnte in immer rascherem Tempo aufeinander folgten und so viele einst gangbare und beliebte literarische Werte außer Kurs setzten — der Dichter der „Stromtid“ hat sie alle überdauert und gilt uns noch heute unbestritten als der größte deutsche Humorist. Mit unwiderstehlicher Kraft hat sein göttlicher Humor die engen Schranken, die dem Dialektdichter durch sein Idiom gezogen sind, durchbrochen und sich überall, wo Deutsche wohnen, die Herzen erobert; der Dialektdichter ist längst zum Nationaldichter, zum Liebling der ganzen Nation geworden, und durch nichts läßt sich dies besser illustrieren als durch die Tatsache, daß die deutschen Auswanderer, die in Chicago eine neue Heimat gefunden, vor allen andern deutschen Dichtern Friedrich Schiller und Fritz Reuter durch Denkmäler geehrt haben. So durfte unter den Klassikern deutscher Dichtkunst, deren Schöpfungen die Deutsche Verlags-Anstalt durch ihre wohlfeilen einbändigen Ausgaben mit so großem Erfolge den weitesten Kreisen unsers Volkes zugänglich zu machen bestrebt ist, selbstverständlich auch Fritz Reuter nicht fehlen, und der uns vorliegende prächtige Band, der die sämtlichen Werke des plattdeutschen Dichters enthält, wird in Tausenden von deutschen Häusern als ein unversieglicher Born erquickenden Frohsinns und Humors aufs freudigste willkommen geheißen werden. Ein origineller Gedanke des Herausgebers Otto Weltzien war es, die dem Band vorausgeschickte biographisch-literarische Würdigung, die von feinstem, liebevollstem Verständnis für die Individualität und die Bedeutung Reuters zeugt, in der mecklenburgischen Mundart abzufassen und damit den Leser auch durch die Sprache dem Dichter gleich so nahe wie möglich zu bringen. Statt der lästigen und wegen der beständigen Wiederholungen unzweckmäßigen erklärenden Anmerkungen ist dem Bande als Anhang ein kurzgefaßtes Glossar beigegeben, das alle nicht ohne weiteres verständlichen plattdeutschen Ausdrücke hochdeutsch wiedergibt.

Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Von Theodor Schiemann. Band I. Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Berlin 1904. Georg Reimer.

Die gesamte Regierungszeit Alexanders I. wird hier auf Grund umfassender Quellenstudien dargestellt. Besonders eingehend behandelt sind die polnische und orientalische Frage, das preußische Ehebündnis des Großfürsten Nikolaus und die innere Verwaltung. Auch die persönliche Entwicklung des Kaisers, vor allem seinen Mystizismus und dessen politische Rückwirkungen, hat der Verfasser ausführlich erörtert. Ueberall stößt man auf Neues und Beachtenswertes. Die Archive

in Berlin, Dresden, Wien, Paris und Petersburg haben reiches Material geboten. Zum Verständnis der russischen Geschichte nicht nur, sondern auch der russischen Gegenwart werden in diesem Werke hochbedeutende Beiträge geliefert. B.

Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen von Hans Dominik, Oberleutnant. Mit 21 Tafeln und 51 Abbildungen im Text sowie einer Uebersichtskarte. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Persönliche Reise- und Kriegserlebnisse aus der für die Entwicklung des Schutzgebietes bedeutungsvollen Zeit von 1894 bis 1900. Das Buch enthält keine allgemeinen Betrachtungen, bringt aber auch nur solche Vorgänge, die für die Kenntnis von Land und Leuten bedeutungsvoll und allgemein interessant sind. Die Sprache ist beneidenswert frisch und anschaulich, die Abbildungen gut gewählt, scharf und sauber vervielfältigt. Merkwürdig ist es, daß der Verfasser für die gelegentliche Verwüstung ganzer Landschaften kein Wort der Entschuldigung oder Rechtfertigung für erforderlich hält. Das grausame Verfahren mag wohl durch irgendwelche besonderen Umstände notwendig geworden sein, aber es widerspricht unserm Gefühle so sehr, daß doch eine besondere Erklärung am Platze gewesen wäre. K. F.

Aus drei Kriegen, 1866—1870/71—1877/78. Von v. Lignitz, General der Infanterie. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Je weiter wir uns zeitlich von den Kriegen entfernen, die Ende des vorigen Jahrhunderts Europa erregten, um so objektiver vermag die Literatur ihre Geschichte festzustellen. Während die Forschung in den ersten Jahren nach großen Ereignissen sich in einem durch Rücksichten auf noch am Leben befindliche Personen sowie auf noch nicht bekannte diplomatische Vorgänge beschränkten Rahmen bewegt und sich mit der Wiedergabe der Fakten begnügen muß, gelangen im Lauf der Jahre Memoiren sowie Aufzeichnungen von Augenzeugen in die Oeffentlichkeit und ermöglichen erst eine objektive Geschichtschreibung. Der Wert solcher Publikationen ist um so größer, je unmittelbarer der Verfasser an den geschilderten Vorgängen beteiligt war, je wichtiger die Stellung gewesen ist, die er bekleidete.

Zu dieser Kategorie von Büchern gehört das vorliegende Werk. Dadurch, daß die Form des Tagebuchs beibehalten ist, hat die Darstellung den Wert des Miterlebens im Rahmen der Ereignisse des einzelnen Tages.

Zwar enthalten die Briefe aus dem Feldzuge 1866, an dem General v. Lignitz als Premierleutnant teilnahm, vorwiegend Schilderungen schon bekannter Vorgänge. Aber auch hier fesselt die Darstellung durch eine große Zahl interessanter Erinnerungen an bekannte Persönlichkeiten sowie durch die humorvolle Erzählung von manch lustigem Erlebnis.

Den Feldzug 1870/71, den der zweite Teil behandelt, machte Verfasser als Generalstabsoffizier beim Generalkommando IX. Armeekorps mit. Seine Berichte enthalten interessante Schilderungen der Schlacht von Gravelotte, der Zernierung von Metz und der Ereignisse bei Orleans und Le Mans.

Der größte und weitaus wichtigste Teil des Werkes ist der Geschichte des russisch-türkischen Feldzuges 1877/78 gewidmet. Und hier bieten die Aufzeichnungen des Generals v. Lignitz eine bedeutsame Bereicherung der Quellen für die Geschichte des europäischen Teiles jenes Feldzuges. Der eigentlichen Darstellung ist eine klargefaßte Zusammenstellung der Vorgeschichte des Krieges vorausgeschickt.

Verfasser war zur Zeit des Ausbruchs der Feindseligkeiten als Major im Generalstab zur deutschen Botschaft in Petersburg kommandiert. Er begab sich sofort an die Donau, machte den Donauübergang bei Sistowa als einer der ersten mit, beteiligte sich sodann an dem berühmten ersten Balkanübergang des Generals Gurko, um hierauf während der Belagerung von Plewna zum Stabe der Zernierungsarmee zu treten, die unter dem Kommando des Fürsten Karl von Rumänien stand.

Hier erhielt General v. Lignitz auch den Orden Pour le mérite. Er nahm sodann in der Umgebung des Generals Gurko am zweiten Balkanübergang teil und machte den übrigen Feldzug bis zum Friedensschluß von San Stefano mit.

Was also die Objektivität und Zuverlässigkeit der Darstellung anbetrifft, so geht aus der eben skizzierten Beteiligung des Verfassers an den Kriegsereignissen hervor, daß niemand so wie er geeignet war, der russischen Kriegführung, wie er selber sagt, „an den Puls zu fühlen". Wir erhalten ein durch spannende und interessante Episoden bereichertes Bild sowohl von den Kriegsereignissen selbst als auch von den Strömungen und Erwägungen, von denen die höhere russische Führung sich leiten ließ.

Augenblicklich von höchstem Interesse ist der sich jedem Leser aufdrängende Vergleich zwischen dem damaligen und dem gegenwärtigen Feldzuge Rußlands, zumal hinsichtlich der Vorbereitungen und der einleitenden Maßnahmen. Zwar hat General v. Lignitz an keiner Stelle seines Buches ein Wort abfälliger Kritik geäußert. Indessen genügen die Aufzeichnungen, um den denkenden Leser zu mancher Betrachtung und Erkenntnis für die Gegenwart zu veranlassen. So erzählt der Verfasser, daß nach den ersten Mißerfolgen Anzeichen von Unruhen und kon-

stitutionellen Bestrebungen sich in Rußland bemerkbar machten.

Abgesehen von dem allgemeinen und gegenwärtigen Interesse der Aufzeichnungen werden sie namentlich geeignet sein, jüngeren Offizieren als wertvolle Belehrung und Vorbereitung für die überraschenden, stets wechselnden Situationen des Krieges zu dienen, zumal man es nicht mit ermüdenden theoretischen Betrachtungen zu tun hat, sondern die Anregung unbewußt aus dem Verlauf der vorwärts schreitenden Erzählung erwächst.

Leopold Kaufmann. Ein Zeit- und Lebensbild von Dr. Franz Kaufmann. Köln 1903. Kommissionsverlag von J. P. Bachem. (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) 262 Seiten.

Leopold Kaufmann stand vierundzwanzig Jahre lang an der Spitze der Stadt Bonn. Zum zweitenmal von seinen Mitbürgern zum Oberbürgermeister gewählt, wurde er von der Regierung nicht bestätigt. Es war im Jahre 1875: er fiel als Opfer des Kulturkampfes. Nach längerer parlamentarischer Tätigkeit als Zentrumsabgeordneter zog er sich 1888 vom öffentlichen Leben zurück, widmete die letzten zehn Jahre seines Lebens wie schon manche frühere Stunde der Beschäftigung mit Kunst und Literatur und starb am 27. Februar 1898. Das Buch zeigt uns in dem Lebensbild einen ehrenwerten und vielseitigen Mann, der, wenn er auch nicht in der ersten Reihe der Geister steht, auch dem politischen Gegner Achtung abnötigt. Als Zeitbild macht das Werk Mitteilungen über zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten des Rheinlandes und ist insbesondere als katholischer Beitrag zur Geschichte des Vatikanums und des Kulturkampfes nicht zu übersehen. B.

Vom heiligen Berge und aus Makedonien. Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Von Heinrich Gelzer. Mit 43 Abbildungen im Text und einem Kärtchen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1904.

Der Verfasser hat zu wissenschaftlichen Zwecken einen Teil der Klöster auf dem Berge Athos und das Innere von Makedonien besucht. Den Schilderungen der persönlichen Erlebnisse gehen ungemein fesselnde und auf tiefer Kenntnis beruhende geschichtliche Einleitungen voran. Das Ganze vermittelt eine lebendige Anschauung von äußerst interessanten Landschaften und Kulturzuständen, die uns, trotzdem sie zu den europäischen gehören, unbekannter geblieben sind und fremdartiger anmuten als vieles jenseits der großen Meere. K. F.

Mit Rundreisebillett durch Italien. Von Ed. Majer. Mit Stadtplänen, einer Eisenbahnkarte von Italien und zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Wörls Reisebücherverlag.

In der äußeren Form einer wirklich ausgeführten Reise gibt das kleine Büchlein eine frische und lebendige Beschreibung der wichtigsten Städte und Landschaften im Lande der Kunst und der Zitronen. Es ist nicht nur unterhaltend zu lesen, sondern auch für die Vorbereitung der Reise von Wert, weil es manche praktische Winke hat, die sich in systematischen Reisehandbüchern nicht recht unterbringen lassen. K. F.

Besteht für Deutschland eine amerikanische Gefahr? Von Hugo v. Knebel-Doeberitz. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Auf Grund eigner Anschauungen und weitgehender Studien gibt der Verfasser zunächst ein Bild der amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse in ihren wichtigsten Erscheinungen. Es folgt ein vergleichender Ueberblick der wirtschaftlichen Lage Deutschlands. Das Bestehen einer amerikanischen Gefahr für unser Wirtschaftsleben könne nicht geleugnet werden. In vielen Beziehungen sei Nordamerika vor Deutschland von der Natur begünstigt. Als Schutzmittel werden besonders folgende erörtert und empfohlen: ein geeigneter Zollschutz, der Landwirtschaft und Industrie vor Ueberflutung durch auswärtige Produkte bewahrt, sowie Verbilligung unsrer Produktion durch Herabsetzung der Transportkosten und Vervollkommnung der Binnenschiffahrt mittels Verbesserung der natürlichen und Vermehrung der künstlichen Wasserstraßen. Zu den sonstigen Mitteln gehöre vor allem, daß wir noch mehr als bisher von unsern amerikanischen Konkurrenten zu lernen und das Gelernte in entsprechender Weise zu benutzen suchen. Das ungemein klar und fesselnd geschriebene Buch gibt reiche Aufschlüsse und wertvolle Ratschläge. B.

Zeichenschule. Von Professor G. Conz. Zweite Auflage. Sieben Lieferungen zu je M. 1.—. Ravensburg 1904. Otto Maier.

Die Conzsche Zeichenschule ist in erster Linie für den Selbstunterricht bestimmt. Ihre Ratschläge und Winke, aus vieljähriger Erfahrung des erprobten Verfassers hervorgegangen, sind klar, anschaulich, methodisch, leicht verständlich und gehen Hand in Hand mit den zahlreichen beigegebenen Musterbeispielen und Vorlagen, die nicht nur sauber entworfen und tadellos reproduziert sind, sondern sich auch durch glückliche Auswahl der Stoffe und Geschmack auszeichnen. Den Schüler bei Ornamenten, Gipsmodellen und dergleichen aufzuhalten, vermeidet Conz mit weisem Bedacht: er führt ihn vielmehr mitten

ins Leben, in seine unmittelbare Umgebung, in die Natur, und darin ist wohl der Hauptvorzug des trefflichen Werkes zu erblicken. Z.

Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Von Max Schneiderreit. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1904. 267 Seiten.

Es mutet fast wie eine Neuentdeckung an, wenn der Verfasser den Erzähler und Humoristen Zschokke als Lebensphilosophen darstellt oder vielmehr sich selbst darstellen läßt, denn soweit es möglich war, sind Zschokkes eigne Worte beibehalten. Ein Uebelstand dabei ist, daß man gewöhnlich nicht weiß, wo der Verfasser den Helden seines Buches in der Rede ablöst, wo wir wörtliche Zitate, wo Umschreibungen vor uns haben. Genauere Scheidung wäre hier erwünscht, auch bestimmte Quellenangabe wohl am Platze gewesen. Im übrigen kann gesagt werden, daß der Stoff übersichtlich und systematisch geordnet ist, daß die Arbeit eine Fülle bedeutungsvoller Ausführungen enthält und vielleicht noch besser als die umfangreiche „Selbstschau“ Zschokkes einen abgerundeten Ueberblick über seine Welt- und Gottesanschauung gibt. Es lohnt sich wohl, diese Lebensphilosophie eines vielseitigen und tiefen Geistes kennen zu lernen. B.

Goethe, unser Reisebegleiter in Italien. Von G. v. Graevenitz. Mit acht Abbildungen. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Eine ästhetisch-wissenschaftliche Studie über die Frage, welche Bedeutung die beiden Reisen Goethes nach Italien für den Dichter und durch ihn für das deutsche Volk erlangt haben. Sie erfreut den gebildeten Leser, dem der Gegenstand im allgemeinen bekannt ist, durch den formvollendeten und überzeugenden Vortrag des wohlgeordneten, vom Verfasser in aller seiner Tiefe beherrschten Stoffes. Die Abbildungen, zum Teil eigne Zeichnungen Goethes tragen viel dazu bei, den Leser in die Stimmung jener Zeit zu versetzen. K. F.

Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1904. 463 S. M. 6.—.

Unter den Memoirenwerken unsrer Zeit nimmt dieses Buch einen ganz hervorragenden Platz ein. Aufschluß über politische Angelegenheiten, über Haupt- und Staatsaktionen findet man hier nicht, wohl aber einen Einblick in ein an bedeutungsvollen Schicksalen und geistigem Inhalt reiches Menschenleben. Eine schlichte Größe spricht aus diesen Briefen, Tagebuchblättern und sonstigen Aufzeichnungen Franz Neumanns, dessen Jugendgeschichte wie ein rührender und erschütternder Roman klingt, dessen Jünglingskraft dem Vaterlande im Freiheitskriege gegen Frankreich gewidmet war, dessen Mannesjahre im rastlosen und von Erfolgen gekrönten Dienste der Wissenschaft standen. Dieser Professor der Physik und Mineralogie, der als Sechsundneunzigjähriger im Jahre 1895 zu Königsberg gestorben ist, wo er lange Zeit segensreich gewirkt hat, war nicht nur ein tüchtiger und neue Wege bahnender Gelehrter, sondern mehr: ein kernhafter Charakter, ein echter Deutscher und ein guter Mensch. Seine Tochter hat mit liebevollem Eifer aus all den Aufzeichnungen ein Ganzes zusammengefügt und mit erläuternden und ergänzenden Bemerkungen versehen. Etwas unübersichtlich mag das Buch ja im einzelnen sein, aber wer sich hineinversenkt, wird das über all den Vorzügen gerne vergessen. B.

Von Marokko nach Lappland. Von Viktor Ottmann. Berlin und Stuttgart 1904. Verlag von W. Spemann.

Berichte über die persönlichen Erlebnisse auf drei im Jahre 1903 gemachten Berichterstatterreisen. Der Verfasser erstrebt keine Vertiefung, läßt aber gute Vorbildung erkennen, die Beobachtungen sind scharf und charakteristisch, der Stil außerordentlich flott und witzig, oft schnoddrig, aber niemals in bloßen Wortwitz abflachend. K. F.

Reformkatholizismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. Von Dr. Josef Müller. Straßburg. K. Bongard.

Der Verfasser will in diesen historischen Studien eine Uebersicht über die Anregungen geben, die sich in früherer Zeit schon zugunsten einer Reform des religiösen und speziell des katholischen Lebens geltend gemacht haben. Ohne neue Quellen zu erschließen, sucht er das vorhandene Material dem Leser möglichst klar darzulegen, was insofern von großem Werte ist, als bisher fast alle Schriftsteller, die zu dem in Rede stehenden Thema das Wort ergriffen haben, unter dem Einflusse entweder einer protestantischen oder extrem-katholischen Parteirichtung gestanden haben. Dem Historiker vom Fach wird das Schriftchen wegen seiner prägnanten übersichtlichen Darstellung willkommen sein. h.

Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. 160 S. M. 2,50.

In wenigen Jahren ist eine zweite Auflage des Eislerschen Wörterbuches nötig ge-

worden. Der Stoff ist wesentlich vermehrt worden; die Anordnung erscheint übersichtlicher; Ethik, Aesthetik, Religions-, Rechts- und Sozialphilosophie sind ausführlicher berücksichtigt; auch die neueren ausländischen Autoren sind mehr zu Wort gekommen. Ein Vergleich der ersten Lieferung in der ersten Auflage mit den entsprechenden Bogen der zweiten zeigt, daß aus 96 Seiten 134 geworden sind. Beträchtlich erweitert sind z. B. die Artikel: Apperception, a priori, Association, Aesthetik, Aufmerksamkeit, Axiom, Begehren, Begriff. Dem Fachgelehrten und Studierenden bietet das Werk außerordentliche Vorteile. Der Laie, für den es ja auch bestimmt ist, wird vielleicht doch noch größere Uebersichtlichkeit wünschen und anderseits durch die Menge fremdsprachlicher — lateinischer, griechischer, französischer, englischer — Zitate am rechten Verständnis gehindert werden. Die Hinzufügung von Uebersetzungen würde anzuraten sein. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adé-Röderka, Ein Träger, ein Sohn der Schöpfung. Aufruf an die Arbeiterschaft aller Länder. Leipzig, Julius Werner.

Anton, Hans, Ueber die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 50 Pf.

Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlasse des Frankfurter Mathematikers Dr. **. Herausgegeben von Theodor Poppe. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. M. 1.50.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 54. Bändchen: Aus der Werdezeit des Christentums. Von Prof. Joh. Geffcken. — 55. Bändchen: Wind und Wetter. Von Prof. Dr. L. Weber. — 56. Bändchen: Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Prof. Dr. L. Busse. — 57. Bändchen: Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. L. Pohle. — 58. Bändchen: Moleküle, Atome, Weltäther. Von Prof. Dr. G. Mie. — 6. Bändchen (zweite Auflage): Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Frhr. von Soden. — 12. Bändchen (zweite Auflage): Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. — Leipzig, B. G. Teubner. Das gebundene Bändchen M. 1.25.

Bacher, Eduard, Eine Märtyrin. Drama in vier Akten. Wien, Verlag neuer Literatur und Kunst.

Baumann, Edmund, Pflücke das Leben! Humoristische Gedichte und Satyrspiele. Berlin, Verlag im Goethe-Haus. M. 1.—.

Benndorf, Friedrich Kurt, Lyrische Symphonie. Neue Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben. Berlin, Verlag „Harmonie". M. 3.—.

Bodelschwingh, Pastor F. v., Wer hilft mit? Ein Wort zur Reorganisation der Berliner Asyle. Berlin, August Scherl. 50 Pf.

Bonaventura, Nachtwachen. Herausgegeben von Dr. Herm. Michel. Berlin, B. Behr's Verlag.

Briz, Theodor, Wider die Halben im Namen der Ganzen oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwickelungslehre. Ein Protest gegen die Kantverehrer. Berlin, Herm. Walther. M. 1.—.

Brunhold, Herman, Sein und Sehnsucht. Gedichte. Berlin, Hüpeden & Merzyn.

Burckhardt, Rud., Mauthners Aristoteles. Offener Brief an Herrn Georg Brandes.

D'Avis, Eberhard, Die natürlichen Aufgaben des Staats und die heutige deutsche Staatswirtschaft. Gemeinverständlich dargestellt. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

Delitzsch, Friedrich, Babel und Bibel. Dritter (Schluß-) Vortrag. Mit 21 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; kart. M. 2.50.

De Nora, A., Stürmisches Blut. Hundert Gedichte. Leipzig, L. Staackmann. M. 2.50.

Diest, Gustav v., Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.—.

Duren, Otto, Lieder und Reime. München, Monachia-Verlag.

Eckardt, F., Jugendträume. Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Eisert, Albert, Die Brautehe. Ein Bühnenspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 50 Pf.

Eschelbach, Hans, Liebe erlöst. Novelle. Köln, Albert Ahn. M. 2.—.

Ewald, Oscar, Die Probleme der Romantik als Grundfrage der Gegenwart. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Eysler, Robert, Die Hochzeit. Komödie in 4 Aufzügen. Berlin, Verlag „Harmonie". M. 2.—.

Feld, Franz, Die schöne Magelone. Ein Gedicht. Wien, Verlagsanstalt neuer Literatur und Kunst.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Band XXIII. Heft 12: Der Koran. Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. — Band XXIV. Heft 2: Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere von F. Norikus. Hamm i. W., Breer & Thiemann. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4.60, Einzelhefte 50 Pf.

Fricker, B., Geschichte der Badener Stadtschulen. Baden (Schweiz), im Selbstverlag des Verfassers.

Friedemann, Rudolf, Kämpfe. Studien und Skizzen. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.—.

Gaston-Routier, Le Roman de l'Espagne héroïque. Paris, Arthur Savaète. Fr. 3.—.

Glücksmann, Heinrich, Der erste Freimaurer auf dem Throne. Historische Studie. Budapest, Markus Samu.

Grabowsky, Dr. med. Norbert, Verkehrte Sinnesneigung. Eine wissenschaftliche Studie. Leipzig, Max Spohr. 75 Pf.

Grove's Dictionary of Music and Musicians. Edited by J. A. Fuller Maitland, M. A., F. S. A. In five volumes. Vol. I. A to E. London, Macmillan and Co. 21/—.

Grundschöttel, Elisabeth, Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Halbach, Fritz, Blühen und Glühen. Gedichte. Strassburg, Jos. Singer.

Hofling, Julo, Am Fuss der Karawanken. Lieder und Dichtungen. Strassburg, Jos. Singer. M. 1.50.

Hoos, Ernst, Gedichte. Berlin, Verlag „Harmonie". M. 2.—.

Kiautschou. Denkschrift betreffend die Entwickelung des Kiautschou-Gebietes in der Zeit vom Oktober 1903 bis Oktober 1904. Mit 12 Abbildungen und Karten. Berlin, Reichsdruckerei.

Kratschmer, Ed. Alois, Dämon Gold. Volksstück in fünf Akten. Wien, Verlagsanstalt neuer Literatur und Kunst.

Kuderna, Béla, Erträumtes und Gereimtes. Gedichte. Wien, Verlagsanstalt neuer Literatur und Kunst.

Küntzel, Georg Prof. Dr., Thiers und Bismarck. — Kardinal Bernis. Zwei Beiträge zur Kritik französischer Memoiren. Bonn, Friedr. Cohen. M. 2.40.

Landegger, Luis, Ein schrecklicher Junge. Erster Band. Straßburg, Jos. Singer. M. 1.—.

Lauterer, Ernst, Erlöste Kunst. Ein Weckruf an alle Wagnerfreunde. Nürnberg, Selbstverlag des Verfassers. 60 Pf.

Lenk, Margarete, Sturm und Sonnenschein. Zwei Erzählungen für die Jugend. Zwickau i. S., Joh. Herrmann. Gebunden M. 2.25.

Lexikon des Deutschen Strafrechts. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. M. Stenglein. Supplement, enthaltend die Entscheidungen seit Erscheinen des Hauptwerkes bis 1903, bearbeitet von F. Galli. Berlin, Otto Liebmann. M. 4.50.

Lucka, Emil, Otto Weininger, sein Werk und seine Persönlichkeit. Wien, Wilh. Braumüller. M. 2.50.

Nordau, Max, Mahâ-Rôg und andere Novellen. Berlin, Alfred Schall. M. 3.—.

Read, Opie, Ein Yankee des Westens. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von A. Gröning. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 3.—.

Reuters Sämtliche Werke. Mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Weltzien und einem Bildnis des Dichters nach Jos. Kriehuber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden in einem Band M. 4.—.

Ringer, Max, Ingo. Dramatisches Sittenbild aus deutscher Vergangenheit. Nach Gustav Freytags gleichnamigem Roman bearbeitet. Wien, Verlagsanstalt neuer Literatur und Kunst.

Roehdenns, Frank, Erie's Rekord. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Russisch-japanische Krieg, Der. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Hauptmann Immanuel. Zweites Heft. Mit 7 Zeichnungen und einer Karte. Berlin, Richard Schröder. M. 2.50.

Schikowski, Dr. John, Die Entwicklung der Deutschen Bühnenkunst. Leipzig, Johs. von Schalscha-Ehrenfeld. Gebunden M. 3.—.

Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. Elfter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Gebunden M. 2.—.

Schmidt, Paul, Die Hexe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Schoen, Henri, Hermann Sudermann, Poète dramatique et Romancier. Paris, Librairie Henri Didier. Fr. 3.50.

Schulz-Euler, Sofia, Am Pfaffengarten. Roman. Frankfurt a. M., Carl F. Schulz Verlag. M. 4.—.

Suess-Rath, Helene, Die Frau. Eine Studie aus dem Leben. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Vetter, Leo, Das Bad der Neuzeit und seine historische Entwicklung. Mit 57 Illustrationen und 12 Plänen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—.

Warneck, Dr. J. G., „Ehret die Frauen". Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Zweite, vermehrte Auflage. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. M. 1.50.

Weisengrün, Dr. Paul, Der neue Kurs in der Philosophie. Eine Revision des Kritizismus. Wien, Wiener Verlag.

Willy, Rudolf, Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung. Zürich, Schulthess & Co. M. 4.20.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

High-Life

Zeitschrift für die vornehme Welt

10. Jahrgang

erscheint am 1., 11. und 21. jeden Monats.

Preis pro Quartal 2 Mark.

Probe-Nummern stehen gegen Einsendung von 10 ₰ franko zu Diensten.
Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.
Abonnements und Insertions-Aufträge nimmt entgegen

Berlin W. 30 B. Die Expedition des High-Lifes.

Eine Aufsehen erregende buchtechnische Neuerung

(Buch und Zeitschrift zugleich)

bringt die bekannte illustrierte Halbmonatsschrift:

„Aus fremden Zungen",

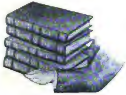
die seit **15 Jahren** dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit der belletristischen Literatur des Auslandes vermittelt und mit dem 1. Januar in den unterzeichneten Verlag übergangen ist.

In **wenigen Jahren** besitzt der Abonnent eine **prachtvolle Bibliothek** der berühmtesten ausländischen Autoren.

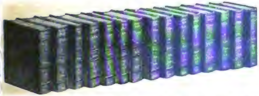
Nach Ablauf des Jahrganges (24 Hefte) lässt sich der ganze Inhalt in 5 besondere, für sich paginierte handliche Bände trennen, die einzeln (gebunden, geheftet oder lose in Umschlägen) aufbewahrt werden können.

Der Abonnent erhält hierdurch anstatt wie bisher 2 schwere Zeitschriftenbände 5 handliche Buchbände in bequemem Format.

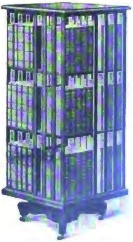
Nach einem Jahr:



Nach drei Jahren:



Nach zwölf Jahren:



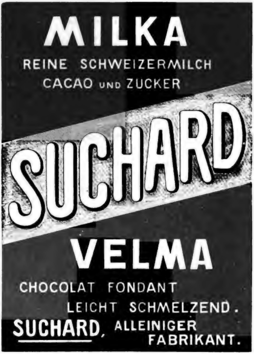
Preis vierteljährlich 3 Mark (6 Hefte). — Ausführliche Prospekte stehen auf Verlangen zu Diensten. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlage.

Berlin W. 15, Fasanenstr. 39. **Dr. jur. Demcker,** Verlagsanstalt.

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD



CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Str

Diesem Hefte sind Prospekte der **Verlagsbuchhandlung C. A. Sc**
der **G. Grote**'schen **Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** beigegeben,
empfohlen werden.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreißigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1905

Stuttgart und Leipzig 1905 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXX

(April bis Juni 1905)

Seite

Friedrich Curtius: Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft. IV. 1
Wozu der Lärm! Von einem Diplomaten 12
Valois, Vizeadmiral z. D.: Der letzte Trumpf. Betrachtung über Admiral Roschdjestwenskis Geschwader 20
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. IX. X. XI. 26. 157. 267
Prof. **H. Obersteiner** (Wien): Die Ernährung der Nerven 41
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. IX. X. XI. 50. 185. 288
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. XI. 71
Stefan Türr, General: Andrássy, Deák, Tisza und Kossuth 76
Bernhard Münz: Briefe Stremayrs an Berta Freiin v. Gudenus . . 81
Prof. **Dr. Julius Franz**, Direktor der Universitätssternwarte in Breslau: Die Gezeiten 87
Dr. v. Schulte (Bonn): Das Kaisertum des Mittelalters nach seiner sozialen und politischen Bedeutung 95
Heloise v. Beaulieu (Hannover): Odysseus. Charakterskizze 106
Die marokkanische Frage und Herr Delcassé. Von einem Diplomaten . 129
Ludwig Feuth: Die Schätze Marokkos 133
Baron Suyematsu über die „gelbe Gefahr" 136
Rudolf v. Gottschall: Schiller im Urteil seiner Gegner 141
Georges Claretie: Die Comédie Française 167
Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß 196. 342
H. Vambéry: Die Rückwirkung der russischen Niederlage auf die Islamwelt in Asien 208

Seite

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: S. M. S. „Arkona" im deutsch-französischen Kriege 218. 333
E. E. Penrose Fitzgerald, Admiral: Admiral Thomsen über die Rede Lees 230
M. v. Brandt: Eine deutsche Antwort auf einen englischen Brief . . 236
Karl Herold: Die Wohltätigkeitsvorstellung 239
Heinrich v. Poschinger: Briefe des Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern 257
Spielt nicht mit dem Kriegsfeuer! Von einem Diplomaten 264
Dr. R. Hennig: Die Entwicklung der modernen Bestrebungen zur Schaffung nationaler Seekabel 279
Prof. **Dr. P. v. Baumgarten** (Tübingen): Goethes Naturstudien, insbesondere in darwinistischer Beleuchtung 302
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. 312
Nahida Lazarus: Zur Geschichte der Schillerstiftung 324
Toni Schwabe: Tristan und Isolde. Novelle 351
Das Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne. Von einem französischen Diplomaten . 363
Baron K. Suyematsu: Frankreich und Japan 369

Berichte aus allen Wissenschaften

Philosophie

Dr. Max Jacobson: Zur Geschichte der Hegelschen Philosophie und der preußischen Universitäten in der Zeit von 1838 bis 1860. (Aus Briefen des Ministerialrats Johannes Schulze an Karl Rosenkranz) 118

Geschichte

Ch. Freiherr v. Fabrice: Die kirchliche Krisis in Frankreich und die Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1794 . . 245

Naturwissenschaft und Technik

E. Gerland: Das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik und die im Einzelbesitz vorhandenen Apparate, insbesondere die Originalapparate 373

Kleine Revuen

Literarische Berichte 124. 252. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

Dreißigster Jahrgang — April 1905. — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Friedrich Curtius: Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft. IV. . . . 1
Wozu der Lärm? Von einem Diplomaten 12
Valois, Vizeadmiral z. D.: Der letzte Trumpf. Betrachtung über Admiral Roschdjestwenskis Geschwader 20
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. IX. 26
Prof. H. Obersteiner (Wien): Die Ernährung der Nerven 41
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. IX. 50
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. XI. 70
Stefan Türr, General: Andrássy, Deák, Tisza und Kossuth 76
Bernhard Münz: Briefe Stremayrs an Berta Freiin v. Gudenus 81
Prof. Dr. Julius Franz, Direktor der Universitätssternwarte in Breslau: Die Gezeiten 87
Dr. v. Schulte (Bonn): Das Kaisertum des Mittelalters nach seiner sozialen und politischen Bedeutung 95
Heloise v. Beaulieu (Hannover): Odysseus. Charakterskizze 106
Berichte aus allen Wissenschaften.
Philosophie: **Dr. Max Jacobson**: Zur Geschichte der Hegelschen Philosophie und der preußischen Universitäten in der Zeit von 1838 bis 1860. (Aus Briefen des Ministerialrats Johannes Schulze an Karl Rosenkranz) 118
Literarische Berichte 124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart — **Deutsche Verlags-Anstalt** — Leipzig
1905
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

…e zweigespaltene Nonpareille-Zeile …er deren Raum kostet 60 Pfennig. Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	**681**	**Millionen M.**
Bankvermögen Ende 1903	**228**	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	**157**	„ „
„ „ **an die Versicherten bezahlte Dividenden**	**80**	„ „

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

In **neuen Auflagen** sind erschienen:

Th. Kühl, Am Ellwurth. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, gebunden M. 5.—

Emmi Lewald (E. Roland), **Sylvia.** Roman. Geh. M. 3.50, 2. Auflage. gebunden M. 4.50.

Gartenbesitzer und Blumenfreunde

wird es interessieren, dass ein neues Katalog-Gartenbuch von **M. Peterseim's Blumengärtnereien in Erfurt** erschienen ist. Es wird eingeleitet mit den Worten:

„Auch das Beste, was wir bilden,
bleibt ein ewiger Versuch."

Das Katalog-Gartenbuch wird — man wende sich direkt an die Gärtnereien Peterseim — kostenlos versandt.

Wenn Sie unsere Broschüre üb. ration. Nutzgeflügelzucht noch nicht haben, bitten solche gratis verlang. **Geflügelpark i. Auerbach** Hess.

Ein prachtvolles und vorzügliches Werk!

FRIEDRICH PRELLER der Jüngere.

Tagebücher des Künstlers

herausgegeben und vervollständigt von

Dr. Max Jordan.

Circa 20 Druckbogen stark, mit vorzüglichen Nachbildungen der Gemälde und Bildnisse des grossen Künstlers durch Kupferdruck, Licht-, Buch- und Farbendruck.

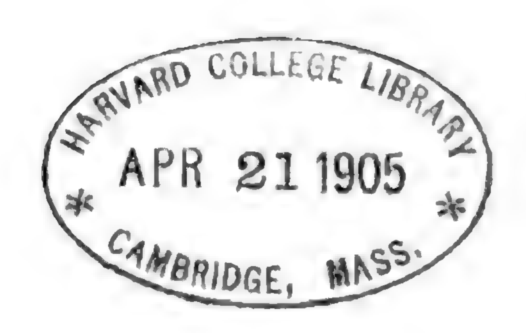
Vornehm gebunden Preis Mk. 10.—

Die Herausgabe und Vervollständigung der Aufzeichnungen des berühmten Landschaftsmalers hat sein Freund Dr. Max Jordan, der frühere Direktor der kgl. National-Galerie in Berlin, übernommen, dessen Name hinreichend bürgt für die Gediegenheit der literarischen Leistung.

Das Werk gereicht zur Zierde jeder Bibliothek.

Prospekte gratis.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.,
München, Kaulbachstrasse 51 a.


HARVARD COLLEGE LIBRARY
APR 21 1905
CAMBRIDGE, MASS.

Aus der Jugend des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst

Das Jahr 1848 und die Reichsgesandtschaft

Von

Friedrich Curtius

IV

(Nachdruck verboten)

Am 24. Dezember verlebte das fürstliche Paar den Weihnachtsabend im Hause des preußischen Gesandten Werther. Am 25. hatte die Fürstin ihre Abschiedsaudienz bei der Königin. Der Abend wurde bei Prokesch zugebracht, und am 26. abends fand die Abreise von Athen statt. Das Wetter war schlecht. Wegen des Sturmes mußte das Schiff in den Hafen von Milo einlaufen. Vom 28. meldet das Reisetagebuch des Fürsten: „Noch immer in der Bucht von Milo. Der Regen und Sturm dauert fort. In unserm Salon brennt ein freundliches Kaminfeuer, Bücher haben wir genug. Der Sturm heult wie zu Hause und erweckt in mir angenehme Erinnerungen einer vergangenen Zeit und die Sehnsucht nach der Heimat. Es ist doch etwas Schönes und Freundliches um das deutsche Vaterland trotz Schnee und Sturm und trotz der politischen Wirren. Letztere können einem freilich die Heimat verleiden.

„Mein Herz, bewegt von innerlichem Streite,
Erfuhr so bald in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Und doch wie schwer, zu finden eine zweite."

29. Dezember.

Der Wind wird etwas weniger stark. Doch ist das Wetter immer noch zu schlecht zum Ausfahren. Die Bucht, in der wir liegen, mag im Sommer recht schön sein. Vor uns liegt ein verfallenes Dorf an einem Hügel, der sich rechts und links ausdehnt. Hinter uns sind ziemlich hohe Berge, die den Meerbusen wie einen See umschließen. Das Meer ist trotzdem bewegt. Möven fliegen mit melancholischem Geschrei um das Schiff herum. Das Ganze erinnert mehr an Achenbachs Seelandschaften von Norwegen als an die Inseln des Archipelagus. Mit Lesen, Schreiben und Whistspielen geht die Zeit recht angenehm vorüber.

Am 30. Dezember wurde bei sehr bewegter See die Fahrt fortgesetzt. Gegen Morgen des 31. lag man im Angesicht von Rhodos: „Leider halten wir nicht an, sondern fahren zwischen Rhodos und Skarpanto durch, die See ist nicht

unangenehm.“ Den Ort, wo der Fürst das neue Jahr begann, bezeichnet eine noch erhaltene Meldung des Kapitäns: „The position of Her Majesty's Steam Vessel Volcano at the commencement of the year 1849: Latitude 35“ 4 North, Longitude 29“ 21 East of Greenwich, distant 324 miles from Jaffa.“ Am 2. Januar 1849 lag der schneebedeckte Libanon vor den Reisenden, gerade ihnen gegenüber der Berg Karmel. Wegen hoher See war die Landung in Jaffa unmöglich, das Schiff mußte deshalb bei Kaifa in der Bucht von St. Jean d'Acre einlaufen. Von hier aus machte das fürstliche Paar einen Ausflug zu Pferde in das heilige Land. Am 3. wurde der Karmel bestiegen, am 4. war man abends in Nazareth, am 8. in Jerusalem, am 9. in Bethlehem, am 12. in Ramle, am 13. in Jaffa, am 15. wieder auf dem Karmel, da ein Sturm die Abreise verzögerte.

Tagebuch. Berg Karmel, 16. Januar 1849.

Ich überzeuge mich mehr und mehr von der Notwendigkeit baldiger Zentralorganisation Deutschlands. England und Rußland machen sich hier nach Möglichkeit breit. Der Orient weiß von Deutschland nichts. Es muß ein deutscher katholischer Konsul nach Jerusalem. Der Einfluß Deutschlands im Orient gibt

1. Deutschland überhaupt mehr Macht,
2. befördert den deutschen Handel und etwaige Kolonisation.

Um diesen Einfluß zu begründen, ist das religiöse Element des katholischen Klerus zu benutzen. Daher muß diesem Gegenstand mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

18. Januar.

Die Angelegenheit der Kolonisation deutscher Auswanderer wird in neuerer Zeit mehrfach mit größerem Eifer betrieben. Projekte aller Art tauchen auf und gehen wieder zugrunde. Keines wird aber zu irgendeinem gedeihlichen Resultat führen, wenn nicht die Zentralregierung selbst und eine unter dem Ministerium des Aeußern stehende ständige Kommission sich damit abgibt. Aber vor allem ist die deutsche Diplomatie damit zu beschäftigen. Alles Auswandern, alles Kolonisieren, alles Wegschicken von Menschen selbst mit reicher Unterstützung in fremde Länder ist am Ende nichts andres als eine anständige Art Seelenverkäuferei, wenn nicht umfassende völkerrechtliche Verträge zwischen den betreffenden Regierungen abgeschlossen werden. Tut man dies aber, tritt die Zentralregierung mit auswärtigen Regierungen in diplomatische Verhandlungen, so ist kein Grund vorhanden, sich nicht von dem fernen, schon ziemlich bevölkerten und nicht überaus fruchtbaren Nordamerika abzuwenden und zum Orient zurückzukommen. Es sind drei Inseln im Mittelländischen Meere, die schon europäischen Staaten gehört haben und die zur Zeit der Macht des osmanischen Reiches von diesem gewonnen wurden. Ich rede von Rhodus, Cypern und Kandia. Warum sollte man nicht jetzt bei der grenzenlosen Schwäche der türkischen Regierung trachten, diese Inseln wiederzugewinnen und deutsche Ansiedler darauf unterzubringen. Vor allem geeignet scheint mir Cypern. Die

bodenlos schlechte türkische Verwaltung entvölkert diese Insel von Jahr zu Jahr mehr. Einwohner würden also die Einwanderer wenige vorfinden. Die Insel ist eine der fruchtbarsten des Mittelländischen Meeres, alle Früchte gedeihen daselbst. Die Mineralgruben, Kupfer und andres, würden reiche Ausbeute geben. Es gäbe keine vorteilhaftere Eroberung als diese Insel für Deutschland. Und deshalb müßte vor allem dahin getrachtet werden, diese auf friedliche Weise, etwa durch Kauf von der türkischen Regierung zu erlangen. Vor allem müßte sogleich ein geheimer Agent, der die Insel in geologischer, topographischer und jeder andern Hinsicht untersuchte, abgesendet werden. Würden diese Untersuchungen sich als genügend ausweisen und zeigen, daß es sich der Mühe lohnte, die Insel zu erwerben, so müßte mit allem Eifer und Klugheit in Konstantinopel darauf hingewirkt werden. Die Aufgabe der deutschen Zentralgewalt in bezug auf die orientalische Frage scheint mir nicht die zu sein, de se joindre aux intrigues absurdes dont s'amusent les diplomates à Constantinople, sondern die orientalische Frage zu irgendeiner Entscheidung zu bringen. Bei dem jetzigen Zustand der Frage gewinnt Deutschland nichts, verliert aber Zeit. Kommt aber die ganze Geschichte zum Zusammenbrechen, und ist Deutschland einig, stark, gerüstet, dann kann es Cypern und mehr noch bei der allgemeinen Teilung fischen. Vor allem aber möge Gott Einheitssinn und Verstand in die Herzen der patriotischen Schwätzer und der Regierungen Deutschlands senden, vor allem müssen wir über die kleinlichen Eifersüchteleien des parlamentarischen Lebens hinaus sein, wenn wir mit der alten deutschen Derbheit und Kraft gegen außen auftreten wollen. Aber wann wird's sein? Wenn wir aber auf friedlichem Wege des Vertrags mit der türkischen Regierung oder bei einer Erschütterung der orientalischen Frage Cypern und Rhodus oder sonst was erwerben, so gewinnen wir dadurch ein vortreffliches Asyl für Tausende von Proletariern, wir gewinnen Seehäfen und Handelsschiffe, Marine und Seeleute. Ebenso ist Syrien und Kleinasien nicht außer Augen zu lassen und möglichst dahin zu trachten, die Russen und Engländer dort zu beschränken, und dazu ist vor allem nötig, keine protestantischen Bischöfe und Missionare dorthin zu schicken, sondern sich einen Halt an der katholischen Welt des Orients zu verschaffen. Deutsche Konsulate, mit tüchtigen Männern besetzt, sind eine der dringendsten Aufgaben des Reichsministeriums. Eher aber keine Konsuln als schlechte! Ein Konsul im Orient muß katholisch sein, der orientalischen Sprachen mächtig, gewandt und im Handelsfach erfahren, dabei muß der Generalkonsul in jeder Hinsicht ein guter Diplomat sein. Bis jetzt weiß man im Orient von Oesterreich nicht viel Gutes, von Preußen, daß es den protestantischen Bischof und Judenbekehrungen in Jerusalem befördert, von Deutschland gar nichts. Es ist eine der niederschlagendsten Empfindungen, als Deutscher im Orient zu reisen. Mehr als je beklage ich die Erbärmlichkeit, mit der man die erste Zeit der Revolution hat verstreichen lassen, ohne etwas Tüchtiges und Ganzes zu schaffen, damals, wo noch alle einzelnen Regierungen ohne Kraft waren. Doch wozu klagen! Suchen wir zu retten, was noch zu retten ist!

Am 19. konnte das Schiff Kaifa verlassen und langte am 21. Januar 1849 vor Alexandria an. Bis zum 29. dauerte die Quarantäne. Am 30. konnte das fürstliche Paar abreisen und traf am 31. in Kairo ein, von wo in der Zeit bis zum 15. Februar eine Reise nach Oberägypten gemacht wurde. Vom 16. bis 19. verweilten die Reisenden wieder in Kairo, reisten am 20. Februar nach Alexandrien und vom 21. bis 25. nach Malta. Nach mehrtägiger Quarantäne landete das fürstliche Paar am 6. März in Neapel und traf am 9. in Molo di Gaëta ein. In Neapel hatte der Fürst die folgenden Briefe des Reichsministers Heinrich von Gagern erhalten:

Frankfurt, 6. Januar 1849.

Ihren gefälligen Bericht vom 17. v. M. habe ich richtig erhalten, und mit wahrer Teilnahme und Befriedigung hat der Reichsverweser durch mich die Benachrichtigung von dem so sehr entsprechenden Empfange erhalten, welchen E. D. in Athen getroffen haben ... Da für den Augenblick dem Reichsministerium keinerlei Veranlassung zur Verlängerung Ihres Aufenthalts in Athen bekannt ist, so soll ich Sie ersuchen, sich, sobald es geschehen kann, zu Seiner Heiligkeit dem Papste, sei es in Gaëta oder, wo er sonst zu treffen sein wird, zu verfügen und die Uebergabe der Notifikation des Reichsverwesers zu bewirken. Die unbestimmbare, vielleicht nur noch kurze Dauer des Provisoriums liegt diesem Wunsche des Ministeriums zugrunde, und der Art nach zu urteilen, wie der Aufenthalt Seiner Heiligkeit in Gaëta eingerichtet zu sein scheint, zweifle ich keineswegs daran, daß der Papst dort Gesandte empfangen werde. Vom Hoflager des Papstes würde E. D. dann nach Florenz reisen. Ihrem Berichte sehe ich mit vielem Interesse entgegen.

23. Januar 1849.

E. D. wird der Erlaß vom 6. Januar, durch welchen ich Sie ersuchte, Seiner Heiligkeit dem Papste an dem Orte seines jetzigen Aufenhalts das Notifikationsschreiben vom 12. November v. J. zu übergeben, richtig zugekommen sein. Ich erhielt inzwischen auch Ihren gefälligen Bericht aus Athen vom 23. Dezember v. J. und bin mit der Ihrer Reise gegebenen Einrichtung einverstanden. Da die Zeit, welche Sie für Ihre Abwesenheit von Athen bestimmten, unterdessen abgelaufen ist und ich zweifle, ob Sie gegenwärtiger Erlaß noch daselbst getroffen haben würde, so erhalten Sie denselben in Gaëta durch Vermittlung der Kgl. preußischen Gesandtschaft in Neapel, an welche er heute abgeht. Als Anlagen folgen bei:

1. Abschrift eines Schreibens, welches der Heilige Vater d. d. Gaëta 4. v. M. u. J. an den Reichsverweser gerichtet hat,

2. das Antwortschreiben des Reichsverwesers nebst

3. offener Abschrift und

4. Uebersetzung desselben,

die beiden letzteren zur vorläufigen Mitteilung an die auswärtige Kanzlei des Papstes. Das Antwortschreiben des Reichsverwesers ersuche ich Sie Seiner

Heiligkeit zu überreichen, was gleich nach erfolgter Uebergabe des erwähnten Notifikationsschreibens wird geschehen können.

Auf diese Erlasse berichtet der Fürst am 10. März 1849:

... Gestern traf ich hier ein und begab mich heute morgen zu Kardinal Antonelli, der als Prosegretario di Stato die Geschäfte eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten versieht, überreichte demselben das an den Kardinalstaatssekretär gerichtete Schreiben des Ministeriums sowie Abschrift und Uebersetzung des Notifikationsschreibens vom 12. November v. J. und der Antwort Sr. K. H. des Reichsverwesers auf das Schreiben des Heiligen Vaters vom 4. Dezember, und bat den Kardinal, bei Seiner Heiligkeit um eine Audienz für mich nachzusuchen. Kardinal Antonelli erklärte sich sogleich bereit, mich vorzustellen, und führte mich nach vorgängiger Meldung zum Heiligen Vater, der in demselben Hause wohnt. Die Etikette und das Zeremoniell sind in Gaëta durch die Umstände sehr vereinfacht, so daß diese Audienz als eine vollkommen entsprechende gelten kann, um so mehr, als auch die übrigen neu beglaubigten Gesandten und sogar der belgische Botschafter in gleicher Weise bei dem Heiligen Vater eingeführt worden sind.

Ich wurde gleich beim Eintreten vom Heiligen Vater mit herzlichem Zuruf begrüßt, setzte mich nach dem üblichen Zeremoniell dem Heiligen Vater gegenüber und erwähnte nun des Zwecks der Sendung, überreichte das Notifikationsschreiben und sodann das Schreiben des Reichsverwesers vom 23. Januar, welches letztere ich noch mit der Versicherung der tiefen Betrübnis Sr. Kais. Hoheit über die Ereignisse in Rom begleitete, Gefühle, die ich auch im Namen von ganz Deutschland aussprach. Diese Worte nahm der Heilige Vater sehr freundlich auf und knüpfte hieran die Bemerkung, wie das feste Zusammenhalten der Regierungen Europas um so notwendiger sei, als es sich um einen Kampf der Barbarei gegen Religion und gesellschaftliche Ordnung handle. Ich erwähnte nun der einheitlichen Bestrebungen in Deutschland und ihres gleichen Zwecks der Befestigung staatlicher und sittlicher Ordnung, worauf dann der Heilige Vater mit Wärme seine rege Teilnahme an der Einheit Deutschlands zu erkennen gab, das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen als den „nodo gordiano che vuol essere sciolto“ bezeichnete und hinzufügte, er bete für die glückliche Beendigung der deutschen Angelegenheiten. Hierauf sprach der Heilige Vater noch mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit von einigen mich persönlich betreffenden Angelegenheiten, worauf die Audienz beendigt war. Dieselbe wird, wie dies im Hoflager des Papstes nun gebräuchlich ist, in Ermangelung eines eignen Organs im neapolitanischen Staatsanzeiger veröffentlicht werden.

Wie dem Reichsministerium bereits bekannt sein dürfte, ist auch der Großherzog von Toskana hier anwesend, empfängt aber bis jetzt keine Gesandte. Für den Fall jedoch, daß, wie das Gerücht geht, ein französischer Gesandter an den Großherzog hier ankommt, würde ich dies als ein Präzedenz betrachten und auch meinerseits mein Schreiben abgeben. Ueber die politischen Verhältnisse

behalte ich mir vor, in meinem nächsten Berichte Vortrag zu erstatten, bemerke nur unterdessen, daß ich mich den Bestrebungen der hiesigen Diplomatie, den Papst auf geeignetem Wege in seine unabhängige Stellung in seinen Staaten zurückzuführen, anschließen werde.

Bericht vom 24. März 1849.

Der Prosegretario di Stato Seiner Heiligkeit des Papstes hat mir auf mein Ersuchen die Dokumente mitgeteilt, welche einerseits auf die Stellung des Heiligen Vaters zu der in Rom herrschenden usurpatorischen Regierung, anderseits auf die Verhältnisse Seiner Heiligkeit zu den europäischen Regierungen und die von denselben begehrte Intervention Bezug haben. Diese Dokumente, welche ich in der Anlage dem Reichsministerium zu übersenden die Ehre habe, sind:

1. eine Zirkularnote an die beim päpstlichen Hofe beglaubigten Gesandten, datiert Gaëta 18. Februar, und das Gesuch um bewaffnete Intervention im Kirchenstaate an die Regierungen von Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel richtend,

2. eine desgleichen vom 19. Februar, enthaltend eine Verwahrung und Protestation gegen jede von der sogenannten Regierung in Rom vollzogene Veräußerung von Kirchengütern,

3. eine desgleichen vom 27. Februar in bezug auf das zu Rom projektierte Anleihen unter Verpfändung der Kunstdenkmäler des Vatikans,

4. eine Allokution des Papstes an seine Untertanen vom 27. November vorigen Jahres, enthaltend die Ernennung einer Regierungskommission für Rom während der Abwesenheit Seiner Heiligkeit,

5. einen Protest des Heiligen Vaters vom 17. Dezember vorigen Jahres gegen die in Rom errichtete Giunta di Stato,

6. eine Allokution desselben vom 1. Januar dieses Jahres, in welchem die Exkommunikation gegen alle Teilnehmer an der Assamblea generale nazionale ausgesprochen wird, und

7. einen in Gegenwart des diplomatischen Korps am 14. Februar ausgesprochenen Protest Seiner Heiligkeit gegen das Dekret der sogenannten Costituante, welches die weltliche Macht des Papstes aufhebt.

Alle diese Dokumente sind ihrerzeit dem hier versammelten diplomatischen Korps mitgeteilt, die Protestation ist demselben mündlich vorgelesen worden. Die einzige direkte Mitteilung an die Regierungen Europas ist das bekannte Schreiben des Papstes vom 4. Dezember v. J.

Aus diesen Mitteilungen wollen Sie, Herr Minister, den Gang der Verhandlungen entnehmen, welche während der Anwesenheit des Papstes in Gaëta über die Interventionsfrage gepflogen worden sind. Eine genauere Darstellung der Einzelheiten dieser ganzen Sache muß ich mir für einen späteren Bericht vorbehalten.

Der Stand der Interventionsfrage ist heute folgender:

Auf die in Nummer 1 enthaltene Bitte des Papstes um Intervention haben

sich die vier angerufenen Mächte zur Intervention bereit erklärt, die Regierungen von Neapel und Spanien hatten dies bereits früher getan, die Antworten der französischen und der österreichischen Regierung sind vor wenigen Tagen eingetroffen. Auch hält, wie mir Kardinal Antonelli heute mitteilte, Frankreich seine Truppen zur Einschiffung an die italienische Küste bereit. Um über die Art der Intervention und deren Zeitpunkt zu beraten, soll in diesen Tagen eine Konferenz der Bevollmächtigten von Frankreich, Oesterreich, Neapel und Spanien in Gaëta stattfinden. Wenn nun gleich die Entscheidung nahe bevorsteht, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß die eigentümliche Lage der französischen Regierung gegenüber der Nationalversammlung und ihr Verhältnis zu Oesterreich im Schoße der Konferenz Schwierigkeiten aller Art hervorrufen können. Dies verhehlt sich auch der Kardinal-Staatssekretär nicht, glaubt aber doch vermittelnd eingreifen zu können und vertraut hauptsächlich darauf, daß er die ganze Frage möglichst vom religiösen Standpunkte aus behandelt habe, die politischen Folgen bis nach beendigter Intervention vorbehaltend.

An das übrige diplomatische Korps sowie an mich sind keine Mitteilungen ergangen. Ich werde also nur dem Gang der Verhandlungen zu folgen suchen und seinerzeit weiter zu berichten die Ehre haben.

Bericht aus Neapel 11. April 1849.

Da eine Veranlassung zur Verlängerung meines Aufenthalts in Gaëta nicht gegeben war, so verabschiedete ich mich vorgestern bei dem Heiligen Vater und wurde auf die freundlichste Weise entlassen. Dem Großherzog von Toskana konnte ich das Schreiben des Reichsverwesers nicht übergeben. Denn wenn auch der Großherzog wahrscheinlich in nächster Zeit einen auswärtigen Minister in seine Nähe berufen und Gesandte empfangen wird, so konnte ich diesen Zeitpunkt bei der voraussichtlich nur noch kurzen Dauer des Provisoriums in Deutschland nicht abwarten. Ich habe dies dem Großherzog mitgeteilt und mich privatim bei ihm empfohlen. Da ich mit einem der nächsten Dampfschiffe nach Deutschland abreise, so werde ich demnächst die Ehre haben, meine Berichte mündlich zu ergänzen.

In einem Briefe aus Neapel vom 11. November 1849 schreibt der Fürst der Prinzessin Amalie: „Mein Aufenthalt in Gaëta in der Umgebung des vortrefflichen und edeln Papstes war sehr schön, und ich rechne ihn zu den erhebendsten Tagen meines Lebens."

Noch in Gaëta hatte der Fürst die Nachricht erhalten, daß König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone abgelehnt hatte. „Damit war," heißt es in der obenerwähnten Notiz, „das Schicksal des Frankfurter Reichs besiegelt. Ich verabschiedete mich bei dem Papst und dem Großherzog von Toskana, an den ich mein Schreiben nicht abgeben konnte, da er keinen Minister des Aeußern hatte. Er sagte: ‚Grüßen Sie meinen Vetter in Frankfurt!' Wir gingen nach Neapel, blieben da den Monat Mai und kehrten über Paris nach Frankfurt zurück."

Als sich der Fürst bei dem Erzherzog Reichsverweser zur Audienz gemeldet und eine Stunde erhalten hatte, wurde ihm nach jener Notiz eine Stelle in dem

Ministerium Grävell, das am 17. Mai der Nationalversammlung vorgestellt war, angeboten. Er lehnte ab, „da er keine Lust hatte, einem Ministerium anzugehören, das nur dazu berufen war, das Reich zu Grabe zu tragen". Als der Fürst den Erzherzog sah, sprach dieser nicht mehr davon.

Mit dem Ende der Reichsgesandtschaft war die aktive Beteiligung des Fürsten an der Politik vorläufig abgeschlossen. Er war wieder im wesentlichen auf die Rolle des Beobachters beschränkt. Die Eindrücke, die der allmähliche Niedergang der nationalen Hoffnungen und der beschämende Abschluß der Bewegung in ihm erregte, sind aus den Briefen an die Schwester und aus den Reden in der Kammer der Reichsräte zu erkennen.

An die Prinzessin Amalie. München, 18. November 1849.

... Es ist ein eigentümliches Band geistiger Verwandtschaft, das uns Geschwister alle fest zusammenhält und von dem andre Menschen selten einen Begriff haben. Ich habe es in wenigen Familien gefunden. In der Gesellschaft der großen Welt findet man solchen Geist selten. Im allgemeinen und insbesondere hier ist die große Welt im innersten Herzen sehr gemein. Gut, wenn Du willst, freundlich, weniger schlecht, als sie von Landpastoren gewöhnlich geschildert wird. Aber es ist gar wenig dahinter. Mit den edeln Menschen, die diese Stadt birgt wie jede andre, kommt man schwer zusammen. Ich werde in solcher Umgebung, ohne es zu wollen, Demokrat; gerade, wie es mir in der Kammer geht, wo ich durch die Partei eingesäumter Aristokraten, die es sind ohne innere Berechtigung, auf die linke Seite getrieben und zum Beispiel bei der letzten Sitzung veranlaßt wurde, die deutsche Nationalversammlung gegen stupide Angriffe eines alten Herrn in Schutz zu nehmen. Wir haben eine interessante Sitzung über die deutsche Frage gehabt, und ich habe vor einer gedrängt gefüllten Galerie ziemlich gut gesprochen. Ich freute mich bei dieser Gelegenheit meiner Ruhe und Unbefangenheit. Es ist ein Glück in unsrer Zeit, wenn man dazu gelangt ist, ohne Verlegenheit klar vor vielen Menschen zu reden. Meine sehr zahme Rede ist aber doch zu antiministeriell gefunden worden, und ich werde dadurch bei Hofe in Verruf kommen. „Kein Vernünftiger kann zergliedern, was den Menschen wohlgefällt."

Die Sitzung, die dieser Brief erwähnt, fand am 12. November statt und betraf die Haltung der bayrischen Regierung in der deutschen Frage, für welche die Kammer dem Ministerium ihre „dankbare Anerkennung" aussprach. Diese „dankbare Anerkennung" bezog sich, wie die Verhandlungen ergaben, auf die Ablehnung sowohl der Frankfurter Verfassung wie des Dreikönigsbündnisses. Fürst Hohenlohe schloß sich von diesem Votum nicht aus, erklärte aber bezüglich des Beitritts zum Dreikönigsbündnis folgendes: „Wäre die Frage der hohen Kammer vorgelegt worden, als sie noch eine offene war, wäre die hohe Kammer aufgefordert worden, sich zu erklären, ob sie ihre Zustimmung zu diesem Bündnisse gebe, so gestehe ich, daß ich geraten haben würde, diese Zustimmung zu erteilen. Ich gehe von dem Grundsatze aus, daß eine starke Zentralgewalt nottut, und

von diesem Standpunkte aus würde ich mir die Frage erlaubt haben, ob denn auf einem andern Wege dem Drange nach nationaler Einigung entsprochen werden könne als auf dem, der in großen Grundzügen in dem Dreikönigsbündnis enthalten ist.

Sämtliche deutschen Staaten sind konstitutionell monarchisch; es kann also eine autokratische Form der Zentralgewalt nicht wohl gedacht werden. Ein Parlament an der Seite dieser Zentralgewalt ist eine allgemein anerkannte Notwendigkeit. Nun ist aber meiner Ansicht nach eine kollegiale Führung der Exekutive gegenüber einem Parlament eine sehr gefährliche Sache. Ein Direktorium von Bevollmächtigten — denn Direktoren müssen immer bevollmächtigt sein — ein Gesamtkollegium, überhaupt jede von diesen vielköpfigen Gestaltungen der Zentralgewalt wird immer nach Instruktionen handeln. Nun ist aber einem Parlament gegenüber durchaus notwendig, rasch, entschieden und kraftvoll zu handeln. Mir scheint, daß eine solche Kraftentwicklung, solche Raschheit, solche Entschiedenheit in der Ausführung nicht wohl mit dem Handeln nach Instruktionen vereinbar wäre; wir haben dies damals erfahren, als der Bund in seiner früheren Form noch existierte, und ich glaube, daß bis jetzt wenigstens das Rätsel noch nicht gelöst ist. Doch ich schweige heute von alledem. Die Frage über den Dreikönigsbund ist in diesem Augenblicke eine geschlossene. Sie ist wenigstens jetzt in ein Stadium getreten, in welchem eine weitere Verteidigung desselben zwecklos ist. Das bayrische Volk hat sich in seiner Vertretung gegen den Dreikönigsbund ausgesprochen. Die königliche Regierung hat den Dreikönigsbund zurückgewiesen, gestützt auf die Mehrzahl des bayrischen Volks. Meine entgegenstehenden persönlichen Ansichten, die ich jedoch in wenigen Worten vortragen zu müssen glaubte, müssen deshalb zurücktreten, sie berechtigen mich nicht, der Regierung deshalb zu zürnen, weil sie das getan hat, was die Mehrzahl des Volks will. In einer Frage, wo es sich um die Rechte eines ganzen Volks, um die Selbständigkeit eines Staates handelt, muß die persönliche subjektive Ueberzeugung des einzelnen zurücktreten. Ich weiß auch gar keinen andern Weg anzugeben, welchen die Regierung hätte einschlagen sollen, um die Wünsche des Volks mit dem Prinzip der Einigung des ganzen Deutschlands in Einklang zu bringen. Es ist schwer, ja fast unmöglich, den Wunsch nach nationaler Einigung zu erfüllen und zu der gleichen Zeit die ganze Selbständigkeit eines einzelnen Staates aufrechtzuerhalten. Wenn die Einheit im Jahre 1848 zugrunde gegangen ist, so ist es nicht sowohl durch die Sonderinteressen der Dynastien als durch die Feindseligkeiten der einzelnen deutschen Stämme geschehen. Das ist eine traurige Wahrheit; es ist aber notwendig, daß man sich die Wahrheit so oft als möglich gestehe. Unter solchen Verhältnissen, muß ich bekennen, konnte die Staatsregierung nicht anders handeln, als sie gehandelt hat."

An die Prinzessin Amalie. München, 22. Dezember 1849.

... Gegenwärtig lesen wir immer von Zeit zu Zeit in Humboldts Briefen an eine Freundin. Darin finde ich meine eignen Gedanken auf jeder Seite.

Doch kam ich in der letzten Zeit sehr wenig zum Vorlesen. Meine Tage waren vollkommen absorbiert durch die reichsrätliche Tätigkeit. Ich habe mir vor einigen Tagen durch eine recht gute improvisierte Rede einen großen Ruf erworben. Dieses événement war an jenem Tage der Gegenstand aller Gespräche. Da der Gegenstand nicht allgemeine Bedeutung hatte, so wirst Du die Sache nicht in der „Augsburger Zeitung“ finden. Ich selbst bin gegen diese Erfolge gleichgültig. Ich freue mich, daß ich so etwas zustande bringe, weil es sehr unangenehm ist, wenn in ernsten Zeiten die Form uns am Handeln hindert. Doch macht mir dergleichen keine Freude.

Die Verhandlungen der Kammer, auf die sich diese Mitteilungen beziehen, betrafen die strafrechtliche Verfolgung der Pfälzer Revolutionäre. In der Sitzung vom 18. Dezember hatte Graf Arco-Valley im Gegensatz gegen die „jungen Reichsräte“ sich selbst als einen „Hemmschuh auf dem Wege zur Republik“ bezeichnet. Die Erwiderung auf diesen Angriff war wohl die „improvisierte Rede“, von der der Fürst berichtet. Ueber die Frage der Amnestie sagt der Fürst in einer Aufzeichnung aus diesen Tagen: „Ich glaube, es dürften alle, die an den verbrecherischen Bestrebungen des letzten Frühjahrs teilgenommen haben, in zwei Hauptabteilungen zerfallen:

1. Die eigentlichen Demagogen oder Radikalen von Profession,
2. Revolutionäre aus vorübergehenden Motiven.

Es ist bekannt, daß eine Partei, eine weitverbreitete Sekte besteht, die, mit der gegenwärtigen sittlichen und staatlichen Ordnung der Dinge zerfallen, eine neue erstrebt. Durch das Studium der Philosophie, insbesondere der Hegelschen, sind die Führer dieser Partei zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Christentum eine Lüge, der christliche Staat also auf Irrtum gegründet sei. Sie wollen also die von ihnen erkannte Wahrheit in Religion und Staat zur Geltung bringen. Was sie uns Positives bringen wollen, habe ich bei den eifrigsten Forschungen nie recht erfahren können. Wo sie zum praktischen Handeln gezwungen werden, ist das Geltendmachen der Theorie, die ihnen vorschwebte, an dem bloß negierenden Charakter eben dieser Theorie zugrunde gegangen. Mazzini in Italien, Pierre Leroux in Frankreich, Karl Vogt — ich nenne nur besonders hervorragende Persönlichkeiten der Partei — alle haben sich bisher nur im Verneinen bedeutend gezeigt. Wäre aber auch diese Partei imstande, ein neues religiöses und soziales Gebäude aufzuführen, so könnte sie es nur, nachdem sie das bestehende vollständig zerstört hätte. Hier begegnet sie nun dem Widerstande der vernünftigen Männer. Es ist klar, daß aus einer Zerstörung der gegenwärtigen Zivilisation nur Barbarei entstehen kann. Es ist also Pflicht, den Bestrebungen der radikalen Partei mit größter Entschiedenheit entgegenzutreten. Die radikale Partei ist zu klug, als daß sie zur Versöhnung, die ihr nichts nutzt, je die Hand bieten sollte. Sie will eben Kampf. Dieser also Verzeihung, Milde zuteil werden zu lassen, wäre Schwachheit.

Allein gerade diese Partei ist in der Pfalz wenig vertreten. Ihre Führer haben sich fast alle in Sicherheit gebracht. Es bleibt uns hauptsächlich die zweite

Klasse, nämlich die Revolutionäre aus vorübergehender Veranlassung, die politisch Aufgeregten, deren Bewegung sich legt wie die Wellen des Meeres, wenn der Sturm aufhört. Als im vergangenen Jahre die Begeisterung für das einige Deutschland das Land durchzog, da stellten sich edle Männer an die Spitze der Bewegung und sagten dem Volke: ‚Beruhigt euch, wir wollen auf gesetzlichem Wege ein einiges Deutschland schaffen!‘ Die Nationalversammlung trat zusammen, das Volk beruhigte sich und wartete. Es wartete ruhig ein ganzes Jahr. In diesem Jahre beruhigte sich die Revolution, die Regierungen erstarkten. Ja, die Begeisterung für die deutsche Einheit erkaltete in manchen Herzen. Viele von denen, welche in Frankfurt zusammensaßen, hatten selbst nicht Lust, das Werk zustande zu bringen. Als nun die Verfassung mit Not und Mühe zustande kam, da erwachte in vielen Männern von neuem die Begeisterung, die Erregung, wie im Jahre 1848. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Was im vorigen Jahre geduldet wurde, weil man es nicht hindern konnte, es war jetzt Verbrechen. Das aber begriff jener bewegliche Teil des Volks nicht. Er konnte nicht wissen, daß das, was im März 1848 manchem Bewegungsmann zu hohen Ehren verholfen hatte, nun Vergehen sei. Er kannte die Zeit nicht. Gewiß, es ist schwer, sich immer von den politischen Konstellationen genaue Rechenschaft zu geben, genau zu berechnen, was gelingen wird, was nicht. Dieser Teil des Volks wußte nicht, daß die Regierung nun von kräftigen Männern geleitet wurde, die die Revolution zu besiegen wußten, die dem Gesetze Achtung zu verschaffen die Kraft hatten. Diese erregten Gemüter wußten nicht, daß die Zeit vorüber sei, wo man in Katzenmusiken die öffentliche Meinung zu erkennen glaubte. Daß das Volk alles dies nicht wußte, daß es im Glauben an eine Revolution handelte, die nicht mehr existierte, das ist der Hauptfehler, den die meisten Angeklagten und Kompromittierten begangen haben.“

Im Beginne des Jahres 1850 wurde ein Gesetz betreffend eine Reform der Ersten Kammer beraten. Der Fürst vertrat bei diesen Beratungen die Interessen der Standesherren, welche ihm dadurch gefährdet schienen, daß die Berechtigung im Reichsrat zu sitzen durch den Besitz eines Fideikommisses von bestimmter Größe bedingt sein sollte. „Wäre der Gesetzentwurf in einer Zeit niedergelegt,“ heißt es in einer Aufzeichnung aus dem April 1850, „wo das Wohl des Vaterlandes das Aufgeben eines Vorrechts deshalb verlangte, weil unbedingtes Festhalten der Ruhe des Staates gefährlich werden konnte, so würde ich zum Aufgeben raten, nach dem Grundsatze, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Tür rennen soll. Wäre der Gesetzentwurf vorgelegt, um die Vereinigung mit andern deutschen Staaten zu einem einigen Deutschland zu erleichtern, insofern gleiche Prinzipien in dieser Beziehung verlangt würden, so würde ich vor allem dem einigen Deutschland dieses Opfer bringen. Diese Zeiten sind aber vorbei. Von diesen Träumen ist man erwacht. Wer wird aber zugunsten einer bayrischen demokratischen Grundlage ein Opfer bringen wollen!“ Die Stimmung des Fürsten bei dem Schwinden der letzten patriotischen Hoffnungen, die sich an das Dreikönigsbündnis geknüpft hatten, spricht sich in einem scharfen Artikel aus, in

dem er in Nr. 71 des „Frankfurter Journals“ die Thronrede des Königs von Württemberg besprach. „Durch die ganze Thronrede,“ heißt es darin, „klingt ein unheimlicher Ton, der von den Gefahren erzählt, die uns von außen drohen, wenn das württembergische und das deutsche Volk nicht den väterlichen Ermahnungen seines Monarchen folgt und noch weiter dem Traumbilde der deutschen Einheit nachjagt. Wir vernehmen ausdrücklich, daß die Realisierung des Bundesstaates nicht möglich sei ‚ohne Verletzung jener feierlichen Traktate, worauf unsre Stellung und unsre Unabhängigkeit gegen Europa sowie das politische Gleichgewicht Europas überhaupt beruht‘. Wir hören von den ‚Gefahren, zu denen das Bündnis vom 26. Mai sowohl im Innern als nach außen führen muß‘. Es ist also jetzt dem erhabenen Redner klar, daß das Ausland unsre Unabhängigkeit gefährden könnte, daß eine Einmischung der fremden Mächte in unsre innersten Angelegenheiten bevorstehe. So weit sind wir also gekommen, daß man die politische Schamhaftigkeit in einem deutschen Königreiche ganz ablegt und vor den Augen von ganz Europa gesteht, daß wir es nicht mehr wagen, uns eine Verfassung zu geben, wie sie *unsern* Bedürfnissen entspricht, sondern daß die letzte Stimme den Mächten zusteht, die die Verträge garantiert haben! So weit ist es also gekommen, daß man diese Geständnisse einer demokratischen Versammlung ohne Scheu macht und machen kann! Wahrlich, man hätte besser getan, in der Thronrede vom ‚alten Recht‘ zu schweigen, wenn man die alte Ehre so ganz und gar verleugnet.“

Kurz vor der Katastrophe von Olmütz schreibt der Fürst an die Prinzessin Amalie:

Sayn, 16. November 1850.

... Ich war gestern bei der Prinzessin von Preußen zum Tee. Sie war sehr niedergebeugt durch die neuesten politischen Ereignisse;[1]) sie ist so von Schmerz und Jammer über die Berliner Jämmerlichkeiten erfüllt, daß es einem leid tut, sie anzusehen. Ich möchte sie mit einer Niobe vergleichen. Jedenfalls ist der Vergleich auch deshalb richtig, weil sie im Untergang Preußens auch den Untergang der Zukunft ihres so vortrefflichen und vielversprechenden Sohnes betrauert.

Wozu der Lärm?

Von einem Diplomaten

Im Herbst des Jahres 1871 saß eine kleine, aus allen Ländern der Welt, Frankreich ausgenommen, angehörigen Personen bestehende Gesellschaft in eifrigem Gespräch vor dem Kurhause in Wiesbaden, das ja nun auch mit allen seinen Erinnerungen dem Abbruch verfallen ist, um einem größeren, prächtigeren

[1]) Die „vorläufige Uebereinkunft“ von Warschau vom 28. Oktober und die Entlassung von Radowitz am 2. November 1850.

Platz zu machen. Den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, man könnte sagen natürlicherweise, die Erfolge Deutschlands, das Mißgeschick Frankreichs sowie die politische Lage in Europa, und eine englische Dame ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in sehr erregter Weise über Deutschland herzuziehen und das Schicksal Frankreichs zu bedauern. Die Situation wurde etwas peinlich, da sich unter den Anwesenden auch mehrere Deutsche befanden, als ein russischer Staatsmann, Graf P. S., dem Gespräch mit der Erklärung ein Ende machte, daß, wenn Frankreich nur die Hälfte der Erfolge errungen hätte, die Deutschland davongetragen, das Leben in Europa längst zur Unmöglichkeit geworden sein würde.

Wer heute auf die Geschichte der letzten fünfunddreißig Jahre zurückblickt, wird, wenn er ehrlich sein will, nicht umhin können, zuzugestehen, daß Deutschland der ihm vom alten Kaiser Wilhelm und seinem großen Kanzler vorgezeichneten Rolle treu geblieben ist und trotz seines, während einer Reihe von Jahren, unbestrittenen und unbezweifelten militärischen Uebergewichts nie den Versuch gemacht hat, es zum Schaden seiner Nachbarn auszunutzen. Es dürfte kein Beispiel in der Weltgeschichte geben, daß ein Volk nach solchen politischen und militärischen Erfolgen wie das deutsche sich mit dem Erreichten, das heißt im wesentlichen mit seiner Einheit und dem Recht, über seine Geschicke selbst zu bestimmen, begnügt und, anstatt auf weitere Eroberungen auf Kosten andrer zu sinnen, nur daran gedacht habe, sich im Innern auszubauen und auf der so gewonnenen Grundlage Industrie und Handel zu fördern, um sich durch diese an den großen Fragen der Weltpolitik zu beteiligen. Rußland, England, Frankreich und selbst die Vereinigten Staaten haben seit 1871 sehr viel mehr an Gebiet gewonnen, sehr viel mehr Kriege zur Erwerbung von Gebiet als Deutschland geführt, und doch gibt es keinen Staat in der Welt, dessen Ziele und Aufgaben so falsch beurteilt und so oft angegriffen werden wie gerade die des Deutschen Reichs. Die Ursachen dieses von einem Teil der französischen, amerikanischen und ganz besonders englischen Presse mit ebensoviel Ausdauer wie Perfidie geführten Feldzugs liegen zum Teil auf der Hand, zum Teil aber werden sie nur dem verständlich, der ihren Spuren aufmerksam nachgeht. Manches Wort ist in Deutschland gefallen, das oft besser ungesagt geblieben wäre, aber „verba volant“, und, wie das deutsche Sprichwort sagt, „Böse Worte haben noch keine Knochen zerschlagen“; von der deutschen amtlichen Politik und Diplomatie kann man aber mit Recht sagen, daß sie in allen diesen Jahren stets absolut korrekt vorgegangen sei und oft eine Mäßigung (Samoa, Beschlagnahme deutscher Dampfer und so weiter) gezeigt habe, die nicht immer den Beifall des Volks gefunden. Daß gewisse Elemente in Frankreich die Revancheidee noch immer hauptsächlich freilich für die eignen Zwecke ausnutzen, kann nicht wundernehmen, in England aber und in den Vereinigten Staaten hat die Entwicklung des deutschen Handels und der Industrie, mit der die der deutschen Seemacht Hand in Hand gegangen ist, Gefühle hervorgerufen, die zwischen dem Neid auf den immer unbequemer werdenden Konkurrenten und der Furcht vor etwaigen dunkeln politischen Plänen desselben

schwanken und so den bestmöglichsten Boden für die Aussaat der Drachenzähne bilden, von denen Cadmus-Times stets einen guten Vorrat zur Hand hat. So ist es nur natürlich, daß der Weizen derjenigen blüht, die Unfrieden zu stiften suchen, und daß die Beziehungen zwischen der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Ländern weder den amtlichen Beziehungen zwischen den Regierungen derselben noch den Interessen der Allgemeinheit entsprechen. Nur so kann man sich erklären, daß in den letzten Monaten Gerüchte von einem beabsichtigten Friedensbruch Englands, der auf einen Ueberfall der deutschen Flotte und Hafenstädte mitten im Frieden hinausgelaufen sein würde, Gerüchte, die auf nichts weiter als einigen törichten Artikeln in wenig („Army and Navy Gazette") oder gar nicht („Vanity Fair") gelesenen englischen Blättern beruhten, in gewissen deutschen Kreisen einen Eindruck gemacht haben, der weit, sehr weit über die tatsächliche Bedeutung des Vorfalls hinausging. Auch die späteren Aeußerungen des ersten Zivil-Lords der englischen Admiralität, Mr. Lee, die wohl wenig mehr bezweckten als der eignen Verwaltung ein Loblied zu singen und gewissen chauvinistischen Velleitäten einzelner Kreise gerecht zu werden, haben mehr Beachtung gefunden als sie verdient hätten. Freilich mochte bei ihrer Beurteilung die Tatsache mitwirken, daß Herr Lee bereits während seiner früheren Tätigkeit als Marineattaché in Washington sich als deutschfeindlich erwiesen hatte, freilich in dem Sinne, daß er dort für die Vertiefung und Verbreiterung des Glaubens zu wirken gesucht hatte, daß ein Krieg zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu den nächsten Ereignissen gehören würde. Trotzdem ist es für die Auffassung weiter Kreise charakteristisch, daß das auf die feinsten Schwingungen des Wirtschaftslebens der Völker abgestimmte Instrument, die Börse, sich den beiden Episoden deutsch-englischer unoffizieller Beziehungen gegenüber ganz gleichgültig verhalten hat. Ein deutsch-englischer Konflikt wäre die größte wirtschaftliche Katastrophe, die man sich denken könnte, und die Annahme der entferntesten Möglichkeit eines solchen, würde die Pendel aller Börsen der Welt in fieberhafte Schwingungen versetzen; daß auch der aufmerksamste Beobachter dieser Institute nicht imstande gewesen ist, nur ein Symptom von Unruhe bei ihnen zu entdecken, beweist, wie gleichgültig Handel, Industrie und Finanz diesen Beunruhigungsversuchen gegenüber gestanden haben. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß es der „Times" und Konsorten nicht einmal gelingen könne, eine wirkliche Panik ins Leben zu rufen, obgleich der Londoner Geldmarkt durch sie voraussichtlich viel schwerer betroffen werden würde als die kontinentalen; es kann daher nur mit aufrichtiger Befriedigung begrüßt werden, wenn Leute von dem Ruf und dem Einfluß wie Sir Thomas Barclay, Mr. Archibald Hurd, der Verfasser der Broschüre „Die britischen Kriegsflotten", und die Admiräle Sir E. Fremantle, Sir J. Hopkins und V. Montagu ihren Einfluß für die Erhaltung guter Beziehungen zwischen England und Deutschland, respektive die Verbesserung derselben einsetzen und die Versuche, Feindschaft zwischen den beiden Nationen zu säen, auf das schärfste verurteilen. Ein wirklicher Erfolg solcher Bemühungen wird aber nur zu erwarten sein, wenn von denjenigen

Engländern, die in guten Beziehungen zwischen England und Deutschland einen Vorteil auch für England und eine weitere Garantie für den Weltfrieden erblicken, der Kampf gegen die englische gelbe Presse in England selbst energisch aufgenommen und durchgeführt wird. Auch in Deutschland gibt es ja leider Personen und Parteien, bei denen die Abneigung und das Mißtrauen gegen England fast zur Glaubenssache geworden sind, und die Zahl der gedankenlosen Nachbeter anglophober Phrasen ist bei uns leider keine geringe, aber wir haben trotzdem in Deutschland nichts, was dem konsequent durchgeführten, vor nichts zurückschreckenden Deutschenhasse der „Times“ und ihrer Jünger entspräche. Um nur ein der letzten Zeit entnommenes Beispiel hier zu erwähnen, hatte der Berichterstatter der „Times“ in Peking, der seinerzeit das Märchen von den deutschen Intrigen gegen den mit Tibet abgeschlossenen Vertrag, später das von deutschen Machenschaften über Schantung erfunden und verbreitet hatte, die Gelegenheit des Abschlusses der letzten deutsch-englisch-chinesischen Anleihe vom Januar dieses Jahres benutzt, um gegen das von 1895 datierende zwischen der Hongkong and Shanghai Banking Corporation und der Deutsch-Asiatischen Bank bestehende Abkommen loszuziehen, nach dem etwaige Anleihegeschäfte mit der chinesischen Regierung von den beiden Banken gemeinschaftlich abgeschlossen werden sollen, und zu erklären, daß dieses Abkommen, wenn anscheinend auch gegenseitig, doch ein ganz einseitiges, das heißt für die Deutschen vorteilhaftes sei; er schloß dann mit der Insinuation, daß das Abkommen jährlich gekündigt werden könne. Der Herr hat sich nun von englischer Seite eine scharfe Zurechtweisung gefallen lassen müssen. Ihm ist gesagt worden, daß er sich nicht zu beunruhigen brauche; es gäbe keine intelligentere Verwaltung als die der H. a. S. B. C., und wenn sie sich nicht veranlaßt gesehen habe, das Abkommen aufzuheben, so würden dafür wohl gute Gründe vorhanden sein. Tatsächlich seien die Beziehungen zwischen den beiden Banken stets vortreffliche gewesen. Bereits zwei chinesische Anleihen seien gemeinschaftlich herausgebracht worden, und in beiden Fällen sei dem deutschen Publikum hauptsächlich der Erfolg zu danken gewesen. Dem großen englischen Finanzinstitut gegenüber hat auch die „Times“ ihre Hörner eingezogen und sich beeilt, zu erklären, daß die Verständigung der beiden Banken wohl auch ihre guten Seiten haben möge.

Diese kleinen Schändlichkeiten sind aber weniger interessant als etwas, das sich vorzubereiten scheint und dem man von deutscher Seite lange nicht die Aufmerksamkeit zuwendet, die es verdienen dürfte. Man wird sich erinnern, daß die englische gelbe Presse es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, urbi et orbi zu verkünden, daß es das Vorgehen Rußlands, Frankreichs und Deutschlands 1895 gewesen sei, dem der jetzige russisch-japanische Krieg zuzuschreiben sei und daß die Schuld der in Aussicht genommenen Aufteilung Chinas ausschließlich Deutschland wegen seiner Besitznahme von Kiautschou treffe. Für jeden der dem Gang der Ereignisse in Ostasien auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war, mußte es klar sein, daß diese beiden Behauptungen jeder Begründung entbehrten, aber da bei Verleumdungen bekanntlich immer etwas kleben bleibt, möge

hier kurz noch einmal wiederholt werden, daß die auf die Vorstellungen der drei Mächte erfolgte Retrozession der Halbinsel Liaotung an China zum mindesten den Vorteil gehabt hat, den Ausbruch eines neuen Krieges hinauszuschieben, der unfehlbar früher als dies jetzt der Fall gewesen mit China oder einer fremden Macht, wahrscheinlich ebenfalls Rußland, stattgefunden haben würde, wenn Japan 1895 im Besitz von Port Arthur geblieben wäre. Die Aufteilung Chinas dagegen ist zuerst von englischer Seite, von Kapitän, jetzt Colonel Younghusband, Lord Charles Beresford und zahlreichen andern, angeregt worden, ehe man auf dem Kontinent an eine solche Eventualität gedacht, eventuell sie eskomptiert gehabt hatte. Wie dem aber auch sein möge, so besteht jetzt wieder bei der „Times“ und ihren Jüngern die Absicht, Deutschland Japan und den neutralen Mächten gegenüber dadurch zu verdächtigen, daß man ihm die Absicht unterschiebt, Japan der Früchte seiner Siege berauben zu wollen und daran zu denken, bei dem schließlichen Friedensschlusse zwischen den beiden Kriegführenden im trüben zu fischen — und sich ein Stück von China anzueignen. Es genügt, den an der Verbreitung solcher Gerüchte interessierten Persönlichkeiten aber nicht nur, dieselben in die Presse zu lancieren, sondern sie versuchen, auch oft nur mit zuviel Erfolg, jedem Japaner, dessen sie innerhalb und außerhalb Englands habhaft werden können, diesen Gedanken einzuimpfen. Diesem Humbug muß ein Ende gemacht werden, und je früher und vollständiger dies geschieht, desto besser wird es für alle Teile sein.

In der „Times“ und andern englischen Blättern wird manchmal der Gedanke ausgesprochen, daß den drei Seemächten England, Japan und den Vereinigten Staaten die Regelung der ostasiatischen Frage überlassen werden müsse: daran, daß auch andre Mächte, so, um bei den Freunden Englands zu bleiben, auch Frankreich ein Interesse an den Verhältnissen in Ostasien haben könne, scheint man bei derartigen Vorschlägen nicht zu denken. Vielleicht aber sind diese Fühler auch nur dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit von andern Gedankengängen abzulenken. Im Juni vorigen Jahres nämlich erschien in dem Maiheft (I. 3) der „Revue Economique internationale“ unter dem Titel „La crise d'Extrême Orient“ ein längerer Aufsatz des ehemaligen Generalgouverneurs von Französisch-Indochina, Mr. Doumer, als dessen Quintessenz die Frage bezeichnet werden kann, welche Stellung die in Ostasien am meisten interessierten Mächte, das heißt Rußland, Frankreich, England, Deutschland und die Vereinigten Staaten der Entwicklung der dortigen Verhältnisse gegenüber einnehmen würden. Sie seien einig darüber, die Integrität Chinas zu verlangen, in ähnlicher Weise, wie Europa einig sei, die Integrität des türkischen Reichs aufrechtzuerhalten. Einige von ihnen möchten vielleicht ohne Bedauern China verschwinden sehen, wenn sie sicher wären, bei der Verteilung der Erbschaft gut abzuschneiden. Aber die Teilung würde für jede Macht ein unsicheres und für alle ein schwieriges und gefährliches Unternehmen darstellen. Sie würde daher lange, auf unbestimmte Zeit, hinausgeschoben werden, wenn es möglich sei. Aber dieses unermeßliche Gebiet ohne europäischen Herrn sei sehr verlockend. Europa habe das Gefühl, daß es dieses Reservoir von gegen es gerichteten Kräften nicht fortbestehen lassen dürfe, daß es nicht

ohne Gefahr der gelben Rasse erlauben könne, sich für den Kampf mit Werkzeug und Waffen zu versehen. Die vollständige Unabhängigkeit Chinas sei daher unmöglich, weil gefährlich. Was werde man aber dann morgen tun? Werde China von den fünf interessierten Mächten gemeinsam unter Vormundschaft gestellt werden, oder würde man aus ihm Einflußsphären für jede der Mächte herausschneiden? Werde man wenigstens die Klugheit haben, eine oder die andre dieser provisorischen Lösungen anzunehmen, oder werde das Tor für das Unbekannte einer endgültigen Lösung offen gehalten werden? Man könne nur die Frage aufstellen, zu deren Lösung die Ereignisse mehr beitragen würden als der Wille der Menschen und die Aktion der Regierungen. Jedenfalls würden diejenigen, die mit der gleichen Energie ihre Interessen zu verteidigen und den Frieden der Welt zu wahren gedächten, wachsam und stark sein müssen.

Der eventuellen Uebertragung solcher Gedanken ins Praktische hat Herr Doumer, während er Generalgouverneur von Französisch-Indochina war, durch verschiedene von ihm ergriffene Maßregeln vorzuarbeiten gesucht. So unter anderm durch die Mission Courtellemont nach Yünnan, bei der dem Reisenden unter anderm die Aufgabe geworden war, sich mit den in dieser Provinz wohnenden Mohammedanern in Verbindung zu setzen. Auch an der Entsendung der Mission Hourst zur Untersuchung und Befahrung des oberen Laufs des Jantse 1901 bis 1902 dürfte Mr. Doumer den Hauptanteil gehabt haben, wenn auch der Vater des Gedankens der aus der Faschoda-Angelegenheit bekannte Oberst Marchand gewesen ist. Beiden Unternehmungen gegenüber zeigte sich die französische Regierung als solche wenig freundlich; Mr. Courtellemont beschwert sich in dem von ihm veröffentlichen Reisebericht bitter über die Schwierigkeiten, die der französische Generalkonsul in Yünnan ihm in den Weg gelegt habe, und Leutnant zur See Hourst, bekannt durch seine Reisen im Gebiet der Tuaregs und seine Beschiffung des Niger von Timbuktu bis ans Meer, konnte die Erlaubnis zur Untersuchung der Wasser- und sonstigen Verbindungen zwischen dem oberen Jantse und Yünnan nicht erlangen. Beide Reisende betrachten die Festsetzung Frankreichs in Yünnan und die Verwertung der wirtschaftlichen Hilfsmittel dieser Provinz für seine Zwecke als die unerläßliche Bedingung eines erfolgreichen Widerstandes gegen einen japanischen Angriff gegen Französisch-Indochina, den sie mit Gewißheit zu erwarten scheinen. Die beiden Bücher, die von diesen Missionen Kunde geben, sind, was nicht zu übersehen ist, 1904 erschienen.

Am 10. bis 12. Januar 1905 veröffentlichte das „Echo de Paris“ einen „Le péril jaune“ betitelten Aufsatz, der einem angeblichen vertraulichen Bericht des Barons Kodama, früheren Generalgouverneurs von Formosa, als Einführung diente, welcher letztere einen vollständigen Angriffsplan gegen die französischen Besitzungen in Hinterindien enthielt. Von seiten der japanischen Gesandtschaft in Paris wurde die Authentizität des Schriftstücks sofort in Abrede gestellt, und der frühere japanische Minister des Innern, Baron Suyematsu, der seit Beginn des russisch-japanischen Kriegs in London Stimmung für Japan

macht, hat in „La Revue“ vom 15. Februar dieses Jahres in einem längeren Artikel, „La France et le Japon“, dasselbe getan. Trotz dieser Dementis wird man wohl um so weniger fehlgehen, wenn man die Substanz des Berichts als wahr annimmt, als unzweifelhaft eine Partei in Japan besteht, die einem Vorgehen gegen Frankreich und Französisch-Indochina gegenüber dem gegen Rußland und die Mandschurei den Vorzug gibt und sich wohl eingehender mit den Chancen eines solchen Feldzugs beschäftigt haben dürfte.

Es war gewiß kein Zufall, daß sich der halboffizöse und im englischen Fahrwasser steuernde „Temps“ bereits am 13. Januar eingehend mit der von dem „Echo de Paris“ angeregten Frage beschäftigte und auf das Wünschenswerte des Abschlusses einer „weißen Liga“ zum Schutz der europäischen Interessen in Ostasien hinwies, während er zugleich die Notwendigkeit der schleunigen Bewilligung der von der Regierung seit längerer Zeit für die Verteidigung Indochinas geforderten 25 Millionen Franken betonte. Charakteristischer noch war vielleicht, daß der „Temps“ in derselben Nummer einen amtlichen Bericht des früheren Generalgouverneurs Doumer vom 22. März 1897 veröffentlichen konnte, in dem dieser bereits damals auf die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines japanischen Angriffs auf alle in Ostasien engagierten europäischen Nationen und ganz besonders auf Frankreich hinwies.

Die Veröffentlichung des „Echo de Paris“ fand in den meisten größeren französischen Blättern und besonders in den den kolonialen Interessen des Landes gewidmeten Widerhall und Anklang. Sehr eingehend mit der Frage der gegen Japan zu ergreifenden Maßregeln beschäftigte sich aber der anglophile und germanophobe „Figaro“ in seiner Nummer vom 14. Februar, in der unter dem Titel „Un partage nécessaire“ Mr. Pierre de Coubertin erklärte, daß die Existenz Chinas, das eines der wenigen Länder sei, das Krieg führen könne, ohne aufzuhören im Frieden zu sein, die wahre gelbe Gefahr darstelle, der zu begegnen es nur eine Verständigung mit Europa auf der Grundlage der Aufteilung Chinas gebe. Gestern, so schreibt er, würde eine solche Maßregel eine Torheit gewesen sein, heute sei sie das Heil. Der Plan sei ein sehr einfacher; es handle sich darum, den russischen Vormarsch auf Peking und die Besitznahme des Jantsetals durch die Engländer zu gestatten; die Deutschen dahin zu bringen, die Linie ihrer ozeanischen Stützpunkte (was kann der Mann meinen?) durch solide Niederlassungen an der Küste von China zu vervollständigen, die Italiener heranzuziehen und das französische hinterindische Reich durch ein unbeanstandetes Protektorat über Siam und ein ernsthaftes Vordringen nach Yünnan und Kwangsi auszubauen. Eine solche kollektive Besitznahme durch Europa müsse dann durch einen gemeinsamen, die niederländischen Kolonien umfassenden Garantievertrag gesichert werden, der zugleich für die Verteidigung der gemeinsamen Interessen die Schaffung einer internationalen Flotte in Ostasien vorsehe. Der Erfolg einer solchen Maßregel würde sein, Japan unbeweglich zu machen und China zu desorientieren; den Zorn der australischen Kolonien könne man für den Augenblick noch unbeachtet lassen, und die Neutralität der Vereinigten Staaten,

die übrigens anfängen, Japan mit Argwohn zu betrachten, könne durch Handelszugeständnisse gewonnen werden.

Der praktische Wert dieser Vorschläge braucht hier nicht erörtert zu werden, wohl aber dürfte ein Hinweis darauf geboten sein, daß sie in einem anglophilen Blatte erschienen sind, das keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, sich im Sinne und Interesse seiner englischen Gesinnungsgenossen an Deutschland zu reiben, daß der Löwenanteil an der zur Verteilung gestellten Beute, das Jantsetal, auf das England schon lange begehrliche Augen wirft, ihm zugesprochen wird, und daß weder die „Times“ noch ihre Hetzgenossen mit einem Worte ihre Mißbilligung dieser Vorschläge zu erkennen gegeben haben. Wie würden sie über Deutschland hergefallen sein, wenn ein deutsches Blatt sich Aehnliches erlaubt hätte! Kein Wort würde hart genug gewesen sein, ein solches internationales Verbrechen zu kennzeichnen, und die amerikanische Presse würde in die Vorwürfe eingestimmt haben, dem Frechen gegenüber, der es gewagt, Amerika auf denselben Fuß mit den australischen Kolonien zu stellen. Festgestellt soll aber hier werden, daß auch diese neuen Vorschläge zur Aufteilung von China weder von Deutschland ausgegangen noch von ihm gebilligt worden sind oder werden werden. Deutschland hat sich der Anfrage der Vereinigten Staaten gegenüber, wie es sich zu den Gerüchten von neuen Erwerbungen in China stelle, klipp und klar dahin ausgesprochen, daß es, was die Erhaltung der Integrität Chinas anbetreffe, genau auf dem Standpunkt der Vereinigten Staaten stehe. Es würde interessant sein, den Wortlaut der Antwort Englands auf das Zirkular Mr. Hays kennen zu lernen.

Vor dem Schreiber dieser Zeilen liegen zwei Bilder aus dem „Punch“ des Jahres 1861, von denen das eine Punch als einen englischen Seemann angezogen darstellt, der einem kleinen langhaarigen, schnurrbärtigen, eine Zigarre rauchenden Deutschen ein kleines hölzernes, einmastiges Schiffchen gibt. Darunter steht: „Das ist ein Schiff für dich, mein kleiner Mann; nun mache, daß du fortkommst, und mache dir keine Ungelegenheiten.“ Das andre Bild zeigt Louis Napoleon und Lord Palmerston bei einer Partie Beggar my neighbour,[1]) bei dem die Karten die Namen von damals im Bau begriffenen Kriegsschiffen tragen; Palmerston hat beinah alle Karten vor sich und sagt zum Kaiser: „Haben Euer Majestät das alberne Spiel noch nicht satt?“ Das erste dieser Bilder erklärt hinlänglich die Nervosität gewisser englischer Kreise über den ihnen neu entstandenen möglichen Gegner; es ist natürlich nicht angenehm, dem einst so verspotteten Freunde gegenüber jetzt den ganzen strategischen Aufmarsch der eignen Verteidigungsmittel ändern zu müssen; das andre könnte dem Deutschen Flottenverein dediziert und von ihm mit Vorteil betrachtet und beherzigt werden.

---

[1]) Ein Kinderkartenspiel, bei dem die verkehrt liegenden Karten von den Spielern abwechselnd aufgedeckt werden; wenn die aufgedeckte Karte ein Aß oder ein Bild ist, muß der Gegenspieler ein bis vier Karten dafür hinzulegen, und das Spiel hört auf, wenn einer der beiden Spieler keine Karten mehr hat.

Maßhalten ist in allen Dingen der sicherste Weg zum Erfolge, und wenn Engländer und Deutsche diese Regel beherzigen wollen, wird auf beiden Seiten keine Veranlassung zu Argwohn und Mißtrauen bleiben. Der „Times" würde das freilich nicht passen, aber das dürfte kaum als ein Nachteil anzusehen sein.

Der letzte Trumpf

Betrachtung über Admiral Roschdjestwenskis Geschwader

Von

Vizeadmiral z. D. Valois

Das Geschwader unter Admiral Roschdjestwenski hat seinen Marsch nach Ostasien unterbrochen und scheint sich in den Gewässern von Madagaskar zu befinden, um dort das Eintreffen der Mitte Februar von Libau ausgelaufenen Verstärkungen zu erwarten.

Nach der Vereinigung aller dieser Schiffe wird dort eine mächtige Flotte versammelt sein, die, wenn auch ungleichmäßig zusammengesetzt, doch bei richtiger Führung und entschlossenem Handeln der einzelnen Schiffe eine Wendung der Kriegslage herbeiführen könnte.

In der Annahme, daß es der Arme Kuropatkins kaum gelingen wird, gegen die in günstigen vorbereiteten Stellungen liegende japanische Armee entscheidende Erfolge zu erringen, ist in der demnächst vereinigten russischen Flotte die letzte Karte — der letzte Trumpf zu erblicken, den das russische Reich noch zur Verfügung hat.

Ob dieser Trumpf ausgespielt werden wird, vermag niemand vorherzusehen.

Sollte dies aber auch wieder zu neuen Mißerfolgen führen, so würden die Friedensbedingungen noch härter werden, als wenn dieser letzte Pfeil noch auf dem Bogen zurückgehalten worden wäre. Unter diesen Umständen dürfte es von Interesse sein, die beiderseitigen Kräfte gegeneinander abzuwägen, obgleich dies leider nicht anders möglich sein wird als durch Anführung einer Reihe von Zahlen.

Die japanische Flotte zählt nach dem Verluste von 2 Linienschiffen, die durch Minen zum Sinken gebracht worden sind, nur noch 4 Schlachtschiffe erster Klasse mit 58500 Tonnen Inhalt. Hierzu kommt noch der in Stettin im Jahre 1882 vom Stapel gelaufene und von den Chinesen eroberte „Tschin Yen" von 7330 Tonnen, ein minderwertiges Fahrzeug, wie aus dem Datum seiner Geburt entnommen werden kann.

Außerdem gibt es nur noch ein Küstenpanzerschiff (1877 vom Stapel), kleiner und langsamer wie unsre „Siegfried"-Klasse, also für eine Verwendung in weiter Ferne und auf offener See ungeeignet.

Diese Schwäche an Linienschiffen veranlaßte Admiral Togo, schon am 10. August die Panzerkreuzer „Nisshin" und „Kasuga" (früher „Moreno" und

„Rivadavia“ genannt) mit in der Linie zu verwenden — und so wird es wohl auch wieder der Fall sein, wenn die feindlichen Flotten aufeinander stoßen.

Zurzeit liegt die größte Stärke der Japaner in den Panzerkreuzern, denn außer „Nisshin“ und „Kasuga“ sind noch 6 ausgezeichnete Fahrzeuge je von 9500 bis 9900 Tonnen vorhanden. Von den 16 geschützten Kreuzern sind nur 8 mit größeren Geschützen als wie solchen von 15 Zentimeter-Kaliber armiert, und nur diese 8 können daher dem Feinde gegenüber Verwendung finden.

Wegen des mangelnden Panzerschutzes (es ist nur ein Panzerdeck vorhanden) laufen diese Fahrzeuge zwar große Gefahr, in kurzer Zeit schwer verletzt zu werden, — doch sind sie wenigstens imstande, auch den Feind zu schädigen.

Die Zahl der Torpedofahrzeuge und -boote anzugeben, stößt auf große Schwierigkeiten, da die Japaner die Verluste und Beschädigungen geheimgehalten haben.

Bei den außerordentlichen Anstrengungen des Blockadedienstes dürfte ein großer Teil derselben nicht mehr dienstfähig sein.

Ursprünglich waren vorhanden 20 Fahrzeuge von 280 bis 380 und 13 solche von 125 bis 190 Tonnen, und nur Fahrzeuge dieser Größe werden für die Verwendung im Gefolge der Flotte in Betracht kommen.

Alle Möglichkeiten, Nachtangriffe und Teilgefechte können natürlich nicht im Rahmen dieses Aufsatzes erörtert werden, — es soll nur durch einfache Gegenüberstellung der Kräfte ein Anhalt für die Beurteilung eines bevorstehenden Kampfes gegeben werden.

Die russische Flotte kann diesen Kräften entgegenstellen: Zunächst die 4 neuen Linienschiffe der „Slawa“-Klasse, die den 4 feindlichen Linienschiffen als gleichwertig erachtet werden können.

Ferner „Ossljabja“ vom Jahre 1898 und die älteren Linienschiffe „Ssißoi Weliki“ und „Navarin“, so daß, wenn wir annehmen, daß das japanische Hauptgeschwader zusammengesetzt wird wie am 10. August 1904, diese 7 russischen Schiffe den 7 des Gegners gegenüber im Vorteile sein würden.

Die Armierung dieser Geschwader setzt sich zusammen wie folgt:

	Zahl der Geschütze	
	Rußland	Japan
Schwere Artillerie		
30 Zentimeter-Kaliber	24	20
25 „ „	4	1
20 „ „	0	6
	Summa 28	Summa 27
Mittlere Artillerie		
15 Zentimeter-Kaliber	73	88
Leichte Artillerie		
7,5 Zentimeter-Kaliber	100	96
4,7 bis 3,7 Zentimeter-Kaliber	206	48
Summa aller Geschütze	407	259

In schwerer Artillerie ist bei den Russen ein kleines Uebergewicht, das indessen durch die Mehrzahl der 15 Zentimeter-Geschosse bei den Japanern mehr wie ausgeglichen wird.

Sehr groß ist die Differenz in der leichten Artillerie, — 148 Geschütze plus auf russischer Seite — und dieser Umstand könnte bei sonst gleichen Verhältnissen (Führung und Tapferkeit) den Ausschlag geben. Es kommt noch hinzu, daß „Tschin Yen“, „Nischin“ und „Kasuga“ nicht so stark gepanzert sind wie die feindlichen Schlachtschiffe, — „Tschin Yen“ auch als vom Jahre 1882 stammend nur ein minderwertiges Fahrzeug ist.

Von dem immerhin noch imposanten Geschwader der Panzer und Panzerdeckskreuzer (7 und 16) müssen zur Beobachtung und Blockade von Wladiwostok mindestens 2 Panzer und 2 Panzerdeckskreuzer zurückbleiben.

Denn außer „Gromoboi“, „Russia“ und „Bogatys“ (33000 Tonnen) befinden sich dort noch kleinere Fahrzeuge und eine unbekannte Anzahl von Torpedofahrzeugen; — die demgegenüber aufgestellten japanischen Schiffe sind etwa 29000 Tonnen groß.

Den noch verbleibenden Schiffen, 5 Panzerdeckskreuzer von 42000 Tonnen und 6 Panzerdeckskreuzer von 25500 Tonnen, zusammen 67500 Tonnen, kann Admiral Roschdjestwensky nachstehende Kräfte gegenüberstellen.

Den Kern dieser Abteilung wird das jetzt im Ausmarsch befindliche dritte Geschwader bilden, dem noch einige Panzerkreuzer beigefügt werden.

„Imperator Nicolai I.“	9800	Tonnen
„Imperator Alexander II.“	9400	„
Die 3 Küstenpanzerschiffe „Apraxin“, „Sjenjawin“ und „Uschakow“	12600	„
Panzerkreuzer „Nachimow“	8640	„
„ „Dimitri Donskoi“	6200	„
„ „Wladimir Monomach“	5700	„
	52340	Tonnen.

Hier stellt sich eine Differenz im Tonnengehalt von zirka 15000 Tonnen für die Japaner heraus, auch sind diese in mittlerer und leichter Artillerie überlegen.

Den Russen verbleibt der Vorteil in schwerer Artillerie, sowie daß Panzerschiffe und Panzerkreuzer gegen Panzerkreuzer und Panzerdeckschiffe kämpfen.

Uebrigens soll mit diesen Gruppierungen nicht etwa gesagt sein, daß die Geschwader derartig zusammengesetzt werden sollen, es wird nur eine Uebersicht über die beiderseitigen Stärkeverhältnisse gegeben.

Dem russischen Führer verbleiben außerdem zu beliebiger Verwendung noch die großen Panzerdeckskreuzer „Oleg“ und „Aurora“ und die kleineren „Almas“, „Swetlana“, „Jemtschug“ und „Isumrud“ (26500 Tonnen) sowie 10 bis 12 Torpedofahrzeuge.

Diese 6 Kreuzer gehören zu den neuesten und besten Schiffen der russischen Flotte, mit Fahrtgeschwindigkeiten von 20 bis 24 Seemeilen.

Japan hat dagegen noch einzusetzen die 8 übrigbleibenden kleinen Kreuzer von 22800 Tonnen, meistens älteren Datums und von nur 17 bis 21 Seemeilen Fahrt.

Durch die vergleichende Gegenüberstellung sind außer den zuletzt angeführten Fahrzeugen und den Torpedobooten drei Gruppen entstanden.

Die erste Gruppe: das Gros der russischen Schlachtschiffe gegen 5 japanische Schlachtschiffe und 2 Panzerkreuzer, ergibt ein entschiedenes Plus für Rußland.

Die zweite Gruppe: Wladiwostok. Japan steht dort einer schwierigen Aufgabe gegenüber, die 33000 Tonnen der Russen mit geringeren Kräften festhalten zu müssen, während auch noch mit Torpedobooten gerechnet werden muß.

Doch werden kaum größere Kräfte hierfür eingesetzt werden, um in der Hauptaktion so stark wie möglich aufzutreten.

Die dritte Gruppe: Russische Panzerschiffe und Panzerkreuzer gegen Panzer- und Panzerdeckskreuzer stellt sich in betreff des Tonnengehalts der Schiffe für Japan vorteilhaft. Dies wird aber, wie schon vorher angeführt, durch die Qualität der Schiffe ausgeglichen, so daß hier beide Parteien als gleich stark angesehen werden können und bessere Führung und Tapferkeit den Ausschlag geben würde.

Den russischen Hilfskreuzern ist für das Gefecht keine Aufgabe (hier in meinem Aufsatze) angewiesen, denn sie sind keine eigentlichen Kriegsschiffe. Groß und sehr schnell sowie mit mittlerer und leichter Artillerie armiert, werden sie gute Dienste leisten bei Rekognoszierungen und auch zum Abschlagen der kleinen ungeschützten japanischen Kreuzer und Torpedoboote zu verwenden sein.

Auf russischer Seite ist nur alles in Ansatz gebracht, was zurzeit tatsächlich gefechtsbereit auf dem Wege nach Ostasien schwimmt, und die in Wladiwostok befindlichen Schiffe, die seit dem August genügend Zeit gehabt haben, alle Schäden wieder auszubessern.

Bei den Japanern aber habe ich alles in Rechnung gebracht, was in den Listen verzeichnet steht. (Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten für 1905), also den denkbar günstigsten Fall angenommen. Bei der bekannten Geheimhaltung der japanischen Behörden ist es daher wohl möglich, daß der Effektivbestand den Angaben nicht entspricht.

Wenn Japan auch den Entscheidungskampf in möglichster Nähe seiner Küsten erwarten oder herbeiführen will, wird es doch die chinesischen und koreanischen Gewässer nicht gänzlich von Fahrzeugen entblößen können.

Ich habe indessen für solche Zwecke nichts in Abzug bringen wollen, denn es ist immerhin möglich, daß Japan alles übrige für einige Zeit außer acht läßt, nur um so stark wie möglich in den Entscheidungskampf einzutreten. Größere Kräfte, wie vorher angeführt, kann Japan unter keinen Umständen einsetzen.

Ob es gelingen wird, das dritte russische Geschwader gefechtsbereit aufs Schlachtfeld zu bringen, ist freilich nicht mit absoluter Sicherheit vorauszusehen, denn solche im Verhältnis zur Größe schwer armierte Fahrzeuge wie die Küsten-

panzer sind in der Regel schlechte Seeschiffe; auch wird die Versorgung mit Kohlen oft schwere Sorgen bereiten.

Wird der Versuch aber von Erfolg gekrönt, so verdient die Energie der Seemannschaft und der Kommandanten die vollste Anerkennung. Ihre Mühen und Anstrengungen werden in der Erkenntnis den schönsten Lohn finden, daß das Eingreifen der 3 Küstenpanzer mit ihren 11 40 Kaliber langen 25,4 Zentimeter-Geschützen von ausschlaggebender Wirkung sein kann.

Die Geschwindigkeit, sonst ein Faktor von höchster Bedeutung, spielt in diesem Falle für die Russen keine hervorragende Rolle.

Da sie unter keinen Umständen imstande gewesen wären, durch überlegene Schnelligkeit einer Schlacht aus dem Wege zu gehen, um sich erst in Wladiwostok zu etablieren, ist es nebensächlich, ob durch die Küstenpanzerschiffe die Marschgeschwindigkeit der Flotte heruntergedrückt wird.

Geringer Kohlenverbrauch ist in diesem Falle wichtiger als große Geschwindigkeit.

In Gleichartigkeit der Schiffstypen und Schnelligkeit liegen die Verhältnisse bedeutend günstiger bei den Japanern wie bei den Russen. Doch infolge der Eigenartigkeit der Lage ist dies von keinem besonderen Nachteil für den ungünstiger gestellten Gegner. Die Entfernung für das Feuergefecht beliebig zu wählen wird in den meisten Fällen im Belieben der Japaner stehen; obgleich „Tschin Yen“ noch ein Schmerzenskind für sie ist. Darin kann aber bei der Zusammensetzung beider Flotten nicht einmal ein Nachteil für die Russen erblickt werden.

Die Russen haben den Vorteil der größeren Anzahl und des Kalibers der Panzergeschütze sowie des schwereren Panzers. Das Ferngefecht kann also nur nachteilig für diejenigen sein, die — wie die Panzerkreuzer — bei leichterer Panzerung dem Feuer der schwereren Artillerie ausgesetzt sind. Vorausgesetzt wird allerdings, daß die neuauftretende Flotte mittlerweile besser schießen gelernt hat als die zugrunde gegangene.

Da Admiral Roschdjestwensky früher die artilleristische Ausbildung der Marine zu leiten hatte und der Ausmarsch genügend Zeit zu Schieß- und Manöverübungen übrigläßt, ist die Möglichkeit vorhanden, Versäumtes nachzuholen.

Wird der Weitermarsch nicht durch Friedensunterhandlungen unterbrochen, so dürfte sich die Vereinigung der ganzen Flotte Mitte April irgendwo im Indischen Ozean vollziehen.

Es haben sich angeblich zwar schon japanische Schiffe im Sunda-Archipel gezeigt, ich halte es aber für wahrscheinlich, daß die Japaner nicht südlicher als zwischen den Philippinen und Formosa eine Schlacht werden herbeiführen wollen.

Andernfalls könnte auch für sie die Kohlenversorgungsfrage eine größere Bedeutung gewinnen, da die Suchenden mehr Material verbrauchen müssen als die in gleichmäßiger Fahrt von Etappe zu Etappe vorrückenden Gegner.

Die Strecke von Madagaskar durch den Indischen Ozean bis zu den

Passagen westlich von Java (die Sunda-Straße scheint mir ausgeschlossen zu sein) von 4000 Seemeilen wird schwerlich ohne unterwegs einmal Kohlen zu nehmen zurückzulegen sein.

Von dort aus dürfte noch einmal westlich bei oder in der Nähe der Philippinen eine Rast zur letzten Kohlenauffüllung zu machen sein, um dann auf dem noch etwa 2000 Seemeilen langen Wege nach Wladiwostok die Schlacht zu schlagen oder einen Stützpunkt in Besitz zu nehmen.

Die Stärken beider Flotten, in Tonnen ausgedrückt, stellen sich wie folgt:

Japan	206 000 Tonnen,	davon Panzerschiffe	72 000 Tonnen,
Rußland	202 000 „	„ „	120 500 „

Wie schon bemerkt, ist sub Japan alles angegeben, was auf dem Papier steht, sub Rußland nur dasjenige, was sich unterwegs nach Ostasien befindet.

Die russischen Hilfskreuzer und 7 ungeschützte Avisos und Kanonenboote der Japaner sind nicht eingestellt; es kann angenommen werden, daß sie sich gegenseitig die Wage halten, auch fehlen wegen Unsicherheit der Angaben die Torpedoboote und -fahrzeuge.

Mit Rücksicht auf die Tonnenzahl können beide Flotten als gleichstark bezeichnet werden; in Anbetracht, daß Rußland aber annähernd 50 000 Tonnen Plus an Panzerschiffen hat, muß die russische Flotte als die stärkere bezeichnet werden.

Freilich bietet die absolute Kraft noch keine Sicherheit für den Sieg; von nicht minderer Wichtigkeit sind die Imponderabilien, die in den Schlachtkörpern ruhende Energie und Ausbildung sowie die Tüchtigkeit der Führer.

In dieser Hinsicht liegen die Chancen für die Japaner unbedingt günstiger. Was die Russen erst noch zeigen sollen, haben die Japaner bereits bewiesen, und mit Zuversicht werden sie auch den kommenden Kämpfen entgegensehen.

Doch auch den vom Unglück Verfolgten kann das Glück einmal lächeln, und das vorhandene Instrument ist jedenfalls — wie ich bemüht gewesen bin darzulegen — genügend scharf und wuchtig, um noch einen letzten Hieb zu versuchen. Die einfache Tatsache der Fleet in being und ihr langsames Vorgehen kann einem Friedensschlusse förderlich sein und wesentlich auf die Bedingungen einwirken, denn auch die Japaner werden die Wandelbarkeit des Kriegsglücks kennen und nicht durch scharfe Bedingungen ein Va banque herausfordern.

Berlin, 20. Februar 1905.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. Loë

IX

Als der König am 30. Juni früh die Reise nach dem böhmischen Kriegsschauplatze antrat, waren die Nachrichten von den glücklichen Gefechten bei Nachod, Skalitz, Soor und Münchengrätz bereits in Berlin bekannt geworden. Sie hatten die Stadt in eine freudige Erregung versetzt, und große Menschenmassen durchwogten die Straßen, als der König das Palais verließ, um zum Schlesischen Bahnhofe zu fahren.

In dem königlichen Sonderzuge nahm das gesamte militärische und diplomatische Gefolge Seiner Majestät Platz, mit Einschluß der fremden Militärattachés, soweit ihnen die Teilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge in der Begleitung des Königs gestattet war. In seiner gewohnten Liebenswürdigkeit gegen die fremden Offiziere ließ der König jeden einzelnen dieser Herren namentlich auffordern, in dem Zuge Platz zu nehmen. Als auch der Name des französischen Militärattachés Grafen Clermont-Tonnerre aufgerufen wurde, konnte dieser nirgends gefunden werden. Da ich durch den Marschall Randon wußte, daß dem Grafen die Beteiligung an dem Feldzuge durch den Kaiser Napoleon verboten war, so trat ich an den Wagen des Königs heran, die Abwesenheit des Grafen zu erläutern. Seine Majestät erwiderte auf meine Meldung nichts, schien aber über den Sachverhalt nicht weiter erstaunt zu sein.

Während der Fahrt durch die industriereichen Teile der Niederlausitz waren die Bahnhöfe durch die nach Tausenden zählende Fabrikbevölkerung besetzt, die den königlichen Zug erwartete und mit brausendem Jubel begrüßte, ein Beweis für den Umschwung der Stimmung, den die Kriegserklärung an Oesterreich sowie die unlängst eingetroffenen glücklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz in der gesamten Bevölkerung bis in die breitesten Schichten hervorgerufen hatten.

Bald nach Mittag wurde Kohlfurt erreicht. Von hier ergingen während eines etwa einstündigen Aufenthalts an die Oberkommandos telegraphisch die erforderlichen Befehle, um ein unverzügliches Vorrücken der I. Armee in der Richtung auf Königgrätz und den Anschluß der II. Armee sicherzustellen. Ueber Görlitz, wo der letzte begeisterte Empfang stattfand, gelangte das Große Hauptquartier am späteren Nachmittage nach Reichenberg, wo der König in dem prachtvollen, geräumigen Schlosse des Grafen Clam-Gallas mit seiner nächsten Umgebung Quartier nahm. Der Schloßherr stand als General der Kavallerie und Kommandeur des I. österreichischen Armeekorps im Felde und hatte in den letztverflossenen Tagen gegen unsre I. und Elbarmee unglücklich gefochten.

Außer einem Teile des Gefolges war auch der Ministerpräsident Graf Bismarck nach dem Eintreffen in Reichenberg zunächst auf dem Bahnhofe ver-

blieben, um sich zu überzeugen, daß die Reitpferde, die mit demselben Zuge befördert waren, unbeschädigt eingetroffen seien. Unter meinen vier Pferden, die dort ebenfalls ausgeladen wurden, befand sich ein breiter, starkknochiger, niedriger Fuchswallach, der durch seine Figur die Aufmerksamkeit des Grafen Bismarck erregte. Als ich auf seine Nachfrage mich als Eigentümer meldete, meinte er: „Ein solches Pferd suche ich schon lange. Wollen Sie es mir nicht verkaufen?“ Ich erwiderte, daß ich das Pferd erst vor wenigen Tagen für den Feldzug gekauft habe und zurzeit nicht gut entbehren könne. „Wenn aber Euer Exzellenz in Wien werden Frieden geschlossen haben, bin ich mit Freuden bereit, es für den Einkaufspreis zu überlassen.“ „Einverstanden,“ erwiderte Graf Bismarck, „ich werde im geeigneten Augenblicke auf den Kauf zurückkommen.“ Graf Bismarck hat Wort gehalten; er kaufte allerdings nicht in Wien, aber in Nikolsburg, unmittelbar nach dem Abschluß des Waffenstillstandes am 26. Juli, das Pferd und hat es während langer Jahre als sein Lieblingspferd geritten.

Abends erhielt der König im Schlosse des Grafen Clam telegraphisch Meldung über den gestern bei Gitschin erfochtenen Sieg; er teilte diese Nachricht sofort selbst seiner Umgebung mit. Die beiden böhmischen Armeen hatten sich nunmehr so weit einander genähert, daß eine schärfere Oberleitung von jetzt ab unabweisbar wurde. Der König entschloß sich daher, schon am andern Morgen Reichenberg, das noch acht Meilen von der Armee entfernt lag, zu verlassen und das Hauptquartier vorwärts zu verlegen, um den kommenden Ereignissen näher zu sein.

Am Sonntag den 1. Juli brach der König gegen 10 Uhr von Reichenberg auf und traf um Mittag in Sichrow ein, wo in dem schönen Schlosse des Fürsten Camille Rohan Quartier genommen wurde. Unterwegs, unweit Reichenberg, stießen wir auf eine starke Kolonne österreichischer Gefangener aus dem Gefecht von Gitschin. Man hatte sie auf der Straße aufgestellt, und es war eine sonderbare Fügung, daß sie zum großen Teil dem ungarischen Infanterieregiment König von Preußen Nr. 34 angehörten. Das Regiment hatte den dänischen Krieg unter dem General v. Gablenz mitgemacht und war auf dem Heimmarsche in Berlin von seinem hohen Chef besichtigt worden; einem großen Teile der Mannschaften war somit der König bekannt. Es machte auf diesen einen eigentümlichen Eindruck, die Leute, die er unlängst aus einem siegreichen Feldzuge heimkehrend in Berlin gesehen hatte, jetzt in Böhmen als Kriegsgefangene wiederzufinden.

Der Zufall hatte es gewollt, daß der König an den beiden ersten Tagen seines Aufenthalts in Böhmen auf den Schlössern zweier ihm seit langen Jahren befreundeter böhmischer Kavaliere Quartier nehmen mußte. Aber auch Fürst Rohan war abwesend — er befand sich, wenn ich nicht irre, damals auf einem seiner zahlreichen Schlösser in Niederösterreich; in seinem Auftrage stellte jedoch der Schloßverwalter sämtliche Räume dem hohen Gaste zur Verfügung, der sofort befahl, Schloß und Park mit äußerster Schonung zu behandeln.

Während der ersten Nachmittagsstunden blieb es noch ungewiß, ob das

Hauptquartier über Nacht in Sichrow verbleiben werde. Den König drängte es, nach Gitschin zu kommen und der Armee nahe zu sein. Als die eingehenden Nachrichten es jedoch außer Zweifel stellten, daß für den folgenden Tag etwas Entscheidendes nicht zu erwarten sei, entschloß sich der König, in Sichrow zu bleiben, genehmigte jedoch, daß General v. Moltke in Begleitung des Generalquartiermeisters Generals v. Podbielski und des Majors Grafen Wartensleben[1]) bereits am Abend nach Gitschin übersiedelte, um dort mit den Generalstabschefs der beiden Armeen eine Besprechung abzuhalten.

Am Vormittage des 2. Juli trat auch der König über Turnau die Fahrt nach Gitschin an, wobei ich ihn als für diesen Tag diensttuender Flügeladjutant zu begleiten hatte. In Libun, einem noch etwa 10 Kilometer von Gitschin entfernten Flecken, stieg der König aus, um einige dort untergebrachte preußische und österreichische Verwundete aufzusuchen. Unter ihnen befand sich auch ein junger österreichischer Offizier Graf Voß, dessen Mutter den Winter gewöhnlich in Berlin zubrachte und häufig Gast im königlichen Schlosse war. Der König beauftragte den ihn begleitenden Leibarzt, den jungen Mann zu untersuchen und seinen Eltern sofort Nachricht zu geben. Zwischen Libun und Gitschin durchfuhren wir dann das Schlachtfeld der 5. Division (Tümpling), das vielfach die Spuren des vor drei Tagen stattgehabten Kampfes zeigte.

Hier traf der König unterwegs den Prinzen Friedrich Karl, der, begleitet von seinem Generalstabschef, Generalleutnant v. Voigts-Rhetz,[2]) und dem Oberquartiermeister, Generalmajor v. Stülpnagel,[3]) von Gitschin aus seinem Oheim entgegengefahren war. Gemeinsam erreichten die hohen Herren gegen 1 Uhr Gitschin. Die meisten Einwohner hatten die Stadt verlassen; um so mehr waren die Straßen von Soldaten aller Waffengattungen belebt. Viele der leerstehenden Häuser hatte man zur Unterbringung von Verwundeten beider Armeen benutzt.

Für den König war im ersten Stock der am Marktplatz gelegenen Apotheke Quartier gemacht; das Dienstzimmer des diensttuenden Flügeladjutanten, also das meinige, befand sich unmittelbar vor den Gemächern des Königs. Im zweiten Stock lag, schwer verwundet bei einem Angriff auf das Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 48, der Oberst Graf Pejacsevich, Kommandeur des österreichischen Regiments Liechtenstein-Husaren, mir von früher her bekannt. Er hatte das Regiment schon im Kriege 1864 geführt und war beim Rückmarsche

---

[1]) War 1870/71 Oberquartiermeister der I. Armee, dann Chef des Generalstabes der Südarmee. Zuletzt General der Kavallerie und kommandierender General des III. Armeekorps. Lebt auf seinem Gute Carow bei Genthin.

[2]) Zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des X. Armeekorps, das er 1870/71 ruhmvoll führte. Von ihm hat das 3. Hannoversche Infanterieregiment Nr. 79 seinen Namen.

[3]) War 1870 der ausgezeichnete Kommandeur der 5. (Brandenburgischen) Division; dann kommandierender General des XIII. (Württembergischen) Armeekorps, zuletzt Gouverneur von Berlin. Von ihm hat das 5. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 48 seinen Namen.

durch Berlin der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit seitens des Königs gewesen, der sich jetzt gleich nach seinem Eintreffen durch mich nach dem Befinden des Grafen erkundigen ließ. Dieser war entschlossen, sich in Dresden der Amputation des rechten Arms zu unterziehen.[1])

Bald nach der Ankunft in seinem Quartier empfing der König im Beisein des Prinzen Friedrich Karl den General v. Moltke, der über die Lage Vortrag hielt und für einen Befehl die Genehmigung erlangte, der wegen ungenügender Kenntnis der Stellung der feindlichen Hauptmacht für den 3. Juli Erkundungen seitens der drei Armeen, im übrigen nur unwesentliche Truppenverschiebungen vorschrieb.

Nachdem der Prinz mit diesem Befehl in sein Hauptquartier Kamenitz (zwischen Gitschin und Horitz) zurückgekehrt war, erschien auch der Generalstabschef des Kronprinzen, Generalmajor v. Blumenthal,[2]) um mit dem General v. Moltke Rücksprache zu nehmen, und wurde nach der Tafel vom Könige empfangen.

Nach seiner Abreise in das Hauptquartier Königinhof herrschte in der Umgebung des Königs kein Zweifel, daß für den kommenden Tag entscheidende Ereignisse nicht zu erwarten seien. Nach den Gefechten und überaus anstrengenden Märschen der letzten Tage hielt man einen Ruhetag um so mehr erwünscht, als namentlich bei der I. und Elbarmee die Verpflegung sehr zu wünschen gelassen hatte.

Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt; der 3. Juli sollte entscheidend werden für die Zukunft Preußens und Deutschlands.

Der König hatte sich, angestrengt durch die Ereignisse des Tages, auf seinem Feldbette frühzeitig zur Ruhe gelegt, als nach 10 Uhr der Generalleutnant v. Voigts-Rhetz bei mir eintrat und verlangte, wegen einer wichtigen dienstlichen Nachricht ohne Verzug bei Seiner Majestät angemeldet zu werden. Diesem Ansinnen gab ich sofort Folge; der König kleidete sich schnell an und ließ den General alsbald eintreten. Wie ich in der Nacht erfuhr (ich war bei dem Vortrage nicht zugegen), hatte der General dem Könige Meldung erstattet, daß Major v. Unger[3]) vom Generalstabe im Laufe des Tages mindestens drei feindliche Armeekorps diesseits der Elbe angetroffen, daß also die österreichische Armee am folgenden Tage entweder zur Offensive übergehen oder zwischen Elbe und Bistritz eine Schlacht annehmen zu wollen scheine. Der

---

[1]) Der Verlust des rechten Arms hinderte den Grafen nicht, seine glänzende Laufbahn fortzusetzen. Dem Kaiser Franz Joseph nahestehend, wurde er im Laufe der Jahre Generalinspekteur der Kavallerie und Landeskommandierender in Budapest, wohnte auch wiederholt den preußischen Manövern bei. Er starb 1890 in Gastein, kurz vor seiner in Aussicht genommenen Ernennung zum Botschafter in Berlin. — Er war ein Schwager des am Berliner Hofe bekannten und beliebten Grafen Eltz, Besitzers der Burg Eltz an der Mosel.

[2]) 1900 als Generalfeldmarschall gestorben.

[3]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 22. Division in Kassel.

General hatte hinzugefügt, daß Prinz Friedrich Karl die nötigen Befehle erlassen habe, die I. und Elbarmee für den Angriff am nächsten Morgen bereitzustellen; der Prinz habe den Kronprinzen um seine Mitwirkung ersucht, doch erbitte er die Sicherstellung dieser Hilfe durch einen königlichen Befehl. Der König hatte dem Vortrage, unter Zuhilfenahme der Karte, mit größter Aufmerksamkeit zugehört und sodann den General angewiesen, sich zwecks näherer Besprechung zu dem in unmittelbarer Nähe einquartierten General v. Moltke zu begeben. Es mochte 11 Uhr sein, als ich diesen beim Könige anzumelden hatte. Der Vortrag war kurz, da der König schon über die Sachlage orientiert war, der Befehl für die II. Armee, mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee in deren linker Flanke sofort aufzubrechen, bald fertiggestellt. Ich hatte ihn dem Flügeladjutanten Oberstleutnant Grafen Finckenstein[1]) einzuhändigen, der ausersehen war, ihn in das Hauptquartier des Kronprinzen nach Königinhof zu bringen. Ich fand Gelegenheit, dem Grafen bei der Ausrüstung zu diesem wichtigen nächtlichen Ritt, der bald nach Mitternacht angetreten wurde, behilflich zu sein. Nachdem ich mich noch des Allerhöchsten Auftrages entledigt hatte, den Grafen Bismarck und das engere Hauptquartier mit Weisungen für den Aufbruch am nächsten Morgen zu versehen, konnte ich es mir nicht versagen, auch meinen Freund, den dem Grafen Bismarck beigegebenen Major Prinzen Heinrich VII. Reuß, bisherigen Gesandten in München,[2]) von den bevorstehenden großen Dingen in Kenntnis zu setzen; ich schaffte ihm damit die Möglichkeit, andern Tages der Schlacht von Anfang an beizuwohnen. Viel Zeit zur Nachtruhe blieb mir nun bis zum Aufbruch nicht mehr übrig. —

Um 5 Uhr früh wurden am 3. Juli (es war ein Dienstag) in Gitschin die Wagen bestiegen. Der König fuhr mit dem diensttuenden Flügeladjutanten Major Grafen Lehndorff[3]) voraus; in einem viersitzigen Wagen folgten die übrigen vier Flügeladjutanten. Der Himmel hatte sich mit einem dichten Wolkenschleier überzogen, und seit Tagesanbruch fiel unaufhörlich ein feiner Nebelregen, der die Aussicht hemmte, die Kleider schnell durchnäßte und den Marsch der Truppen auf den schon schlechten Feldwegen sowie seitwärts der Straße durch das hohe nasse Getreide sehr erschweren mußte. Ein scharfer, kalter Wind machte sich unangenehm fühlbar.

Nach einer Fahrt von drei Meilen auf der nach Königgrätz führenden Chaussee erreichten wir gegen 7 Uhr Horitz, wo sich seit dem frühen Morgen die 5. und 6. Division (III. Armeekorps) gesammelt hatten; wir durchschnitten

---

[1]) Am 16. August 1870 als Kommandeur des 2. Gardedragonerregiments bei Mars la Tour gefallen.

[2]) Später lange Jahre deutscher Botschafter in Petersburg, Konstantinopel und Wien, wo er 1879 den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag abschloß. Lebt jetzt als General der Kavallerie und Generaladjutant auf seiner Besitzung Trebschen bei Züllichau.

[3]) Lebt jetzt als General der Kavallerie und Generaladjutant auf seinem Schlosse Preil bei Königsberg i. Pr.

ihre Kolonnen auf der Weiterfahrt nach Kleniß, wohin über Nacht die Reitpferde vorausgeschickt waren. Hier stieg der König zu Pferde und ritt unter den begeisterten Hurrarufen der Truppen mit seiner Umgebung auf die nahegelegene Höhe von Dub, wo auch der Oberkommandierende der I. Armee, Prinz Friedrich Karl, mit seinem Stabe zugegen war, um über die Lage Bericht zu erstatten.

Um diese Zeit, etwa 8 Uhr, führte die 8. Division (v. Horn) ein hinhaltendes Gefecht an der Bistritz bei Sadowa; die 7. Division (v. Fransecky) befand sich auf dem Marsche von Cerekwitz nach Benatek, um links von der 8. in deren Gefecht einzugreifen; rechts von der 8. Division näherte sich das II. Armeekorps (v. Schmidt) den Ortschaften Zawadilka und Mzan. Die als Reserve zurückgehaltene 5. und 6. Division marschierten bei Klenitz auf.

Schon als wir zu Pferde stiegen, hörte man in der Richtung auf Sadowa Kanonendonner; wie wir nun erfuhren, hatte die 8. Division bei ihrem Vorgehen das Feuer einer österreichischen Batterie auf sich gezogen und durch Batterien vom Roskosberge aus erwidern lassen. Kaum hatte der König die Höhe von Dub erreicht, als einzelne Granaten in seiner unmittelbaren Nähe einschlugen, ohne jedoch in dem weichen Boden zu krepieren. Ob durch das zahlreiche Gefolge die Aufmerksamkeit der Oesterreicher erregt worden war oder ob der Zufall gewaltet hatte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls verzog der König keine Miene und wechselte auch den Platz nicht. Nach gewonnener Orientierung über die Sachlage befahl er das Vorgehen der I. Armee, um sich in den Besitz der Bistritzlinie zu setzen.

Bald darauf nahm man starkes Artilleriefeuer in der Richtung auf Maslowed wahr. Da dies die Richtung war, in der man, den in der Nacht gegebenen Befehlen gemäß, das Eingreifen des Kronprinzen erwartete, so hörte man in der Umgebung des Königs Ausrufe wie „Das ist der Kronprinz!“ oder „Das sind die Batterien des Kronprinzen!“ Da ich dem Aufbruche des Grafen Finckenstein kurz nach Mitternacht beigewohnt und die von ihm zurückzulegende Entfernung nach der Karte berechnet hatte, so erschien es mir unzweifelhaft, daß diese Hoffnungen auf einem Irrtum beruhten und unter Umständen recht bedenkliche Folgen haben konnten. Ich wendete mich mit dieser Ansicht an den neben mir stehenden General v. Podbielski, ihm anheimstellend, den König auf diese Batterien aufmerksam zu machen; zugleich erbot ich mich, nach dem linken Flügel in der Richtung auf Benatek zu reiten und die Sache aufzuklären.

Da der König meinen Vorschlag genehmigte, so begab ich mich auf den Weg, begleitet von einigen Meldereitern, die ich aus der Stabswache entnommen hatte. Vor dem Abreiten teilte mir General v. Podbielski mit, daß der König demnächst seinen Standpunkt auf dem Roskosberge nehmen werde; dorthin seien alle Meldungen zu richten.

Da die Bistritz durch sumpfiges Wiesengelände floß, so bildete der an sich nicht bedeutende Bach ein erhebliches Hindernis. Zwischen Sowetitz und Hnewcowes machte ich den Versuch, in der Richtung auf Benatek ihn zu überschreiten,

wo ich die Kolonnen der 7. Division wahrnehmen konnte. Ich fand jedoch weder einen zu Pferde benutzbaren Uebergang noch eine Furt, gewahrte dagegen in der Nähe eines Steges auf dem jenseitigen (linken) Ufer den mir bekannten Leutnant v. Heister[1]) vom 10. Husarenregiment, das zur Avantgarde der 7. Division gehörte. Da er meine Frage, ob die bei Masloweb im Feuer stehenden Batterien österreichische seien, in voller Uebereinstimmung mit meiner eignen Anschauung mit aller Bestimmtheit bejahte, so schickte ich eine bezügliche Meldung durch einen meiner Meldereiter an das Große Hauptquartier. Einen in der Nähe befindlichen Uebergang über die Bistritz vermochte mir Leutnant v. Heister leider nicht anzugeben; ich war daher genötigt, längs des Baches weiterzureiten, um die zwischen Hnewcowes und Benatek gelegene Brücke zu benutzen. Nach Durchreiten dieses Dorfes stieß ich unweit des Swiepwaldes auf mehrere Bataillone der 7. Division, die dort auf einer Wiese in Reserve standen, während, wie ich erfuhr, die Avantgarde, vier Bataillone unter General v. Gordon,[2]) bereits in den Wald, nach Vertreibung mehrerer österreichischer Bataillone, eingedrungen war. Auch den Generalstabsoffizier der Division, Major v. Krenski,[3]) fand ich bei Benatek vor; auf Befragen teilte er mir mit, daß der General v. Fransecky bei den Truppen der Avantgarde im Walde sei. Ich durchritt nun die Wiesenschlucht, die den nordöstlichen, vom Füsilierbataillon 67. Regiments besetzten Waldvorsprung vom Hauptteil des Waldes trennte, und erreichte nicht ohne Schwierigkeit den hochgelegenen Waldteil, über den sich die von Masloweb kommende Straße in westlicher Richtung hinwegzieht. Der Wald bestand hier aus ganz niedrigem Unterholz, in dem an vielen Stellen kürzlich geschlagenes Klafterholz aufgestapelt lag; ich war deshalb in der Lage, mir einen gewissen Ueberblick sowie ein Urteil über die Gefechtslage zu verschaffen. Oesterreichische Batterien bei Masloweb — es waren die von Dub aus wahrgenommenen — und feindliche Infanterie hielten den Wald stark unter Feuer und verursachten zahlreiche Verluste bei unsern Kompagnien, die hinter den Holzklaftern nach Möglichkeit Deckung suchten und das feindliche Feuer lebhaft erwiderten. Hier traf ich den General v. Fransecky.[4]) Er befand sich zu Fuß in der Schützenlinie; sein Pferd war ihm kurz zuvor in der obenerwähnten Wiesenschlucht unter dem Leibe erschossen worden. Sobald ich seiner

---

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 36. Division in Danzig.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 11. Division.

[3]) War 1870/71 zuerst Chef des Generalstabes XIII. Armeekorps. Später zwang er Longwy zur Uebergabe und war zuletzt Kommandeur der 6. Feldartilleriebrigade.

[4]) General v. Fransecky war 1870/71 kommandierender General des II. (Pommerschen), dann bis 1879 des XV. Armeekorps zu Straßburg, zuletzt Gouverneur von Berlin. Er starb am 22. Mai 1890 zu Wiesbaden.

H. v. Sybel sagt von ihm in seiner „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“, V. Band, Seite 195, bei Schilderung des Kampfes im Swiepwalde: „Er war ein Mann von schlankem, aber nicht hohem Wuchs, von feinen und festen Zügen, von reicher Begabung und Bildung und von einem, man möchte sagen fanatischen Ehr- und Pflichtgefühl.“

ansichtig wurde, stieg ich vom Pferde, das ich durch einen Melderreiter aus dem stärksten Feuer zurückführen ließ, meldete mich bei dem General, gab ihm Aufschluß über die Ankunft und den Stand des Königs sowie über meinen Auftrag und bat um die Erlaubnis, zur weiteren Beobachtung des Gefechts bei ihm verweilen zu dürfen. Nach gewonnener Orientierung fertigte ich einen zweiten Melderreiter an das Große Hauptquartier ab, durch den ich meine Absicht erklärte, noch bei der 7. Division zu bleiben, in der Hoffnung, bald etwas von der Ankunft des Kronprinzen melden zu können.

Bald erschien auch der General v. Stülpnagel, Oberquartiermeister der I. Armee. Er hatte vom Prinzen Friedrich Karl, wie ich vom Könige, den Auftrag erhalten, sich über die Lage bei der 7. Division zu unterrichten; auch brachte er den Befehl des Prinzen, sich nicht weiter nach links auszudehnen. Nach kurzem Verweilen ritt er wieder ab. Deutlich erinnere ich mich, daß er den Aufenthalt bei uns für den ungemütlichsten erklärte, den er je erlebt habe. Bald trafen auch der Generalmajor v. Schwarzhoff,[1]) Kommandeur der 13. Infanteriebrigade, sowie der Oberst v. Medem,[2]) Kommandeur des 26. Infanterieregiments, von rückwärts her bei uns ein, während Generalmajor v. Gordon, Kommandeur der 14. Infanteriebrigade, das Gefecht am südwestlichen Waldrande und bei Cistowes leitete.

Es war die Zeit, als das österreichische IV. Armeekorps Graf Festetics bei Masloweb zum Angriff mit drei Brigaden gegen den Wald vorging. Die Brigade Fleischhacker wendete sich gegen Cistowes, die Brigade Poeckh gegen die südöstliche Waldecke, wo wir die österreichischen Kolonnen, die Offiziere zu Pferde, heranrücken sahen. Der Brigade Poeckh gelang es trotz großer Verluste, in den Wald einzudringen und die Verteidiger in nordwestlicher Richtung zurückzudrängen, bis ein Vorstoß frischer Bataillone der 7. Division sie zurückwarf und ein Waldgefecht sich entwickelte, in dem jede einheitliche Leitung aufhörte. Ein überwältigendes Feuer aus nahezu 100 österreichischen Geschützen hatte den Angriff vorbereitet und stellte unsre Truppen auf eine harte Probe. Die Verluste nahmen erschreckend zu, viele Offiziere waren gefallen, aber durchdrungen von der Wichtigkeit der Stellung, war alles fest entschlossen, den Wald bis auf den letzten Mann zu behaupten. Ein geeigneterer Führer für diese Aufgabe als General v. Fransecky hätte schwerlich gefunden werden können. Er stand im heftigen Feuer meist in der Schützenlinie und beobachtete von hier aus das Gefecht mit gespannter Aufmerksamkeit und ohne jede Erregung; seine Unerschrockenheit und ruhige Entschlossenheit flößten seiner Umgebung festes Vertrauen in den Ausgang des verlustreichen Kampfes ein und sind mir unvergeßlich geblieben.

Ich mochte etwa eine Stunde beim Stabe der 7. Division verweilt haben.

---

[1]) Als General der Infanterie und kommandierender General des III. Armeekorps 1881 gestorben.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Mainz.

Die Angriffe der Oesterreicher erneuerten sich unausgesetzt, das Artilleriefeuer nahm an Heftigkeit zu, und im Walde setzte sich das Gefecht einzelner Abteilungen fort. Die Bedrängnis der Division wurde immer größer, von einem Eingreifen des Kronprinzen nahm man noch nichts wahr. Da rief General v. Fransecky mich heran und äußerte etwa folgendes: „Sie sehen, wie die Angriffe der Oesterreicher sich verstärken, und daß ich keine Reserve an Infanterie mehr habe. Ich werde aber den letzten Mann daransetzen, die wichtige Position zu halten. So lieb mir Ihre Anwesenheit hier ist, so wäre es mir doch noch erwünschter, Sie ritten jetzt zum Könige, meldeten ihm die Lage sowie meinen festen Entschluß, den Wald zu halten, und bäten ihn, wenn solche verfügbar, um eine Verstärkung an Infanterie.“

Ich begab mich daher zu meinen Pferden zurück und versuchte, den Waldweg Benatek-Cistowes überschreitend, in westlicher Richtung auf dem kürzesten Wege den Standpunkt des Königs auf dem Roskosberge zu erreichen. Auf diesem Ritt stieß ich in dem südwestlichen Teile des Waldes auf den Obersten v. Zychlinski,[1]) Kommandeur des 27. Infanterieregiments, dessen Bataillone ein lebhaftes Feuergefecht führten. Ich teilte dem Obersten, dessen vorzügliche persönliche Haltung einen ausgezeichneten Eindruck machte, meine Erlebnisse beim General v. Fransecky und meinen Auftrag an den König in Kürze mit, um dann ohne Verzug meinen Ritt in westlicher Richtung fortzusetzen. Als ich im Begriff stand, den Wald zu verlassen, um das Skalkagehölz zu erreichen, sah ich vor mir in der Entfernung von einigen hundert Metern auf freiem Felde ein österreichisches Bataillon, das in Marschkolonne anscheinend sorglos der Bistritz zumarschierte. Es war, wie sich später herausstellte, ein Bataillon des Infanterieregiments Erzherzog Karl Ferdinand, zur Brigade Poeckh gehörig, das nach dem Eindringen in den Wald die Orientierung verloren hatte und bald nachdem es mir hier zu Gesicht gekommen von der Eskadron des Rittmeisters v. Humbert vom 10. Husarenregiment überraschend attackiert und in der Stärke von 10 Offizieren 665 Mann gefangengenommen wurde.

Beim Anblick des österreichischen Bataillons hatte ich den Eindruck, hier nicht durchkommen zu können; ich bog deshalb im Walde rechts in die Richtung auf Benatek ab und überschritt die Bistritz wiederum auf der Brücke östlich Hnewcowes. Auf diesem Ritte stieß ich auf den Generalmajor Grafen v. Bismarck-Bohlen,[2]) der vom Prinzen Friedrich Karl den Auftrag erhalten hatte, mit seiner aus den Kavallerieregimentern der 5. und 6. Division zusammengestellten Brigade den linken Flügel der 7. Division zu decken. Der General erhielt von mir über die überaus schwierige Gefechtslage des Generals v. Fransecky genaue Orientierung und wurde dadurch in den Stand gesetzt, sachgemäß einzugreifen.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als ich auf dem Roskosberge dem Könige

---

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandeur der 15. Division in Köln.

[2]) Zuletzt General der Kavallerie und Generaladjutant.

Bericht erstattete. Ich schilderte, unter Hinweis auf den deutlich sichtbaren, hochgelegenen Wald, die bedrängte Lage der 7. Division, die sich des übermächtigen Angriffs zweier österreichischen Armeekorps nur mit äußerster Anstrengung und unter großen Verlusten erwehre, und schloß meinen Vortrag mit den Worten des Generals v. Fransecky, daß er, obschon fest entschlossen, die wichtige Stellung bis auf den letzten Mann zu halten, doch Seine Majestät um eine Verstärkung an Infanterie bitte. Meinem Berichte mit Aufmerksamkeit, aber schweigend zuhörend, erwog der König augenscheinlich die Möglichkeit, der Bitte des Generals zu willfahren, als der neben ihm stehende General v. Moltke vortrat und sich etwa folgendermaßen äußerte: „Euer Majestät muß ich entschieden abraten, dem General v. Fransecky auch nur einen Mann Infanterie an Verstärkung zu schicken. Solange der Kronprinz nicht eingreift, von dem allein dem General Hilfe kommen kann, müssen wir auf eine österreichische Offensive gefaßt sein. Wir werden sie abwehren, solange wir über das III. Armeekorps verfügen. Auch ist ja die Kavalleriebrigade des Grafen Bismarck zu Hilfe geschickt, die der Oberstleutnant v. Loë gesehen haben muß. Uebrigens kenne ich den General v. Fransecky genau und weiß, er hält auch so fest."

Der König entschied in diesem Sinne, und so blieb das III. Armeekorps in seiner Reservestellung am Roskosberge, bis gegen Mittag Prinz Friedrich Karl es bei Unter-Dohalitz und Sadowa über die Bistritz zog, um es zum Angriffe zur Hand zu haben.

Nach Ausführung meines Auftrages vermochte ich mir nun einen Ueberblick über das Schlachtfeld zu verschaffen, soweit der verhältnismäßig niedrig gelegene Berg und das immer noch trübe, wenn auch allmählich sich aufhellende Wetter es gestattete. Es fiel sofort ins Auge, wie wenig sich der Standpunkt des Großen Hauptquartiers zur Leitung der Schlacht eignete, denn er überragte nur wenig die vorliegende Talniederung der Bistritz, und einen gründlichen Einblick in das Schlachtfeld vermochte man in keiner Weise zu gewinnen. Gleichwohl war man von der Schwierigkeit eines Frontalangriffs auf die österreichische Armee sofort überzeugt. Von dem nahe vor uns liegenden Bistritztal schien das Gelände bis in das Zentrum der feindlichen Stellung bei Lipa und Chlum stetig anzusteigen; die dortigen Höhen sahen wir von starken Batterien gekrönt, von der feindlichen Infanterie vermochte man nichts wahrzunehmen. Der hochgelegene Swiepwald war deutlich zu sehen, verdeckte aber die jenseits gelegene Gegend von Masloweb; hart links des Waldes ragte die Höhe von Horenowes mit den beiden historischen Linden hervor. Von der Elbarmee sah man nach rechts hinüber nur Rauchwolken. Selbst in das an der Bistritz im Holawalde sich abspielende Gefecht der 8. Division sowie in die Verhältnisse beim II. Armeekorps vermochte man sich wegen der Waldparzellen und des im Tale lagernden Nebels und Pulverrauchs einen rechten Einblick nicht zu verschaffen.

Dies veranlaßte in mir, der ich zurzeit dienstlich nicht in Anspruch genommen war, den Wunsch, mich über den Stand der Schlacht in dem kaum

2 Kilometer vom Roskosberge entfernten Holawalde sowie über die dortigen Geländeverhältnisse persönlich zu unterrichten. Nach eingeholter Genehmigung ritt ich bei Sadowa über die Bistritz und wendete mich dann links, wo ich in der Nähe des Skalkagehölzes auf das zur 8. Division gehörende 6. Ulanenregiment unter Oberstleutnant Frhr. v. Langermann stieß, das in einer Mulde Aufstellung genommen hatte. Die zwischen Sadowa und Cistowes aufgefahrenen Batterien der Division fand ich im Feuer gegen überlegene Artillerie bei Lipa, der zudem die überhöhende Stellung zugute kam. Da ich hier dem in den früheren Morgenstunden erkundeten Gefechtsfelde der 7. Division nahe war, so vermochte ich mir nun ein klares Bild von der Gefechtslage beim ganzen IV. Armeekorps zu machen. Im Holawalde, dem ich nun zuritt, stieß ich auf die Regimenter 31 und 71, die den östlichen und südlichen Rand stark besetzt hatten, und sprach den dort befehligenden Generalmajor v. Bose,[1]) der sich, seinem Temperament und Tatendrange entsprechend, ganz vorn in der Schützenlinie aufhielt. Ihm wie allen andern Kommandeuren und Offizieren war die Leitung des Gefechts und die Ueberwachung der Mannschaften aufs äußerste erschwert, da der Wald, nur stellenweise hochstämmig, überwiegend aus dichtem Unterholze bestand, das jede Uebersicht ausschloß. Ein Blick über das nach Lipa zu sanft ansteigende offene Gelände überzeugte mich leicht, daß der dem Kommandeur der 8. Division gegebene Befehl, den Wald festzuhalten, jedes weitere Vorgehen aber zu unterlassen, durchaus der Lage entsprach. Das überwältigende österreichische Artilleriefeuer machte nicht nur jedes Vordringen unmöglich, sondern fügte auch den im Walde befindlichen Truppen bei der Lösung ihrer Aufgabe des geduldigen Ausharrens harte Verluste zu; der Lärm, mit dem die österreichischen Granaten durch die Baumkronen fuhren, Aeste und Holzsplitter abreißend, mußte im Laufe der langen Stunden auch die festesten Nerven erschüttern.

Ueber Ober-Dohalitz längs des West- und Nordrandes des Waldes weiterreitend, sah ich zwischen Unter-Dohalitz und Sadowa die in der Reserve befindlichen Bataillone der 8. Division und erreichte bald das Hauptquartier auf dem Roskosberge, wo ich dem Könige über das Gesehene Bericht erstatten konnte.

Bald darauf sah man eine Batterie, wahrscheinlich von der Divisionsartillerie der 8. Division, über die Bistritz zurückkommen und sich unsrer Aufstellung nähern; nicht viel später schlug auch das 6. Ulanenregiment denselben Weg rückwärts ein. Den Schluß bildeten nach einiger Zeit Infanterieabteilungen der 8. Division, die den Holawald verlassen hatten. Der Eindruck, den dies auf die um den König versammelten Offiziere machte, war recht ungünstig. Er war vorbereitet und wurde verstärkt durch das Ausbleiben einer jeden be-

[1]) Zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des XI. Armeekorps, das er 1870 bis zu seiner bei Wörth erfolgten schweren Verwundung ruhmvoll geführt hatte. Von ihm trägt das Infanterieregiment Nr. 31 seinen Namen.

stimmten Nachricht über das Eingreifen der kronprinzlichen Armee, das man schon seit geraumer Zeit erwartete. Der König blieb zwar äußerlich völlig ruhig, wandte sich jedoch an den General v. Moltke mit der Frage, welches seine Ansicht über den Stand der Schlacht sei. Die ohne Zögern gegebene Antwort des Generals: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug," machte auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck und drängte die Besorgnisse zurück, die sich mancher Gemüter bemächtigt haben mochte. Seine zuversichtliche Erklärung begleitete der General mit einem Hinweis auf die weithin sichtbare Höhe von Horenowes, wo man wahrzunehmen glaubte, daß das österreichische Geschützfeuer verstumme; ja man meinte die roten Attilas der Gardehusaren neben den beiden historischen Linden auftauchen zu sehen. „Das ist der Kronprinz, der den rechten Flügel der Oesterreicher angreift," fügte der General hinzu.

Inzwischen hatte sich das Zurückströmen der Infanterie aus dem Holawalde verstärkt. Auf eine größere Abteilung, die von einem an Kopf und Arm verwundeten Stabsoffizier geführt wurde, ritt der König zu; er befahl dem Führer, Halt und Front machen zu lassen, rief die Offiziere vor und ließ diese wie auch die Mannschaften mit scharfen Worten an. „Dort ist der Feind, dorthin führen Sie Ihre Leute zurück. Ich bitte mir aus, daß ihr als brave preußische Soldaten eure Schuldigkeit tut!" Das Bataillon — es war vom 71. Regiment — trat sofort den Rückmarsch in den Holawald an. In gleicher Weise schickte der König ein über die Bistritz zurückgewichenes Bataillon vom II. Armeekorps in das Gefecht zurück.

Das energische soldatische Auftreten des Oberfeldherrn in einem so kritischen Augenblicke machte einen tiefen und erhebenden Eindruck. Wenn die durch stundenlanges Ausharren im heftigsten Geschützfeuer schließlich erschütterte Infanterie auf die kurzen Worte des Königs ohne weiteres ihre Haltung wiederfand, so gibt dies ein Bild des persönlichen Einflusses, den König Wilhelm als oberster Kriegsherr jederzeit auf sein Heer ausgeübt hat. Alle Anwesenden wurden von der Ueberzeugung erfüllt, daß unter solcher Führung man aushalten werde, es möge kommen wie es wolle, und daß ein Zurückweichen undenkbar sei.

Ueber die Fortschritte der kronprinzlichen Armee in der rechten Flanke der Oesterreicher kamen bestimmte Nachrichten nur spärlich und auf großen Umwegen sehr verspätet an das große Hauptquartier, das noch zwei spannungsvolle Stunden auf dem Roskosberge zu verleben hatte. Man sah zwar in der zweiten Nachmittagsstunde bei Horenowes das Aufblitzen der preußischen Batterien und das Vordringen der Infanterie, auch der Kampf um den Swiepwald schien an Heftigkeit abzunehmen; jedoch im Zentrum dauerte er in unverminderter Stärke fort, und die Truppen litten schwer. Endlich, zwischen 2 und 3 Uhr, sah man das hochgelegene Chlum in Flammen aufgehen, die dortigen österreichischen Batterien richteten ihr Feuer gegen Osten, und bei der I. Armee ließ überall das Feuer nach. Wohl meist ohne höheren Befehl

drängten nun die so hart mitgenommenen Truppen vorwärts, und der König gab gegen 3½ Uhr den Befehl zum allgemeinen Vorgehen. Er selbst setzte sich an die Spitze der Kavalleriebrigade des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg, überschritt am Skalkagehölz die Bistritz, am Holawalde die Chaussee und traf unterhalb der Höhen von Lipa, nordwestlich von Langenhof, auf die vorgehende 2. Gardedivision, insbesondere das Gardeschützenbataillon und das Regiment Elisabeth. Als die Gardetruppen des Königs ansichtig wurden, brauste ein jubelndes Hurra durch ihre Reihen; Offiziere und Mannschaften umringten den Monarchen, streckten ihm die Hände entgegen und gaben die höchste Begeisterung kund. Namentlich ist mir Hauptmann v. Gélieu[1]) vom Gardeschützenbataillon erinnerlich, dem der König vom Pferde die Hand reichte. Die Siegesbegeisterung war unbeschreiblich. Die Stellungen bei Langenhof waren schon von den Hauptkräften der österreichischen Artillerie nach heldenmütigem Kampfe verlassen, und nur noch einzelne Batterien richteten ihr Feuer auf die vorgehende preußische Infanterie. Eben in dem Augenblicke, als der König dem Regiment Elisabeth entgegenritt, wurden dessen Führer, Oberstleutnant v. Pannewitz, sowie der Regimentsadjutant Leutnant v. Wurmb durch ein österreichisches Geschoß tödlich getroffen. Tiefbewegt reichte der König dem sterbenden Helden die Hand, aus dessen Augen die Siegesfreude leuchtete.

Als der König im Begriffe stand, von hier in der Richtung auf Stresetitz und Problus weiterzureiten, tauchten bereits von allen Seiten die Spitzen der zur Verfolgung vorbrechenden preußischen Kavalleriemassen auf. Da ein Zusammenstoß mit den zur Deckung des Rückzuges bereitstehenden österreichischen Kavalleriedivisionen unmittelbar bevorstand, so gab mir der König den Befehl, diesen Kampf zu beobachten sowie über seinen Verlauf und die weitere Verfolgung zu berichten.

Ich ritt zunächst nach dem südlichen Ausgange von Stresetitz, dessen Umfassung von der nachrückenden preußischen Infanterie, namentlich von Teilen der Regimenter 31, 35 und 61, unter Führung des Generals v. Bose, besetzt war. Bei meiner Ankunft hatte sich südöstlich des Dorfes das Gefecht zwischen der österreichischen Brigade Fürst Windischgrätz (Kavalleriedivision Graf Coudenhove) und dem preußischen Dragonerregiment 3 und Ulanenregiment 11 bereits abgespielt. Ein Teil der Reitermasse war am Südrande von Stresetitz vorübergejagt und hatte durch das Feuer der Dorfbesatzung große Verluste erlitten; ich sah das Feld von österreichischen Kürassieren, aber auch von preußischen Dragonern bedeckt. Weiße Flecken zeigten überall schon von weitem deutlich die Stellen, wo die mit weißen Mänteln ausgestatteten Kürassiere gefallen waren.

Ich hatte von Stresetitz die Richtung auf Problus eingeschlagen und traf auf dem halben Wege einen Teil des Blücher-Husaren-Regiments, mit dessen

---

[1]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Koblenz.

Kommandeur, Oberst v. Flemming,[1]) ich einige Worte wechselte, als sich aus östlicher Richtung das österreichische Alexander-Ulanen-Regiment (Kavalleriedivision Coudenhove) in buntem Gewühl mit dem 1. Gardedragonerregiment in langgestrecktem Attackengalopp den Blücher-Husaren und dem von Problus herankommenden 1. Gardeulanenregiment näherte. Diese gingen sofort den feindlichen Ulanen entgegen und wurden im Getümmel mit fortgerissen. Bei diesem zwischen Problus und Stresetitz stattfindenden Zusammenstoß behielten die Preußen, kräftig unterstützt durch das Feuer ihrer Infanterie aus beiden Dörfern, schließlich die Oberhand. Da ich mich mitten in dem Kampfgewühl, hauptsächlich in der Nähe der Blücher-Husaren befand, so konnte ich von dem Verlauf des Gefechtes nur einen flüchtigen Eindruck gewinnen; ich erinnere mich nur, daß, als die preußischen Reiter nach Schluß der Attacke gesammelt wurden, die österreichischen Ulanen teils den Boden bedeckten, teils gefangen waren; der Rest hatte die Flucht ergriffen.

Wenige Minuten zuvor hatte nordöstlich von Stresetitz in Richtung auf Langenhof ein Gefecht der österreichischen Kavalleriedivision Prinz Holstein mit den Zieten-Husaren und dem Ulanenregiment 4 stattgefunden, dessen Verlauf ich wegen der erheblichen Entfernung (1 bis 2 Kilometer) im einzelnen nicht wahrnehmen konnte. — Doch hatte ich aus allen bisherigen Kavalleriekämpfen den Eindruck, daß nach wechselnden Erfolgen die geschlossen und tapfer kämpfende österreichische Kavallerie weniger der preußischen Kavallerie als dem Feuer des Zündnadelgewehrs erlag.

Dem Rückzuge der sich auflösenden Kavalleriedivision Coudenhove, die auf verschiedenen Wegen den Elbübergängen zuströmte, folgte ich längs des Brizaer Waldes in der Richtung auf Klacow und durchritt zahlreiche Abteilungen versprengter österreichischer Infanterie, deren Haltung bereits die Auflösung dieser Waffe kennzeichnete. Mehrmals wurde ich von Mannschaften nach der Richtung gefragt, die sie einschlagen sollten, worauf ich ihnen Chlum anwies. In der Gegend von Briza stieß ich auf die Kavalleriebrigade Rheinbaben und die reitende Batterie des Hauptmanns v. Gregory von der Gardeartillerie. Vor uns war eine sehr starke österreichische Batterie aufgefahren, die das von der Batterie Gregory eröffnete Feuer alsbald mit großer Ueberlegenheit erwiderte; rechts vorwärts stand in guter Haltung eine starke österreichische Kavalleriemasse, anscheinend Kürassiere, die sich später als die 2. Reservekavalleriedivision Zaitschek herausstellte. Im Stabe des Generals v. Rheinbaben,[2]) bei dem ich mich gemeldet hatte, entstand die Frage, ob es nicht geboten sei, die vor uns stehenden österreichischen Truppen anzugreifen, um dann die Verfolgung gegen die Elbe fortzusetzen. Oberstleutnant v. Barner, Kommandeur des 1. Gardedragonerregiments, sprach für den Angriff, doch lehnte General

---

[1]) Zuletzt Generalmajor und Kommandeur der 8. Kavalleriebrigade.

[2]) Zuletzt General der Kavallerie und Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens.

v. Rheinbaben den Vorschlag ab wegen der bedeutenden Ueberlegenheit des Gegners.

Da ich den Eindruck gewann, daß ein weiteres Vorgehen der preußischen Kavallerie an dieser Stelle nicht zu erwarten sei, so wendete ich mich nach der großen Straße zurück, um den König aufzusuchen und ihm Bericht zu erstatten. Bald traf ich den Flügeladjutanten Major Grafen Lehndorff, der sich gleichfalls zum Großen Hauptquartier zurückbegeben wollte. Wir begegneten auf unserm gemeinsamen Ritte einer großen Anzahl von Kavallerieregimentern, die untätig standen, und konnten uns des Eindruckes nicht erwehren, daß ein einheitlich geführter Vorstoß in der Richtung auf Pardubitz zu den größten Ergebnissen hätte führen müssen. Aber weder hier noch auf andern Teilen des Schlachtfeldes fanden sich Entschlossenheit und Kraft, den Sieg durch eine energische Verfolgung bis zur Vernichtung des Feindes auszunutzen.

Wir fanden den König bei Problus, unmittelbar vor dem Zusammentreffen mit dem Kronprinzen — einer der ergreifendsten Augenblicke des Feldzuges, so oft beschrieben und künstlerisch dargestellt. Ueberall, wo der König sich den Truppen zeigte, herrschte höchste Begeisterung. Die Dankbarkeit, die alle Regimenter ihm auf seinem Siegesritte jubelnd zollten, war die Vorläuferin des Dankes der Nation. Erst nach dem Feldzuge kam sie voll zu der Erkenntnis, was sie ihrem Herrscher schuldete für die Schaffung eines solchen Heeres nicht minder als für seine entschlossene, heldenmütige Führung.

Bei schon einbrechender Dunkelheit ritten wir über Ober-Dohalitz nach Sadowa. Als hier die Wagen bestiegen wurden, fragte ich den König, ob es nicht zweckmäßig sei, nach Ankunft in Horitz dem Grafen Goltz den Ausgang der Schlacht telegraphisch zu übermitteln. Der König war einverstanden. „Graf Bismarck wird ja das offizielle Telegramm an den Botschafter absenden; immerhin wäre es mir lieb, wenn Sie baldmöglichst die Nachricht über den erfochtenen Sieg dem Botschafter mitteilen wollten.“ Demzufolge ging ich nach der Ankunft in Horitz sofort zum Feldtelegraphen.[1])

Quartier erhielt ich ohne Schwierigkeit beim katholischen Pfarrer, wo ich den Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Schweinitz[2]) bereits untergebracht fand. Wir unterhielten uns begreiflicherweise bis in die Nacht hinein über die Ereignisse des Tages. Noch in spätester Stunde ließ sich bei mir der verwundete und in Gefangenschaft geratene österreichische Rittmeister zur Helle, Generalstabsoffizier im Stabe des verwundeten Generalmajors Fürsten Windischgrätz, melden. Ich hatte ihn vor mehreren Jahren in Paris auf Empfehlung des Fürsten Metternich in das Lager von Châlons und zur Besichtigung der Reitschule nach Saumur mitgenommen und in ihm einen angenehmen Reisegesellschafter gefunden. Er teilte mit, daß Fürst Windischgrätz schwer verwundet (Schuß in den Unterleib) in Briza liege, und bat um Gestellung eines Wagens, damit

[1]) Graf Goltz hat die Depesche am späten Abend dieses Tages erhalten.

[2]) Später lange Jahre hindurch Botschafter in Wien und St. Petersburg.

er seinen Kommandeur baldmöglichst zu Horitz in ärztliche Behandlung bringen könne. Seiner Bitte wurde entsprochen. Ich empfahl den Fürsten dem in Horitz tätigen Generalarzt Dr. Langenbeck, der ihn am andern Morgen in die beste Pflege nahm und nach einer glänzenden Operation wiederherstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ernährung der Nerven

Von

Prof. H. Obersteiner (Wien)

Wenn ich einmal schwer ermüdet des Abends zu Bett gegangen war und vergessen hatte, meine Uhr nach alter Gewohnheit aufzuziehen, bemerkte ich am nächsten Morgen zu meinem Mißvergnügen, daß sie während der Nacht stehen geblieben war — ich hatte es eben unterlassen, ihrer Feder die zum großen Teile schon aufgebrauchte Spannung zu ersetzen, damit es dem Werke möglich gemacht werde, von neuem und ohne Unterbrechung die Zeiger in Bewegung zu erhalten, d. h. zu funktionieren. In ähnlicher Weise verlangen auch die tierischen Gewebe, wenn sie anstandslos funktionieren sollen, daß immer und immer wieder Ersatz geschaffen werde für das Verbrauchte.

Allein dieser Vergleich hinkt in vielen Beziehungen, wie ja überhaupt die Vorgänge des organischen Lebens nicht ohne weiteres mit rein physikalischen Leistungen homologisiert werden dürfen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, die ja gerade in den letzten Jahren von neuem die Naturforscher lebhaft beschäftigt und zu sehr ausgedehnten Diskussionen veranlaßt hat, des weiteren einzugehen; immerhin will ich einige Punkte hervorheben, die hinreichen werden, den Unterschied klarzumachen, der zwischen dem „Kraftersatz“ bei der Uhr und beim lebenden Gewebe besteht.

Einmal schon rechne ich bei meiner Uhr zunächst nicht mit materiellen Verlusten an ihren Bestandteilen, wie Abnützung der Achsen, Räder u. s. w. — es kommt ja doch nur ganz ausnahmsweise vor, und auch nur nach sehr langem Gebrauche, daß ein Rad oder ein Häkchen durch ein neues ersetzt werden muß; im lebenden Organismus hingegen wird fortwährend Gewebssubstanz aufgebraucht, und es muß dafür Sorge getragen werden, daß neues Material herbeigeschafft wird, um augenblicklich die Lücken auszufüllen.

Weiter weiß ich, daß die Uhr tagelang, ja auch jahrelang unaufgezogen in meiner Tischlade ruhen kann; es bedarf aber nur einiger Umdrehungen an dem dazu bestimmten Knopf, und sie wird wieder gerade so gut in Gang kommen und bleiben, wie früher. Anders das tierische Gewebe; dieses verträgt den Stillstand nicht, ihm bedeutet er den Tod.

Die lebenden Organe sind aber auch recht anspruchsvoll; während die

Maschine nur dann Kraftzufuhr und Kraftersatz braucht, wenn sie arbeiten soll, verlangen jene auch schon dann „Ersatz“, wenn sie fast nichts geleistet haben. Wenn auch eine absolute Ruhe, wie ja gerade hervorgehoben wurde, ausgeschlossen ist, so kann doch die ganze Tätigkeit eines Organes zeitweise darin bestehen, sich zu ernähren — es spielt dann die Rolle des reichen Prassers, der meint, etwas geleistet zu haben, wenn er tüchtig gefrühstückt und diniert hat. Im lebenden Gewebe findet also ein ununterbrochenes Aufbrauchen und Neugestalten statt, ein fortwährender Wechsel der Materie, ein Stoffwechsel.

Dieser Stoffwechsel, der beim Erwachsenen die Organe in ihrer Integrität leistungsfähig erhält, beim Kind aber auch noch die Aufgabe zu erfüllen hat, dem Organismus die Bedingungen zu seiner Vergrößerung, zu seinem Wachstum zu schaffen, kann nur dadurch eingeleitet und fortgeführt werden, daß dem Lebewesen von außen her Substanzen zugeführt werden, die geeignet sind, das Verbrauchte und auf verschiedenste Weise Ausgeschiedene, Eliminierte, wieder zu ersetzen; wir bezeichnen diesen Vorgang als Ernährung und die dabei in Verwendung kommenden Stoffe als Nährstoffe. Es ist selbstverständlich gleichgültig, auf welchem Wege diese fremden Stoffe dem Körper einverleibt werden; es muß dies durchaus nicht ausschließlich durch den Verdauungstrakt geschehen; man kann auch in manchen Fällen durch Einbringen passender Lösungen unter die Haut Resorption und Assimilation erreichen, im weiteren Sinne muß auch der Sauerstoff der Luft, den wir durch die Lungen einatmen, zu den Nahrungsmitteln gerechnet werden.

Demjenigen, der mit dem Wesen der physiologischen Lebensvorgänge nicht näher vertraut ist, mag es mitunter nicht genügend klar zum Bewußtsein gekommen sein, daß durch die Zufuhr geeigneter Nährstoffe noch lange nicht die korrekte Ernährung der Gewebe gesichert ist. Bekannt ist allerdings, daß der Verdauungstrakt, den wir ja doch in erster Linie berücksichtigen müssen — vom Munde angefangen bis in den Darm hinein —, die ihm zugeführte Nahrung umwandeln, auf dem Wege genau studierter chemischer Vorgänge assimilieren muß; wir wissen aber auch, und gerade die Untersuchungen der jüngsten Zeit haben uns in dieser Beziehung sehr viel Interessantes gelehrt, daß diese durch die Verdauung neugebildeten Stoffe eine ungemein wechselnde biochemische Struktur zeigen müssen, die sich sowohl dem Organe als auch der Tierspezies anpaßt. — Hühnereiweiß, das ein Mensch zu sich genommen hat, wird im Verlaufe des Stoffwechselprozesses nicht zu dem gleichen Eiweißkörper, wenn es sich darum handelt einer Nervenzelle oder etwa einer Leberzelle Nährmateriale zuzuführen, und wieder etwas andres wird aus dem gleichen Hühnereiweiß, wenn es die nämlichen Organteile bei einem Hunde ernähren, erhalten soll. Allerdings sind diese Unterschiede so feiner Art, daß sie gegenwärtig durch die gewöhnlichen chemischen Reaktionen noch nicht demonstrierbar sind.

Es ist ohne weiteres begreiflich, daß die Quantität der dem Organismus zugeführten Nahrung unter eine den Verhältnissen entsprechende Minimalgrenze nicht herabsinken darf; bin ich nicht in der Lage, den Organen so viel Nahrung zu bieten, als sie brauchen, namentlich auch zum Ersatz dessen, was durch ihre

Arbeitsleistung verloren gegangen ist, so werden durch diese Unterernährung ihre Struktur und ihre Leistungsfähigkeit leiden müssen. — Eine Schädigung der Organe tritt aber nach dem bereits eingangs Bemerkten auch dann ein, wenn ihnen zu wenig Arbeit übertragen wird. Ein Muskel, der längere Zeit hindurch unter einem Verbande unbeweglich fixiert bleibt, magert ab, schrumpft ein: Inaktivitätsatrophie.

Diese wenigen Angaben mögen hinreichen, um zwar zur Genüge, aber durchaus nicht in erschöpfender Weise klarzumachen, daß die Bedingungen für den korrekten Ablauf des Ernährungsprozesses im tierischen Organismus recht kompliziert sind.

*

Bisher haben wir einige der Grundprinzipien für die Ernährung der tierischen Gewebe in kurzen Worten besprochen und können uns nun unserm eigentlichen Thema, der Ernährung der Nerven zuwenden.

Wenn Mephisto vom Blute sagt, es sei ein „ganz besondrer Saft“, so dürfen wir mit dem gleichen Rechte von der Nervensubstanz sagen, sie sei ein ganz besondres Gewebe, dem so verschiedenartige, komplizierte Leistungen übertragen sind und — wenn wir die Zentren des Nervensystems mit in Betracht ziehen — das auch die höchststehenden Funktionen bis zur Geistestätigkeit hinauf zu erfüllen hat. Gleichwie die Blutgefäße verzweigen sich die Nerven im ganzen Körper, mit Ausnahme einiger hornartiger Gewebe, wie Nägel, Haare. Während aber jenen überall die gleiche Aufgabe zukommt, beherrschen die Nerven gewissermaßen alle Gewebe, in die sie eindringen, in verschiedener entsprechender Art. Sie sind es, die den Muskeln Bewegungsimpulse von den nervösen Zentralorganen her zuführen, sie bringen diesen letzteren auch wieder von der Peripherie, den Sinnesorganen her die durch Reize ausgelösten Erregungsvorgänge, die im Zentrum zu Empfindungen umgeformt werden; die Drüsennerven wieder regulieren die Tätigkeit der absondernden Organe, Nerven wirken in ausschlaggebender Weise an der Ernährung der andern Gewebe mit — und noch manch andres ließe sich anführen, ganz abgesehen von jenen so merkwürdigen und schwer verständlichen Funktionen der innerhalb des Gehirns verlaufenden Nervenbahnen.

Meynert hat einmal von dem „Nervenmann“ gesprochen; er meinte damit gewissermaßen ein anatomisches Präparat, einen menschlichen Körper, an dem alle Gewebe mit Ausnahme der Nerven entfernt worden sind. Derartige Präparate lassen sich allerdings in Wirklichkeit nicht darstellen; entsprechende Gefäßpräparate, Korrosionspräparate, sind mit Mühe und Sorgfalt wenigstens aus einzelnen Organen darzustellen. Der bekannte Professor Hyrtl in Wien und sein noch lebender, nicht minder geschickter Schüler Dr. Friedlowsky haben Korrosionspräparate von der Leber, der Niere und vielen andern Organen dargestellt, die, den prächtigen Korallenbäumchen vergleichbar, die Form und Gestalt des betreffenden Organs vollständig wiedergeben — sie sind von einer solchen Schönheit, daß Hyrtl sagte, sie würden den Toilettetisch einer Herzogin zieren.

Gelänge es, auch ein solches Nervenpräparat herzustellen, so müßte dies in

gleicher Weise die Gesamtform des betreffenden Organs resp. Organismus aufweisen und uns ad oculos mit einem einzigen Blick demonstrieren, wie die Nerven bis in die letzten, äußersten Teile des Körpers dringen und sich dort verteilen.

Bei dieser Verbreitung und hervorragenden funktionellen Bedeutung der Nerven darf vorausgesetzt werden, daß für ihre Integrität, für ihre Erhaltung, also für ihre Ernährung in ausgiebigem Maße vorgesorgt ist; um diese Einrichtungen zu verstehen, wird es aber notwendig sein, mit wenigen Worten auf den anatomischen Bau der Nerven einzugehen. Wir wollen uns dabei auf die Nerven im engeren Sinne, d. h. die peripheren Nerven beschränken und die Zentralorgane (Gehirn und Rückenmark) außer Betracht lassen; die Ernährungsverhältnisse dieser letzteren sind wieder ganz eigner Art und würden einer besonderen Besprechung bedürfen.

Jeder Nerv stellt, wenigstens bei den meisten Wirbeltieren, einen recht derben weißen Strang dar, der nach der Peripherie zu sich wiederholt gablig teilt, bis er in immer zartere, mikroskopische Endästchen zerfällt. Ein solcher Nerv und jeder seiner Zweige besteht aus einer ungemein großen Anzahl feiner und feinster Fäden, den Nervenfasern, deren Durchmesser zwar wechselt, aber im Mittel etwa $^1/_{100}$ Millimeter beträgt (merklich größere und auch viel feinere Fasern sind überall anzutreffen). Diese Nervenfasern werden durch bindegewebige Umhüllungen, in denen sich reichlich Blutgefäße verzweigen, zusammengehalten und zu größeren und kleineren Bündeln angeordnet.

Eine solche Nervenfaser kann trotz ihrer Feinheit recht lang sein, beim Menschen zum Beispiel bis zu einem Meter. An einem Ende steht sie immer in Zusammenhang mit einer Nervenzelle, während das andre sogenannte periphere Ende sich je nach der Funktion des Nerven in einem Muskel, in einer Drüse, im Innern des Zentralnervensystems u. s. w. verliert. Gewisse Ausnahmen von dieser Regel haben für unsre weiteren Betrachtungen keine Bedeutung.

Das Wesentliche an dieser Nervenfaser, die selbst wieder einen recht komplizierten Bau aufweist, ist ein zentral gelegener Faden, der allein aus der betreffenden Nervenzelle entspringt, meist aber in kurzer Entfernung von ihr eine Anzahl von Schutzhüllen erhält, die ihn beinahe bis an sein peripheres Ende begleiten.

Daß dieser zentrale Faden, Achsenzylinder, auch wieder eine große Anzahl allerfeinster, mikroskopisch meist nicht mehr meßbarer Fäserchen, Primitivfibrillen, führt, sei hier nur nebenbei erwähnt; hervorgehoben muß aber werden, daß nur er allein die Arbeit der Nervenfaser übernommen hat. Wenn wir also eine Nervenfaser vor uns haben, die etwa im unteren Teile des Rückenmarks aus einer Nervenzelle hervortritt und in einem Muskel der großen Zehe endet, so hat deren Achsenzylinder die Aufgabe, Bewegungsimpulse vom Zentralnervensysteme dem betreffenden Muskel zu übermitteln.

Unter den erwähnten Schutzhüllen ist am auffallendsten eine relativ breite Schicht, die den meisten Nervenfasern zukommt; der Achsenzylinder wird von dieser Schicht ebenso eingehüllt, wie ein metallener Leitungsdraht von seiner isolie-

renden Kautschukhülle. Diese Schicht ist es, die dem ganzen Nerven makroskopisch seine weiße Farbe verleiht; sie besteht im wesentlichen aus dem Nervenmark, einer dem Fette verwandten Substanz, und zerfällt auch bei manchen Erkrankungen häufig unter anderm in Fett. — Diese Fettähnlichkeit des Nervenmarks erklärt es auch, daß die Schicht für wässerige Flüssigkeiten, wie die vom Blute zugeführten Nährsäfte, undurchdringlich ist. Sie würde also den allerwichtigsten Bestandteil der Nervenfaser, den zentral gelegenen Achsenzylinder, in einer für seinen Stoffwechsel, für seine Ernährung höchst ungünstigen Weise isolieren, einen Stoffaustausch nur allenfalls an seinen beiden Enden ermöglichen, das ganze lange Zwischenstück davon ausschließen. — Um nun diesem Uebelstande zu begegnen, der namentlich bei langen Nerven eine ganz ungenügende Ernährung des Achsenzylinders bedingen würde, ist die Markscheide in gewissen regelmäßigen Abständen (etwa von einem Millimeter) unterbrochen — Ranviersche Einschnürungen. Im Bereiche dieser Unterbrechungsstellen kann ein Austausch der Stoffwechselprodukte stattfinden, d. h. das Verbrauchte abgeführt und frisches Material zugeführt werden. Speziell letzterwähntem Zwecke dienen die an den Nervenscheiden verlaufenden Blutgefäße.

Die geschilderte Bedeutung der Markunterbrechungen kann man leicht experimentell nachweisen, wenn man Nervenfasern mit einer wässerigen Lösung von Silbersalzen behandelt, die an den Stellen, wohin sie gedrungen ist, sich am Lichte schwärzt. Man sieht dann an einem solchen Präparate die schmalen marklosen Stellen schwarz bis an den Achsenzylinder heran, und diesen selbst, je nachdem das Silber Gelegenheit hatte, mehr oder minder weit sich auszubreiten, nach beiden Seiten hin eine kürzere oder längere Strecke in abnehmender Intensität geschwärzt.

Mit dieser Ernährung durch die Blutgefäße ist aber die Nervenfaser noch nicht zufriedengestellt; damit sie sich anatomisch und physiologisch vollkommen intakt erhalte, bedarf sie noch eines eigentümlichen, in seinem Wesen nicht befriedigend erkannten, fortwährenden Einflusses von ihrer Ursprungszelle her. Wenn wir etwa den Nerven, den wir uns früher als Beispiel gewählt hatten, in der Kniekehle durchschneiden, so wird, falls wir ein rasches Zusammenwachsen verhindern, jener Teil des Nerven, der im Unterschenkel verläuft, also vom Rückenmark und damit von seinen Ursprungszellen abgetrennt wurde, sich sehr bald verändern, er wird langsam zugrunde gehen, degenerieren; der obere Teil des Nerven aber, der, im Oberschenkel gelegen, noch in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem Rückenmarke sich befindet, bleibt im wesentlichen erhalten (Wallersches Gesetz).

Man kann aus diesem Versuche den Schluß ziehen, daß die Nervenfaser von ihrer Ursprungszelle her in einer Weise beeinflußt wird (trophische Wirkung der Nervenzelle), die erst die Ernährung, die Erhaltung der Nervenfaser ermöglicht. Beim Wegfall dieses vitalen Zelleneinflusses genügt also die chemische Ernährung allein nicht mehr; denn das untere Stück des Nerven wird ja nach der Durchschneidung in der Hauptsache gerade so gut wie früher von den Blutgefäßen her mit dem Notwendigen versorgt.

Allerdings wird, wie bereits bemerkt wurde, dieser Einfluß der Nervenzelle auf die Nervenfaser noch verschiedentlich gedeutet. Man meinte zum Beispiel, daß von der Zelle in die Faser dauernd abfließende Reize zur Erhaltung der letzteren notwendig seien, oder daß von der Zelle ein unbekannter Stoff nach Art eines Fermentes in den Achsenzylinder eingehe; doch können gegen jede dieser Annahmen berechtigte Einwände vorgebracht werden, so daß dieser früher unpräjudizierlich trophisch genannte Einfluß der Zelle von einigen überhaupt geleugnet und versucht wurde, die beschriebenen Degenerationserscheinungen anderweitig zu erklären.

*

Es ist nun leichter, nach dieser flüchtigen Darstellung der für die Ernährung der Nerven erforderlichen Grundbedingungen sich der praktischen Seite dieser Frage zuzuwenden.

Wenn wir zunächst auf die Ernährung im engeren Sinne, auf die Zufuhr von Nährstoffen von außen her, näher eingehen, so wird sich mit Rücksicht auf die so weitgehende chemische Umformung, die sie im Organismus erleiden, bevor sie tatsächlich in seinen Aufbau eintreten, vor allem ergeben, daß es sich im wesentlichen nur darum handeln kann, alle zum Ersatz des Verbrauchten notwendigen Stoffe in leicht assimilierbarer Form dem Körper darzubieten; es ist dies eine Forderung, die an ein Nahrungsmittel, resp. an eine Kombination mehrerer gestellt werden muß, damit die Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme nicht ungünstig ausfalle.

Die Nahrung muß also notwendigerweise alle jene Stoffe in entsprechendem Verhältnisse enthalten, die durch den Stoffwechsel verbraucht und ausgeschieden werden; und da der Assimilationsprozeß die eingeführten Nahrungsmittel ja gründlich umwandelt, so hat man sich unter Nahrungsstoffen hier vorerst die entsprechenden chemischen Elemente vorzustellen, wie etwa den so besonders wichtigen Stickstoff u. a. — Insofern aber in den Nerven bekanntermaßen kein einziges chemisches Element vorhanden ist, das sich nicht auch in den meisten übrigen Organen wiederfindet, so kann zunächst von einer eigentlichen „Nervennahrung“ nicht gesprochen werden.

Mit Rücksicht auf den ziemlich reichen Phosphorgehalt des Nervensystems, namentlich des Gehirns, hat man allerdings seit langem geglaubt, durch reichliche Phosphorzufuhr dem geschwächten Nervensystem nützen zu können. Es ist aber immer noch sehr fraglich, ob eine solche Annahme berechtigt ist. Selbstverständlich muß eine phosphorfreie oder zu phosphorarme Nahrung vermieden werden, damit den Nerven das Notwendige an diesem Körper nicht entzogen werde. — Nebenbei bemerkt brauchen die viel phosphorreicheren Knochen eine unverhältnismäßig größere Menge von diesem Körper, und wenn unsre gewöhnliche gemischte Nahrung immer mehr als genügend davon (so besonders im Eidotter, im Blute u. s. w.) enthält, so daß für den gesunden Organismus eine Extradosis Phosphor ganz überflüssig erscheint, so hat sich doch bei gewissen Knochenerkrankungen, wie Osteomalazie, Rachitis, die Phosphortherapie als sehr nützlich erwiesen.

Speziell für das kranke Nervensystem hat man den Phosphor in jener Form empfohlen, in der er auch im Körper vorkommt, d. h. in einer organischen Verbindung, die man Lezithin nennt. Man hat entweder das reine Lezithin gegeben oder in Verbindung mit andern Substanzen, z. B. mit dem wohlschmeckenden Perdynamin (Lezithin-Perdynamin), und hat gefunden, daß geistig überarbeitete, erschöpfte, anämische Personen nach längerem Gebrauche dieses Mittels sich wesentlich wohler fühlten. Dabei darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß unter dieser Behandlung Appetit und Blutbeschaffenheit und damit der allgemeine Ernährungszustand sich zuerst besserten. Es ist demnach am wahrscheinlichsten, daß dieser Umstand es ist, der auch die nervösen Störungen zum Schwinden brachte, ohne daß wir es notwendig haben, eine spezifische Einwirkung des Lezithins auf die Nerven anzunehmen.

Wenn nur die Verdauungsorgane ihre Schuldigkeit tun, dann wird den Nerven jene Nahrung am zuträglichsten sein, die der dem Gesamtorganismus angepaßten Kombination von stickstoffhaltigen und stickstofffreien Körpern entspricht, nebst den nötigen Mengen anorganischer Substanz (vor allem Wasser, dann Salze, wie Chlornatrium, Kalisalze u. s. w.). Wir haben erst dann nötig, zu einem jener ungemein zahlreichen künstlichen Nährmittel unsre Zuflucht zu nehmen, wenn es sich darum handelt, dem Verdauungstrakte seine Arbeit zu erleichtern, also etwa ihm solche Stoffe zuzuführen, die, wie z. B. die Peptone, einen Teil des Verdauungsprozesses bereits außerhalb des Organismus durchgemacht haben.

An dieser Stelle mag übrigens auch darauf hingewiesen werden, daß eine Unterernährung des Organismus direkt das Nervensystem am wenigsten trifft. — Seit langem schon ist durch die Versuche von Chossat und von Voit festgestellt, daß bei ungenügender Nahrungszufuhr oder beim Verhungern das Nervensystem unter allen Organen des Körpers am wenigsten, nahezu gar nichts an Gewicht einbüßt, daß es sich gewissermaßen auf Kosten der andern, minderwertigen Organe in seiner Integrität forterhält. Dieser Umstand ist für uns deshalb von Wichtigkeit, weil er beweist, daß die Gefahr einer Schädigung der Nerven bei ungenügender Ernährung geringer ist, als man anzunehmen geneigt ist.

Allerdings gibt es ein chemisches Element, das den Nerven ganz besonders not tut, das ihm aber in erster Linie vermittelst der Lungen zugeführt wird, der Sauerstoff. Die in jüngster Zeit ausgeführten Versuche von Baeyer und Fröhlich aus der Schule Verworns haben diesen ungemein lebhaften Sauerstoffhunger der Nerven klargelegt. —

Eine eminente Bedeutung für die Ernährung der Nerven kommt dem funktionellen Faktor zu. Auf die wesentliche nutritive Beeinflussung, die der Nerv von seiner Zelle her zu erfahren scheint, soll hier nicht wieder zurückgekommen werden. Wir haben aber auch erfahren, daß ein Organ ebensowohl durch Ueberanstrengung als durch anhaltende Untätigkeit in seiner Ernährung Schaden leiden wird — daraus ergibt sich die weise Lehre, seinen Nerven einerseits nicht zu viel zuzumuten, sie aber anderseits auch nicht in Trägheit verfallen zu lassen. Wie dies zu erreichen ist, kann sich wohl jeder leicht selbst zurecht-

legen; viel schwerer ist allerdings die Ausführung, die Konsequenz und Selbstüberwindung, danach zu handeln.

Namentlich was die Bewegungsnerven anbelangt, haben wir es bis zu einem gewissen Grade in der Hand, ihre Tätigkeit zu regulieren. Eine vernünftige Lebensweise mit einer dem allgemeinen Kräftezustand des Individuums angepaßten körperlichen Uebung wird auch die Nerven am besten leistungsfähig erhalten. Die Quantität dieser körperlichen Leistung, die als notwendig und zuträglich bezeichnet werden kann, muß also in recht weiten Grenzen schwanken; während für einen schwächlichen, zarten Menschen schon ein geringes Ausmaß, das nicht überschritten werden darf, hinreicht, verlangen die Nerven wie die Muskeln des Athleten eine ausgiebige Inanspruchnahme. Es ist bekannt, wie oft gegen dieses einfache, selbstverständliche Gesetz gefehlt wird.

Es wäre nun die Frage zu beantworten, inwieweit mangelhafte Ernährung der Nerven als Grundlage spezieller Erkrankungen angesehen werden dürfe. Die früheren Auseinandersetzungen werden unsre Erwartungen in dieser Beziehung gewiß schon etwas herabgestimmt haben. Tatsächlich hat man wiederholt und mit großer Energie versucht, manche funktionellen Nervenkrankheiten, das sind solche, denen keine nachweisbare organische, sichtbare Schädigung des Nervensystems zugrunde liegt, durch unzureichende Ernährung dieses Organes zu erklären, so z. B. die Hysterie, die Neurasthenie. Die Beweise, die man für eine solche Auffassung vorbringen zu können geglaubt hat, wenn man sich überhaupt zu dem ernsteren Versuche eines solchen Beweises herbeigelassen hat, können aber in keiner Weise befriedigen. — Da den nervösen Gewebselementen eine besonders zarte Struktur, eine hervorragende Empfindlichkeit zugesprochen werden muß, so dürfte man erwarten, daß diese unter pathologischen Ernährungsverhältnissen vielleicht am schnellsten und intensivsten Schaden nehmen werden. Die feinere Anatomie kennt die Zeichen einer solchen, durch Ernährungsstörung bedingten nutritiven Schädigung des strukturellen Baues der nervösen Organe ganz wohl; es gelingt aber nicht, etwas derartiges in den Nervenelementen von Menschen nachzuweisen, die an funktionellen Nervenkrankheiten gelitten hatten. Wir wissen aber auch, daß bei diesen Krankheiten die Allgemeinernährung durchaus nicht herabgesetzt sein muß; ein hysterisches Mädchen kann blühend, rosig aussehen, und was berechtigt uns dann, anzunehmen, daß gerade nur die Nerven nichtgenügend Nährmaterial zugeführt bekommen und aufnehmen? Anderseits haben wir ja schon mehrmals darauf hingewiesen, daß bei so vielen Erkrankungen nicht nervöser Natur der allgemeine Ernährungszustand tief geschädigt sein kann, während wir Störungen des Nervensystems gänzlich vermissen. Und wenn ich ferner imstande bin, auf dem Wege der Suggestion eine hysterische Lähmung in wenigen Augenblicken zum Schwinden zu bringen, so wird doch niemand ernstlich glauben, daß durch dieses Mittel und in dieser minimalen Zeit eine Ernährungsstörung des Nervensystems behoben wurde. Wir müssen uns also davon überzeugen, daß hier die Supposition einer Ernährungsstörung, die das Nervensystem ausschließlich oder in erster Linie betrifft, nichts andres ist als ein

Verlegenheitsausweg, da die andern Hypothesen für die Entstehung der betreffenden Erkrankung einer strengen Kritik mehr oder minder auch nicht standhalten konnten.

Aber in einer Reihe andrer Krankheiten leiden die Nerven, speziell die peripheren Nerven, auf die wir uns ja in diesen Auseinandersetzungen beschränken wollen, ganz besonders; es sind dies gewisse chronische Vergiftungen, wie zum Beispiel durch Blei (Anstreicher), Arsenik, in erster Linie und am häufigsten durch den Alkohol. Wie sehr die Nerven durch die genannten Stoffe in ihrer Ernährung geschädigt werden, läßt sich mit Leichtigkeit unter dem Mikroskope demonstrieren; hier hilft keine Suggestion, um in wenigen Minuten Heilung herbeizuführen; hier kann die Suggestion, die psychische Beeinflussung nur insofern Nutzen bringen, als sie — selbstverständlich wird da der Alkohol in erster Linie ins Auge zu fassen sein — beitragen wird, den Kranken in der Durchführung der Abstinenz zu unterstützen.

Noch einer eigenartigen Krankheit möchte ich Erwähnung tun, bei der die Nerven manchmal mehr als alle andern Organe in ihrer Ernährung beeinträchtigt werden — diese Krankheit ist das Alter. Speziell für das Gehirn haben sehr ausgedehnte und genaue Wägungen ergeben, daß nach dem 60. Jahre das Durchschnittsgewicht zu sinken beginnt, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß mit diesem Zeitpunkte bei jedem oder auch nur bei der Mehrzahl der Menschen schon eine Abnahme der geistigen Kräfte eintritt. — Für die Nerven selbst fehlen allerdings derartige vergleichende Gewichtsbestimmungen, doch lehrt die Erfahrung, daß sie schließlich auch in ihrer Leistung nachlassen; ihre Blutgefäße werden schlechter, sie finden nicht mehr die genügende Ernährung und zeigen dementsprechend auch unter dem Mikroskope die deutlichen Folgen dieses Mangels. Ein alterndes Organ wieder zu verjüngen sind wir nun leider nicht imstande, was wir aber vermögen, was bis zu einem gewissen Grade in unsrer Macht steht, das ist prophylaktisch diesen Alterungsprozeß hinauszuschieben, ja ihn allenfalls, wenn er bereits begonnen hat, in seinem Weiterschreiten aufzuhalten oder wenigstens zu verlangsamen, indem wir uns jene diätetischen Vorschriften vor Augen halten, die im vorhergehenden angedeutet wurden. —

Es dürfte am Platze sein, zum Schlusse noch auf die Frage einzugehen, was man denn unter „schwachen" oder „starken" Nerven zu verstehen habe — dieser Mensch, hört man oft sagen, kann schon etwas aushalten, er hat Nerven wie Stricke. Wir wissen, daß es Menschen von grazilem und andre von kräftig entwickeltem Knochenbau gibt, daß die einen mit schwacher, die andern mit starker Muskulatur begabt sind u. dergl.; es ist daher gewiß berechtigt anzunehmen, daß ganz ähnliche individuelle Differenzen auch bezüglich der Nerven vorhanden sind; doch fehlen bisher einschlägige Untersuchungen, speziell vergleichende Dickenmessungen der Nervenfasern beim Menschen noch. — Es muß aber gleich bemerkt werden, daß das, was der Volksmund als starke oder schwache Nerven bezeichnet, in keiner Weise auf die eigentlichen peripheren Nerven zu beziehen ist; dabei handelt es sich vielmehr lediglich um rein zentrale, psychische Vorgänge,

die zwar des Gehirns als vermittelnden Organes unbedingt bedürfen, die uns aber in ihrem innersten Wesen noch völlig unerklärt sind. Demnach wird auch die Behandlung der schwachen Nerven — die starken brauchen eine solche glücklicherweise nicht — in erster Linie eine psychische sein müssen, ein traitement moral, das dem speziellen Falle angepaßt ist.

Es ist eine schöne Aufgabe des Arztes, zu heilen; viel wichtiger und ersprießlicher aber ist es, wenn er durch klugen Rat die Entstehung einer Krankheit hintanzuhalten weiß. Gerade was das Nervensystem anlangt, wird allzuhäufig gesündigt, man stellt Anforderungen an die Nerven, denen sie nicht gewachsen sind, und zwar nicht ein einzigesmal, sondern fortgesetzt, man vergiftet sie täglich und ist dann betrübt und erstaunt, wenn sie in ihrer Ernährung Schaden gelitten haben und versagen. Wenn es schon spät, um nicht zu sagen zu spät ist, dann soll das wieder gut gemacht werden, was in jahrelangen, unausgesetzten Angriffen geschädigt, zerstört worden ist — eine Aufgabe, die, wie wir gesehen haben, keineswegs als eine leichte bezeichnet werden kann. Es wäre daher Sache der Eltern und der Schule, schon frühzeitig genug die Jugend auf die richtigen Bahnen zu verweisen, belehrend einzugreifen, eine Belehrung, die sicherlich den dankenswertesten Erfolg haben wird.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

IX

Auf die Tätigkeit, die Bennigsen mit Anfang 1857 in der hannoverschen Zweiten Kammer entfaltete, soll in diesen Blättern nicht näher eingegangen werden: ich muß das alles dem größeren Zusammenhange meiner Biographie vorbehalten. Es war der Regierung durch die äußerste Anwendung skrupelloser Mittel gelungen, auch in der Zweiten Kammer eine Majorität zu gewinnen. Um nur ein Beispiel für dieses Verfahren herauszugreifen: Zwei Tage vor dem Wahltage war das Staatsdienergesetz dahin abgeändert worden, daß ihm auch pensionierte Staatsdiener unterstellt seien und daß auch für diese die Genehmigung des Königs zum Eintritt in die Kammer erforderlich sei. Auf Grund dieses Gesetzes wurde dann den früheren Ministern Graf Bennigsen, Stüve, Braun, v. Münchhausen, Meyer und Windthorst die königliche Genehmigung zum Eintritt versagt. Durch diese Ausschaltung der älteren und erfahrenen Politiker ebnete die Regierung selbst R. v. Bennigsen den Weg, so daß er trotz seiner zweiunddreißig Jahre vom Anfang seiner Landtagstätigkeit an die Führung der Opposition übernahm. Schon nach wenigen Monaten hatte er die Augen des ganzen Landes auf sich gelenkt.

In dem von Robert Prutz herausgegebenen „Deutschen Museum“ sagt eine Zuschrift aus Hannover vom 27. Mai 1858: „Es ist die Ueberzeugung vieler dem Volksleben nahestehender Männer, daß allgemeine Neuwahlen selbst mit dem überaus beengenden Wahlgesetz der rettenden Tat von 1855 eine freisinnige, eine der Regierung widerstrebende Mehrheit in der Zweiten Kammer bringen würden. Bis die erregte Bevölkerung ihren Gefühlen auf diese nachdrücklichste Weise Luft zu machen imstande ist, verschafft sie sich eine kleine Genugtuung mit allerhand bald sinnigen, bald lediglich gutgemeinten Kundgebungen für die standhafte Linke und vor allem für deren Führer Herrn v. Bennigsen. In den Anzeigenspalten unsrer Zeitungen hagelt es Gedichte zu seinem Lobe; eine Dorfglocke wird auf seinen Namen getauft; in allen Teilen des Königreichs versammeln sich Gleichgesinnte zu dem einzigen Zwecke, ihn zu feiern, dessen wohlverwendete Beredsamkeit von einem Tage zum andern die Zuhörerräume der Kammer füllt, und unter den Bauern der hauptstädtischen Umgegend ist von den wertvollsten Ehrengeschenken die Rede. Schneller als je in Deutschland ständische Redner ist Herr v. Bennigsen in seinem engeren Vaterlande eine volkstümliche Persönlichkeit und über Hannovers Grenzen hinaus berühmt geworden. Um eine volkstümliche Persönlichkeit zu werden, hat er allerdings zuerst in einer das Volk in seinen Massen so sehr zur Seite schiebenden Zeit handelnd auftreten müssen. In seiner Erscheinung und seinem äußeren Wesen ist Rudolf v. Bennigsen vollständiger Edelmann. Von jedem Adelsstolz frei und in der inneren Teilnahme seines Geistes sogar bis zu den untersten Schichten der Gesellschaft früh hinabgestiegen, hält er doch wenigstens an den gesellschaftlichen Vorrechten und Unterschieden der Bildung fest. Seine Unfähigkeit, sich ohne Zwang und Auffallen herabzulassen, wird dem Führer einer vorwiegend aus Bauern bestehenden Partei zu einem entschiedenen Mangel angerechnet. Aber es ist der einzige. Seine unvergleichlich geläufige, zum Angriff immer bereite, scharfe, immer edle und nicht selten glänzende Beredsamkeit ist durchaus nicht alles, was das Vaterland an ihm mit Freuden und Dank erkennen muß. Er macht diese schöne Gabe entschieden und unbedingt den höheren Zwecken seiner staatsmännischen Tätigkeit dienstbar, da er viel zu bescheiden oder vielmehr zu ernst, männlich und gehalten ist, um die rednerischen Erfolge eitel zu suchen. Den denkwürdigsten und erfreulichsten Beweis hiervon legte er in den beiden ausgezeichneten Reden ab, die er gegen die Ausschließung der ehemaligen Minister aus der Ständeversammlung hielt, deren Anwesenheit seinem eignen Licht doch zu einiger, wenn auch sicher nicht zu völliger Verdunkelung gereichen würde. Ein angehender Staatsmann von reifer, ruhiger Ueberlegung und weitem Blick, ein wachsamer Parteiführer, ist Herr v. Bennigsen ebenso tüchtig als Rechtskenner. Dem empirischen Minister des Innern steht er in der vollen Ueberlegenheit des wissenschaftlich und philosophisch durchgebildeten, daher auch an allen Interessen der Bildung aufrichtig teilnehmenden Mannes gegenüber; mit einem leidlich erfahrenen und gewürfelten Beamten kämpft da ersichtlich der echte Staatsmann. Der echte Staatsmann sagen wir um so lieber, als Herr v. Bennigsen mit feinem

Takt die Morgendämmerung eines neuen Lichtes, welches bald in vollem Tagesglanze über der Lehre vom Staat und über der staatlichen Wirksamkeit Deutschlands aufgehen wird: die Morgendämmerung einer reineren Wirtschaftslehre als der herkömmlichen amtlichen in sein Bewußtsein aufgenommen hat!"

Während sich Bennigsen so eine feste Stellung und Verehrung bei seinen Gesinnungsgenossen fast mit einem Schlage erworben hatte, wurde von der Gegenpartei alles getan, um den unbequemen Führer der Oppositionspartei zu isolieren. Von solchen Bemühungen erzählt ein Brief Bennigsens an seine Frau vom 27. Februar 1858:

„... Unter den soeben erhaltenen Briefen war eine Mitteilung von Miquel. Hiernach hat der Magistrat von Göttingen eine Loyalitäts- und Dankadresse an den König abgesendet und in derselben ‚prinzipielle Opposition' (worunter wohl die meinige vorzugsweise zu verstehen sein wird) gemißbilligt. Die Bürgervorsteher haben sich geweigert, mitzuunterschreiben. Jetzt ist nun eine heillose Agitation im Gange, zahllose Unterschriften sind bereits gesammelt unter der Bürgerschaft, jedoch mehr in den unteren Klassen (Professoren und gebildete Bürger haben sich geweigert) für eine loyale Adresse an den König. Dieser Schritt ist direkt oder indirekt gegen meine Wahl gerichtet, läßt mich aber scheußlich kalt. Solche Manövres weiß ich nach ihrem wahren Werte zu schätzen."

Mit dem Beginn der hannoverschen Landtagstätigkeit Bennigsens ging alsbald eine lebhafte Anteilnahme an den allgemeinen Geschicken des deutschen Vaterlandes Hand in Hand: hatte er doch um dieses höheren Kampfzieles willen zunächst die begrenzte politische Arena seines Heimatsstaates betreten. Zusammenschluß aller gleichgesinnten Politiker in den deutschen Einzelstaaten und Aufstellung eines gemeinsamen Programms: diesen Aufgaben begann er sich in den Jahren 1858 und 1859 zuzuwenden.

Nachdem schon im Mai 1857 Viktor Böhmert, damals Redakteur des „Bremer Handelsblattes", einen Aufruf zu einem „Kongresse deutscher Volkswirte" erlassen hatte und dann im September desselben Jahres auf dem internationalen Wohltätigkeitskongreß zu Frankfurt Anläufe zu einer festeren Verbindung und gemeinschaftlichen Agitation in dieser Richtung unternommen waren, erfolgte im Juni 1858 die Einladung zu einem Kongresse der deutschen Volkswirte in Gotha; als die Hauptpunkte seiner Beratungen waren die Reform der Gewerbegesetze, das Assoziationswesen in Deutschland, die Durchfuhrzölle des Zollvereins, die Frage der Spielbanken und Lotterien und die Wuchergesetze bestimmt worden; nicht theoretische Grundfragen, sondern die praktischen Probleme der Gegenwart sollten zur Erörterung kommen. Bennigsen, der schon am 10. Juli die Einladung angenommen hatte, schrieb am 18. August 1858 an Böhmert anläßlich der Differenzen, die über die Festsetzung des Programms entstanden waren:[1])

„Ihre Auffassung über die Aufgabe dieser ersten Versammlung deutscher

---

[1]) Die Mitteilung dieses Briefes wird der freundlichen Bereitwilligkeit des Herrn Geheimrat Prof. V. Böhmert in Dresden verdankt.

Volkswirte hat meine volle Zustimmung. Nur dadurch, daß wir wichtige und für eine Durchführung im Leben einigermaßen vorbereitete Fragen sogleich in Behandlung nehmen, wird es möglich sein, ein lebhaftes Interesse in den Kreisen praktischer Männer hervorzurufen und festzuhalten. Wollten wir diese erste Versammlung durch allgemeine Erörterungen und leere Formstreitigkeiten flau und unersprießlich machen, so könnte leicht der ganze Plan scheitern. Und doch ist die Zeit so günstig dafür, daß einmal Ernst gemacht wird mit einer gründlichen Einführung der volkswirtschaftlichen Theorie in das Leben und in die Gesetzgebung Deutschlands. Ueber die Zweckmäßigkeit der Auswahl der auf die erste Tagesordnung gestellten Gegenstände können die Ansichten freilich verschieden sein. Gewiß wird man aber den Männern, welche das Verdienst haben, diese Angelegenheit in die Hand genommen zu haben, die Initiative in dieser Hinsicht überlassen. Auch steht ja nichts im Wege, daß aus überwiegenden Gründen die Versammlung selbst den einen oder andern Gegenstand von der Tagesordnung entfernt und etwa durch andre ersetzt."

Folgenreicher als die Beteiligung an dem volkswirtschaftlichen Kongreß wurde dann im folgenden Jahre die unter Bennigsens maßgebendem Anteil zustande kommende politische Aktion. Der italienische Krieg brachte allen Deutschen, welcher Partei auch immer sie angehören mochten, zum Bewußtsein, daß sich die gefährlichsten Umwälzungen in den europäischen Machtverhältnissen vollziehen konnten, ohne daß das deutsche Volk, seiner Bedeutung entsprechend, dabei mitwirkte, ja daß die eigensten Geschicke des deutschen Volkes selbst von allen möglichen Entschließungen fremder Mächte mehr abhingen als von dem eignen Willen. Stürmisch erhob sich von neuem in allen Lagern das Verlangen, ein einiges Volk zu sein und fremden Gefahren geschlossen entgegenzutreten, die zersplitterten Kräfte in wirkliche Macht zu verwandeln und das zu erringen, was die andern großen Völker seit Jahrhunderten besaßen: den nationalen Staat. In den Jahren 1848 und 1849 hatte man auf den verschiedensten Wegen ihn zu schaffen gesucht und hatte alle Hoffnungen begraben müssen; jetzt schien die Stunde gekommen, das alte Ideal wieder leuchtend über alles Volk hinauszuheben und noch einmal in den großen Ringkampf einzutreten. So wurden die Ereignisse des Jahres 1859 von entscheidender Bedeutung für die innere deutsche Entwicklung. Und vor allem Bennigsen hat unter diesem Zeichen seinen Weg in die deutsche Politik gefunden.

Ueber seine Stimmung während des Krieges unterrichtet ein Brief an seinen Schwager L. v. Leonhardi:

Hannover, den 25. Juni 1859.

„Die eben eingetroffene Nachricht von einem zweiten, noch entscheidenderen Siege als dem von Magenta macht mich immer besorgter wegen der Gefahren eines französischen Uebergewichts in Mitteleuropa. In Oesterreich scheint noch mehr morsch zu sein, als man glaubte. Wenn die Armee konzentriert, die stärksten Festungen im Rücken, die besten Generale und den Kaiser an der Spitze den französisch-sardinischen Truppen nicht mehr gewachsen ist, was soll dann werden,

wenn der Krieg länger dauert, der finanzielle Ruin zum Bankrott führt und Ungarn aufsteht. Hier ist die Stimmung sehr bedenklich, der Haß und Argwohn gegen österreichischen Absolutismus und Konkordat, die Isoliertheit unsers Regierungssystemes haben eine große Abneigung gegen den Krieg hervorgerufen und die Disziplin bei den konzentrierten Truppen gelockert. Wenn daneben unsre deutschen Fürsten noch so verblendet sind, bei einer Gefahr, welche die Existenz von Deutschland bedingt, das Interesse ihrer Sondersouveränitäten und den Argwohn gegen Preußen über alles zu setzen, wenn sie Preußens einfache militärische und diplomatische Leitung, welche absolut nötig ist für den Krieg, verhindern, so mögen sie selbst sehen, was das Ende ist. Gewiß aber nicht die Befestigung ihrer Herrschaft, welche bei uns bis in die höchsten Kreise unterhöhlt ist. Ich fürchte, wir gehen den schwersten Gefahren entgegen, denen nur die angespanntesten Kräfte der Nation begegnen können."

Was von der absoluten Notwendigkeit der Leitung Preußens in diesem Briefe ausgesprochen wurde, machte Bennigsen dann zur Tat durch die von ihm entworfene und von den liberalen hannoverschen Abgeordneten unterzeichnete Erklärung vom 19. Juli 1859;[1]) sie bildet zugleich mit der von Schulze-Delitzsch und andern meist mitteldeutschen Demokraten in Eisenach am 17. Juli beschlossenen Erklärung den Ausgangspunkt der Bestrebungen, die zur Gründung des Nationalvereins führten. Die hannoversche Erklärung gipfelt in den Sätzen:

„Unsre Hoffnung richten wir auf Preußens Regierung, die durch den im vorigen Jahre aus freiem Antriebe eingeführten Systemwechsel ihrem Volke und ganz Deutschland gezeigt hat, daß sie als ihre Aufgabe erkannt hat, ihre Interessen und die ihres Landes in Uebereinstimmung zu bringen, und für einen solchen Zweck Opfer an ihrer Machtvollkommenheit sowie die Betretung neuer und schwieriger Bahnen nicht scheut. Die Ziele der preußischen Politik fallen mit denen Deutschlands im wesentlichen zusammen ... Ein großer Teil von Deutschland — und wir mit ihm — hegt daher die Erwartung, daß Preußen in der Zeit der Ruhe und Vorbereitung, die uns jetzt vielleicht nur für kurze Zeit gewährt ist, die Initiative für eine möglichst rasche Einführung einer einheitlichen und freien Bundesverfassung ergreift ... Möge Preußen daher nicht länger zögern, möge es offen an den patriotischen Sinn der Regierungen und den nationalen Geist des Volkes sich wenden und schon in nächster Zeit Schritte tun, welche die Einberufung eines deutschen Parlaments und die mehr einheitliche Organisation der militärischen und politischen Kräfte Deutschlands herbeiführen, ehe neue Kämpfe in Europa ausbrechen und ein unvorbereitetes und zersplittertes Deutschland mit schweren Gefahren bedrohen."

Ausführlich begründete Bennigsen seine Auffassung der Lage in einer Rede, die er am 27. Juli 1859 in der Zweiten Kammer der hannoverschen Ständeversammlung hielt:[2])

---

[1]) Von dem Abdruck dieser Erklärung kann hier abgesehen werden. Sie findet sich vollständig bei Oppermann, Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860, Bd. 2, 195 ff.

[2]) Nach einem Bericht der Zeitung für Norddeutschland.

Wo so große Opfer vom Lande gefordert würden, dürfe man von der Regierung auch wohl Aufklärungen und Erläuterungen über die damit verfolgten Zwecke erwarten. Aber mehr als das. Zweierlei, so viel sei klar, erheische die schwere Zeit, in der wir lebten, mit Notwendigkeit: eine gründliche Umgestaltung der Bundesverfassung und die Herstellung vollen Vertrauens zwischen den Regierungen und den Bevölkerungen. Was die erstere betreffe, so verkenne in ganz Deutschland keine Stimme außer den Organen einzelner Regierungen mehr das Bedürfnis. Ein so konservatives Blatt wie die „Allgemeine Zeitung" gehe in ihrer neuesten Nummer so weit, den Ruf Bundesreform als das Losungswort des Augenblicks auszugeben. Es frage sich, ob eine solche Verbesserung möglich erscheine. Angesichts der in den letzten Monaten herrschenden Uneinigkeit, angesichts der freilich auf falsche Tatsachen gegründeten Beschuldigungen, die man im österreichischen Lager und anderswo noch vor wenigen Tagen gegen Preußen erhoben habe, könne das zweifelhaft aussehen. Allein jetzt müßten sogar die amtlichen und halbamtlichen Wiener Stimmen zugestehen, daß ein „auffallendes Mißverständnis" über den wichtigsten Tatsachen walte, die den Frieden herbeigeführt und dem kaiserlichen Manifest seinen Stoff gegeben hätten. Eine der Wiener Zeitungen gehe schon so weit', von „böswilligen Erfindungen und giftigen Gerüchten" zu sprechen. In jedem Fall sei der Friede von Villafranca wohl als sehr übereilt abgeschlossen zu betrachten. Frankreich, darauf deuteten alle Zeichen, habe Oesterreich getäuscht. Demzufolge dürfe man hoffen, daß die gegenseitigen Anschuldigungen zwischen Oesterreich und Preußen, aus denen ein tiefer Riß hervorzugehen gedroht habe, milderer Beurteilung Platz machen würden. Er wolle zwar keineswegs die preußische Politik während der letzten Monate durch dick und dünn verteidigen. Mit manchen seiner Freunde habe er dafür gehalten, daß sie nicht klar und entschlossen genug, jedenfalls nicht kühn und groß gewesen sei. Mangel an Selbstvertrauen und klaren Zielen haben sie nur zu sehr bezeichnet. Aber man dürfe auch nicht ungerecht sein. Die Schuld liege wesentlich nicht an einer einzelnen deutschen Regierung, sondern an unsern traurigen Zuständen. Ein großer Teil der Schuld falle außerdem auf die merkwürdige Hartnäckigkeit der österreichischen Regierung, die von Preußen Unglaubliches gefordert habe. Dem außerordentlichen preußischen Abgesandten General v. Willisen habe sie als Zweck des fortan gemeinschaftlich zu führenden Krieges angegeben, Sardinien unschädlich zu machen und seiner Freiheiten zu berauben, Napoleon vom Throne zu stürzen. Dagegen sich zu sträuben habe die preußische Regierung allen Grund gehabt. Es sei Preußen nicht zuzumuten, sich für den politischen und religiösen Absolutismus Oesterreichs zu begeistern, oder für Oesterreichs italienische Spezialverträge in den Kampf zu ziehen, deren Absicht sei, in den übrigen Staaten Italiens weitergehende Freiheiten, als die der Lombardei bewilligten, zu verhindern. Auch sei das Schwanken Oesterreichs noch viel auffälliger und beklagenswerter als das vielbeklagte preußische Schwanken. Ende Mai, so sei ihm zuverlässig bekannt geworden, habe Oesterreich die Spezialverträge aufgegeben und Preußen die militärisch-diplomatische Vertretung Deutschlands nach außen zugestanden. Aber mit seltener Halsstarrigkeit sei die österreichische Regierung von dem einen wieder ab und auf die andern wieder zurückgekommen, als in ihrem Auftrage Fürst Windischgrätz nach Berlin ging. Die Abneigung der Mittelstaaten, sich der von Oesterreich schon zugestandenen preußischen Führung zu bequemen, habe diese österreichische Wendung hervorgerufen oder unterstützt. Eine zweite Schuld falle auf Oesterreich durch die verderbliche Zähigkeit, womit es mitten in einem an die Existenz gehenden Kriege sein altes schlechtes System festgehalten habe. Die kirchlichen Verhältnisse der Protestanten seien noch immer nicht geregelt und die Ansprüche der Völker auf Verfassungen und Freiheiten aller Opfer ungeachtet noch immer nicht befriedigt. Nichts habe es denjenigen Politikern im übrigen Deutschland, welche die Gefahr der Zeit erkannten, saurer gemacht, für Oesterreich Hilfe zu werben. Die preußische Regierung könne nach diesem allen von österreichischer Seite um so weniger ein Vorwurf treffen, als sie ihrem eignen Lande gegenüber, wie man wohl annehmen dürfe, es mit Oesterreich noch viel zu gut im Sinne gehabt habe. Sie habe sich

nicht etwa auf ein ungefähres Gleichgewicht der Mächte und auf die deutschen Interessen beschränken, sondern den österreichischen Landbesitz schlechthin zum nächsten Ziele des Krieges erheben wollen, wiewohl im preußischen Volke der Verlust der Lombardei längst für eine vollendete Tatsache galt und die Sympathie mit der italienischen Freiheit viele Anhänger zählte. Nicht minder müsse man die Schwierigkeit für Preußen anerkennen, nach seiner Vergangenheit rasch in den Zug einer großen auswärtigen Politik zu kommen. Der glückliche Wechsel im Innern habe namentlich in den ersten Monaten dieses Jahres die Aufmerksamkeit nicht allein der Regierung, sondern auch des Volks und seiner Vertreter derartig gefesselt, daß fernerliegende Gefahren von außen her nicht so dringend hätten erscheinen können. Eine unbefangene Beurteilung werde also, wenn einmal ein Sündenbock gefunden werden müsse, allen Teilen die Schuld beimessen und die Hauptschuld in den Zuständen suchen.

Die hiesige Regierungszeitung sei nun freilich bei der Hand, alle Versuche zu einer Verbesserung der deutschen Zustände Phrasen zu schelten. Aber wenn das wirklich ihre Meinung sei, warum dann so heftig auffahren? Solange in Europa Ruhe geherrscht habe, sei man, um Aenderungen in der Bundesverfassung zu erlangen, auf die Zeit der Gefahr vertröstet. Jetzt sei diese gekommen, und nun habe man wieder allerhand lächerliche Gründe bei der Hand. Die Regierungen würden nichts hergeben wollen! Nun, das sei eine alte Geschichte, daß Machthaber von ihrer Macht nicht gern etwas abträten. Es komme dann nur auf die Beredsamkeit der Umstände an. Diejenigen deutschen Fürsten wenigstens, hoffe er, würden sehr vereinzelt bleiben, die etwa Neigung hätten, Rußland und Frankreich zur Erhaltung des Bestehenden herbeizurufen. Das würde bei der tief aufgeregten Stimmung der Nation der gefährlichste aller Wege sein, und die allgemeine Entrüstung würde über ein solches landesverräterisches Beginnen so laut ausbrechen, daß diese Schmach dem Vaterlande ja wohl erspart bleiben werde. Allerdings sei über die einzuführenden Verbesserungen nicht sofort eine große Einigkeit zu erwarten; aber bei den Deutschland drohenden Gefahren dürfe das nicht abhalten, den Weg des Fortschritts endlich zu betreten. Das sehe man doch auch wohl in Preußen und Oesterreich ein. Wer nicht allein die Paragraphen, sondern auch Geist und Wirkung der Bundesverfassung kenne, der wisse, daß die beiden deutschen Großmächte durch sie bisher ganz Deutschland regiert und den öffentlichen Geist der Nation nur allzu wirksam niedergehalten hätten. Das sei aber nur möglich gewesen durch bescheidene Unterordnung Preußens. Seitdem diese aufgehört habe, sei der Zustand nicht mehr haltbar. König Friedrich Wilhelm III. habe sich noch ganz in Metternichs Stillstandspolitik festbannen lassen. Sein Nachfolger hingegen sei, wie man durch den verstorbenen General v. Radowitz wisse, schon vor 1848 drauf und dran gewesen, die Bundesverfassung zu reformieren. Als dann 1848 der jähe Bruch mit der Vergangenheit erfolgt sei und die Vorgänge in Berlin den König innerlich gebrochen hätten, habe sein Minister 1850 in Olmütz die alte Abhängigkeit von Oesterreich wieder auf sich nehmen müssen. Ein zweites Olmütz aber sei unmöglich. Das werde Oesterreich auch nicht lange verborgen bleiben; die österreichische Politik gehe ganz und gar nicht von Prinzipien, sondern von sehr realen Anschauungen aus. Schon jetzt habe es zu seinem Verdruß erfahren müssen, daß es ihm, um Deutschland in seinem Dienste zu gebrauchen, wenig oder nichts geholfen habe, die meisten Regierungen und sogar eine verbreitete Stimmung in der Nation für sich zu haben, solange Preußen nicht wollte. Gewinne Preußen durch eine aufrichtig liberale und nationale Politik Halt im deutschen Volk, so werde sich Oesterreich schon von seinem Aberglauben bekehren. Ein deutsches Parlament zu fordern, sei daher durchaus kein Frevel an der inneren Einigkeit des Vaterlandes. Sobald die erste Hitze der Enttäuschung verflogen sein werde, könne Preußen überall in Deutschland auf den Liberalismus der Bevölkerung zählen. Gefährlich würde es allerdings sein, ja nach seiner Ansicht töricht und frevelhaft, auf Oesterreichs Zertrümmerung Häuser bauen zu wollen. Es liege in Deutschlands dringendem Interesse, daß der Kaiserstaat erhalten bleibe. Indessen seien darin die italienischen Besitzungen nicht notwendig eingeschlossen; es komme dort nur darauf an, daß Frankreich nicht gewinne, was Oesterreich

einbüße. Seine wahre Aufgabe habe Oesterreich als großer Donaustaat. Drängen realistische Auffassungen der Politik einmal so weit durch, daß es sich vorzüglich in diese Laufbahn werfe, so werde sich rasch und leicht zwischen Oesterreich und Deutschland die vollste Gemeinschaft der Interessen herausstellen, die festeste Grundlage der Völkerbündnisse. Dann werde man in Wien ohne Neid, ja mit Befriedigung und eigner Hoffnung Deutschland sich konsolidieren sehen, geschähe es selbst zur Machtvergrößerung Preußens.

So viel von der Aenderung der deutschen Zustände im ganzen. Sie im einzelnen zu bessern, müsse die mangelnde Uebereinstimmung zwischen Regierung und Bevölkerung hier und anderswo gewonnen werden. Der Herr Vertreter des Kriegsministeriums habe schon angekündigt, daß man noch ganz andre Opfer als die jetzigen zu bringen haben werde. Um so nötiger also gegenseitiges Vertrauen. Wo dieses fehle, stehe es um ein Land schon schlimm in Friedenszeiten; wie viel schlimmer aber in Zeiten des Krieges und der Umwälzung! In den letzten Monaten, wo beide sich nur erst in der Ferne zeigten, seien sowohl im Lande wie unter den Truppen schon sehr bedenkliche und beklagenswerte Stimmungen hervorgetreten. Daran sei nicht bloß Abneigung gegen den Krieg, auch die Ungunst der öffentlichen Zustände schuld. In Preußen habe ein völliger Umschwung stattgefunden; in Bayern sei durch Entlassung der alten Minister und sonstige Zugeständnisse des Königs das Vertrauen wiederhergestellt. Das könne auf die übrigen deutschen Staaten nicht ohne Wirkung bleiben. Nehme man etwa Kurhessen aus, so sei nirgends in Deutschland die Unzufriedenheit so hoch gestiegen als im hiesigen Lande. Man werde das freilich, wie so oft, bestreiten, sich auf die Mehrheit der Kammern, auf einzelne treue Anhänger hier und da berufen. Aber wenn die Minister aufrichtig sprächen, würden sie selbst nicht mit zu großer Zuversicht von ihrem Anhang unter Bürgern und Bauern reden. Sie hätten nur an einem Teil des Adels und des Beamtenstandes sowie an einer Art Hoftheologie unsichere Stützen. Die theologische Grundlage der Staatswissenschaften werde nun hier im Norden von Deutschland wohl niemals großes Glück machen, noch weniger als in Italien, wo sich Oesterreich auch zu seinem Schaden auf den Einfluß der Geistlichkeit verlassen habe. Der Boden sei ihr ausgestoßen, als Friedrich Wilhelm IV. sich von ihr abgewandt, und vollends, als der Prinzregent empfohlen habe, mit der Heuchelei zu brechen. Seitdem seien in jenen geistlichen Kreisen die Hoffnungen sehr herabgestimmt, das laute Schreien sei zum leisen Flüstern geworden, und nur im stillen Kämmerlein werde noch Klage geführt über die ungeratene, verstockte Welt. Wie schwierig neuerdings die Ritterschaften geworden, wisse der Herr Minister (v. Borries) so gut als er. Wochen- und monatelang habe man von dieser Seite her daran gearbeitet, das herrschende System und insbesondere den Herrn Minister des Innern zu stürzen. Der Versuch sei mißglückt; aber niemand, am wenigsten der Herr Minister, werde ihn für aufgegeben halten. Man werde ihn wiederholen, bis er gelinge. Von der Stimmung im Beamtenstande gäben die hier anwesenden Beamten ein schlechtes Bild. Er habe Beziehungen genug zu Beamten bewahrt, um sagen zu können, daß der Unmut entschieden vorherrsche. Leute ganz andrer politischer Richtung als er hätten ihm darüber kein Hehl gemacht. Es möge bisher gelungen sein, den Hof gegen außen vollständig abzuschließen, aber auf die Dauer könne das nicht vorhalten. Es werde sich dann zeigen, wie unkonservativ des Verfahren der gegenwärtigen Regierung gewesen sei, die persönlichen Ansichten des Königs stets ins Spiel zu ziehen, den König abhängig zu machen von den Siegen und Niederlagen der zufälligen Minister. Den König davon frei zu erhalten, sei immer dringend wünschenswert; ein Gebot der unbedingtesten Notwendigkeit aber in so aufgeregten Zeiten. Was es den Fürsten nütze, sich statt auf ihr Land auf fremde Mächte zu stützen, sehe man in Italien, wo Oesterreichs Schutz die Herzöge und Großherzöge nicht habe auf ihren Thronen festhalten können, die sie auch jetzt noch kaum wiederzuerlangen sicher seien, mindestens nicht ohne die größten Demütigungen ihres Selbstgefühls. Er glaube allerdings wohl, daß die Minister ihre Stellung ungern aufgeben würden. Aber wenn zwei so große Nationen wie die deutsche und englische für ihre Unabhängigkeit vom Aus-

lande zu fürchten hätten, dann verlören persönliche Fragen alle Bedeutung. Wenn er schließlich noch auf ein ganz besonderes Verhältnis hierzulande hinweise, das mehr als irgendwo anders ein wirklich verantwortliches Gesamtministerium erfordere, so werde der Herr Vorsitzende ihm wohl erlauben, es nicht mit dürren Worten auszusprechen.

Nach alledem wundere man sich vielleicht, daß er keine Anträge stellen wolle. Aber hätte er wohl Aussicht, aus seinen Anträgen Beschlüsse werden zu sehen? Er meine hiermit nicht der Mehrheit einen Vorwurf zu machen. Beamte könnten überhaupt schwer Beschlüsse wie die von ihm zu wünschenden fassen, und am wenigsten könne von einer 1857 gewählten hannoverschen Kammer die Initiative zu solchen Abänderungen ausgehen, wie sie jetzt in Deutschland notwendig seien. Daher habe man sich zu einem Schritte wie dem vom 19. Juli verstehen müssen, obwohl es der regelmäßige und der wirksamste Weg gewiß nicht sei. Die Kammer sei eben unter allzu verschiedenen Umständen gewählt und von seiten des Volks jetzt nicht anders zusammenzusetzen. Anderswo, wo die Vertretung das Volk wirklich vertrete, möge man anders handeln können. Daß aber auch die Erklärung vom 19. Juli nicht unnütz gewesen sei, beweise der Eifer, mit dem man täglich Löschemer heranschleppe, die Glut zu ersticken. In der Tat möge man hoffen, daß diesmal auf dem Wege der Reform etwas erreicht werde. Im Jahre 1848 sei die Bewegung noch sehr roh und unreif, Uneinigkeit nicht zu vermeiden gewesen. Der preußische Herrscher habe damals in sich selbst die Kraft nicht gefunden, auf die dargebotene Machtstellung einzugehen. Es könnte sich jetzt finden, daß beides anders geworden sei; daß die preußische Regierung sich durch ihre ganze Stellung in Europa bewogen sehe, an die Spitze der deutschen Reformbewegung zu treten, und daß im deutschen Volk die Uneinigkeit nicht so groß mehr, der Haß der Parteien ziemlich geschwunden, jugendliche Phantastereien abgestreift, die fieberhafte Hast des Neuerns in eine ruhige und gelassene Entschlossenheit übergegangen sei. Schon ergebe sich zwischen Konstitutionellen und Demokraten eine seltene Uebereinstimmung. Eine praktische Richtung gewinne die Oberhand. Eitelkeiten und Schulmeinungen träten in den Hintergrund. So schwer es den Regierungen auch werden möge, sie würden sich doch wohl entschließen müssen, die Bewegung mitzumachen. Die bayrische und die sächsische schienen ja schon im stillen darüber aus zu sein; und zuletzt werde vielleicht sogar die hannoversche dem Strom der Geister nachgeben. Vertraue die Nation nur sich selber, so sei kein Grund, an den deutschen Zuständen zu verzweifeln. Nur die offiziellen Zustände und Organe hätten sich überlebt; die Nation erhebe sich so kräftig und frisch wie je und werde auch widerstrebende Regierungen endlich mit sich fortreißen. Selbst Preußen und Oesterreich, so scheine es, würden mit Notwendigkeit auf den Weg getrieben, sich über gemeinsame Ziele dauernd zu vertragen.

Es war nur die Konsequenz der in Hannover und in Eisenach in gleichem Geiste unternommenen politischen Aktionen, daß sie untereinander in Verbindung traten: das geschah in einer zu Eisenach am 14. August veranstalteten Versammlung, aus deren Mitte ein Aufruf zur Bildung einer nationalen Fortschrittspartei, einer deutschen Nationalpartei aus den verschiedenen Fraktionen der liberalen Partei hervorging. Bennigsen gehörte mit Fries, Metz, Reuß, A. L. v. Rochau und Unruh zu dem Ausschuß, dessen Erklärung am 28. August alle Deutschen zum Anschluß aufforderte. Er schrieb über diese Vorgänge noch von der Reise aus an seine Frau (gleich nach Mitte August):

„Dieses Mal sollst Du ausnahmsweise auch etwas von meiner politischen Exkursion hören. Ich bin nämlich am Freitag abend von Grabow nach Eisenach gefahren und komme in diesem Augenblick von dort zurück, um morgen früh 4 Uhr wieder nach Grabow zurückzufahren und der morgen vormittag beginnenden

Taxation beizuwohnen. In Eisenach habe ich eine sehr interessante Verhandlung mit einer größeren Zahl Politiker aus verschiedenen Teilen Deutschlands gehabt, die hoffentlich zu einer allgemeinen Verständigung der deutschen Liberalen und Demokraten und zur Bildung einer großen nationalen Partei in Deutschland führen wird. Damit Du Dir auf diese politische Mitteilung aber nicht zu viel einbildest, mein liebes Frauchen, so erfahre weiter, daß das, was ich Dir eben mitteilte, morgen in einer Reihe liberaler Blätter stehen wird, während wir nähere Mitteilungen über unsre Verhandlungen und Beschlüsse noch auf acht bis vierzehn Tage verschoben haben."

Die Erklärung vom 28. August bewegte sich ganz in den Bahnen der Beschlüsse vom 17. und 19. Juli. Es hieß darin: „Sollte Deutschland in der nächsten Zeit von außen wieder unmittelbar bedroht werden, so ist bis zur definitiven Konstituierung der deutschen Zentralregierung die Leitung der deutschen Militärkräfte und die diplomatische Vertretung Deutschlands nach außen auf Preußen zu übertragen. Es ist die Pflicht jedes deutschen Mannes, die preußische Regierung, insoweit ihre Bestrebungen davon ausgehen, daß die Aufgaben des preußischen Staates mit den Bedürfnissen und Aufgaben Deutschlands im wesentlichen zusammenfallen, und soweit sich ihre Tätigkeit auf die Einführung einer starken und freien Gesamtverfassung Deutschlands richtet, nach Kräften zu unterstützen. Von allen deutschen Vaterlandsfreunden, mögen sie der demokratischen oder der konstitutionellen Partei angehören, erwarten wir, daß sie die nationale Unabhängigkeit und Freiheit höher stellen als die Forderungen der Partei, und für die Erreichung einer kräftigen Verfassung Deutschlands in Eintracht und Ausdauer zusammenwirken." Preußen an der Spitze eines geschlossenen deutschen Nationalstaates: diese einstige Forderung der Erbkaiserpartei des Frankfurter Parlaments wurde jetzt von neuem zu einem Sammelruf für die nationalen Parteien. Aus den nichtpreußischen Gebieten in Nord- und Mitteldeutschland erhob sich die neue Bewegung, bald in alle deutschen Staaten überspringend und die Grenzen der bisherigen politischen Gruppierungen verwischend.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Am 15. und 16. September fand in Frankfurt die Konstituierung der neuen Partei statt. Man wählte für die Organisation die Form eines Vereines, in zweifelloser Anlehnung an die 1856 von Giuseppe La Farina und Giorgio Pallavicino begründete „Società Nazionale Italiana", die an dem Einigungswerke Italiens einen so bedeutenden Anteil genommen und die staatsmännische Arbeit Cavours unterstützt hat. Bemerkenswert war, daß in Frankfurt die prinzipielle bisherige Einigkeit von manchem Widerspruch durchbrochen wurde, und daß besonders die preußische Spitze, der Kernpunkt der ganzen Aktion, wenigstens als äußerlich sichtbarer Programmpunkt vor dem Einspruch der Süddeutschen, besonders der Württemberger, zurückgestellt werden mußte. Es hieß in § 1: „Zweck des Vereins" ganz allgemein: „Da die in Eisenach und Hannover angebahnte Bildung einer nationalen Partei in Deutschland zum Zwecke der Einigung und freiheitlichen Entwicklung des großen gemeinsamen Vaterlandes zur Tatsache geworden ist, so begründen die Unter-

zeichneten einen Verein, welcher seinen Sitz in Frankfurt a. M. hat und es sich zur Aufgabe setzt: für die patriotischen Zwecke dieser Partei mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln zu wirken, insbesondere die geistige Arbeit zu übernehmen, Ziele und Mittel der über unser ganzes Vaterland verbreiteten Bewegung immer klarer im Volksbewußtsein hervortreten zu lassen."

Als dann der Frankfurter Senat die Genehmigung der Vereinsstatuten versagte und damit den Sitz des Vereins in Frankfurt unmöglich machte, siedelte dieser am 17. Oktober nach Koburg über. Der Grund war gelegt, auf dem nun in den nächsten Monaten der Bau des Nationalvereins sich erheben sollte.

*

Im folgenden geben wir eine Reihe von Briefen verschiedener Politiker an Bennigsen wieder, die in die Anfänge des Nationalvereins in diesen ersten Monaten einführen und für die ersten Keime der neuen Parteibildung, überhaupt für die Entwicklung der deutschen politischen Parteien von Interesse sind. Besonders über die Schwierigkeiten, die einem raschen Wurzelschlagen des Vereins entgegenstanden, erhält man Aufschlüsse: das Zurückhalten der alten Erbkaiserlichen von Frankfurt und Gotha, die partikularistische Besorglichkeit mancher Süddeutschen, das Mißtrauen gegen die ungewohnte Form der neuen politischen Organisation hemmten die rasche Entwicklung.

Hölder[1]) an Bennigsen.

Stuttgart, den 30. September 1859.

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich eine Abschrift von derjenigen Erklärung zu übersenden, welche von hier aus dem Ausschuß des nationalen Vereins gegenüber abgegeben wurde.[2]) Das Original habe ich an Herrn Dr. Müller in Frankfurt, als dem bisherigen Sitze des Vereins, eingesendet. Dieses Schreiben ist das Ergebnis wiederholter Beratungen in einem Kreise von zirka zwanzig hiesigen Gesinnungsgenossen, und ich darf Sie versichern, daß es sehr schwierig war, endlich insoweit eine Uebereinstimmung der Ansichten herzustellen. Darin waren übrigens beinahe alle von Anfang an einverstanden, daß es gänzlich unmöglich wäre, in Württemberg bei gegenwärtiger Sachlage eine größere Anzahl für die Uebertragung der Zentralgewalt an Preußen zu gewinnen, ebenso daß die formelle Organisation des Vereins nachteilig wirken würde. Alle aber vereinigten sich auch in dem Wunsche, mit

---

[1]) Julius v. Hölder, Advokat in Stuttgart, geboren 1819; 1849/50 und seit 1856 württembergischer Landtagsabgeordneter. Später in den siebziger Jahren Reichstagsabgeordneter und Mitglied der nationalliberalen Partei, seit 1875 Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer, gestorben 1887.

[2]) Eine Erklärung von sechzehn Württembergern unter Führung Hölders, in der sie ihre Bedenken gegen einen Beitritt zum Nationalverein darlegten. In einem Antwortschreiben erklärte der Ausschuß des Nationalvereins, daß ein Ausschluß Oesterreichs weder in Eisenach noch in Frankfurt als das Ziel der nationalen Partei hingestellt sei.

unsern norddeutschen Freunden wo immer möglich einträchtig zu wirken. Ich habe seit unserm Zusammensein in Frankfurt auch die unzweifelhaftesten Wahrnehmungen gemacht, daß dies die weit überwiegende Stimmung unsers Landes ist, und ich hoffe, daß die Stuttgarter Parteigenossen durch jenes Schreiben und den zu gleicher Zeit beschlossenen offiziösen Zeitungsartikel diese Stimmung richtig getroffen haben. Das Schreiben ist von Probst (Katholik) verfaßt, der Zeitungsartikel von mir; ersteres haben wir vorerst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, um den gemeinschaftlichen Feinden gegenüber die inneren Differenzen möglichst zuzudecken. Duvernoy (Märzminister) hat das Schreiben nicht mitunterzeichnet, übrigens erklärt, er sei mit unsrer Richtung ganz einverstanden, werde auch künftig an unsern Beratungen teilnehmen, bedaure, daß die nationale Partei die Zentralgewaltfrage in Anregung gebracht habe, er könne aber allerdings, wenn es darauf ankomme, nichts unterschreiben, was der preußischen Hegemonie entgegen wäre. Daß mit diesem Zurückhalten der Unterschrift ein Beitritt desselben zum Verein noch lange nicht gegeben ist, bedarf hiernach der Bemerkung nicht, und da ich guten Grund zu der sicheren Annahme habe, daß auch Römer nicht beitreten wird, so dürfen Sie auf einen unbedingten Beitritt von Württembergern in irgend nennenswertem Umfang nicht rechnen.

Der einzige Weg, den wir behufs einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit gehen können, ist mithin derjenige, den wir mit unserm Schreiben betreten haben. Derselbe ist freilich nicht in der Weise gebahnt, wie ich es in Frankfurt Ihnen als meinen Wunsch bezeichnet habe; Entwürfe von mir, Ammermüller und andern auf bedingten Beitritt wurden mit großer Mehrheit verworfen. Es blieb mithin nichts übrig als eine offene Erörterung unsrer Ansichten und des Verhältnisses derselben zum Statut und zur Frankfurter Versammlung. Anderseits kann ich Sie aber auf das bestimmteste versichern, daß der Wille, eine Verständigung zu finden, ein aufrichtiger ist. Wir würden es unendlich bedauern, wenn diese Gelegenheit der Herstellung einer geistigen Verbindung der Fortschrittspartei in ganz Deutschland ungenutzt vorüberginge. Ebensosehr würden wir es bedauern, wenn die von Eisenach angeregte Agitation im Sand verrinnen würde. Wenn Sie aber dies vermeiden wollen, so müssen Sie derselben eine modifizierte Richtung geben, wie sie in unserm Schreiben angebahnt ist. Glauben Sie uns und unsrer Erfahrung, daß ein formeller politischer Verein mit allgemeinem Programm oder mit fernen, zurzeit noch nicht praktisch vorliegenden Zielen notwendig in kurzer Zeit wieder einschlafen wird. Was ihn lebendig erhalten kann, ist die rastlose Tätigkeit für Erreichbares, die hierdurch bedingte Erringung wenn auch nur untergeordneter Erfolge und die leichte, durch keinen formellen Zwang gehemmte Beweglichkeit. Die Hauptsache muß ja doch vorerst in den einzelnen Ländern geschehen mit den dort vorliegenden Mitteln und Parteiorganisationen. Es handelt sich mithin, praktisch genommen, vor allem nur darum, eine einheitliche Aktion in den einzelnen Territorien für die gemeinschaftlichen Zwecke herzustellen und letztere selbst mehr und mehr aufzuklären. Hierzu werden neben der Presse hauptsächlich periodische Zusammen-

künfte der hervorragenderen Parteigenossen aus den einzelnen Staaten resp. aus ganz Deutschland dienen, Zusammenkünfte, auf denen begreiflicherweise die Hauptsache in vertraulichen ungebundenen Besprechungen geschehen muß. Damit wird die Verbindung unter uns hergestellt und erhalten, und dies liegt mir vor allem am Herzen. Ich fürchte, die Erfahrungen, welche Sie in wenigen Monaten mit dem nationalen Verein machen werden, dürften unsre Anschauung rechtfertigen; ich hoffe dann aber, daß die Führer sich durch ein anfängliches Mißgeschick nicht werden beugen lassen, daß sie vielmehr das retten und für die Zukunft sichern werden, was uns als die Hauptsache erscheint, nämlich die persönliche Verbindung untereinander in ganz Deutschland.

Ich würde Ihnen und den übrigen Herren im Ausschusse zu unendlichem Danke verpflichtet sein, wenn Sie uns Schwaben in der von uns bezeichneten Richtung entgegenkommen würden. Ueber die Art und Weise erlaube ich mir nicht Ihnen im einzelnen vorzugreifen. Ich begreife, daß Sie durch die Form etwas geniert sind. Sollte es aber nicht möglich sein, das materielle Einverständnis in den unmittelbaren Zielpunkten und dadurch die Möglichkeit einer vereinten Wirksamkeit durch einen klaren Vereinsbeschluß zu konstatieren und bezüglich der Form der Teilnahme jedem Lande je nach seiner besonderen Individualität eine gewisse Freiheit zu lassen? Wenn bei Ihnen und Ihren Genossen das Bedürfnis des gegenseitigen Anschlusses so lebendig ist wie bei uns, zweifle ich nicht an einem entsprechenden Resultat.

Ich habe mir erlaubt, im Interesse unsrer deutschen Sache offen und unverhohlen zu schreiben; entschuldigen Sie es, wenn ich in der Form nicht wählerisch war und wenn meine Handschrift Ihnen Mühe gemacht hat, ich kann sie leider ohne größte Mühe nicht bessern; und die Zeit ist mir auch knapp zugemessen. Die Tage in Frankfurt, wo wir Württemberger uns am meisten und liebsten den Niedersachsen angeschlossen haben, werden stets eine freundliche Erinnerung für uns sein.

Grüßen Sie Planck, Schläger, Albrecht, Nicoll und die andern alle herzlichst von mir, und gestatten Sie mir endlich die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung, mit der ich bin

Ihr ergebenster

J. Hölder.

Für den Fall einer Verständigung beabsichtigen wir, in noch weiteren Kreisen je nach Umständen durch Berufung einer Versammlung von Parteigenossen aus dem ganzen Lande für die gemeinschaftliche Sache zu wirken und die angebahnte Vereinigung sanktionieren zu lassen.

Reyscher[1]) an Bennigsen.

Cannstatt, den 26. Oktober 1859.

Nur in kurzem will ich Sie benachrichtigen, mein hochverehrter Herr, wie

---

[1]) August Ludwig Reyscher, Advokat in Cannstatt, von 1829 bis 1851 Professor der

es hier steht. Hölder war bei mir, nachdem er das Schreiben erhalten, er ist aber immer noch nicht befriedigt. Er wünschte, daß das Verhältnis Preußens zu Oesterreich lieber gar nicht besprochen würde, und meinte, was der Ausschuß sage, sei ja doch noch immer nicht Versammlungsbeschluß. Das noli me tangere bezüglich der Zentralgewalt war nicht immer seine Ansicht: denn in der Erklärung der Württemberger vom Juli spielte die Zentralgewalt eine Hauptrolle. Daß man seinen Bedenken zulieb nicht eine Versammlung berufen könne und daß der Ausschuß ihnen eigentlich zu viel Ehre angetan, nachdem in der Versammlung zu Frankfurt dieselben dubia schon erledigt worden, hätte er sich eigentlich selbst sagen können, allein alles ist diesem Starrkopf gegenüber wie in den Wind gesprochen. Das ganze Verhalten dieser Handvoll Leute macht den Eindruck: sie wollen halt nicht. Duvernoy, obgleich seinerzeit Märzminister, ist schwach, läßt sich mißbrauchen, indem er sich zu ihnen setzt, ohne deshalb mit ihnen zu gehen. Ich hoffe indes immer noch, die Leute werden zur Räson kommen, ehe es zu spät ist.

In Heidelberg suchte ich Gervinus und Beseler auf, um sie für den Verein zu stimmen. Sie versprachen mir zu unterschreiben. Was Häusser ausgerichtet, der an einen Abgeordneten geschrieben, damit dieser den Verein im Lande repräsentiere, wußten weder diese beiden noch Rochau, der übrigens eine Liste aufgelegt hatte und weiteres zu tun versprach, wenn die Aufforderung einkomme. Heute schrieb ich an Braun in Wiesbaden wie an die beiden Barth in Augsburg und Wiesbaden, um sie aufzufordern, der nationalen Sache auch mit ihren Namen beizutreten.

2. November.

Ich wollte doch erst abwarten, wie die Sache in Stuttgart sich weiter entwickelt. Da Hölder mir schon in den ersten Tagen sagte: die Antwort werde wohl von ihnen aus nicht gedruckt werden, so erwiderte ich ihm, dann müßte ich nach Koburg schreiben, weil man dort annehme, die Antwort werde, wie die frühere Nachricht über die Kontroverse, von Stuttgart aus eingerückt werden. Ich ließ mir nun von Koburg eine Abschrift kommen, und nachdem ich gehört, der kleine Kreis, der in Stuttgart sich gebildet, das heißt Hölder und Genossen, wolle trotz des Entgegenkommens des Ausschusses seinen eignen Weg gehen, so übergab ich die Abschrift dem „Merkur", der sie gestern abend brachte. Heute schreibt mir Duvernoy, er hätte darauf angetragen, nochmals sich an den Ausschuß zu wenden (!), sei aber hinausvotiert worden, und jetzt wollen sie eine größere Versammlung halten, um das Verhältnis zum Nationalverein auseinanderzusetzen. So habe die Mehrheit beschlossen, sehr besucht wird aber die Versammlung nicht werden, und was sie da machen wollen, wissen sie vielleicht selbst noch nicht. D. wird mich bald besuchen; wie gesagt, er steht nicht auf seite der Demokraten, aber er, der vormalige Märzminister und Staatsrat, hat die

---

Rechte in Tübingen. Vergl. über ihn seine „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit". Freiburg und Tübingen 1884.

Schwäche, mit ihnen erfolglos zu tagen und sich als Vertreter der Altliberalen mißbrauchen zu lassen. Die Veröffentlichung nehmen sie übel, dieselben Leute, die zuerst mit ihrer Kontroverse in die Oeffentlichkeit traten!

Sie sehen, wie unerquicklich die Lage der Sache hier ist. Die Liste zu kolportieren, dazu habe ich weder Geschick noch Neigung. Die Aufforderung weist ja die Patrioten an, ihren Beitritt nach Koburg einzusenden oder sich von einem Ausschußmitgliede das Statut geben zu lassen. Von Heidelberg erhalte ich heute Antwort von Rochau, wonach dort dieser Tage eine Liste mit dreißig bis vierzig guten Namen abgegangen. Gervinus und Beseler hätten wohl zugesagt, ob der Entschluß zur Tat geworden, wisse er nicht. Sonst keine Antwort außer von meinem Freunde Paul Pfizer in Tübingen, der für das Eisenacher Programm ist, aber für jetzt noch nicht beitreten will, weil er glaubt, der Verein würde sich nicht halten. Uhland ist mehr für Oesterreich und hat den Beitritt abgelehnt. Rönne will als Kammerpräsident sich nicht einmischen. Von Goppelt noch keine Nachricht. Wir dürfen uns durch partielle Ungunst nicht abschrecken lassen. Große Dinge haben häufig kleine Anfänge. Die Demokraten in Nordamerika waren zuerst dem Befreiungskampfe entgegen, welcher von den Whigs ausging. Auch jetzt spukt die rote Demokratie wieder allenthalben. Vogt in Genf, der eine Zeitlang auf Preußen als Rettungsanker hinwies (während des italienischen Kriegs), empfiehlt jetzt einen Bund der Republiken und arbeitet gegen den Nationalverein, bei dem es ihm zu gesetzlich zugeht. Er, der mit fremdem Gelde nur aufwühlt, um keine Saat aufkommen zu lassen, findet aber Glauben bei vielen, die von der Politik keine Ahnung haben und nur darin einig sind, daß es anders werden müsse. Dazu kommt noch der Materialismus, welcher noch Bessere ergriffen hat, und der Mangel an bürgerlichem Mute, welcher zum Teil denselben Grund hat. Man möchte desperat werden über unsre Zeit, wenn man nicht von der historischen Beobachtung ausginge, daß der Fortschritt im ganzen doch stattfindet, wie es auch im einzelnen zurückgeht. Auch die Existenz unsers Vereins ist ein Fortschritt; vor 1848 wäre er nicht gestattet worden; jetzt getraut man sich doch nicht, Hand an ihn zu legen — außer in Darmstadt und Hannover?

Ich lege Ihnen ein kleines Buch bei, nicht wegen dessen, was mich betrifft, aber wegen des kleinen Stücks Geschichte, das darin liegt. Vielleicht, daß Sie doch einiges anzieht, namentlich die kurhessische Angelegenheit, welche ich damals gegen unsre Regierung zu verfechten hatte. Diese Geschichte hat damals dem demokratischen Landtage, wo ich auf der Rechten saß, den Hals gebrochen, und meiner Professur mit... Soeben verläßt das dritte Heft des neunzehnten Bandes der Zeitschrift für deutsches Recht[1]) die Presse, wo Sie einen kleinen Aufsatz über die kurhessische Frage finden, der einiges Interessante bringt. Wäre es Ihnen nicht gelegen, über die hannoverschen Verfassungsverhältnisse etwas

---

[1]) Die seit 1839 von A. L. Reyscher und W. E. Wilda (später G. Beseler) herausgegebene Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft.

auszuarbeiten und der Zeitschrift zuzuwenden, welche früher unter Ernst August mehreres darüber gebracht hat? Oder über die deutschen Verfassungszustände überhaupt, über das Recht zu provisorischen Verordnungen?

Der Separatismus resp. die Gleichgültigkeit meiner Landsleute läßt mich fast beklagen, daß ich mich in Frankfurt so sehr auf ihre Seite gestellt und für die ‚freie Hand' gekämpft! Indessen war es doch gewiß richtiger, einen weiten Rahmen zu lassen für den Beitritt zum Verein und nicht in Vertrauensseligkeit sich der preußischen Regierung in die Arme zu werfen, wie seinerzeit in der besten Zeit die Gothaer getan. Der neue Akt des Grafen Schwerin gegen die öffentliche Schillerfeier hat hier in der Heimat Schillers Preußen wieder zu viel geschadet. Wenn Schwerin sich so von den alten preußischen Polizeitraditionen beherrschen läßt, was ist von andern zu erwarten? Es ist besonders die demokratische Partei, welche diesen Vorgang ausnutzen wird.

So manches Widerwärtige mir der Verein gemacht hat, so verdanke ich ihm doch eine persönliche Verbindung, von der ich hoffe, verehrter Herr v. Bennigsen, daß sie eine dauernde sein werde. Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Darum bittet ganz ergebenst

Ihr

Reyscher."

A. L. v. Rochau[1]) an Bennigsen.

Heidelberg, den 11. November 1859.

Geehrtester Herr!

„Ihnen einen bestimmten und allen Rücksichten genügenden Vorschlag für die Wahl eines badischen Ausschußmitgliedes zu machen, bin ich leider nicht imstande. Die hiesigen Männer sind noch ebenso lau und flau, wie dieselben im September gefunden haben, und persönliche Verbindungen, vermöge deren ich selbst an irgendeinem andern Ort des Landes diesen oder jenen namhaften Politiker direkt angehen könnte, besitze ich nicht. So habe ich namentlich mit Professor Lamey niemals in persönlicher Berührung gestanden, welche mir gestattet, mich mit einer Anfrage an ihn zu wenden. Dieser Mann würde mir jedenfalls als der geeignetste erscheinen, um die Geschäftsführung für den Nationalverein in Baden zu übernehmen, besonders seitdem er sich durch das Konkordat hat bestimmen lassen, wieder als Abgeordneter in die Kammer zu treten. Ich meine deshalb, der Ausschuß sollte in eignem Namen eine Aufforderung an ihn richten. In Ermanglung Lameys wüßte ich aus eigner Kenntnis nur zwei Männer namhaft zu machen,

[1]) August Ludwig v. Rochau, deutscher Publizist, nachmals Herausgeber der Wochenschrift des Nationalvereins; in der deutschen politischen Literatur vor allem durch seine „Realpolitik" (1853) bekannt, deren Namen er in der deutschen Sprache einbürgerte. Er starb 1873. Vergl. über ihn den schönen Nachruf H. v. Treitschkes, Preußische Jahrb. Bd. 32, 585 bis 591.

die etwa ins Auge zu fassen wären, nämlich — Welcker und Mittermaier. Der erstere indessen hat seinen lokalen Kredit so weit verloren und ist überdies zu querköpfig, als daß ich seine Wahl irgend für ersprießlich halten könnte. M. dagegen ist bei allen Schwächen ein Mann von jugendlicher Lebendigkeit auf dem Felde der politischen und patriotischen Interessen, immer noch im Besitze eines großen Ansehens, in keiner Weise ein Störenfried in Parteiangelegenheiten, und wenn er in den Ausschuß träte, so dürfte man des regsten Eifers und der größten Tätigkeit von seiner Seite gewiß sein. Es kommt dazu, daß er zwei Söhne neben sich hat, die beide vom lebendigsten patriotischen Pflichtgefühl durchdrungen sind, welche einen beträchtlichen örtlichen Einfluß haben und von denen der eine ein sehr bedeutender Kopf ist.

Von Beseler habe ich Ihnen mitzuteilen, daß die Zeitung, von welcher während Ihres Hierseins die Rede war, leider nicht zustande kommt. Ein selbständiges Organ des Nationalvereins würde dieselbe jedoch wohl schwerlich haben ersetzen können. Die großen Vorteile — um nicht zu sagen die Notwendigkeit — eines solchen scheinen mir übrigens alle Tage einleuchtender zu werden. Nur dadurch, daß sie Sitz und Stimme in der Presse förmlich einnimmt, kann sich die Nationalpartei im Angesicht und Bewußtsein des Volks, oder besser gesagt, im Angesicht von Freund und Feind, in Permanenz konstituieren, den Glauben an ihr Bestehen und an ihre Wirksamkeit zur konstanten Tatsache machen. Wäre es auch nur eine Wochenschrift: es könnte damit unendlich viel gewonnen werden.

Schulze-Delitzsch an Bennigsen.

Delitzsch, den 1. November 1859.

Lieber Freund!

„Da ich der Post nicht traue, erhältst Du diese Sendung durch Albrecht über Leipzig. Zunächst teile ich Dir den Brief unsers Dichters, G. Freytag, der dem Verein wie immer seine tätigste Teilnahme bezeugt,[1]) im Auszuge mit:

‚Es ist in dem Antrage der Mittelstaaten der Verein unzweideutig als gemeinschädlich bezeichnet worden, und es ist zuverlässige Nachricht eingegangen, daß demnächst beim Bund bestimmter Antrag deshalb gestellt werden soll: Sachsen-Koburg-Gotha zur Ausweisung des Vereins zu zwingen. Nach dem Bundesbeschluß vom 13. Juli 54, der im Herzogtum nicht publiziert ist, weil er überhaupt nicht für die Staatsbürger, sondern für die Regierungen Normen aufstellte, ist die Zulässigkeit des

[1]) Am 21. August schrieb Freytag dagegen noch an Herzog Ernst: „Ich habe gestern von Schultze-Delitzsch und von Weimar aus die geheimen Beschlüsse der Eisenacher Versammlung und die Aufforderung zum Beitritt erhalten. Ich werde noch nicht beitreten, denn das Komitee bietet in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung noch nicht die Garantie, daß sie nicht mit meinem Namen Verkehrtes machen.“

Vereins zweifelhaft. Natürlich wird Koburg, hoffentlich von der preußischen Minorität beim Bundestage unterstützt, die Anwendbarkeit des Gesetzes auf den Verein bestreiten und nach eingezogenen polizeilichen Erkundigungen besten Bericht erstatten. Aber ebenso sicher ist, daß die Majorität sich dabei nicht beruhigen, sondern die Sache weiter treiben wird. Es wird möglich sein, die Verhandlungen etwa 1/2 Jahr hinzuziehen, dann aber wird das Finale kommen, der Bund wird Koburg bei Strafe der Exekution aufgeben, den Verein aufzulösen. Dem Vernehmen nach ist Herr v. Seebach entschlossen, es bis zu diesem Aeußersten kommen zu lassen, und seine Festigkeit wird auch den Herzog festhalten. Dann aber wird doch eintreten, was ich in der Stille gefürchtet habe, der Verein wird darauf verzichten müssen, eine formal anerkannte Existenz fortzusetzen, oder sich nach Preußen zurückziehen müssen.'

Ich überlasse Dir, von diesen Notizen im Vorstande und Ausschuß beliebigen Gebrauch zu machen, sie sind aus bester Quelle, welche jedoch nicht genannt zu werden wünscht. Für jetzt können sie uns meines Erachtens nur antreiben, so rasch als möglich mit der Organisation der Vereinstätigkeit vorzugehen, damit, wenn jener Zeitpunkt eintritt, wir bereits etwas geschaffen haben und die Sache im Gange ist. Ist der Verlauf der Dinge dann wirklich so, wie sie Freytag andeutet, so ist dies nicht einmal ungünstig für unsre Sache; besonders kann, wenn uns Preußen wirklich ein ultimum refugium anbietet, dies die Verständigung mit dem Süden in manchen Punkten erleichtern. Uebrigens haben wir ja alle Aehnliches und Schlimmeres erwartet, und der stillere Verband unter den Vereinsgenossen, den der Brief als letztes Mittel in Aussicht nimmt, bleibt uns um so sicherer, je weiter wir in der Vereinssache gediehen sind. Das einzige mögen wir wiederholt aus jenen Nachrichten entnehmen: wie außerordentlich not uns die strengste Legalität tut, und hier habe ich, wie ich sicher glaube, im Sinne des Ausschusses einem für uns bedenklichen Vorgehen in Gotha mit der sogenannten ‚Deutschen Gesellschaft' dort, welche unsre Vereinsgenossen, der wackere Henneberg und andre, gegründet haben und worin sie eben die Frage der deutschen Einigung ventilieren, vorzubeugen gesucht, und den Herren dringend deren Auflösung an das Herz gelegt. Man wird darin jedenfalls einen Zweigverein von dem D. N. V. finden, und wenn so etwas auch gerade in den gothaischen Gesetzen nicht verboten ist, doch gegen uns benutzen, weil infolge der Bundesbeschlüsse alles Kooperieren politischer Vereine verboten ist. Wenn also der D. N. V. mit einem Vereine irgendwo, in Amerika, der Schweiz, in Verbindung wäre, wo diese Kooperation erlaubt ist, so würde man doch in Preußen, Sachsen und so weiter die Teilnahme an dem D. N. V. verbieten können, weil derselbe schon durch eine solche Verbindung an sich, gleichviel in welchem Lande, gegen das hierorts geltende Vereinsgesetz verstößt. Henneberg schreibt mir, daß er alles tun will, daß die Auflösung vor sich geht

und in der Presse bekanntgemacht wird, ebenso wie dies mit der Konstituierung der Gesellschaft der Fall gewesen ist. Unsre Mitglieder dürfen wirklich durchaus nicht an irgendeinem zweiten Vereine oder Gesellschaft, der denselben Gegenstand verfolgt, teilnehmen, sonst bringen sie uns in eine mißliche Stellung, und die Gegner erhalten Angriffspunkte, die sie, mit oder ohne Grund, gegen uns benutzen. Teilst du diese Ansichten, so wäre es wohl zweckmäßig, Streit davon in Kenntnis zu setzen, damit wir uns im Bescheid auf desfallsige Anfragen gleichbleiben. Soviel ich von hier beurteilen kann, ist übrigens Streit sehr eifrig, und die Sache wird gehen ...

Nun aber zu einem Hauptgegenstand meines Schreibens. Es herrscht nämlich im Publikum überall noch eine große Unklarheit über Mittel und Zwecke unsers Vereins, die Leute wissen so wenig, wie sie sich dessen Wirksamkeit denken sollen, und überall tritt einem die Frage entgegen, wie wir denn eigentlich zu operieren gedächten. In unserm Aufrufe konnten wir uns auf Erläuterungen darüber nicht einlassen und mußten dieselben der Presse überlassen, die übrigens bisher noch nichts getan hat und vielleicht nicht einmal ganz in unserm Sinne die Sache löste, geben wir ihr nicht das Erforderliche an die Hand. Gewiß ist das eine Frage für die nächste Ausschußsitzung, wo wir ja ohnehin unsre regelmäßige Einwirkung auf die Presse förmlich — doch wohl in einem besonderen Preßkomitee — organisieren müssen. Allein da es sich eben jetzt um die Zeichnung der Statuten handelt, so ist dazu nun nicht wohl Zeit, wollen wir nicht auf eine Menge von Mitgliedern verzichten, denen später schwer beizukommen ist, wenn der erste Anlauf vorüber ist. Diese Rücksicht überwindet bei mir auch noch ein andres Bedenken: daß es nämlich nicht rätlich ist, unsern Kriegsplan gewissermaßen vor Freund und Feind offen darzulegen. So weit in die Details darf man natürlich nicht gehen, und muß bei einer derartigen Eröffnung die größte Vorsicht beobachtet werden, das versteht sich von selbst. Aber wie wir uns die Vereinswirksamkeit denken, dies in allgemeinen Zügen so darstellen, daß es jeder Vernünftige versteht, das halte ich, wie gesagt, unerläßlich. Ich habe sofort Hand ans Werk gelegt und lasse vier kleine Aufsätze hierbei folgen, die in der ‚Trierschen Zeitung' veröffentlicht werden sollen, indem gerade in dortiger Gegend recht viel zu tun bleibt. Sie handeln über: 1. Die Gegner der nationalen Bewegung und das deutsche Volk. 2. Was durch den Verein schon jetzt gewonnen ist. 3. Die Bedeutung und Macht einer gesetzlichen Agitation. 4. Die praktischen Mittel und Selbsttätigkeit des Volks dabei. Sieh sie dir doch einmal an; habt Ihr nichts Besseres, so habe ich mir ihre Benutzung für den Ausschuß vorbehalten. Wir können sie für die Mitglieder besonders drucken lassen und versenden oder sie sonst — es fragt sich, ob im Namen des Ausschusses — in der Tagespresse veröffentlichen. Sind es diese nicht (die sich übrigens umarbeiten und durch Behandlung noch einiger praktischer Themata, zum Beispiel über die durch den Verein erreichte Einigung, über die Stellung Oesterreichs zur Frage und so weiter ersetzen lassen), so muß jedenfalls etwas andres geschafft werden, deshalb prüfe und kritisiere scharf, die Sache ist wichtig.

Alles erwogen, halte ich es für durchaus geboten, daß sobald als möglich eine vollständige Ausschußsitzung anberaumt wird, wo über die Preßfrage und die Kooptationen definitiv zu entscheiden ist. In Koburg kann aber dieselbe des Gegenstandes halber nicht stattfinden, vielmehr scheint mir Berlin zu diesem Zwecke unbedingt geboten, da wir dazu des Beirates Sachverständiger, wie Journalisten, Buchhändler, nicht entbehren können. Ich würde dafür sein, die Sitzung etwa Mitte November anzuberaumen. Freilich kommen die Kammern in Berlin erst Ende November dort zusammen, allein nach meiner Ansicht drängen unsre Angelegenheiten so, daß wir nicht so lange warten können. Sind einmal diese Punkte erledigt, so werden für die Folge Plenarsitzungen des Ausschusses weit seltener zu berufen sein.

Deinen und der Freunde Erwägungen alles anheimgebend

von Herzen der Deinige

Schulze."

Schulze-Delitzsch an Bennigsen.

Delitzsch, den 13. November 1859.

Bester Freund!

„Ein Brief von Streit, der heute morgen bei mir eingeht, auf welchen die Antwort also leider Euch in Koburg nicht mehr zusammenfindet, veranlaßt mich zu schleuniger Mitteilung an Dich, da ich so viel daraus entnehme, daß Streit wenigstens die nächste Ausschußsitzung in Süddeutschland wünscht, womöglich in Stuttgart. Ich halte aber dies für eine falsche und geradezu verhängnisvolle Maßregel. Hier meine Gründe.

Wie dringend es ist, die Preßwirksamkeit zu organisieren und überhaupt nur erst eine Tätigkeit zu entwickeln, darüber habe ich mich ausgesprochen und verliere kein Wort. Diese Organisation können wir aber nur in Berlin bewerkstelligen, nicht in Stuttgart. Ferner ist es dringend geboten, gerade die Hitze unsrer Freunde in Berlin zu mäßigen, was wir nur durch persönliche Einwirkung vermögen. Denn Artikel, wie einer neulich in der ‚Volkszeitung' über unsern Erlaß an die Schwaben, machen natürlich in Süddeutschland böses Blut und müssen künftig vermieden werden.

Endlich aber kommt es sehr darauf an, eine Mißstimmung, die sich in bedenklicher Weise unter unsern Freunden in Preußen und Sachsen erhebt: ‚daß wir den Süddeutschen doch zu viel nachgäben,' nicht weiter aufkommen zu lassen. Denn verlieren wir an Terrain bei uns, so gefährden wir die Sache in der Hauptlebensbedingung, da wir uns wohl kaum verhehlen können, daß der deutsche Norden der Kern der Bewegung ist, der wahrscheinlich am meisten dafür wird einstehen müssen. Wirklich, wir dürfen hier auch nicht zurückgehen und immer und immer nur Süddeutschland im Auge haben. Eine Sitzung in Berlin ist bei der Lage der Dinge dringend geboten und wird auf den ganzen Norden

und auf unsre Hauptpreßorgane höchst günstig wirken, ohne daß man im Süden etwas dagegen haben kann, da es nach mehrfachem Tagen in jenen Gegenden das erstemal ist, daß wir bei uns zusammenkommen; wobei auch noch in Anschlag kommt, daß die Berührung unsrer süddeutschen Mitglieder mit den Berliner Notabilitäten gewiß zur Annäherung beiträgt. Wir Preußen sind bisher stets gern und bereitwilligst vor den Wünschen unsrer Brüder in Süd und West zurückgetreten, weil das Interesse der Sache es forderte. Diesmal spricht aber das Interesse der Sache für ein Tagen bei uns, und geradezu ausschließen soll man doch auch unser engeres Vaterland nicht wollen, um so weniger, als es vielleicht bald die einzige Zufluchtsstätte des Vereins sein wird.

So das Räsonnement unsrer hiesigen Freunde. Wie ich darüber denke, und daß ich zu allem möglichen bereit bin, was uns zur Einigung führt, weißt du. Aber freilich, bloß deshalb nicht nach Berlin wollen, weil es in Preußen liegt, wenn wir in Berlin für unsre gegenwärtige Aufgabe die beste Förderung finden, dagegen bin ich auch. Zudem schließt nach meiner Ansicht die jetzige Zusammenkunft des Ausschusses in Berlin durchaus nicht eine demnächstige in Stuttgart oder sonstwo in jenen Gegenden aus. Ja, ich meine im vollen Ernste, die letztere wird viel wirksamer sein, wenn wir ihr erst in Berlin vorarbeiten!

Es kommt gewiß recht sehr darauf an, daß wir den Schwaben mit etwas Fertigem, vollständig im Gange Befindlichem entgegentreten, um sie zu uns herüberzuziehen. Deshalb muß die Preßfrage schon geregelt, die Kooptationen schon erfolgt sein, ehe wir hinausgehen. Mit ihrer Zuziehung erst noch organisieren, ihnen unsre Sache als unfertig zeigen, wäre in meinen Augen ganz verfehlt. Auch werden sich sicher eine größere Anzahl von Ausschußmitgliedern mit hinausbegeben, wenn wir unsre Reihen durch die Kooptationen erst verstärkt haben. Jetzt würden von den Norddeutschen die meisten fehlen, zum Beispiel mir selber die lange Reise unmöglich sein. Erwäge dies alles mit Fries und Streit ja genau, ehe Ihr die Ausschußsitzung ausschreibt. Es sind wichtige Momente. Ich hätte sie gern persönlich in Koburg geltend gemacht, allein die Arbeiten um meine Subsistenz fesseln mich, da ich im Sommer und Herbst so viel versäumt habe, gebieterisch in der Heimat. Ich kann bis Weihnachten absolut nicht fort, und zwei bis drei Tage in Berlin oder Gotha eventuell ist das einzige, was sich allenfalls ermöglichen läßt.

Euern Bestimmungen entgegensehend in alter Gesinnung

der Deinige

Schulze."

Der russisch-japanische Krieg

Betrachtungen über den Landkrieg

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz

XI

Trotz strenger Kälte und Schneewehen hat Marschall Oyama Ende Februar eine große Offensive begonnen, nach Eintreffen der Truppen von Port Arthur und vor Eintreffen der für General Kuropatkin im Antransport befindlichen 50- bis 60000 Mann Verstärkungen.[1])

Es wird den Japanern bekannt geworden sein, daß auf der sibirischen Bahn erhebliche Transportstockungen durch Schneeverwehungen und Bahnunterbrechungen eingetreten sind, und daß die Verstärkungen später, als nach den kaiserlichen Besichtigungen zu erwarten gewesen war, abgefahren sind. Die vor dem IV. Armeekorps zum Abtransport gelangte 4. Schützenbrigade hat am 25. Februar erst Omsk in Westsibirien passiert, kann also nicht vor Mitte März in Charbin eintreffen.

Die Abwehr der japanischen Gegenoffensive in der Schlacht bei Sandepu, 27. bis 30. Januar, hatte stärkere russische Streitkräfte nach dem rechten Flügel gezogen.

Am 19. Februar begann eine japanische partielle Offensive auf dem äußersten östlichen Flügel aus dem Tale des Taitscho gegen das schon seit längerer Zeit in den Gebirgspässen nördlich Siaosyrr stehende russische linke Flügeldetachement (eine Infanterie- und eine Kosakendivision), bisher unter General Rennenkamp.[2]) Die Japaner gingen von Siaosyrr und Ziantschang aus in drei Kolonnen vor. Die mittlere Kolonne zeigte gegenüber Tsinchetscheng 16 Berg- und 6 Feldgeschütze gegen etwa 20 Geschütze und Maschinengewehre der Russen. Letztere mußten Tsinchetscheng am 25. früh aufgeben und räumten dann auch die nördlich von dem Dorfe liegenden Paßhöhen nach einem Verlust von 2- bis 3000 Mann und 3 Maschinengewehren.

Die russischen Truppen wurden von dem III. sibirischen Armeekorps in der vorbereiteten Stellung Kiautulingpaß — Madziundun — Tomaguschan — Kudiazü[3]) aufgenommen. Die nachfolgenden Japaner griffen hier am 27. und 28. vergeblich an, erwehrten sich aber der späteren Gegenangriffe der sich mehr und mehr verstärkenden Russen. Die ganze I. Armee (Linewitsch, II., III., IV. sibirisches Armeekorps, 71. Infanteriedivision, Kosakendivisionen Samssonow und Lubiawin) trat der scheinbar bedrohlichen japanischen Offensive entgegen. Von

---

[1]) 3. und 4. Schützenbrigade, IV. Armeekorps, 10. Kavalleriedivision. — Später soll folgen eine Infanterie- und eine Kavalleriedivision aus dem Kaukasus.

[2]) Nach Verwundung des General Mischtschenko erhielt General Rennenkamp das Kommando über das Kavalleriekorps auf dem rechten Flügel.

[3]) 20 bis 25 Kilometer südöstlich der im Hunhotale liegenden Stadt Fuschun.

einem Punkt 25 Kilometer östlich Fuschun führt aus dem Hunhotale ein Karrenweg über das Gebirge nach Tieling in den Rücken der Stellung bei Mukden.

Während der Angriffe der Truppen des Generals Kuroki in Richtung Fuschun demonstrierte die Armee Nodzu im Zentrum mit einem starken Artillerieangriff (hierbei 100 schwere Geschütze von Port Arthur) und mit wiederholten kleineren Infanterieangriffen. Der Hauptschlag sollte aber erst Anfang März auf dem linken Flügel erfolgen in einer für die Russen überraschenden Art und Weise. Während die Armee Oku den seit der Schlacht bei Sandepu in der Gegend von Tschantan verbliebenen Russen gegenüberstand, marschierte die von Port Arthur gekommene Armee Nogi, 4 Infanteriedivisionen, 3 Meilen weiter westlich am Ostufer des Liaoho entlang über Kaljaama und Tamintun auf Sinmintin und schwenkte dann in zwei Kolonnen auf Mukden ein, mit den Zielpunkten Zalinpu und Taschitschao, letzterer Ort an der Straße Sinmintin—Mukden. Am 1. März gelangten 600 Mann japanischer Kavallerie nach Sinmintin, ohne Widerstand zu finden. Chinesische Truppen standen dort nicht mehr, schwache Kosakenabteilungen waren bei Tamintun ausgewichen.

Die zahlreiche Kavallerie des russischen rechten Flügels war scheinbar nach Norden gesandt worden, um die durch große Chungusenbanden, verstärkt durch japanische Infanterieabteilungen, ernstlich bedrohte Bahnlinie zwischen Charbin und Tieling zu schützen.[1])

Die Abwesenheit von genügender Aufklärungskavallerie auf dem rechten Flügel ist wohl Veranlassung gewesen, daß der Marsch so starker japanischer Kolonnen dem russischen Hauptquartier erst spät bekannt wurde. Die südliche Umgehungskolonne gelangte am 2. März, ohne auf den Feind zu stoßen, bis nach Zalinpu, 20 Kilometer westlich Mukden, und empfing ein auf 4 Kilometer gegenüber erscheinendes russisches Detachement mit Artilleriefeuer. General Kuropatkin hatte das nördlich des Schaho in Reservestellung befindliche noch ganz frische XVI. Armeekorps über die beiden Hunhobrücken nach Jansütun marschieren lassen. Dieses griff die Japaner bei Zalinpu am 2. und 3. März vergeblich an. Die andre von Sinmintin her direkt auf Mukden marschierende Kolonne des Generals Nogi traf 5 Kilometer vor Taschitschao auf ein entgegenkommendes russisches Detachement und wurde vom 3. bis etwa 5. März aufgehalten. Am 3. und 4. rückten die Truppen der russischen II. Armee in die Schlachtlinie Taschitschao—Jansütun, 10 Kilometer westlich Mukden, ein. Auf beiden Seiten entwickelte sich eine starke Artillerie zu einem mehrtägigen Geschützkampf.

Inzwischen hatte der linke Flügel des Generals Oku am 2. früh die weit vorgeschobene Stellung der Russen bei Tschantan am Hunho genommen und

---

1) Gelegentlich einer Bahnzerstörung am 12. Februar bei Gunschulin, 250 Kilometer nördlich Mukden, stellte es sich heraus, daß in jener Gegend außer starken Chungusenbanden auch japanische Abteilungen vorhanden waren. Ein verfolgendes Grenzwachdetachement wurde am 14. geschlagen und verlor ein Geschütz. — Unter der Kavallerie des rechten Flügels befinden sich 18 Dragonereskadrons und 24 Don-Kosaken-Sotnien, letztere von der 4. Don-Kosaken-Division.

drang zu beiden Seiten des Flusses auf Mukden vor. Bei den Dörfern Elkaisa und Madiapu leisteten die russischen Truppen in den nächsten Tagen hartnäckigen Widerstand, erst am 6. konnte Elkaisa, am 7. mittags Jansütun genommen werden.[1])

Das russische Zentrum, III. Armee (I., XVII. sowie V. und VI. sibirisches Armeekorps) hatte in den Schlachttagen seit dem 2. durch ein unaufhörliches Bombardement aus schweren Geschützen zu leiden, die eigne Artillerie vermochte es nicht abzuschwächen. Gegen die schweren Geschosse schützten keine der hergestellten Deckungen. Der zerschossene Putilow- und Nowgorod-Hügel hielten sich gegen wiederholte Angriffe der japanischen Infanterie, die wohl nur bezweckten, möglichst viel Truppen hier festzuhalten.

Unter dem Eindruck der drohenden Offensive des Generals Kuroki in Richtung Fuschun-Tieling war von der III. Armee (Bilderling) das I. Armeekorps der I. Armee (Linewitsch) zur Unterstützung zugesandt worden, trotzdem dort schon 3 ½ Armeekorps standen. Kurz darauf konnte das Oberkommando erkennen, daß das I. Armeekorps besser nach dem rechten Flügel gesandt worden wäre, wo General Kaulbars mit dem VIII., X., XVI., dem I. sibirischen Armeekorps, der 61. Infanteriedivision und 3 Schützenbrigaden gegen die Hauptmasse der japanischen Armee, 8 Divisionen und 4 Reservebrigaden, einen schweren Stand hatte. Die früheren großen Gefechtsverluste der vorgenannten Truppen waren wohl noch nicht ersetzt, während die japanischen Truppen vor Beginn der Offensive durch zahlreiche nach Dalny übergeführte ausgebildete Reservisten und Rekruten komplettiert waren.[2]) Die immer siegreich gewesenen Regimenter hatten dadurch ihren vollen Wert erhalten können.

Die schwergeprüften russischen Regimenter hatten wohl noch die Fähigkeit für eine hartnäckige Defensive behalten, nicht aber für eine Offensive gegen die Japaner, die sich nach jedem Schritte vorwärts immer von neuem verschanzten. Es ist bisher in der Kriegsgeschichte noch nicht vorgekommen, die Verbindung einer tollkühnen und rücksichtslosen Angriffsweise mit einer bedächtigen, fast ängstlichen Vorsicht, welch letzterer die Japaner die Sicherung ihrer mit blutigen Opfern errungenen Erfolge gegen Rückschläge verdankten.

Zur Zeit des Eintretens der Armee des Generals Nogi in die Aktion westlich Mukden hatte auch General Kuroki seine Angriffe gegen die Truppen

---

[1]) Ein russischer Korrespondent telegraphiert am 4. aus Mukden: „Die Raserei der japanischen Infanterieangriffe erinnerte an Liaujang. Die eisernen Regimenter Okus sind leider halb betrunken, wie alle Teilnehmer am Kampfe bekunden. Die Unsern erleiden große Verluste durch die japanischen Mitrailleusen, diese wahrhaften Höllenmaschinen."

[2]) Nach englischer Schätzung betrug die Stärke der Russen zu Beginn der Schlacht bei Mukden 300- bis 350000 Mann, die der Japaner 350- bis 400000. Wenn letztere ihre Truppenteile sämtlich auf die etatsmäßige Kopfstärke ergänzt hatten, war eine Gefechtsstärke von 250000 Mann zur Stelle. Wenn die Russen sich ebenso ergänzt hatten, konnten sie 400000 Mann in den Kampf einsetzen, wahrscheinlich waren aber nur 250000 vorhanden. Auf japanischer Seite waren einige Truppenteile der neuen V. Armee eingetroffen.

des Generals Linewitsch wieder aufgenommen und griff wiederholt beim Kautulinpaß, Ubanepusa, Madziundun und Kudiazü an. Am 3. März verloren die Russen nach eignem Geständnis bei Madziundun ohne Tote 1084 Verwundete, bei Kudiazü 700, während die Japaner vor dem Kautulinpaß 2000 Tote verloren haben sollen. Ein von Hsinking (Sintzintin) anmarschierendes Seitendetachement drängte ein russisches Detachement in das obere Hunhotal zurück und behauptete sich gegen Gegenangriffe von Verstärkungen am 6. März. Am 7. scheinen Truppen des Generals Linewitsch den Rückzug auf Tieling angetreten zu haben, am 8. vormittags 8 Uhr fiel der Hauptpunkt in der russischen Verteidigungslinie, Madziundun, 22 Kilometer südöstlich Fuschun, in die Hände der Truppen Kurokis. General Linewitsch soll über 7500 Mann verloren haben. Es ist wahrscheinlich, daß er den Hauptteil seiner Truppen wird nach Tieling retten können, aber wohl nicht die Trains und auch nicht alle Geschütze. —

Nachdem am 6. März eine russische Offensive mit unzureichenden Kräften (eine Division mit 70 Geschützen) gegen den linken japanischen Flügel bei Taschitschao gescheitert war, wurden die Russen auf ihrer Westfront am 7. bis zur Bahnlinie 3 Kilometer westlich Mukden zurückgedrängt. In einem Telegramm des Generals Kuropatkin fand sich schon die bedenkliche Bemerkung, daß im Gefecht bei Taschitschao die Japaner Verstärkungen von Nordosten her, also aus der Richtung Tieling erhielten.

Scheinbar wurde der Rückzugsbefehl in der Nacht zum 8. März gegeben. Die Schaholinie wurde vom Zentrum am 8. früh noch in der Dunkelheit geräumt, im Osten nahmen die Japaner 8 Uhr früh den bisher so energisch verteidigten Ort Madziundun, im Zentrum der russischen Verteidigungsstellung, 20 Kilometer südöstlich Fuschun. Am 8. vormittags fand bei den Kaisergräbern an der Bahnlinie 3 Kilometer nordwestlich Mukden und nur 3 Kilometer von der nach Tieling führenden Mandarinenstraße ein heftiger Kampf statt, wahrscheinlich zur Freihaltung der Rückzugsstraße für die nach Tieling abmarschierenden Massen des Zentrums und des rechten Flügels. Zwischen der Chaussee nach Tieling und dem aus dem oberen Hunhotale ebendorthin führenden Karrenwege liegt wegeloses Gebirge, doch werden darin einige Fußsteige für Infanterie und Reiter benutzbar sein.

Die Stellung bei Tieling, die mandschurischen Thermopylen, ist nur stark, wenn der die rechte Flanke schützende Liaoho nicht passierbar, beziehungsweise als Demarkationslinie zu respektieren ist. Von den in dem Flußknie nordwestlich der Stadt gelegenen Höhen könnte diese sowie die weiter nach Girin führende Straße auf 4 bis 5 Kilometer Entfernung unter Artilleriefeuer genommen werden. Die Russen haben bei Tieling gleichzeitig mit den Verschanzungen am Schaho Befestigungen anlegen lassen und Vorräte angehäuft. Der linke Flügel der Stellung ist durch wenig wegsames Gebirge geschützt. Der Karrenweg aus dem Hunhotale mündet 5 Kilometer südlich der Stadt in die Mandarinenstraße ein,[1])

[1]) Zum Schutz dieser Wegeverbindung mußte die russische Verteidigungsstellung hinter dem Fancheflusse, 8 bis 10 Kilometer südlich und südwestlich Tieling genommen werden.

ein zweiter führt etwa 80 Kilometer weiter nordöstlich aus dem oberen Hunhotale nach der Stadt Khaijuan 30 Kilometer nördlich Tieling. Die Mandarinenstraße führt von Khaijuan nicht nach Charbin, sondern in nordöstlicher Richtung nach Girin. An der Eisenbahn entlang liegt nur ein Nebenweg direkt nach Charbin, welche Stadt 450 Kilometer von Mukden entfernt ist. In einer Stellung hinter dem Sungari bei Charbin würde die russische Armee immer noch die größere Hälfte der chinesischen Mandschurei hinter sich haben, allerdings den weniger fruchtbaren Teil. Eine Stellung bei Charbin würde aber die über Ninguta nach Wladiwostok führende Bahnlinie nicht schützen können.

Die aus Wladiwostok am 4. März eingegangene Meldung, daß 2000 Japaner im nördlichen Teil von Korea gelandet sind, beweist, daß in Japan immer noch Truppen verfügbar sind. Die Entfernung der Landungsstelle von Ninguta beträgt 220 Kilometer, eine Wegeverbindung dorthin ist vorhanden. Für den Fall, daß die Japaner ihre weiteren Operationen auf den Hauptbasispunkt der Russen, Charbin, richten, würden sie wohl eine Nebenoperation auf Ninguta anordnen, behufs Isolierung von Wladiwostok.

Sedan galt bisher als Muster einer auf die Einschließung des Gegners hinzielenden Schlachtoperation, sie glückte dank großer Präzision in Leitung und Ausführung, unter dem Schutze eines dichten Nebels, aber auch dank einer erheblichen numerischen Ueberlegenheit. Letztere war für den Angreifer bei Mukden nicht vorhanden. Oyamas Operation war nicht weniger geschickt und auch sehr kühn, angesichts einer mindestens gleichen Stärke der Russen und der Gefahr, daß das Eis der drei Flüsse sich löste, zwischen denen der linke japanische Flügel sich vorschob. Wenn es den Russen gelang, mit rechtzeitig nach dem bedrohten Flügel gezogenen starken Reserven, die auch vorhanden waren, die 4 Divisionen des Generals Nogi westlich von Mukden zu schlagen, so drohte für den linken japanischen Flügel eine Katastrophe. Das Winterwetter war für die Operation noch notwendig, erschwerte aber außerordentlich die Märsche und die Biwaks, wird auch Tausenden von Verwundeten den Tod gebracht haben.

Der kühnen und genialen Oberleitung entsprach die Ausführung durch eine heldenmütige, opferbereite und auch sehr harte Truppe, die für die nächste Zeit vorbildlich sein wird.

Die Ergebnisse der Schlacht sind heute, am 10. März, noch nicht völlig zu übersehen. Am 9. früh drangen die Japaner in Mukden[1]) ein, sie besetzten an diesem Tage auch das Dorf Santaitzu, nördlich der Kaisergräber und nur 5 Kilometer von der Chaussee nach Tieling entfernt, so daß eine Sperrung derselben wahrscheinlich ist. Wenn ein verzweifelter Durchbruchsversuch nicht gelingen sollte, steht die Gefangennahme eines großen Teiles der Truppen des rechten russischen Flügels bevor. Die Japaner sind zur Verstärkung des entscheidenden westlichen Flügels auf der äußeren Linie schneller marschiert als die Russen auf der inneren. —

[1]) Wurden aber wieder vertrieben; die Einnahme der innern Stadt erfolgte am 10. vormittags.

In politischer Beziehung wird die Schlacht bei Mukden eine sehr große Nachwirkung haben und vielleicht einen Wendepunkt in der Geschichte Rußlands bedeuten. Die Ortslage der großen Schlacht an der alten Mandschuhauptstadt und an den hochberühmten Kaisergräbern wird die Bedeutung des Ereignisses in ganz Ostasien und zum großen Nachteil für Rußland steigern.

Man wird beklagen, daß eine Armee, die auf eine zweihundertjährige ruhmvolle Geschichte zurückblicken kann, von einer solchen Katastrophe heimgesucht wurde, es hat aber der russische Chauvinismus mit seiner Ländergier auf den Schneefeldern bei Mukden eine verdiente Niederlage erlitten, ähnlich wie der korsische Eroberer vor dreiundneunzig Jahren auf dem Rückzuge von Moskau.

Nachtrag.

19. März. Für die letzten Tage der Schlacht wurde sehr wirksam der Durchbruch von Abteilungen der Armee Nodzu am 9. bei Kiusan halbwegs zwischen Mukden und Fuschun. Von hier aus drang sogleich Infanterie mit 2 Batterien auf Tawa und Puche an der Mandarinenstraße vor und beschoß sehr überraschend die dichten Massen der nach Norden abmarschierenden russischen Kolonnen, so daß Panik entstand. Der schwache linke Flügel Nogis, der mit Infanterie und Kavallerie die Mandarinenstraße im Norden erreichte, konnte ohne Artillerie und wegen Mangel an Munition den Rückzug nicht dauernd verlegen, es wurden aber etwa 50000 Russen gefangen. Die Armee Linewitsch erreichte glücklich Tieling. Am 14. wehrte sich noch hinter dem Fancheflusse eine Arrieregarde der Armee Kaulbars, am 16. in den Frühstunden drangen die Japaner in Tieling ein. — Mit über 25000 Toten und 80000 Verwundeten verlor Kuropatkin etwa die Hälfte seiner Armee. — In Petersburg überwiegt noch die Kriegsstimmung, vielleicht wird die Ablehnung einer Anleihe in Paris für den Frieden wirksamer sein als die blutige Schlacht bei Mukden.

Andrássy, Deák und Kossuth

Von

General Stefan Türr

In dem folgenschweren Wahlkampf, der am 26. Januar in Ungarn ausgefochten wurde, hießen die Heerführer: einerseits Graf Julius Andrássy und Franz Kossuth, anderseits Graf Stephan Tisza. Es sind dies die Söhne jener drei Männer, die sich, in etwas verschiedener Gruppierung, auch im Jahre 1867 gegenüberstanden. Damals kämpfte Graf Julius Andrássy, der Vater, als Ministerpräsident gegen Koloman v. Tisza, den Vater des jetzt unterlegenen Ministerpräsidenten, und gegen Ludwig Kossuth, das Haupt der achtundvierziger Partei, die jetzt unter der Führung seines Sohnes so große Erfolge errang.

Das Objekt des Kampfes war damals der Deáksche Ausgleich, ebenso wie heute.

Graf Stephan Tisza, der Vorkämpfer des Ausgleiches, ist unterlegen. Ob aber der Ausgleich unterlegen ist, steht derzeit noch in Frage. Franz Kossuth triumphiert, aber sein Bundesgenosse, der jüngere Graf Julius Andrássy, gilt als Verfechter des Ausgleiches, und im neuen Reichstag bilden die Gegner des Deákschen Werkes wohl die stärkste Partei, den kompakten Grundstock, das ausschlaggebende Element der siegreichen Koalistenopposition, aber die Anhänger des Ausgleiches bilden nichtsdestoweniger die überwiegende Majorität des Reichstages.

Es gibt zwei Majoritäten; die eine rekrutiert sich aus den koalierten Oppositionsparteien und leistet der achtundvierziger Partei Gefolgschaft; die andre besteht aus den Anhängern des Ausgleiches und zum weitaus überwiegenden Teil aus der liberalen Partei des Grafen Tisza. An innerer Kohäsion läßt die eine ebensoviel zu wünschen wie die andre. Die Bande der gemeinsamen Interessen und Prinzipien scheinen weder bei der einen noch bei der andern stark genug, um der betreffenden Gruppe die Regierungsfähigkeit zu sichern. Das Zünglein an der Wage bilden zwei kleine Parteien, die Volkspartei und die nationalen Ultras, die dem siebenundsechziger Lager ebenso antipathisch sind wie dem achtundvierziger Lager.

Es müßte sich daher die Regierungspartei so konstituieren, wie es die gegebenen Verhältnisse, die Exigenzen der Lage Ungarns, die Rücksichten der Opportunität und der Zweckmäßigkeit erheischen. Wie sind nun die Verhältnisse beschaffen? Welches sind die Exigenzen der Lage? Was gebieten die Rücksichten der Opportunität und der Zweckmäßigkeit?

Vor dem Jahre 1866 schrieb mir Ludwig Kossuth:

„Für die ungarische Nation gibt es bloß zwei Namen, die als Fahne dienen können, die eine bestimmte, dem ganzen Volke verständliche Bedeutung haben. Der eine Name ist Deák, der andre der meine. Der Name Deáks bedeutet ein konstitutionelles Ungarn unter der Habsburg-Dynastie, also die Aussöhnung mit Oesterreich. Mein Name hingegen bedeutet die Unabhängigkeit Ungarns ohne Transaktion, also Kampf und Krieg gegen Oesterreich."

Das war klar gesprochen. Aber die Nation hat nicht minder klar gesprochen. Denn seit 1867 hat der Ausgleich bei allen Wahlen entscheidend gesiegt, selbst im Jahre 1901 und am 26. Januar 1905, wo die freie Willensäußerung des Volkes anerkannterweise nicht im geringsten gezügelt wurde.

Ich selbst war bis zum Jahre 1867 ein Kämpe der Kossuthschen Politik, nicht bloß darum, weil das zentralistische und absolutistische Oesterreich jedem Ungarn erbitterten Haß einflößte, sondern auch darum, weil ich im Verkehre mit den leitenden Staatsmännern jener Epoche zur Ueberzeugung gelangt war, daß ein unabhängiges Ungarn sich in die damalige europäische Konstellation ganz wohl einfügen hätte können. Im Jahre 1866 machten wir neuerdings einen Versuch zur Loslösung Ungarns von Oesterreich, und zwar unter den Auspizien Preußens. Aber unsre Bewegung war bloß ein Schachzug im Spiele des Eisernen Kanzlers.

Im Jahre 1866 begann in der europäischen Konstellation eine radikale Aenderung, und ich bemerkte bereits im Jahre 1867 die ersten Vorzeichen der 1870er Ereignisse.

Dieser Umstand und die Willensäußerung der ungarischen Nation bewegten mich bereits im Jahre 1867 dazu, daß ich mich dem Lager Deáks anschloß. Die äußerste Linke arrangierte damals vor meinem Budapester Absteigequartier eine Manifestation für die Kossuthsche Politik. Ich erklärte jedoch der Volksmenge, daß diese Manifestation durchaus verspätet komme. Ich verfocht in zahlreichen Reden und Artikeln die Politik Deáks. Und als man mir im Bács-Bodroger Komitate aus mehreren Wahlbezirken die Kandidatur für ein Abgeordnetenmandat anbot, lehnte ich wohl die Kandidatur ab, bekannte mich aber bei diesem Anlasse als entschiedener Anhänger des Ausgleiches und erklärte, daß Ungarn auf der Basis dieses Ausgleiches seine berechtigten Aspirationen durch stetige und zielbewußte Arbeit langsamer, aber um so sicherer verwirklichen könne.

Ich war von der inneren Notwendigkeit des Ausgleichsgedankens so fest überzeugt, daß ich bereits am 29. März 1869 die Ansicht ausdrückte, daß die Partei Koloman Tiszas „in dem Maße, als sie erstarken sollte, sich dem dualistischen Systeme nähern werde".

Das ist auch geschehen. Im Jahre 1875 fusionierte Koloman v. Tisza, der heftigste Gegner Graf Andrássys, mit der Deák-Partei, die seither als „liberale Partei" bezeichnet und heute vom Grafen Stefan Tisza geführt wird. Und wenn Graf Tisza heute vor dem Grafen Julius Andrássy junior das Feld räumt, ist der Sieger wieder ein Anhänger des siebenundsechziger Ausgleiches.

In meinem 1869er offenen Schreiben mahnte ich die Wähler des Bács-Bodroger Komitates vor all jenen, die das Losungswort „Nichts oder alles!" verkünden. Und nun sehe ich aus den Budapester Blättern, daß Franz Kossuth das Losungswort „Nichts oder alles" bereits ebenfalls über Bord geworfen hat. Es wird in allen Variationen verkündet, daß Kossuth in der Audienz vom 12. Februar den König Franz Joseph von seiner loyalen Gesinnung überzeugt habe, und daß seine Partei durchaus nicht die Absicht habe, ihr Programm in überstürzter Weise zu verwirklichen, daß sie sogar bereit sei, das sogenannte achtundvierziger System auf der siebenundsechziger Basis aufzubauen, und dies mit der gebotenen Umsicht und Behutsamkeit.

Ich finde das natürlich. Es ist klar, daß man die heutige Basis Ungarns nicht ohne weiteres umstürzen kann. Vom Jahre 1848 gelangte man mit einem Schritte zum Jahre 1849. Aber vom Jahre 1867 gibt es einen weiten Weg zum Jahre 1848. Und dieser Weg führt in einer Richtung, die gar manche Gefahren birgt.

Es soll der ungarische Staat gewiß weiter ausgebaut werden, aber auf der jetzigen wohlbewährten Grundlage. Zerstören ist leicht, aufbauen ist schwer.

Franz Kossuth wurde in Italien erzogen. Er weiß also, daß die besten Staatsmänner des modernen Italiens, Cairoli, Crispi, Zanardelli und andre, nicht nur in der Jugend, selbst im Alter revolutionär, mazzinistisch gesinnt waren.

Sie haben aber, als sie ans Ruder kamen, den Eid auf die piemontesische Verfassung doch abgelegt und haben seither mit dem König ihr Vaterland auf der Bahn des kulturellen und wirtschaftlichen Fortschrittes weit und auf ein hohes Niveau gebracht.

In Frankreich hat der Sozialistenführer Millerand durch seinen Eintritt in das Kabinett Waldeck-Rousseau Gelegenheit gefunden, gar manche kühne soziale Idee in das französische Gesetzbuch zu schreiben.

Das Beispiel solcher Männer mag wohl auch Franz Kossuth befolgen.

Als die äußerste Linke zu obstruieren begann, vor zwanzig Jahren, mahnte ich den damaligen Präsidenten des Abgeordnetenhauses, er möge diesem Unfuge Einhalt gebieten durch einen Paragraphen in der Hausordnung.

Der sanftmütige Péchy meinte jedoch, es sei das bloß eine momentane Aufwallung des magyarischen Temperamentes, die sich gar bald legen werde.

Das war ein böser Irrtum, und wir bekamen das Bánffysche erste Ex-lex, das seither geradezu zu einer Institution ausgewachsen ist.

Herr v. Szell kam wohl als Deus ex machina, der die Gemüter besänftigte, aber schließlich konnte er die bösen Geister auch nicht bannen. Hätte Szell nur die Hälfte der Konzessionen erlangt, die Tisza später anbot, so hätte Szell die Opposition noch leicht besänftigt. Und hätte Kossuth sich schon damals mit jener weisen Mäßigung geäußert, die er heute bekundet, so wäre vielleicht diese schwere Krise unterblieben, und beide Staaten der Monarchie hätten rüstig an ihrer Konsolidation weiterarbeiten können. Leider kommt man in Wien zu spät zur nötigen Einsicht. Dem Grafen Tisza gelang es wohl anfangs, dem Ungewitter, das den Grafen Khuen-Hédervary hinweggefegt hatte, Einhalt zu gebieten. Aber es brach dann mit verdoppelter Kraft wieder aus. Schließlich wurde er von der allermodernsten politischen Waffe, von dem Dynamit der Apponyischen Eloquenz zu Boden gestreckt.

Das Resultat des vierjährigen Kampfes ist ein bedeutsamer Erfolg des Kossuth-Namens. Der Erfolg ist jedoch keineswegs ein durchschlagender. Der Kossuth, der heute triumphiert, verkündet nicht mehr „Kampf und Krieg gegen die Habsburg-Dynastie". Der Gegner, den er besiegt hat, ist der Sohn jenes Tisza, der im Jahre 1867 den Ausgleich am heftigsten bekämpfte und acht Jahre später der Erbe Deáks wurde. Das ist ein Omen! Sein mächtigster Bundesgenosse ist der Sohn des ersten Deákisten und selbst ein tief überzeugter Kämpe des Ausgleichswerkes. Die überwiegende Majorität des Reichstages ist noch immer deákistisch.

Franz Kossuth ist also von der Verwirklichung des reinen Kossuthschen Programms noch sehr weit. Das Ziel ist um so ferner, als er darauf auch nicht direkt zusteuert, sein Marschtempo sichtlich mäßigt und sogar Umwege betritt, die ihn ganz abseits führen könnten.

Es ist das natürlich kein Vorwurf. Im Gegenteil. Franz Kossuth täte wohl daran, sich mit den bereits erkämpften Errungenschaften zu begnügen.

König Franz Joseph I. hat abermals bewundernswerte Beweise seiner

Herrschertugenden gegeben. Er hat eine lange Reihe von Auguren angehört und sich bemüht, in den vielfach divergierenden Ansichten dieser Männer einen Leitfaden zu finden, der das Land aus dem Chaos hinausführen wird.

Es müßten nun auch die Parteien sich zu patriotischen Entschlüssen aufraffen, auf alle Machtgelüste verzichten und sich über ein solches Programm einigen, das den wohlerwogenen Interessen des Landes am besten entspricht. Nicht um gewisse Gravamina oder um gewisse mehr oder minder herangereifte Aspirationen, sondern um die durch die Weltlage gebieterisch erheischte Sicherung normaler Verhältnisse handelt es sich.

Dem langen Kampfe muß nun eine Aera der friedlichen Arbeit folgen, während der man die neuen Errungenschaften ausnutzen, sichern und ausgestalten soll.

Es muß heute alles aufgeboten werden, um die innige Eintracht zwischen der Nation und ihrem König zu festigen, denn diese Eintracht ist und bleibt die festeste Bürgschaft der Zukunft des Landes.

Oder will man sich etwa heute in einen Kampf mit Oesterreich verwickeln? Es ist wohl eine Tatsache, daß Oesterreich durch den langwierigen inneren Hader geschwächt ist. Aber auch dem ungarischen Staate war die seit fünf Jahren dauernde Obstruktion nicht gar zuträglich, und es wäre ihm daher eine Periode der Sammlung, des emsigen Schaffens dringend nötig.

Die europäische Konstellation, sowohl die politische wie die wirtschaftliche, birgt manche schwere Gefahren, denen Ungarn und Oesterreich nur mit vereinter Kraft werden Trotz bieten können.

Der Cavour und Bismarck Japans, der Marquis Ito, erklärte bekanntlich, „Japan sei berufen, die Hegemonie Asiens zu begründen“.

Ein andrer japanischer Staatsmann, Graf Oku, äußerte sich wie folgt: „Die europäischen Großmächte zerfallen; wir sind das Volk der Zukunft.“

Der amerikanische Riese reckt sich auch.

Europa geht ernsten Gefahren entgegen, wenn es auf der Bahn der Zwietracht, der gegenseitigen Eifersucht und Scheelsucht weiter beharrt.

Und da sollten Oesterreich und Ungarn, die seit fast 400 Jahren sich zu gegenseitigem Schutz und Trutz verbündet haben, gerade jetzt ein Beispiel des Zerfalles geben? Heute, wo jeder Krieg, der in Europa ausbräche, ein Bürgerkrieg wäre, soll Oesterreich-Ungarn das Schauspiel eines Bruderzwistes bieten?

Ich kann das nicht glauben. Und ich hege die Hoffnung, daß sich die leitenden Staatsmänner Ungarns aller patriotischen und fortschrittlichen Parteien in kluger Mäßigung und traditioneller Selbstbeherrschung einigen werden, um sich in inniger Eintracht mit ihrem weisen König und im Einverständnis mit Oesterreich den gemeinsamen Zielen Europas, den großen Aufgaben der Kultur und des Fortschrittes zu widmen. Nur in diesem Gefüge kann der ungarische Staat und die Habsburg-Monarchie sichere Garantien ihres Bestandes, ihres stetigen Erstarkens, ihres erfolgreichen Aufblühens finden.

Briefe Stremayrs an Berta Freiin v. Gudenus

Von

Bernhard Münz

Stremayr [1]) war als Student der Rechte an der Grazer Universität auf Lektionen angewiesen. Anfangs war Schmalhans bei ihm Küchenmeister. Nach und nach bekam er bessere Privatstunden; sogar der Sohn des Gouverneurs, Graf Wickenburg, wurde sein Schüler. Die folgenreichste Lektion verschaffte ihm aber sein Lehrer, Freund und Gönner, Professor Albert v. Muchar, bei der Reichsfreiin Bilhilde Gudenus. Er unterrichtete ihre Nichte Berta in Geschichte, Physik, Aesthetik und Literatur. Das durch vortreffliche Eigenschaften des Geistes und Gemütes ausgezeichnete Fräulein ward seine eifrigste Schülerin. Sie war aber dem etwas pedantischen Lehrer lange Zeit nicht sehr gewogen; am wenigsten hätte er damals seine künftige Lebensgefährtin in ihr geahnt. Sein Verhältnis zu ihr klärte sich durch den lebhaften Briefwechsel, den er mit ihr von Frankfurt aus unterhielt. Er konnte es sich nicht versagen, in seinen als Manuskript gedruckten „Erinnerungen aus meinem Leben" die Briefe aus jener bedeutenden Zeit, die sich in ihnen getreu spiegelt, im Auszuge mitzuteilen. Sie sind durchglüht von edler Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit, von jener idealen Weltanschauung, die allein uns über die Drangsale des irdischen Daseins, die Disharmonien des Alltagslebens zu erheben vermag. Anmut und Würde, Grazie und hoher Ernst, Poesie und Wirklichkeit sind in ihnen aufs innigste verflochten; feinsinnige Herzensergüsse, Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang, der Flügelschlag der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, und beschaulicher, der Natur sozusagen die Seele ablauschender Naturgenuß sind die Kettenfäden, die mit dem Einschlag geläuterten Formgefühls das Gewebe dieser Bekenntnisse einer schönen Seele spinnen.

Geschwellten Herzens schildert der junge Abgeordnete der holdseligen Adressatin, wie ihm Männer, deren Wirken er seit Jahren angestaunt, die ihm auf den hehren Höhen der Wissenschaft wie in den blumigen Auen der Dichtkunst Gegenstand der Verehrung und Bewunderung waren, nun Auge in Auge gegenüberstehen: „Ich spreche mit ihnen in vertraulicher Unterredung, ich höre sie, wenn das begeisternde Wort gleich dem zündenden Blitz ihren donnernden Lippen entfährt." Am 20. Mai kam der gute, alte Arndt in die Versammlung. Nur von wenigen gekannt, wurde er bei einer etwas heftigen Debatte, die man bereits schließen wollte, nicht mehr zum Worte zugelassen und mußte die bereits betretene Rednertribüne wieder verlassen. Später klärte Venedey den Irrtum auf, und unter allgemeinem Jubel sprach der schlichte Greis wenige rührende Worte.

---

[1]) Karl v. Stremayr, der ehemalige Ministerpräsident und Erste Präsident des Obersten Gerichtshofes, gest. 22. Juni 1904 in Wien.

Stremayr ist glücklich, Friedrich v. Raumer, dem Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen, der gleich ihm dem Klub des linken Zentrums angehört, näher zu treten. Noch kennt er ihn nicht, allein er hat schon die Erfahrung gemacht, daß das Bild, das er sich aus den Werken vieler Männer von ihrer Persönlichkeit machte, selten der Wirklichkeit entspricht. So hat er sich unter dem ausgezeichneten, juristischen Schriftsteller Mittermayer einen Mann von schroffem Exterieur, von nichts weniger als liebenswürdigem Wesen vorgestellt, er entpuppte sich jedoch zu seiner Freude als ein freundlicher Greis, der das Praktische jeder Ansicht hervorzuheben und einen Widerspruch mit ruhiger Würde aufzunehmen weiß. Dagegen ist Uhland schlicht und bieder wie seine Gesänge.

Tiefe Trauer beschleicht ihn, wenn er sieht, wie manche schimmernde Größe zerfällt, wenn man sie mit nüchternen Blicken mißt. Der einzelne und seine Erscheinung ist ihm eine Hieroglyphenschrift, deren Schlüssel uns meist fehlt: „Die einzelnen Zeichen, die Werke und Taten können wir bewundern, ihre Form können wir verstehen, doch das Wesen des Ganzen bleibt unserm Verständnis fern."

Da Berta ihm ein düsteres Bild der in der grünen Steiermark herrschenden Verhältnisse entwirft, gibt er ihr zu bedenken, daß diejenigen unrecht haben, die die sogenannte gute alte Zeit herbeiwünschen, und diejenigen, die an der gegenwärtigen verzweifeln. „Nachdem Wind gesät ist, muß Sturm geerntet werden. Aber dieser Sturm wird nicht bloß Bäume entwurzeln und Hütten zertrümmern, er wird auch die Wolken zerstreuen, die sich seit Jahren gesammelt, er wird die giftigen Dünste verscheuchen, die mit dumpfer Schwüle über der Menschheit lasteten, und so wird, so muß es besser werden. Wann jene Tage heiterer Frühlingssonne kommen werden, wer weiß es? Aber an der Menschheit verzweifeln, hieße den göttlichen Funken leugnen, der unvertilgbar in der Menschenbrust liegt." Er zeigt ihr ferner, wie man sich gegen den Geist der Geschichte versündigt, wenn man eine Revolution einigen Dutzenden junger, unerfahrener Hitzköpfe in die Schuhe schiebt. Man hege eine viel zu hohe Meinung von den Studenten, wenn man meine, daß sie die Revolution gemacht haben: „Nein, die Ursachen jenes Umsturzes liegen tiefer, sie liegen nämlich in den vieljährigen Sünden der Herrschenden, die nun auf schreckliche Weise ihre Sühne finden. Daß die Studenten in den Vordergrund treten, ist eine mehr zufällige Erscheinung, und so wenig jemals gesagt wurde, daß die erste französische Revolution nur von einzelnen gemacht worden sei, ebensowenig wird eine ruhigere Zeit dies von der Wiener Revolution behaupten. Die Ereignisse gehen ihren Gang mit eiserner, unabwendbarer Notwendigkeit. Jeder, der einzugreifen sucht in die unaufhaltbar kreisenden Speichen des Rades der Zeit, hemmt sie so wenig als die Ameise, die an des Rades Speichen klettert. Der sich mit ihm dreht, schwebt wohl und gut; der sich entgegensetzt, wird im schreitenden Laufe zermalmt; aber keiner bilde sich ein, er lenke, er hemme oder fördere den Strom der Zeit. Die Fäden der Völkergeschicke werden von unsichtbaren Händen gewoben, das rastlos gleitende Weberschiffchen

zerschmettert so manchen, der widerstrebt; aber behaupten, daß, die auf dem Strom schwimmen, ihm auch die bewegende Kraft verleihen, heißt das Unmöglichste glauben.“ Und nun unterbricht er sich plötzlich. Das Gefühl verlangt sein Recht. Er ertappt sich dabei, daß er vom rechten Wege abgekommen ist. Ist doch das Herz eines Weibes eine stille, friedliche Hütte, die vom brausenden Getümmel des Lebens abseits liegt. „Hier sollen nur die Genien walten, die dem rastlos strebenden, kämpfenden Manne den Becher stärkender Labung reichen; hier sollen nur die Tugenden hausen, die in hehrer, nie verwelkender Schöne das Erdenglück zu geben vermag. Jungfrau, Gattin, Mutter, sie stehen nicht teilnahmslos am Strom der Zeitgeschichte, doch nicht allein, nicht eigner Kraft vertrauend stürzen sie sich in die Wogen.“

Am 30. Juni meldet er der Freundin, Erzherzog Johann sei gestern zum deutschen Reichsverweser gewählt worden. Es sei ein ergreifender Augenblick gewesen, als der Präsident Heinrich v. Gagern das Wahlergebnis verkündete. Totenstille herrschte in der Versammlung. Von draußen hörte man das Geläute aller Glocken und den Donner der Geschütze. Viele Greise und Männer, die ihr Leben lang mit Wort und Schrift und Tat für Deutschlands Einigung gekämpft hatten, waren zu Tränen gerührt, manche schluchzten laut. Bei dieser Schilderung entringen sich ihm die stolzen Worte: „Lange hat der Deutsche Geschichte bloß gelesen; jetzt macht er sie.“ Daß demokratische Vereine in manchen Orten sich gegen die Wahl des Erzherzogs aussprechen, tut nach seiner Meinung der Sache keinen Eintrag. Das Geschrei einzelner in Volksversammlungen läßt ihn so kalt wie das Pfeifen der Lokomotive, wenn man den Dampf ausläßt. Einen gewaltigen Eindruck macht das erste Erscheinen des Reichsverwesers in der Paulskirche auf ihn. Eine Deputation von 50 durch das Los bestimmten Mitgliedern holte den Erzherzog von seiner Wohnung ab. Ohne Pomp und Prunk, im schwarzen Kleide durchzog er in ihrer Mitte zu Fuß die Stadt, und der Präsident erwartete ihn an der Pforte der Paulskirche. Der Erzherzog durchschritt die Reihen der Abgeordneten und stieg die wenigen Stufen zu dem Platze hinan, der für ihn und die Präsidenten der Versammlung bestimmt war. Hier wurde ihm das Gesetz über die provisorische Zentralgewalt vorgelesen, worauf er vom Präsidenten aufgefordert wurde, zu versprechen, daß er es zur Wohlfahrt und zum Ruhme Deutschlands halten werde. Nachdem er dieser Aufforderung in einer des großen historischen Augenblicks würdigen Rede Folge geleistet hatte, erscholl ein lautes, vielhundertstimmiges Hoch. Und doch kann Stremayr des erhebenden Ereignisses nicht recht froh werden, denn er gedenkt der ungewissen Lage Oesterreichs, der schwankenden Zustände seiner Völker.

Der Pöbelunfug in Wien, Graz und andern Städten schneidet ihm tief in die Seele. Er trägt es schwer, daß das Volk seine Freiheit nützt wie der Sklave, der seine Ketten gebrochen hat, daß der erste Gebrauch der Freiheit deren Mißbrauch ist. Gleichwohl läßt ihn sein abgeklärter, aus der Vertiefung in die Philosophie der Geschichte hervorgegangener Optimismus nicht ver-

zweifeln. Sie lehrt ihn, daß der letzte Grund dieses mit der Freiheit getriebenen Mißbrauchs durchaus nicht in der vielgeschmähten Freiheit, sondern in der früheren maßlosen Beschränkung zu suchen ist, und er knüpft daran die zuversichtliche Hoffnung: „Der schmutzige Rauch wird verfliegen, und die helle, geläuterte Flamme der Freiheit wird zur Leuchte dienen, der Menschheit bessere Pfade der Entwicklung zu weisen". Auch die in mildem Abendglanze zu seinen Füßen liegende Gegend trägt nicht wenig dazu bei, die Falten auf seiner Stirn zu glätten. Beim Anblicke des stillen Friedens, der über das Land gebreitet ist, während in seiner Bevölkerung der Unfriede tobt, tritt ihm die tiefe Wahrheit der Mythe vom verlorenen Paradiese vor Augen: „Aber nicht der rächende Engel mit dem flammenden Schwerte trieb das Menschenpaar hinaus aus der schönen, herrlichen Schöpfung; das harmonische Ebenmaß in der Menschenseele ward durch die Sünde gestört, der Friede schwand aus der Brust des Sterblichen, Leidenschaft mit ihren Qualen zog in dieselbe, und das Paradies, in dessen schönen Räumen er blieb, war für ihn verloren. — Wenn sich der Spiegel unsrer Seele glättet und die Natur in ruhiger Schöne darin sich wieder sieht, da können auch jetzt noch die Freuden des Paradieses durch unsre Seele ziehen, und der Echoruf des Himmels weckt die Klänge entschwundener Harmonien." Und damit ist der Uebergang zu seiner Herzensangelegenheit von selbst gegeben: „Ach, meine liebe Berta, wenn die Natur mich jetzt an Paradiesesfreuden mahnt, da gedenke ich des unbewußten Sehnens, das unsern Urvater, als er einsam inmitten der irdischen Herrlichkeit stand, um die Vollendung seines Edens bitten ließ; ich fühle, was mir fehlt, und lindere mein Leid, indem ich es Ihnen klage."

Am 13. August fuhren die Abgeordneten nach Köln, um dem Dombaufeste beizuwohnen. Der Fackelzug, der hier zu Ehren der Gäste stattfand, gibt Stremayr Gelegenheit, seinen Humor leuchten zu lassen. Er erzählt, daß der Zufall bei dem Fackelzuge einen gar seltsamen Streich spielte, da er sich durch die Komödiengasse zum König von Preußen, durch das Würfelstor — „weiß man doch nicht, wie noch die Würfel fallen!" — zum Präsidenten Gagern, durch die Mohrengasse — „die Ketzer sagen, daß Ultramontane sich nicht weißwaschen lassen" — zum Erzbischof und endlich durch die Filzgasse zum Präsidenten des preußischen Reichstages bewegte. Stremayr sah den Fackelzug von der festlich geschmückten Wohnung Gagerns aus, er lauschte mit Entzücken der zündenden Rede, die dieser vom Fenster an das Volk hielt, und glaubte sich in die Zeiten eines Perikles oder Themistokles versetzt. Die Tugend, durch die Gagern alle überragte, sein erhabener Altruismus, der eines Aristides würdig ist, zeigte sich auch hier wieder in seinem vollen Glanze. Bei dem Festmahle traf der Erzherzog den Nagel auf den Kopf, indem er den Toast auf den König von Preußen mit der bezeichnenden Wendung schloß: „Eintracht und Ausdauer, so steht's am Dom!" Unser Abgeordneter sagt, daß sich die wunderbare Wirkung nicht beschreiben läßt, die diese Worte hervorbrachten. „Die nächste Bedeutung des Festes, ein leiser Vorwurf gegen den König, die Hinweisung auf ein Höheres,

das über uns waltet, all dies lag in dem kurzen, so natürlich und unscheinbar hingeworfenen Satze."

Bei den Schreckensszenen, die die Septembersonne mit ihren milden Strahlen beschien, wäre Stremayr beinahe ums Leben gekommen. Der Weg zur Wohnung war ihm durch Barrikaden verlegt. Er ging daher in der Döngesstraße an den dort aufgestellten Soldaten vorüber gegen eine Barrikade, um in deren Nähe ein Durchhaus zu erreichen. Kaum 15 Schritte davon fiel ein Schuß. Er wollte umkehren, da erfolgte der Befehl zum Angriffe, und er stand, an die Mauer eines Hauses gedrückt, als unfreiwilliger Zuschauer mitten im Kugelregen. Wenige Schritte von ihm fiel ein österreichischer Offizier, und die Kugeln schlugen in die Mauern. Man schoß aus den Fenstern und unterhielt ein so intensives Feuer, daß die Truppen sich zurückziehen mußten. Dieser Gefahr entronnen, geriet er in der Nähe seiner Wohnung in eine neue. Dort stand zwar keine Barrikade, allein Schüsse, die aus den Fenstern abgegeben wurden, veranlaßten die Truppen, von der „Zeil" in die Gasse zu feuern, wodurch zwei unbeteiligte Personen getötet und mehrere verwundet wurden.

Können wir uns angesichts der wüsten und grauenhaften Szenen, deren Zeuge er war, wundern, wenn in ihm vorübergehend der Wunsch aufstieg, den Schauplatz der europäischen Zivilisation mit der glücklichen Wildnis eines amerikanischen Urwaldes zu vertauschen? Sein empörtes Gewissen entladet sich in den freimütigen Worten: „Hier kämpft man fruchtlosen Kampf; in Strömen Blutes versinken die Ideale des Lebens, in chaotischer Verwirrung kreuzt sich Entschluß und Ereignis, Urteil und Tat ... Oesterreichs Volk ist nicht reif für die Freiheit; es hat ihr Uebermaß schwelgend genossen, und die segenvolle Flamme ward in den Händen des spielenden Kindes zum verzehrenden Brande ... Der Aufstand Wiens hat keine Aehnlichkeit mit jenem in Frankfurt. Wäre er nicht auch mit dem gräßlichen Morde befleckt, er ließe sich vielleicht sogar entschuldigen. Hätte sich das Ministerium frei und offen ausgesprochen und dabei entschieden und kräftig gehandelt, es hätte sich vielleicht noch alles zum Guten wenden können. Aber was geschah? Der Kaiser flieht und fordert auf zum Schutze seiner geheiligten Person, die niemand bedroht, zum Schutze der konstitutionellen Monarchie, an deren Verletzung niemand denkt. Er ruft das Kriegsvolk zusammen an den Ufern der Donau und March, um die sündige Stadt zu züchtigen, und der herrschlustige Slawe erhebt über den Deutschen gebieterisch sein Haupt."

Zum Ueberflusse fiel in der lange diskutierten österreichischen Frage die Entscheidung zuungunsten der großdeutschen Einheit, und der Geist, der über der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung schwebte, offenbarte sich grell genug in der der Nationalversammlung einen Faustschlag versetzenden standrechtlichen Ermordung Robert Blums. Stremayr teilt Blums politische Anschauungen nicht, er nimmt auch sein Benehmen in Wien nicht in Schutz, allein er kann nicht umhin, es zu geißeln, daß man bald über den Personen die Sache vergißt, bald mit der Sache die Personen verdammt.

Am 26. November fällt er über das erste deutsche Parlament das von der

Geschichte bestätigte Verdikt, daß eine schwere Schuld auf ihm lastet, daß es so recht nach deutscher Gelehrtenart die Zeit mit nutzlosen theoretischen Erörterungen vergeudete, statt sie mit erfolgreicher Tat zu nutzen. Er selbst fühlt sich rein in dem Bewußtsein, seiner Pflicht genügt zu haben, und hofft in ihm eine Schutzwehr gegen die Pfeile niedriger Schmähung und verächtlichen Hohnes zu finden. Zudem glaubt er fest und sicher daran, daß, wie immer auch das große Drama des deutschen Parlamentes enden möge, Deutschland sich doch zur Einheit, Macht und Größe emporringen werde. Und in den „Grundrechten" des deutschen Volkes erblickt er eine völlig ausgereifte Frucht der Tätigkeit der Nationalversammlung. Sie sind ihm ein kostbares Vermächtnis dieser für die Nation, ein Geschenk, das in dem Bewußtsein des Volkes fortleben wird, selbst wenn es die Tyrannei in die alten Fesseln wieder zu schlagen vermöchte. Dieser Gedanke tröstet ihn auch über die schmerzliche Tatsache hinweg, daß von berufenster Seite, von dem von ihm über alles verehrten Gagern die Berechtigung der Oesterreicher, an dem großen Werke der Einigung Deutschlands weiter mitzuarbeiten, in Frage gestellt wurde. Er kann sich nicht davon überzeugen, daß „das Warten auf Oesterreich das Sterben der deutschen Einheit" ist, wenn er sich auch nicht verhehlen kann, daß Schmerlings gewundene „diplomatische" Rede jeden wie ein eisiger Hauch anwehen mußte. Es verletzt auch sein Ehrgefühl, daß ein früherer Beamter des Reichsministeriums, dessen Namen er nicht nennt, sich in seinem österreichischen Patriotismus so weit vergaß, daß er ihm anvertraute Geheimnisse rücksichtslos der Oeffentlichkeit preisgab.

Aus dem Grunde seines Herzens beklagt er das Los des erzherzoglichen Reichsverwesers, „das glühende Tatenlust eines andern entweder ändern oder in Höllenqual verwandeln müßte". Er aber ist nicht „das Haupt, dessen majestätisches Nicken den Entschluß zur mächtigen Tat zu vollenden vermochte; fast nicht mehr denn eine Gliederpuppe, muß er Wille und Entschluß in die eigne Brust zurückdrängen, um seine Stimme fremden Worten zu leihen".

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft ihn die Botschaft von der Auflösung des Kremsierer Reichstages und von der Oktroyierung der Verfassung. Doch will er mit seinem Urteile zurückhalten, bis er die näheren Umstände erfahren wird. „Dann erst läßt sich beurteilen, ob das Recht einer rettenden Tat den Staatsstreich entschuldige. Wenn er zugunsten der deutschen Sache erfolgt wäre, dann könnte diesem Schritte des jungen Kaisers Segen, sonst wird ihm Fluch folgen". Nachdem die erwarteten Nachrichten eingetroffen waren, fühlt er sich nur mehr als Fremdling in der Paulskirche, und die Dichterworte:

„Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Strebens hohem Ziele zu entsagen
Und gleich dem Aar gebroch'nen Fittichs
Zum Himmel aufzublicken, —
Ach, es ist ein hartes Los,
Und nicht entehret hier den Mann die Träne"

kommen ihm in den Sinn. Mit seinem Herzblute schreibt er am 14. März 1849:

„Bald sollen wir nicht mehr unter den Vertretern der deutschen Nation sitzen, sondern uns vereinen mit den Vertretern von Völkern und Stämmen, die sich noch blutig bekriegen an den Grenzen der Zivilisation. Nimmer sollen die Norischen Alpen ihre Söhne in ein deutsches Parlament senden, diese sollen tagen mit dem rossetummelnden Sohne der magyarischen Pußta und mit dem raublustigen Jäger des Vellebit."

Von der Ahnung erfüllt, daß Preußen und Oesterreicher dereinst im Kampfe gegeneinander stehen werden, verließ er, um so manches Ideal ärmer, nur um einen Schatz von Erfahrung bereichert, am 19. April 1849 die Paulskirche für immer.

Die lange Trennung hatte Stremayr und Berta v. Gudenus vereinigt. Dies war der einzige Lichtstrahl, der ihm die bange ungewisse Zukunft erhellte. Die Geliebte wurde sein, ob er auch keine Illusion in ihr nährte, ihr seine Lage folgendermaßen schilderte: „Die Nektartropfen der Freude sind für uns nur spärlich verteilt, gleich dem Tau auf wüster Heide; mit den Rosen unsrer Liebe werden scharfe, stechende Dornen verbunden sein. Nicht Gold und irdischen Genuß, nur eines kann ich Ihnen bieten: ein offenes, treues Herz, das, so reich an Schwächen und Fehlern es ist, nicht aufhören wird, die zu lieben, die in treuer und warmer Gegenliebe Freud und Leid seines Daseins teilt." Und sie blieb sein guter Genius bis zu ihrem am 14. Mai 1886 erfolgten Tode. Der Verlust der teuern Gattin war ein harter Schlag für ihn. Ihre aufopfernde Liebe und Nachsicht, die stete Sorge für sein Wohl, das unermüdliche Streben, jeden seiner Wünsche, noch ehe er ausgesprochen war, zu erfüllen, die entsagungsvolle Hingebung bei einem Jahrzehnte währenden schmerzlichen Leiden, das sie mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung ohne Klage ertrug, blieben ihm unvergeßlich, und die dankbare Erinnerung daran ward ihm nur durch den stillen Vorwurf getrübt, daß er „im Bannkreise seines bewegten öffentlichen Lebens ihre Güte und Liebe durch schonende Rücksicht und zärtliche Fürsorge zu vergelten viel zu wenig bemüht war".

Die Gezeiten

Von

Prof. Dr. Julius Franz, Direktor der Universitätssternwarte in Breslau

An den Küsten der Ozeane und der mit ihnen verbundenen offenen Meere unterliegt die Höhe des Meeresspiegels einem steten Wechsel. Durchschnittlich 6 Stunden 13 Minuten hindurch steigen die Gewässer und suchen die steilen Felsufer, wie wir sie an der Südküste Englands finden, immer mehr und mehr zu bedecken oder die künstlichen Uferwälle wie die der Nordsee und der Niederlande zu ersteigen. In ebenso langer Zeit senken sich wieder die Wogen an

den Steilküsten. Wir haben also zweimal täglich Hochwasser in Zwischenräumen von 12 Stunden 26 Minuten und zwischen ihnen zweimal Niedrigwasser oder Ebbe.

Sind die Küsten flach und steigt der Meeresboden nur allmählich in die Tiefe, so werden große Strecken des Meeresgrundes zeitweise aufgedeckt. An der deutschen Nordseeküste betragen diese Flächen 9225 Quadratkilometer, also über 160 Quadratmeilen, bilden die sogenannten „Watten“ und verbinden zeitweise die ostfriesischen Inseln mit dem Festlande. An der sandigen englischen Westküste läßt zur Ebbezeit das fliehende Meer oft die schönsten bunten Muscheln, Schnecken und Quallen und mit ihnen Algen, Tang und Seegras auf dem Trockenen zurück und ladet die neugierigen Kinder der Badegäste ein, des Meeres merkwürdige Schätze zu suchen und zu sammeln. Doch wehe, wenn sie zu lange verweilen! Denn bald dringen die tückischen Wasserwogen wieder auf den von ihnen verlassenen Strand vor, an vielen Orten langsam und allmählich, an manchen aber so plötzlich und stürmisch, daß für die verwegenen und verspäteten Sammler Gefahr entsteht und ein Entrinnen der zu weit Vorgewagten kaum möglich erscheint. Denn neidisch will der Meeresgott seine Wunder von neuem in seinem Schoße bergen.

Dieser stete Wechsel am Gestade, dieser wahre Pulsschlag des Meeres ist ein erhabenes und imposantes Schauspiel. Wie aus geheimnisvollen Quellen und Schächten scheint der unerschöpfliche Wasserschwall zu strömen und sich wieder in sie zu verlieren. Und doch beruhen die Gezeiten auf notwendigen Ursachen, auf der regelmäßigen Anziehung des Mondes und der Sonne. Zu ihnen fügen sich die zufälligen Stauungen des Windes oder Sturmes hinzu.

Dabei ist die Höhe der Flut über dem Spiegel der Ebbe sehr verschieden. In geschlossenen Binnengewässern, wie im Kaspischen Meere, im Aralsee, auch im Schwarzen Meere, sind keine astronomischen Gezeiten merklich. Hier treten nur sogenannte meteorologische oder Sturmfluten auf, hervorgerufen durch die Anhäufung des Wassers an den Küsten, auf die der Wind steht, und Senkungen an den entgegengesetzten. Wenn Professor Forel im Genfer See eine geringe Spur von regelmäßiger Flut beobachtet haben will, so ist dies nur durch die sorgfältigsten Messungen und dadurch möglich geworden, daß er aus vielen einander widersprechenden Seehöhen Mittelwerte durch Rechnung ableitete.

Die Ostsee hat nur kleine und vom Einfluß der Winde meist verdeckte Gezeiten. Die Gesamtflut, das heißt der Höhenunterschied zwischen Flut und Ebbe, beträgt in Kiel 7 Zentimeter, in Fehmarn 6 Zentimeter, in Arkona auf Rügen 2 Zentimeter, in Swinemünde kaum 1 ¾ Zentimeter, in Memel 1 Zentimeter, im Rigaischen Meerbusen, da dieser die Flut staut, wieder 6 Zentimeter.

Das Mittelmeer ist zwar durch die Enge an den Säulen des Herkules fast ganz vom Ozean abgeschlossen, aber gerade durch diese Meerenge ergießt sich täglich ein abwechselnd hin und her wogender Strom, und der Strömung an der Oberfläche entspricht ein Gegenstrom in der Tiefe. Trotz der fast völligen Abtrennung des Mittelmeers erreichen die Gezeiten bei der großen Ausdehnung der Wassermassen und bei der Möglichkeit ihrer Anhäufung in den Buchten

merkliche Ausschläge. Während an den Jonischen Inseln nur eine normale Fluthöhe von 6 Zentimetern vorhanden ist, steigt sie an der Nordküste der Adria bis auf den zehnfachen Betrag. Einst fuhren wir von Venedig zum Lido über die glatten Wasserflächen der Lagune. Bei der Rückkehr wenige Stunden darauf sahen wir, wie unser Dampfboot zwischen ganzen Feldern dahinglitt, auf denen sich die Grasspitzen wegen der Ebbezeit über den Wasserspiegel erhoben hatten, — ein anschauliches Bild der Gezeiten.

Die Charybdis bei Sizilien ist ein mit den Gezeiten zusammenhängender Strudel, der vermöge der eigenartigen Plastik des Meeresgrundes stundenweise aufbraust und sich wieder legt, wie es Schiller im „Taucher" anschaulich geschildert hat. Noch merkwürdiger sind die beiden Meeresmühlen in der Bucht von Argostoli auf Kephalonia. Sie mahlen Getreide und werden von einem Strudel getrieben, der das Meerwasser in eine unterirdische Schlucht eintreten und an andrer Stelle wieder zum Vorschein kommen läßt. — Da übrigens bei dem Feuerschiff an der Elbmündung die Strömung eine Geschwindigkeit bis 2,2 Meter und an dem der Wesermündung und vor der Jade bis 1,5 Meter in der Sekunde infolge der Gezeiten erreicht, so können hier auch Flutmühlen mit Vorteil errichtet werden, und wir werden dann auf diese Weise imstande sein, von der Anziehungskraft des Mondes unmittelbar Vorteil zu ziehen, indem sie unser Getreide mahlt oder auch, durch Umwandlung der Bewegung in Elektrizität, Arbeit jeder Art verrichtet. Es muß hier hervorgehoben werden, daß man auf diese Weise die Kraft des Mondes zweckmäßig verwerten kann.

In der Nordsee kommen schon höhere Gezeiten vor, da hier die Flut sowohl vom Kanal als auch von der Nordseite Englands eintritt und beide Fluten sich an bestimmten Orten addieren müssen. Als wir zum erstenmal nach Hamburg kamen, um nach New York überzufahren, war unser Postdampfer bereits am Abend vor der festgesetzten Morgenstunde der Abfahrt von Hamburg nach Brunshausen über die seichten Stellen der Elbe hinweggefahren, weil die Abfahrtszeit in die Ebbezeit fiel und dann die Passage des großen Atlantikfahrers nicht mehr möglich gewesen wäre. Ein kleiner Dampfer mußte uns zu dem Schiffe nach Brunshausen bringen, und so erfuhren wir praktisch bei der ersten Ankunft an der Küste gleich die Wichtigkeit der Gezeiten, von deren Einfluß ein Landbewohner wenig zu ahnen pflegt.

Es sei hier gestattet, eine praktische Einrichtung zu erwähnen, die sich bei dieser Gelegenheit zeigte. Es wurden nämlich auf dem kleinen Dampfer Postkarten verteilt, auf die wir, wie alle Passagiere, nur die Adressen unsrer Freunde und Verwandten schrieben. Sie blieben zunächst in Hamburg, bis nach unsrer Ueberfahrt unser ankommender Dampfer mit den Hamburger Farben vom Leuchtturm Sandy-Hook her vor New York gesichtet wurde. In diesem Moment wird die kurze verabredete Kabeldepesche „Hamburg" von dort nach Europa gesandt. Gleich darauf werden die genannten Postkarten auf der Rückseite bedruckt mit der Nachricht: „Der Hamburger Postdampfer ‚Westphalia' ist nach einer glücklichen Fahrt von 7 Tagen 20 Stunden wohlbehalten in New York

eingetroffen." Diese Karten werden nun als Drucksache zur Post gegeben, und unsre Freunde erfahren so unsre glückliche Ankunft in New York schon, bevor sie stattgefunden hat. Denn der Aufenthalt auf der Quarantänestation nach Abgang der Kabeldepesche dauert über eine Stunde, und die Fahrt durch die Buchten vor New York bis zu dem Hafenplatz in Hoboken am Hudson-River dauert noch viele Stunden und jedenfalls länger als die Zeit, die der Eilzug braucht, um die Postkarten von Hamburg nach Berlin zu bringen. — Gewiß ein prompter Nachrichtendienst!

Hamburg hat am Ponton zu St. Pauli, wo die transatlantischen Dampfer liegen, eine mittlere Fluthöhe von 1,8 Meter, Brunshausen 2,8 Meter, Kuxhaven 2,8 Meter, Bremerhaven 3,3 Meter, Wilhelmshaven 3,5 Meter, Tönning an der Eidermündung 2,5 Meter. An allen Punkten der deutschen Nordseeküste dauert übrigens das Fallen länger als das Steigen, und die Flut bricht mit Flußgeschwelle in die Ströme ein. In 7 Stunden 7 Minuten fällt durchschnittlich das Wasser, und 5 Stunden 18 Minuten dauert durchschnittlich das Steigen, doch sind diese Zahlen von Ort zu Ort verschieden und zeigen Abweichungen über eine Stunde.

Die Küsten der Ozeane haben viel bedeutendere Fluthöhen. Sie betragen durchschnittlich zum Beispiel in England bei Bristol 9,6 Meter, bei Portishead 12,2 Meter; auch in Frankreich, besonders in der Normandie, sind die Fluten sehr hoch, zum Beispiel in St. Malo 11,6 Meter, in Vorderindien am Golf von Cambay 9,1 Meter, in Santa Cruz 12,2 Meter und an der Ostküste Patagoniens in Puerto Gallegos 14,0 Meter. Am höchsten wird die Flut in der Fundy-Bai zwischen Neuschottland und Neubraunschweig an der Ostküste von Kanada, dort, wo sie an die Vereinigten Staaten grenzt. Hier steigt die Flut bis 21,3 Meter, und man kann sich denken, welch gewaltiges Tosen der Wasser in der sich immer mehr und mehr verengenden Bucht Tag und Nacht vor sich geht.

Einzelne kleine Inseln im Ozean haben selten über einen Meter Fluthöhe.

Eine eigentümliche Erscheinung zeigt sich in den Flüssen mit erweiterten trompetenförmigen Mündungen wie im Amazonenstrom, in der Gironde, der Seine, dem Severn am Bristolkanal. Hier dringt die Flut, durch den Meerbusen zusammengedrängt und in ihrer Wirkung vervielfältigt, plötzlich wie eine brandende Mauer landeinwärts vor und bildet ein rauschendes und strömendes Flußgeschwelle. In der Seine *hört* man die mit Schaum bedeckten Wellen schon eindringen, *bevor* man sie sehen kann. Die Schiffe im Strom werden vorher verankert, und zwar liegen sie zunächst wegen des normal stromab gehenden Gefälles *unterhalb* des Ankers. Kommt nun die gewaltige Flutwelle schäumend und brausend den Strom herauf, so wirft sie die Schiffe völlig herum, so daß sie sich *oberhalb* der Ankerbefestigungen lagern, und nicht selten reißen hierbei die Ankertaue, wie es einem uns befreundeten Kapitän geschehen ist. Man erkennt hieraus die gewaltige Wucht der durch die weiten Aestuarien gesammelten und zusammengepreßten Flut.

*

Daß die Gezeiten in erster Linie durch den Mond verursacht werden, war schon Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung den Chinesen bekannt. Indische und griechische Schriftsteller erwähnen diesen Zusammenhang, und Cäsar spricht in seinen Kommentarien über den Gallischen Krieg vom Einfluß des Mondes auf die Flutzeit. Als er nach Britannien übersetzen will, sieht er sich gezwungen, seine Abfahrt bis zu einer günstigen Stellung des Mondes aufzuschieben. Doch erst dem großen Engländer Isaak Newton, dem Begründer der rationellen Astronomie, gelang es, eine physikalische Erklärung der Gezeiten zu geben.

Wie alle Gestirne sich gegenseitig anziehen, so zieht auch der Mond jedes Atom der Erde an. Erde und Mond beschreiben um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt Bahnen, die im mathematischen Sinne einander ähnlich sind. Freilich liegt dieser Schwerpunkt noch innerhalb der Erde, und zwar um ein Drittel des Halbmessers von der Oberfläche entfernt. Die Bahn der Erde um diesen Punkt bezeichnet man als eine Nutationsbewegung.

Da sich die Anziehung des Mondes auf jeden Teil der Erde erstreckt und umgekehrt zum Quadrat der Entfernung wirkt, so muß ein dem Monde zugewendetes Meer stärker angezogen werden als der Kern der Erde und dieser wieder stärker als ein dem Monde abgewandtes Meer. Das erste wird sich also über die Küsten erheben und Flut erhalten, aber auch, was manchem paradox erscheint, das abgewandte Meer steigt und erhält gleichfalls Flut, denn es bleibt in seiner zum Monde gerichteten Bewegung gegen die Küsten zurück. Dagegen strömen die Wasser von den Gegenden, für die der Mond im Horizont steht, den beiden Flutregionen zu, und bei ihnen entsteht daher Ebbe. Die Gezeiten hängen also nicht wie die Nutation von der gesamten Anziehung des Mondes ab, sondern nur von der Differenz der Anziehung des Meeres und des Erdkerns. Hieraus ergibt sich, daß ihre Höhe umgekehrt proportional der dritten Potenz der Entfernung ist.

Vermöge der Achsendrehung der Erde und der gleichsinnigen Umlaufbewegung des Mondes erreicht der Mond in 24 Stunden 52 Minuten etwa dieselbe Stellung zur Erdoberfläche wieder, und die Flut folgt ihm, da das Wasser Zeit braucht, um zusammenzuströmen, mit einer von der Meerestiefe abhängigen Verspätung. Es tritt hier also eine Nachwirkung ein, ähnlich wie die höchste Tageswärme später als mittags, die größte Jahreswärme später als am längsten Tage eintrifft. In einem „Mondtage" von 24 Stunden 52 Minuten haben wir also zweimal Flut und zweimal Ebbe, so daß sich Flut und Ebbe in durchschnittlich 6 Stunden 13 Minuten ablösen.

Wenn nun der Mond über dem Aequator der Erde eine Kreisbahn mit gleichbleibender Geschwindigkeit durchlaufen würde und die Erde mit einem Meere von durchweg gleicher Tiefe bedeckt wäre, so würden die Erscheinungen der Fluten verhältnismäßig einfach verlaufen.

In Wirklichkeit aber liegen die Verhältnisse ganz anders, und die Flutberechnung gehört zu den schwierigsten astronomischen Aufgaben. Es wird daher von Interesse sein zu sehen, wie man diese bewältigt.

Zunächst ist offenbar die dem Monde zugewendete Flut ein wenig höher als die ihm abgewendete. Diese „tägliche Ungleichheit“ beträgt rechnungsgemäß zwar nur ein Fünfzehntel der Fluthöhe, wird aber durch die Gestalt des Meeresgrundes und der Küsten oft sehr verändert. An der chinesischen Küste ist sie so stark, daß hier fast nur Eintagsfluten auftreten. Man kann diese tägliche Ungleichheit so berechnen, daß man zu einer geringeren halbtägigen Flut eine eintägige addiert.

Ferner erregt auch die Sonne eine Flut, die allerdings nur im allgemeinen vier Neuntel der Mondflut beträgt, da die Fluten verschiedener Himmelskörper sich wie ihre Massen und umgekehrt wie die dritten Potenzen der Entfernungen verhalten. Die Sonnenflut interferiert nun mit der Mondflut. Bei Vollmond und Neumond addieren sich beide zueinander und geben eine höhere sogenannte Springflut, beim ersten und letzten Mondviertel subtrahieren sie sich voneinander, und wir haben dann taube oder Nippflut. Auf Neuguinea wird infolge der eigentümlichen Bodengestaltung des Meeres fast nur die Sonnenflut merklich.

Der Mond beschreibt ferner keinen Kreis um die Erde, sondern eine höchst komplizierte Bahn, eine starken Störungen unterliegende und daher nach Lage und Form stetig veränderte Ellipse. Diese wird bei der Bahnrechnung dargestellt als eine sogenannte Fouriersche oder harmonische Reihe, das heißt als eine Summe von Gliedern, die aus den Sinus oder Kosinus von Winkeln bestehen, die Vielfachen von Zeitabschnitten entsprechen. Hiernach wird die Bahn dargestellt als ein durch eine Reihe von Störungsgliedern beeinflußter Weg, die abwechselnd Voreilungen und Verzögerungen bedeuten. Dies führt offenbar dahin, die Flut darzustellen durch eine Reihe von einzelnen kleineren Flutwellen, die sich je nach ihrem Vorzeichen addieren oder subtrahieren. Die Anzahl solcher Flutwellen ist im eigentlichsten Sinne unendlich groß, aber es genügt für die Zwecke der Schiffahrt, einige zwanzig Wellen, die den größten Betrag haben, allein zu berücksichtigen. Diese harmonische Analyse beruht also auf dem Prinzip, daß man die Gezeiten in eine Reihe einzelner Fluten rechnerisch auflöst.

Endlich liegt die Mondbahn durchaus nicht im Aequator, sondern ist stark gegen ihn geneigt. Ihre Neigung gegen die Ekliptik oder Erdbahn beträgt 5° 8′, und diese ist wieder 23° 27′ gegen den Aequator geneigt. Je nach der schnell veränderlichen Lage des Durchschnittspunktes der Mondbahn gegen die Ekliptik variiert die Neigung der Mondbahn gegen den Aequator zwischen der Differenz 18° 19′ und der Summe 28° 35′ der beiden genannten Zahlen. Jetzt hat sie eben den kleinsten Wert gehabt, und wohl mancher wird sich noch erinnern, daß vor zehn Jahren, als die Neigung den größten Wert hatte, der Vollmond im Winter viel höher, im Sommer viel tiefer stand als in unsern Tagen.

Da der Mond nun oft weit nördlich oder südlich vom Aequator steht, so hängt die Flut offenbar von der geographischen Breite ab und ist in nördlicheren oder südlicheren Breiten anders wie auf dem Aequator. Nun wandert der Mond bei einem Umlauf, also in einem Monat, von nördlichen zu südlichen Deklinationen,

und hierdurch entstehen halbmonatliche und monatliche Fluten, die sich mit den früher genannten vereinigen.

Außer der astronomischen Flut, die dem Meere von den Gestirnen aufgezwungen wird und daher die „gezwungene“ Flut heißt, herrscht die „freie“ Flut. Sie bildet sich durch Fortpflanzung der einmal bestehenden Wogen von selbst, und ihre Geschwindigkeit ist proportional der Quadratwurzel aus der Meerestiefe.

Den größten Einfluß auf die Gestaltung der Gezeiten hat daher die verschiedene Tiefe des Meeres und besonders die unregelmäßige Lage der Küsten.

Die Hauptflut auf der ganzen Erde bildet sich natürlich in den größten Wasserbecken, im Stillen oder Großen Ozean, und schreitet dann, dem Monde folgend, von Ost nach West weiter. Sie pflanzt sich südlich von Australien nach dem Indischen Ozean fort, indem sie an den Küsten überall verzögert wird, und zwar um so mehr, je flacher die Bänke und Uferstellen sind. Dann geht die Flut südlich vom Kap der guten Hoffnung in das Atlantische Meer über und durchschreitet dieses nicht nur von Ost nach West, sondern als freie Flut besonders auch von Süd nach Nord. An den Küsten Europas geht eine Flutwelle zwischen Frankreich und England durch den Aermelkanal in die Nordsee und vereinigt sich hier mit einer andern, die England von Norden her umgangen hat. Das wäre im großen und ganzen ein Bild des Verlaufes der Gezeiten über die ganze Erde.

Man nennt diejenige Zeit, um die das Hochwasser an den englischen Häfen früher oder später als in Greenwich, an den deutschen Häfen früher oder später als in Kuxhaven anlangt, die Hafenzeit, auch wohl das Hafenetablissement. Das deutsche nautische Jahrbuch und der englische Seemannskalender geben regelmäßig die Hafenzeiten und das Hoch- und Niedrigwasser für die wichtigsten Hafenplätze an.

Wir haben gesehen, daß die Flut sich einerseits astronomisch streng berechnen läßt, anderseits aber durch die unregelmäßige Gestalt der Küsten äußerst stark beeinflußt wird. Rechnerisch kann man dies so ausdrücken: Man kennt die Dauer aller Einzelschwingungen, aber ihre Höhe und ihre Phase hängen von geographischen Verhältnissen ab und muß daher durch Beobachtungen oder Messungen besonders bestimmt werden. Zu diesem Zwecke dienen Beobachtungen der Meereshöhe an selbregistrierenden Pegeln, Flutautographen oder Mareographen. Ein Mareograph ist eine Einrichtung, die zunächst einen mit dem offenen Meere in Verbindung stehenden Brunnenschacht enthält. In diesem schwimmt auf einem von den kleinen Meereswellen nicht beeinflußten Raume eine Scheibe mit Schreibstift und zeichnet auf einer durch Uhrwerk langsam getriebenen Papierfläche den jedesmaligen Wasserstand als Kurve auf, gewöhnlich in einer für handlichen Gebrauch geeigneten Verkleinerung. Der Papierstreifen wird darauf in allen Teilen abgemessen, nach der harmonischen Analyse berechnet und liefert so die Höhen der einzelnen Flutwellen und ihre Phasen oder Zeiten.

Nun unterliegen aber die astronomischen Gezeiten großen Störungen durch die Sturmfluten oder meteorologischen Gezeiten. Sie hängen vom Wetter ab und dieses wieder von der Jahreszeit. Man muß also die meteorologischen und Sturmfluten mit einer jährlichen Periode besonders bestimmen und eliminieren. Um so die Höhe und die Phase der einzelnen Flutwellen zu erlangen, muß man eine Reihe von vielen Jahren hindurch die registrierenden Flutpegel beobachten, denn nur auf diese Weise können sich im Mittelwerte die unregelmäßigen meteorologischen Einflüsse aufheben.

Ist nun die Flut auf diese Weise analysiert und bekannt geworden, so ist es eine Hauptaufgabe der Astronomie und Navigation, die Fluthöhe für die kommenden Zeiten vorauszuberechnen. Hierzu müssen alle einzelnen Flutglieder addiert werden. Die Britische Gesellschaft für die Beförderung der Wissenschaft hat zwei Maschinen konstruiert, die diese Arbeit für England und Indien automatisch ausführen.

Jedes Störungsglied in ihnen ist durch ein Rad mit Kurbel dargestellt. Die Länge des Kurbelarmes entspricht dem Ausschlage des einzigen Flutgliedes, die Richtung des Kurbelarmes seiner Phase. Alle werden durch ein Uhrwerk getrieben derart, daß die Umdrehungszeit einer Kurbel proportional der Dauer der Flutwelle ist. Dann entsprechen offenbar die Höhen der Kurbelgriffe dem Sinus der Winkel, welche die Kurbeln mit einer wagerechten Linie bilden, oder der Fluthöhe der einzelnen Wellen. Um diese zu addieren, ordnet man sie so an, daß die Kurbeln abwechselnd oben und im umgekehrten Sinne unten an der Maschine angebracht sind, und legt dann über alle Kurbelgriffe der Reihe nach abwechselnd über die oberen und unter die unteren ein Band oder einen Riemen, dessen Ende ein Gewicht trägt. Offenbar wird nun dieses Gewicht um die Summe der vertikalen Kurbelausschläge gehoben, seine Höhe entspricht der Summe aller einzelnen Flutwellen oder der Gesamtflut und wird auf einem Papierstreifen, der gleichfalls von dem Uhrwerk getrieben ist, selbsttätig aufgezeichnet. Auf diese Weise erhält England für seine wichtigsten Häfen die erforderlichen Flutprognosen.

*

Die Reibung der Gezeiten und der Anprall der Fluten an den Ostküsten der großen Erdteile bewirkt eine allmähliche Verlangsamung der Erdrotation oder eine Verlängerung des Tages. Diese ist zwar nur gering, kann aber in langen Zeiträumen doch merklich werden.

Noch mehr hat die Flut, welche die verhältnismäßig große Erde auf dem kleinen Mond hervorgerufen hat, bevor er erstarrt war, die Mondrotation verlangsamt und gleich seiner Umlaufszeit gemacht, so daß uns der Mond jetzt immer dieselbe Seite zuwendet. Dasselbe scheint bei den übrigen Satelliten unsers Planetensystems stattgefunden zu haben, so daß alle Monde ihren Planeten, wahrscheinlich auch der Merkur der Sonne dieselbe Seite zuwenden. Besonders starke Fluten treten am Sternhimmel dann auf, wenn zwei Körper einander sehr nahekommen. Würde zum Beispiel die Erde in die Nähe eines zweiten Körpers

kommen, der ebenso groß ist wie sie selbst, so müßten infolge der starken partiellen Anziehungen die Krusten brechen und das Feuer aus dem Innern als gewaltige Flutwoge hervortreten. Auch bei dem Zusammenstoß zweier Himmelskörper würden schon vor dem Stoß solche Erscheinungen sich zeigen müssen. Wir hätten dann den Fall eines neu aufleuchtenden Sternes am Himmel, wie solche in der letzten Zeit vielfach beobachtet sind.

Beherrschen demnach die Gezeiten auf Erden schon die gesamte Schiffahrt, so werden sie am Himmel oft noch von viel größerem Einfluß, sie vernichten die Existenzen ganzer Himmelskörper und geben zu Neuschöpfungen solcher Veranlassung.

Das Kaisertum des Mittelalters nach seiner sozialen und politischen Bedeutung

Von

Dr. v. Schulte (Bonn)

In der Proklamation von Versailles vom 18. Januar 1871 und durch die Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 ist ein Deutsches Reich hergestellt worden, an dessen Spitze der Deutsche Kaiser steht. Kaum war die Schöpfung des neuen Reiches vollendet, tagten die Vertreter des deutschen Volkes, gewählt durch das ganze Volk, zum ersten Male seit den Urzeiten unsrer Geschichte, da suchte eine große Partei das neue Reich in die Bahnen des alten zu lenken, indem sie an dasselbe die Zumutung stellte, einzutreten für die weltliche Herrschaft des römischen Papstes, durch deren Sturz die nationale Einigung Italiens zur Tat geworden war. Als sie unterlegen, nahm sie, obwohl von dem äußerlichen Momente ihres Platzes im Reichstage zunächst den Namen herholend, aber doch in der Meinung, der eigentliche deutsche Kern zu sein, als Zentrum die Stellung der Opposition gegen die neue Schöpfung ein. So handelte sie in voller Konsequenz ihres Standpunktes, der den Schwerpunkt der Gesellschaft in religiöser, sozialer und politischer Beziehung in das geistliche Rom und dessen entthronten Papst-König verlegt, im engen Anschluß an ihre jüngste und alte Geschichte. Denn als mit der Reformation ein religiöser Spalt ins deutsche Reich gekommen war, standen fortan und auch, seitdem die politische und soziale Wiedergeburt Deutschlands auf dem Königreiche Preußen mit seinem evangelischen Herrscher ruhte, die Häupter und Lenker der römischen Katholiken im großen ganzen stets zu jenem Hause, dessen Herrschern man den Beruf zuschrieb, der Hort der katholischen Kirche in Deutschland zu sein, zum Hause Habsburg-Lothringen von Oesterreich. Auch nachdem der letzte Kaiser des alten Reiches, Franz II., die Kaiserkrone freiwillig niedergelegt hatte, änderte sich das nicht. Mochte Oesterreich sich noch so sehr gegen das übrige

Deutschland politisch, sozial und rechtlich abschließen, ihm blieben die Gefühle der Ultramontanen zugewandt. Als dann im Jahre 1848 das deutsche Volk aufs neue der politischen Einigung zustrebte, vom Frankfurter Parlament der König von Preußen zum Erbkaiser gewählt ward, stellte sich diese Partei dem nicht bloß entgegen, sondern bewirkte vor allem den Rücklauf der nationalen Bewegung in das Gleise des seligen Bundestags. Aber die nationale Strömung war zu mächtig geworden. Während die große Mehrheit unsers Volkes, des unheilvollen Dualismus müde, einem einigen Deutschland unter Preußens Führung zustrebte, im Nationalvereine den Ausdruck ihrer Wünsche fand, suchten die Gegner, sich Großdeutsche nennend, in einem Konglomerate ihr Ziel, das Oesterreich gerade mächtig genug machen sollte, um, wie bis dahin, jede innere Entwicklung zu hindern. Das ist die Zeit, wo auch die Wissenschaft eintrat in den Kampf. Die einen sahen im Kaisertum des Mittelalters den tiefsten Grund des politischen Verfalles, worein die Nation gestürzt war, die andern den Anker, an dem sich ihre politische Existenz noch gehalten. Die Macht der Ereignisse hat die Entscheidung gegeben. Wir stehen im Deutschen Reiche, brauchen eine Rückkehr zum Alten nicht zu fürchten, wissen, was wir haben und für die Zukunft anstreben müssen. Das aber wird uns desto klarer, das können wir desto ernster verfolgen, je mehr uns das Wesen des alten Kaisertums zur vollen Erkenntnis gekommen ist. Zur objektiven Beurteilung sollen diese Zeilen einen Beitrag liefern.

Chlodwig, dem Frankenkönige, gelang es, die fränkischen Stämme unter seinem Zepter zu einigen und den größten Teil des römischen Galliens zu erobern. Vom oströmischen Kaiser Anastasius wurde ihm 508 der Titel eines Konsul erteilt, nachdem er bereits vorher bei der Bekehrung zum Christentume vom römischen Bischof zum Patricius Romanus erhoben war. Durch jenen Vorgang war zwar nicht die Herrschaft des Frankenkönigs über das ehemals römische Gebiet als eine Fortsetzung der römischen anerkannt, aber die Franken sahen darin eine Anerkennung ihrer Herrschaft; in dem Patriziat lag die Statthalterschaft des Königs über die Stadt Rom. Mehrmals wurde auch in der Folge diese Würde verliehen, bis unter Pippin die Sache eine neue Wendung nahm. Ihn samt seinen Söhnen salbte, obwohl dies bereits bei dessen Ergreifung des Thrones geschehen war, Papst Stephan II. von neuem und ernannte ihn zum Patrizius. Durch die Ausübung dieser Befugnis und die Annahme der Würde war offenbar tatsächlich anerkannt, daß der Papst im weströmischen Reiche Befugnisse üben könne, die dem Kaiser zustanden; der Papst trat auf als Verwalter des römischen Reiches, der Frankenkönig wurde Schutz- und Schirmherr Roms. Durch förmlichen Vertrag wurde dies bekräftigt; Pippin ward der Begründer des Kirchenstaats, gab die von den Langobarden entrissenen Besitzungen dem Papste zurück und übertrug sie dem heiligen Petrus, der Kirche und dem Staate der Römer. Indem der Papst sie erhielt, handelte er tatsächlich als Vertreter des Reichs und der Kirche. Blieb auch in Rom das Verhältnis zum oströmischen Kaiser bis zu dem Grade ungelöst, daß man dort noch bis 772 nach den Regierungsjahren desselben zählte, so war die Wendung vor-

bereitet. Karl der Große nahm 774 die Würde eines Königs der Langobarden an, erneuerte seines Vaters Schenkung, war Patrizius von Rom und tatsächlich dessen Oberherr. Ihm setzte Papst Leo III. am Weihnachtstage des Jahres 800 in der Peterskirche die Kaiserkrone auf, das Volk jubelte ihm zu, der Papst adorierte ihn, wie das den Kaisern gegenüber althergebracht war.

Wir wollen hier nicht näher eingehen in die Ideen, welche die Zeitgenossen hatten, übergehen den Wechsel in der Kaiserwürde, die seit Kaiser Otto I. im Jahre 962 für die ganze Folgezeit mit der deutschen Königskrone vereint blieb, wir begnügen uns, das Wesen des Kaisertums selbst zu beleuchten, wie es die Geschichte zeigt.

Die Kaiserkrone setzte notwendig voraus die Herrschaft über Italien, wenn sie kein bloßer Titel sein sollte. Mit dieser hing sie zusammen, diese schien ihre Grundlage zu sein. So sah es nicht bloß Karl an, sondern auch nach ihm wurden jene Karolinger als Erben des Kaisertums betrachtet, die Könige Italiens waren. Und erst als Otto der Große diese Würde erlangt hatte, ward ihm die kaiserliche. Die Sorge um Italien, die Ordnung der dortigen Verhältnisse galt als Hauptaufgabe der Könige aus dem sächsischen, salischen und hohenstaufischen Hause. Das deutsche Königreich hatte unter den Ottonen stets zugenommen, nach der Wiedererwerbung Burgunds einen Umfang, der schon allein für einen Herrscher zu groß war. Es war vollends unmöglich, dieses Reich und Italien zugleich zu regieren. Die innere Umgestaltung in der Verfassung des deutschen Staatswesens durch die Ausbildung des Lehnswesens, die Neubildung des Adels, die Scheidung der Stände, das Zurücktreten der Volksrechte fällt in dieselben Zeiten und unter dieselben Kaiser, die, von der Kaiseridee erfüllt, unausgesetzt mit den Angelegenheiten Roms und Italiens beschäftigt waren. Die notwendige Folge, die auch eingetreten ist, war die Schwächung der Macht des deutschen Königs. Jeder Aufenthalt in Italien stärkte die Macht der Großen, schwächte die königliche. Der König war angewiesen auf den guten Willen seiner Grafen und Herzöge von dem Augenblicke an, wo er neben die Aufgabe des Königs oder gar über diese eine außerdeutsche stellte. Als König mußte er dahin streben, im ganzen Reiche rechtlich und tatsächlich der Oberherr zu bleiben, die mit der Wahrung seiner Rechte betrauten Personen als Beamte zu erhalten und zu leiten, die Freiheiten und Rechte des ganzen Volkes zu schützen und zu festigen. Von dem Momente an war das unmöglich, wo er neben dieser Sorge fernliegende hatte. Denn die Keime der Zersetzung des alten Staats waren schon unter Karl dem Großen gelegt, ihre Entfaltung zu hindern forderte die Uebung einer starken Macht im Reiche.

Das Kaisertum stellte an den König Anforderungen und brachte Verbindungen und Verwicklungen hervor, die vor allem die nächsten Dinge übersehen ließen. Wollte der Kaiser stete Hilfe haben, so mußte er den Besitzstand seiner großen Beamten anerkennen. Mit dem Erblichwerden der Aemter trat eine ganze Reihe von Entwicklungen ein, die zur Umgestaltung des Staatswesens

führten und den Erfolg hatten, daß an die Stelle des Untertanenverbandes, der nach dem Gesetze alle dem Könige zur Treue verpflichtete, das Lehnsband trat. Als dieses dazu geführt hatte, daß der Rechtsgrund für die Befugnisse und Pflichten des Königs und der Vasallen nicht im Gesetze, sondern in einem besonderen Treuversprechen zufolge eines Vertrages gesucht wurde, war der Zerfall des deutschen Königtums angebahnt. Die Auflösung des einheitlichen Staates in eine Unzahl von Territorien, deren es zuletzt 266 mit Reichsstandschaft, einschließlich der 51 Reichsstädte gab, wozu noch 1520 reichsritterschaftliche Gebiete und 8 Reichsdörfer kommen, — die Ohnmacht des Königs — der klägliche Zustand des Reichsjustiz-, -finanz- und -heerwesens — die Untertänigkeit der Volksmasse unter der Patrimonialgewalt — das sind die Wirkungen, die das alte Kaisertum wesentlich mit hervorgerufen hat. Wenn sie sofort hier zusammengestellt werden, ist gleichwohl darauf hinzuweisen, daß, wie überhaupt im Leben des Volkes alle Ursachen in Verbindung miteinander wirken, die nunmehr zu besprechenden Entwicklungen einen gleichen Anteil am Resultate haben.

Das Kaisertum hatte zur notwendigen Folge die engste Verbindung mit dem römischen Papste. Sah auch der große Karl im Papste nur seinen ersten Metropoliten, leitete auch er das Kaisertum nicht von ihm ab, wie der Umstand beweist, daß er selbst seinem Sohne Ludwig zu Aachen die Kaiserkrone aufsetzte: so wurde die Anschauung eine andre im Laufe der Zeit. Die Kaiser- und Königskrone galten als untrennbar verbunden; der deutsche König allein hatte den Anspruch auf die Kaiserkrone. Wir können dahingestellt sein lassen, inwieweit die Päpste verhinderten, daß die Erblichkeit der Königswürde anerkannt wurde, weil die beiden ältesten Königshäuser der Sachsen und Salier ausstarben; daß es den Hohenstaufen nicht gelang, die Krone erblich zu machen, ist unbestreitbar vorzugsweise das Werk der Päpste. Die Verbindung beider Kronen führte zu weiterem. Wohl hatten die deutschen Fürsten das alleinige Recht, den König zu wählen, galt dessen Gewalt als eine unmittelbare, von Gott übertragene. Aber — so argumentierte Innozenz III., der größte Papst — kann ich auch nur den deutschen König zum Kaiser krönen, es muß mir freistehen, zu prüfen, ob jener dessen würdig ist. Hierin lag ein Grund der Einmischung in die Wahl, mehr noch der Verweigerung der Kaiserkrone. Und die Geschichte lehrt uns, daß die heftigsten Kämpfe unter Heinrich IV., Friedrich I. und so weiter mit diesem Punkte zusammenhingen. Das Kaisertum war keine nationale Gewalt, sondern eine universale. Als Otto der Große es wiedergewann, hatten die Päpste es längst in Theorie und Tat durchgesetzt, daß sie als das geistliche Haupt der ganzen abendländischen Christenheit dastanden. Ihre geistliche Universalgewalt stützten sie auf direkte Nachfolge in dem Primat des Apostels Petrus, dem Christus die volle und unbeschränkte Leitung seiner Kirche übertragen habe. Dem Papste — so argumentieren alle Päpste seit dem achten Jahrhundert — ist als Stellvertreter Gottes alle Gewalt gegeben; er selbst aber soll unmittelbar nur die geistliche üben, die weltliche übt kraft seiner Uebertragung der Kaiser; beide Schwerter, das geistliche und weltliche, haben eine Quelle, ein

Ziel, deshalb ist das weltliche zu ziehen, um das geistliche zu stützen. Stand somit der Kaiser in der Kirche als die erste Person nach dem Papste, mußte er durch die Weihe und Salbung die königliche und kaiserliche Gewalt erwerben, der Erfolg war ein ungleicher. Was geistliche Sache sei, das bestimmte der Papst mit dem Klerus; diesem stand es zu, in seinen Kreis zu ziehen, was ihm beliebte, dem Staate blieb nur übrig, was der Klerus ihm ließ. Die Folge war, daß die Kultur, im weitesten Sinne von der Aufgabe des Staats ausgeschlossen, dem Klerus allein zufiel und von diesem bei der geistigen Richtung des Mittelalters einseitig gepflegt und nur seinen Interessen dienstbar gemacht wurde. Die Bildung des Volks, die Pflege des Armenwesens, die Sanitätspflege, die Ehegesetzgebung und vieles andre fiel dem Klerus allein zu; eine vollständige Vermischung des Ethischen und Rechtlichen trat ein; was lediglich dem Gewissen anheimfällt, wurde zum Rechtlichen erhoben. So beherrschte das geistliche Recht die Volkswirtschaft. Durch die Lehre und Gesetzgebung über den Wucher bewirkte man, daß sich der rechtliche Verkehr in Bahnen festsetzte, die jede Entwicklung eines freien Bauernstandes unmöglich machten und eine freie Bewegung für Handel, Gewerbe nur dort ermöglichten, wo man früh mit dem Klerus brach, in den Städten. Der Glaube ward zur rechtlichen Sache gemacht. Die Ketzerverfolgungen, später die Hexenprozesse waren notwendige Ergebnisse einer Gestaltung, die in einseitiger Richtung zwischen dem Realen und dem durch eine religiöse Phantasie Erdachten nicht schied.

Von selbst nahm der Klerus im Reiche eine gänzlich unabhängige Stellung ein. Sein Haupt war nur der Papst. Um dies zu erreichen, hatte Gregor VII. mit Heinrich IV., als Vertreter des Staats, den Kampf begonnen, als dessen nächster Anlaß die Reform des Klerus genommen wurde. Es sollte die Besetzung der geistlichen Stellen erlöst werden von den vorgekommenen Bestechungen, der Simonie. Aber das eigentliche Ziel war die völlige, totale Befreiung des Klerus von aller Laiengewalt. Diese gelang. Der Kaiser verlor 1122 das Recht, die Bischöfe und Aebte des Reiches einzusetzen, deren Wahl kam an die Kapitel und Konvente. Diese Geistlichen blieben aber Landesherren. Der Kaiser mußte sich somit gefallen lassen, daß über achtzig Fürsten ohne sein Zutun zur Regierung gelangten. Nachdem dann am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die päpstliche Bestätigung aller Bischöfe durchgesetzt war, standen im Reiche die geistlichen Fürsten unabhängig vom Kaiser, in voller Abhängigkeit vom Papste. Unter ihrer Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit stand der ganze Klerus, das ganze unermeßliche Kirchengut, die gesamten Ordenspersonen beiderlei Geschlechts. So gab es im Reiche einen geistlichen Staat, der allenthalben den weltlichen durchbrach und diesen nirgends dazu kommen ließ, seiner Aufgabe gerecht zu werden.

An diese geistlichen Machthaber lehnten sich die weltlichen Landesherren, der Adel, der es fertig brachte, die Bischofssitze und Kapitelstellen so ausschließlich zu besetzen, daß die Ausnahmen seit dem elften Jahrhundert spärliche sind. Daß diese Entwicklung ihren letzten Halt im Kaisertume hat, wird sich noch weiter

zeigen. Hier möge als Beweis die Tatsache angeführt werden, daß in Frankreich trotz des Lehnswesens und wesentlich gleicher Rechtsentwicklung die königliche Macht umgekehrt immer höher stieg, der Staat Herr blieb, daß es den Päpsten niemals gelang, auf die Dauer in Frankreich, England, Spanien und so weiter Volk und Stände gegen den König zu bewaffnen, daß nirgend in dem Umfange wie in Deutschland der Klerus weltliche Rechte übte, daß selbst in deutschen Landen, in Oesterreich, Böhmen, Brandenburg, die Bischöfe unter dem Landesherrn standen. Darin liegt ein Hauptgrund, weshalb der Staat dort früh zur wirklichen Macht gelangte.

Das Kaisertum mit seinem Anspruche auf eine Weltmacht, mit seiner Idee des dominium mundi, mit seiner notwendigen Voraussetzung der Herrschaft über Rom und Italien führte zu Konflikten mit den Päpsten, deren oberste und wichtigste Sorge seit Hadrian I. (772) der Kirchenstaat war. Der Schöpfer und Verleiher der Kaisermacht konnte auf die Dauer nicht Untergebener seines Geschöpfs sein. Das Papsttum siegte. Von dem Momente an, wo Gregor VII. (1076, 1080, 1081, 1084) Heinrich IV. zu bannen, des Reiches zu entsetzen, seine Untergebenen des Eides der Treue zu entbinden wagen konnte, deutsche Fürsten auf des Papstes Machtspruch hin sich zur Wahl eines Gegenkönigs verstanden, war es um den Nimbus der Kaisermacht geschehen, die königliche in ihrer tiefsten Grundlage vernichtet. Was Gregor begonnen, setzten seine Nachfolger fort. Alexander III. verfuhr gerade so gegen Friedrich I. (1168), Innozenz III. gegen Otto IV. (1210), Gregor IX. gegen Friedrich II. (1239), Innozenz IV. gegen denselben (1254) und so weiter. Nur in der Kaiserwürde und ihrer Verbindung mit der deutschen Königskrone ist der Grund davon zu suchen, daß die Päpste mit Erfolg solches wagen durften. Denn das Königtum war seines nationalen Charakters verlustig geworden; die Kaiser selbst hatten das Kaisertum als das höhere angesehen. Schon Karl begann von ihm eine neue Aera zu datieren, ließ sich einen neuen Treueid schwören; Otto II. und Otto III. hatten das Kaisertum als das einzige Objekt ihrer Sorge betrachtet. Mit ihm stehen die Ideen in Verbindung, die der ersten Hälfte des Mittelalters ihren Charakter aufprägen: die Kreuzzüge, die Wiedervereinigung der Christenheit unter einem Oberherrn, das Vorherrschen des Geistlichen und so weiter. Wo das Königtum national geblieben war, in Frankreich und England, verhallte der päpstliche Bann und die Entbindung der Völker vom Eide der Treue. Ja umgekehrt wurde das Papsttum dem französischen Königtum in dem Augenblicke dienstbar, als Bonifaz VIII., um gegen Philipp August den letzten Trumpf auszuspielen, als Dogma verkündigt hatte, das weltliche Schwert sei zu zücken nach dem Winke und der Zulassung des Priesters, und „es sei jeglicher menschlichen Kreatur zum Seelenheil nötig, dem römischen Papste unterworfen zu sein".

Das Kaisertum führte zu den steten Zügen nach Italien, hatte zur Folge, daß auch dort in jeder Stadt und jedem Lande der Gegensatz entbrannte. Päpstlich oder welfisch, kaiserlich oder ghibellinisch waren die Stichworte. Wie dort, so war es in Deutschland und ist es heute. Wer dem Staate sein volles

und ganzes Recht geben will, der muß die Anmaßung jeder fremden Gewalt bekämpfen, mag sie vom Papste oder einem fremden Staate ausgehen. Und wie man in alter Zeit den Klerus um deswillen als ultramontan bezeichnete, weil er ultra montes, jenseits der Berge, da die Kirche und der Klerus nach römischem Rechte lebte, sein Domizil habe, so bezeichnet man heute mit Recht den als ultramontan, der Rom irgendwelches Recht zuspricht, in die Sphäre des Staats einzugreifen, Roms Gesetze für unsre Staats- und Gesellschaftsentwicklung als maßgebend zu erklären.

Das Kaisertum ist die Veranlassung, daß zuerst die Volksmasse aufgeboten wurde gegen die Besitzenden. Gregor VII. entfesselte, um zu siegen, nicht bloß den Nationalhaß gegen die Deutschen, sondern rief den Pöbel zum Helfer auf gegen alle, die zum Kaiser hielten: Fürsten, Bischöfe, Vasallen. So wurde die größte Idee, die das Mittelalter erzeugte, zugleich die Veranlassung zur Zersetzung der Gesellschaft. Die ganze Entwicklung des Mittelalters trägt dies Gepräge. Fast ausnahmslos sind alle politischen Umgestaltungen gewaltsame, in den Städten, auf dem Lande, in den Territorien, in der Kirche.

Das Kaisertum erschien als die erste weltliche Macht, mit einer gewissen Hoheit über alle christlichen Fürsten des Okzidents. Es hat Zeiten gegeben, wo sich diese geltend machte, das Wort des Kaisers entschied. Nachdem diese verschwunden, die Kaisermacht geschwächt dastand, mußte mit Notwendigkeit ein Rückschlag auf die königliche eintreten. Jenes Kaisertum konnte in der Tat nach seiner Geschichte und Idee, besonders bei der Entwicklung im deutschen Reiche und des Kirchenstaats nur ein Wahlkaisertum sein. So ward, wie schon gesagt, leicht auch das Königtum zum Wahlkönigtum gemacht. Da hing es vom Zufalle ab, ob die Fürsten einen Mächtigen wählten. Der Nimbus des Kaisertums und ihre große Hausmacht ließ die Kaiser von Otto I. bis auf die Hohenstaufen vergessen, daß das Reich eigner Macht bedürfe. Immerwährende Belehnungen, unzählige Schenkungen, Dotationen, Stiftungen von Bistümern, Klöstern und so weiter hatten den königlichen Besitz allmählich bis zu dem Grade aufgezehrt, daß er keine Unterlage einer realen Macht bilden konnte. Und was blieb dem Könige übrig, wollte er nicht ohnmächtig dastehen, als den Fürsten ein Recht nach dem andern zu gewähren? Während des erbitterten Kampfes zwischen Friedrich II. und dem Papste gab der König den letzten Rest wirklicher Macht im Innern auf. Alsbald sehen wir bei den Fürsten nur das Streben, zum Könige einen ungefährlichen Herrn zu wählen, beim Könige als Ziel die Vermehrung nicht der königlichen, nein, der Hausmacht. Das deutsche Königtum, unter dem Kaisertum vernichtet, hat seit Rudolf von Habsburg nur ein dynastisches Interesse. Das Kaisertum diente nur als Mittel, diesem zu frönen. Karl IV. benutzte es insbesondere, um selbst diejenige Oberhoheit aufzugeben, die seinen Glanz noch erhalten konnte, indem er dem deutschen Königtum ein mächtigeres böhmisches entgegenzustellen strebte, die Hoheit über Arelat, Burgund und so weiter völlig aufgab. Wohin es gekommen war, lehrt ein Brief des Königs Sigismund vom 30. Januar 1412, worin er schreibt, daß die

gesamten unmittelbaren königlichen Einkünfte des Jahres nur 13000 Gulden betrugen.

Wir dürfen sagen: Das Kaisertum, so großartig, anziehend und gewinnend seine Idee gewesen ist, für Deutschland war es politisch ein Unglück. Es hatte zur Folge: die Schwächung der Königsmacht, deren Aufgabe vor der höheren des Kaisers zurücktrat, deren Glanz vor ihr erblaßte, deren Rechte man gering achtete. Wohl standen die Könige stark und mächtig, solange die Ideen, auf denen das Kaisertum und die Staatsentwicklung in Deutschland ruhten, stark waren: die volle und unbedingte Lehnstreue, das Bewußtsein, vom Kaiser rühre alle Gewalt her. Nachdem aber das Kaisertum in seiner Machtstellung von den Päpsten vernichtet worden, die Fürsten infolge der Erblichkeit ihres Besitzes sich nur als Herren, nicht mehr als Untertanen fühlten, war der König von ihnen abhängig geworden. Die Idee der Uebertragung der Kaisermacht durch den Papst fiel zurück auf das Königtum. Mit der Wahl des Königs durch die Fürsten bildete sich das Königtum zu einer Macht um, deren Träger eine Aristokratie ward, die, vom Könige unabhängig, schon im Jahre 1076 wagte, ihn abzusetzen und einen Gegenkönig zu wählen. Wie in der Kirche jegliches Recht der Gemeinden verschwunden, alle Gewalt an die Prälaten und zuletzt an den Papst gekommen war, so verlor im Reiche das Volk jegliches politische Recht. Aber nicht des Königs Macht wurde dadurch erhöht, sondern die der Fürsten, weil die Päpste diesen beistanden, um zu verhüten, daß neben ihrer geistlichen Alleingewalt sich eine weltliche bildete. Durch das Kaisertum ist der deutsche König in alle Händel verwickelt worden mit fremden Nationen, mußte unser Volk jahrhundertelang in Italien sein bestes Herzblut opfern, Hunderttausende hingeben, um Ideen zu verfolgen, die ihm fern lagen. Der mit dem Kaisertum untrennlich verbundene Schutz der römischen Kirche und des päpstlichen Stuhles ist der Ruin des deutschen Königtums geworden; er hat es weder im Mittelalter noch im sechzehnten Jahrhundert noch in der Neuzeit zu einer nationalen Erhebung und Einigung Deutschlands kommen lassen. Erst als jener Macht, die seit 1520 die Kaiserwürde mit einer Ausnahme behauptete und, soviel sie vermochte, an den alten Traditionen festhielt, in den Herrschern von Brandenburg eine Macht gegenübergetreten war, deren Streben ein national-deutsches war, konnte ein Ziel ermöglicht werden, das in unsern Tagen erreicht ist: ein Deutsches Reich mit dem Könige von Preußen als Erbkaiser, der nicht in der Einmischung in fremde Angelegenheiten, nicht in der Unterwerfung der Völker unter Rom, nicht in einer dynastischen Politik seine Aufgabe sieht, sondern als Kaiser ein Reich regiert, in dem das ganze große Volk zu seinem vollen politischen Rechte in einem Umfange gelangt ist, wie in keinem andern Lande.

Und dennoch wäre es ungerecht, über dem, was das Kaisertum uns geschadet, zu vergessen, was wir ihm verdanken in sozialer Beziehung.

Die Grundidee des Kaisertums war eine universale, kosmopolitische, keine enge nationale. Indem sie die Gesellschaft jahrhundertelang beherrschte, war die Möglichkeit gegeben, sich vor einseitig nationaler Ausbildung zu wahren, das

Gute herzunehmen, wo immer man es fand. Das zeigt sich zunächst auf dem Rechtsgebiete. Lebte der Klerus und die Kirche schon im fränkischen Reiche nach römischem Rechte als dem Rechte seiner kirchlichen Heimat, so brachte das Kaisertum ein gleiches hervor infolge der Stellung Roms. Das römische Recht war im ganzen Mittelalter insoweit ein in Deutschland geltendes. Gleichzeitig aber nahm die Kirche aus dem deutschen Rechte eine Fülle von Sätzen und Instituten in ihr Recht auf. Die Geltung des Kirchenrechts für ein weites Feld verschaffte diesen praktische Anwendbarkeit in allen christlichen Staaten. Dadurch bildete sich nicht bloß eine gewisse Gleichförmigkeit der kirchlichen Rechtsverhältnisse aus, sondern auch der auf ihnen ruhenden sozialen: Eherecht, Stellung des Klerus, Ansichten über Verbrechen, Rechtssätze über Stiftungen und so weiter. Wurde auf solche Art trotz der nationalen Verschiedenheit eine teilweise Gleichmäßigkeit der christlichen Gesellschaft herbeigeführt, so bewirkte die Idee des Kaisertums, das als die okzidentalische Welthoheit galt, in den Zeiten seiner Größe, die zugleich die der inneren Bildung und Ausgestaltung der Gesellschaft und der Staaten waren, in Verbindung mit der einheitlichen kirchlichen Gewalt eine gemeinsame Grundlage der sozialen und rechtlichen Bildung. Das Rittertum, gewisse Grundsätze über das Recht der Fehde, über Friede und Friedensbruch, die Anschauungen über den Einfluß der Geburt, der Adel, das alles sind Dinge von unermeßlichem Einflusse gewesen. Durch die Verbindung, in der Italien zu Deutschland stand, die Hoheit über Burgund, das Verhältnis des Kaisers zu den Königen von Frankreich, England und so weiter trat früh eine nähere Berührung der Völker ein. Der Handel des Mittelalters ist in der Tat ein Welthandel. In Deutschland nahm man auf, was sich in Italien bewährt hatte; die Gilden, der Wechsel, das Handelsrecht und andres sind Dinge, die ohne staatliche Satzung überall Bedeutung erlangten. Weil das Kaisertum die königliche Macht nicht zur vollen Entfaltung gelangen ließ, das Königtum aber zugleich, solange es noch Kraft besaß, die Fürsten verhinderte, in ihren Territorien alle staatliche Gewalt an sich zu nehmen, gestaltete sich die Rechtsentwicklung höchst eigentümlich. Sie fiel recht eigentlich der Gewohnheit, der Uebung im Kreise der Genossen anheim. Was diese kannten, was ihnen zu passen schien, wurde gesetzt, mochte seine Quelle eine Rechtsquelle, ein Schriftsteller, die Bibel oder das eigne Verständnis sein. So zeigt sich uns die merkwürdige Erscheinung, daß das römische Recht, das Privatrecht eines ausgestorbenen Volks und verschwundenen Staats, geltendes Recht in Deutschland wurde. Wohl entstand eine Mannigfaltigkeit der Rechte, die auf den ersten Blick wunderbar und zugleich verwirrend erscheint, aber dennoch höchst wohltätig geworden ist. Denn ihr ist zu danken, daß sich die deutsche Individualität in allen Gauen bis ins kleinste ausbilden, einen Reichtum der Sätze und Formen ausgestalten konnte, wie ihn kein Land der Welt aufzuweisen hat. Und dennoch blieb auch in dieser Buntschneckigkeit ein gemeinsamer Geist. Denn ebenderselben Strömung, welche die Universalität der Kirche und des Kaisertums erzeugte, ist es zu danken, daß die geistige Bildung Gemeingut der abendländischen christlichen Nationen wurde.

Wie die lateinische Sprache die Sprache der Kirche war, so war sie die Sprache des Kaisertums, in Wirklichkeit keine tote, sondern eine lebende. Was im Mittelalter an geistigen Werken geschaffen wurde, war Gemeingut. Trotz aller Spaltungen und Sprachverschiedenheit waren die Universitäten seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts Weltanstalten; wer auf einer die Lehrbefähigung erlangte, konnte überall, in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland, lehren. Auch dadurch blieb eine höchst wirksame Gemeinsamkeit bestehen. Solange die Idee des Kaisertums noch einen Halt hatte, sehen wir die großen Gegensätze schlummern, die seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hervortraten. Das Mittelalter weist allerdings kaum ein Dezennium auf, in dem nicht Kriege stattfanden; aber was wir seit dem sechzehnten Jahrhundert gesehen, das ist ihm fremd. Und wer wollte verkennen, daß die herrlichste Frucht des deutschen Mittelalters, der wir die neuere Entwicklung zum großen Teile verdanken, unser wunderschönes Städtewesen, unser herrliches Bürgertum, das allein Zustände verhinderte, wie sie andre Länder aufweisen, das bisher alle eigentlich sozialen Revolutionen von uns ferngehalten hat, nur möglich geworden ist durch die Staatsbildung und die Rechtsbildung des Mittelalters? Wer möchte verkennen, daß für unsre Zeit dem Neubilden und Ausgestalten des öffentlichen Rechts, des Privatrechts, aller Verhältnisse auf dem Gebiete des Verkehrs voller Raum dadurch gelassen worden, daß der deutsche Staat die ganze Bildung nicht in steife Formen bannte? Der Einfluß des Kaisertums war es, der deutschen Geist und deutsches Wesen hinaustrug weit über die Grenzen des deutschen Königtums, die slawischen Völker von der Ostsee bis zur Adria so durchsetzte, daß sie wohl ihre Sprache zum Teil beibehalten haben, aber trotzdem in der Kultur deutsch sind. Das Kaisertum ist es, dem wir zu danken haben, daß das germanische Wesen dem ganzen Mittelalter sein Gepräge aufdrückt. Erst als das Kaisertum ohnmächtig geworden, konnte Frankreich tonangebend werden.

Seien wir gerecht. Wir erkennen an, daß politisch das Kaisertum eine starke, einheitliche deutsche Staatsbildung verhindert hat; wir wollen aber nicht vergessen, daß die Zeiten der Kaisergröße, der Ottonen, Salier und Hohenstaufen zu den größten und schönsten zählen, die unsre Geschichte aufweist, daß wir durch das Kaisertum jahrhundertelang eine Weltmacht waren, daß kein Volk auf allen Gebieten des Lebens mehr zur Bildung der Menschheit beigetragen hat als das unsre, daß die wunderbaren Erzeugnisse unsrer mittelalterlichen Kunst in Worten, Bauwerken und in andern Formen von den Ideen getragen sind, die jene Zeiten belebten.

Die Voraussetzungen und Grundlagen des alten Kaisertums sind gefallen: die kirchliche Einheit des Abendlandes ist auf so lange verschwunden, bis die Einsicht allgemein geworden sein wird, daß es nicht Aufgabe der Kirche sei, den Glauben und die Moral als unzertrennlich zu betrachten mit einem Rechtsgebäude, das auf der falschen Basis ruht, der Klerus habe durch den römischen Papst die Welt zu regieren und eine andre Aufgabe als die geistlichen Segnungen in Wort und Handlung zu vermitteln; die Nationalität ist zu ihrem anerkannten

Rechte gelangt, die wesentliche Unterlage des Staats zu sein; die Gemeinsamkeit und Bildung der christlichen Völker ist bis zu einem Grade vorangeschritten, wo keine Gefahr droht, die eigenartige Gestaltung werde das einzelne isolieren und in Barbarei zurücksinken lassen; das Volk ist in sein Recht, mitzuraten und zu beschließen, wo es sich handelt um sein Gut und Blut, nach tausendjähriger Entbehrung wieder eingesetzt. Wenn nun in einem Momente, wo das deutsche Volk so hoch stand wie je, wo jener Staat, der sein altes Reich zertrümmert hat, ohnmächtig in einem todesähnlichen Zucken lag, in jenem französischen Königsschlosse, von dem aus so mancher Deutschland mit Schmach überhäufende Akt ausging, nachdem das zweite französische Kaiserreich und mit ihm die Anmaßung auf eine Beherrschung des Kontinents kläglich zugrunde gegangen, die deutsche Kaiserwürde in der erhabenen Person des Preußenkönigs Wilhelm aufs neue erstand, so ist dies Kaisertum keine Fortsetzung des alten. Unser heutiges deutsches Kaisertum ist nur insofern eine Wiederanknüpfung an das alte, als der Name und die Würde des Kaisers mit Recht gewählt wurden für das Oberhaupt eines Volkes, dessen Herrscher ihn tausend Jahre lang trugen, weil sie das weltliche Haupt des christlichen Abendlandes waren. Er ist mit Fug und Recht gewählt worden für den König, der über allen deutschen Fürsten steht; er paßte allein für einen unauflöslichen Bund von Staaten, deren Geschichte man nicht begraben, deren mit dem Ganzen verträgliche Sonderstellung man nicht antasten wollte, weil man nur den mit diesem Namen und mit dieser Würde Geschmückten, den König wie Fürst jedes deutschen Landes bereitwillig als Oberherrn anerkennen konnten, weil das ganze deutsche Volk im Norden und Süden, im Osten und Westen nur im Kaiser den Hort und Schutz aller Rechte zu erblicken vermag. Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Königs von Preußen, dessen Zepter die alte Kaiserstadt Aachen wie die Wahlstadt Frankfurt gehorcht, dessen Geschlecht im Lande der Hohenstaufen seine Wiege hatte und dessen Reich die Sitze der Ottonen und Salier umfaßt, sie bürgt dafür, daß das neue Kaiserreich ein deutsches ist, ein nationales, nicht vom fremden Machthaber geschaffenes. Und so können wir mit Wohlwollen anerkennen, was das alte Großes geschaffen, mit Aufrichtigkeit bekennen, was es uns geschadet. Denn der Glanz und die Ehre, die es dem deutschen Volke in der Altväterzeit gebracht, sie müssen uns antreiben, fest und treu zu stehen in guten wie in bösen Tagen zum Deutschen Kaiser, zum Deutschen Reich.

Odysseus

Charakterskizze

von

Heloise v. Beaulieu (Hannover)

Ein kleiner halblederner Band fiel mir heute in die Hände, ein Band mit abgestoßenen Ecken und abgegriffenen Seiten, der andern Generationen schon gedient: des alten Homer Erzählung von den Irrfahrten des Odysseus. Doch während ich darin blättere, ersteht nicht vor meinen Augen die sehnige Gestalt, das schöngelockte Haupt des Laertiden mit dem verschlagenen Sinn und dem heimatdurstigen Herzen — ich sehe vor mir eine hagere, etwas gebeugte Gestalt, ein längliches blasses Gesicht mit hoher Stirn, die ergrauendes Haar umrahmt, Lippen, die ein wohlwollendes, aber unsicheres Lächeln umspielt, Augen von etwas nebelhaftem Blau, einem Blau, wie es ferne Gebirgszüge haben an warmen Sommernachmittagen — — —

Guter Odysseus Gerichtel, auch du hast heimgefunden nach langer Irrfahrt, eine Zeitungsnotiz hat es mir zufällig verraten. Doch erst, als deine Lebensflamme schon längere Zeit erloschen, sanft und schmerzlos, wie ich hoffe.

Ich wollte, ich geböte über ein andres Material als Papier und Feder. Feine, zarte Farben, ein feiner, zarter Pinsel und ein Elfenbeinplättchen — das wäre das Rechte. Und eine feine, zarte Seele, um die Hand zu führen. Denn ich möchte gerne, daß andre dich so sähen, wie ich dich gesehen habe, und dir etwas Teilnahme schenkten.

— — In einem kleinen Badeorte lernte ich Odysseus kennen. Er fiel mir auf zwischen all den Table d'hote-Gesichtern mit seinen nebelblauen Augen und zarten Schläfen. Es lag so viel schüchterne Verbindlichkeit in seinem Benehmen gegen die Tischnachbarn; er sprach sehr wenig, nahm aber die banalsten Bemerkungen mit aufmerksamer Artigkeit auf und lauschte immer mit teilnehmendem Lächeln nach der Seite hin, wo gesprochen wurde. Ich hatte das Gefühl, daß er beständig von zwei Impulsen, Wohlwollen und Schüchternheit, hin und her gezogen wurde, und daß er sich nicht behaglich fühlte an dieser großen Wirtstafel.

Dieses Sich-unbehaglich-Fühlen schien mir besonders in einer unbewußten Geste zum Ausdruck zu kommen: beständig zupfte er an seinen Manschetten, die doch ganz korrekt saßen, gerade, als ob ihn seine Hände genierten, die allerdings sehr lang waren, aber weiß und feingegliedert. Sie waren auffallend unsicher im Zufassen und hatten etwas Hilfloses, Aengstliches, verrieten einen gänzlichen Mangel an Selbstvertrauen. Vielleicht strebte er deshalb unbewußt, sie zu verbergen — weil sie gar so indiskret waren.

Diese Aengstlichkeit im Zufassen verursachte eines Mittags eine kleine Katastrophe: Er ließ eine Sauciere, die er weitergeben sollte, auf den Tisch

fallen, und ein brauner See ergoß sich über das Tischtuch. Solche kleine Unfälle ereignen sich immer hin und wieder; einen Augenblick sieht alles hin, und dieser und jener fühlt sich zu einem kleinen Witz veranlaßt, aber die Kellner haben im Nu den Schaden beseitigt, und im nächsten Augenblick ist er vergessen. So auch hier. Nur der Urheber konnte nicht darüber wegkommen; er stammelte Entschuldigungen gegen die Nachbarn und gegen den Kellner; sein blasses Gesicht wurde purpurn, und in seinen Augen war ein Entsetzen, als ob er ein kostbares Museumsstück zerbrochen hätte. Dabei bemühte er sich krampfhaft, unbefangen zu lächeln, aber seine Lippen zitterten, als ob er mit Weinen kämpfte, und er zupfte heftig an seinen Manschetten. Zu meinem Aerger benahm die neben ihm sitzende Dame sich ganz albern, rieb mit Geflissentlichkeit an ein paar kleinen Fleckchen, die auf ihr kariertes Wollkleid gespritzt, als ob ihr ein Festgewand verdorben wäre.

Er tat mir unsäglich leid, aber ich hütete mich, es zu zeigen.

Am nächsten Tage fehlte er am Tische. Ich befragte den Kellner, der sagte, es wäre dem Herrn zu laut im Saale, er wollte im Freien speisen. Niemand wäre wohl darauf gekommen, sein Fernbleiben mit dem kleinen Unfall bei Tisch in Verbindung zu bringen, nur ich ahnte so etwas. Ich dachte an die hilflose Beschämtheit seiner Hände.

Am Nachmittage begegnete ich ihm im Walde. Er stand vor einem Ameisenhügel, neben ihm stand sein Hund. Beide waren vertieft in Beobachtung.

Der Hund war so häßlich, wie ein Hund nur sein kann; von grotesker Rasseverwirrung. Aber eine gute Seele. Wir kannten uns schon, und er kam wedelnd zu mir. Ich streichelte und lobte ihn, und sein Herr machte mir eine verbindliche Verbeugung. Auf seinem Gesicht lag die geschmeichelte Gerührtheit aller guten Herren, wenn man freundlich zu ihrem Hunde ist.

Ein Hund ist eine gute Brücke von einem Menschen zum andern über die Wasser der Konvention.

„Wie heißt er eigentlich?" fragte ich.

„Schnauzel — ganz einfach Schnauzel."

„Ein sehr guter Name."

„Wenigstens nicht kompromittierend für seinen Träger. Ein Name ohne Ansprüche. Vielleicht hätte ich ihn Argos nennen können —"

Ich sah ihn fragend an.

„Oder Pluto, oder Cäsar, oder Fidus," setzte er hastig hinzu.

„O, Schnauzel ist ausgezeichnet," versicherte ich. „Ich finde, die einfachen, anspruchslosen Namen sind die besten."

„Ja, da haben Sie wahrhaftig recht." Er sagte das mit so sonderbarer Betonung, daß ich, um abzulenken, fragte, was ihn denn so lange vor dem Ameisenhügel festgehalten.

Da erzählte er mir von dem Leben und den Gewohnheiten der Ameisen und zeigte dabei ein so tiefes Verständnis der Tierpsychologie, das nicht allein

durch Beobachtung, sondern durch eingehende Studien erworben sein mußte, daß ich fragte: „Sie haben gewiß Naturwissenschaften studiert?“

„Ich habe mich viel damit beschäftigt,“ antwortete er ausweichend und zupfte an seinen Manschetten.

Wir sprachen noch ein weniges, dann trennten sich unsre Wege.

Aber in der Folge führten sie uns öfter zusammen. Der Hund bot den Vorwand, zwanglos unsern Sympathien zu folgen. Muß ich das Wort näher erklären? — Mir haben immer die Menschen Teilnahme eingeflößt, die aus Mangel an Ellbogenkraft vom Leben in die Ecke gedrückt worden sind, die Scheuen und die Zurückhaltenden, die Eigenbrödler und für sich Wandernden. Und er fühlte bei mir vielleicht, daß ich ihm nicht wehe tun werde, wenigstens nicht wissentlich.

So wurden wir mit der Zeit ganz befreundet. Zwar nahm er alle seine Mahlzeiten allein, aber draußen trafen wir uns täglich. Wir gehörten beide zu den Menschen, die gern wenig begangene Wege wählen und die nicht nach Zielen gehen, sondern nur aus Freude an der Natur, und die gern oft stehen bleiben, weil es gar so viel Wunderbares in der Natur zu sehen gibt, das die nie kennen lernen, die ein Touren-Namensverzeichnis mit nach Hause nehmen wollen.

Ich muß aber gestehen, daß ich eine neue Art des Sehens von ihm lernte. Ich hatte die Natur bisher nur als Farbenkomplex, Tonverbindung, Lichteffekt genossen, als einen Stimmungsauslöser. Ich hatte in einem Vogel nur eine geflügelte Stimme gesehen und in einer Blume einen goldenen oder purpurnen Fleck, um grüne und graubraune Flächen zu beleben; er lehrte mich ihrem Wesen und Leben nachzuforschen, das Besondere und Individuelle zu sehen. Und das nicht etwa in lehrhaftem Ton — eher wie verlegen, daß er alle diese Dinge wußte und ich nicht, ängstlich bemüht, sie möglichst beiläufig und einfach zu erwähnen. Manchmal verstummte er auch ganz, wie beschämt, und zupfte an seinen Manschetten, und erst meine Fragen veranlaßten ihn wieder zum Sprechen. Im ganzen merkte ich ihm aber doch an, daß es ihm Freude machte, sein Wissen einer empfänglichen Seele mitzuteilen. Und einmal fuhr mir's heraus: „Was für ein vorzüglicher Lehrer müßten Sie geworden sein! Gerade, weil Sie eigentlich gar nichts Lehrerhaftes haben. Sie haben das Genie der Veranschaulichung!“

Er errötete — ein junges Mädchen konnte nicht leichter erröten als dieser ältliche Mann — und sagte: „Ja, ich habe es auch einmal gedacht, es ist sogar einmal ein großer Wunsch von mir gewesen —“ Er brach ab. Es entstand wieder eine Lücke, in deren Leere ich doch einen bedeutungsvollen Inhalt ahnte. Aber ich wagte nicht, an Türen zu klopfen, die sich schlossen. Vielleicht, hoffte ich, würden sie sich mir noch einmal von selbst öffnen.

Wie scheu und hilflos er war der Welt gegenüber, von einer Mimosenhaftigkeit, die ans Komische streifte, mag der folgende kleine Umstand dartun.

Wir gingen eines Nachmittags — wie immer — zusammen, und er setzte

mir gerade die Besonderheiten der verschiedenen Spechtarten auseinander, als er plötzlich begann, an seinen Manschetten zu zupfen, ins Stocken kam und verlegen sagte: „Verzeihen Sie, aber ich muß umkehren. Auf Wiedersehen.“ Und er zog sich mit eiligen Schritten zurück.

Ganz verdutzt ging ich mechanisch weiter. Jetzt sah ich, daß ein paar Spaziergänger uns entgegenkamen, unter ihnen die Dame, die damals bei Tisch neben ihm gesessen, und zwar in demselben buntkarierten Kleide, ein Zeichen, daß der kleine Spritzer ihm nicht viel geschadet.

‚Wäre es möglich?‘ dachte ich. ‚Sollte der Anblick der karierten Dame ihm so peinlich sein, daß er vor ihr entflieht?‘

Ein wenig verstimmt kehrte ich bald um. Er war doch ein sehr komischer Kauz, mein neuer Freund. —

Am nächsten Tage kam er mit beschämter und bittender Miene auf mich zu. „Was müssen Sie gestern von mir gedacht haben! Ich habe mich sehr kopflos benommen, doch — es war stärker als ich. Ja, wenn Sie nicht wären, ich glaube, ich wäre schon längst von hier abgereist. Ich habe das sehr leicht, diesen Impuls, mich wegstecken zu mögen. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können.“

Ich wußte nicht, ob es nicht eine Impertinenz sei, ihm zu sagen, daß ich ihn sehr gut verstand — so wie ich ihn kannte.

„Es tut mir leid, daß ich mich nun auch vor Ihnen lächerlich gemacht habe,“ sagte er ganz traurig.

Ich sah ihn betroffen an. Der betrübte, resignierte Ton! Dieses „auch“! „Großer Gott,“ rief ich, „so tief ist Ihnen die Taktlosigkeit der karierten Dame gegangen! Sie sehen doch, das Karierte lebt noch — leider!“

„Ich dachte eben nicht an die karierte Dame,“ sagte er. „Sondern an alles — so im ganzen. — Sie sind sehr gut zu mir gewesen. Und Sie suchen die Menschen zu verstehen, aus ihrer eigentümlichen Veranlagung heraus, so wie ich die Ameisen und Bienen. Da Sie doch einmal so viel von mir wissen — und ich habe Ihnen oft Ihr schonendes Schweigen gedankt — will ich Ihnen selbst helfen, denn ich möchte von Ihnen nicht falsch verstanden werden. Sehen Sie,“ sagte er lächelnd, mit der Spitze seines Stockes leise an eine im Wege liegende Schnecke rührend, die sich eilig in ihr Haus zurückzog, „so hätte ich es auch oft gern gemacht, aber — ich hatte kein Haus. Jedes Tier hat die Hilfsmittel, die ihm im Daseinskampfe am besten dienen, nur bei den Menschen macht die Natur manchmal Versehen.“

Eine Moosbank stand am Wege. In einem gemeinsamen Impulse setzten wir uns nieder.

Mir war zumut wie jemandem, auf dessen Hand ein Schmetterling sich niederlassen will, und der bänglich den Atem anhält.

Ein unrechtes Wort konnte die scheue Seele sich wieder in sich zurückziehen lassen, die auf der Schwelle einer Enthüllung stand.

„Wissen Sie meinen Vornamen?“ fragte er ziemlich kurz.

„Nein!“ sagte ich erstaunt.

„Ich will ihn Ihnen sagen, und auch Sie werden lachen — wie alle. Ich heiße — Odysseus.“

Er schleuderte es mit verzweifelter Härte heraus und sah mich mit Herausforderung an, hinter der doch eine große Aengstlichkeit zitterte.

Aber ich lachte nicht.

„Sie sind gut,“ sagte er. „Sie nehmen sich zusammen. Manchmal denke ich, daß der Name an allem schuld ist. ‚Odysseus Gerschtel‘ — ja, ist das nicht Vorherbestimmung zur Lächerlichkeit? ‚Gerschtel‘ ist schlimm genug, aber ‚Odysseus‘ ist schlimmer. Es ist eine ganz unmögliche Verbindung. Dabei war mein Vater Philologe! Man soll seine Eltern ehren, aber ich finde, ein Vater hat nicht das Recht, sein wehrloses Kind fürs ganze Leben zu brandmarken.“

„Aber ‚Odysseus‘ ist doch sehr hübsch! Ich habe eigentlich eine Vorliebe für den herrlichen Dulder.“

„Die hatte mein Vater auch,“ sagte er. „Aber ich bleibe dabei, er hätte sie nicht an mir auslassen dürfen. Er konnte sich ja ein kleines Boot kaufen und das ‚Odysseus‘ taufen. Ich finde auch, daß Wagnerschwärmer kein Recht haben, ein Mädchen ‚Isolde‘ zu nennen. Ich kannte eine kleine verwachsene ‚Isolde‘. — — Ein Name, wenn ihn auch die Willkür gibt, ist nun doch einmal etwas mit der Person eng Zusammenhängendes — die Formel unsers Wesens für die andern, ein nicht abzuschüttelndes Attribut. Ist er doch etwas, das uns selbst überdauert. Im Leben verheimliche ich meinen Vornamen so viel wie möglich, aber Leichensteine sind indiskret. Noch im Tode werde ich die Leute zum Lachen bringen.“

„Aber ich bitte Sie! Ich habe eine Tante, die Magnesia heißt, und ein Großonkel hieß Zacharias, und beiden hat es nichts geschadet, weder in ihren eignen Augen noch in denen der Welt. Ich finde sogar, ein besonderer Name ist ein Vorzug. Er macht Eindruck, wird nicht vergessen — macht sogar unsterblich.“ —

„Ja, unsterblich lächerlich,“ sagte er bitter. Und sanfter: „Sie haben ja ganz recht, der Name allein tut's nicht. Hundert andre hätten ihn vielleicht ganz vergnügt durchs Leben getragen. Es kommt auf die Veranlagung an. Für mich war es ein hartes Schicksal. Was denken Sie, was es für ein schüchternes Kind heißt, bei Nennung seines Namens jedesmal Heiterkeit hervorzurufen und mehr oder weniger geschmackvolle Witze! Ich meine, diese frühe Verletzung meines armen kleinen Selbstgefühls hat den Grund gelegt zu einer lebenslänglichen Scheu. — — Und dann die Schule! Denken Sie doch, welche Zielscheibe für den Bubenwitz! Gleich mein erster Schultag brachte bitteren Jammer über mich. Ich erinnere mich, daß ich bitterlich weinend nach Hause kam, und daß nur strenge väterliche Drohungen mich vermochten, wieder den Ort zu betreten, wo man mich auslachte. Und kein Wunder. Denn nie hat wohl ein Name schlechter zu einem Menschen gepaßt, als meiner zu mir, kein komischerer Kontrast ist denkbar als der zwischen dem jeder Lage gewachsenen klugen Griechen

und mir, der keiner Lage je gewachsen war und den ein Wort in hilflose Verwirrung bringen konnte. Ein Lehrer mit humoristischer Veranlagung konnte sich's auch nicht versagen, den schüchternen, verträumten Jungen manchmal mit besonderem Behagen ‚erfindungsreicher Odysseus‘ zu nennen!“

„Doch Sie waren sicherlich ein vorzüglicher Schüler!“ warf ich ein.

„Nein,“ sagte er mit betrübtem Kopfschütteln, „nein! Ich gehörte zu den Schülern, die immer das gefragt werden, was sie nicht wissen, und nie das, was sie wissen. Sie lächeln. Sie denken, das ist Einbildung. Natürlich. Ich weiß sehr gut, daß meine eigne Aengstlichkeit — heute nennt man's Nervosität — schuld war, keine äußere Bosheit des Schicksals. Wenn mein Name aufgerufen wurde, war ich verwirrt, wenn der eines andern genannt wurde, war ich ruhig. Daran lag's. Aber es kam auf dasselbe heraus. Zwar ein schlechter Schüler war ich auch nicht. Der Klassenlehrer sagte mir mal: ‚Sie wissen eine ganze Menge, aber Sie haben es nicht im rechten Augenblick bei der Hand.‘ Und das war ganz richtig. Deshalb litt ich auch an der furchtbarsten Examensangst. Denn, Sie wissen wohl, beim Examen ist das ‚Bei-der-Hand-haben‘ alles. Ich arbeitete wie verzweifelt und kam durch — aber doch nur so eben, weil meine schriftlichen Arbeiten gut waren. Doch die Qual jener Stunden werde ich nie vergessen, noch oft haben sie mich als Alp bedrückt im Schlaf.

Nach alter Familientradition, der meine eignen Neigungen entsprachen, studierte ich Philologie. Der Beruf eines Lehrers, der, wenn man genug Idealismus mitbringt, wohl der schönste ist, den es gibt, stand mir als lockendes Ziel vor Augen. Aber je mehr Semester ich zurückgelegt, desto mehr wuchs meine Angst — eine Panik geradezu — vor dem Examen. Die Aengste meiner Schülerzeit wachten wieder auf, riesenhaft vergrößert, der Angstschweiß brach mir manchmal aus, wenn ich mir vorstellte, daß die bebrillten Augen der Professoren mich strenge ansahen, mich, der schwieg und im Hirn nichts hatte als eine völlige Leere. Es wurde zur Zwangsidee bei mir, daß ich durchfallen würde. Ich schob das Examen so lange wie möglich hinaus; für mich selbst hatte ich mich schon in die Blamage ergeben, aber ich wollte sie meinem Vater ersparen, der noch an der Fiktion von dem ‚begabten Sohne‘ festhielt. Da starb er plötzlich, und ich — zog zurück.“

„Welch ein Jammer!“ rief ich. „Sicherlich hätten Sie es mit Glanz bestanden!“

„Ach nein,“ wehrte er, und noch nachträglich klang Angst aus seiner Stimme. „Vielleicht wäre ich so eben durchgetaumelt wie beim Maturum, aber wahrscheinlich hätte ich mich blamiert — aus Angst vor der Blamage. Die an ihren Sieg glauben, die siegen. Der Erfolg ist eine Autosuggestion. Wer nicht an sich selbst glaubt, trägt schon den Keim des Mißerfolges in sich.

Also — ich stand ab vom Examen und hörte einige Semester Naturwissenschaften, für die ich mich immer interessiert, habe mich auch experimental mit mancherlei beschäftigt. Erst war Chemie mein Steckenpferd, und ich geriet bei meiner Wirtin in Verdacht, ein Alchimist oder Falschmünzer zu sein und ihr

Haus in die Luft zu sprengen. Später habe ich mich ganz der Biologie zugewandt, und zwar einigen Spezialfächern."

„Aber Ihr schöner Plan, Lehrer zu werden!"

„Es hat mir leid getan, und manchmal tut es mir noch leid. Doch bin ich überzeugt, ich hätte mich nicht dazu geeignet, meiner Persönlichkeit nach. Denn ich stehe zu Kindern in einem eigentümlichen Verhältnis. Ich liebe sie, aber ich bin bange vor ihnen. Glauben Sie nicht, daß die helläugigen Knaben das bald herausgefunden und es, grausam, wie Kinder sind, ausgenutzt hätten? Ich habe oft einzelne Kinder zu mir herangezogen, manchen begabten Knaben unterrichtet oder auf meinen Streifzügen in die Natur, auf kleinen Reisen mitgenommen, und mich an ihrem frohen Erfassen der Wunder der Natur erfreut. Aber als Masse sind sie schrecklich wie jede Masse, vielleicht die schrecklichste in ihrer naiven Grausamkeit. ‚Cet age est sans pitié!' sagt der alte Lafontaine. Sie werden Tyrannen, sowie sie fühlen, daß ihnen nicht ein Stärkerer gegenübersteht. Und wer kann Massensuggestion ausüben, der sich selbst nicht suggerieren kann? Sie würden über mich gelacht haben." Er zerrte gequält an seinen Manschetten.

Ich fühlte, daß er recht hatte, und meine Einwendungen fielen etwas lahm aus.

„Wer so beanlagt ist wie ich," sagte er ergeben, „muß sich die Natur zum Freunde wählen und Bücher, und sein Leben abseits verbringen. Es ist ja auch kein so sehr großer Verlust — — Ich wollte Ihnen nur eine Erklärung geben, denn Sie haben vielleicht gedacht: ‚Warum konnte dieser Mensch, der scheint's allerhand gelernt hat, sein Leben nicht nützlicher zubringen?' Wenn man Odysseus heißt und das Ausgelachtwerden fürchtet, muß man allein bleiben."

„Das Ausgelachtwerden bilden Sie sich nun wohl ein."

„Nein, nein. Aber das ist ja wahr, es ist nicht das Ausgelachtwerden, sondern der Schneckeninstinkt meiner Natur, der mein Schicksal wurde. Denn es ist ja immer in uns selbst."

„Ist Ihnen nie ein Mittel eingefallen," fragte ich, „das die Welt besiegt, und womit wir uns selbst besiegen: selber der erste zu sein, über kleine Schwächen und Eigentümlichkeiten zu lachen, die den Witz der andern etwa herausfordern könnten?"

„Das ist mir allerdings eingefallen," sagte er, „glauben Sie, ich habe in vielen Augenblicken über mich selbst gelacht. Wenn ich glücklich in meinem Schneckenhäusel saß. Aber das ist wohl nicht das richtige Lachen, nicht das befreiende, sieghafte Lachen, das Sie meinen. Dazu muß man stark sein. Als ich jung war, versuchte ich wohl, mir aus einer selbstironisierenden Witzigkeit eine Mauer zu bauen, aber — es fiel mir ziemlich trübselig aus. Der Witz der Menschen, die nicht witzig sind, entbehrt der Unbefangenheit, er verstimmt öfter als er erheitert. Und ich selbst hatte unglückseligerweise ein empfindliches Ohr für die falschen Töne in meinen eignen Worten, und — sich vor sich selbst blamiert zu fühlen, ist schließlich das peinlichste von allem. Ich gab es bald auf. Wir

stecken nun doch einmal alle in unsrer Haut — wenn wir auch keine Schale haben," sagte er lächelnd.

„Sie brauchten aber doch nicht ganz allein zu bleiben," meinte ich, „wenn Sie auch die Berührung mit der Masse scheuen."

„Ich bin ja nicht allein." Seine lange nervöse Hand fuhr mit verschämter Zärtlichkeit über Schnauzels struppiges Fell.

„Ich weiß dieses Verhältnis zu würdigen. Indessen — es gibt doch noch engere Verhältnisse im Leben, von Mensch zu Mensch — —"

Er errötete wieder ganz mädchenhaft. „Aber ich bitte Sie! Ein Mensch wie ich!"

„Gerade ein Mensch wie Sie. Sie wären im Zusammenleben mit einer liebenswürdigen Frau sehr glücklich geworden."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte er sehr ernsthaft. „Aber sie auch —?"

„Natürlich. Mit einem so zartfühlenden, rücksichtsvollen Manne!"

Ein wehmütig ironisches Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Ich glaube, Sie sind keine ganz besondere Psychologin, oder die Gutmütigkeit beeinflußt Ihr Urteil. Die Frauen — verzeihen Sie, es sind ja nur die allgemeinsten Beobachtungen, die ich habe machen können — sind nicht so zart und besonders nicht so generös, wie Sie annehmen. Was ich von den Kindern sagte, gilt auch ein bißchen von ihnen; es stecken — in den jungen wenigstens — Instinkte von naiver Grausamkeit. Ein Mann, der vor dem Examen Angst gehabt hat, ein Mann, der ihnen durch nichts zu imponieren versteht, ist für sie ein Gegenstand entweder mitleidiger Verachtung oder grausamen Spottes."

„Sie denken sehr niedrig von meinem Geschlecht."

„Nein. Aber es gibt gewisse Naturgesetze, die auch die Kultur nicht umzustoßen vermag. Die Frau sucht und bewundert im Manne den stärkeren Willen, findet sie ihn nicht, so erweckt das enttäuschte Naturbedürfnis den Tyrannen. Es gibt Ausnahmen, gewiß. Aber sie sind selten. Und Frauen sind schrecklich ehrgeizig. Ein Mann, ‚der es zu nichts gebracht hat', ist ihnen nicht nur ein wenig verächtlich, sondern sie fühlen sich durch ihn auch vor der Welt blamiert."

„Ach, das sind ja Theorien," rief ich ungeduldig, „graue, schreckliche Theorien, und Ihre Psychologie imponiert mir längst nicht. Ich glaube, Sie legen zu sehr den Bienen- und Ameisenmaßstab an. In uns ist die Psychologie viel einfacher und viel tiefer, und der Weisheit Anfang und Ende ist: wenn eine Frau einen Mann liebhat, mag er sein, wie er will, und wenn sie ihn nicht liebhat, mag er auch sein, wie er will — es ist so gleichgültig."

„Vielleicht haben Sie recht," sagte er. „Aber das ist's eben."

Wieder trat eine Pause ein. Ich fühlte, daß wieder etwas Bedeutungsvolles ungesagt in meines Begleiters Seele zurücksank.

Ich hätte keine Frau sein müssen, wenn ich mich hiermit zufrieden gegeben hätte.

„Sie haben unrecht getan," sagte ich kühn, „die Frau nicht zu heiraten, die Sie liebten und die Sie geliebt hat."

Er sah mich sehr erschrocken an. „Ich habe nie erfahren, ob sie mich geliebt hat, oder vielmehr, ich weiß, daß sie es nicht tat. Wollen Sie auch dieses Kapitel meines Lebens hören?"

Ich nickte.

Er sah an mir vorbei. In seinen nebelblauen Augen war eine träumerische Weichheit.

„— Sie war ganz jung und heiter und übermütig. Das Leben selbst lachte aus ihren sonnigen braunen Augen, glühte auf ihren frischen Lippen. Sie war kein Kind unsrer Stadt; aus einer milderen, sonnigeren Gegend war sie auf Besuch hergekommen, und in ihrer Art war etwas Leichtfüßigeres als in den schwerfälligen Töchtern unsrer Provinz. Die Herren lagen ihr insgesamt zu Füßen; und dabei war sie eigentlich nicht kokett. Zwar habe ich das nie so recht unterscheiden können, aber eine Frau sagte mir's, die wissen besser Bescheid. Ja, das war das Liebe und Außerordentliche an dem Trautchen, daß die Frauen sie ebenso gern hatten wie die Männer. Alle wetteiferten, ihr Liebes und Gutes anzutun, und die jungen Mädchen legten immer den Arm um sie und waren eifersüchtig auf ihre Freundschaft.

Ich weiß nicht, ob sie eigentlich schön war. Ihr Gesichtsschnitt glich dem der Madonnen aus dem Quattrocento, obgleich ihr Wesen nichts Madonnenhaftes hatte, — mag sein, daß es tief innen lag. Sie hatte auch solch unschuldigen Mund, solch hohe runde Kinderstirn, auf die freilich immer ein paar Locken ihres rötlichbraunen Haares fielen, die sie mit einer kleinen ärgerlichen Gebärde zurückzuwerfen pflegte.

Und in dieses Sonnenkind, diesen Liebling des Lebens und der Gesellschaft mußte ich mich verlieben, ich, der Mann ohne Titel und Amt, der Linkische und Lächerliche — Odysseus Gerschtel!"

„Wie war sie zu Ihnen?" fragte ich ungeduldig.

„Wenn ich Ihnen diese Frage beantworten könnte!" Er sah sinnend in die Vergangenheit. „Sonnig freundlich; aber das war ihr Wesen so. Dann wieder etwas schnippisch, ohne Grund. Und immer lachte sie. Es war ein helles, kindliches Lachen — mir kam es manchmal grausam vor, aber es kam mir wohl nur so vor. Ich weiß es nicht. Ich habe es nie verstehen können, dieses Lachen. Doch etwas Reineres, Silberhelleres, Jugendfroheres habe ich nie gehört. Haben Sie beobachtet, wie wenig Menschen, selbst junge Mädchen, schön lachen, rein, melodisch? Ein solches Lachen durch sein ganzes Leben klingen zu hören —"

„Sagten Sie ihr denn nicht, was Sie für sie fühlten?"

„O mein Gott, wie hätte ich den Mut finden sollen! Ausgelacht hätte sie mich ja mit ihrem lieben, bösen Lachen. Frau Gerschtel zu werden, einfach Frau Gerschtel, wie hätte man das einem so verwöhnten, zu Ansprüchen berechtigten Trautchen zumuten können! Da waren Assessoren und Doktoren und sogar ein

Baron, ein Gutsbesitzer, dem das Trautchen nur allzu gut gefiel. Ich war außer mir, denn er war wüst und verlebt, doch sie mochte ihn nicht. Sie ahnte wohl nicht warum, aber sie hatte den sicheren Instinkt der Reinheit."

„Nun also — ihr lag mehr an der Person als dem Titel. Sollte ihr gesunder Instinkt sie da nicht auch den Wert dessen haben erkennen lassen, der — das bin ich sicher — über ‚Assessoren und Doktoren' stand?"

„Ich bitte Sie, das waren tüchtige Männer. Ihr Titel war doch gewissermaßen das Siegel auf ihre Tüchtigkeit. Doch, wenn sie mich gern gehabt hätte — — —"

„Sind Sie denn sicher, daß das nicht der Fall war?"

„Wie hätte das wohl sein können?" sagte er mit trauriger Bescheidenheit. „Zwar manchmal war etwas in ihrem Wesen — aber nur auf Augenblicke, schon im nächsten sah ich, daß ich mich getäuscht hatte. Dann lachte sie lustig, beinahe hart, und ließ mich stehen und war gegen irgend jemand anders freundlich. Und necken konnte sie mich, beinahe als ob sie mich zur Heftigkeit reizen wollte. Aber ich habe mich immer beherrscht. Nein, sie fühlte nichts für mich. Sie konnte mich necken, so daß ich mir gar nicht zu helfen wußte. Vielleicht meinte sie es nicht bös. Denn es war auch eine gewisse Großmut in ihrer Natur, wenn andre mich mit Witzen einengten, konnte sie mir mit einem kecken Wort zur Hilfe kommen, ja einmal erzählte man mir, das Trautchen habe mich in einer Gesellschaft verteidigt wie eine Löwin ihr Junges. Sie habe gesagt —" Er stockte und wurde rot.

„— Sie wären mehr wert als alle die übrigen Männer zusammen," half ich aus.

Er sah mich mit großen, erschrockenen Augen an. „Wie — wie wissen Sie —"

Ich lachte. „Ich bin keine Seherin. Nur — mir ist das Trautchen gar nicht so rätselhaft wie Ihnen."

„Dann habe ich sie nicht richtig geschildert!" rief er ganz unglücklich. „Denn sie war ein rätselhaftes Geschöpf — ich sage Ihnen, manchmal sahen ihre sonnigen Augen einen ganz tiefdunkel an, wie um etwas zu forschen oder zu fragen, und auf Augenblicke blitzten sie einen ganz zornig an, bis sie wieder lachten. Und ihr Lachen konnte wie Schluchzen klingen."

„Sah sie alle Leute so an?"

„Wahrscheinlich. Es war wohl eine Eigentümlichkeit von ihr. Aber wenn ich auch nur die leisesten Hoffnungen gehabt hätte, wären sie ganz und gar geknickt worden, als bei einem Pfänderspiel die Vornamen genannt werden mußten und sie meinen hörte. Da lachte sie. O, wie lachte sie! So silbern, so ausgelassen — es war etwas Ansteckendes darin, so daß ich selbst mitlachen mußte, obwohl mir's war, als ob in mir etwas stürbe, sie so über mich lachen zu hören. Und immer wieder, wenn sie mich ansah, brach es aus. Nachher entschuldigte sie sich: ‚Seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Odysseus!' Und

da lachte sie schon wieder, lachte Tränen. Nicht wahr, das hätte ein Mädchen nicht tun können, wenn sie ... Es ist unmöglich."

„Bei jungen Mädchen ist alles möglich," sagte ich. „Besonders bei solch elbischem Trautchen. Und Sie sprachen nicht?"

„Wie konnte ich! Sie würde gelacht haben, wie sie über meinen Namen lachte. Jetzt war alles vorbei. Vorher hatte ich manchmal gedacht, ich wollte sprechen, nur um die wahnsinnige Unruhe loszuwerden. Ja, und an dem Tage, wo sie den unglückseligen Namen erfuhr, trug ich ein paar Gedichte bei mir, Gedichte, die ihr gesagt hätten, was nicht über meine Lippen wollte. Ich habe sie verbrannt. —

Immer ungleicher wurde sie gegen das Ende ihres Aufenthaltes, die unfreundlichen und herben Momente wurden immer häufiger. Noch am letzten Abend vor ihrer Abreise sah sie mich so — ich möchte sagen, feindselig an, und manchmal hatte sie Tränen in den Augen. Der Abschied von der Stadt, wo sie so viel Freundschaft genossen, ging ihr wohl nahe. Ihre Freunde wollten sie noch länger halten, aber sie sagte: ‚Ich habe ja schon dreimal aufgeschoben. Es nutzt nichts. Endlich muß ein Ende gemacht werden.'

Ich hatte zu ihrer Abreise an die Bahn gehen wollen und einen großen Strauß der schönsten Rosen bestellt, der stand die Nacht über in meinem Zimmer. Aber weil sie mich zuletzt noch so unfreundlich behandelt hatte, fürchtete ich, mich lächerlich zu machen, und ging nicht hin."

„O, lieber Herr Gerschtel — wie dumm sind Sie gewesen!" entfuhr es mir.

„Ist es nicht besser, sich zurückziehen als sich auslachen lassen?" fragte er traurig.

„Auslachen! Sie wartete ja mit Ungeduld auf das Wort, das Sie nicht sprachen."

„Ich bitte Sie. Ich sagte Ihnen doch, wie sie mich behandelte —"

„Aber das war ja gerade zornige Ungeduld, daß der Mann, den sie liebte, sie warten ließ, keinen Entschluß fassen konnte, Wut über ihre Ohnmacht, denn mädchenhaftes Empfinden verbot ihr, sich ihm an den Hals zu werfen. Und gegen das Ende wurden Zorn und Ungeduld immer größer. Dreimal verschob sie ihre Abreise, denn sie dachte: ‚er muß doch endlich sprechen!' Wissen Sie, was der vorwurfsvolle, zornige Blick bedeutete? ‚So sprich doch, — ich warte! Warum quälst du mich so? Ich darf dir's ja nicht sagen, daß ich dich liebhabe! Versteh mich doch!'"

Gerschtel sah mich mit tiefer Bestürztheit an. „Wäre es möglich?"

„Ich möchte darauf schwören, daß es so war. Und — sie tut mir recht von Herzen leid, die kleine temperamentvolle Madonna."

Er sah still, wie überwältigt von dem neuen Gesichtspunkt vor sich hin. Ich sah nach der andern Seite.

„Haben Sie sie nicht wiedergesehen?" fragte ich nach einer Pause.

„Nein. Sie hat bald geheiratet, einen rheinländischen Industriellen."

„Ja, ledig bleiben solche Trautchen nicht, weil der Mann ihrer ersten

großen Liebe sie verschmäht. Dazu pulsiert das Leben zu stark in ihnen. Aber — schade war's."

Er wiederholte noch einmal kopfschüttelnd: „Wäre es möglich — —"

„— — Lieber Herr Gerschtel," sagte ich, als wir uns an dem Tage trennten, „Ihr Vertrauen sehe ich als eine Ehrenbezeigung an, ein wertvolles Geschenk. Doch wenn Sie wünschen, soll es gerade so sein, als wäre es ungesagt, was Sie mir erzählten." Denn ich konnte mir vorstellen, daß es ihn, empfindlich wie er war, im Verkehr mit mir genieren würde, mir so viel vertraut zu haben.

„Ich glaube Ihnen," sagte er und drückte mir die Rechte fester, als ich es von dieser Hand gewohnt war, die immer schüchtern im Zufassen war. „Ja, sie sind eine Versuchung, diese sympathischen Menschen, — man sagt ihnen immer zu viel."

„Ich sage Ihnen ja — es ist wie ungesprochen." — —

Am andern Tage sah ich meinen Freund nicht zur gewohnten Stunde. Sein Verkehr war mir so zur lieben Gewohnheit geworden, daß ich mich ganz verwaist fühlte und mich mit einer bezüglichen Frage an den Kellner wandte.

„Der Herr ist doch heute früh abgereist!" sagte der Kellner. „Ich glaube, irgendeine dringende Sache hat ihn plötzlich abgerufen."

Ich beherrschte möglichst meine Bestürzung.

Also doch! Natürlich glaubte ich nicht an plötzliche Abberufung. Diese Flucht sah ihm so ähnlich. Und ich konnte ihn ja verstehen. Sie genieren uns, die Menschen, die zu viel wissen. Ich hatte gut sprechen: „Es ist wie ungesagt." Ich hatte sein Vertrauen gewonnen und seine Freundschaft verloren. Ich fragte mich, ob ich denn wohl recht getan, ihn zum Sprechen zu verleiten, und ob ich durch meine Auffassung vielleicht fruchtlose Reue in sein Gemüt gesät. Auch kränkte es mich ein bißchen, daß er so ganz ohne Abschied gegangen.

Nach acht Tagen etwa bekam ich einen Brief. Ich hatte Odysseus' Handschrift nie gesehen, aber das konnte nur Odysseus geschrieben haben. Diese Aufschrift von peinlicher Korrektheit, deren Linien sich desungeachtet von links nach rechts ein wenig senkten, diese Handschrift, die eigenartig war und doch etwas Mutloses hatte, genau die Schrift, die Odysseus' lange ängstliche, durchgeistigte Hand schreiben mußte.

„— — — Was mögen Sie von mir gedacht haben ob meiner plötzlichen Abreise ohne Lebewohl! Es war das Ungezogenste und Undankbarste, das ich tun konnte. Aber ich schämte mich, Ihnen wieder gegenüberzutreten. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können. Vielleicht können Sie's. Es war wieder der Schneckeninstinkt. Denn ich *bin* Ihnen dankbar — für die neue Möglichkeit, die Sie mir gezeigt haben. Vielleicht wäre es ein Anlaß zu tiefer Reue. Und doch — ich glaube, es war besser so. Das Trautchen war ein echtes Weib. — Doch noch nachträglich breitet sich ein warmer Glanz über mein Leben, und ich meine fast — daß Sie recht haben — — —."

Ich habe Odysseus nicht wiedergesehen, auch nichts wieder von ihm gehört: die bewußte Notiz war das letzte Lebenszeichen. Doch als nach Jahren eine Reise

mich über den kleinen Ort führte, in dem er gewohnt, zog es mich — es mag sentimental sein —, den Platz zu besuchen, wo Odysseus ausruhte. Ein junger Gärtner führte mich zum Grabe. Es war einfach und würdig, ein grüner Efeuhügel, ein Sandsteinkreuz. Ich suchte den Namen. Und sieh, der Efeu war mit grünen Ranken hinaufgeklettert, hatte das Kreuz umarmt und den Namen übersponnen — den Namen, durch den er so viel gelitten. Nur der Vatersname war eben noch zu lesen.

„Es ist ein bißchen verwildert," sagte der junge Mensch, „gegen den Efeu kann man gar nicht an." Er hielt mich wohl für eine Verwandte und schickte sich an, die Ranken herabzuziehen.

„Nein, lassen Sie," rief ich, „lassen Sie! Es sieht hübscher aus so. Lassen Sie es immer so bleiben." Ich gab ihm eine Kleinigkeit, damit es so bliebe.

Und es tat mir leid, daß Odysseus dies nicht sehen konnte.

Berichte aus allen Wissenschaften

Philosophie

Zur Geschichte der Hegelschen Philosophie und der preußischen Universitäten in der Zeit von 1838 bis 1860

(Aus Briefen des Ministerialrats Johannes Schulze an Karl Rosenkranz)

Unsre Zeit steht der Philosophie Hegels und der durch dieselbe hervorgerufenen Bewegung schon sehr fern. Nichtsdestoweniger bleibt es interessant, sich mit jenem eigenartigen System zu beschäftigen, das durch seine geistreichen, wenn auch oft ganz willkürlichen Konstruktionen das endliche wie das absolute Sein zu umspannen strebte, dessen spekulative Betrachtungen damals sogar staatsleitende Kreise beeinflußten und nicht nur auf preußischen Universitäten, sondern auch im Ausland Schule machten. So sind wohl auch einer allgemeineren Kenntnis nicht unwert die nachfolgenden kurzen Mitteilungen aus Briefen eines Mannes, der, ganz von Hegels Lehre erfüllt, nach Trendelenburgs Ausdruck „stets in der Idee den Mittelpunkt seines Denkens und Schaffens gefunden" und lange als vortragender Rat im preußischen Kultusministerium einen segensreichen Einfluß vor allem auf die Universitätsangelegenheiten der Monarchie ausgeübt hat. Dies ist Johannes Schulze, über den wir das sehr eingehende Werk Varrentrapps besitzen.[1] Die erwähnten Briefe sind an den Philosophen Karl Rosenkranz gerichtet, der fast vierzig Jahre an der Universität Königsberg das System Hegels in Lehre und Schrift vielseitig fortgebildet hat und dessen hundertjähriger Geburtstag am 23. April dieses Jahres wiederkehrt. Aus dem in mannigfacher Beziehung interessanten Inhalt dieser Briefe, in denen Schulze zum Beispiel auch als guter Kenner Frankreichs und als Kunstfreund hervortritt, seien hier aber nur die Stellen angeführt, die sich auf die Entwicklung der Hegelschen Philosophie, ihre Vertretung auf den preußischen Universitäten und auf deren Verwaltung im allgemeinen beziehen.

---

[1] K. Varrentrapp: Joh. Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit. Leipzig 1889.

Wie fördernd und anregend S. sich über neuerschienene philosophische Werke äußerte, wie er ferner in seinem Amtsbereich danach strebte, auch die empirischen Wissenschaften philosophisch zu begründen, zeigt ein Brief an R. vom 17. Februar 1838, wo er über die ihm zugesandte Psychologie desselben schreibt: „Der logische Formalismus, den mancher aus der Hegelschen Schule für die dialektische Methode selbst zu halten scheint, muß endlich den freien Bewegungen des wissenschaftlichen Geistes weichen, und hierin sind Sie mittels Ihrer Psychologie auf eine so erfreuliche Weise vorgegangen, daß ich im Interesse der Wissenschaft Ihnen bald würdige Nachfolger auch in den übrigen philosophischen Disziplinen, besonders in der Religions- und in der Naturphilosophie wünsche. Für die Bearbeitung der letzteren nach den von Hegel gegebenen Andeutungen scheint bis jetzt wenig oder gar keine Aussicht zu sein; Hinrichs, der, wenn er die früher begonnenen mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien mit dem erforderlichen Ernste fortgesetzt hätte, der schwierigen Aufgabe wohl gewachsen gewesen wäre, hat seit seiner Versetzung nach Halle, soviel ich weiß, nichts geleistet, was die Hoffnung begründen könnte, daß er vielleicht noch später die Umrisse der Hegelschen Naturphilosophie zu einem selbständigen Werke ausführen werde. Ich beklage dies um so mehr, je häufiger ich Gelegenheit habe, die grenzenlose Unwissenheit zu bemerken, die unter den jungen Aerzten und Naturforschern in Hinsicht selbst der ersten Elemente der Naturphilosophie herrscht. Das für die Mediziner angeordnete philosophische Tentamen wird den bei demselben beabsichtigten Zweck nur zum kleinsten Teile erreichen, solange auf unsern Universitäten die Naturphilosophie entweder gar nicht oder ungenügend gelehrt wird. Hier, wo Steffens dieselbe in alleinigen Besitz genommen hat, ist unter den jungen Medizinern auch nicht die geringste Spur von irgendeinem Interesse an Naturphilosophie zu bemerken; auf den übrigen Universitäten scheint es in dieser Hinsicht nicht besser zu stehen, wenn ich die von dort eingehenden Dissertationen zum Maßstabe annehmen kann. Schon lange sinne ich vergebens auf wirksame Mittel, um der krassen empirischen Richtung der jungen Mediziner entgegenzuarbeiten; aber ich finde keine Hilfe, wenn sie nicht von Lehrern der philosophischen Fakultät selbst ausgeht."

Eben dieser exakten Disziplinen nahm sich Schulze auch in der damals so entlegenen Universität Königsberg mit eifriger Fürsorge an (Brief vom 6. August 1847). „An Ihre Universität kann ich nicht ohne Wehmut denken. Ein Vorkämpfer nach dem andern fällt, und vergebens sehe ich mich nach Männern um, die würdig sind, die Stellen der Heimgegangenen einzunehmen. Und wenn sich auch für eine oder die andre Stelle ein würdiger Nachfolger vorschlagen ließe, so wird er entweder aus fremdartigen Rücksichten nicht gewählt oder weigert sich, einem Rufe nach Königsberg zu folgen. Zunächst bedarf die medizinische Fakultät eines Lehrers der Physiologie, da Rathke sich wohl nicht entschließen wird, dieselbe mitzuübernehmen, und der speziellen Pathologie und Therapie, falls Hirsch fortfahren sollte, sich nur auf seine klinischen Vorträge zu beschränken. — Da weder Argelander noch Hausser dem Rufe nach Königsberg zu folgen geneigt waren, so entsteht die Frage, ob die dortige philosophische Fakultät etwa noch einen andern tüchtigen Astronomen zum Nachfolger Bessels vorzuschlagen imstande ist. Im bejahenden Falle würde ich wünschen, daß die Fakultät diese wichtige Angelegenheit amtlich in Anregung bringe und für ihre Zwecke die Besoldung Bessels sich zu sichern suche. Sapienti sat!" [1])

Das Jahr 1848 brachte Rosenkranz, der damals als vortragender Rat im Ministerium beschäftigt war, in öfteren persönlichen Verkehr mit Schulze, in dessen Sinne er für die Freiheit der Universitäten eintrat. Da R. sich jedoch beständig nach seiner Lehrtätigkeit zurücksehnte, vermittelte S. 1849 seine Rückkehr zur Professur. Dem bald darauf übersandten Werke R.s über Goethe widmet der vielbeschäftigte Rat die Stunden der Nacht und schreibt (16. Februar 1850) über die dabei empfundene Befriedigung: „Außer Ihnen kenne ich jetzt

---

[1]) Unter dem Ministerium Altenstein hat die Universität Königsberg mehr als das Achtfache ihrer früheren Dotation erhalten. (Varrentrapp a. a. O., S. 506.)

keinen auf unsern deutschen Universitäten, der solche Vorlesungen von diesem streng wissenschaftlichen Gehalte in solcher populären, allgemein verständlichen Sprache in wahrhaft liebenswürdiger Einfachheit, Frische und Zutraulichkeit zu halten imstande wäre. Ein so ausgezeichnetes Lehrtalent dem politisch praktischen Element und der Wissenschaft und dem Lehrstuhle wieder zugeführt zu haben, werde ich niemals bereuen. — Königsberg hat dabei Großes gewonnen; auch schriftstellerisch werden Sie dort mehr als hier und in Bonn schaffen und hierin Ersatz für die Entbehrungen und Unbequemlichkeiten finden, die mit dem dortigen Aufenthalt für Sie allerdings verbunden sind."

Freilich muß S. im Laufe der Jahre mehr und mehr über die Erfolge des philosophischen Studiums klagen. Eine hierfür charakteristische Stelle sei aus einem Briefe vom 21. November 1852 angeführt: „Nur was sich auf die Geschichte der Philosophie bezieht, scheint auch noch in größeren Kreisen Anklang zu finden, und selbst die Studierenden, wenigstens auf unsern Universitäten, pflegen, wie ich aus den Listen der angekündigten und zustande gekommenen Vorlesungen ersehe, mit wenigen Ausnahmen nur noch die Logik und höchstens noch die Geschichte der Philosophie zu hören. An ein gründliches Studium der Quellen, wie zugänglich sie auch in der neuesten Zeit geworden sind, wird bei dem Besuche der Vorlesungen über Geschichte der Philosophie von den wenigsten gedacht, und so schaden diese Vorlesungen mehr als sie nützen, indem aus ihnen absprechende Schwätzer hervorgehen, welche kein philosophisches System in seinem Zusammenhang durchgedacht, ja keine einzige philosophische Disziplin mit dem guten Willen angegriffen haben, sich von ihrem Inhalte und ihrer philosophischen Entwicklung eine genaue Kenntnis zu verschaffen. — Nachdem Schelling hier seine positive Philosophie verkündet hat, scheint man in den höheren Regionen gegen alle Philosophie und somit auch gegen die Hegelsche gleichgültig geworden zu sein und der Ueberzeugung Raum zu geben, daß es überhaupt mit aller Philosophie in Deutschland aus und vorbei ist. Indessen wühlt der alte Maulwurf rüstig fort!" [1]) Die Bedeutung Zellers hatte dagegen S. schon voll erkannt: „Mit großer Befriedigung habe ich in meinen Mußestunden während der letzten drei Monate die Philosophie der Griechen von Zeller studiert, in welcher, wie mir scheint, zum ersten Male der Neuplatonismus nach seinem Wesen, seinen wissenschaftlichen Mängeln und seiner Bedeutung für seine Zeit scharf und richtig bestimmt ist. — Auch als Dozent leistet Zeller Ausgezeichnetes, und zwar nicht bloß in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, sondern auch in denen über die andern philosophischen Disziplinen. Für Halle wäre er der rechte Mann, um zunächst dort die ganz vernachlässigte und selbst für die evangelischen Theologen unentbehrliche Geschichte der Philosophie der Griechen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu vertreten." — Gegen den Schluß dieses Briefes wendet sich S. seinem Schmerzenskinde, der Königsberger Albertina, zu: „In bezug auf Ihre Universität könnte ich Bogen füllen, wenn ich Ihnen mitteilen wollte, wie viel nach meiner Ansicht dort noch zu tun übrigbleibt. Die dortige philosophische Fakultät, die früher, als Jacobi, Bessel, v. Bohlen und so weiter noch lebten, den Vergleich mit jeder andern bestehen konnte, geht zurück, wenn sie länger, ohne sich zu rühren, gelassen zusieht, daß die Staats- und Kameralwissenschaften, die orientalischen Sprachen und ihre Literatur und nun auch die Chemie keine gehörige Vertretung haben. — Der Grundstein zum neuen Universitätsgebäude ist mit großem Lärm vor Jahren gelegt, [2]) aber von keiner Seite regt sich das Verlangen, das Gebäude endlich errichtet zu sehen. Doch genug hiervon! Inzwischen ist es ohne Rektor und Senat gelungen, der dortigen Universität die treffliche, vom Oberbergrat v. Charpentier hinterlassene entomologische Sammlung um den ungemein

[1]) Gegen die Berufung Schellings nach Berlin, der dort „die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus" bekämpfen sollte, hatte sich Schulze schon 1834 aus mehreren Gründen erklärt. (Varrentrapp a. a. O. S. 518.)

[2]) 1844, bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Albertina. Vergl. H. Prutz, Die Königl. Albertus-Universität im 19. Jahrhundert, S. 141.

Digitized by Google

wohlfeilen Preis von 1900 Rtlr. zuzusichern, was dem hochverdienten Rathke gewiß zur Freude gereichen wird."

Anders lagen die Verhältnisse in Bonn. Es ist interessant, S. über diese Universität sprechen zu hören, die er früher als Schulrat in Koblenz genauer kennen gelernt hatte (Brief vom Himmelfahrtstage 1855): „Die Möglichkeit, Ihre Versetzung nach Bonn herbeizuführen, sehe ich zunächst nur dann, wenn man zu der Einsicht gelangen sollte, daß es für die rheinische Universität den ultramontanen, nie rastenden Bestrebungen gegenüber endlich not tut, dort auch die Philosophie, wie es seit Errichtung der Universität mit der klassischen Philologie der Fall ist, wirksam und mit allen daraus hervorgehenden Konsequenzen vertreten zu lassen.[1]) Mir scheint der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo selbst das wohlverstandene Interesse des preußischen Staates und des Protestantismus, dem er seine Bedeutung verdankt, eine solche Maßregel anraten wird."

Ein Brief vom 27. April 1856 zeigt gelegentlich der Emeritierung des Historikers Drumann, wie sehr S. immer bemüht war, nach bester Ueberzeugung den rechten Mann an den rechten Ort zu stellen und dabei doch der Selbständigkeit der betreffenden Fakultät Spielraum zu lassen: „Ich bitte Sie in genügender Weise dahin zu wirken, daß die dortige philosophische Fakultät zu Nachfolgern Drumanns nur bewährte und tüchtige Männer vorschlage und Bedacht nehme, ihren bisherigen guten Ruf auch ferner zu sichern, was durch mittelmäßige Leute nicht möglich ist. Ich habe an Duncker in Halle, Adolf Schmidt in Zürich, an v. Sybel in Marburg, an Rudolf Köpke hier, meinetwegen auch an Hirsch hier gedacht. Auch glaube ich, daß Droysen in Jena wohl geneigt ist, einem Rufe nach Königsberg zu folgen. Ob aber auch nur einer der Genannten hohen und höchsten Orts eine persona grata ist, wage ich nicht zu behaupten. Ich bleibe mir selbst getreu und trachte nicht nach der Neigung der Götter, und bin mir bewußt, Gott, das heißt der Sache zu dienen."[2]) — Dieselbe Ueberzeugungstreue offenbart sich aus folgender Stelle desselben Briefes: „Wie wenig Gunst für Philosophie unter den vorwaltenden Verhältnissen zu erwarten ist, mögen Sie daraus abnehmen, daß in Greifswald zum zweiten Male ein außerordentlicher Professor der Theologie, der niemals einen Beweis von seiner philosophischen Bildung gegeben, zum ordentlichen Professor der Philosophie befördert und daß die Zulassung von Kuno Fischer als Privatdozent bei der hiesigen philosophischen Fakultät untersagt worden ist.

Vor einigen Wochen habe ich einen vergnügten Mittag in meiner bescheidenen Häuslichkeit mit Zeller aus Marburg zugebracht und mich dieses durch und durch gediegenen Mannes erfreut. Er reiste von hier nach Tübingen, um seinen dortigen Schwiegervater zu besuchen; der letztere wäre der Unsrige, wenn man meinen Rat, den ich bei dem Ableben Schleiermachers gab, beachtet hätte. Aber die Theologen sind in der Mehrzahl nicht so christlich gesinnt, daß sie einen Mann wie Baur auch nur zu tolerieren Neigung haben. Der Zustand unsrer theologischen Fakultäten ist beklagenswert und wird sich nicht bessern, solange in denselben die Mißachtung der Philosophie, Philologie, kurz jeder freien Wissenschaft seßhaft ist."

Lebhaft beschäftigte sich S. mit dem Neubau der Albertina und dem dabei geplanten Standbilde Kants, über dessen Rokoko-Piedestal der auch mit Rosenkranz befreundete Kunsthistoriker Kugler „noch kurz vor seinem Tode ein ausführliches Schreiben an den Finanz-

---

[1]) Ueber Schulzes Verdienste um die Entwicklung dieser Universität s. Varrentrapp a. a. O. S. 594 f., wo auch die verhängnisvolle Stärkung der ultramontanen Bestrebungen seit 1840 eingehend erörtert wird.

[2]) Der betreffende Lehrstuhl wurde bald darauf durch Giesebrecht besetzt, über den S. am 13. April 1857 schreibt: „Sie gewinnen an G. einen tüchtigen Gelehrten von entschiedenem Talent und von einer freisinnigen Richtung; den politischen und kirchlichen Parteimeinungen steht er fern. Ich halte ihn für die dortigen Verhältnisse besser geeignet als Droysen, für den ich die Zustimmung meines Chefs nicht erwarten konnte."

minister eingegeben hatte". — In demselben Briefe vom 27. April 1858 schreibt S. mit Bezug auf die Ausschmückung der neuen Albertina und die an ihr wie bei andern gelehrten Körperschaften zu pflegende bildliche Tradition: „Heute ist der Bericht des Herrn Stüler[1]) eingegangen, worin er darauf anträgt, daß die Statue Kants auf dem Platze vor dem neu zu errichtenden Universitätsgebäude aufgestellt werde, und zugleich einer zu errichtenden Statue Bessels gedenkt. Wahrscheinlich wird die Entscheidung auf diesen Antrag auch von Einfluß in betreff des Piedestals von Kants Statue sein.

Ich habe seit Jahren dahin zu wirken gesucht, daß die hiesige Universität sich eine vollständige Sammlung der Bildnisse ihrer Professoren seit ihrer Gründung zu verschaffen suche und habe bei desfallsiger streng von mir geübter Kontrolle erfahren, daß bis jetzt ein Bildnis Ihres verstorbenen Herrn Schwiegervaters[2]) nicht vorhanden ist. Wahrscheinlich wird sich die Universität deshalb an Sie wenden, und Sie werden gewiß einem desfallsigen Gesuche so viel als möglich zu entsprechen suchen. Auch empfehle ich Ihnen eine ähnliche Sammlung bei der dortigen Universität in Anregung zu bringen."

Von besonderem Interesse und einer ausführlicheren Wiedergabe wert ist der Brief vom 18. April 1859, in dem S. die Beweggründe zu seinem Rücktritt darlegt. „Bei dem Schritte, welcher meinen Austritt aus dem Ministerium des Unterrichts zur Folge gehabt hat, bin ich nicht, wie Sie, geliebter Freund, anzunehmen scheinen, durch ein sehnsüchtiges Verlangen nach Ruhe und stillem Genusse, sondern lediglich durch den Gedanken geleitet worden, daß ich nach einer fünfzigjährigen öffentlichen Wirksamkeit im Interesse des königlichen Dienstes verpflichtet sei, dem neu eingetretenen Minister[3]) meine Bereitwilligkeit zum Aufgeben meiner Stellung zu erklären. Das Ungewöhnliche dieses Schrittes hat zu Mißdeutungen desselben Veranlassung gegeben, die mich wenig kümmern, weil ich mir bewußt bin, ohne irgendeinen Hintergedanken nur das getan zu haben, was ich meiner Pflicht und der Ehre meiner Stellung schuldig zu sein glaubte. Ungeachtet meiner körperlichen und geistigen Rüstigkeit konnte und wollte ich die Verwaltung der beiden schwierigen, mir in dem Ministerium des Unterrichts anvertrauten Aemter nicht von dem immer unsicheren Gesundheitszustande eines vierundsiebzigjährigen Greises abhängig machen,[4]) und ich habe daher nicht gezaudert, in dem glücklichen Augenblick, wo der Wechsel des Ministeriums eingetreten war, meinen Austritt aus einem Wirkungskreise anzubieten, an dem mein Herz mit allen Lebensfäden hing. — Bis zum Abend des 31. Dezember vorigen Jahres habe ich alle meine Obliegenheiten im Unterrichtsministerium erfüllt, aber absichtlich vermieden, mir über die Pläne des neuen Ministers hinsichtlich der Verwaltung der Universitäten irgendeine auch nur einleitende Kenntnis zu verschaffen. Eine besondere Neigung für die Philosophie glaube ich weder bei ihm noch bei den Räten, die sich seines Vertrauens erfreuen, voraussetzen zu können. Man wird sich darauf beschränken, die Philosophie zu tolerieren. Nach den Erfahrungen, die ich an dem verstorbenem Minister Eichhorn gemacht habe, bin ich mißtrauisch geworden gegen alle, die ein sogenanntes liberales System öffentlich verheißen. Fast möchte ich fürchten, daß die hereindrohende Not der Zeiten auch diejenigen, welche von der Philosophie gering denken, zwingen wird, dieselbe nach ihrem ewigen Werte achtend anzuerkennen."[5])

Die nun gewonnene Muße widmete S. ganz seinen Lieblingsstudien. So hatten ihn

---

[1]) Der Geheime Oberbaurat St. war mit der Prüfung des Bauprojektes beauftragt.

[2]) Des Mathematikers Gruson. Näheres über ihn bei Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg (1878), S. 157 f.

[3]) v. Bethmann-Hollweg.

[4]) Diese Worte sind schon bei Varrentrapp a. a. O. S. 555, Anm. als aus einem Schreiben an Rosenkranz herrührend angeführt.

[5]) Noch kurz vorher (12. Juli 1858) hatte sich S. in alter Weise als Vertreter des Gedankens bekannt, auch die empirischen Wissenschaften mit philosophischem Geist zu erfüllen: „Ich werde nicht aufhören, für die Notwendigkeit der Philosophie zu kämpfen und den Misologen unter den Theologen, Juristen und Medizinern wenigstens unbequem zu sein."

schon in früheren Jahren neu erschienene Werke von Rosenkranz in die böhmischen Bäder oder in das bayrische Gebirge begleitet, neben den von Jugend auf geliebten Klassikern, „von denen ich Sophokles mit dem wachsenden Alter immer höher schätzen lerne" (12. Juli 1858). Recht charakteristisch für seine liebevolle Versenkung in kongeniale Werke ist der Brief vom 24. April 1860, in dem der unablässig mit Hegels Ideen beschäftigte Mann R. gegenüber „die wahrhafte Befriedigung ausspricht, die er bei dem Studium der ‚Wissenschaft der logischen Idee'" desselben durch „das Nachdenken des Inhaltes" dieses Werkes empfunden hatte. „Ich bin dadurch in meiner Erkenntnis wesentlich gefördert, und für die Anstrengung, welche unvermeidlich ist, um Ihre Entwicklung der Logik und der Ideenlehre richtig aufzufassen, durch die beseligende Ruhe belohnt worden, welche den Geist über die Widersprüche erhebt und in die Gegenwart der absoluten Idee führt. Indem ich mir den Gang vergegenwärtige, den Sie in Ihrer Darstellung der Logik und der Ideenlehre genommen haben, unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß Sie die Aufgabe, die Hegelsche Logik von den ihr fremdartigen Elementen zu reinigen und zu einer in sich konsequenten Einheit fortzubilden und die Lehre von der Idee als dem Gipfelpunkt des Ganzen zu einer höheren Stufe der Deutlichkeit emporzuheben, in einer Weise gelöst haben, die Ihnen für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Logik sichert. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diejenigen, die an Ihrem Werke zwar einzelne Teile lobend anerkennen, aber das Ganze als einen Rückschritt zum Rationalismus und so weiter betrachten, sich nicht die Mühe genommen haben, Ihrer Auseinandersetzung im Zusammenhange zu folgen. — Auf mich machen solche Tadler mit ihren kritischen Reflexionen, zum Beispiel über die Stelle „Gott wagt sich in diesen Widerspruch", keinen Eindruck, weil ich durch ein ernstes Studium Ihres Werkes zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß Sie die innere Einheit der Idee in ihren wesentlichen Grundzügen erfaßt und dargestellt haben."

Neben solchen abstrakten Studien verfolgte Schulze aber auch mit regem Interesse die Weiterentwicklung des preußischen Staates, für die ihm die in den Universitäten wie in den Schulen ruhende geistige Macht zeitlebens als ein so wichtiger Faktor erschienen war. Daher wünschte er für Preußen auch immer solche Universitätslehrer, „die für eine richtige Würdigung der staatlichen Verhältnisse gewonnen wären" (Brief an R. vom 4. September 1860). Die großen Erfolge des Jahres 1870, auf die Rosenkranz noch in seinem Werke „Hegel als deutscher Nationalphilosoph" Bezug nehmen konnte, hat Schulze nicht mehr erlebt, wohl aber diejenigen des Jahres 1866. Was damals sein weitschauender, stets das Wesen der Dinge suchender Geist empfand, mögen hier die Worte aus einem Briefe bezeugen, den er am 1. Februar 1869, also kurz vor seinem Tode an Ritschl gerichtet hat (abgedruckt bei Varrentrapp a. a. O. S. 567). „Wie engherzig und wie wenig im Geiste eines echten Staatsmannes auch dieser oder jener unsrer Minister walten mag, vom preußischen Volk und Staat kann man nicht würdig und groß genug denken, weil von dem einen wie von dem andern die hoffentlich bessere Zukunft nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas bedingt ist."

Dr. Max Jacobson.

Literarische Berichte

Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedr. Curtius. Berlin, J. Springer.

Dies Lebensbild des großen Gelehrten darf als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der biographischen Literatur bezeichnet werden. Eine Biographie in Briefen, ein geistiges Selbstporträt, dessen Züge uns eine ausgeprägte Persönlichkeit offenbaren. Curtius war eine mitteilende Natur, ein Briefschreiber der guten, alten Zeit, der sich nicht nur über Erlebnisse, Pläne, Hoffnungen, sondern auch über wissenschaftliche Fragen, über seine Weltanschauung und Lebensauffassung gerne aussprach. Seine Schul- und Universitätsjahre, seine Reisen in Griechenland, seine Stellung als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, sein Leben als Gelehrter und akademischer Lehrer, als Freund, Gatte, Familienvater, als ein reiner, feinsinniger, tüchtiger Mensch — das alles, verwoben mit dichterischen Versuchen, mit gedankentiefen Betrachtungen, mit prächtigen Stimmungsbildern, erhält in diesen Briefen einen so eigentümlichen Reiz, daß dies Buch und noch mehr dies Leben als ein Kunstwerk erscheint. Der Herausgeber hat verständnisvoll alles Wichtige aus dem Material, das ihm zur Verfügung stand, ausgewählt und zusammengestellt. Den eignen Briefen von Ernst Curtius hinzugefügt sind mehrere an ihn gerichtete, die für seine Lebensgeschichte wertvoll sind. Bemerkenswert sind neben solchen von Gelehrten wie Alexander v. Humboldt besonders die des nachmaligen Kronprinzen von Preußen. In einem Briefe (13. Juli 1844) schreibt Curtius die schönen Worte: „Jedermann hat die Pflicht, seinem Leben so viel Bedeutung und Inhalt zu geben, als möglich ist.“ Diese Pflicht hat er aufs beste erfüllt.

Br.

Die Macht des Glaubens. Roman von Johan Bojer. Aus dem Norwegischen übersetzt von Adele Neustädter. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1905.

Man darf getrost die Erwartung aussprechen, daß Bojer bald zu den Größen der norwegischen Literatur gezählt werden wird. Mit sicherer Hand entwickelt er ein Charakterproblem von packender Wucht. In straffer Form, ohne viel Nebenwerk, mit logischer Notwendigkeit baut es sich vor uns auf. Wie der Großbauer Knut Norby zum Meineidigen wird, wie er einen leichtsinnigen, aber ehrlichen Mann ins Zuchthaus bringt, wie er, von Erfolg gekrönt, an seine eigne Vortrefflichkeit und an die Gemeinheit des Gegners glauben lernt, das ist in durchweg vollendeter Art dargestellt und fesselt von der ersten bis zur letzten Seite.

Br.

Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Jubiläumsausgabe. Zehnter Band. Dritte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1904. — A. u. d. T.: Francis Bacon und seine Schule. Entwicklungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie. Von Kuno Fischer. Dritte Auflage. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1904.

Mit dem gegenwärtigen Bande liegt das große Werk Kuno Fischers abgeschlossen vor. Daß Bacon entgegen der chronologischen Reihenfolge zuletzt, gleichsam als Anhang behandelt wird, hat seinen Grund darin, daß der Band ursprünglich als besonderes Werk und in anderm Verlage (bei Brockhaus) erschienen und erst jetzt der Gesamtdarstellung eingefügt worden ist. Es ist beinahe überflüssig, darauf hinzuweisen, daß auch der vorliegende Band alle die Vorzüge aufweist, die Kuno Fischers „Geschichte der neuern Philosophie“ zu einer so epochemachenden Leistung gemacht haben: absolute Zuverlässigkeit, tiefes Eindringen in den Geist der behandelten Systeme, scharfes Hervorheben des Wesentlichen und endlich eine bei aller Gründlichkeit äußerst klare und lichtvolle Darstellung. Wenn wir etwas an dem Bande auszusetzen haben, so ist es die etwas summarische Art, in der die spätere Entwicklung der englischen Philosophie dargestellt wird: Locke, Berkeley und namentlich Hume hätten wohl eine eingehendere Behandlung verdient.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Organisation des Exports. Sonderabdruck einer Artikelserie der „Deutschen Export-Revue“. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1904.

Die Schwierigkeit des Exports nimmt für alle beteiligten Länder von Tag zu Tag zu, und es ist daher nur natürlich, daß man der Frage nach der zweckmäßigsten Organisation der Warenausfuhr allgemein die größte Aufmerksamkeit widmet. Der Geschäftsmann, der mitten in der Praxis steht, findet allerdings selten Zeit und Lust, sich mit der Frage prinzipiell zu befassen und sie nach allen Richtungen theoretisch zu zergliedern; er trifft seine Entscheidung meist von Fall zu Fall auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen, ohne zu bedenken, daß nur ein systematisches Vorgehen auf diesem Gebiete dauernd von Erfolg gekrönt sein kann. Diesem Uebelstand

will die vorliegende Broschüre abhelfen, indem sie der öffentlichen Diskussion wohldurchdachte Vorschläge über die beste Art der Exportorganisation unterbreitet und so diese wichtige Frage ihrer Lösung näherzubringen sucht, von der richtigen Einsicht geleitet, daß dies nur auf Grund möglichst vielseitiger Erfahrungen geschehen kann. Ihr Studium ist daher jedem Industriellen und Kaufmann, der mit dem Exporthandel zu tun hat, dringend zu empfehlen. Der Preis ist außerordentlich niedrig angesetzt; er beträgt nur 1 Mark.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Siebenjährige Krieg. 1756 bis 1763. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Dritter Band: Kolin; Vierter Band: Groß-Jägersdorf und Breslau; Fünfter Band: Hastenbeck und Roßbach. Mit Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Von dem groß angelegten und in anerkannt mustergültiger Weise durchgeführten Werke „Die Kriege Friedrichs des Großen", das die Kriegsgeschichtliche Abteilung II des preußischen Großen Generalstabes seit einer Reihe von Jahren erscheinen läßt, liegen uns von dem dritten Teile, der den Siebenjährigen Krieg behandelt, der dritte, vierte und fünfte Band vor. Da für eine eingehendere Besprechung uns an dieser Stelle der Raum mangelt, so möge die Versicherung genügen, daß auch diese Bände die hervorragenden Eigenschaften der früheren in bezug auf lichtvolle, objektive und schöne Darstellung, auf Gliederung des Stoffes, wie auf Studium und Ausnutzung aller Quellen, aufweisen. Es sei nur kurz erwähnt, daß der dritte Band, der nach dem Abschlußpunkt des ersten Zeitraumes des Feldzuges, der Prager Schlacht, einsetzt, in zwei Hauptabschnitten die Einschließung von Prag und die Schlacht bei Kolin (18. Juni 1757), die dem Preußenkönig eine so empfindliche Niederlage brachte, und den Rückzug aus Böhmen schildert. — Der vierte Band behandelt die Operationen des Feldmarschalls v. Lehwaldt 1757 auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatze, wo das preußische Heer von den bedeutend überlegenen Russen am 30. August bei Groß-Jägersdorf nur mit Mühe geschlagen wurde, ohne jedoch erschüttert zu werden, und den Feldzug des Herzogs von Bevern gegen die österreichische Hauptarmee in der Lausitz und Schlesien. Dieser Band, der nur Ereignisse behandelt, an denen der große König nicht unmittelbar beteiligt war, leitet hinüber zu den Großtaten von Roßbach und Leuthen. — Der fünfte Band bringt zunächst den Feldzug der sogenannten Observationsarmee unter dem Herzog von Cumberland gegen die französische Armee unter d'Estrée, später unter Richelieu, und dann Friedrichs glorreichen Sieg am 5. November 1757 bei Roßbach, wo 30000 Franzosen und 11000 Deutsche gegen 22000 Preußen standen. Ungemein reich ist die Ausstattung aller Bände mit Karten, Plänen und Skizzen von geradezu künstlerischer Vollendung. Fr. R.

Die alten Meister. Belgien-Holland. Von Eugène Fromentin. Ins Deutsche übertragen von Dr. Freiherr Eberhard v. Bodenhausen. Zwei Bände. Berlin, Bruno Cassirer.

Als der französische Orientmaler Eugène Fromentin vor dreißig Jahren seine scharfsinnigen und geistvollen Analysen von Gemälden niederländischer Meister in den Kirchen und Museen Belgiens und Hollands in der „Revue des Deux Mondes" und bald darauf auch in Buchform unter dem Titel „Les maîtres d'autrefois" veröffentlichte, erschien er allen von der Literatur gekommenen Kunstforschern als Bahnbrecher und Wegweiser. So tief war vor ihm noch niemand in den äußeren und inneren Organismus, in die Hülle und in die Seele eines Gemäldes eingedrungen, und das konnte auch nur ein Maler zustande bringen, der von Grund aus wußte, wie ein Gemälde auf der Holztafel oder der Leinwand erwächst. Generationen von Kunstforschern haben das Buch als eine Offenbarung betrachtet, bis die Schüler allmählich den Meister überflügelten und viel schärfer als er sehen lernten. Die Kunst des Sehens ist bei der kritischen Betrachtung von Gemälden jetzt sogar, und zwar ziemlich gleichwertig in England, Frankreich und Deutschland, zu einer kritischen Schärfe entwickelt worden, die fast unheimlich wirkt, weil sie nachgerade unsern gesamten Kunstbesitz zu erschüttern droht. Wenn aber auch Fromentin durch das neue Geschlecht überholt worden ist, wenn seine ästhetischen Wertbestimmungen auch nicht selten einer Revision unterzogen worden sind, die zu seinen Ungunsten ausgefallen ist, so ist sein Buch doch ein literarisches Denkmal von bleibendem geschichtlichen Wert. Die deutsche Uebersetzung ist daher mit Dank zu begrüßen, um so mehr, als es dem Uebersetzer gelungen ist, die Schwierigkeiten, die die mit Worten malende Ausdrucksweise Fromentins bereitet, fast durchweg glücklich zu bemeistern. A. R.

Eduard v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß von Dr. Arthur Drews. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde E. v. Hartmanns. Heidelberg 1902. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Drews ist der glühendste Verehrer, der begeistertste Jünger des „Philosophen des Unbewußten" und hält Hartmann für den Messias, der „die auseinandergehenden

Richtungen der bisherigen Philosophie zur Einheit zusammengefaßt, die Bestrebungen der neueren Philosophie zum relativen Abschluß gebracht und vollendet habe", für den Begründer einer neuen Weltanschauung, auf deren Boden ein großer Teil der Fragen, um deren Beantwortung man sich bisher vergeblich bemüht hat, seine Lösung findet und die tiefsten Schäden der Gegenwart und ihre Widersprüche überwunden werden können. Werden sich nun wohl auch die wenigsten zu dieser bedingungslosen Gefolgschaft bekennen, so ist anderseits doch zuzugeben, daß sich Drews mit seiner umfassenden, dabei klar und lichtvoll geschriebenen Darlegung der Grundlagen des Hartmannschen Systems ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Dieses Verdienst ist um so höher anzuschlagen, als der zu bewältigende Stoff fast ins Riesengroße angewachsen ist — wir erinnern nur an den Streit über den Darwinismus — und Drews die geschichtlichen Zusammenhänge sehr anschaulich darlegt. Hartmann selbst hat sich über das Werk sehr anerkennend ausgesprochen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Fugger in Rom 1495 bis 1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit. Von Dr. Aloys Schulte, ord. Professor der Geschichte an der Universität Bonn. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904. 308 und 247 Seiten.

Ein für die Geschichtsforschung fast gänzlich neues Gebiet, die Tätigkeit der Fugger in Rom, ist hier streng wissenschaftlich auf Grund genauer und umfassender Quellenstudien bearbeitet worden. Der erste Band enthält die Darstellung, der zweite das Urkundenmaterial, das einen reichen Schatz von Aktenstücken, Briefen, Abrechnungen, Bilanzen bietet. In vielfacher Richtung ist dies Werk von hohem Interesse: es gibt einen völlig zuverlässigen Ueberblick über einen wichtigen Abschnitt deutsch-italienischer Handelsgeschichte, es ist zugleich von großer Bedeutung für die politische und kirchliche Entwicklung jener Zeit, es gewährt einen tiefen Einblick in die Geschichte der Ablässe unter den Päpsten Julius II. und Leo X. und führt so in die Zustände einer schicksalbestimmenden Stunde der Weltgeschichte. Für künftige Forschungen zur Geschichte der Reformation wird dies Werk eine notwendige Grundlage bilden. An Einzelheiten sei besonders das vierte Kapitel hervorgehoben, das die Postulation Albrechts von Brandenburg zum Erzbischof von Mainz und den Mainz-Magdeburger Ablaß von neuen Gesichtspunkten aus behandelt. Viel Wertvolles wird der Historiker auch in den Exkursen finden, wichtige Verzeichnisse und Nachrichten über Einzelheiten, die sonst schwierig zu finden sind. Das Werk ist ein bleibendes Dokument deutscher Gelehrtenarbeit und historischen Scharfsinns. B.

Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Vierter, fünfter und sechster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die an dieser Stelle bereits angezeigte Gesamtausgabe der Werke der österreichischen Dichterin, die unter ihren jüngeren Mitbewerberinnen um den Lorbeer Apolls die bedeutendste Persönlichkeit darstellt, schreitet rasch voran. Der vierte Band bringt das schwungvolle deutsche Heldengedicht „Hermann", das die befreiende Tat unsers nationalen Helden mit hoher epischer Gestaltungskraft und Anschaulichkeit der Darstellung schildert. Der fünfte Band enthält unter dem Gesamttitel „Liebe" zwei Sammlungen von ergreifenden und eigenartigen Erzählungen, deren Inhalt die Liebe in allen Abstufungen und Formen bildet. In dem sechsten Bande erhalten wir das Gedichtbuch „Italienische Vignetten", worin uns der ganze Zauber der Natur- und Kunstschönheiten des Südens umfängt.

Meistersinger-Partitur. Verlag von Schotts Söhnen, Mainz.

Mit der Ausgabe dieser Partitur ist ein Unternehmen zum Abschluß gelangt, das die weiteste Beachtung verdient. Bisher war ein gründliches Studium Wagners nur wenigen möglich. Jetzt sind Ring, Parsifal und Meistersinger Allgemeingut geworden. Mehr als 1400 Partiturseiten hat man bei letzterem Werke handlich in einem einzigen Band (oder nach Wunsch in drei Bänden) vereinigt, zu unerhört billigem Preise. Dabei ist der Stich, im Gegensatz zu den bekannten Payne-Ausgaben, von angenehmer Größe und Deutlichkeit. Der Text steht in drei Sprachen. — Auch eine billige Partitur des Siegfried-Idylls hat der Verlag veröffentlicht.

Dr. K. Gr.

Hermann Kurz' sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Leipzig, Max Hesse. In drei Bänden gebunden M. 6.—.

Am 1. Januar 1904 wurden die Werke von H. Kurz für den Druck frei. Die gegenwärtige Ausgabe geht über die erste, von Paul Heyse ein Jahr nach des Dichters Tod veranstaltete hinaus. Sie gibt die Werke des Dichters vollständig, während Heyse einige der kleineren Erzählungen beiseite gelassen hat. Selbstverständlich schloß Professor Fischer solche Werke aus, die nicht poetischen, sondern gelehrten oder publizistischen Charakter haben, also die literar-historischen, geschichtlichen oder politischen Arbeiten und andre. Auch von den Gedichten hat er, Kurz' eigne Absicht

wieder aufnehmend, nur eine, allerdings reichliche Auswahl gegeben. Den einzelnen Werken respektive Bänden sind kurze, aber sehr gut orientierende Einleitungen vorangestellt. F. hat sich seit Jahren für diese Ausgabe vorbereitet und alles auf Kurz Bezügliche gesammelt. Auch der Nachlaß des Dichters, der sich auf der K. Landesbibliothek in Stuttgart befindet, ist für diese neue Ausgabe verwertet. Sie zeichnet sich durch guten Druck und billigen Preis aus. Möge sie dazu beitragen, Kurz' Werke in alle Kreise zu verbreiten! E. M.

Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann, Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte. Vierte Auflage. Hamburg und Leipzig, L. Voß.

Die rasch hintereinander notwendig gewordenen Neuauflagen dieses Buches lassen genügend erkennen, daß es neben der ihm gleich bei seinem Erscheinen zuteil gewordenen Anerkennung der Kritik auch den Beifall weiter Leserkreise gefunden hat, den es in reichem Maße verdient. Der Verfasser will darin keine Geschichte des deutschen Dramas der Gegenwart geben, sondern nur ein Bild seiner Entwicklung in den literarischen Bewegungen unsrer Tage, wie es sich ihm darstellt. Er verzichtet von vornherein auf erschöpfende Darstellung und auf Vollständigkeit, die schließlich auf ein Zitieren von Namen und Büchertiteln hinauslaufen müßte; vielmehr stellt er es sich zur Aufgabe, „einige besonders typische Erscheinungen herauszugreifen und in eingehender Analyse ihrer Dichtungen an ihrem Beispiel die charakteristischen Merkmale bestimmter Strömungen in der heutigen Literatur nachzuweisen und zu veranschaulichen". Litzmanns Darlegungen sind frei von Parteischablone und Voreingenommenheit, ruhig und objektiv gehalten, doch hält er mit seinem Urteil keineswegs hinter dem Berge, sondern spricht seine Wertschätzung oder Ablehnung unumwunden aus. Wir empfehlen das Buch allen, die sich für die moderne dramatische Literatur interessieren; es wird ihnen ein nützlicher und anregender Führer sein. F. R.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Arndt, A., Betrachtung zu einer Erneuerung unseres Lebens. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.40.

Atlas der Heilpflanzen. Verfasst von Erzherzog Josef von Oesterreich; bildlich dargestellt von Margarethe Clementine, Fürstin von Thurn und Taxis. Sämtliche in Kneipps Schriften vorkommende Heilpflanzen auf 230 farbigen Tafeln, verteilt in 60 Lieferungen à 50 Pf. Lieferung 1. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Bélart, Hans, Ernst Häckel's Naturphilosophie. Berlin, Franz Wunder. M. 1.—.

Börnstein, Dr. R., Unterhaltungen über das Wetter. Fragen und Antworten. Mit einer Wetterkarte. Berlin, Paul Parey. 80 Pf.

Bohrmann-Riegen, Heinr., Dramatische Werke. I. Band. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie. M. 3.—.

Bosch-Ibo, Ida, Gedankenflug, Gedankenspäne und Gedankensplitter. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.20.

Bossert, A., Essais sur la Littérature allemande. Paris, Hachette & Cie. Fr. 3.50.

Budde, Gerhard, Bildung und Fertigkeit. Gesammelte Aufsätze zur neusprachlichen Methodik. Hannover, Carl Meyer (G. Prior). M. 1.25.

Cornelius, Peter, Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. IV. Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern (M. 5.—). — II. Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten, herausgegeben von Carl Maria Cornelius (2. Band M. 8.—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Coutts, John, The Divine Travail in Nature, Man and the Bible. London, National Hygienic Company, Limited, Publishers. Sh. 6.—.

Eckart, Dietrich, Familienväter. Tragische Komödie in drei Aufzügen. Leipzig, Kurt Wigand.

Eckart, Rudolf, Luther im Urteile bedeutender Männer. Berlin, Albert Kohler. M. 2.—.

Erzberger, M., Sozialdemokratie und Zollpolitik. Auf Grund der Parlamentakten und Parteitagsprotokolle. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland.

Ficker, Ludwig v., Inbrunst des Sturms. Ein Reigen Verse. Leipzig, Curt Wigand.

Frensdorf, Walter, Kaiser Tod. Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig, Curt Wigand.

Fried, Alfred H., Handbuch der Friedensbewegung. Wien, Verlag der Oesterreichischen Friedensgesellschaft.

Friedrich, M. v., Was ist Liebe? Heiteres und Ernstes. Leipzig, Raimund Gerhard. M. 1.50.

Garbe, Richard, Die Bhagavadgîtâ. Aus dem Sanskrit übersetzt. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Leipzig, H. Haessels Verlag. M. 4.—.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 9. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—.

Goetz, Dr. Leopold Karl, Der Ultramontanis-

mus als Weltanschauung auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt. Bonn, Carl Georgi. M. 3.50.

Grazie, Marie Eugenie delle, Sämtliche Werke. IX. Band: Theiß und Donau. — Dichter und Dichtkunst. Vollständig in 9 Bänden oder 30 wöchentlichen Lieferungen (à M. 1.—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hammon, Rudolf, Herbes und Liebes. Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.50.

Hanotaux, Gabriel, Geschichte des zeitgenössischen Frankreich 1871—1900. Autorisierte Uebersetzung von Th. J. Plange. Zweiter Band, 1. Teil. Mit fünf Bildnissen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Humpert, Th., Herzenskämpfe. Bekenntnisse und Mahnungen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 80 Pf.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 14 und 15. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Jagemann, Dr. Eugen v., Zur Reichsfinanzreform. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Kamlah, Kurt, Mumuksha. Mit 28 Bildern von Otto Boyer. Leipzig, Curt Wigand.

Lagerlöf, Selma, Unsichtbare Bande. Erzählungen. Deutsch von Margarethe Langfeldt. Berlin, Franz Wunder. M. 3.—.

Lauer, Dr. P., Pluralismus oder Monismus. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie. Berlin, Albert Kohler. M. 1.—.

Levertin, Oscar, Aus dem Tagebuch eines Herzens und andere Rococonovellen. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. M. 4.—.

Lignitz, v., General der Infanterie, Zur Hygiene des Krieges. Nach den Erfahrungen der letzten großen Kriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.60.

Loewenberg, J., Von Strand und Straße. Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. 1. Lieferung. Erscheint in zwei Ausgaben. Ausgabe A ohne Namenregister (28 Lieferungen à 30 Pf.), Ausgabe B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen (40 Lieferungen à 30 Pf.). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mombert, Alfred, Die Blüte des Chaos. Minden i. W., J. C. C. Bruns. M. 3.—.

Morgenstern, Christian, Galgenlieder. Berlin, Bruno Cassirer.

Ohagen, A., Die Sobotenburg. Eine Dichtung vom Zobten aus Schlesiens slawisch-germanischer Heldenzeit. Breslau, Carl Dülfer. M. 3.—.

Proelß, Johannes, Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main. Ein Zeit- und Lebensbild. Mit zwei Bildnissen Stoltzes. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. M. 4.—.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe von Otto Heidmüller. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Geb. M. 5.—.

Ritschl, Dr. theol. Otto, Die freie Wissenschaft und der Idealismus auf den deutschen Universitäten. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 60 Pf.

Rodlo, Walter, Held und Holdin. Improvisation. Leipzig, Curt Wigand.

Rosen, Franz, Der Sünde Sold. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.50.

Runeberg, Johan, Ludvig, König Fjalar. Dichtung in fünf Gesängen. Aus dem Schwedischen übertragen von Rud. Hunziker. Zürich, Schulthess & Co. M. 3.—.

Sabatier, Paul. Examen de quelques travaux récents sur les Opuscules de Saint François. Paris, Librairie Fischbacher. Fr. 2.25.

Schaukal, Richard, Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Insel-Verlag. M. 2.—.

Schellenberg, E. L., Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte. Leipzig, Curt Wigand.

Scherer, Rolph, Schulrat Weller. Komödie in drei Aufzügen. Leipzig, Curt Wigand.

Scherf, Johann Christian, Einsame Gänge. Leipzig, Georg Merseburger. M. 2.—.

Schillers Werke. Illustrierte Volks-Ausgabe. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Prof. Dr. Heinr. Kraeger. 60 Lieferungen à 30 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben von Ed. von der Hellen. Band 12. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gebunden M. 2.— pro Band.

Unruh, Ernst v., Die Welträtsel und Professor Ernst Haeckel. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. M. 1.—.

Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser? Kritische Untersuchungen und Folgerungen eines deutschen Weltpolitikers. München, J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). M. 2.—.

Verlegerlisten für Schriftsteller. Schriftstellerbibliothek Nr. 3. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin, Feder-Verlag.

Wasserburger, Paula v., Liebesstürme. Drei Novellen aus dem klassischen Hellas. Wien, Karl Gerolds Sohn. M. 2.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Joh. Richard zur Megede

In 4. Auflage ist erschienen:

Der Ueberkater. Roman.

Geheftet M. 5.50, gebunden M. 6.50.

Dr. Grävell schrieb über das Werk im Pädagogischen Archiv, Braunschweig: „An guten Romanen ist jetzt kein Mangel mehr. Die von Megede waren mir bis jetzt unbekannt; aber

der vorliegende ist ein Meisterwerk,

dem ich einen recht großen Leserkreis wünsche. Er ist brillant geschrieben und malt Personen aus der höheren Gesellschaft nach der Natur, poetische Situationen und schöne Schilderungen von Gegenden, besonders am Gardasee und in der Wüste Sahara."

Von J. R. zur Megede sind früher in unserem Verlag erschienen:

Unter Zigeunern. Roman. 4. Auflage (6. Tausend). Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Kismet. — Frühlingstage in St. Surin. — Schloß Tombrowska. 3. Auflage (5. Tausend). Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Quitt! Roman. 11. Tausend. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. 2 Bände. 6. Auflage. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. 6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Trianon und andere Novellen. 4. Aufl. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Über Land und Meer

Viertelj. Mk. 3.50 oder in 26 Heften à 60 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

In der kürzlich erschienenen Nummer 21 begann ein packend geschriebener

Industrie-Roman

Die Wiskottens von Rud. Herzog,

ein modernes „Soll und Haben",

der einen besonders aktuellen Stoff — das Leben und Streben einer rheinischen Fabrikantenfamilie — mit wahrhaft dramatischer Kraft schildert.

Probenummer durch alle Buchhandlungen und von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

CHOCOLAT

SUCHARD

MILKA

REINE SCHWEIZERMILCH
CACAO UND ZUCKER

SUCHARD

VELMA

CHOCOLAT FONDANT
LEICHT SCHMELZEND.

SUCHARD, ALLEINIGER FABRIKANT.

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-An…

Diesem Hefte liegen zwei Prospekte bei, die wir der gefl. Beachtu… empfehlen: 1. ein Prospekt der **Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.** i… „Die Kunst", Monatshefte für freie und angewandte Kunst; 2. ein Pros… …vertrieb „Union" Hugo Stäckle & Co. in Dresden über ihre Union…

Dreißigster Jahrgang | Mai 1905. | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

MAY 30 1905

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Die marokkanische Frage und Herr Delcassé. Von einem Diplomaten	129
Ludwig Seuth: Die Schätze Marokkos	133
Baron Suyematsu über die „gelbe Gefahr"	136
Rudolf v. Gottschall: Schiller im Urteil seiner Gegner	141
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. X.	157
Georges Claretie: Die Comédie Française	167
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. X.	185
Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß	196
H. Vambéry: Die Rückwirkung der russischen Niederlage auf die Islamwelt in Asien	208
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: S. M. S. „Arkona" im deutsch-französischen Kriege	218
C. C. Penrose Fitzgerald, Admiral: Admiral Thomsen über die Rede Lees	230
M. v. Brandt: Eine deutsche Antwort auf einen englischen Brief	236
Karl Herold: Die Wohltätigkeitsvorstellung	239
Berichte aus allen Wissenschaften.	
Geschichte: **Ch. Freiherr v. Fabrice:** Die kirchliche Krisis in Frankreich und die Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1794	245
Literarische Berichte	252
Eingesandte Neuigkeiten **des Büchermarktes**	255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1905

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . **M. 713 Million.**
Bankvermögen . . . . „ **244** „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse „ **125** „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

1425 Meter üb. Meer. **Schimberg-Bad.** Bahnstation Entlebuch bei Luzern (Schweiz).

Modernes Etablissement mit 160 Betten. **Aussichtsreichste Lage.** Reizende Spaziergänge in stärkender **Alpenluft.** — **Stärkste Natrium-Schwefelquelle** der Schweiz. Heilkräftige **Eisenquelle. Ausserordentliche** Erfolge bei Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenkrankheiten etc. **Kurarzt** im Hotel. Neueste **Badeeinrichtungen.** Eigene **Alp mit Milchwirtschaft.** Näheres durch Prospekt.

J. B. GENELIN, Besitzer.

Verlag von Zuckschwerdt & Co. in Berlin W. 30, Motzstr. 56.

Krahmer, Königl. Preuss. Generalmajor z. D.

Russland in Asien

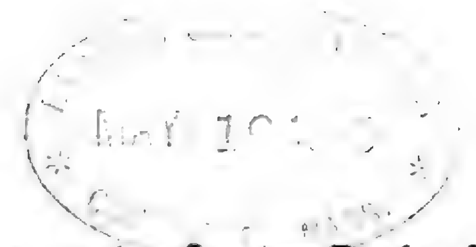
Band I. Das Transkaspische Gebiet. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Skizzen. Preis M. 6.—
Band II. Russland in Mittel-Asien. Mit 9 Autotypien. Preis M. 4.50.
Band III. Sibirien und die grosse sibirische Eisenbahn. Mit 2 kolorierten Karten. 2. vollständig verbesserte und umgearbeitete Auflage. Preis M. 7.—
Band IV. Russland in Ost-Asien (mit besonderer Berücksichtigung der Mandschurei). Mit 1 Skizze. Preis M. 6.—
Band V. Das nordöstliche Küstengebiet. (Der Ochotskische, Gishiginskische, Petropawlowskische und Anadyr-Bezirk.) Mit 2 kolorierten Karten. Preis M. 8.—
Band VI. Die Beziehungen Russlands zu Persien. Preis M. 3.—
Band VII. Die Beziehungen Russlands zu Japan (mit besonderer Berücksichtigung Koreas). Mit 1 kolorierten Karte. Preis M. 6.—

Ausführliche Prospekte über den Inhalt der einzelnen Bände stehen kostenlos zu Diensten.

von Carlowitz-Maxen, Major z. D.

Einteilung und Dislokation der Russischen Armee

nebst Uebersichten über die Kriegsformationen und Kriegseta
einem Verzeichnisse der Kriegsschiffe. Nach russischen off
und anderen Quellen bearbeitet. April 1905. 16. Ausgabe. I



Die marokkanische Frage und Herr Delcassé

Von einem Diplomaten

Es war im Jahre 1879, daß die Mißwirtschaft des Khedive Ismail die an der Frage der Entwicklung Aegyptens interessierten Mächte zum Eingreifen veranlaßte. Ismail konnte sich damals einer gewissen, mit Heiterkeit gemischten Verwunderung nicht erwehren, daß das Deutsche Reich sich an einer Frage, die es doch eigentlich gar nichts angehe, beteilige; er hatte wohl nicht geahnt, daß es hauptsächlich die Energie des Fürsten v. Bismarck sein würde, welche die schnelle Verständigung der fünf Mächte herbeiführte und ihm, Ismail, bald die Gelegenheit geben sollte, „fern von Madrid darüber nachzudenken", wie gut es sich doch auf dem Thrönchen im Lande der Pharaonen gesessen hatte. Im folgenden Jahre wurde das die Liquidation der öffentlichen Schuld regelnde Gesetz auf Verlangen der fünf Mächte eingeführt und so die Grundlage für die Sanierung der ägyptischen Verhältnisse geschaffen. Der Aufstand Arabi Paschas und die Niederwerfung desselben 1882 durch England allein änderte nichts an der Tatsache der gemeinsamen Behandlung der finanziellen Frage, an der die Mächte in erster Linie interessiert waren, wie denn die fremden Kommissare fortfahren, an der Kasse der Staatsschuld ihre Tätigkeit auszuüben.

Wenn man in London an die Schwierigkeiten zurückdenkt, mit denen man in Aegypten zu rechnen und zu kämpfen gehabt hat, so wird man sich gestehen müssen, daß diese in keinem Falle von Deutschland ausgegangen oder vermehrt worden sind. Letzteres hat vielmehr stets der nicht leichten Stellung Englands volle Rechnung getragen und sich darauf beschränkt, seine wirtschaftlichen Interessen zu wahren. Sein Handel nimmt dort dem Wert nach die vierte Stelle nach dem Englands, Frankreichs und der Türkei ein.

Der schließlich doch befriedigende Verlauf der ägyptischen Angelegenheit hätte, wie es scheint, dazu ermutigen sollen, die Regelung ähnlicher Fragen im Mittelländischen Meer ebenfalls innerhalb der gebräuchlichen internationalen Formen zu suchen und zu finden. Das ist leider nicht geschehen, und so hat sich die marokkanische Frage entwickelt, die, wenn sie heute auch nur den Verbrauch von Druckerschwärze erheblich steigert, doch, falls sie nicht bald eine befriedigende Lösung finden solle, dazu angetan zu sein scheint, eine dauernde

Verstimmung hervorzurufen, die besser vermieden worden wäre und baldmöglichst zu beseitigen sein dürfte.

Am 8. April 1904 wurde zwischen England und Frankreich das Abkommen unterzeichnet, das bestimmt sein sollte, alle zwischen den beiden Mächten bestehenden Meinungsverschiedenheiten wegzuräumen und reinen Tisch zu machen. Es ist auf den Grundlagen des „Do ut des“-Prinzips abgeschlossen worden, und der französische Minister des Auswärtigen, Herr Delcassé, hat in der Deputiertenkammer seine Handlungsweise selbst dahin charakterisiert, daß er das Kleinere geopfert habe, um das Größere zu erlangen. Er hat sein Verfahren gerade mit Bezug auf Aegypten und Marokko als eine patriotische Tat bezeichnet. Das Abkommen macht oder soll der Rivalität der beiden Mächte in Aegypten und Marokko ein Ende machen, und die englische Regierung „desinteressiert“ sich, was das letztere Land anbetrifft, an diesem und wird der friedlichen Entwicklung der Zustände in ihm keine Hindernisse in den Weg legen, sondern die kommerziellen, wirtschaftlichen und administrativen Folgen dieser Verzichtleistung akzeptieren. In einem fast gleichzeitig mit dem Bekanntwerden des Inhalts des Abkommens veröffentlichten Artikel des „Temps“ wird die zukünftige Stellung Frankreichs in Marokko dahin definiert, daß unter Wahrung der territorialen Integrität des Landes und Aufrechterhaltung des gouvernementalen Status quo der ausschließliche Einfluß Frankreichs an die Stelle der bisherigen Rivalitäten zu treten bestimmt sei. Frankreich werde seine Hilfsmittel dem Sultan für die Reorganisation seines Reichs zur Verfügung stellen und selbstverständlich aus der Unterstützung, welche sie ihm so leiste, Vorteil ziehen.

In Berlin nahm man den Abschluß des anglo-französischen Vertrags, wie dies durchaus richtig und selbstverständlich war, ganz ruhig auf. Bei der Beantwortung einer Interpellation des Nationalliberalen Dr. Sattler am 12. April erklärte der Reichskanzler, daß sich zwar die Minister der beiden an dem Abkommen beteiligten Länder noch nicht über dasselbe geäußert hätten, daß er aber keine Veranlassung habe, anzunehmen, daß es in irgendeiner Weise gegen irgendeine andre Macht gerichtet sei. Es scheine einen Versuch darzustellen, auf dem Wege einer freundschaftlichen Verständigung eine Anzahl von Differenzpunkten auszuschalten, die zwischen Frankreich und England beständen. Dagegen seien vom deutschen Standpunkt aus keinerlei Einwendungen zu erheben. Wir hätten keine Veranlassung, zu wünschen, daß die Beziehungen zwischen England und Frankreich gespannte seien, wäre es auch nur, weil solche gespannten Beziehungen den Frieden der Welt stören könnten, an dessen Aufrechterhaltung Deutschland ein großes Interesse habe. Was Marokko anbeträfe, das unzweifelhaft den Hauptpunkt des Abkommens bilde, so seien unsre Interessen im Mittelländischen Meere und ganz besonders in Marokko im wesentlichen wirtschaftliche. Unsre Interessen seien dort vor allem kaufmännische, wir seien daher ganz besonders an der Herrschaft von Ordnung und Ruhe in Marokko interessiert. Unsre Handelsinteressen dort müßten und würden wir schützen, wir hätten aber

keine Veranlassung, anzunehmen, daß sie in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden würden.

Man wird zugeben müssen, daß es nie einer Macht leichter gemacht worden ist, zu einer Verständigung zu gelangen, als Frankreich in diesem Falle. Daß nicht sofort eine Mitteilung an Deutschland erfolgte, kann damit erklärt werden, daß eine solche den diplomatischen Gebräuchen nicht entsprochen haben würde, bevor nicht das Abkommen von den Parlamenten beider Länder angenommen und die Ratifikationen ausgetauscht worden waren. Nachdem dies aber einmal geschehen — und die Annahme des Vertrags erfolgte in Paris im Senat Anfang Dezember 1904 —, lag gar keine Veranlassung vor, warum es nicht, wenigstens in den Punkten, welche die Interessen dritter Mächte direkt berührten, zum mindesten zur Kenntnis dieser hätte gebracht werden sollen. Eine solche Mitteilung hätte nicht nur den diplomatischen Gepflogenheiten entsprochen, sondern auch der politischen Pflicht, denn um nur Deutschland zu erwähnen, war es nicht durch dieses, sondern durch Frankreich, daß die Lage in Marokko verändert worden war. Darüber konnte nach dem Inhalt des Abkommens wie nach den von Herrn Delcassé in der Deputiertenkammer wie im Senat abgegebenen Erklärungen kein Zweifel bestehen. Nicht Deutschland hat daher gefehlt, sondern der französische Minister des Auswärtigen hat sich zum mindesten einer Unterlassungssünde schuldig gemacht. Worauf diese zurückzuführen, ist nicht leicht zu entscheiden. Nach der Erklärung des Grafen v. Bülow vom 12. April 1904 mußte er wissen, daß man in Berlin einer Ausdehnung des französischen Einflusses in Marokko und der sich daraus dort ergebenden größeren Ruhe und Ordnung nicht unsympathisch gegenüberstehe und daß die von ihm bei den Verhandlungen im Senat am 7. Dezember 1904 gemachte Aeußerung, daß Frankreich in Marokko nicht habe warten können, da, wenn es nicht gehandelt hätte, andre Mächte die Initiative ergriffen haben würden, sich nicht auf Deutschland beziehen könne. Es bleiben also nur zwei Möglichkeiten übrig, entweder daß Herr Delcassé selbst auf den Gedanken gekommen sei, Deutschland in der Marokkofrage als „quantité négligeable“ auszuschalten und seinen Interessen wie seinem Ansehen dadurch Abbruch zu tun, oder daß er ihm von andrer Seite suggeriert worden sei. Das letztere scheint nach der moralischen Unterstützung, die Herrn Delcassés Ignorierung Deutschlands in der deutschfeindlichen englischen Presse gefunden hat, zum mindesten nicht unwahrscheinlich, wie denn der französische Minister des Auswärtigen sich in der Behandlung der Marokkofrage überhaupt auf England stützen zu wollen scheint, wenn er sich nicht etwa sogar dazu hergibt, englischer Eifersucht zu dienen und für diese die Kastanien aus dem Feuer holen zu wollen. Aeußerst charakteristisch für die Auffassung und Handlungsweise Herrn Delcassés ist der in seinem Organ, „Le Temps“, der auch das des englisch-französischen Einverständnisses ist, am 7. April veröffentlichte Artikel über die Zusammenkunft König Eduards und des Präsidenten Loubet. Der „Temps“ sagt darin, daß die Häupter der beiden Staaten dabei die Gelegenheit wahrgenommen hätten, die politische Lage Englands

und Frankreichs untereinander und dritten Staaten gegenüber zu untersuchen. Die Identität der Interessen der beiden Völker, wie sie aus dem Abkommen vom 8. April 1904 hervorgehe, habe sich, nach der Erfahrung, als tief und dauernd erwiesen. Die diplomatische Verständigung sei durch sie bestätigt worden, und die Gewißheit des Zusammenwirkens im Mittelländischen Meer, das vor einem Jahre hergestellt worden und das unter allen Umständen wertvoll sei, scheine unter den gegenwärtigen Umständen noch nützlicher.

Der französischen Ignorierung der deutschen Interessen in Marokko gegenüber war das deutsche Vorgehen angezeigt, nachdem man französischerseits in Unterhandlungen mit dem Sultan eingetreten war. Wenn man in Paris glaubte, des deutschen Einverständnisses entbehren zu können, mußte Deutschland den Schwerpunkt der Verteidigung seiner Interessen nach Fez verlegen. Was man dort zu erlangen hatte, war die vertragsmäßige Zusicherung der Gleichstellung mit der meistbegünstigten Macht, was man dafür bieten konnte, die Zusicherung, daß Deutschland an der Unabhängigkeit und Integrität Marokkos festhalte. Nach beiden Richtungen ist das Erforderliche geschehen. Wenn die von Deutschland heute eingenommene Stellung Frankreich nicht behagt, so hat es dafür nur Herrn Delcassé zu danken. Von deutscher Seite bestand kein Wunsch und keine Absicht, Frankreich in Fez Schwierigkeiten oder auch nur Unbequemlichkeiten zu bereiten; zu der von ihm in den letzten Wochen eingeschlagenen Politik ist es gedrängt worden, es wird von Herrn Delcassé abhängen, ob die Verständigung, die während des seit dem 8. April 1904 verflossenen Jahres hätte leicht erzielt werden können, jetzt noch herbeigeführt werden soll, oder ob man es in Paris vorzieht, sich aus der Frage eine jener chronischen Verstimmungen entwickeln zu sehen, welche die Beziehungen zwischen Nachbarstaaten nur ungünstig beeinflussen können. Eins aber würde man wohltun nicht zu vergessen. Englische Preßstimmen und andre Einflüsse suchen in Paris über die Bedeutung des Besuchs Kaiser Wilhelms in Tanger mit der Phrase hinwegzutäuschen, daß der Kaiser gegangen sei und Frankreich bleibe. Das ist richtig; aber wenn auch der Kaiser gegangen ist, Deutschland bleibt in Marokko, und wo seine Fahne weht, kann sie nicht ignoriert werden.

Die Schätze Marokkos

Von

Ludwig Feuth [1])

Ich will nicht von den geheimnisvollen Schatzkammern der Scherifen reden, in deren verschlossenen, nur diesen selbst und einigen wenigen Vertrauten bekannten Gewölben Gold und Silber und Edelsteine und die herrlichsten Werke längst vergangener Kunst in so ungeheurer Fülle aufgespeichert sind, daß diese greifbare Wirklichkeit wohl wenig nur zurückbleibt hinter den verzauberten Schätzen der Märchen des Morgenlandes. Auch nicht von jenem Kriegsschatz will ich sprechen, der in Tafilelt, der fernen Wüstenoase, an verborgener Stelle eingemauert ruht; hier liegt das Blut ganzer Völker und vieler Generationen begraben. Jahrhunderte hindurch haben hier die furchtbaren Priesterkönige dieses merkwürdigen Landes, in dem es zwar Steuern über Steuern, aber keine Staatsausgaben gibt, die dem Volke abgepreßten Millionen aufgespeichert. Den Nachfolgern der Scherifen winkt eine andre Beute; dieses Land ist von der Natur mit ungeheuern Schätzen begnadet, die es zur Basis und zum Ausgangspunkt einer großen kulturellen Entwicklung prädestinieren. Es erscheint erforderlich, daß auch wir uns, wenn jetzt die Liquidation der Scherifenwirtschaft erfolgen sollte, unsern Anteil daran sichern. Den Weg dazu will ich heute nicht erörtern; ich werde mich darauf beschränken, einige Worte über diese von der Natur gegebenen Schätze und über die Möglichkeit ihrer Nutzbarmachung zu äußern.

Im Lande sind alle Grundlagen einer großen industriellen Entwicklung gegeben; Eisen und Kohlen sind speziell im südlichen Marokko reichlich vorhanden, und bei der dem Weltmeer und dem Mittelmeer zugewandten Lage könnte man von hier aus nicht nur den Landhandel nach dem Süden entwickeln, sondern auch im größten Umfange speziell nach Südamerika exportieren. Bedingung wäre eine Bahn, die das Minengebiet des Sus mit dem Meere verbinden und von Agadir Irêr über Tagadirt und Tarudant nach Tafellunt führen würde. Bezüglich der Kohlenfunde läßt sich bis heute annehmen, daß solche mindestens in einem für die eigne industrielle Entwicklung hinreichenden Umfange vorhanden sind; ob ein Export von Kohle möglich sein wird, läßt sich zurzeit nicht mit Sicherheit ermitteln, ist aber in hohem Grade wahrscheinlich.

Außer dem Eisen finden sich im Sus, im Tadlagebiet und an andern Orten Gold, Silber, Kupfer, Iridium, Palladium und Antimon; bezüglich des Silbers und des Antimons ist die Abbauwürdigkeit bereits zweifellos festgestellt. Auch betreffs der andern Erze ist anzunehmen, daß durch genauere Untersuchungen,

---

1) Anmerkung der Redaktion. Der Verfasser kennt Marokko durch längeren Aufenthalt daselbst. Auf friedlichem Wege und durch „die offene Tür“ wird dieses große afrikanische Reich der ganzen Welt Nutzen bringen können.

die bei den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich sind, zahlreiche lohnende Abbaufelder aufgeschlossen werden. In alter Zeit ist hier vielfach Gold gewonnen worden; noch heute finden sich Reste alter Goldbergwerke. Heute ist in Marokko Reichtum gleichbedeutend mit Kerker und Tod, und niemand unter der im allgemeinen geschäftlich tüchtigen und rührigen Bevölkerung hat ein Interesse daran, irgendwie diese Produkte des Bodens zu fördern und zu verwerten. Das Land vegetiert unter der Geißel einer organisierten Räuberhorde, die mit dem Titel der „Regierung des Scherifen" benannt wird; jeder Pfennig, der sichtbar wird, wird von dieser Gesellschaft mit Feuer und Totschlag eingezogen.[1])

Salpeter ist im südlichen Marokko in großen Lagern vorhanden. Auch diese könnten durch eine Minenbahn durch das Sus mitaufgeschlossen werden und werden dann nach der bald erfolgten Räumung der chilenischen Salpeterlager den Weltbedarf auf Jahrzehnte decken. Man kann diesen Schatz auf mindestens eine Milliarde an Wert bemessen; der chilenische Export allein nach Deutschland validiert pro Jahr mit neunzig Millionen! Aus der Identität der geologischen und klimatischen Verhältnisse kann man ferner folgern, daß sich im südlichen Marokko wie in Algier und in Tunis Lager von Kalkphosphaten finden werden, deren Wert bei der relativen Seltenheit und großen Wichtigkeit dieses unsrer Landwirtschaft unentbehrlich gewordenen Materials ein außerordentlich erheblicher sein dürfte. Heute monopolisieren Algier und Tunis den Phosphathandel, von Jahr zu Jahr steigen die Absatzpreise, und es ist hier keine Grenze abzusehen, wenn man nicht an die Ausnutzung der zweifellos vorhandenen marokkanischen Phosphatlager gehen kann.

Nicht weniger bedeutend sind die Schätze, die bei rationeller Ausnutzung des anbaufähigen Landes sich gewinnen lassen. Die klimatischen Verhältnisse sind so günstig, der Alluvialboden der Flußtäler und der Küstenstriche ist so fruchtbar, daß dieses Land, das einst als die Kornkammer der Welt und als der Garten der Hesperiden gepriesen wurde, sich in kurzer Zeit zu einem der reichsten Gebiete der Erde entwickeln könnte. Die Nähe des Ozeans mildert die Glut der afrikanischen Sonne, und das Klima, das übrigens auch der Konstitution des Nordeuropäers durchaus angemessen ist, ist in hohem Grade niederschlagsreich und mit Feuchtigkeit durchsättigt. Obwohl heute nur ein kleiner Teil dieser vernachlässigten und verkommenen Anbaugebiete in der primitivsten Weise ausgenutzt wird, werden Oel, Hülsenfrüchte, Datteln, Feigen, Mandeln, Mais, Getreide im Werte von vielen Millionen exportiert; wird erst dieses Land, das für die Baumwollproduktion im größten Maßstabe, für den Anbau von Zuckerrohr, Reis, von Bananen und Apfelsinen und vor allem auch für den Weinbau in hohem Grade geeignet ist, seiner Leistungsfähigkeit entsprechend angebaut und ausgenutzt, so sind hier Millionen auf Millionen zu gewinnen. Die andern Uferländer des Mittelmeers, speziell Spanien und Italien, werden durch

---

[1]) Cf. meinen Aufsatz im Juniheft des Jahrgangs 1903 der „Deutschen Revue": „Aus dem Reiche des Scherifen".

diese Entwicklung in kürzester Zeit völlig in den Hintergrund gedrängt werden. Schon die Römer priesen den mauretanischen Wein; heute wächst keine Rebe in ganz Marokko. Was muß das für ein Tropfen werden, der dereinst auf den Abhängen des Sebu gezogen wird! Dort lag Volubilis, der Römer schöne Stadt, deren ragende Ruinen an glänzendere, in Blut erstickte Tage mahnen. Das muß eine Weinstadt erster Klasse gewesen sein, wie heute Malaga und Valencia.

Werden die Alluvialtäler am Atlantischen Ozean mit Berieselungsanlagen und Stauwerken versehen, so läßt sich die Baumwollkultur Louisianas hier reproduzieren, und bei den billigste Frachtsätze bedingenden vorzüglichen Verladungsmöglichkeiten in den Häfen von Casablanca, Rabat und Mazagan wird diese marokkanische Baumwolle in kurzem den europäischen Markt beherrschen. Eine diese Pflanzungsgebiete durchziehende Küstenbahn, an die man südlich vom Sebu eine Linie Rabat—Fez anschließen könnte, würde für die Preishaltung der Baumwolle und somit für diese ganze Entwicklung von einschneidendster Bedeutung sein. Es dürfte vielleicht auch heute schon möglich sein, den ziemlich aufgeklärten Scherifen, der in der Not Fliegen frißt und am liebsten den Teufel Frankreich durch den Beelzebub Deutschland austreiben möchte, für die an und für sich unter den obwaltenden Verhältnissen und Begriffen ganz unmögliche Idee einer Bahnkonzession zu erwärmen und ihn dahin zu bringen, daß er den lebensgefährlichen Versuch wagt, seinen mit ihm im Präsidium dieser regierenden Räubergesellschaft sitzenden „Beratern“ und „Notabeln“ die Genehmigung dieser Ungeheuerlichkeit abzuringen. Damit wäre schon ein ganz schöner Anfang gewonnen.

Die Zukunft des Landes steht im Dunkel; niemand weiß, was die nächsten Jahre bringen werden, und es wäre müßig, Phantasieprojekte bezüglich der zurzeit völlig unmöglichen Aufschließung des Landes im Sinne neuzeitlicher Kultur aufzustellen; doch nehme ich an, daß es, selbst wenn der Status quo ante wider Erwarten noch längere Zeit erhalten bleiben sollte, vielleicht möglich sein wird, an eine Bahn Tanger—Larasch—Fez zu denken und dann späterhin eine das Herz des Landes öffnende Verbindung Fez—Merrakesch—Mogador zu planen, an welche die produktivste Linie, die Minenbahn durch das Sus, angeschlossen werden könnte. Wird dann die für die Baumwollkultur notwendige Küstenbahn Larasch—Casablanca—Rabat über Mazagan nach Mogador verlängert, so wäre die Kette geschlossen und auch das Wichtigste, eine vorläufig ausreichende Verbindung der schon jetzt zu einer Weltbedeutung heranreifenden Häfen mit dem Hinterland, geschaffen.

Baron Suyematsu über die „gelbe Gefahr"

Der frühere japanische Minister des Innern schildert in nachstehendem Briefe die so oft erwähnte „gelbe Gefahr". Wir behalten uns vor, auf seine Ausführungen gelegentlich zurückzukommen.

Die Redaktion.

*

Die durch Sie gestellte Frage, den allgemeinen Zustand des Verhältnisses zwischen dem Westen und dem fernen Osten betreffend, ist eine derartige, daß ich nur mit Zögern darauf antworte. Der Krieg, der zwischen Rußland und meinem Lande geführt wird, ist noch nicht beendet, und wenn ich von den Möglichkeiten der Zukunft spreche, so fürchte ich, daß man mich mißverstehen und mich für abgeschmackt halten könnte, obgleich ich ganz zuversichtlich betreffs des Ausganges des Krieges und der zukünftigen Beziehungen zwischen dem Westen und dem fernen Osten bin, von denen ich glaube, daß sie nicht andre als gute sein können. Ich möchte jedoch etwas für den Fall sagen, daß der Krieg auf die eine oder die andre Art beendet und der normale Zustand des internationalen Verhältnisses wiederhergestellt werden wird.

In erster Linie bin ich gewiß, daß der Tag kommen wird, an dem der Warnungsruf vor der „gelben Gefahr" als völlig unbegründet angesehen werden wird. Eine „gelbe Gefahr" zunächst kann es nicht geben in der Form einer militärischen Expedition, das heißt eines Angriffes der unter der Führung der einen oder der andern der asiatischen Mächte vereinigten Asiaten auf die Nationen des Westens. Zu dieser positiven Versicherung werde ich durch die Betrachtung der ganzen Art der Zivilisation des Ostens gebracht, ferner durch die Charaktereigenschaften der Chinesen, durch das Verschwinden des alten kriegerischen Geistes bei den tatarischen und mongolischen Rassen und auch durch das Vorwärtsstreben der Japaner auf den Grundlagen der westlichen Zivilisation. Außerdem hat sich der Zustand der Welt sehr verändert seit den Zeiten, in denen große Nomadenführer Kriegszüge bis in entfernte Gegenden durchführen konnten. Alle diese Punkte habe ich einer sorgfältigen Betrachtung in meiner in der Zentralasiatischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung unterzogen: „Historische Revue der chinesischen Ausbreitung." Ich hatte vor einigen Tagen das Vergnügen, Ihnen einen Abdruck jener Vorlesung zu Ihrer Kenntnisnahme zu übersenden, und ich glaube daher, daß keine Notwendigkeit für mich vorliegt, diese Punkte hier nochmals zu besprechen. China wird eine ebenso friedfertige Nation sein wie bisher; Japan wird sein Bestes tun, Fortschritte in seiner Zivilisation zu machen, die es mehr und mehr mit dem Westen in Einklang bringen wird. Es ist möglich, daß China einige Reformen in seinem Militärsystem einführen wird, aber dies würde nur zum Zwecke der Selbstverteidigung und der Erhaltung der inneren Ordnung geschehen. China wird keinen Streit mit irgend-

einer andern Nation anfangen. Es weiß, daß es keiner Ausdehnung seines Gebietes bedarf; es braucht keine Kolonie. Wenn es sich in irgendein ausländisches Unternehmen mit politischen Absichten einließe, so würde es aus demselben nur in ungünstigeren Verhältnissen hervorgehen, als diejenigen sind, in denen es sich jetzt befindet. Japan könnte China einige Ratschläge in Angelegenheiten geben, die für die Entwicklung seiner Industrie und seines Handels von Vorteil sein könnten, oder sogar betreffs einiger öffentlicher Einrichtungen, aber Japan kennt die Eigentümlichkeiten und die Natur des chinesischen Charakters zu gut, so daß es weiß, wo es Halt zu machen hat. Wenn Japan zu zudringlich in diesen Angelegenheiten wäre, würde es bei den Chinesen nur auf Widerstand von einer oder der andern Art stoßen und würde so eher in einem ungünstigen als in einem günstigen Lichte angesehen werden. Der Fall würde einige Aehnlichkeit mit dem eines Mannes haben, der sich mit den häuslichen Angelegenheiten seines Nachbars beschäftigen wollte.

Aus allem dem geht hervor, daß eine Furcht vor der „gelben Gefahr" in Gestalt eines militärischen Angriffes nicht begründet ist. Aber diese Leute, die jene Gefahr predigen, mögen vielleicht ferner sagen: „Könnten Sie garantieren, daß die Industrie und der Handel Japans sich nicht entwickeln werden?" Dies kann ich natürlich nicht garantieren. „Dann," würden Sie sagen, „würde es eine ‚gelbe Gefahr' auf ökonomischem Wege geben," in andern Worten, die Industrie und der Handel Japans würden den Markt des Westens im Osten zerstören. Ich wollte, diese Möglichkeit bestände für Japan, aber ach! es würde viele, viele Jahrhunderte dauern, bis Japan auch nur einen Schein derartiger Verhältnisse darbieten könnte. Es ist wahr, daß der auswärtige Handel Japans in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren sehr rasche Fortschritte gemacht hat, und wir sind zuversichtlich, daß er in gewissem Maße in der Zukunft sich ausbreiten wird, obgleich nicht in demselben Verhältnis wie bisher. Aber nach allem: was ist Japans ökonomische Fähigkeit mit der der großen Nationen des Westens verglichen? Der Umsatz des Gesamthandels Japans bildet wirklich nur einen sehr kleinen Prozentsatz ihres Handels. Es würde in Wirklichkeit sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, bis Japan dieselbe Stufe erreichen könnte, aber selbst angenommen, eine gewisse Möglichkeit der Entwicklung in der Richtung existiere für Japan, warum sollte dies Unbeteiligte zu dem Schrei der „gelben Gefahr" berechtigen? Hat nicht jede Nation oder jedes Individuum das Recht, ich möchte sagen die Pflicht, ihre ökonomischen Existenzverhältnisse so viel wie möglich zu verbessern, solange dies auf dem Wege friedlicher und ordnungsmäßiger Methoden geschieht? Von welchem Nutzen ist es, daß die Nationen des Westens über christliche Moralität sprechen; welche Gerechtigkeit ist darin zu finden, daß die Völker des Okzidents sich ihrer Zivilisation und ihrer Aufklärung rühmen, wenn sie der Ansicht sind, daß friedliches und ordnungsmäßiges Vorwärtsstreben eines Individuums oder einer Nation als eine unberechtigte Handlung und als Schlechtigkeit anzusehen ist? Ich glaube, die Zeiten sind vorüber, in denen man in dieser Art reden konnte. Es scheint mir, daß ein Ding, das für einen Teil

Unrecht ist, auch Unrecht für das Ganze ist, so daß irgend etwas, das Unrecht für ein Individuum ist, auch Unrecht für eine Nation sein muß. Wir Orientalen können nicht die Theorie aufrechterhalten, daß Moralität im internationalen Verkehr ausgeschlossen ist. Im Osten bestand auch, vor mehr als zwanzig Jahrhunderten, eine Schule der Philosophie, die eine mit der Machiavellis fast identische Theorie in der Politik unterstützte. Diese Theorie wurde jedoch im Osten gänzlich unterdrückt sehr kurze Zeit nachdem sie verbreitet worden war, und wir glauben noch an die Notwendigkeit der Moralität in Angelegenheiten des Staates sowohl als in denen der Individuen. Manche Leute mögen dies für töricht halten, aber wir sind damit zufrieden, in solchen Sachen töricht zu sein.

Tatsächlich glaube ich jedoch, daß der Handel zwischen dem fernen Osten und dem Westen nach diesem Kriege weitere Fortschritte machen wird. Der Westen fängt an, den fernen Osten viel besser zu verstehen, und vice versa: dies kann nur dahin führen, die gegenseitigen Beziehungen enger und enger zu gestalten. Damit wird der Handel natürlich auch zunehmen. Außerdem, wenn die Orientalen des fernen Ostens die Möglichkeit haben, ihre Industrie zu entwickeln, so wird ihre Einkaufsfähigkeit wachsen, deren Resultat natürlich eine Zunahme des Handels sein wird. Einige der westlichen Nationen mögen der Ansicht sein, daß alle die Artikel, die sie jetzt nach dem fernen Osten exportieren, in Zukunft dort fabriziert werden könnten. Dies halte ich für eine höchst phantastische Annahme. Die Welt ist groß genug. Der ferne Osten kann nicht seine Fabriken derartig organisieren, daß er die Märkte des Westens in so kurzer Zeit entbehren könnte. Außerdem wechseln die menschlichen Bedürfnisse von Zeit zu Zeit, neue Anforderungen entstehen, zu deren Befriedigung nicht jedes Land gleich geeignet ist. Dann ist es auch ökonomisch wahr, daß einige Waren in einem gewissen Land billiger oder besser erzeugt werden können als andre, und es ist daher immer Gelegenheit genug vorhanden, die Waren eines Landes in ein andres zu exportieren, weil diese Artikel, oder solche, die ihrer Natur nach nur in einem bestimmten Lande erhältlich sind, immer ihren Weg in andre Länder finden können, wo sie nicht so billig oder so gut herzustellen sind oder wo sie nie erzeugt werden können.

Ferner ist es überflüssig zu bemerken, daß die Gesellschaft gewissen Launen unterworfen ist: in vielen Fällen wünscht sie einen in einem fremden Lande gemachten Artikel, selbst wenn derselbe im eignen Lande hergestellt werden könnte. Die Amerikanerinnen kaufen gern französische Tuchwaren; die Folge davon ist, daß amerikanische Tuchwaren oft nach Frankreich geschickt werden, von wo man sie wieder nach Amerika importiert, nachdem sie eine französische Marke erhalten haben. Ich frage ferner, fabriziert nicht Deutschland eine große Menge orientalischer, besonders japanischer Artikel und verkauft sie in England und anderswo? Diese Beispiele zeigen die Tendenz der Vorliebe für ausländische Waren und erklären, warum die echten Waren tatsächlich immer Abnehmer finden werden. Meine feste Ueberzeugung ist, daß die Waren des Okzidents immer, auf eine oder die andre Weise, ihren Weg in den fernen

Osten finden werden und umgekehrt; obgleich nicht in derselben Ausdehnung, werden die orientalischen Waren immer ihren Weg in den Westen finden, ebenso wie sie es in vergangenen Zeiten getan haben, nur in größerem Verhältnisse. In gewissen Zweigen des Handels dürfte ein Steigen oder Fallen stattfinden, aber im ganzen genommen würde es nicht nur keinen Unterschied geben, sondern es würde sogar eine Zunahme eintreten.

Einige Leute fürchten, daß eine zu Schwierigkeiten führende Differenz zwischen den Okzidentalen und Orientalen entstehen könnte wegen der Verschiedenheit der Rassen. Ich hege jedoch nur geringe Furcht in dieser Hinsicht. Die Orientalen haben ihrer ganzen Anlage nach nur geringes Rassengefühl und Rassenvorurteil. Das ist zugleich eine Folge ihrer ethischen Erziehung. Dies gilt besonders für die Japaner. Natürlich verachten sie Arroganz und sind empfindlich gegen Ungerechtigkeit, aber solange ihr Stolz und ihre Empfindlichkeit nicht verletzt sind, sind sie andern Nationalitäten sehr freundlich gesonnen. Außerdem kennen wir den Respekt, den wir den Völkern des Westens schulden; je mehr wir unsre eigne Verantwortlichkeit fühlen, desto mehr wird dies der Fall sein. Ob mit Recht oder Unrecht, man sagt heute von Japan, daß es eine große Nation geworden ist. Dadurch fühlt Japan mehr Verantwortlichkeit, und es wird deshalb versuchen, seine guten Beziehungen zu den Völkern des Westens aufrechtzuerhalten; es wird bestrebt sein, mehr und mehr dieselben Pfade der Zivilisation zu beschreiten wie die Okzidentalen. Es wird daher die Gefahr, daß Japan die Völker des Westens hassen sollte, sehr gering sein. Die Chinesen können nichts andres tun, als Japans Spuren folgen, soweit ihnen das nur irgend möglich ist.

Die Frage des Unterschiedes der Religion ist dieselbe. Die Orientalen haben kaum ein Vorurteil gegen irgendeine Religion. Sie werden den Okzidentalen nie irgendwelche Feindseligkeit religiöser Unterschiede wegen zeigen. Es wird daher keine Schwierigkeit geben, solange es den Okzidentalen nicht einfällt, die Orientalen wegen Rassen- oder Religionsunterschiedes zu verachten. Die Verantwortlichkeit in dieser Sache fällt daher auf die Schultern der Völker des Westens. Es ist die Aufgabe der Okzidentalen, die Orientalen nicht zu sehr als eine minderwertige Rasse zu verachten, noch im Namen der Religion Ungerechtigkeiten auszuüben. Wenn all dies berücksichtigt wird, dann können der Osten und der Westen sehr gut miteinander auskommen.

Wenn Sie wünschen, daß ich aufrichtig sein soll, muß ich jedoch noch eines sagen, und das ist folgendes:

Mit Recht oder Unrecht nimmt man an, daß die wahren Verhältnisse der orientalischen Zivilisation, welchen Wert sie auch immer besitzen mögen, dem Westen besser bekannt geworden seien. Nach der Beendigung dieses Krieges wird der Westen seine Schätzung des Ostens in gewissem Maße umzuändern haben. Die Völker des Westens würden es nicht länger rechtfertigen können, sich selbst als die einzig privilegierten Völker unter dem Himmel anzusehen und zu denken, sie könnten gegen die Orientalen anders verfahren als gegeneinander.

Es würde als eine Schande angesehen werden, wenn sie, wie sie in vergangenen Zeiten zu tun pflegten, von dem Osten immer nur fordern wollten, ohne ihrerseits etwas dafür bieten zu wollen. Sie würden es selbst vorteilhafter und gerechter finden, wenn sie die Unverletzlichkeit Chinas anerkennen und jede lauernde Absicht, dieses Reich zu zerstückeln, aufgeben; denn wenn sie diese Absicht ausführen wollten, so würden sie dabei vielen Gefahren und Schwierigkeiten ausgesetzt sein, die sie, wie sie selbst sagen, zu vermeiden wünschen. Diejenigen, die nach dem Osten gehen, würden die alte Gewohnheit aufzugeben haben, mit zuviel Hochmut aufzutreten. In dem gegenwärtigen Kriege taten unsre Gegner ihr Bestes, alle Nationen des Westens zu überreden, daß sie sich zusammentun sollten, ein armes, kleines Land wie Japan zu zermalmen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie einer gemeinsamen Religion angehörten. Aber die Bekenntnisse des Westens sind nicht völlig identisch; außerdem sind die Tatsachen wichtiger als der Name. Die ethischen Begriffe der Japaner mögen in vielen Beziehungen fehlerhaft sein, aber tatsächlich üben die Japaner viele Tugenden, die jedem zur Ehre gereichen würden, zu welcher Religion er auch gehören mag. Diese Tatsache scheint, wie wir mit Vergnügen bemerken können, von vielen unparteiischen Leuten der okzidentalen Nationen anerkannt worden zu sein, so daß ich glaube, es ist Rußland nicht gelungen, allgemeine Feindseligkeit aus religiösen Rücksichten gegen mein Land zu erregen. Dieser Umstand, glaube ich, sollte auch in Zukunft allgemein in Betracht gezogen werden. Es ist, unsrer Meinung nach, ein höchst grausames Vorgehen, dem Volk im allgemeinen einen Haß gegen uns einflößen zu wollen und besonders die Schuljugend in diesem Sinne zu beeinflussen. Unser aufrichtiger Wunsch ist, daß eine derartige Methode, wenn sie existieren sollte, abgeschafft und ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis auf gerechten und billigen Grundlagen errichtet werde. Wenn dies geschähe, so würde Japan nur zu froh sein, allen guten Beispielen zu folgen, die es als nachahmenswürdig erkennt, und es würde keine Störung der Ruhe und des Wohlbefindens der Welt eintreten, die als der aufrichtige Wille der höchsten Gewalt angesehen werden müssen.

Die obigen Ansichten werden vielleicht der Kritik manche Angriffspunkte bieten; ist es so, so mögen Sie dieselben kritisieren oder sie verurteilen, wie Sie wollen, aber sie sind meine Ueberzeugung, gegründet auf meine eignen, aufrichtigen und unparteiischen Anschauungen über die Zukunft, und mein einziger Wunsch ist, daß sie ein wenig dazu beitragen, das gute Verhältnis zwischen meinem Lande und dem Ihrigen zu fördern und zu befestigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichne ich

Ihr ergebener

K. Suyematsu.

London, den 7. April 1905.

Schiller im Urteil seiner Gegner

Von

Rudolf v. Gottschall

Hinter dem siegreichen Cäsar, wenn er als Triumphator in Rom einzog, durften seine Soldaten Spottlieder singen, deshalb fiel ihm noch nicht der Lorbeer von seiner imperatorischen Glatze. Jetzt, wo unser großer Dichter sein Säkularfest feiert, schweigen zwar die Stimmen der Spötter, doch sie haben ein Jahrhundert lang laut genug gesprochen, und es ist keine überflüssige Mühe, sie an einem solchen Tage des Triumphes, der das Volk zu einer schönen Huldigung vereint, zu einem großen Chorus zu sammeln. Nicht als ob diese Herabsetzungen und Spöttereien die herrschende Begeisterung dämpfen oder auch nur das Ueberschwengliche und Himmelhochjauchzende auf ein bescheidenes Maß zurückführen sollten; nein, sie mögen nur beweisen, daß es dem Ruhm des großen Dichters gegenüber stets eine ansehnliche Dissidentengemeinde gegeben hat und noch gibt — und zwar nicht in den Reihen der Verständnislosen, die für dichterische Bedeutung überhaupt keinen Maßstab haben, sondern unter den Feingebildeten und Hochgelehrten, die einen Dichter wie Schiller bereitwillig dem vulgus profanum überließen, das von dem Geheimkultus ihrer esoterischen Weisheit ausgeschlossen war, neben den ins Horn stoßenden politischen und literarischen Parteimännern, die mit dem Ellenbogen für neue Größen Platz machten. Gerade der Nachweis, von wie vielen Seiten aus Schillers Ruhm angegriffen wurde, wie viele Verdunkelungen schon bei seinen Lebzeiten, noch mehr nach seinem Tode sein Gestirn zu verdecken drohten, wie ihn vermeintliche geistige Ueberlegenheit herabzudrücken suchte, wie ihn gehässige Feindseligkeit sogar mit Schmähungen verfolgte — das alles ist an seinem Säkulartage nur ein neues vollgeschriebenes Blatt in der Chronik seines Ruhmes; denn daß dieser so glänzend und glorreich aus allen solchen Trübungen hervorging, daß am hundertsten Jahrestage seines Todes sich unser Volk noch mit derselben Begeisterung zu ihm bekennt wie 1859 am Säkulartage seiner Geburt, daß ein Zeitraum von fast fünfzig Jahren die allgemeine Schätzung und Verehrung seines Genius nicht herabmindern konnte, obschon wir in dieser Zeit sogar eine sogenannte Revolution der Literatur erlebten, welche die alten Götzen umzustürzen bestrebt war: das alles beweist ja nur, wie tief und fest sein Ruhm in unserm Volke wurzelt, und in der Vergeblichkeit aller bisherigen Bemühungen, ihn aus diesem Erdreich herauszureißen, liegt die schöne Bürgschaft seiner unvergänglichen Dauer.

Sehen wir zuerst, wie die Zeitgenossen sich über den Dichter äußerten, wenn sie ihm mit Ungunst oder Feindseligkeit gegenübertraten. Seine Jugenddramen sind von der Kritik oft grausam zerpflückt worden, doch fehlt es nicht an der Anerkennung, daß er ein beachtenswerter Nachfolger Shakespeares sei. Auffallend ist es nur, daß es seinen Meisterwerken in späterer Zeit nicht besser ging und

daß die Berliner Kritik seinen „Wilhelm Tell“ und seine „Braut von Messina“ ebenso respektlos zerfaserte wie seine ersten Werke. Die schlimmste Kritik derselben bestand damals darin, daß die Bearbeitungen der „Räuber“ und des „Fiesco“ durch Herrn Plümicke, die in Berlin und an andern Bühnen zur Aufführung kamen und auch im Druckverlag erschienen, eine Anerkennung fanden, die sie vor den Schillerschen Originaldichtungen bevorzugte. Dies verwegenste Attentat auf das geistige Eigentum erregte nirgends auch nur das geringste Bedenken, und seine gewalttätigen Aenderungen wurden beifällig aufgenommen. Man fand es ganz in der Ordnung, daß Franz wie der Edmund in Shakespeares „König Lear“ zu einem Bastardsohn des alten Moor gemacht wurde und daß Karl Moor durch Schweizers Hand starb, daß Fiesco nicht durch Verrina ins Meer hinabgestoßen wird, sondern freiwillig als Fürst stirbt. Plümickes weise Mäßigung und geläuterter Geschmack wurden gerühmt, durch seine Bearbeitung erst sei das Stück für die Vorstellung auf der Bühne brauchbar geworden. Die Kritiker von Schillers „Räubern“ stellten seitenlange Verzeichnisse der geschmacklosen Hyperbeln zusammen, deren sich der Dichter schuldig gemacht habe. Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ nennt das Stück ein erschreckliches Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Elends, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters. Ein andrer Kritiker im „Magazin der Philosophie und der schönen Literatur“ meint, viele Szenen seien so haarsträubend, daß der fürchterliche Crebillon, wie ihn die Franzosen nennen, nichts gegen den Crebillon der Deutschen sei. Ein großer Staatsmann wird zitiert, welcher äußerte, eine zivilisierte Nation könne kein solches Trauerspiel haben. Während Schiller die Bühne als eine moralische Anstalt verherrlichte, behauptet ein Kritiker des „Deutschen Museums“, daß der Geist einiger neuen dramatischen Produkte durch seine giftigen Einflüsse nach und nach die Moralität des Publikums untergrabe; er führt Beispiele an, wie einige „in die Imagination versenkte“ Menschen sich als Mordbrenner auszeichnen und Schillers Räuber idealisieren wollten. Zieht man die Summe aller dieser Kritiken, so erscheinen die Jugenddramen Schillers als ungeheuerliche, geschmacklose Verirrungen eines jungen Dichters, der viel Talent, ja nach der Ansicht einiger wohlmeinender Beurteiler sogar ein an Shakespeare erinnerndes Genie besitzt. Doch auch an gänzlich abfälligen Kritiken fehlte es nicht. Karl Philipp Moritz, ein junger Berliner Gymnasiallehrer, der Verfasser wertvoller Kunststudien und später des Romans „Anton Reiser“, beurteilte „Kabale und Liebe“ 1784 in der „Berlinischen Staats- und Gelehrtenzeitung“ in der wegwerfendsten Weise: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten — Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie wüst muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — doch wir wollen nicht deklamieren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes, affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimathias durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben, heißt

Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten, und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." — Dies Urteil war so kraß, daß es doch einigen Widerspruch erregte und Moritz zwei Monate später es in derselben Zeitung eingehender zu motivieren suchte. Das kam freilich dem Dichter wenig zustatten. Denn die hier mitgeteilte Blütenlese aus der Tragödie bestand ja nach der Ansicht und Absicht des Rezensenten aus lauter Stinkblumen. „Es ist ekelhaft," ruft er aus, „in solchem Schillerschen Wust zu wühlen!" Und am Schluß sagt er: „Ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andre mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug! Ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen." Der Verfasser dieser mörderischen Kritik machte indes später Schillers persönliche Bekanntschaft und sagte dann pater peccavi. Sehr von Herzen ist ihm diese Umwandlung wohl nicht gegangen — hatte er doch einen gleichgesinnten Bundesgenossen, keinen Geringeren als Goethe, der bei seiner Rückkehr aus Italien sehr verstimmt war über diese wunderlichen Ausgeburten von wilder Form. „Moritz," schreibt er, „der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen, und ich vermied Schiller, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte."

Der „Don Carlos" fand keine so böswillige Kritik. Zwar die Fragmente in den drei Heften der „Thalia" wurden von der Kritik in der „Neuen Bibliothek der Schönen Wissenschaften" grausam zerzaust, alle die schiefen und übertriebenen Metaphern, alle die Geschmacklosigkeiten des dichterischen Ausdrucks nachgewiesen. Doch diese Kritik trifft den „Don Carlos" nicht, wie er schon in der Göschenschen Ausgabe von 1787 vorlag, noch weniger das Trauerspiel, wie es gegenwärtig uns vorgeführt wird; der Dichter selbst hat zugleich mit dem maßlosen Umfang alle diese Auswüchse mit feinem Geschmack und kritischer Strenge beseitigt. Wenn aber in der „Allgemeinen Literaturzeitung" bei aller Anerkennung der Schönheiten und Vorzüge der Dichtung gerügt wird, daß nach dem dritten Akt die ganze Handlung unerträglich verwickelt wird, und daß Posa hier die einfache Größe seines Charakters verleugne, um ein abenteuerlicher Intrigant zu werden, so werden mit dieser Kritik auch die Verehrer des Dichters übereinstimmen. Im ganzen ist zur Zeit, wo er seinen „Don Carlos" schuf, zur Zeit seines Aufenthalts in Leipzig und Dresden und auch später, während seiner Rudolstadter Idylle und seiner Brautschaft mit einer der von ihm geliebten Schwestern, eine heftige Gegnerschaft gegen Schiller nicht zu Worte gekommen. Seine Jugenddramen gingen über die Bühnen, wurden mehr oder weniger günstig beurteilt; die vornehmen Literaturgrößen, Goethe, Herder und ihr Kreis, verhielten sich

ablehnend, bewahrten aber dabei eine reservierte Haltung, und die Anerkennung des Dichters machte Fortschritte in den weitesten Kreisen.

Anders aber gestalteten sich die Dinge, seitdem er sich in Jena niedergelassen und dort an der Universität eine Professur erhalten hatte; er war Redakteur der „Horen" und des „Cottaschen Musenalmanachs" geworden, und gerade bei dieser Redaktion geriet er mehrfach in Mißhelligkeiten mit jüngeren Schriftstellern, die Mitarbeiter waren oder werden wollten. Da fanden sich an der Saale Strand die Dichter zusammen, die später Herolde und Häupter der romantischen Schule wurden — und gerade die Romantiker, die eine Revolution der Literatur in der Tasche hatten, wurden Hauptgegner Schillers. Diese Gegnerschaft läßt sich bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein verfolgen. Die jungen Studenten, Dozenten und Literaten, die da in Jena herumirrlichterierten, strebten krampfhaft nach Bedeutung und Ruhm und waren dabei von herostratischen Anwandlungen nicht frei; die Pietät der Ortsbehörden hat noch die Häuser bezeichnet, wo die Schlegel und Tieck gewohnt haben; sie machen einen so dürftigen Eindruck, daß man heutzutage kaum die Arbeitslosen darin unterbringen würde. Das lebendige Streben war für diese jungen Autoren zugleich ein Ringen um die Existenz; Schiller lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen, aber er war doch in der Lage, ihnen Beschäftigung und Einnahmen zu verschaffen; er war der große Mann, an den sich anfangs die jüngeren anschlossen, am meisten der schwärmerische Hardenberg, der ihn wahrhaft verehrte; doch diesen raffte ja ein früher Tod hinweg.

August Wilhelm Schlegel hatte stets eine geheime Abneigung gegen Schiller; doch er verbarg sie so viel wie möglich — und als Schiller, nach den Ungehörigkeiten und Insulten des Bruders, ihm selbst einen Absagebrief schrieb, suchte er wieder einzulenken und lehnte jeden Anteil an des Bruders Frevel ab. Er brauchte Schillers Protektion und blieb auch Mitarbeiter an dem „Horen" und dem „Musenalmanach", wenngleich der persönliche Verkehr in alter Weise nicht wiederhergestellt wurde. Friedrich Schlegel gehörte zu den literarischen Frechlingen, die sich mit den Ellenbogen Bahn brachen und sich zu jeder Zeit unter den Jüngern des Parnasses finden — hat er doch später in seiner „Lucinde" neben der Faulheit die Frechheit verherrlicht; er huldigte anfangs dem großen Dichter, rühmte ihm Stärke der Empfindung, Hoheit der Gesinnung, Würde der Sprache und andre Vorzüge nach, doch als Schiller einen für den „Horen" eingesandten Aufsatz über „Cäsar und Alexander" nicht in die Zeitschrift aufnahm, da fing er an, für Schillers Schattenseiten einen scharfen Blick und ein rücksichtsloses Urteil zu gewinnen, und in einem Aufsatz über den „Musenalmanach von 1796" in Reichardts Zeitschrift „Deutschland", den er trotz der Gegenvorstellungen seines Bruders veröffentlichte, war Lob und Tadel in einer fast unlogischen Weise gemischt; aber der Tadel hatte etwas sehr Empfindliches und Kränkendes. Goethe wurde als der bei weitem größere Dichter gepriesen; Gedichte wie die „Ideale", die „Würde der Frauen", der „Tanz" werden mit böswilligen kritischen Glossen versehen; nicht reifgewordene Gleichnisse werden getadelt. „Seine kühne Männlich-

keit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt." „Fast könnte es scheinen, daß er in der ersten Zeit seiner schönen Blüte die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. ‚Die Würde der Frauen‘ könne für kein Gedicht gelten, doch gewinne sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweise rückwärts liest. Männer wie diese müßten an Händen und Füßen gebunden werden, solchen Frauen zieme Gängelband und Fallhut." Dann heißt es wieder: „Schillers Unvollendung entspringe zum Teil aus der Unendlichkeit seines Zieles; es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer erhabenen Unmäßigkeit dringe sein Geist immer vorwärts." Später, in einer eingehenden Kritik der „Horen", wirft der Kritiker dem Herausgeber vor, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Diese Urteile Friedrich Schlegels konnte Schiller nur für Ueberhebungen eines naseweisen jungen Mannes halten; in einem Brief an Goethe nennt er ihn einen Laffen und spricht von seiner Oberflächlichkeit und Unverschämtheit. Schlegel aber steigert seine Abneigung gegen Schiller von Jahr zu Jahr; der „moralische bleierne" Dichter ist ihm verhaßt. Mit Bezug auf den Wallenstein bewundert er Schillers „impertinente Geduld, um solchen langen Drachen in Papier, in Verse und Worte auszuschnitzen; er werde nicht laß, seine Räuber zu modifizieren. Schiller erscheint als der Don Quichotte Goethes, als ein Repräsentant des bösen Prinzips in der Literatur; er nennt zwei Autoren, die eine ganz unschädliche Art von kleinen Filzläusen seien; fünfhundert solche schadeten der Poesie nicht so viel wie Schiller!" Dies ist allerdings eine kleine Blütenlese aus Briefen Friedrichs an seinen Bruder, doch charakteristisch für die Gesinnung, die in diesen Kreisen herrschte.

Obschon Schiller sich als glänzender „Frauenlob" bewährt hatte, so waren doch die Frauen der Romantiker keineswegs gesonnen, ihm himmlische Rosen oder irdische Lorbeeren in sein Leben zu flechten. Dies gilt namentlich von Karoline, der Gattin August Wilhelm Schlegels, die nach einer ersten Ehe und nach folgenreichen Liebesabenteuern den jungen Jenenser Professor geheiratet hatte, freilich nur, um später von ihm zu dem großen Philosophen der Romantik, Schelling, zu desertieren; sie hat dann nur das Schilderhaus, nicht das Lager gewechselt. Schiller nannte sie „die Dame Luzifer"; jedenfalls war sie die Coeurdame der romantischen Schule, denn außer den beiden sich ablösenden Ehegatten hatte auch Friedrich Schlegel eine unverhohlene Neigung für sie. In dem Urteil über Schiller stimmten die beiden überein. Als 1799 im Musenkalender „Die Glocke" erschienen war, schrieb sie, „daß sie vor Lachen fast vom Stuhle gefallen sei; es sei à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden". „Wallenstein" ist ihr ein Werk der Kunst, ohne Instinkt. Der letzte Akt tue keine Wirkung; man merke dem Fall des Helden kaum an, daß am Gerüste elf Akte hindurch gebaut wird. Von „Maria Stuart" sagt sie, daß das Drum und Dran des Stückes in der Szenerie keine Poesie mache. „Wie Maria ins Freie kommt, ist da eine Art von Kantate, die mich an Ramlers ‚Ino‘ erinnert." „Die

Jungfrau von Orleans," schrieb sie an ihren Gatten, „ist nichts als eine sentimentale Jeanne d'Arc. Sie ist tugendhaft und verliebt, sie glaubt sich wirklich inspiriert (nun, das wäre gut), und es gehn auch Zaubereien vor. Allein, denke dir den Greuel, sie wird nicht verbrannt, sie stirbt an ihren Wunden auf dem Bette der Ehren."

Außer den Schlegel hatte sich auch der junge Ludwig Tieck in Weimar eingefunden, ursprünglich ein Leihbibliotheken-Belletrist, der aber mit seinen romantischen Dichtungen, dem „Zerbino" und der „Genoveva", höher auf dem Parnaß emporkletterte. An diesem „kleinen Tieckchen", das, wie Karoline schreibt, recht hübsch und blühend geworden, hatten die beiden Schlegel nun einen Dichter gefunden, den sie für ihre neuzugründende romantische Schule brauchten, und in der Tat ging dieselbe aus dieser Tripelallianz hervor; es war eine Gründung, welche gegen die Schillersche Richtung Front machte. Damals beteiligte sich Tieck noch nicht an der Polemik gegen Schiller, er war ja mehr Poet als Kritiker; aber in späterer Zeit, als die romantische Schule sich schon überlebt hatte, er aber als eine Dichtergröße ersten Rangs und als tonangebender Dramaturg in der Literatur eine große Rolle spielte, hat er die Kritik der Jenenser Flegeljahre der Romantik mit seiner Autorität gedeckt und gegen Schiller sich in einer meistens sehr herabsetzenden Weise ausgesprochen; er verurteilte ihn als einen „spanischen Seneca", gab ihm undeutsches Wesen und hohle Rhetorik schuld. Was er in seinen „Dramaturgischen Blättern", besonders in der späteren Ausgabe derselben, die seinen großen Aufsatz: „Das deutsche Drama" bringt, über Schiller sagt, das erinnert lebhaft an die Rede des Marc Anton in Shakespeares „Julius Cäsar". Wie dieser stets wiederholt: „Und Brutus war ein ehrenwerter Mann," spricht auch Tieck stets von Schillers edelm Geist, seinem theatralischen Instinkt, er nennt ihn gelegentlich einen „Liebling der Musen"; aber er zerfetzt alle seine Dramen in so grausamer Weise, daß nicht viel Rühmenswertes übrigbleibt, und wie Marc Anton bei allem Lobe des Brutus das Volk auf dem Forum zur Empörung gegen ihn aufreizt, so ist auch die Kritik Ludwig Tiecks ganz danach angetan, den Glauben an die Dichtergröße des idealen Schiller zu zerstören, ja die Meinung der Nation gegen ihn zu wenden. Unverkennbar ist dasselbe Leitmotiv aus den Urteilssprüchen späterer Literarhistoriker herauszuhören, die den Dichter mit allgemeinen Lobsprüchen bedachten, diesen Lorbeer aber nachher durch den bitteren Tadel seiner einzelnen Werke in bedauerlicher Weise zerpflückten.

Daraus macht Ludwig Tieck kein Hehl, daß Goethe ein viel größerer und reiferer Geist war als Schiller — das wird von ihm wie ein unbestreitbares Axiom hingestellt. Er verfolgt die Entwicklung des letzteren mit wenig sympathischen Glossen. In seinen drei Jugenddramen findet er das Gemeine bizarr und das Rohe bis zum Entsetzlichen gesteigert; die Motive seien schwach und ungenügend, oft bis zum Komischen, die Charaktere übertrieben, den genügenden Schluß habe er in seinen drei ersten Trauerspielen nicht finden können. Von „Don Carlos" heißt es, der Dichter habe in der höheren Kunst nichts gelernt,

sei aber im dramatischen Talent, in theatralischer Beweglichkeit zurückgegangen. Der aufgeklärte, freiheitsschwärmende Marquis Posa sei so unmöglich wie Franz Moor, er lasse, so oft er erscheint, das Stück stillstehen. Die berühmteste Szene sei die, wo ohne Möglichkeit und Wahrheit, ohne alle Notwendigkeit der eigenwilligste Tyrann in die Schule genommen wird und halb bekehrt von dannen geht. In „Wallenstein" und „Maria Stuart" sei der Dichter zwar vorgeschritten, doch seien ihm die Schwächen der früheren Zeit nachgefolgt. Die Handlung sei nicht wahrscheinlich, die Charaktere oft mit sich im Widerspruch, vorzüglich aber die Motive schwach und ungenügend. Die Katastrophe befriedige in keiner Weise, der Fortgang der Handlung, die Bewegung des Dramas werde lyrischen Ergüssen, Reflexionen und Gesinnungen aufgeopfert. Gegen die Visionen, Mirakel, von denen keine Legende erzählt, gegen diesen Bühnenschmuck in der „Jungfrau von Orleans" protestiert Tieck auf das entschiedenste und stellt diesem romantischen Schauspiel seine „Genoveva" gegenüber, die gänzlich vergessene Fehlgeburt seiner dramatischen Muse. Die „Braut von Messina" wird mit einem kritischen Anathem höchst erbitterter Art belegt. Das Undramatische, Unmögliche, ja die völlige Auflösung des Theaters wird ihr nachgesagt: „ich glaube, daß seit dem Altertum bis zu unsern Tagen hinab die Aufgabe der feindlichen Brüder niemals so schwach und ungenügend, das Drama so widersprechend gelöst worden ist als in der Art und Weise, wie Schiller es versucht hat. „Im „Tell" wird der echte deutsche Geist geachtet; doch Tieck kann nicht mit dem Urteil derjenigen übereinstimmen, die dies Werk für das beste Schillers halten. Es habe allerdings die Virtuosität eines gereiften Dichters dazu gehört, aus diesen einzelnen Szenen und Bildern, aus diesen Reden und Schilderungen, fast unmöglichen Aufgaben und Begebenheiten, die meist undramatisch sind, ein Ganzes zu machen. Die Summe dieser kritischen Beleuchtungen faßt Tieck selbst in die Bemerkung zusammen, „daß der Götzendienst mit Schillers Werken unsrer Literatur großen Schaden getan hat, ist von Verständigen längst anerkannt und ausgesprochen worden". Von dem großen Dramatiker Schiller bleibt bei Tieck nichts übrig als die Scherben eines zertrümmerten Pagoden.

Wenden wir uns von dieser dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts angehörigen Kundgebung des Großmeisters der Romantik, die noch einmal alle Klagepunkte aus ihrer ersten Blütezeit zusammenfaßte, zu den letzten Jahren des achtzehnten zurück, so begegnen wir 1797 einer tumultuarischen, heftigen Gegnerschaft gegen unsern Dichter, die er allerdings mit dem gewaltigsten Machthaber des Parnasses, mit Goethe, teilte. Der Bund der beiden Dichter, so reich an den schönsten Anregungen, so fruchtbar in gegenseitiger Förderung, hatte durch die gemeinsam verfaßten Xenien ein bedenkliches Lebenszeichen gegeben und sich zu einem Tribunal konstituiert, das über die ganze gleichzeitige Literatur zu Gericht saß. Darin lag zweifellos ein Akt der Ueberhebung; es kam hinzu, daß manches Grobe und Gehässige mit unterlief und daß besonders den literarischen Gegnern eine oft grausame Züchtigung zuteil wurde. Die maßvolle Kritik, die Wieland in einem Dialog des „Neuen deutschen Merkur" und

selbst der scharf angegriffene Nicolai in seinem Anhang zu Schillers „Musenalmanach“ über die Xenien schrieb, entspricht gewiß dem unbefangenen Urteil einer späteren Zeit über diese Ausschreitungen einer übermütigen Laune und eines zu diktatorischen Selbstgefühls; doch von allen Seiten erfolgten maßlose Entgegnungen, die oft den Charakter der gröbsten Invektiven annahmen. Dem Hofrat Schiller in Jena ging man noch mehr zu Leibe als dem Geheimrat Goethe in Weimar; denn Schiller war ja der Herausgeber des „Musenalmanachs“, in dem die anonym erschienenen Xenien veröffentlicht wurden; er war also in erster Linie dafür verantwortlich. In welchem Licht erschien damals der jetzt von dem ganzen deutschen Volk gefeierte Dichter! Reichardt, der Herausgeber der Zeitschrift „Deutschland“, in der über Schillers Werke manches ungünstige Urteil gefällt worden war, schrieb eine fulminante Erklärung gegen die Xenien. Goethe, dessen Lieder er ja so schön komponiert hatte, wird noch schonend behandelt; kein Name sei indes so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könne. Den Anteil hingegen, den Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber von „Deutschland“ sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Benehmen ist ganz unvermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, das auch dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält. Schiller möge seine Beschuldigungen beweisen, sonst sei er ein ehrloser Lügner. Nicht viel besser erging es dem Dichter des „Don Carlos“ in den zahlreichen Antixenien, in den Dramenstücken, Stachelrosen, Berlocken am Musenalmanach, in den literarischen Spießruten, in der „Ochsiade“ oder den freundschaftlichen Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit einigen ihrer Herren Kollegen; eine Blütenlese aus denselben würde einen eigentümlichen Parfüm bringen in den Weihrauchdampf, der jetzt von den Altären des Schillerkultus aufsteigt. Erwähnen wollen wir nur, daß in den Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar „Schiller Kants Affe in Jena“ genannt wird;

Was das verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen,
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein;

und ein andres Epigramm lautet:

Das nekrologische Tier.

Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Kadaver;
Halte, Prosektor, indes immer dein Messer bereit.

Doch der literarische Skandal, den die hochbegabten dichterischen Duumvirn leider hervorgerufen, ging vorüber. Schillers Meisterwerke ließen den Xenienspektakel bald in Vergessenheit geraten; doch die Anerkennung derselben war bei Lebzeiten des Dichters eine sehr geteilte. Als Schiller in Berlin war und von der Königin Luise, die ihn verehrte, empfangen wurde, zeichnete ihn zwar das Publikum im Theater aus; aber die Kritik der angesehensten Zeitungen stimmte

ihm gerade kein begeistertes Loblied an. Der „Braut von Messina“, die in Berlin nur ein kleines Publikum versammelte, wurden Ueberspannung, unwahrscheinliche Abenteuer, ein Gemische vom Antikem und Modernem in einer Welt, die nie existieren konnte, schuld gegeben; sie wird ein Produkt des auf falsche Pfade verirrten Genies, eine wilde Schöpfung der entflammten Phantasie nach mißverstandenen Regeln genannt. Von „Wilhelm Tell“ heißt es, daß er als Kunstwerk kein eigentliches Ganze sei; es stehe alles nur nebeneinander, ohne daß es auseinander entwickelt worden wäre. Der fünfte Akt sei eine überflüssige Zugabe, die Wirkung einzelner Szenen falsch berechnet, ein Fehler des Stückes sei es, daß Geßler so ganz als Tyrann erscheine und dadurch zu einem eingefleischten Teufel werde. Diese Kritiken finden sich in der späteren Spenerschen und Vossischen Zeitung, den beiden Hauptorganen für Staats- und gelehrte Sachen in Berlin. Ueber den zweiten Teil der Schillerschen Gedichte wurde gleichzeitig ein strenges Gericht gehalten, am strengsten von Reichardt, der die Xenien noch immer nicht verschmerzen konnte und in einer längeren Abhandlung in Kotzebues und Merkels „Freimütigem“ nachzuweisen suchte, daß Schiller im eigentlichen lyrischen Fache nie etwas Vollendetes geleistet habe. Seine Gedichte werden nun wie Schülerhefte korrigiert und glossiert, unerträgliche „Archaismen“ und „Barbarismen“ werden ihm nachgewiesen, auch in der Verskunst zeige er sich nicht immer als Meister. Der Rezensent meint, er wisse, warum Schiller jetzt so sehr „griechzt“; das sei nämlich die bequemste Methode, ohne alle Anstrengung eine ermattete Phantasie neu zu schmücken. „Schon im Jahre 1795 fing die Blüte seines Geistes an zu welken, und mit jedem neuen sanken einzelne Blätter — und nun!“ — Das sagt die Kritik von dem Dichter in seiner Glanzepoche. Zu diesen welken Blättern gehört Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell! Freilich bei dem Gedicht: „Das Mädchen von Orleans“ wird Jeanne d'Arc eine Närrin genannt, die sich für inspiriert hält und zu Mord und Totschlag von Gott berufen glaubt — eine solche mit einer zerrütteten Phantasie, mit fixen Ideen behaftete, von der Natur verwahrloste, entweibte, entmenschte, jetzt kannibalische, jetzt empfindende viraginische, abgeschmackte Kreatur sollte ein edles Bild der Menschheit sein! An einer andern Stelle heißt es, Schiller sei grotesk und barock wie die alten Aegypter und Perser. Im „Freimütigen“ zeigt sich ein zweiter Mitarbeiter entrüstet über das Gedicht: „Der Graf von Habsburg“, eine alberne Mönchslegende, die sich auf krause religiöse Vorstellungen beziehe und deren poetische Aufwärmung jeden denkenden Protestanten mit Indignation erfüllen müsse.

Wir haben aus den Urteilen der Zeitgenossen Schillers eine Blütenlese zusammengestellt, die beweist, wie bei zögernder Anerkennung eine scharfe, oft feindselige Kritik den sich steigernden Ruhm des Dichters zu zerpflücken suchte. Nach seinem Tode ist das Wachstum dieses Ruhmes unverkennbar, wenn auch die Literaturgeschichte kaum vermag, nachzuweisen, wie es kam, daß er immer tiefere Wurzeln schlug, und zu welcher Zeit er jene klassische Unerschütterlichkeit gewann, die allen Bestrebungen trotzte, ihn zu brechen oder zu entwurzeln. Der

nationale Aufschwung der Befreiungskriege, der zum Teil mit der Gesinnung der Schillerschen Dramatik gesättigt war, trug nicht wenig dazu bei, den Geist des Dichters im deutschen Volke lebendig zu halten. Hat doch die Königin Luise, die jenen Aufschwung nicht miterleben sollte, bei der Nachricht von Schillers Tode jener unvergänglichen Verse gedacht, welche die treibende Seele des großen Freiheitskampfes waren:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Die jungen Kriegsdichter wie Theodor Körner waren aus Schillers Schule hervorgegangen, und zur großen Siegesfeier wählte die Berliner Hofbühne die „Jungfrau von Orleans", obschon die Heldin des Trauerspiels dem feindlichen, besiegten Volke angehörte. Die Dramatiker, sowohl die Schicksalstragöden, die an die Braut von Messina anknüpften, wie auch die Verfasser geschichtlicher Dramen, wie Auffenberg und Raupach, entlehnten von Schiller die dichterische Form und das Streben nach theatralischer Wirkung, obschon sie nichts von jenem weltgeschichtlichen und weltgerichtlichen Geiste besaßen, am meisten noch Grabbe, der in seinen genialen Kraftstücken einen mit Schillers Jugenddramen verwandten Geist zeigte. Das einmal gesagte Wort des großen Dichters mußte zünden bei jeder Freiheitsbewegung; so war es 1830, so in den vierziger Jahren, als die politische Lyrik Klänge anschlug, die an Schillers stürmische Ergüsse gemahnten. Ein jungdeutscher Dramatiker brachte Schiller in einem beliebten Schauspiel auf die Bühne, und der Erfolg desselben wurde nicht bloß durch die geschickte Mache, sondern wesentlich auch durch die Liebe und Verehrung, die das deutsche Volk für seinen Dichter hegte, durch die Teilnahme an seinen abenteuerlichen Jugendschicksalen hervorgerufen. Im Jahre 1859, dem Säkularjahre seiner Geburt, erreichte der Schillerkultus den Höhepunkt; eine nationale Feier überall, so weit die deutsche Zunge klingt, auch in Rußland und Amerika, Festreden an den Universitäten und in großen Volksversammlungen, die Grundlegung zu einem Schillerdenkmal in Berlin, die Stiftung des Schillerpreises durch den König von Preußen, die Gründung der Schillerstiftung — das alles waren die glänzenden Beweise eines dem Anschein nach nicht mehr beanstandeten Dichterruhmes.

Und doch — die Gegner Schillers waren keineswegs ausgestorben; es gab auch wieder eine bedeutende Gegenströmung in der Literatur, wenn es auch zunächst eine Unterströmung war. Wir haben gesehen, wie der Dresdner Dramaturg Ludwig Tieck über Schiller dachte; die Romantik hatte auch zahlreiche Anhänger, deren geistige Vornehmheit sich mit dem Volksdichter Schiller nicht befreunden konnte: sie leugneten nicht, daß er mit seinen Dramen die Bühne beherrschte; aber sie hatten nicht übel Lust, ihn deshalb in eine Linie mit Kotzebue zu stellen, der ja auch lange Zeit auf allen deutschen Bühnen heimisch war und außerdem Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, eine Auszeichnung, die Schiller nie zuteil geworden. Wohl hatten berühmte Gelehrte wie Jakob Grimm und Böckh 1859 Festreden zu Schillers Ehren gehalten; doch gab es an den Uni-

versitäten eine weit größere Goethegemeinde, die keineswegs die freundschaftlichen Gesinnungen ihres Herrn und Meisters für Schiller teilte, sondern in stiller Opposition gegen ihn verharrte und das stolze Wort „er war unser“ nur mit sehr geringem Nachdruck dem „viel größeren Dichter“ nachsprach. Allmählich kam diese geringschätzige Meinung in neuen Literaturgeschichten zum Durchbruch. Inzwischen hatte sich auch eine neue Richtung Bahn gebrochen, die mit Schiller nicht viel anzufangen wußte; gegenüber den idealen, oder, wenn man will, tendenziösen Bestrebungen der jungdeutschen Reformer und der politischen Lyriker rückten die Realisten ins Feld mit ihren Lebens- und Genrebildern, in die sie auch die Weltgeschichte auflösten, und eine unglaublich nüchterne Kritik, die zwischen der Hegelschen Philosophie und dem von ihr verurteilten Menschenverstand das schwierige Bündnis zustande brachte, begann das große Wort in der Literatur zu führen; die grünen Hefte der „Grenzboten“ enthielten die Bulletins dieser kritischen Diktatur, die später Julian Schmidt in der „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod“ zusammengeheftet hat. Der Grundzug dieser Kritik ist eine gewisse Altklugheit, die alles meistert. Die klassische Epoche ist ja längst überwunden, „das Leben gilt uns mehr als die Kunst“, orakelt Julian Schmidt; von diesem unkünstlerischen Standpunkte aus kann er jene klassische Zeit trotz ihrer Unreife nicht ohne Rührung betrachten, denn sie hatte ja viel Farbe und etwas Liebenswürdiges. Mit dieser „Rührung“ betrachtet er auch Schiller, der den Fehler beging, „die ideale Empfindung der wirklichen gegenüberzustellen“, eine Phrase, bei der sich wenig denken läßt; jeder echte Dichter idealisiert ja die Empfindung. Auch mit dem Charakteristischen nahm es Schiller nicht genau. Diese Wendung ist sehr bezeichnend; genau charakterisieren die Steckbriefe, welche die Sommersprossen und Warzen nicht verschweigen; freilich gibt es auch solche Dramatiker, und die Realisten mögen sie auf den Schild heben. Bei der Analyse der einzelnen Dramen geht Schmidt indes ohne sanfte Rührung zu Werke. Max und Thekla werden mit dem gebührenden landesüblichen Tadel bedacht; dem Max wird besonders vorgeworfen, daß er die Entscheidung über das, was er tun solle, in Theklas Hände legt; der junge Offizier habe am Fahneneid, an seinem schlichten Rechtsgefühl nicht genug. Hat denn der Held der Tragödie daran genug? Sündigt Wallenstein nicht gegen seinen Fahneneid? Beruht nicht das ganze Trauerspiel darauf? In „Maria Stuart“ ist die Haderszene sittlich und ästhetisch unmöglich. Diese Szene ist oft genug getadelt worden, wenn auch nicht gerade vom Standpunkte ethischer Prinzipien allein — und doch übt sie auf der Bühne stets die größte Wirkung aus. Man kann höchstens sagen, daß sie mit ihrer dramatisch-theatralischen Frakturschrift zu lebenswahr sei; doch gerade daran dürften die Realisten keinen Anstoß nehmen. Der „Jungfrau“ ward der Klingklang schöner Verse zum Vorwurfe gemacht — ein seltsamer Vorwurf großen Dichtern gegenüber — was bliebe von „Iphigenie“ und „Tasso“ ohne die schönen Verse? Da darf man sich auch nicht wundern, wenn Julian Schmidt in den Chorgesängen der „Braut von Messina“ bald Banalitäten, bald unhaltbare Paradoxien findet. Und eine recht ungünstige

Schulzensur erhält „Wilhelm Tell“, er wird ein „mittelmäßiges Theaterstück“ genannt.

Diese magisterhafte Kritik, die Schillers Größe und Bedeutung nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht einem festgegründeten nationalen Ruhm gegenübergestanden hätte, rückte indes für neue dichterische Größen ein Piedestal zurecht, auf das sie die Namen der Entdecker zu ihrem eignen Ruhm hinkritzeln konnte. Es waren die realistischen Dichter — und zu ihnen gehörte Otto Ludwig, der Verfasser der Trauerspiele: „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, Dramen, denen es nicht an markiger Kraft fehlte, die aber mehr Verheißungen des Talents waren als wertvolle Kunstwerke: die „Makkabäer“ litten an dem unausgeglichenen Dualismus der Helden; der „Erbförster“ an einer Zufallswirtschaft, die der gelungenen ersten Hälfte des Schauspiels einen in blöden Sensationseffekten hintaumelnden zweiten Teil hinzufügte; der Dichter aber zeigte sich in seinen Shakespearestudien (1871) als einen der erbittertsten Gegner Schillers; er saß in Elbflorenz, wie Ludwig Tieck, der auch Shakespeare vergötterte und an Schiller herummäkelte; doch er ging weit radikaler zu Werke als dieser. In Schillers Dramen widersprachen sich nach seiner Ansicht die poetische und die historische Gestalt der Helden; die beiden gingen immer nebeneinander her; die Diktion sei über das Gerüst der Komposition wie ein weiter Prachtmantel mit Falten und unzähligen Preziosen gebreitet, so daß man die Schwächen derselben nicht gleich sehen könne; die Sprache der reinen Natur sei dadurch so verdeckt, daß ihre Spur fast verschwinde. Ein solcher Prachtmantel werde den Pferden bei mittelalterlichen Festen umgehängt; man sehe kein Bein, vom Halse kaum etwas, kaum genug, um zu erraten, welche Art von Geschöpf eigentlich darunter steckt. Gegen diesen Vorwurf hat schon ein andrer Realist, Gustav Freytag, den Dichter in Schutz genommen, indem er hervorhob, daß die Fülle der Schillerschen Diktion nur deshalb so große Wirkungen hervorbringe, weil unter ihr ein Reichtum von dramatischem Detail wie unter einer Vergoldung verborgen liege. Otto Ludwig sieht in „Don Carlos“ und „Maria Stuart“ Intrigenstücke in Scribischem Stil. In „Maria Stuart“ sei von Charakteristik wenig die Rede, der Charakter der Heldin sei das Schwächste im ganzen Stück; am Anfang des dritten Aktes „schwärmt sie wie ein Pensionsmädchen, nicht wie ein Mittel- oder Mischding von mörderischer Buhl- oder Betschwester“. Die getadelte „Monotonie der Sprache“ ist doch nur der gleichmäßige Adel künstlerischer Haltung.

Am rücksichtslosesten springt Otto Ludwig mit „Wallenstein“ um; er hatte selbst einen dramatischen Embryo in seinem Pult und würde dem deutschen Volke gezeigt haben, wie ein zweiter Shakespeare eine Wallensteintragödie schreiben würde. Aus seinen „nachgelassenen Schriften“ ersehen wir, daß dabei eine mit aller Stoffülle der geschichtlichen Ueberlieferungen vollgestopfte Historie herausgekommen wäre. Von Schillers „Wallenstein“ heißt es: „Sein Harnisch verwandelt sich oft in den Schlafrock eines deutschen Professors, er erscheint oft wie ein Ifflandscher Hofrat, der die fixe Idee hat, der Feldherr dieses Namens im Dreißigjährigen Kriege gewesen zu sein.“ Max mit seinen „Gardeleutnant-

sentiments" wird scharf verurteilt. „Die schöne Seele kann nicht einmal einen Selbstmord ausführen ohne ein Regiment Gehilfen. Es ist, als ob Schiller im Max das Goethesche Xenion habe dramatisch illustrieren wollen von den empfindsamen Gesellen, aus denen Schurken werden." Man mag dem kranken Otto Ludwig zugute halten, daß dies alles nur Selbstgespräche seines Arbeitszimmers waren und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; die scharfe Fassung sollte nicht Aufsehen erregen; das Anstößige wäre vielleicht gemildert worden, wenn der Dichter selbst diese Studien veröffentlicht hätte; doch um so wertvoller sind diese offenherzigen Geständnisse, die alles ausplaudern, was die Realisten gegen Schiller auf dem Herzen hatten.

Einige zwanzig Jahre später, nach einer Zwischenzeit, in der lustige Zechbrüder sich an der Scheffelschen Muse berauschten und bildungsdurstige Damen sich an den archäologischen Romanen erbauten, folgten auf die Realisten die Naturalisten, die das ganze alte Eisen der Literatur in die Rumpelkammer warfen. Da flogen auch die Schillerschen Werke mit in den Winkel, denn eine Revolution der Literatur kannte keine Schonung. Schiller hatte keine Armutsdramen gedichtet; seine Heldinnen waren keine Ehebrecherinnen, die in Souterrains mit Stall- und Schnapsgeruch hausten, keine Dorfdirnen, die hinter den Hecken herumlagen, auch keine hysterischen Frauen, die zu Land und Meer große Wunder erwarteten oder an Höhenwahnsinn litten. Zu diesen mit modernen Tendenzen ausgepolsterten Ifflandiaden passen Schillers Dramen nicht — das os magna sonaturum war verbannt; man sprach in allen möglichen Zungen, nur nicht in feurigen Pfingstzungen, man redete, lachte in allen möglichen Dialekten, und die niedrigste Lebenswahrheit kam zu ihrem Rechte. Diese ganze Richtung mußte der Schillerschen Dramatik feindselig sein, ihre Herolde sprachen es mehr oder weniger offen aus. Am heftigsten schlug man auf die Epigonen Schillers los — den Sack schlug man, doch den Esel meinte man; jede dieser Quarten und Terzen versetzte auch dem guten Schiller einen Schmiß. Man hätte ja zustimmen können, wenn es sich um die schlechten Nachahmer gehandelt hätte, die dem Dichter nur abguckten, wie er sich räuspert und wie er spukt, um die matten Jamben- und Trochäendichter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Doch die Kriegserklärung richtete sich gegen alle, die in Schillers Geist dichteten und der Bühne den großen Stil bewahren wollten. Die griechischen Epigonen waren tapfere Leute; sie haben Theben erobert. Schiller selbst hat das Epigonentum verherrlicht; er sagt: „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!" Doch nicht auf die Epigonen kam es der Gegnerschaft an; der Schillersche Geist, die historische Tragödie sollte von der Bühne verschwinden. Und das hat sie auch durchgesetzt. Shakespeare und Schiller schreiten mit ihren großen Dramen zwar noch immer über die weltbedeutenden Bretter, aber ihre Nachfolger sind von ihnen ausgeschlossen. Man sehe die Repertoire unsrer Bühne durch — vergeblich sucht man darin ein historisches Trauerspiel. Gedichtet werden noch viele, aber die Direktoren hüten sich, sie zur Aufführung zu bringen. Jene Tragödien sind nur erratische Blöcke, die im Flachland liegen geblieben sind; doch auch jenen

Größen, besonders Schiller, wird von der Kritik bis in die entlegensten Provinzwinkel am Zeuge geflickt. Da färbt ja die Kritik der Modernen ab; und mit der einmal abgestempelten Phrase geben sich die dii minimarum gentium ein Ansehen, die das große Wort in der provinziellen Makulatur führen. Schiller kann kein großer Dichter sein; denn die Großen der Neuzeit, wie ein Gerhard Hauptmann, haben zwar viel mit Ibsen und Kotzebue gemein, aber nichts mit Schiller. Hin und wieder läßt sich aus diesem Kreise eine Stimme hören, die von Schiller mit Begeisterung spricht — so nimmt Cäsar Fleischlen seinen Stammesgenossen gegen die verkleinernden Urteile der Modernen in Schutz; doch es ist die Stimme des Propheten in der Wüste. Auch hat Hauptmann neuerdings einen schönen Prolog zum Ruhme Schillers verfaßt.

Dozenten der Universität unterstützten die neue Bewegung, junge Gelehrte der Schererschen Schule nahmen die Freie Bühne unter ihre Obhut. Schiller selbst gehörte nicht in das Pantheon dieser Neuerer. Zwar Scherer hatte in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" eine verständnisvolle, im elegantesten Stil abgefaßte Charakteristik des Dichters gegeben. Feinsinnig hat er sich von den groben Urteilen Otto Ludwigs oder den Trivialitäten Julian Schmidts freigehalten, besonders was Max und Thekla und den Streit der Königinnen in „Maria Stuart" betrifft; über „Die Braut von Messina" hat er sich sogar günstiger geäußert als viele Lobredner Schillers — und doch, es lag in seinem Lob etwas Gönnerhaftes, und immer wieder kam er darauf zurück, was Schiller von Goethe gelernt; die „Jungfrau von Orleans" sollte uns an „Egmont" und „Götz" erinnern. Gelegentliche Zwischenbemerkungen deuten auf einen Winkel im Herzen des Literarhistorikers, wo für den Schillerkultus kein Platz ist. „Schillers Sprache ist nicht reich, er muß mit wenigem haushalten," heißt es an einer Stelle, an einer andern wieder, daß er die Charaktere nicht reich ausgestaltete und erschöpfte. „Den Zauber der Natur weiß er nicht auszudrücken, für die fehlende Naivität muß deklamatorische Lyrik eintreten." Ein Schüler Scherers, Otto Brahm, verfaßte eine Biographie Schillers, die er aber in der Mitte abbrach; mit den späteren Meisterwerken des Dichters konnte der Gründer der Freien Bühne und der Protektor des jüngstdeutschen Naturalismus in Berlin keine Sympathien haben. Nach Scherers Tode folgte ihm auf seinen Berliner Lehrstuhl Erich Schmidt, ein eingefleischter Goethianer, der aus seiner Gegnerschaft gegen Schiller kein Hehl machte; es war bei ihm ein selbstverständliches Axiom, daß Goethe ein größerer Dichter sei als Schiller, obschon sich sein Herr und Meister solche Komparative verbeten hatte. Die Verdienste des geistvollen Literarhistorikers und glücklichen Literaturforschers erkennen wir bereitwillig an, aber sein Lob Schillers ist zaghaft genug, und wenn er dem Schillerkultus eine Strafpredigt hält, so springen doch viele der abgeschossenen Pfeile auf den Dichter selbst über. Gewiß, wie bei jedem Kultus herrscht auch hier die Phrase oft genug vor, und je größer eine Gemeinde wie die Schillergemeinde ist, desto mehr Unberufene drängen sich hinzu. Doch was Erich Schmidt in seinen „Charakteristiken" (1886) über diesen Schillerkultus

sagt, „der von Balladenreminiszenzen und etlicher Begeisterung in der Galerie zehrt“, hat einen bitteren Beigeschmack. „Wir fallen gern in ein falsches Pathos, wenn wir auf Schiller zu reden kommen; wir tragen den blassen Idealismus kindlicher Schwärmerei, wo wir mit dem feurigen Max einer empfindsamen Thekla huldigten und mit dem beredten Marquis von dem Tyrannen Gedankenfreiheit forderten, in das Bild Schillers. Er ist uns zu sehr Pose oder Pegasus im Joche, ja, der deutsche Schillerkultus hat leider viel eiteln Schein, denn er ist der Menge eine eingepökelte Ware, die sie alljährlich im November einmal aus dem Vorratsschrank ihrer schönen Gefühle hervorholt und lüftet.“ Weiterhin wird uns Schiller als ein echter Theaterdichter geschildert, der zwar nie mit gemeinen Kniffen, aber doch manchmal ohne strenge Motivierung auf starke Effekte hinarbeitet und viele Rohstoffe zusammenträgt, um Jahr für Jahr sein Stück zu liefern; er erscheint da gewissermaßen als ein zweiter Kotzebue, der in einer etwas höheren dichterischen Etage wohnt. Goethes Stoffe hätten die notwendige theatralische Dreistigkeit nicht gewinnen können. Schiller erscheint dem Kritiker als ein sehr kühler, berechnender Dramaturg — die hinterlassenen Skizzen und Fragmente sollen den Beweis dafür liefern. „Warum,“ ruft er aus, „wollen wir diesem planvollen, so kalt und sicher arbeitenden Dramatiker immer wie einem gen Himmel fahrenden Propheten nachstarren, statt mit kritischer Dankbarkeit und zweifelnder Bewunderung zu untersuchen, was er konnte wie kaum einer, was er minder bewältigte?“ Und wo der Lyriker Schiller gestreift wird, da sieht Karoline Schlegel dem Berliner Professor über die Achsel, wenn er in dem „Lied von der Glocke“ triviale Partien findet und es ausspricht, daß die weiteste Popularität nie ohne eine Dosis von Trivialität erreicht werde. Das ist auch ein Hieb auf den populären Schiller überhaupt, der durchweg mit einem sehr zweifelhaften Lobe bedacht wird.

Neben den Gegnern, die vom ästhetischen Standpunkt aus sich gegen Schiller erklären, gibt es andre, die im Lager der politischen und kirchlichen Ultras stehen und gegen den freigeistigen Dichter zu Felde ziehen. Schon im Jahre 1788 erstand ihm ein solcher geharnischter Gegner in dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der in dem „Deutschen Museum“ Gedanken über die „Götter Griechenlands“ veröffentlichte; er fand in diesem Gedicht Lästerungen, die ihn empörten. „Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen. Betörte laufen dem hüpfenden Irrwische nach, er erlischt und läßt sie im Sumpfe.“ Ihn betrübt ein solcher Mißbrauch der Poesie. „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn es mir auch den Ruhm des großen und lieben Homer zu geben vermöchte. Wenn mich ein unwürdiges Publikum auch für das Gift, welches ich ihm im Becher der Musen gereicht hätte, vergötterte, so würde ich mir selber ein mutwilliger Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne losschnellt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt.“ Der Grundton, den Stolberg hier angeschlagen, klingt uns aus dem orthodoxen Heerlager eines ganzen Jahrhunderts entgegen; mit mehr oder weniger sauersüßer Miene wird der

Dichter gelobt, wo es nicht anders sein kann, bei dem anerkannten Ruhm, den er sich erworben; aber in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ und andern geistesverwandten Blättern werden Schillers Werke auf den index librorum prohibitorum gesetzt, allerdings vorsichtig, oft zwischen den Zeilen, denn die Ketzerrichter haben das Gefühl, daß ihr Groll ohnmächtig ist. Die lauteste Stimme aller dieser protestantischen Inquisitoren hat natürlich ein Literarhistoriker, dessen Werk in zahlreichen Auflagen erschienen ist, Vilmar, der die Dramen Schillers mit ebenso scharfer Kritik zerpflückt wie Otto Ludwig und Julian Schmidt, der „Kabale und Liebe“ eine niedrige Karikatur nennt, von der man sich mit ästhetischem Ekel abwenden muß, Max und Thekla eine völlig verfehlte Episode, die religiöse Begeisterung der „Jungfrau von Orleans“ nichts als Phrase, da Schiller der kirchlichen Motive, die er hier ergriffen, nicht mächtig gewesen sei. Bei Schiller wie bei Goethe, bei diesem seltener, bei jenem häufiger und sehr entschieden, komme ein feindliches Verhältnis zum Christentum zutage. „Doch sind uns diese zwei nicht Jugendverführer und Christenverstörer, nicht Zorngefäße höherer Hand, die Verwirrung zu mehren, — wer sie ganz, wer sie recht zu verstehen weiß, dem sind auch sie solche, die es menschlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat.“ Das ist der versöhnliche Akkord, in den das Verdammungsurteil ausklingt; unsre beiden großen Dichter sind Uebeltäter, mag immerhin, was sie gesündigt haben, in geheimer und jedenfalls unbegreiflicher Weise zum Guten gewendet worden sein. Man darf sich nicht wundern, daß viele theologische und politische Reaktionäre, die in Schiller einen mehr oder weniger verkappten Revolutionär sehen, sich der Vilmarschen Verurteilung angeschlossen haben, selbst ohne jene versöhnliche Klausel zu beachten, mit welcher der Literarhistoriker vergeblich die von ihm gebrochenen Rippen einzurenken sucht.

Daß die ultramontanen Literarhistoriker von unsern Klassikern ebensowenig entzückt sind wie die protestantischen Ultras, ist selbstverständlich: immerhin wird von Alexander Baumgartner in den „Stimmen aus Maria-Laach“, in dem Bande, der Goethe und Schiller, Weimars Glanzperiode (1886) bespricht, Schiller glimpflich genug behandelt, besonders die Poesie seiner letzten Lebensjahre: „Eine ‚Stimme von oben‘ kann man sie zwar ebensowenig nennen wie diejenige Goethes. Es fehlt ihr die positiv-religiöse und gläubige Inspiration, die Klarheit, die Sicherheit, die volle Harmonie, welche nur das ganze und volle Christentum zu gewähren vermag; aber seine Poesie ist ein gewaltiger Ruf nach oben.“ In der letzten Zeit habe sich Schiller wieder den christlichen, das heißt den katholischen Idealen genähert. „‚Maria Stuart‘ und die ‚Jungfrau von Orleans‘ sind der Beweis dafür, obschon sie hier und dort an den irrigen Humanitäts- und Schicksalsideen jener Zeit, an Kantischen Irrtümern, an Ueberbleibseln der revolutionären Strömung kranken, welcher Schiller früher gehuldigt.“ Was indes Baumgartner über diese Dramen, auch über die „Braut von Messina“ und den „Tell“ sagt, ist weit anerkennender und verständnisvoller als das Literaturgeschwätz der protestantischen Realisten und Orthodoxen. Von den

Gedichten werden auch einige der letzten wegen ihrer Zugeständnisse an den katholischen Glauben anerkannt. „Im ‚Gang nach dem Eisenhammer‘ hat er der heiligen Messe, im ‚Kampf mit dem Drachen‘ dem stillen Wallfahrtskirchlein und dem Ritterorden, im ‚Grafen von Habsburg‘ der heiligen Eucharistie und dem christlichen Kaisertum seine dichterische Huldigung dargebracht, so gut es eine mangelhafte Kenntnis katholischer Lehre und Sitte ihm erlaubte.“ Für Schiller werden also mildernde Umstände geltend gemacht, die bei Goethe gänzlich fortfallen. Dieser wird aufs schärfste verurteilt, so scharf wie von Börne und Menzel, die auf einem entgegengesetzten Standpunkt stehen. Aber diese „Stimme aus Maria-Laach“ ist nicht die vox populi, die in den ultramontanen Hetzblättern in die Posaune stößt und unsre Klassiker, Goethe und Schiller, in einen gemeinsamen Sündenfall verstrickt. Auch andre Literarhistoriker von kirchlicher Tendenz sind nicht so mild gesinnt wie Baumgartner; vor allem fällt Peter Norrenberg in seiner „Allgemeinen Literaturgeschichte“ (1881—1884) auch über Schiller ein verdammendes Urteil; das unleidliche, unwahre Pathos habe er von Klopstock überkommen und weiter fortgewebt; ihm ist die ganze sogenannte Blütezeit unsrer Literatur nur ein wilder Taumel, ein Freudenrausch des durch die Siege des Siebenjährigen Krieges entfesselten Unglaubens und der Libertinage.

Wir haben gesehen, welchen heftigen Angriffen, lange über ein Jahrhundert hinaus, Schillers Bedeutung ausgesetzt war; gleichwohl gehört er nicht zu den Geistern, deren Charakterbild durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt wird. In monumentaler Größe richtet er sich auf hoch über ihnen; es sind nur kleine Reliefbilder für das Piedestal seines nationalen Denkmals, das jetzt wieder in Staaten und Städten, Gemeinden und Schulen von einer großen begeisterten Nation mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt wird.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. Loë

X

Am Vormittage des 4. Juli, der von den Armeen zur Herstellung der Ordnung benutzt wurde, hatte man im Großen Hauptquartier zu Horitz von der Größe des errungenen Sieges noch keine zutreffende Vorstellung. Erst nach und nach gingen die näheren Nachrichten ein über den völlig erschütterten Zustand der österreichischen Armee, aber auch über die Höhe der eignen Verluste.

Der Generalstab, der gestern abend in die früheren Quartiere nach Gitschin

zurückgekehrt war, siedelte an diesem Vormittag endgültig nach Horitz über, so daß um Mittag die Befehle an die drei Armee-Oberkommandos bezüglich der Bewegungen für den Nachmittag dieses Tages ausgegeben werden konnten.

Ich überzeugte mich davon, daß Fürst Windischgrätz in Privatpflege gut untergebracht war, und besuchte den Obersten Benedek, einen Vetter des Feldzeugmeisters, der bei dem Versuche, Chlum wiederzunehmen, eine schwere Verwundung davongetragen hatte. Er war 1864 im dänischen Kriege Kommandeur des Infanterieregiments König von Preußen Nr. 34 gewesen, bei Oeversee schwer verwundet und mir seitdem näher bekannt.

Nachmittags begleitete ich den König zum Begräbnis des bei Chlum gefallenen Generalleutnants v. Hiller,[1]) Kommandeurs der 1. Garde-Infanteriedivision, dessen Verlust der hohe Herr besonders schmerzlich empfand. Kaum hatten wir Horitz verlassen, so begegnete uns zu Wagen ein von einem preußischen Offizier begleiteter General, der bei der Annäherung des Königs halten ließ und ausstieg. Da er die Augen verbunden hatte, so glaubte der König im ersten Augenblick einen Verwundeten vor sich zu sehen, bis er in ihm den ihm wohlbekannten General v. Gablenz, den Führer der österreichischen Truppen im Kriege 1864, erkannte. Beide waren sehr bewegt, und der König begrüßte den General mit herzlichen Worten. Als dieser dann aber den Abschluß eines Waffenstillstandes als den Zweck seines Kommens angab, wurde der König sofort zurückhaltend und wies den General an Bismarck und Moltke, die in Horitz zurückgeblieben waren. Die Fahrt nach Chlum wurde fortgesetzt; von der ergreifenden Feier kamen wir erst nach 10 Uhr zurück. Da die inzwischen geführten Verhandlungen ergeben hatten, daß General v. Gablenz jeglicher Vollmacht ermangelte, so reiste dieser am späten Abend über Königgrätz unverrichteter Sache wieder ab.

Während am folgenden Tage die drei Armeen die Elbe erreichten und zum Teil überschritten, ging im Großen Hauptquartier zu Horitz das Telegramm des Kaisers Napoleon ein, durch das er dem Könige die Abtretung Venetiens an Frankreich mitteilte und sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten anbot. Die am Abend desselben Tages abgehende Antwort erklärte die Annahme des kaiserlichen Vorschlages, ohne sich zu etwas Bestimmtem zu verpflichten.

Bei der Uebersiedlung von Horitz nach Pardubitz am Nachmittage des 6. Juli durchschnitten wir einen Teil des Schlachtfeldes und sahen, nahe an Königgrätz heranfahrend, überall die Spuren der österreichischen Niederlage und die Zeichen fluchtartigen Rückzuges. Endlose Trainkolonnen und Bagagen der vormarschierenden Armee machten es schwierig, vorwärtszukommen.

Der Chef des Militärkabinetts, Generalmajor v. Tresckow,[2]) hatte mich

---

[1]) Das 4. Posensche Infanterieregiment Nr. 59 hat nach ihm seinen Namen.

[2]) 1870/71 zeitweise Führer der 17. Division, zuletzt General der Infanterie und kommandierender General des IX. Armeekorps.

aufgefordert, mit ihm seinen Wagen zu teilen, und eröffnete mir unterwegs seine Absicht, mich an Stelle des am 3. Juli gefallenen Oberstleutnants Heinichen zum Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 2 vorzuschlagen. Auf seine Frage, ob dies meinen Wünschen entspreche, konnte ich nur erwidern, daß troß des vielen Interessanten, das das Kommando in Paris mir biete, es mein dringender Wunsch sei, baldmöglichst in die Front zurückzutreten, zumal jetzt, wo mir mit Uebernahme eines Kommandos sofort eine selbständige kriegerische Tätigkeit in Aussicht stehe. Beim Vortrage lehnte aber der König den Antrag ab, da er mich zur Zeit noch im Hauptquartier verwenden wolle.

Der dreitägige Aufenthalt in Pardubitz, vom 6. bis 9. Juli, gewann in strategischer wie politischer Beziehung eine entscheidende Bedeutung.

Sofort nach Ankunft wurde der Entschluß gefaßt, nur mit der II. Armee dem mit seinen Hauptkräften auf Olmütz ausweichenden Gegner zu folgen, die beiden andern Armeen aber ohne Zögern auf Wien zu führen. Die Befehle wurden noch abends ausgegeben.

Am 7. Juli fand in der Villa des Königs eine Besprechung statt über die Fortführung der Operationen wie über die von Preußen in Paris geltend zu machenden Bedingungen für den Abschluß einer Waffenruhe. Ich hatte die zu den Beratungen eintreffenden Herren zu empfangen und wurde bei dieser Gelegenheit vom General v. Moltke gefragt, ob ich bezüglich der Unzulänglichkeit der französischen Streitkräfte ihm heute noch dieselbe Antwort geben würde wie im März d. J. in Berlin. Ich erwiderte, daß ich keine Veranlassung finde, heute ein andres Urteil abzugeben, da die Gründe der militärischen Schwäche Frankreichs nicht vorübergehender, sondern dauernder Natur seien. Der General teilte mir beiläufig mit, daß er beabsichtige, dem Könige die Fortsetzung des Marsches auf Wien, ohne Rücksicht auf die Haltung des Kaisers Napoleon, vorzuschlagen.

Die Beratungen führten zu dem Entschlusse, noch an demselben Tage den in den Tuilerien beliebten Prinzen Heinrich VII. Reuß, früher lange Jahre der dortigen preußischen Botschaft angehörend, [1]) mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs nach Paris zu schicken, um dem Kaiser in mildester Form die Forderungen Preußens für einen Friedensschluß zu erläutern und von ihm als dem Friedensvermittler zunächst Vorschläge zu erbitten. Auch hatte der Prinz Instruktionen an den Grafen Goltz zu überbringen.

Der Botschafter empfand bei der stets drohenden Gefahr eines französischen Eingreifens peinlich meine Abwesenheit von Paris und seine Unsicherheit auf militärischem Gebiete, namentlich bezüglich der Stärke und Bewegungen der

[1]) „C'était un grandseigneur qui, par le charme et la distinction de ses manières, atténuait les préventions qu'inspirait parfois la personnalité anguleuse du comte de Goltz. Il avait su capter la bienveillance de l'empereur, qui l'admettait volontiers dans l'intimité de sa cour, où il contre-balançait souvent avec succès l'influence du prince de Metternich. Si son nom est resté dans la pénombre, il n'en a pas moins été pour la politique prussienne un auxiliaire insinuant et utile."

Rothan, La politique française en 1866, p. 256.

französischen Armee an der Ostgrenze, und forderte in diesen Tagen vom Grafen Bismarck in bestimmter Form meine Rückkehr. Als der Ministerpräsident mir dies mitteilte, fügte er hinzu, daß er den Wunsch des Grafen Goltz als begründet anerkenne und mich bitte, dem bezüglichen Vorschlage beim Könige keine Schwierigkeiten zu machen. Ich erwiderte, die französische Armee sei in ihrer jetzigen Verfassung auf Wochen außerstande, die Fortsetzung unsrer Operationen auf Wien ernstlich zu hindern, und mein Vertreter in Paris, Oberstleutnant v. Cohausen, sei völlig in der Lage, die Gründe dem Botschafter zu entwickeln. Indes sei ich selbstverständlich jeden Augenblick bereit, zurückzukehren, wenn ich in Paris nützlicher sei als im Hauptquartier. Der König lehnte jedoch den Vorschlag ab und behielt sich vor, den Zeitpunkt meiner Rückkehr zu bestimmen.

Am 8. Juli verließ uns der Flügeladjutant Oberstleutnant v. Schweinitz, um in Petersburg im Interesse einer direkten Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich zu wirken.

Während an diesem Tage General v. Gablenz nochmals vergebens im preußischen Hauptquartier erschien, die Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon und dem König Viktor Emanuel fortdauerten und am 12. Juli Graf Benedetti zum ersten Male persönlich in sie eingriff, ging das Große Hauptquartier am 9. Juli von Pardubitz nach Hohenmauth, am 10. nach Zwittau in Mähren, am 12. nach Czernahora, am 13. nach Brünn. Der Vormarsch der Armee, beschleunigt durch die Einmischung Frankreichs, hatte seinen ununterbrochenen Fortgang genommen; am 13. Juli war die Linie der Thaya, des Grenzflusses von Niederösterreich, erreicht, Mähren zum größten Teil in preußischem Besitz, das Große Hauptquartier nur noch 120 Kilometer von Wien entfernt.

Nachmittags 2 Uhr hielt der König seinen Einzug in die Hauptstadt Mährens, von den städtischen Behörden, den Bürgermeister Dr. Giskra[1]) an der Spitze, sowie dem Bischofe feierlich begrüßt. Er fand die Stadt mit Truppen stark belegt, denn einige Stunden zuvor waren bereits der General v. Fransecky mit der 7. Division und bedeutende Teile des III. Armeekorps eingerückt. Da ich vor dem Könige in Brünn eingetroffen war, so hatte ich diesem Einmarsche beigewohnt und von dem vortrefflichen Aussehen der Regimenter und ihrer straffen Haltung trotz der überstandenen großen Anstrengungen mich überzeugen können. Dem klugen Entgegenkommen und den zweckmäßigen Anordnungen des Bürgermeisters war es hauptsächlich zu danken, daß die Unterbringung der Truppen bei den Bürgern und ihre Verpflegung sich ohne Schwierigkeit und zu beiderseitiger Zufriedenheit vollzog. Abends fand vor der Statthalterei, dem Quartier Seiner Majestät, großer Zapfenstreich statt, dem die Bevölkerung zu Tausenden beiwohnte. Der König nahm Veranlassung, an manche der zahlreich erschienenen Offiziere der 7. Division anerkennende Worte zu richten.

1) Der spätere Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses und Minister des Innern.

Die strategischen Verhältnisse gestatteten es, das Große Hauptquartier fünf Tage, vom 13. bis 18. Juli, in Brünn zu belassen, was von allen Beteiligten sehr angenehm empfunden wurde. Man vermochte manche dienstlichen und privaten Angelegenheiten zu ordnen, deren Erledigung während der verflossenen spannungs- und arbeitsvollen Tage nicht möglich gewesen war; die bedeutende Stadt ermöglichte die Ergänzung und Vervollständigung der Bekleidung und Ausrüstung.

Die diplomatische Aktion nahm inzwischen ihren ununterbrochenen Fortgang. In diese Brünner Tage fiel die Mission des Baron Herring, Vorsitzenden des Handelsgerichts zu Brünn, nach Wien, dem Graf Benedetti am 16. Juli folgte. Der Schwerpunkt der Verhandlungen verlegte sich hierdurch auf einige Tage nach Wien. Am 15. war der Bericht des Grafen Goltz über seine entscheidende Unterredung mit dem Kaiser Napoleon vom 11. eingetroffen, am 17. kam endlich das Telegramm des Botschafters über die zwischen ihm und dem Kaiser am 14. vereinbarte Grundlage für die Friedensbedingungen.

Man sieht, wie verspätet damals Berichte und Telegramme an ihren Bestimmungsort gelangten. Erst in Brünn wurde eine regelmäßige telegraphische Verbindung wieder hergestellt, so daß auch erst hier dienstliche Meldungen über die Siege der Mainarmee und ihren Einmarsch in Frankfurt in das Große Hauptquartier gelangten. Dieses wurde am 18. Juli nach Nikolsburg verlegt, da inzwischen der Aufmarsch der Elb- und I. Armee vor Wien, denen der größte Teil der II. Armee von Olmütz her folgte, sich dem Abschlusse näherte.

In Nikolsburg war das Große Hauptquartier nur noch 70 Kilometer von Wien entfernt. Aus der wenig ansehnlichen Stadt ragte, auf einem Felsen gelegen, das Schloß des damaligen österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Mensdorff, hervor, der, ein Schwager meines Vetters, des Fürsten Hatzfeldt-Wildenburg, seit langem zu mir in freundschaftlichen Beziehungen stand. Seine Gattin, geborene Gräfin Dietrichstein, war eine Schwester der Gräfin Clam, auf deren Schlosse zu Reichenberg der König das erste Quartier auf böhmischem Boden genommen hatte. Doch war von der Familie niemand anwesend.

Offiziere und Mannschaften fanden in Schloß und Stadt eine verhältnismäßig freundliche Aufnahme. Der geräumige Schloßbau, auf dem die preußische Königsstandarte wehte, bot ausreichenden Platz für bequeme Unterkunft nicht allein des gesamten Hauptquartiers, sondern auch für die königliche Hofhaltung, die hier in größerem Umfange als bisher aus Berlin herangezogen wurde. Der Oberhofmarschall Graf Pückler traf alsbald ein, um den Bestimmungen des Königs gemäß das tägliche Leben zu organisieren. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als außer den Mitgliedern des Hauptquartiers unaufhörlich Personen ab- und zugingen, die im Schlosse unterzubringen waren und an der königlich dargebotenen Gastlichkeit teilnahmen. Zu den Offizieren, die als Vertreter der eignen Armeen täglich zu Berichterstattung und Befehlempfang erschienen, kamen alsbald zahlreiche Diplomaten und Minister, die einen, um an den alsbald be-

ginnenden Friedensverhandlungen teilzunehmen, die andern, um für ihre am Kriege in Süddeutschland beteiligten Staaten möglichst schnell zu einem günstigen Abkommen mit dem siegreichen Preußen zu gelangen. So nahm das Hauptquartier während der vierzehntägigen Anwesenheit des Königs in Nikolsburg, vom 18. Juli bis 1. August, mehr und mehr den Charakter eines europäischen Kongresses an, dessen äußerer Verlauf der Bedeutung entsprach, die das dort vereinbarte Friedenswerk für die Zukunft Preußens und Deutschlands gewann.

Am Tage nach seiner Ankunft hatte der König befohlen, die Armee in einer Stellung hinter dem Rußbache zu versammeln, und zwar die Elbarmee bei Wolkersdorf, die I. bei Deutsch-Wagram, dahinter die II. als Reserve bei Schönkirchen. Diese Aufstellungen waren am 21. Juli erreicht, die Kavallerie streifte oberhalb und unterhalb Wien bis an die Donau, ein Teil der I. Armee hatte die March überschritten, um am 22. gegen Preßburg vorzustoßen. Gleichwohl nahmen diese Operationen nicht mehr überwiegend die Gedanken und Arbeiten des Großen Hauptquartiers in Anspruch. Wenn seit Reichenberg die militärischen Dinge vorzugsweise das Interesse beherrscht hatten, so trat mit der Ankunft in Nikolsburg die Politik durchaus in den Vordergrund.

Denn an diesem 18. Juli abends kehrte Graf Benedetti aus Wien zurück und hatte folgenden Tages die entscheidende Zusammenkunft mit dem Grafen Bismarck. Er brachte das Einverständnis des Kaisers Napoleon mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde; Preußen solle berechtigt sein, einen Norddeutschen Bund zu bilden und eine Annexion von höchstens vier Millionen norddeutscher Einwohner zu bewirken; Oesterreich sei gewillt, diese Vorschläge Frankreichs als Friedensgrundlage anzunehmen. Nachdem die Zustimmung Oesterreichs amtlich eingetroffen war, konnte am 22. mittags 12 Uhr die in Aussicht genommene fünftägige Waffenruhe beginnen. Militärisch wurde sie benutzt zur Heranziehung aller rückwärtigen Heeresteile, um erforderlichenfalls für eine erneute Offensive bereit zu sein.

Es folgten nun die bedeutungsvollen Verhandlungen, deren Verlauf aus Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" jedermann bekannt geworden ist: die Einigung der preußischen Bevollmächtigten mit den österreichischen Unterhändlern, die Zustimmung des Kaisers Napoleon, der Widerstand des Königs Wilhelm gegen diese Abmachungen, das erfolgreiche Eingreifen des Kronprinzen im Sinne des Ministers und die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 26. Juli. Von den Stürmen, die an den maßgebenden Stellen dem Abschlusse vorangingen, drang damals nichts zu den Ohren der nicht eingeweihten Umgebung des Königs; nach jeder Richtung wurde Verschwiegenheit geübt. Aber sie gereichen allen Beteiligten, dem Könige, dem Kronprinzen und dem Grafen Bismarck, zur höchsten Ehre; die Verschiedenartigkeit der Stellungnahme wurzelte in der Eigenart und der Vergangenheit dieser Männer.

Der König, der Generation der Befreiungskriege entstammend, war von der Ansicht erfüllt, daß von den unter großen Opfern niedergeworfenen Gegnern die entsprechende Buße zu leisten sei; daß es darauf ankomme, die Forderungen

so ausgiebig zu bemessen wie möglich, ohne das Ganze zu gefährden. Er sah es als seine Pflicht an, alte brandenburgische Provinzen wieder mit dem Stammlande zu vereinigen. Vor allem aber trat bei ihm der preußische Soldat in den Vordergrund, das militärische Gefühl für seine Armee und ihre Führer, denen er den Einzug in die vor uns liegende Hauptstadt des Feindes als ein wohlverdientes Recht nicht versagen mochte.

Graf Bismarck aber zeigte sich als der große Staatsmann, dessen Blick weit in die Zukunft reichte, der Oesterreich schonen und nicht unversöhnlich verletzen wollte, bestrebt, schon jetzt ein Bündnis für die Zukunft anzubahnen und durch Milde an der richtigen Stelle die Einigung aller deutschen Stämme vorzubereiten.

Mit diesem deutschen Zuge des Ministers sympathisierte der Kronprinz. Nur ihm, dem bisherigen Gegner der deutschen Politik des Ministerpräsidenten, konnte die Vermittlung gelingen.

Wie schwer es dem Könige wurde, den Vorstellungen des Thronerben und seines bewährten Ratgebers sich zu fügen, beweisen die harten Worte, mit denen der sonst so gütige Monarch seine Entschließung begleitete. Aber eine seiner größten Regenteneigenschaften war die oft bewiesene Fähigkeit, seinen Willen der entgegengesetzten Ansicht bewährter Ratgeber unterzuordnen, sobald er sich von der Notwendigkeit des Opfers überzeugt hatte. Sie bildete die Ergänzung seines Talents, für jedes Amt fast immer den richtigen Mann zu finden und nach getroffener Wahl dessen selbständige Tätigkeit in den Grenzen der jeweiligen Amtsbefugnisse zu respektieren. Die eigne Person in den Hintergrund stellend, blieb er doch immer der König, ohne dessen selbsttätiges und vermittelndes Eingreifen nichts von Bedeutung entschieden werden konnte.

Am 26. Juli, kurz vor dem Ablaufe der fünftägigen Waffenruhe, erfolgte die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in derselben Stunde, zu der Graf Benedetti bei Bismarck erschien, um Frankreichs Zustimmung zu den preußischen Erwerbungen nunmehr von einer Gebietsentschädigung auf dem linken Rheinufer abhängig zu machen. Doch vermochte der Botschafter die Ratifikation der Präliminarien durch den Kaiser Franz Joseph nicht mehr zu hindern; an die bis zum 2. August verlängerte Waffenruhe sollte sich ein vierwöchiger Waffenstillstand zum Abschlusse eines endgültigen Friedens anschließen.

Nicht ohne Einfluß auf diese Entschließungen des Königs war der Ausbruch der Cholera, die, schon im Juni hier und da auftretend, neuerdings erschreckend um sich griff und täglich zahlreiche Opfer forderte. Von seiten der Truppenführer und Aerzte geschah alles, der unheimlichen Seuche Einhalt zu tun, doch trat eine entschiedene Besserung erst ein, nachdem die Truppen Nieder-Oesterreich verlassen hatten und auf dem Heimmarsche in weitläufigere Quartiere mit besserer Verpflegung verlegt werden konnten. — Auch in Nikolsburg hatten wir Gelegenheit, die verheerende Wirkung der Krankheit bei den dort untergebrachten Truppen in nächster Nähe zu beobachten. Großes Bedauern erregte

im Hauptquartier der Tod des Generals der Kavallerie v. Mutius, des verdienstvollen kommandierenden Generals des VI. Armeekorps.

Die nunmehr bevorstehenden Arbeiten, insbesondere die Friedensverhandlungen mit Oesterreich und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die Stellungnahme zu den französischen Kompensationsforderungen und die Anordnungen für den Rückmarsch der Truppen konnten am leichtesten in Berlin erledigt werden. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien waren daher alsbald die Vorbereitungen für den Rücktransport des Großen Hauptquartiers getroffen. Jedoch ohne seine getreuen Truppen gesehen und ihnen persönlich gedankt zu haben, wollte der König den Boden Oesterreichs nicht verlassen.

Schon hatte ich die Ehre gehabt, den Monarchen nach dem nahegelegenen Eisgrub, dem herrlichen Schlosse des Fürsten Liechtenstein, zu begleiten, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen befand. Der König stattete auch dem dort anwesenden Herzog Ernst von Koburg einen Besuch ab. — Am 30. Juli begleitete ich ihn zur Parade der Elbarmee.

Diese stand unter dem Kommando des Generals der Infanterie v. Herwarth[1]) zwischen Ladendorf und dem Stokeiwalde östlich der dortigen großen Lindenallee in fünf Treffen. Es hatte die ganze Nacht und den Morgen hindurch geregnet, die Wege und Aecker waren grundlos, so daß die Truppen nicht eben parademäßig aussahen. Als aber der König sich um elf Uhr, mit begeistertem Hurra begrüßt, von Ladendorf her dem rechten Flügel näherte, um die Fronten abzureiten und den Vorbeimarsch abzunehmen, da tat jeder Mann, trotz des zähen, tiefaufgeweichten Bodens, sein Bestes, und die Truppen zeigten sich in trefflicher Verfassung. Demnächst versammelte der König im Schlosse Ladendorf, einem Besitz des Fürsten Khevenhüller, die Generale und Regimentskommandeure und sprach, während der Tafel sich erhebend, diesen Vertretern der Elbarmee seinen Dank mit tief ergreifenden, aus innerstem Herzen kommenden Worten aus.

Der folgende Tag war für die Besichtigung der I. Armee bestimmt, die bei Gänserndorf, im Angesichte von Wien, Aufstellung genommen hatte. An der Seite des Königs fuhr ich in aller Frühe von Ladendorf dem Marchfelde zu. An der Stelle, wo unser Weg die große Brünn-Wiener Staatsstraße kreuzte, hatten die preußischen Vorposten auf einer Anhöhe ein Observatorium errichtet, das einen umfassenden Blick auf das vorliegende Donautal bot. Der König verließ den Wagen und richtete sinnend seinen Blick auf das Häusermeer der Kaiserstadt, aus der in hellem Sonnenschein der Stephansturm sich scharf emporhob. „Es ist mir sehr schwer geworden," so beendete der König das Schweigen, als wir die Weiterfahrt angetreten hatten, „meiner Armee den wohlverdienten Einzug in die Hauptstadt zu versagen. Aber der Ministerpräsident hatte recht, dies Opfer im Hinblick auf die Zukunft von mir zu fordern" — ein Nachklang der Stürme, die dem Abschlusse des Vorfriedens in Nikolsburg vorausgegangen waren.

---

[1]) Als Generalfeldmarschall 1884 zu Bonn gestorben.

„Front nach Wien“ stand die I. Armee vorwärts Gänserndorf, den linken Flügel an die Eisenbahn Wien-Preßburg gelehnt, in vier Treffen,[1]) vom Wetter mehr begünstigt als gestern die Elbarmee. Vom Prinzen Friedrich Karl und den begeisterten Hurrarufen der Truppen begrüßt, ritt der König auch hier die Fronten ab und nahm den Vorbeimarsch entgegen, jeder Mann erfüllt von dem Bewußtsein, während der verflossenen schweren Wochen seine Pflicht getan zu haben. Und als der letzte Mann vorübergezogen, versammelte der König die Generale und Stabsoffiziere um sich, in herzgewinnenden Worten seine Befriedigung äußernd über die vortrefflichen Leistungen im Feldzuge wie über die Haltung der Mannschaften am heutigen Tage. Ganz besonders richtete er seine Worte an den General v. Fransecky und gedachte der schweren Stunden im Swiep- und Holawalde, wobei er sich auch dem Kommandeur des 71. Regiments zuwandte, dessen Tapferkeit gedenkend. Mit einem „Auf Wiedersehen im Vaterlande“ nahm der König Abschied.

Auf der Fahrt vom Paradefelde zu einem Frühstück beim Prinzen Friedrich Karl kam der Monarch in der Unterhaltung auf das 71. Regiment zurück und erinnerte an den Moment, wo er am Schlachttage die Trümmer des Bataillons Valentini mit scharfen Worten in den Holawald zurückgeschickt hatte, und fügte dann hinzu: „Solche Augenblicke sind schwer für den Feldherrn, aber sie sind unvermeidlich, um in Momenten der Krisis den Geist der Truppe aufrechtzuerhalten. Als Sie mir am 4. Juli, auf unsrer Fahrt zur Beisetzung des Generals v. Hiller, den Platz zeigten, wo das Regiment seine schweren Verluste erlitt, da hatte ich mir schon vorgenommen, bei passender Gelegenheit dem braven Regimente meine Anerkennung auszusprechen.“

Am 1. August wurde das Große Hauptquartier von Nikolsburg nach Brünn verlegt, von wo aus der König am folgenden Tage das V. Armeekorps unweit Austerlitz begrüßte. Am 3. August erreichten wir Prag, wo ich in dem Clam-Gallasschen Schlosse Gast des Prinzen Friedrich Karl war. Ueberall fanden wir zur Sicherung des königlichen Zuges die Bahnlinie mit Truppen besetzt. Am Nachmittage des 4. August erreichten wir die preußische Grenze, und von Görlitz an begrüßten auf jeder Station dichtgedrängte Menschenmassen mit Begeisterung ihren siegreich heimkehrenden König.

Nach fünfwöchiger Abwesenheit waren wir gegen 11 Uhr abends in Berlin.

*

Ich hatte mir einen achttägigen Urlaub erbeten, um meine Demobilmachung zu betreiben und Privatverhältnisse zu ordnen, als die Verwicklungen mit Frankreich meine sofortige Rückkehr nach Paris veranlaßten.

Es wurde früher erwähnt, daß am 26. Juli, dem Tage der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Nikolsburg, Graf Benedetti die Zustimmung Frankreichs zu den preußischen Erwerbungen abhängig gemacht hatte von Ge-

[1]) Das II. Armeekorps war wegen der Entlegenheit der Quartiere nicht anwesend.

bietsabtretungen auf dem linken Rheinufer. Der Kaiser war von den Ministern Rouher und Drouyn de Lhuys, unter Hinweis auf die erregte Stimmung des Landes und der Armee, zur Geltendmachung dieser Forderung gedrängt worden, und am 29. Juli hatte der letztere dem von schmerzhaften körperlichen Leiden heimgesuchten Kaiser in Vichy die Zustimmung zu einem Vertragsentwurfe abgerungen, wonach Preußen die 1815 von Frankreich erworbenen Gebiete zurückgeben, Bayern und Hessen-Darmstadt ihre linksrheinischen Besitzungen einschließlich Mainz an Frankreich abtreten sollten.

Am Morgen nach der Heimkehr aus dem Felde, dem 5. August, wurden dem Grafen Bismarck durch den Grafen Benedetti diese Forderungen des Kaisers Napoleon in sehr kategorischer Form zugestellt. Am 7. erhielt der Botschafter die bekannte Antwort, daß Preußen die verlangten Entschädigungen entschieden ablehne und zum Kriege bereit und gerüstet sei. — Noch an demselben Tage wurde mir vom Könige der ehrenvolle Auftrag, diese Ablehnung der französischen Forderungen dem Grafen Goltz zu überbringen.

Unvergeßlich sind mir die Worte des Königs geblieben. „Es wird mir schwer, meinem Volke, nachdem der erste Krieg so große Opfer gefordert, sofort einen zweiten, mindestens ebenso blutigen aufzuerlegen, — aber ich kann nicht anders. Der Kaiser Napoleon weiß seit langer Zeit genau, daß ich freiwillig niemals ein einziges deutsches Dorf abtreten werde. Er war von meinem Standpunkte schon unterrichtet, als er 1860 nach dem Waffenstillstande von Villafranca mit mir in Baden-Baden zusammentraf, denn vor der Bewilligung der Zusammenkunft hatte ich ihm keinen Zweifel über diese meine Anschauungen gelassen. Damals hatte ich die Reorganisation meiner Armee kaum begonnen, heute gebiete ich über 600000 Mann siegreicher Truppen. Wenn der Kaiser also jetzt sogar Mainz fordert, so muß er zum Kriege fest entschlossen sein.“

Begeistert erwiderte ich: „Der Auftrag, den Eure Majestät mir erteilt haben, ist der ehrenvollste, den ich jemals von Eurer Majestät erhalten habe. Die Freude und Begeisterung des Grafen Goltz über den Inhalt der Depesche, die übermorgen in seinen Händen ist, wird ebenso groß wie die meinige sein. Was nun die drohende Kriegsgefahr betrifft, so möchte ich Eure Majestät bitten, mir hierzu eine Bemerkung zu gestatten. Ich glaube nicht, daß der Kaiser Napoleon nach Ablehnung seiner Forderungen sich entschließen wird, sie mit Waffengewalt durchzusetzen, denn Frankreich besitzt in diesem Augenblicke keine Armee, die stark genug ist, mit Preußen Krieg zu führen.“

„Ich habe bis jetzt keinen Grund gehabt,“ erwiderte der König, „an der Zuverlässigkeit Ihrer Angaben zu zweifeln. Aber wie kann man annehmen, daß ein so erfahrener Staatsmann wie der Kaiser Napoleon solche Forderungen stellen wird, ohne entschlossen und bereit zu sein, sie mit den Waffen in der Hand durchzusetzen?“

„Gewiß bin ich außerstande,“ entgegnete ich, „Eurer Majestät das Vorgehen des Kaisers Napoleon politisch zu erklären, denn auf dem politischen Gebiete bin ich unbewandert. Aber auf dem militärischen, das mein Ressort ist,

bin ich hinreichend orientiert, um Eurer Majestät heute, wie früher bereits, die Gründe vorzutragen, die die französische Armee außerstand setzen, in diesem Augenblicke den Krieg mit der preußischen Armee aufzunehmen. Ich habe diese Gründe auch dem General v. Moltke in Pardubitz nach der Schlacht bei Sadowa entwickelt, als nach der Abtretung von Venetien die Frage zur Entscheidung stand, ob trotz Frankreichs vielleicht veränderter Stellungnahme der Offensivmarsch auf Wien fortzusetzen sei. Der General trat damals meinen Gründen bei und hat, soviel ich weiß, Eurer Majestät im Sinne der Offensive Vortrag gehalten. Eure Majestät haben sich an jenem Tage für die Fortsetzung der Offensive entschieden."

Der König entließ mich mit den Worten: „Reisen Sie und berichten Sie mir von Paris über die militärische Lage und die Absichten des Kaisers, sobald Sie sicheren Einblick gewonnen haben. Jetzt aber gehen Sie noch zur Königin, die Sie vor Ihrer Abreise sehen will."

Die Königin, die mich bald darauf empfing, empfand tief den Ernst der Lage und die Gefahr eines neuen Krieges. Aber ihre Besorgnis wurde überwogen durch das Bewußtsein unsers guten Rechtes und das Vertrauen auf die bewährte Vaterlandsliebe der Nation, die Tüchtigkeit der Armee und die Festigkeit des Königs. (Fortsetzung folgt.)

Die Comédie Française

Von

Georges Claretie

I

Ich kann nicht ohne tiefen Schmerz an den traurigen Tag des 8. März 1900 denken, an dem die Comédie Française ein Raub der Flammen wurde. Es sind jetzt fünf Jahre her, und doch kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen, und mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich an diese tragische Katastrophe denke. Es ist etwas Schreckliches um das Feuer. Trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln, trotz allen Opfermutes war die Comédie Française binnen einer Viertelstunde nur noch ein Glutkessel; und mir steht noch die Erscheinung dieser Hölle vor Augen, dieses armen Theaters, das in eine Art von rötlicher, kupferfarbener Lauge gehüllt und versenkt war, denn als solche stellte sich die die Dekorationen verzehrende, den Saal einäschernde und an den Mauern emporzüngelnde Flamme dar. Was für ein schreckliches Schauspiel war dieser Glutherd, aus dem das Knistern des Feuers, der unheimliche Sturz des Kronleuchters, das Herabsinken der Dekorationen und das unablässig, rhythmisch wie der Pulsschlag sich vollziehende Keuchen der ihre Wasserstrahlen ergießende Dampfmaschine sich vernehmbar machte.

Ich hatte die Empfindung des Unheils, den Eindruck, wie ihn wohl Soldaten am Tage einer Niederlage haben mögen, den Eindruck eines nicht wieder gutzumachenden Schadens. Auf dem Platz des Théâtre Français, den eine Kette von Polizeimannschaft gegen die Menge absperrte, hatte man in wirrem Durcheinander, wie der Zufall es fügte, die Möbel und Kunstwerke dessen, was vor einigen Augenblicken noch die Comédie Française gewesen und jetzt nur noch ein Trümmerhaufen war, zusammengetragen und aufgeschichtet. Die Bilder des Foyers, die Marmorbüsten Caffieris, die kostbaren Wandteppiche, die sämtlichen Meisterwerke des Museums des Théâtre Français, die Bücher der Bibliothek, das alles lag, von dem ersten besten, von plötzlich erstandenen Rettern, herangebracht oder eilig aus den Fenstern herabgeworfen, unterschiedslos zusammengehäuft auf dem Trottoir wie die Möbel, die ein Gerichtsvollzieher mit Beschlag belegt und auf die Straße geschafft hat, um sie nach dem Meistgebot an die gerade Vorübergehenden zu verkaufen.

Und mitten unter diesen zerstreuten Meisterwerken, vor ihrem noch rauchenden Theater irrten die Schauspieler der Comédie, Sozietäre und Pensionäre, traurig einher im Gefühl ihrer Ohnmacht vor diesem Schicksalsschlage, Schauspieler ohne Theater, ohne heimischen Herd, eine unterstandslose Truppe! Und es war im Ausstellungsjahr!

Was sollten sie beginnen? Wohin gehen? Was sollte werden?

Der Administrator hatte angesichts dieser Ruinen ein Wort der Hoffnung verlauten lassen! Revanche nach der Niederlage! Es war an einem Donnerstage, und er hatte erklärt: „Am Sonntag werden wir wieder spielen! Wir müssen es!“

Ich schritt nach diesem Unglückstage die Avenue de l'Opéra herab. Es war ein mildes Frühlingswetter, und über der Menge, die nach der Comédie strömte, um sich die Katastrophe wie ein Schauspiel anzusehen, lag im letzten Scheine der bleichen Märzsonne etwas wie Festtagsstimmung. Die Camelots schrien aus vollem Halse die Nachmittagsblätter aus: „Kaufen Sie! Die Katastrophe des Théâtre Français!“ mit derselben froherregten Stimme, mit der sie irgendeine blutige Schlacht, irgendein menschliches Massenopfer, irgendeine ferne Metzelei ankünden. Ja, ich hatte das Gefühl einer verlorenen Schlacht. Etwas Großes war dahingegangen, und am folgenden Tage sollten die Beileidstelegramme, die von jedem Erdenwinkel, von der ganzen denkenden Menschheit, von den Künstlern bis zu den Souveränen, eingelaufen waren, der Welt die ganze Größe des Unglücks dartun.

Es gab keine Comédie Française mehr! „Am Sonntag werden wir wieder spielen!“ hatte mein Vater gesagt. Und ich dachte, wenn die Katastrophe schrecklich sei, so sei sie doch vielleicht nicht unheilbar. Ein Institut wie die Comédie Française konnte nicht mit einem Schlage untergehen. Noch war sein Name vorhanden, sein Prestige, sein Ruhm. Noch war seine Truppe da. Die arme Comédie hatte gar oft schon um ihr Dasein zu kämpfen gehabt. Ihr waren Todesqualen nichts Neues mehr, und sie würde aus dem neuen Sturme noch

einmal siegreich hervorgehen. Sie ist nach dem Bilde des Schiffes gemacht, das die Stadt Paris in ihrem Wappen führt, und das stand gegen die Stürme hält; sein Rumpf ist von Kanonenkugeln durchbohrt, seine Wimpel sind von Flintenkugeln zerfetzt, und doch hält es sich im Sturme über Wasser.

Molière hatte vor Begründung der Comédie Française in der Provinz gespielt. Er war bei Schnee und Sonnenschein mit seiner Komödiantentruppe in armseligen, von elenden Schindmähren gezogenen Wagen über die Landstraßen Frankreichs einhergezogen. Er hatte in Scheunen und vor Bauern gespielt. Er hatte weiß Gott wo gespielt, aber er hatte unablässig gespielt. Er hatte in Paris in einem Ballspielsaale in der Rue de la Croix Blanche im Faubourg Saint-Germain mit einer aus jungen Leuten bunt zusammengewürfelten Truppe gespielt, bevor er das „berühmte Theater" begründete und vor dem Könige spielte.

Man stand im Begriffe, zur alten Zeit zurückzukehren und eine neue Ausgabe von Scarrons „Komischem Roman" zu veranstalten, aber man wollte wieder spielen, ohne Unterbrechung und unter allen Umständen. „Wir werden am Sonntag spielen!"

Und man spielte am Sonntag!

Und man spielte Tag für Tag das ganze Ausstellungsjahr hindurch bis zum Wiederaufbau des Théâtre Français. Die berühmte Truppe fand ein Obdach, verschaffte sich aus dem Stegreif Dekorationen und improvisierte sich Kostüme, zog als Wandertruppe von Theater zu Theater, von der Oper nach dem Odeon, vom Odeon nach der Music Hall des Casino de Paris, vom Casino de Paris nach dem Theater Sarah Bernhardt, bis sie schließlich nach ihrem Heim, in ihr neuerstandenes Theater zurückkehrte; sie fand das Mittel, diese Gewalttour auszuführen, alle Tage zu spielen und den zur Ausstellung gekommenen Fremden ihr ganzes Repertoire vorzuführen.

II

Die Comédie Française hat sich im Unglück als das erwiesen, was sie stets gewesen ist: groß, ruhmwürdig und heldenhaft. Sie hat sich ihrer Vergangenheit und ihres Rufes als würdig erwiesen. Sie hat den Ruhm, und man schuldet ihr auch den Respekt, der allen Einrichtungen gebührt, die ein Jahrhunderte altes Dasein hinter sich haben.

„Die Comédie Française," sagte Emile Augier einmal in einem Artikel über das Théâtre Français, „hat die Ehre, nach der Französischen Akademie die einzige Einrichtung des Ancien Regime zu sein, die es verdient hat, es zu überleben. Sie ist nicht nur ein nationales, sondern auch ein historisches Denkmal, das innig mit der Geschichte unsrer Literatur verbunden ist."

Sie ist wie die Akademie, die ein Gedankenmuseum ist, und wie das Louvre, das ein Kunstmuseum ist, eine der Einrichtungen, an die man nicht rühren darf.

Und, eigentümlich, diese alte, von Ludwig XIV. begründete und von Napoleon I. konsolidierte, also von den beiden selbstherrlichsten unsrer Herrscher

ins Leben gerufene und erhaltene Comédie Française ist die liberalste, modernste, ja man kann wohl sagen, die am meisten von sozialistischem Geiste erfüllte aller unsrer Einrichtungen. Sie ist, wie wir sehen werden, eine wirkliche Kooperativgenossenschaft. Und das ganze Verdienst dafür gebührt Molière, der nicht nur unser erster Komiker, sondern auch unser erster Administrator gewesen ist.

Vor ihm hatte das Theater, das anfangs ein volkstümlicher Zeitvertreib und später eine Zerstreuung für die vornehmen Herren gewesen war, keine Organisation besessen. In dieser Hinsicht mußte alles erst geschaffen werden. Die Schauspieler hatten nicht einmal einen eignen Saal, in dem sie ruhig hätten spielen können. Molière gab ihnen ein Heim, schuf aus den „französischen Komödianten“ eine Genossenschaft und verlieh ihnen Rechte.

Was für ein unbeständiges Dasein war das der Schauspieler in der Zeit vor Molière — und selbst noch nach ihm! Wenn sie auch nach ihm noch unter den Wechselfällen der Politik zu leiden hatten, war die Comédie Française doch da. Jahrhunderte mußten vergehen, bis der Staat — dank Molière — zu dem Einsehen gelangte, daß er eine ständige Truppe oder mit einem Worte *sein* Theater haben müsse. Und doch gaben seit der Geburt der dramatischen Kunst vom fünfzehnten Jahrhundert an mehrere Truppen Schauspielvorstellungen. Den Mitgliedern der Bruderschaft vom bittern Leiden, den Confrères de la Passion, die 1402 unter Karl VI. zuerst in einem Hospital Misterien zur Aufführung gebracht hatten, reihten sich bald andre Truppen an mit einem Theater unter freiem Himmel, einem Theater, wie der Zufall es eben fügte. Auf den großen Marmortisch des Justizpalastes steigen die Schreiber des Châtelet und des Parlaments, um Vorstellungen zu geben. Man spielt unter den Arkaden der Hallen und auf dem Fleischmarkte bei der Kirche der unschuldigen Kindlein „Schwänke, Nichtigkeiten und Possen, die Lachen erregen und Spaß machen“, wie ein alter Autor sagt. Sie sind recht arm, diese kleinen Truppen, und die Einnahmen — wenn von Einnahmen bei derartigen Schauspielen im Freien die Rede sein kann — sind recht dürftig. Es sind Studentenunterhaltungen, die ihren Mann nicht nähren. Diese Komödianten vereinigen sich manchmal zu gemeinschaftlichen Veranstaltungen. Die Truppe der „Enfants sans Souci“, deren Vorsitzender der „Prince des Sots“ war, zieht meistens in der Provinz umher und verbindet sich von Zeit zu Zeit mit den besser gestellten Confrères de la Passion, die in Paris spielen, und die beiden vereinigten Truppen geben 1511 das „Spiel vom Narrenfürsten und der Mutter Närrin“, die bekannte gegen Rom und Papst Julius II. gerichtete Satire Gringoires.

Dann beginnen die abenteuerlichen Fahrten der armen Komödianten auf der Suche nach einem Lokal, in dem sie ihre Dramen aufführen können. Das Dreifaltigkeitsspital, das die Bruderschaft vom bitteren Leiden zu einem Theatersaal umgewandelt hatte, wird wieder zu einem Krankenhause eingerichtet, und sie müssen es räumen. Sie installieren sich darauf im Hotel de Flandres zwischen den jetzigen Straßen Jean-Jacques Rousseau, Coq-Héron und Coquillière. Aber das Haus muß bald niedergelegt werden, und Heinrich II. jagt sie aus ihm fort. Mit der

größten Mühe gelingt es der Truppe, sich in dem Hotel de Bourgogne zu installieren, das zu zerfallen droht, und sie richtet sich in ihm, so gut es gehen will, einen Theatersaal ein. Nun beginnen für die armen Komödianten die politischen oder — religiösen Bedrängungen. Das Parlament verbietet ihnen, Misterien zu spielen, die einen heiligen Charakter haben, die ihrem Stoffe nach aus der Passionsgeschichte geschöpften Dramen werden ihnen untersagt. Man gestattet ihnen lediglich, „profane, anständige und erlaubte Misterien aufzuführen, ohne jemanden zu verletzen und zu beleidigen". Allein profane Werke zur Aufführung zu bringen, erschien ihnen als eine Beeinträchtigung in ihrem Rechte. Die Bruderschaft von der Passion hielt sich für eine mit religiösem Charakter bekleidete Gesellschaft, und geistliche Dramen zur Aufführung zu bringen, war für sie etwas wie eine priesterliche Handlung. Sie weigerten sich, dem Befehle Folge zu leisten, und traten ihre Privilegien den Komödianten des Königs ab, die dann eine Pension erhielten.

Aus diesen Komödianten des Königs sollte später die Comédie Française hervorgehen.

Und diese Pension, die der Souverän gewährte, ist, wie man wohl sagen kann, der Ursprung unsrer gegenwärtigen Subvention. Die öffentlichen Gewalten beginnen sich allmählich für die Theatersache zu interessieren. Die Geschichte des Theaters bleibt für die Folge eng mit der Geschichte des Königtums verknüpft.

Nach dem Erfolge der von den Komödianten in dem Hotel de Reims gegebenen „Kleopatra" spendete Heinrich II. der Truppe 500 Taler. Mit dem Erfolge der Schauspieler erstehen die Autoren. Es war die Zeit Garniers, Hardys und Theophile Racans.

Der Erfolg ist so beträchtlich, daß die Schauspieler sich bald darauf spalten; ein Teil der Truppe spielt hinfort am Marais im Hotel d'Argent auf der Ecke der Rue de la Poterie.

Das Unternehmen wollte anfangs nicht recht glücken, die beiden Theater schadeten sich gegenseitig, und die Behörde wurde zum Einschreiten genötigt. An diesem Einschreiten sollte es übrigens hinfort bis zu Napoleons, ja bis zu unsern Tagen nicht mehr fehlen. Ludwig XIII. führte in das Hotel de Bourgogne sechs der besten Schauspieler zurück, die es verlassen hatten.

Aus dieser Truppe des Hotels de Bourgogne ließ nachmals Richelieu Schauspieler kommen, um in seiner Wohnung Komödie zu spielen. Es ist die Epoche der Possenspiele, die Zeit des Schauspielers Gautier-Garguilles, der sich Fléchelle nennt, wenn er Tragödie spielt, Turlupins, der sich Belleville nennt, und Gros-Guilleaumes, der zum Lafleur wird. Auf diesem Possentheater und mit dieser Truppe, die sich in dem Flittertand der erborgten Bühnennamen wie Beau Soleil, Belle Ombre, Beau Séjour gefiel, spielte Bellerose, der Chef des Unternehmens, den „Cid" des Corneille, während im Theater des Marais der Schauspieler Mondory mit dem übrigen Teile der Truppe seine Vorstellungen erfolgreich fortsetzte.

Paris hatte damals zwei Theater; es bedurfte des Zufalls und eines

genialen Mannes, um es später mit dem einzigartigen Theater zu beschenken, aus dem die Comédie Française hervorgehen sollte.

Jahrelang durchzogen Molière und seine Truppe auf gutes Glück hin Frankreich. Es war ein dorniger Pfad, den der berühmte Komiker sich zum Ruhme bahnen mußte, Jahre des Leidens und des Elends, der Mühen und Beschwerden auf den staubigen Landstraßen der Provence oder des Languedoc, die arme Truppe der Komödianten von einer elenden Schindmähre von Valence nach Pezénas, von Pezénas nach Limoges geschleppt! Sie waren jung, sie hatten Talent, und sie verloren sich in Träumen von künftigem Glanze, und — Molière war bei ihnen! Sie hatten das Glück, eines Tages in Paris, in der „Großstadt Paris“, vor dem König Ludwig XIV. in der Salle des Gardes des alten Louvre zu spielen. Der 24. Oktober 1658, an dem Molière und seine Truppe an der denkwürdigen Oertlichkeit den „Nicomède“ des Corneille spielten, dieser Tag entschied über das Geschick der Comédie Française. Nach der Vorstellung bewegt sich Molière auf den König und seine im vollen Hofstaat prangende Umgebung zu und bittet um die Erlaubnis, ein von ihm selbst verfaßtes Divertissement zu spielen, ein Divertissement, das in der Provinz nicht ohne Erfolg geblieben war, „Der verliebte Doktor“. Molière hatte Vertrauen zu seinem Stern gehabt. Der Stern gefiel dem Sonnenkönig. Einige Zeit nachher durfte Molière an der königlichen Tafel speisen oder wenigstens dem Souper des großen Königs beiwohnen, und die Huld, die Ludwig XIV. an diesem Tage den Komödianten angedeihen ließ, ist einer der bemerkenswertesten Züge der französischen Literaturgeschichte. Italienische Komödianten waren, von Mazarin berufen, nach Paris gekommen und hatten damals das Theater im Kleinen Bourbon inne. Ludwig XIV. gestattete Molière, mit ihnen zu alternieren: es war das Théâtre de Monsieur. Bei Molière gab Racine seine ersten Tragödien, bevor er sie nach dem Hotel de Bourgogne übertrug, wo die berühmte Schauspielerin La Champmeslé ihre Triumphe feierte. Der alte Corneille, am Ende seiner Laufbahn fruchtbarer als je, gab seine Werke abwechselnd beiden Theatern. Molière erhielt endlich den Saal im Palais Royal, den Richelieu einmal um 300 000 Taler hatte erbauen lassen, um in ihm die Tragödie „Mirame“ zu geben, an der er mitgearbeitet hatte. Dort gelangten die Stücke des berühmten Komikers zur Aufführung. Dichter, Darsteller und Administrator in einer Person, hatte Molière aus seiner Truppe eine große Familie gemacht, die er leitete und liebte, nicht ohne zuweilen mit seinen Schauspielern in Konflikt zu geraten. „Ach, was sind diese Schauspieler doch für sonderbare Tiere, wenn man sie leiten soll!“ sagte er in dem „Impromptu de Versailles“. Aber als er wie ein Soldat auf seinem Posten beim Verlassen der Szene starb, dachte er nur an sie, „an diese armen Arbeiter, die vielleicht morgen brotlos sein werden!“ Er, der seine Komödianten um sich scharte, machte aus ihnen, ich sage es nochmals, eine Familie.

Macht nicht in der Tat die Aufstellung der Kosten für den „Malade Imaginaire“ mit ihren Ausgaben für Kostüme und Lebensmittel, mit ihren

Ausgaben für das Fortschaffen des vor der Tür angehäuften Schnees den Eindruck einer Haushaltungsrechnung?

Außerordentliche und ordentliche Ausgaben für den „Malade Imaginaire"	55 Livres
Dekorateur und Portier	7 Livres 10 Sols
Figuranten	2 Livres
Wein bei den Proben	100 Livres
Brot bei den Proben	80 Livres
21 Paar ausgeschnittene Schuhe für 16 Tänzer, 3 Musiker und 2 Springer, das Paar zu 3 Livres	63 Livres
Holz, Kohlen für Mousset, Breton Pierrot. La Crosnier beim Fortschaffen des Schnees	9 Livres
84 Pfund Kerzen bei den Proben	29 Livres.

Die Schauspieler waren damals nicht reich trotz ihrer Erfolge. Und sie gewährten sehr oft den Zuschauern und großen Herren Kredit. Wir kennen einen Teil der Summen, die ihnen geschuldet wurden.

Der Prinz von Condé steht bei ihnen zu Buche mit 18 Livres, der Herzog von Chartres mit 420 Livres und so fort. Aber der Erfolg war so beträchtlich, daß nach der ersten Aufführung der „Précieuses Ridicules" Molière die Preise der Plätze verdoppeln konnte.

Diese Truppe lebte nur durch Molière. Er hatte sie geschaffen und hatte sie organisiert, und als er verschwunden war, drohte die Comédie Française mit ihm zu verschwinden oder vielmehr, nicht wieder aufzuerstehen. Die besten Schauspieler, Baron, Lathorillière und Beauval, hatten das Theater verlassen, um sich ihren Kameraden im Hotel de Bourgogne anzuschließen. Schon im achtzehnten Jahrhundert haben die Schauspieler den unwiderstehlichen Drang, ihr Theater zu verlassen, um anderswo zu spielen, wo es auch sei, wenn sie nur den Schauplatz wechseln. Die Neuheit zieht sie an, die Veränderung führt sie in Versuchung. Die alte Truppe war auseinander gegangen, und selbst der alte Saal verschwand; das Theater des Palais Royal wurde Lulli überwiesen, damit er dort seine Opern gebe. Die alten unterstandslosen Komödianten flüchteten sich damals nach der Rue Mazarine, der Rue Guénégaud gegenüber, in das Lokal, das früher Lulli innegehabt hatte. Die Comédie Française wäre beinahe wieder zur Wandertruppe geworden, wie einige Jahre zuvor, als Molière mit ihr die Provinz durchzog.

Da legte die Behörde sich ins Mittel. Merkwürdig, mitten in den Wirren des Krieges wurde die Comédie Française geschaffen. Ludwig XIV. gibt ihr in seinem Zelt vor Charleville das Leben, indem er ihr gestattet, sich zur Gesellschaft zu organisieren. Napoleon sollte ihrer noch gedenken mitten in den Schneestürmen des Jahres 1812, welche die Große Armee zerstreuten und vernichteten. Im Herzen Rußlands, mitten im Winter, mitten im Kriege sollte er die Comédie Française organisieren durch Unterzeichnung des berühmten Dekrets von Moskau.

Digitized by Google

Aber Ludwig XIV. hat zuerst aus der Comédie Française ein Staatstheater gemacht, indem er sie der Botmäßigkeit der Behörde unterstellte.

„Seine Majestät," sagt die Lettre de Cachet vom Jahre 1680, „nachdem sie es für geboten erachtet, die beiden in dem Hotel de Bourgogne und in der Rue Guénégaud in Paris etablierten Komödientruppen zu vereinigen, um aus ihnen nur eine einzige zu machen, damit die Komödien immer vollkommener werden durch die Schauspieler und Schauspielerinnen, denen sie eine Stelle in besagter Truppe gegeben hat, die sich aus Schauspielern und Schauspielerinnen zusammensetzen soll, deren Liste von Seiner Majestät festgestellt werden wird, um ihnen ein Mittel darzubieten, sich immer mehr zu vervollkommnen, Seine Majestät will, daß besagte Truppe die Komödien in Paris darstellen könne, indem sie zugleich allen andern französischen Komödianten verbietet, sich ohne ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät in der Stadt und den Vorstädten von Paris zu etablieren. Schärft Seine Majestät dem Herrn de la Reynie, dem Generalleutnant der Polizei ein, starke Hand zur Ausführung gegenwärtiger Verordnung zu bieten.

So geschehen zu Versailles am 22. Oktober 1680.

Ludwig und Colbert."

Die französischen Komödianten hatten ein Privileg und brauchten — da es eine Theaterfreiheit nicht gab — keine Konkurrenz zu fürchten. Staat und König beschützten sie, und sie bezogen eine jährliche Pension von 12000 Livres.

Nicht ganz ein Jahr später, am 5. Januar 1681, schlossen sie einen notariellen Gesellschaftsvertrag ab. Die Comédie Française war nunmehr unter Dach und Fach. Das war der Triumph der Verwaltung Molières.

Zurückgewiesen indes von der Sorbonne, die in ihrer Nachbarschaft kein Theater haben wollte, und zurückgewiesen von den Pfarrern der verschiedenen Kirchensprengel, hielt es ihnen sehr schwer, einen Saal zu bekommen. Sie erwarben das Ballspielhaus „Zum Stern" (de l'Estoile) in der Rue Saint-Germain des Prés. François d'Orbay entwarf die Pläne und erbaute das Theater. Dort, in diesem Saale, nicht weit von dem berühmten Café Procope, sollte Paris in der Folge den Dramen Voltaires Beifall spenden, und dort sollten Lekain, Préville, Adrienne Lecouvreur und die La Clairon spielen — die ganze dramatische Geschichte unsers achtzehnten Jahrhunderts hat sich in diesem Theater abgewickelt. Nach einem Dasein von einundachtzig Jahren wurde das Gebäude baufällig, und man mußte es verlassen. Die Comédie wanderte nach den Tuilerien aus in ein Lokal, das Ludwig XIV. für die Aufführung von Balletten hatte errichten lassen. Die Komödianten richteten sich in ihm im Jahre 1770 ein. Dort gab man die erste Aufführung des „Barbiers von Sevilla", und dort auch krönte man Voltaire einige Tage vor seinem Tode. Doch war das nur ein provisorischer Saal, das definitive Theater, unser jetziges Odeon, erhob sich in der Rue Vaugirard auf dem Platze des Hotel de Condé, und man weihte es 1782 ein. Beaumarchais sollte dort — und mit welchem Beifall! — die „Hochzeit des Figaro" geben.

Die Revolution bricht herein, und es ist ein Wunder, daß die Comédie Française in dem Sturme nicht untergegangen ist. Es wäre übrigens ums Haar dazu gekommen. Die Wirren der Nation erstrecken sich bis auf die Schauspieler. Mit dem Gesetze über die Freiheit der Theater erschließen neue Säle ihre Pforten, und Zwiste und Uneinigkeiten entstehen. Talma, damals noch ganz jung, Madame Vestris, der Komiker Dugazon und Monvel verlassen ihre Kameraden und schreiten im Saale der „Variétés Amusantes“ zur Begründung eines neuen Theaters, des „Théâtre Français in der Rue Richelieu“.

Die Geschichte des Theaters folgt Schritt für Schritt der Geschichte der Revolution. Jede politische Krise findet ihren Widerhall bei den Komödianten.

Nach dem 10. August wird das Theater der Rue Richelieu umgetauft und „Theater der Freiheit und Gleichheit“ genannt, später erhielt es den Namen „Theater der Republik“, wie der frühere Saal des Faubourg Saint-Germain den des „Theaters der Nation“. Es ist etwas recht Merkwürdiges um die Geschichte der Theater während der französischen Revolution: die Schauspieler des Faubourg Saint-Germain werden, weil sie nach der Vorstellung der „Pamela“ verdächtig geworden, verhaftet und ins Gefängnis geworfen, und die Stücke der Rue Richelieu werden nach dem Geschmack des Tages umgemodelt, damit sie dem Publikum gefallen, das Einspruch gegen den Vers Marie Joseph Chéniers:

„Des lois et non du sang! Ne souillez point vos mains!“ [1])

erhebt und nach „Blut und nicht nach Gesetzen“ schreit. Das Theater ist eine Zweigniederlassung des Konvents. Tartüff trägt die dreifarbige Kokarde an seinem Hute und Orosman an seinem Turban. Der „Wohltätige Eigensinnige“ sagt vor seinem Schachbrett nicht mehr „Schach dem Könige!“, sondern „Schach dem Tyrannen!“

Die Schauspieler sind nicht mehr der Behörde unterworfen, sie befinden sich in der Gewalt des Volkes.

Nach dem 9. Thermidor öffnet man wieder den Saal im Faubourg Saint-Germain, allein das Publikum meidet ihn, und die Truppe wandert nach der Rue Feydeau in das Theater aus, das Sageret leitete. Während der Revolutionszeit haben die Schauspieler gelernt, sich selbst zu regieren. Sie haben keinen Direktor mehr und kennen keine Behörde und behördlichen Anordnungen mehr. Die Komödianten stieben auseinander wie eine Kette Feldhühner. Fräulein Raucourt will ein besonderes Theater, ein Theater für sich, und gründet eines in der Rue Louvois. Es gab um jene Zeit drei „Théâtres Français“, wie unter Ludwig XIV. Keines machte übrigens Geschäfte. Eines um das andre schließt seine Pforten, öffnet sie wieder und wandert aus. Es herrscht Anarchie. Sageret ruiniert sich mit seinem Unternehmen, das Theater des Faubourg Saint-Germain geht am 28. Ventôse des Jahres VII in Flammen auf. Von den drei „Théâtres Français“, die sich gegenseitig hatten Konkurrenz machen wollen, bleibt

---

[1]) „Gesetze und nicht Blut! Befleckt nicht eure Hände!“

nur noch eines übrig, das in der Rue Richelieu, die gegenwärtige Comédie Française.

Aber es war nicht sonderlich viel mehr von der Gesellschaft übrig geblieben, die Ludwig XIV. begründet hatte. Die Komödianten fanden sich vereinsamt, ohne Stütze, und wußten nicht, was von ihren Rechten sich wohl in den revolutionären Wirren erhalten haben möge. Da griff wieder einmal die Vormundschaft des Staates ein, um unsre große Einrichtung in ihren Schutz zu nehmen. Die Sitten hatten sich seit Ludwig XIV. gründlich geändert; die Revolution hatte das alte Regime vernichtet, mit den Privilegien aufgeräumt und die alten Herrenrechte beseitigt. Sie rührte nicht an die Organisation der Comédie, denn lange vor der Revolution schon war die Comédie Française ein freiheitliches Theater und keine Verwaltung demokratischer. Darin hatten Molière und Ludwig XIV. dem Werke der Revolution vorgegriffen.

III

Der Erste Konsul, der im Jahre XII die Comédie Française reorganisierte, rüttelte dabei nicht an den wesentlichen Organisationsgrundsätzen des Theaters. Er beschränkte sich darauf, der Gesellschaft, so wie sie Molière vorgeschwebt hatte, eine endgültige und gesetzmäßige Form zu geben. Aber nach der Zeit der Verwirrung, welche die Komödianten durchgemacht hatten, war die Intervention des Staates nötig. Sie war sogar dringend.

Am 27. Germinal des Jahres XII (17. April 1804) wurde vor Maître Hua, Notar zu Paris, der „Akt über den Gesellschaftsvertrag zwischen den Herren und Damen von der französischen Komödie“ vollzogen.

Dieser notarielle Akt ist niemals außer Kraft getreten und bildet heute noch gewissermaßen die Verfassungsurkunde der Comédie Française. Die späteren Dekrete, welche die Theaterverwaltung modifiziert haben, haben in keiner Weise an diesem Gesellschaftsvertrag etwas geändert, der alles in allem die Folge oder die Ergänzung des alten, unter Ludwig XIV. zum Abschluß gekommenen Gesellschaftsvertrages ist.

Ich habe nicht die Absicht, hier auf alle Einzelheiten der Verwaltungsorganisation der Comédie Française einzugehen und kritisch alle Dekrete, von denen sie abhängig ist, zu beleuchten. Mir ist es lediglich darum zu tun, zu zeigen, inwieweit sie ein ganz besonderes Theater ist, ein Organismus, der mit keinem andern zu vergleichen ist.

Zunächst ist die Comédie Française eine Gesellschaft. Das besagt aber nicht, daß sie auch eine Republik ist. Sie ist, wie der Artikel 2 des Akts vom Germinal des Jahres XII es besagt, eine Gesellschaft, die „nichts als eine reine Kommanditgesellschaft unter ausdrücklicher Oberaufsicht der Regierung ist“. Gerade dieser Artikel 2 macht aus der Comédie Française eine so merkwürdige und so originelle Gesellschaft, eine finanzielle Gemeinschaft, deren Angehörige sich unter sich in den Geschäftsgewinn teilen, sich ihre Partner selbst wählen und sie ergänzen und sich in sehr vielen Punkten selbst verwalten, und doch ist diese Gesellschaft nicht frei, der Staat beschützt und überwacht sie, und ihre Oberleitung ruht in der

Hand eines Vertreters der Staatsgewalt. Der Name dieses Delegierten schwankte je nach der Regierungsform, er war bald ein Oberintendant der Schauspiele, bald ein kaiserlicher oder ein Regierungskommissar und bald ein Generaladministrator, immer aber war er ein Vertreter des Staats.

Die Schauspieler, die Geschäftsteilhaber, teilen sich unter sich in den Geschäftsgewinn der Gesellschaft; dieser Gewinn zerfällt in bestimmte Anteile. Die Anzahl der Geschäftsteilhaber ist unbeschränkt, aber die der Anteile fest bestimmt, vierundzwanzig nach dem Dekrete von Moskau. Jeder Sozietär erhält nicht den gleichen Anteil am Geschäftsgewinn. Er gelangt zum vollen Anteil nur durch fortschreitende Zulagen, und seine Kameraden entscheiden über diese Zulagen. Nur dem aus den Sozietären gebildeten Verwaltungsausschuß steht das Recht zu, die Zahl der Geschäftsteilhaber zu vermehren.

Der Zweck dieser Organisation ist es, sämtliche Darsteller so weit wie möglich am Geschäftsgewinn teilnehmen zu lassen. Indes gibt es bei der Comédie Française zwei Arten von Schauspielern, solche, die am Geschäftsgewinn teilnehmen, und solche, die daran noch nicht teilnehmen und die man heute Pensionäre nennt; der Akt vom Jahre XII nannte sie „versuchsweise Angestellte" (sujets à l'essai). Diese haben nur bestimmte Bezüge. Aber der Zweck ihrer Anstellung, ihr eignes Interesse wie das des Hauses laufen gleichmäßig darauf hinaus, sie so bald wie möglich zu Sozietären zu machen. Das ist der Geist des Gesellschaftsvertrages. Es sind mit einem Worte Anwärter. Bewähren sie sich, so werden sie Sozietäre; erweisen sie sich als nicht verwendbar, so werden sie durch andre auf Probe angenommene Darsteller ersetzt.

Der Sozietär arbeitet zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes im Interesse der Gesellschaft. Er ist nicht vollkommen frei. Sobald er Geschäftsteilhaber geworden, ist er seinen Genossen zu einer bestimmten Dienstzeit verpflichtet: zwanzig Jahre Arbeit. Nach zwanzig Jahren erhält er seine Entlassung, wenn nicht die Regierung oder seine Kameraden, das heißt der Ausschuß, ihn weiter behalten wollen.

Wenn er das Theater verläßt, hat er Anspruch auf einen Ruhegehalt; wenn er wegen Krankheit oder körperlicher Gebrechlichkeit genötigt ist, die Comédie vor Ablauf seiner zwanzig Dienstjahre zu verlassen, hat er Anspruch auf eine seinen Dienstjahren entsprechende Pension.

Um sich die Auszahlung dieser Pensionen zu sichern, hält die Theaterkasse zur Bildung eines Reservefonds einen Teil am Geschäftsgewinne eines jeden Sozietärs zurück; durch einen Abzug von seinem Jahresbezuge, von dem sich am Jahresschlusse für ihn ergebenden Anteil am Geschäftsgewinn, trägt jeder Sozietär an der Konstituierung dieses Reservefonds bei. So gewähren die Schauspieler, die arbeiten, ihren altgewordenen und nicht mehr dienstfähigen Genossen die Mittel zum Lebensunterhalt, das heißt denjenigen, die einst durch ihre Erfolge und Triumphe dazu beigetragen haben, den jungen ihren Anteil am Geschäftsgewinn zu verschaffen.

Alles ist in diesem Gesellschaftsvertrag vorgesehen, selbst die Liquidierung des Geschäftsvermögens.

Die Mitglieder der Comédie haben einen Direktionsausschuß, dem besondere Rechte „zur Inspektion, zur Ueberwachung und zum Machen von Vorschlägen“ zustehen.

Das ist ganz kurz gefaßt und in seinen wesentlichen Grundzügen der konstituierende Akt der Comédie Française. Die späteren Verordnungen haben nur in Einzelheiten ganz unbedeutende Aenderungen getroffen. Es ist immer noch der Notariatsakt aus dem Jahre XII, unter den heute der neuernannte Sozietär bei dem gegenwärtigen Notar der Comédie seine Unterschrift setzt.

Es ist das der Gesellschaftsvertrag, den derjenige bricht, der die Comédie Française verläßt, um sein Glück anderswo zu versuchen und seinen Kollegen Konkurrenz zu machen. Dieser Akt ist in den weiteren Kreisen des Publikums weniger bekannt als das berühmte Dekret von Moskau, und doch ist er viel wichtiger. Er ist die Konstitutionsurkunde der Gesellschaft, während das Dekret von 1812 nur ihre Beziehungen zum Staat regelt.

Eine eigentümliche Gesellschaft, die der Kontrolle des Staats unterworfen ist! Eine Reihe von Dekreten hat diese Kontrolle geregelt, das bekannteste davon ist das berühmte Dekret von Moskau, dessen genauer Titel lautet: „Dekret über die Ueberwachung, Organisation, Verwaltung, Zuständigkeit, Polizei und Disziplin der Comédie Française.“

Nach dem Dekret von Moskau ist das Théâtre Français unter die Aufsicht und Leitung des Oberintendanten der Schauspiele gestellt, das heißt heute: des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts.

Ein vom Kaiser ernannter kaiserlicher Kommissar übermittelt den Schauspielern die Anordnungen des Oberintendanten. Der Oberintendant führt die Direktion, weist den Schauspielern ihre Aufgaben zu, stellt das Repertoire auf und engagiert die Schauspieler-Pensionäre. Die Sozietäre haben allein das Recht, Stücke anzunehmen; alles in allem stehen dem Staate die wesentlichen Rechte über die Comédie Française zu.

Dieses Dekret von Moskau wurde gründlich geändert durch das Dekret vom Jahre 1850. Der Neffe, Louis Napoleon Bonaparte, korrigierte das Werk seines Oheims.

Dieses Dekret vom Jahre 1850 regelt heute noch den Betrieb der Comédie Française. Der größte Teil der Rechte, die der Oberintendant des ersten Kaiserreichs hatte, ging auf den Generaladministrator über.

Er, der Administrator, stellt mit dem Ausschusse das Budget für die jährlichen Ausgaben auf, er befindet über die Anschaffungen, unterzeichnet die die Gesellschaft bindenden Verträge, vollzieht die Engagements der Pensionäre, teilt die Rollen aus, stellt das Repertoire auf und bewilligt die Abschiede. Der Verwaltungsausschuß ist eine beratende und begutachtende Versammlung unter dem Vorsitz des Generaladministrators. Diese Versammlung schlägt dem Minister

die Ernennung der Sozietäre und die Erhöhung der Anteile vor. Der Minister bestätigt sie, kann aber die Bestätigung nicht versagen.

Das neuerliche Dekret vom 12. Oktober 1901 hat die Rechte des Generaladministrators noch erweitert, der nunmehr die Stücke allein annimmt, ohne an die Ansicht des Lesekomitees gebunden zu sein.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier mehr auf den ziemlich komplizierten Betriebsapparat der Comédie Française einlassen wollten. Das Théâtre Français steht, wie man sieht, unter einem ganz eigentümlichen Verwaltungssystem. Es gibt in der ganzen Welt kein Unternehmen mehr, das in der gleichen eigenartigen Weise organisiert wäre. Die Comédie hat von Anfang an unter Botmäßigkeit des Staates gestanden. Der Staat hat ihr ihre Existenzbedingungen verliehen, und die Staatsunterstützung hat ihr durch die bewegtesten Zeiten durchgeholfen. Der Staat unterstützt sie mit seinem Gelde, gibt ihr Obdach, das heißt einen Theatersaal, und gewährt ihr eine jährliche Subvention von 240000 Franks. Was den Geschäftsgewinn anlangt, so fällt er den Darstellern zu, die sich in ihn teilen. Das Museum der Comédie, seine Bildwerke, seine Gemälde, seine Kunstwerke und seine wunderbaren Sammlungen gehören gleichfalls den Schauspielern.

Wenn aber der Staat sie unterstützt, sind sie ihm ihrerseits dafür durch besondere Pflichten verbunden. Der Staat behält sich das Recht der künstlerischen und der geschäftlichen Leitung vor. Der Staat gewährt der Comédie die Mittel zur Geschäftsführung und stellt sie unter seinen Schutz und seine Oberaufsicht. Die Com‹die Française ist daher kein Privatgeschäft, sondern ein Unternehmen von öffentlichem Interesse, eine nationale Einrichtung, und das nicht nur wegen ihrer ruhmreichen Vergangenheit und der Lorbeeren, die sie sich errungen, sondern auch ihrer tatsächlichen Organisation nach.

IV

Die Staatsunterstützung und die staatliche Oberaufsicht sind für das Institut eine Notwendigkeit.

Es hat faktisch einmal eine Zeit gegeben, in der die Comédie sich selbst verwaltete. Sie dauerte nicht lange, und der Versuch fiel nicht glücklich aus. Freiwillig traten im Juli 1830 die Schauspieler ihre sämtlichen Vorrechte und Machtvollkommenheiten einem Direktor ab. Sie hatten sich zu einer Republik konstituieren wollen, doch wurden sie genötigt, ihrem Vorhaben zu entsagen, und seit jener Zeit ist an ihrer Verwaltungsform nichts mehr geändert worden.

Ohne die Staatssubvention hätte die Comédie niemals gewisse kritische Tage ihrer Geschichte überstehen können. Beinahe hätte man ihr einmal diese Subvention entzogen. Es war das unter der Restauration. Herr de Courbières entgegnete den Schauspielern, die ihn um Unterstützung der damals notleidenden Comédie angingen: „Du lieber Himmel, machen Sie doch, was Sie wollen! Tanzen Sie auf dem Seil, lassen Sie Pferde auf Ihre Bühne kommen, verdienen Sie Ihr Geld, wie Sie können! Wozu haben wir Theater nötig? Eure

alten Meisterwerke liegen gedruckt vor und werden sich ohne euch erhalten, und neue wird man nicht mehr machen!"

Glücklicherweise täuschte Herr de Courbières sich. Meisterwerke entstehen immer, und es wird stets neue geben. Die Comédie soll nicht nur die neuen zur Aufführung bringen, sondern muß auch die alten geben. Sie ist eine Art Literaturmuseum, und dieses Museum muß der Staat unterstützen, wenn er will, daß das Publikum Geschmack an unsern alten Meisterwerken finden soll.

Das System, die Schauspieler mit dem Staat in Verbindung zu bringen, mag vielleicht seltsam erscheinen, doch hat es auf das Schicksal der Schauspieler den günstigsten Einfluß ausgeübt. Die Truppe des Hotel de Bourgogne nannte sich einst die „Großen Komödianten"; ist heute nicht der Titel eines „Sozietärs" weit angesehener? Die Intervention des Staates, und sie zu allermeist, wie sie sich seit Ludwig XIV. immer mehr geltend machte, hat schließlich den Schauspielern gewissermaßen Beamtenqualität verliehen, sie in die gesellschaftliche Ordnung eingereiht und das Vorurteil vernichtet, das auf ihnen lastete und sie früher gesellschaftlich ächtete. Ich kenne viele, die heutzutage im Salon auf dem Fuße der Gleichheit mit ihren Wirten verkehren und zu deren vertrauten Freunden zählen. Gerade dieses Emporheben, dieses Herandrängen der Laienkreise an die Künstler hat aus unsrer Schauspielergesellschaft eine Art ganz erlesener Aristokratie gemacht, die sich daran gewöhnt hat, verhätschelt zu werden, und deren Angehörige manchmal sogar sehr erstaunt darüber sind, daß nach dem überschwenglichen Beifall, den sie in einer Privatgesellschaft gefunden haben, ein Direktor oder Regisseur es wagt, ihnen Winke und Ratschläge zu geben oder gar sie zu belehren.

Die vorhin erwähnten Verordnungen sind im Interesse der Gesamtheit der Sozietäre erlassen worden. Es gibt kein Theater der Welt, das seinen Schauspielern so viele Vorteile darbietet. Man sucht augenblicklich im Parlament einen Gesetzentwurf über die Altersversorgung der Arbeiter auszuarbeiten, damit den Arbeitern in den Tagen ihres Alters der notwendigste Lebensunterhalt gesichert werde. Die Comédie Française hat seit langem schon dieses Problem für ihre Angehörigen gelöst. Sie nehmen an dem jährlichen Geschäftsgewinn teil, und wenn sie zurücktreten, erhalten sie eine Pension. Es ist die schönste Kooperativgenossenschaft. Eine Auswahl der Talente allerdings findet statt, sonst aber herrscht Gleichheit in der Hingabe an das gemeinsame Werk und in den Belohnungen für geleistete Dienste. „Alle für einen und einer für alle," so ungefähr läßt sich der lateinische Spruch übersetzen, der einst auf den Anwesenheitsmarken für die Mitglieder des Ausschusses — jetzt erhalten sie eine bestimmte Abfindungssumme — um die symbolische Darstellung eines Bienenkorbes lief. Es ist der Wahlspruch der Comédie.

Ich weiß wohl, daß es Schauspieler der Comédie gegeben hat und noch gibt (es wird ihrer immer geben, wie es sie allezeit gegeben hat), die diesen Vertrag brechen wollten, um anderwärts ihr Glück zu versuchen und dem Hause Konkurrenz zu machen. Die Gefahr wächst täglich. Die Theater vermehren

sich von Tag zu Tag; Unternehmer, die auf der Suche nach einem gerade im Aufleuchten begriffenen Sterne sind, versprechen dem Ueberläufer Bezüge, wie die Comédie sie nicht gewähren kann. Gewisse Schauspieler lassen sich von dem Reize des Geldes verlocken. Zwanzig dem Hause schuldige Dienstjahre, das erscheint ihnen lang, und trotz ihrer Unterschrift, trotz der Verträge und Kontrakte wollen sie das, was sie ihre Freiheit nennen, das heißt ihr Glück auf das blinde Ungefähr hin versuchen. Die Comédie Française ist zuweilen genötigt, sich zu verteidigen und zu prozessieren. Sie kann nur bestehen, wenn alle ihren Dienst freudig dem gemeinsamen Werke widmen.

Diese Abtrünnigen rechnen verkehrt. Das Geld, ihr Name an hervorragender Stelle auf dem Zettel oder abends in leuchtenden Buchstaben auf den Boulevards, alles das mag sie wohl verlocken. Aber es sind das Versuchungen, die ein schlimmes Ende nehmen können, Erfolge, die sich einmal einstellen und dann nicht wiederkehren. Bei der Comédie Française ist der Lebensunterhalt wenigstens gesichert. Der Sozietär beklagt sich manchmal darüber, daß er bei der Comédie weniger verdiene als an andern Theatern. Und doch ist das, was er verdient, mehr als das, was bei den Gerichten ein Kammerpräsident oder bei der Armee ein Divisionsgeneral erhält. Und da beklagt er sich noch! Wenn er krank wird, erhält er seine Bezüge und seinen Geschäftsanteil. Wenn er nach zwanzigjähriger Dienstzeit — wobei er noch jung sein kann — das Haus verläßt, bekommt er eine Pension. Wo gibt es noch ein Theater, das seine kranken Schauspieler bezahlt und ihnen eine Altersversorgung gewährt? Schauspieler, die ihren Abschied genommen, Maschinisten, die im Dienste der Comédie alt geworden sind, alle beziehen sie ihre Pension.

Es ist das eine schwere Last für das Haus und der Grund, weshalb es auf die willige Hilfe aller seiner Mitarbeiter rechnen muß. Die Comédie hatte einmal eine schwere Krise durchzumachen, Tage der Not und des Elends. Es war das kurz nach der Julirevolution. Sie mußte sich um Hilfe nicht nur an den Staat, sondern auch an Privatleute wenden. Graf Paul Demidow, derselbe Mann, der monatlich 2000 Franken für die Armen von Paris spendete und 16000 Franken für die Verwundeten in Algier zeichnete, wurde genötigt, der Comédie beizuspringen. Er schoß ihr im September 1830 ein unverzinsliches Darlehen von 50000 Franken vor. Damit zahlte sie die rückständigen Pensionen für die alten Schauspieler und Beamten. „Man muß," schrieb Felix Pyat im Jahre 1833, „der unermüdlichen Uneigennützigkeit der Sozietäre Gerechtigkeit widerfahren lassen, deren Anteil gleich Null oder beinahe gleich Null ist, da es nur wenig Betriebsüberschuß gibt und sie täglich neue Lasten auf sich nehmen, um die Gesellschaft in dem Zustand zu erhalten, in dem sie sie angetroffen haben. Es ist ein großes Haus, das seinem Untergang entgegen geht, das aber seiner alten und seiner würdigen Gewohnheit nicht entsagt." Aber selbst in dieser Krise wollte die Comédie sich ihren Verpflichtungen nicht entziehen.

Heutzutage zieht dieses große Haus in einem Monat beinahe so viele Zu-

schauer an, als es früher in einem ganzen Jahre hatte. Der freie Eintritt war vor fünfzig Jahren zum Beispiel nicht so häufig wie jetzt, und doch erhob sich die Jahreseinnahme nur auf 320330 bis 400000 Franken. Heutzutage nimmt man in nur einem Monat zuweilen 200000, 240000 oder 260000 Franken ein. Ich weiß wohl, daß Zahlen nicht alles hienieden sind, aber nach einem Worte Goethes regieren sie nicht nur die Welt, sondern lassen auch erkennen, wie die Welt regiert wird.

Die Kosten freilich sind erdrückend. Der Rückgang der Renten und die Erhöhung der Ziffern für die Alterspensionen repräsentieren eine Summe, die in ganz anderm Sinne bedeutend als früher ist und die Verwaltung minder leicht macht. Die Anstrengungen müssen verdoppelt werden, um den erforderlichen Gewinn zu erzielen. Aber die Comédie hat das Publikum für sich, und er ist zur Stelle, dieser getreue Verbündete, ihr Herr und Meister!

V

Tatsache ist, daß trotz der beständigen Vorwürfe, die man ihr von jeher gemacht hat, und die in ihrer Zusammenfassung als Broschüren, Bücher und Pamphlete eine ganze Bibliothek ausmachen würden, die Comédie Française sich in der ganzen Welt fort und fort ihren Ruf und ihr Ansehen wahrt. König Georg von Griechenland, ein aufgeklärter Geist und hochgebildeter Mann, denkt daran, in Athen ein Theater oder eine Künstlergenossenschaft nach dem Muster der Comédie Française zu begründen. Man ersieht daraus, wie unvergleichlich dem Auslande die Organisation des Hauses Molières erscheint.

Aber bei unsrer ärgerlichen Angewohnheit, alles zu verkleinern, was wir besitzen, wissen wir der Comédie nicht immer Dank für ihre Bemühungen, und selbst diejenigen, die in ihrem Innern sich der Wohltat ihres Obdachs erfreuen, erweisen sich dafür nicht so erkenntlich, wie sie es müßten. Sie stammen nicht von gestern oder heute, die Angriffe, die man gegen die Comédie Française wie übrigens gegen jede bestehende Einrichtung richtet, die sich als erprobt erwiesen hat.

Niemals sind die Einnahmen günstiger gewesen als heute. Unsre gegenwärtigen Schauspieler geben denen von früher nichts nach. Ich weiß wohl, daß es Mode ist, von dem Verfalle der dramatischen Kunst zu sprechen. Man sprach schon von dem Verfalle des Théâtre Français kurz nach dem Tode Molières, und man begrub das Theater mit jedem talentvollen Schauspieler, der verschwand. Als Talma, an die Ueberlieferungen Davids anknüpfend, das antike Kostüm veränderte, schrie man Zeter, weil er auf der Bühne mit nackten Beinen und einem über die Schulter gerafften Mantel erschienen war. „Mein Schwiegersohn! Sprechen Sie mir nicht von meinem Schwiegersohn!“ pflegte Vanhove zu sagen. „Ich kann den Agamemnon nicht mehr spielen in dieser verfluchten Tunika. Weste und Kniehosen, das war denn doch etwas ganz andres. Da hatte man doch Taschen, in denen man sein Taschentuch und seine Schnupftabakdose lassen konnte!“ Talma war gleichbedeutend mit dem Genie und dem

Fortschritt, und doch gab es Leute, die meinten, mit seinen Reformen führe er die dramatische Kunst dem Untergang entgegen.

„Wird der gegenwärtige günstige Zustand sich halten, und was für eine Zukunft ist bei uns der dramatischen Kunst beschieden? Ich weiß es nicht," schrieb im Jahre 1834 der Schauspieler Samson in einem Artikel über die Comédie Française. Und der Sozietär ist nicht ohne Besorgnis wegen der Zukunft. Er, der Anhänger des alten Repertoires, wird beunruhigt durch die aufkommende romantische Schule. Gleichwohl schreibt er: „Man braucht seiner Zukunft wegen nicht zu verzweifeln. Aus der gegenwärtigen Krise wird vielleicht eine vermittelnde Literatur hervorgehen, die einen Ausgleich zwischen der antiken Reinheit von ehedem und der modernen Kühnheit herbeiführen wird." Man ist nahe daran, an der Kunst und der Comédie Française zu verzweifeln, und das mitten in der romantischen Periode, zur Zeit der glänzendsten Erfolge Victor Hugos!

Und merkwürdig, fast um dieselbe Zeit sagte ein Theaterdirektor, Nestor Roqueplan, als er auf dieselbe Comédie Française zu sprechen kam, der Samson zum Vorwurf machte, daß sie die Tragödie nicht genügend berücksichtige: „Im Jahre 1830 entdeckte man, daß die Tragödie lächerlich sei. Man erfand die Rachel, um die Sterbende wieder zu neuem Leben zu erwecken. Das gab ihr den Todesstoß. Man glaubte anfangs, daß man die Tragödie bewundere, aber man machte alsbald die Erfahrung, daß es lediglich die Tragödin sei." Allein Roqueplan zeigt sich weniger pessimistisch als Samson und beurteilt die Romantiker anders. „Das Drama Hugos ist wesentlich modern," schreibt er, „es wird sich halten durch den Geist, der es beseelt, durch die Sprache, deren es sich bedient. Es wird ebensowenig unmodern werden, wie Shakespeare unmodern geworden ist." Nestor Roqueplan, der frühere Direktor der Oper, weiß, weil er ein Theater geleitet hat, daß man vor allem Einnahmen machen und dem Publikum gefallen muß. Er weiß, daß die Tragödie die Menge nicht sonderlich anzieht. „Man gibt," sagt er, „die Tragödie, wie die Eisenbahngesellschaften einen ermäßigten Tarif für das Militär erfunden haben." Und für ihn ist die Zukunft des Théâtre Français das bürgerliche Drama, die moderne Komödie, die im Entstehen begriffen ist. Er hat Vertrauen zur Zukunft.

Ein wenig später, 1867, konstatiert Emile Augier in einem der Comédie Française gewidmeten Artikel in einem Buche über Paris, „Paris-Guide", zu dem Victor Hugo die Vorrede geschrieben hatte, die Lebenskraft und den Ruhm der Comédie Française: „Das ganze Haus, von der Treppe bis zu den Korridoren, hat sich das Ansehen eines alten Hauses gewahrt, wie man es anderwärts nicht mehr findet. Ueberall erblickt man die Büsten oder die Bildnisse der Vorfahren und hat man die ruhmwürdige Entwicklung der Familie vor Augen." Und Augier setzt allen Ausstellungen, die man damals an der Truppe zu machen hatte, die Antwort entgegen: „Nein, die gegenwärtigen Künstler sind ihren Vorgängern gegenüber nicht entartet, und sie werden einst gleichfalls ihr gutes Teil berühmter Namen hinterlassen. Möchten sie nur imstande sein, sich den rebellierenden Mittelmäßigkeiten gegenüber zu behaupten und sich

einen Nachwuchs heranzuziehen, der fähig wäre, die Comédie auf der Höhe zu erhalten, die sie selbst ihr gewahrt haben."

Der Wunsch Emile Augiers ist in Erfüllung gegangen. Wenn er dieser Tage der Wiederaufnahme des „Fils de Giboyer" [1]) anwohnen könnte, würde er finden, daß die Nachkommen ihrer Vorfahren würdig seien. In der Comédie gibt es etwas, was sich nirgendwo anders findet, die Tradition, die Macht des vornehmen alten Hauses, die Tradition des Talents und der liebevollen Hingabe. Die Marmorbüsten und Porträts der vergangenen Größen dürfen ruhig auf ihre Nachfolger herabschauen. Sie sind nicht entartet, was man auch sagen mag. Die Comédie Française übt immer noch auf die Autoren wie auf die Darsteller die alte Anziehungskraft und den alten Zauber aus. In der Comédie gespielt zu werden, im Théâtre Français zu debütieren! Das ist das Ideal jedes jungen Schriftstellers und jedes Eleven des Konservatoriums. Es scheint, daß die Comédie dem Erfolge erst die richtige Weihe verleiht. Man wünscht, Aufnahme bei ihr zu finden, und diejenigen, die ab und zu sich danach sehnen, sie zu verlassen, tun das nur, weil sie glauben, sie hätten Talent genug, um dem berühmten Theater Konkurrenz zu machen, das sie gebildet und ihnen das Leben verliehen hat. Das ist eine Rechnung, die nicht stimmt. Man macht der Comédie keine Konkurrenz, ebensowenig wie eine Ausstellung oder eine Privatgalerie dem Louvre-Museum Konkurrenz macht.

Und nach dem Unglückstage des 8. März 1900, als ich in der noch rauchenden Ruine dessen umherirrte, was des Morgens noch die Comédie Française gewesen war, und ich tränenden Auges das rauchgeschwärzte Gerippe dieses Theaters betrachtete, diesen Schauspielsaal, der zu einer Art bodenloser dunkler Tiefe geworden war, nur spärlich erhellt von dem schräg durch das Dach einfallenden Lichte, diese Bühne, auf der man kurz zuvor noch Racine, Corneille, Molière, Hugo, Dumas, das ganze Ruhmeserbe unsers Frankreich gespielt hatte, da zog sich mir das Herz zusammen vor den traurigen Trümmern unsers armen eingeäscherten und zugrunde gerichteten Theaters, von dem nichts mehr als die vier erschütterten Mauern übriggeblieben waren, von denen hier und da Bruchstücke geschmolzenen Metalls oder verkohlte Zeugfetzen herabhingen.

Und trotz alledem und angesichts der ganzen Größe des Unglücks sagte und sagte ich mir immer wieder: „Es hat stets eine Comédie Française gegeben, und es gibt noch eine solche. Nein, die Comédie Française kann nicht aufhören! Sie hat allen Stürmen widerstanden. Sie wird aus ihrer Asche wieder auferstehen!"

Und heute erhebt sich die Comédie verjüngt auf dem alten Platze, die Marmorbüsten haben ihre gewohnte Stätte wiedergefunden. Der alte Voltaire lächelt im Foyer den Zuschauern wie früher entgegen. Die Schauspieler sind zu ihrem Heim und zu ihren Erfolgen zurückgekehrt. Die neuen Mauern der Comédie scheinen mit dem Ruhme vergangener Jahrhunderte durchtränkt zu sein.

---

[1]) In Deutschland unter dem Titel „Der Pelikan" gegeben.

Dieselbe künstlerische Luft flutet immer noch in dem Heiligtum des Geistes und der Gedanken, was dem Sohne Björnstjerne Björnsons den Ausspruch entlockte: „Wenn ich hier eintrete, ist es mir, als ob ich meinen Fuß in einen Tempel setzte.“

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

X

In folgendem legen wir weiterhin eine Anzahl von Briefen vor, die in die ersten Anfänge der neuen Parteibildung des Nationalvereins hineinführen. Die Gegenstände sind zum Teil noch dieselben: die Ausdehnung des Vereins, die Auseinandersetzung mit den alten Führern der erbkaiserlichen Partei, den „Gothaern“, die Berührung Bennigsens mit der vorgeschritteneren Richtung der preußischen, speziell Berliner Liberalen, auf deren Einladung er sich am 11. März nach Berlin begab, die Begründung einer eignen Presse. Sodann taucht nach der Annexion Savoyens durch Napoleon und der dadurch erfolgten Bedrohung der Schweiz der Gedanke in deutsch-nationalen Kreisen auf, an dieser Stelle mit einer allgemeinen Agitation einzusetzen und gewissermaßen das erste Probestück für die Festigkeit des neuen Zusammenschlusses abzulegen. Es war diese Beunruhigung der Deutschen, der Napoleon durch seine Zusammenkunft mit dem Prinzregenten und den deutschen Fürsten am 15. Juni 1860 die Spitze abzubrechen suchte.

*

v. Unruh an Bennigsen.

Berlin, den 1. Januar 1860.

Geehrter Herr und Freund!

„Daß ich der letzten Ausschußsitzung nicht habe beiwohnen können, hat mir um so mehr leid getan, als ich bereits am 13. Dezember von Paris zurückkehrte, also nur wenige Tage fehlten, um den Rückweg über Frankfurt, Eisenach und Koburg zu nehmen. Da es nun einmal so gekommen, so ist es mir Bedürfnis, mich schriftlich gegen Sie auszusprechen. Erfreuliches habe ich Ihnen freilich nicht zu sagen. Die Sache unsers Vereins nimmt hier sehr wenig Fortgang. Zuerst hieß es, man müsse die Schillerfeier vorüber lassen, welche alle Teilnahme und viel Geld absorbiere. Dann traten Veit und ich mit einigen Freunden, darunter die Teilnehmer an der Frankfurter Versammlung, zusammen und berieten, wie man zahlreiche Beitritte herbeiführen könne? Die Wahlmänner zu berufen, wurde namentlich für zwei von den vier hiesigen Wahlbezirken untunlich befunden. Ebenso hielt man es für sehr mißlich, eine große öffentliche Versammlung auszuschreiben. Endlich beschloß man, brieflich etwa dreißig bis vierzig Personen einzuladen, jeden zu ersuchen, in seinem Kreise zu werben und dann

zu einer größeren Versammlung überzugehen, in welcher einige hundert schon beigetretene Personen den Stamm bilden und ein Fiasko verhüten sollten. Die brieflich Eingeladenen erschienen, versprachen Beitritte zu sammeln, aber die redende Majorität drang auf eine öffentliche Versammlung, wollte ein Komitee gewählt und eine Tagesordnung festgesetzt wissen. Die wurde auch zugestanden in der Voraussetzung, daß vorher jeder von den Erschienenen zehn, zwanzig oder mehr Mitglieder angeworben haben würde. Man verteilte die Statuten und Listenformulare, allein bis jetzt ist die Zahl der Unterschriften so geringe, daß ich mich — abgesehen von andern Gründen — entschieden gegen eine öffentliche Versammlung erklären muß. Wir würden dadurch unsre Schwäche recht klar an den Tag legen. Ein solcher öffentlicher Schritt wurde von Hause aus von solchen Personen gefordert, welche auf Agitation ausgehen und der Meinung sind, daß sich eine solche unter allen Umständen wagen lasse.

Sie sehen schon aus der vorstehenden Erzählung, daß die allgemeine Stimmung nicht gehoben, erwartungsvoll, sondern schlaff und matt ist. In solcher Zeit muß eine auf Reden in öffentlicher Versammlung gestützte Agitation entweder sofort mißglücken oder bald wieder verfliegen. Uns aber kommt es auf Ausdauer und Nachhaltigkeit an. Ganz anders läge die Sache, wenn wir Zweigvereine stiften, Statuten beraten, Vorträge über deutsche Fragen, Wiener Kongreß, Bundestag, Hessen, Schleswig-Holstein und so weiter halten und uns regelmäßig versammeln, einen lokalen Vorstand wählen könnten. Die Reaktion hat wohl gewußt, weshalb sie politische Zweigvereine verbieten mußte. Ohne Organisation kein dauerndes Leben. Kein Ding ohne Form. Nur in erregten Zeiten ist die Elastizität da, trotz gesetzlicher Hindernisse sich Formen zu schaffen und aus einer in die andre überzugehen. Erklärlich ist die Schlaffheit allerdings. Nach zehn Jahren Reaktion trat plötzlich ohne eigne Arbeit, fast in Form eines Geschenks, das *Versprechen* verfassungsmäßiger Regierung hier ein, zunächst milde Praxis. Jeder wünschte, das Geschenk festzuhalten durch große Dankbarkeit und Geduld. Jetzt taucht die Besorgnis auf, es könnte doch wieder rückwärts gehen, aber niemand möchte den Vorwurf auf sich laden, daran schuld zu sein; man hofft noch, man tröstet sich über Mißklänge, man wartet auf die Kammern. Zum Handeln ist noch niemand aufgelegt. Die Zeit ist jetzt in Preußen weder so gut, um Mut, noch so schlecht, um Verzweiflung hervorzurufen. Die herannahende Gefahr *erkennen* einzelne, aber die Menge, selbst die der Gebildeten, hat noch nicht das *Gefühl* der Gefahr.

Dazu kommt, daß unser Verein noch keine rechten Lebenszeichen von sich gegeben hat, daß seine Wege und Mittel, ja selbst sein Ziel nicht klar, nicht greifbar genug sind. Meine Meinung ist also die, daß zunächst der Verein durch Flugschriften und Broschüren hervortreten und daß dann vom *Vorstande öffentlich* in allen befreundeten Zeitungen zum Beitritt aufgefordert werden muß. Die Listen müßten bei den Redaktionen aufliegen, und diese müßten die Beiträge annehmen und abführen. Ohne eine solche Aufforderung von seiten des Vereins selbst werden die Beitritte sehr sparsam ausfallen. Vielleicht wird

sich auch etwas durch eine Anzahl Abgeordnete machen lassen, sobald dieselben hier beisammen sein werden.

Ich bitte, sagen Sie mir Ihre Meinung über eine vom Vorstande zu erlassende Aufforderung. Allerdings müßten einige gute Schriften vorhergehen. Dabei komme ich denn auf Herrn Fischel, auf dessen Schrift Sie mich in Hannover aufmerksam machten, und der jetzt von Koburg dem hiesigen Preßkomitee (Veit, Schulze-Delitzsch und Unruh) zur Verwendung dringend empfohlen wird.[1]) Ich habe seine Broschüre ‚Preußens Aufgabe in Deutschland' sehr aufmerksam gelesen und muß zu meinem Bedauern gestehen, daß ich mit meinem Urteil zu einem andern Resultat gelange als Sie. Vor allem kommt es mir bei jedem Politiker, namentlich bei dem politischen Schriftsteller, auf den Charakter an. Ich glaube nun, aus der Broschüre selbst nachweisen zu können, daß der Verfasser nicht zu den ehrenhaften Charaktern gehört, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Zunächst fiel es mir auf, daß Fischel nur auf die abgetretenen Minister, Manteuffel, Westphalen und Raumer, schimpft, höchstens noch auf einzelne Gesetze, aber kein böses Wort für den Vater oder Geburtshelfer derselben hat, den Justizminister, der alles mögliche getan hat, die preußische Justiz zur feilen Metze zu machen, die Richter zu seinen Werkzeugen, die Gerichtshöfe zu politischen Verwaltungsbehörden zu machen, der noch jetzt das Hindernis durchgreifender Versöhnung, gesetzlicher Beseitigung der Uebel ist. Als ich dann an die Stelle, Seite 38, kam, war ich völlig im klaren. Dort heißt es: ‚Von den Männern, welche jetzt am Ruder, sind tendenziöse Beeinflussungen der Justiz nicht zu fürchten. Aber wer garantiert ihr längeres Verbleiben? — Dem Ministerium Hohenzollern kann ein reaktionäres mit einem andern Justizminister folgen.' !!!

Wenn Sie dabei noch des von Fischel selbst mitgeteilten Umstandes gedenken, daß der Justizminister Simons ihn mißhandelt, das heißt ihm gesagt hat, er habe schon genug von seinen Glaubensgenossen im Staatsdienst, so ist die Absicht unverkennbar: statt Rache niedrige Schmeichelei. Der preußische Jurist, der diese Stelle drucken läßt, ist entweder ein Schwachkopf oder ein — Lump. Wir können beide Sorten nicht gebrauchen, selbst wenn Fischel ein Talent wie Gentz wäre. Das ist er aber nicht. Die Einleitung zu der Broschüre ist brillant, so glänzend, daß ich fast glauben möchte, ein andrer habe dieselbe geschrieben. Der übrige Inhalt sticht entsetzlich ab. Es wimmelt von Trivialitäten oder doch von Dingen, die jeder Preuße kennt und die den Nichtpreußen — so ausgedrückt — wenig interessieren. Bei allen durchgreifenden Vorschlägen läßt er stets ein Loch offen für die künftige Reaktion. So zum Beispiel soll den Städten die Polizeiverwaltung wieder übertragen werden, aber auf Zeit oder für immer entzogen werden können im Falle des Mißbrauchs, also die Kommune soll für den Fehler

---

[1]) Ueber Fischel und seine zum Teil in Verbindung mit dem Herzog von Koburg betriebene Publizistik vergl. die Memoiren des Herzogs Ernst 2, 331, 516, 540, ferner A. Mittelstädt, „Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung" S. 30, 101.

ihres Bürgermeisters bestraft werden auf ewig. Nur noch ein paar Stellen: Seite 89: ‚Wenn Oesterreich wieder von Staatsmännern wie Buol und Prokesch !!!! —, nicht von vaterlandslosen Diplomaten russischer Zucht, wie Rechberg und Hübner! regiert werden wird —' Prokesch, der verlogenste aller Diplomaten, Prokesch am Bundestage! — Seite 90: ‚Auch darüber wird — kein Zweifel vorhanden sein, daß ohne Oesterreichs Mitwirkung eine deutsche Einheit nicht zu begründen.'! Sucht Herr Fischel Anstellung in Oesterreich? — Genug davon.

Nun noch eine Anfrage im Auftrage des hiesigen Preßkomitees. Professor Ilse in Marburg gibt eine Geschichte des Deutschen Bundes heraus in vier bis fünf Bänden, welche starke Enthüllungen enthalten soll, das heißt in den letzten Bänden. Ilse sucht für diese einen Verleger gegen ziemlich hohes Honorar, ich glaube 25 Gulden pro Bogen. Es fragt sich, ob der Nationalverein dies Honorar bezahlen würde nach vorheriger Einsicht des Manuskripts? Ilse soll früher Intimus von Hassenpflug gewesen sein, später sich aber überworfen haben. Sie können vielleicht Erkundigungen über ihn einziehen bei Zachariae und so weiter.

Dr. Freese wird hier mit Korrespondenzen im Sinne des Nationalvereins beginnen. Professor Mommsen ist uns beigetreten. Morgen ist noch eine Versammlung in meinem Hause, um nochmals zu beraten, wie Beitritte in Menge zu erlangen sind.

Antworten Sie bald Ihrem

ergebensten v. Unruh."

*

Biedermann[1]) an v. Bennigsen.

Weimar, 18. Februar 1860.

Ganz vertraulich!

„Ein unvorhergesehener Zufall hat mich vor kurzem nach Berlin geführt und so mir die Gelegenheit verschafft, wieder einmal dort mich zu orientieren, auch nach meinen geringen Kräften dies und das anzuregen. Leider nur war mein Aufenthalt so kurz und noch dazu durch eine einzige Angelegenheit so gänzlich in Anspruch genommen, daß ich weit weniger, als ich gewünscht hatte, dazu kam, politische Freunde zu sprechen. Von den Abgeordneten namentlich habe ich nur äußerst wenige, und diese selbst nur sehr flüchtig, sprechen können, von den Männern der Presse so gut wie gar keine. Indes habe ich doch einige Eindrücke mit hinweggenommen, zum Teil beruhigende, zum Teil gegenteilige. Beruhigend nenne ich es, daß das gegenwärtige Ministerium *sehr bestimmt* auf eine längere unwandelbare Dauer für sich selbst rechnet, wie ich aus allerbester Quelle vernahm. Ebenso waren die liberalen Abgeordneten erfreut über die entschieden

1) Der bekannte Publizist und Historiker, der im Frankfurter Parlament von 1848 zu den Führern der Erbkaiserlichen gehörte und Vorsitzender der Fraktion des Württemberger Hofes war; nachdem er 1853 seine Leipziger Professur verloren hatte, war er nach Weimar übergesiedelt. Vergl. über ihn: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte 1812 bis 1886." 2 Bände. 1886.

freundliche und sympathische Art, wie der Prinzregent gesellig mit ihnen verkehre. Die Befürchtung (Buhls), als könne man eventuell bei einer neuen Revolution in Oesterreich die Polizei dort machen und das alte System stürzen helfen, fand ich nicht bestätigt. Auch von einer Absicht höchstenorts, eventuell für Venedig in den Krieg zu gehen, wollte man wenigstens Bestimmtes nichts wissen — obschon nicht ganz geleugnet werde, daß gewisse traditionelle Sympathien für das in Italien verletzte Legitimitätsprinzip noch vorhanden seien. Daß man im vorigen Sommer große Momente verpaßt habe, scheint man einzusehen und daher beflissen, bei einer nächsten europäischen Krisis (die man in allernächster Zeit erwartet) seine Zeit besser wahrzunehmen, das heißt mit Hilfe einer mehr aktiven auswärtigen Politik eine günstige Position in Deutschland zu erlangen. Dieser Gedanke scheint doch — und zwar gerade in den leitenden Kreisen und weit hinauf — etwas mehr als im vorigen Jahre durchgedrungen. Ob man sich darüber ganz klar ist, was man unter gegebenen Verhältnissen tun müßte, um den vorjährigen Vorwurf und Nachteil einer allzu neutralen, passiven Stellung wieder gutzumachen, schien mir nicht zweifellos. Von einer Seite glaubte man, daß der Prinzregent selbst wohl zu kühnen Entschlüssen befähigt sein könnte, von andrer (wohl näherstehender) hörte ich Zweifel daran äußern. Ich nahm Gelegenheit, die savoyische Frage in Anregung zu bringen, als eine solche, bei der das Interesse Deutschlands und die Pflicht Preußens, als Großmacht für das europäische Gleichgewicht einzutreten, klar und zweifellos sei. Man schien erstaunt, als ich meine Meinung dahin aussprach (ob ich mich darin täusche?), die öffentliche Meinung Deutschlands würde eine kühne Politik in dieser Richtung selbst bis zur Drohung mit dem Kriegsfall mindestens mehr gutheißen, als einen Kampf an Oesterreichs Seite für Venedig gegen Sardinien, und auf ein solches Programm hin, etwa im Bunde mit England und Sardinien, könnte Preußen wohl die Führung der geeinten deutschen Wehrkraft in Anspruch nehmen und erlangen. Daß man überhaupt einen solchen Gedanken für der Erwägung wert erklärte, schien mir schon ein gutes Anzeichen, wenn ich auch nicht sofort der Illusion huldige, es werde vorkommendenfalls dazu oder zu etwas Aehnlichem kommen. — Daß Schleinitz in seiner diplomatisierenden Weise ein Hindernis jeder kühneren Politik sei, und daß er, um zu einer solchen zu gelangen, beim Ausbruch einer neuen Krisis alsbald ersetzt werden müßte, diese Ansicht scheint an ziemlich hoher Stelle festzustehen. Aber durch wen — da ist man ratlos. Die gewandteren der dem neuen System näherstehenden Diplomaten neigen unglücklicherweise zu Frankreich hin — mehr oder weniger. — Ueber H. v. Armin hörte ich so übereinstimmend und aus unverfänglicher Quelle, daß er nicht allein ebenfalls französisch, sondern auch aus einem andern Grunde zu einer politischen Stelle unfähig sei, daß ich es wohl glauben muß. Ihn aufzusuchen hatte ich nicht Zeit und nach diesen Informationen wenig Trieb. Daß man für den oben bezeichneten Fall an einen General für das Ministerium des Auswärtigen denkt, könnte wenigstens ein Zeichen sein, daß man nicht wieder stillzusitzen willens ist.

Im Landtag zeigt sich, wie mir aufrichtig Konstitutionelle sagten, durchaus

kein Aufschwung — alles Interesse konzentriert und absorbiert sich in den Detailfragen der inneren Verwaltung und Gesetzgebung. Nationale Kundgebungen versprach man — wohl mehr aus Pflicht- und Schamgefühl als aus innerem Antriebe — für mehr Gelegenheiten, zum Beispiel bei dem Militärgesetze. Daß ein Großstaatsparlament ohne Adresse auf die Thronrede eine abnorme Erfahrung sei, sahen wenigstens manche nachträglich ein.

In einem glaubte ich einen wirklichen Fortschritt gegen Ostern vorigen Jahres wahrzunehmen: man weiß von dem, was im übrigen Deutschland vorgeht, gewünscht und gedacht wird, noch nicht gerade viel mehr als damals, aber man hat entschieden mehr guten Willen und Eifer, sich zu unterrichten und sich mit der öffentlichen Meinung auszugleichen. — Ich sprach von meiner schon Ihnen geäußerten Idee, daß der Nationalverein sich einen Kreis namhafter Vertreter der öffentlichen Stimmung der verschiedenen Länder schaffen sollte, um dadurch im gegebenen Falle eine nachdrucksvolle Kundgebung bewirken zu können: man stimmte zu mit der Modifikation, daß vorzugsweise Abgeordnete der einzelnen Länder dazu zu nehmen wären.

Das ungefähr ist es, was ich Ihnen glaube, als meine Eindrücke von Berlin mitteilen zu müssen. Sie sind sehr aphoristischer und im ganzen unzulänglicher Art — eine Folge des zu kurzen und zerstückelten Aufenthaltes. Vielleicht aber können Sie doch daraus einzelnes entnehmen, was Ihnen, in Verbindung mit andern Informationen, zu der für Sie, als Vorstand des Nationalvereins, so nötigen Orientierung dienen kann.

Eine Mitteilung ganz eigentümlicher Art kommt mir von andrer Seite — mittelbar von Paris her — zu: man habe dort die Idee eines Arrangements mit Preußen — Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, dafür Arrondierung Preußens in Deutschland, namentlich Norddeutschland sehr bestimmt ins Auge gefaßt, und es sei darüber auch mit gewissen (namhaft gemachten) diplomatischen Persönlichkeiten in Preußen (nicht unmittelbar im Ministerium, aber demselben nahestehend) korrespondiert worden.[1]) Ich muß Sie bitten, diese Mitteilung nur zu Ihrer eignen Information zu benutzen, keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen, da ich meine nächste Quelle dafür nicht nennen kann und mag, aber es wird immer gut sein, wenn Sie im Auge behalten, daß man in Preußen dergleichen ernstlich will und sogar hofft, mag immerhin jene ‚Korrespondenz' vielleicht nicht wirklich existieren. —

Ich habe die obige Mitteilung ziemlich alt werden lassen. Der Grund war, daß eben in dieser Zeit eine Angelegenheit in Anregung kam, deren Erledigung in gewissem Sinne mich zu dem Nationalverein hätte in nähere wirksamere Beziehungen bringen können und ich daher den Ausgang abwarten wollte, um

---

[1]) Dieser Vorwurf richtet sich am ehesten gegen den preußischen Gesandten v. Usedom, augenscheinlich nicht gegen Bismarck. In der „Wochenschrift des Nationalvereins" vom 20. Juli wurde er aber in gleicher Weise gegen Bismarck und Usedom erhoben. In einem Briefe vom 22. August 1860 an Herrn v. Below klagt Bismarck über diesen „systematischen Verleumdungsfeldzug gegen seine Person".

Ihnen eventuell auch darüber Mitteilung zu machen. Zurzeit hat die Sache eine andre Wendung genommen. Ich lasse daher den Brief abgehen, jedoch nicht, ohne noch die Frage mir zu gestatten — auf die Gefahr, daß Sie mir sagen, ich mischte mich in Dinge, die nicht meines Amtes seien —: *wird der Nationalverein nichts in der savoyischen Frage tun?* Ich halte diese Frage für eine der brennendsten, ja für die brennendste im Augenblick: positives Recht, Interesse, allgemeine natürliche Antipathien gegen den Napoleonismus, Abwesenheit jedes trübenden Elements (dergleichen in der österreichisch-italienischen Frage vom vorigen Jahre so viele waren), Zusammengehen mit der stammverwandten Schweiz in einer großen nationalen Frage — alles scheint mir dazu angetan, diese Frage zum Gegenstand einer wirksamen und nützlichen Agitation für den Nationalverein zu prädisponieren. Erspart wird uns dieser Konflikt nicht, da erscheint mir von größter Bedeutung, daß Deutschland respektive Preußen in dessen und seinem Namen einmal die Initiative in einer großen und klaren Frage von europäischem Gewicht ergreife und mit einem großen Prinzip der napoleonischen Politik entgegentrete. Auch muß man der Agitation von der andern (österreichisch-würzburgischen) Seite zuvorkommen, welche sich bald wieder mit aller Macht auf die mittelitalienische und venezianische Frage werfen wird, schon jetzt diese mit jener, der savoyischen, so zu vermischen sucht, daß sie Deutschland und Preußen womöglich wieder für Oesterreich und das Legitimitätsprinzip engagieren. Sie werden bemerkt haben, wie rührig die ‚Helvetia' in der Schweiz diese Sache betreibt, ich meine, ganz das gleiche sollte der Nationalverein tun: 1. in der Presse und durch Versammlungen die öffentliche Meinung bearbeiten (womöglich auch, wie die ‚Helvetia' tut, populäre Flugschriften darüber veranlassen, respektive selbst ausgeben, um die Nation über die ganze Tragweite dieser Frage aufzuklären, 2. wenn die öffentliche Meinung dafür erwärmt ist, eventuell in irgendeiner Form die preußische Regierung in der Sache anregen oder, wenn sie solche von selbst ergreifen sollte, darin unterstützen.

Vergeben Sie der jedenfalls wohlgemeinten, vielleicht schon überflüssigen Anregung."

*

Am 5. März wurde Bennigsen zu einem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl nach Berlin geladen.[1]) Er hielt hier am 11. März eine mit großem Beifall auf-

[1]) „Das ergebenst unterzeichnete Komitee, in dem Wunsche, Ihnen, dem tapferen Vertreter der deutschen Seite, ein Zeichen zu geben von der Dankbarkeit und den Hoffnungen, die an Ihr bisheriges und Ihr künftiges Wirken in ganz Deutschland sich knüpfen, ist übereingekommen, Ihnen ein Ehrenmahl zu veranstalten, das am Sonntag, den 11. März, abends 8 Uhr, in Arnims Hotel, Unter den Linden Nr. 44, stattfinden wird, und zu dem die Mitglieder des Ausschusses des Deutschen Nationalvereins als Ehrengäste von uns eingeladen worden sind. Wir hegen die sichere Hoffnung, daß Sie zu dem bezeichneten Zwecke uns mit Ihrer Gegenwart erfreuen werden.
M. Veit, Mommsen, Virchow, Krech, Weber, Wehrenpfennig, A. Delbrück, A. Elster, Dr. S. Reimer, G. Reimer, F. Duncker, Zabel, Lindner, Ad. Meyer, R. Gärtner, Guttentag, Dr. L. Ruge.
Im Auftrag M. Veit."

genommene Rede, deren Hauptinhalt nach einem Bericht der „Nationalzeitung“ hier wiedergegeben werden mag.

„Der Redner suchte zunächst das Maß der dem einzelnen Manne gebrachten Huldigung zu beschränken. Die begeisterte Zustimmung, die das frische Streben der hannoverschen Opposition gefunden, könne das freudige Selbstbewußtsein stärken, werde dasselbe aber nicht in Stolz ausarten lassen. Zum Stolz habe man kein Recht, denn noch seien der frommen — unerfüllten — Wünsche mehr als genug. Der kleine deutsche Volksstamm, dem er angehöre, der hannoversche, habe mit Recht die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen, aber die Ursache sei traurig genug. Ein zweimaliger Verfassungsbruch habe das loyalste Volksleben verletzt, erschüttert und es an den Rand des Verderbens gebracht. Er wolle kein Hehl daraus machen, ihnen, den Verfassungsfreunden und Freiheitskämpfern in Hannover, sei es lange klar geworden, daß sie einen hoffnungslosen Kampf kämpften. Nicht auf diesem kleinen Gebiet werde der Streit ausgefochten werden, nicht dort sei die Palme des Sieges zu erringen. Dieses Axiom habe sich als Resultat eines zehnjährigen ehrlichen und aufrichtigen Strebens ergeben. (Lebhafte Zustimmung.) Auf einem andern, weiteren Felde werde die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Europa sei in ein träumerisches, sich selbst täuschendes Stilleben versunken gewesen, als der Napoleonide das gesamte Staatsleben durch einen Bruch der Verträge von 1815 aus dieser selbstgefälligen Ruhe aufrüttelte, wie es anfangs schien und geglaubt wurde, nur auf einem einzelnen Gebiet. Aber selbst schon bei diesem Glauben bemächtigte sich eine nicht geringe Aufregung der Gemüter. Ein dunkler Schatten der Sorge breitete sich überall aus, der Napoleonismus breche die alte Ordnung von 1815, um die frühere Stellung, die er zu Anfang des Jahrhunderts innehatte, wieder zu erobern. Deutschland wurde in solcher Lage tief aufgerüttelt. Es galt, eine doppelte Frontstellung einzunehmen, einerseits gegen den Absolutismus und Ultramontanismus im Innern, anderseits gegen den auswärtigen großen Militärstaat. Aber alle Bestrebungen, diesen Aufgaben gegenüber Deutschland zu einem festen einheitlichen Aufstreben zusammenzufassen, mißlangen. Hierin lagen die Ausgangspunkte bei der Bildung des Deutschen Nationalvereins. Die Verwicklungen des vorigen Jahres können und werden, wenn auch verändert, wiederkehren, auch für Preußen wiederkehren. Die nationale Bewegung, die in dem Verein ihren Ausdruck fand, entsprang aus dem überall empfundenen Bedürfnis, die Zerfahrenheit zu beseitigen, den großen Riß, der durch die Nation geht, auszufüllen. Die Zerfahrenheit besteht noch, soll sich später dasselbe Schauspiel wiederholen? Preußen sind im vorigen Jahre harte Vorwürfe gemacht worden, die zum Teil wohl ungerecht waren, denen aber doch ein tieferer Grund nicht abzusprechen ist. Die preußische Geschichte hat den Untergang des römischen Reiches besiegelt, auf dessen Trümmern sich der jugendliche Staat erhob. Bei dem bloßen Zerstören des alten Reichs aber darf Preußen nicht stehen bleiben, es hat damit zugleich die große Pflicht übernommen, auf seinen Trümmern eine neue nationale Schöpfung zu begründen. Diesem Berufe muß es sich auf jede

Gefahr hin unterziehen, es kann dabei aber, das darf Preußen sich nicht verhehlen, Unterstützung weder von den Regierungen der deutschen Kleinstaaten noch vom Auslande erwarten. Die Schwierigkeiten werden mehr und mehr wachsen, aber sie dürfen nicht abschrecken; das eigne Interesse wird Preußen in Zukunft zwingen, die kolossalen Opfer, die Deutschland erheischt, freudig auf den Altar zu legen, und auch die kolossalsten werden kaum ausreichen. Weder im Westen noch im Osten, noch im Süden hat Preußen Alliierte zu suchen, sein einziger aufrichtiger Freund ist und bleibt das deutsche Volk. (Lebhaftes Bravo!) Wir bedürfen Preußen, aber Ihr bedürft auch unser, nur in der Vereinigung mit uns könnt Ihr siegen! (Lauter Beifall). Dieser Weg ist Preußen vorgezeichnet, in ihm ist die künftige deutsche Geschichte enthalten, zugleich aber auch für alle nationalen Bestrebungen damit ein fester Mittelpunkt gewonnen. Ihn zu behaupten, das Bewußtsein seiner Notwendigkeit und Gerechtigkeit im Bewußtsein des deutschen Volkes aufzurufen und zu stärken, gehört zu den Aufgaben des Nationalvereins. Wenn die Krisis abermals eintritt, darf sie uns nicht uneins finden. Er hoffe, daß die Bestrebungen des Vereins auch in Berlin mehr und mehr festen Boden gewinnen werden, in ihm müssen sich alle politischen Parteien vereinigen zu einheitlicher Kraftanstrengung, zur gemeinsamen Abwehr gegen das Ausland. Ein Gefühl der Unsicherheit und der Ungewißheit durchzieht die Länder. Man muß es sich klarmachen, daß, nachdem Napoleon es gewagt hat, den Ruf von den natürlichen Grenzen wieder zum Feldgeschrei zu erheben, dies Gefühl im Wachsen begriffen ist. Daß wir uns bei eintretender Gefahr zusammenfinden und zusammenwirken gegen das Ausland: in diesem Sinne lassen Sie uns das Glas erheben und anstoßen auf die historische Mission Preußens und die Wiederherstellung eines Deutschen Reichs."

*

Reyscher an Bennigsen.

Cannstatt, 12. März 1860.

„Ich eile, Ihnen diesen Brief von Gervinus zu schicken. Die Sache verhält sich so. Er teilte mir den Plan einer neuen „Deutschen Zeitung" mit, unter der Einladung zur Teilnahme zunächst durch Aktienzeichnung. Ich erwiderte, daß mich das Unternehmen herzlich freue, daß ich ihm aber nur Gedeihen wünsche, wenn er mit seinen Freunden sich den Bestrebungen des Nationalvereins anschließe; wir selbst gehen mit Gründung eines eignen Organs in der Presse um. Warum überhaupt sich immer noch von uns entfernt halten, da wir im Grunde des Strebens einig? Darauf diese Antwort, die auf eine Annäherung hoffen läßt.

Was erstens das Fallenlassen der Frankfurter Beschlüsse betrifft, so wüßte ich nicht, was wir entfernen sollten. Wir haben ja gar nichts vergeben, nur zu wenig beschlossen. Das läßt sich auf der nächsten Versammlung nachholen. Zweitens, Schleswig-Holstein betreffend ist gleichfalls noch kein Beschluß gefaßt. Sollte Lehmann irrig berichtet haben?

Ich werde Gervinus heute noch berichtigen und ihm schreiben, er möchte

sich unsre Schriften von Rochau geben lassen. Seinen Brief schicken Sie mir gelegentlich. Ich wünsche nur, daß er sie noch trifft. Es wäre ein großer Gewinn, wenn diese Heidelberger Clique beiträte. Es sind Männer von Ansehen und Charakter, die im Süden und Norden großes Ansehen genießen."

Ueber den hier erwähnten Zeitungsplan war Bennigsen inzwischen schon durch ein Schreiben von Wilhelm Beseler vom 8. März direkt unterrichtet worden. In dem beigefügten Zirkular hieß es unter anderm:

„Als vor nun dreizehn Jahren die ‚Deutsche Zeitung' von Heidelberg ausging, hatte man im Kreise der Begründer das deutliche Vorgefühl einer inneren Katastrophe, einer Revolution, die sich mitten in der politischen Reaktion in den Geistern vollzogen hatte. In einem Vorläufer des Blattes war im Frühling des Jahres 1847 mit einer bestimmten gerichteten Warnung vorausgesagt: daß es ‚nur irgendeines unglücklichen Schicksalsfalles bedürfe, um den Zustand der Dinge in Deutschland bis auf den Grund zu erschüttern'. Es dauerte nicht ein Jahr, bis dieser Schicksalsfall eintrat."

Dann erfolgte eine eingehende Erörterung der Lage von 1859, die ähnlich wie 1848 Deutschland am Tage der Gefahr nicht in haltbarer Rüstung traf; wie solle es in Zukunft werden, wenn der Völkerverband Oesterreichs, durch die nationalen Bestrebungen der außerdeutschen Stämme seit lange innerlich gelockert, eines Tages wirklich auseinanderbräche. „Frage man sich, was die Wirkungen sein werden, wenn Oesterreich nicht durch frivole Tumulte aus frivolen äußeren Anstößen, nein, wenn es aus den notwendigen Entwicklungen gegebener Verhälnisse, aus unwiderstehlichen inneren Motiven und Naturgesetzen eine große nationale Erschütterung erlitte, die in die deutschen Gebiete ihre Wellenstöße fortsetzte. Die Mahnung, die aus dieser bloßen Vorstellung spricht, sollte für Preußen vor allem ernst genug sein, dünkt uns, daß es seinen Staatsbau auf so starke und imposante Unterlagen als nur immer möglich stelle, damit ihn auch der gewaltigste Stoß von außen nicht noch einmal zu erschüttern, geschweige zu stürzen vermöge.

Es sind vorzugsweise diese Erwägungen, nicht kleinliche Beweggründe gewiß, die den Gedanken angeregt haben, die ‚Deutsche Zeitung' wieder aufleben zu lassen. Wie uns die Anlässe in der Tagesgeschichte größer und dringender erscheinen, so scheinen uns auch die Verhältnisse in aller Weise günstiger für eine solche Unternehmung zu sein. Damals begannen die Stifter des Blattes zu schreiben unter der Schere der Zensur, unter den Verboten in einzelnen Bundesstaaten, unter dem Damoklesschwert eines preußischen Bannes. Sie schrieben damals, angefeindet von höfischen, absolutistischen, partikularistischen, altständischen, moderaten und radikalen Parteien. Sie schrieben, ehe sich noch ein fester Kern allgemeiner nationaler Interessen gebildet; sie schrieben gar oft abstrakte Erörterungen über eine Menge von Fragen, die praktisch in großer Ferne lagen. Heute ist das alles ganz verändert, und man fühlt bei diesen Rückerinnerungen erst, wie selbst die rückläufigen Zeiten indessen vorgeschritten sind. In den Fragen der deutschen Einheit war damals kaum das Ob als eine Art Denkübung zur

Rede gebracht, heute ist das Wie die praktische Sorge im ganzen Volke. Die Parteigegensätze, die damals die ersten Schritte des Blattes erschwerten, sind heute einer glücklichen Verschmelzung und Einigung gewichen. So viele Streitgegensätze jener Tage über konstitutionelle Theorien, über Schutzzollsysteme, über Zensur, über öffentliches Gerichtsverfahren sind inzwischen überwunden worden; die ‚Deutsche Zeitung‘ würde in der praktischer gewordenen Zeit von selbst eine praktischere Haltung gewinnen und wird ein weitläufiges Programm wie damals zum Vorläufer nicht bedürfen.

Dieses Flugblatt geht als eine ganz vertrauliche Mitteilung an befreundete Männer, in dem Zwecke, sie über die Frage der Wiederbelebung der ‚Deutschen Zeitung‘ durch den praktischen Versuch zu beraten, eine genügende Anzahl Zeichner von Aktien zu 300 Talern (respektive 500 Gulden) für diese Unternehmung zu finden. Die Anmeldungen mußten auf alle Fälle innerhalb dieses Monats geschehen. Je nach dem Ausfall der Beteiligung würden dann weitere Mitteilungen gemacht werden.

Heidelberg, März 1860.

W. Beseler. G. Gervinus. L. Häusser. J. Jolly.“

Der Plan scheiterte schließlich.[1]) Für die Männer des Nationalvereins verbot sich eine unmittelbare Beteiligung schon aus dem Grunde, weil sie sich in der von A. L. v. Rochau geleiteten „Wochenschrift des Nationalvereins“, deren erste Nummer am 1. Mai 1860 erschien, ein unabhängiges eignes Organ schufen.

*

Die im folgenden mitgeteilten Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Bennigsen und Karl Brater führen in die Bestrebungen ein, die savoyisch-schweizerische Angelegenheit zum Ausgangspunkt einer patriotischen Agitation zu machen. Brater hatte schon im Vorjahre an der Gründung des Nationalvereins Anteil genommen und unterstützte seitdem in der von ihm geleiteten „Süddeutschen Zeitung“ mit patriotischer Hingebung und publizistischem Geschick die Politik des Vereins.[2])

[1]) Bei R. Haym, Das Leben Max Dunckers, S. 206, heißt es: „Lange Verhandlungen wurden mit Wilhelm Beseler und Biedermann um die Uebernahme der Redaktion eines großen, in Frankfurt zu gründenden Blattes geführt, das die Stelle der ehemaligen „Deutschen Zeitung“ wieder einnehmen könne, — Verhandlungen, die freilich ihr Ziel nicht erreichten, da es unmöglich erschien, die Subvention durch die preußische Regierung geheimzuhalten.

[2]) Vergl. über ihn den Nachruf von H. Baumgarten, Preußische Jahrbücher, Bd. 24 (1869), S. 706 bis 709.

Zur Biographie von David Friedrich Strauß

Von

Theobald Ziegler (Straßburg)

In seinem 1899 erschienenen Buch über D. Fr. Strauß meint Samuel Eck, eine vollständige Biographie desselben „dürfte zurzeit überflüssig sein". Wenn ich trotz dieser Abmahnung und trotz dem Erscheinen eines weiteren Straußbuches aus jüngster Zeit (von Karl Harräus, 1901) an meiner längst gefaßten Absicht festhalte, eine solche „vollständige Biographie" zu schreiben, so drängt mich dazu der Wunsch, um nicht zu sagen: der Pflichtgedanke, es möchte neben den Theologen, die sich mit besonderer Vorliebe, wenn auch nicht immer mit besonderer Liebe, mit Strauß beschäftigt haben, nun auch einmal ein Nichttheologe über ihn zu Wort kommen; vielleicht kann ihm ein solcher doch noch anders „alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen" als ein Mann der „christlichen Welt" und ein Verehrer „des großen Göttinger Charakterkopfes" Albrecht Ritschl, über dem die Theologen nach Eck schon seit 1874 D. Fr. Strauß vergessen haben sollen. Und da ich überdies Schwabe und selbst auch „Stiftler" gewesen bin wie Strauß, so habe ich dafür vielleicht doch einiges voraus vor jenen andern und kann meinem Buche etwas von der Bodenfarbe geben, die den Schriften von Eck und Harräus abgeht und sie zu so stimmungslosen Büchern macht.

Also trotz aller theologischen Warnungsstimmen, ich bin mit den Vorarbeiten zu einer Straußbiographie beschäftigt und stoße dabei natürlich auf mancherlei, was in dem Buch selbst keine Aufnahme finden kann und es doch vielleicht verdient, bekannt zu werden. Dafür hat mir der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift freundlichst Gastfreundschaft gewährt, und so sollen zunächst einmal eine Reihe von Briefen, die in den von Eduard Zeller 1895 herausgegebenen „Ausgewählten Briefen von D. Fr. Strauß" keine Stelle gefunden haben, hier zum Abdruck kommen, weil sie für die Geschichte seiner inneren Entwicklung namentlich in den dreißiger Jahren von Wichtigkeit sind, von Wichtigkeit aber auch als documents humains sowohl für die Zeit, in der solche Briefe geschrieben werden konnten, wie für das menschlich schöne Verhältnis der beiden Männer, die sich darin vor unsern Augen exponieren. In einem späteren Artikel möchte ich über den sogenannten Straußenputsch im Kanton Zürich sprechen und ihn durch Zurückführung auf seine wahren Ursachen aus der Lebensgeschichte von Strauß eliminieren, da er mit dieser in viel loserer Verbindung steht, als gewöhnlich angenommen wird.

1. Briefe von D. Fr. Strauß.

Zu den intimen Jugend- und Studienfreunden von Strauß gehörte auch mein Schwiegervater Gustav Binder. In Württemberg wohlbekannt als langjähriger Leiter des dortigen höheren Schulwesens, wurde er im Zusammenhang mit Strauß auch über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus vielgenannt

als Redner an dessen Grab, zumal da die Stuttgarter Pietisten („Ankele und Genossen") über diese Rede einen großen Lärm erhoben und einen Entrüstungssturm in Szene setzten, der den verdienten, ihnen aber ob seines freien Geistes verhaßten Mann aus seinem einflußreichen Amte verdrängen sollte. Diese Absicht ist mißlungen, doch ist Binder von da an bei dem König Karl und dem Kultminister v. Geßler persona minus grata geworden und geblieben. Binder war mit Strauß vier Jahre zusammen im Seminar zu Blaubeuren, von 1821 bis 1825, und weitere fünf Jahre mit ihm zusammen im „Stift" zu Tübingen, bis 1830; unter den fünfen, die am Schluß ihr theologisches Examen mit der Note Ia bestanden haben, war Strauß der erste, Pfizer der zweite, Binder der dritte, Märklin der vierte und der Aesthetiker Vischer der fünfte. Der Plan von Strauß, zusammen mit Binder und Märklin nach Berlin zu reisen, um dort Hegel und Schleiermacher zu hören, zerschlug sich; dagegen trafen sich die Freunde 1833 noch einmal als Repetenten im Stift; doch verließ Binder dasselbe schon nach einem Jahre wieder, um eine Pfarrstelle in Heidenheim anzutreten. Hier schrieb er seine Schrift über „den Pietismus und die moderne Bildung" (1838), die nichts andres war als eine Verteidigung von Strauß und dessen inzwischen erschienenem Leben Jesu. 1844 wurde ihm — ohne sein Zutun, aber nicht gegen seine persönliche Neigung — die Möglichkeit eröffnet, den Kirchendienst zu verlassen: er erhielt eine Stelle als Professor am oberen Gymnasium in Ulm; 1857 wurde er als Rat in die Studienbehörde nach Stuttgart berufen und 1866 zu deren Direktor ernannt. 1880 ist er mit dem Titel und Rang eines Präsidenten pensioniert worden und einige Jahre darauf, am 22. Januar 1885, in Stuttgart gestorben.

An ihn liegen mir 46 Briefe von Strauß vor, Nr. 1 bis 6 aus der Studentenzeit, Nr. 7 bis 31 aus der wichtigen Periode von 1831 bis 1841, Nr. 32 bis 46 aus den Jahren 1854 bis 1872. Offenbar fehlen aus der Zeit von 1841 bis 1854 etliche, von einem weiß ich es zufällig bestimmt; aber allzu viele werden nicht verloren gegangen sein; denn das waren für Strauß die schlimmen Jahre häuslichen Elends, in denen er nur ganz wenigen zu sagen wagte, was er litt. Ich gebe von allen den Inhalt an, bringe aber zum wörtlichen Abdruck nur, was mir bedeutungsvoll und charakteristisch scheint, einige der Briefe ganz, aus andern einzelne Stellen. Eines verbindenden Textes zwischen den Briefen bedarf es nicht, sie erklären sich selber; was ohne Erläuterung unverständlich ist, soll in Anmerkungen in kürzesten Worten seine Erklärung finden.

Brief 1 bis 6 handeln hauptsächlich von den Aeußerlichkeiten jener Weinsberger Reise, welche die beiden Freunde zusammen zu Justinus Kerner führte und die für die Entwicklung von Strauß so wichtig werden sollte: er mußte erst eintauchen in das geheimnisvolle Dunkel eines mystischen Geisterglaubens und tief ergriffen am Lager der „Seherin von Prevorst" allerlei Wunderbares erleben, ehe er zum „Unglauben" durchdringen und die richtige Schätzung für Wunder und Wundergeschichten aus Gegenwart und Vergangenheit gewinnen sollte. Wie sehr die jungen Menschen diese Reise als Erlebnis und Ereignis empfunden

haben, zeigt schon die Anrede in einem dieser Briefe: „Lieber Freund von Weinsberg“ und das „Mecca nostra“ in einem andern lateinisch geschriebenen Billett.[1])

Den siebenten gebe ich vollständig, er schlägt den Ton an, auf den die ganze Korrespondenz gestimmt ist. Es ist der erste aus der Vikariatszeit von Strauß in Klein-Ingersheim bei Ludwigsburg, den 18. März 1831:

Lieber Freund!

Daß ich Dir so lange nicht antworte, daran bist Du selber schuld und ich bloß insoweit, als ich die allgemein menschliche Natur besitze. Denn da Du schreibst, Du werdest mich selbst bald besuchen, so schob ich natürlicherweise das Antworten immer länger hinaus in Hoffnung, Dich bald selbst zu sprechen. Nun aber ist es lang' genug, daß ich denken kann, Du habest jenen Reisplan aufgegeben, und daher die Feder ergreife. Zuerst habe ich Dir für Deinen Brief herzlich zu danken, der mich schon als Nachricht von Dir überhaupt, aber auch seines Inhalts im einzelnen wegen hoch erfreute. Sonst stehe ich noch mit Märklin,[2]) Neuffer,[3]) Georgii,[4]) Moser[5]) und Seeger[6]) in Korrespondenz, mit Märklin am regelmäßigsten, — den seligen Käfer[7]) in Sulzbach bei Weinsberg nicht zu vergessen. Du bist zufrieden in Deiner Vikariatsstellung: ich auch; mein Pfarrer[8]) ist mit Unrecht in übles Geschrei gebracht worden, ich komme aufs beste mit ihm aus, er wenigstens hätte dich nicht abhalten dürfen, in meine Höhle zu kommen. In Hinsicht meiner Amtsgeschäfte bin ich etwas härter angelegt als Du, indem ich alles zu versehen habe, freilich ist die Gemeinde sehr klein.[9]) Du findest im Predigen einige Skrupel wegen des Unterschieds Deiner Religionsstufe von der des Volks: Märklin[10]) findet die nämlichen Schwierigkeiten, nur ist merkwürdig und sieht Euch beiden gleich, daß Du „Dich vor aller Annäherung

---

[1]) Die Weinsberger Reisen fielen in die Oster- und in die Pfingstferien des Jahres 1827. Die Seherin von Prevorst war damals in Kerners Hause; doch waren die Freunde auch in Prevorst selber. „Viele Jahre danach,“ erzählt Binder in seinen (ungedruckten) Lebenserinnerungen, „visitierte ich als Oberstudienrat die lateinische Schule in Weinsberg und traf dort, als ich eben vom Turnplatz kam, mit Strauß, der von Heilbronn herausgekommen war, auf der Straße vor Kerners Haus zusammen. Wieviel hatte sich mit uns seit den Zeiten der Seherin verändert! Wir sprachen aber nicht davon, sondern gingen hinein ins Haus, nach dem alten Justinus zu sehen, den wir fast erblindet trafen.“

[2]) Christian Märklin (1807 bis 1849), ein Kompromotionale von Strauß, dem er in dem Lebens- und Charakterbild (Ges. Werke Bd. 10) ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

[3]) Ein älterer Studiengenosse von Strauß, geb. 1805.

[4]) Joh. Chr. Ludwig Georgii (1810 bis 1896), seit 1834 Pfarrer in Dörrenzimmern gest. als Prälat in Tübingen.

[5]) ?

[6]) Kompromotionale von Strauß, geb. 1807, gest. als Professor in Stuttgart 1883.

[7]) Christian Käferle (1805 bis 1885), Pfarrer in Perouse, später in Mössingen.

[8]) Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim.

[9]) Die Gemeinde zählt noch heute nicht mehr als 420 Protestanten.

[10]) Ueber Märklins Skrupel s. Ausgew. Briefe S. 3 ff.

an die Weise der Vorstellung, sofern sie für Dich keine Wahrheit hat, hütest", — während Märklin „dem Volk auch solche Vorstellungen, deren eigentümlicher Wert für ihn verschwunden ist, wie zum Beispiel eschatologische, als Kanzelredner nicht vorenthalten zu dürfen glaubt, wenn er sie gleich mit schwerem Herzen vorträgt". Ich nun habe mit Märklin lange hierüber verhandelt und mich endlich dahin erklärt, daß wir Geistliche, da wir das Volk der Begriffsstufe in der Religion wenigstens näherzubringen haben, Vorstellungen, deren das Volk schon entbehren kann (Teufel 2c.), weglassen, bei solchen aber, die ihm noch unentbehrlich sind (Eschatologie 2c.), den Begriff möglichst durchscheinen lassen müssen. Bedenke ich, wie die Ausdrucksweise auch in der gebildeten Predigt dem Begriff und seiner eigentümlichen Form so unadäquat ist, so kommt mir nicht mehr viel darauf an, auch vollends eine Stufe weiter herabzusteigen. Ich wenigstens bin hin wie her in dieser Sache ganz unbefangen und kann es nicht gerade bloß einem Leichtsinn zuschreiben.

Dein Auszug aus Rosenkranz' Kritik von Schleiermachers Dogmatik war mir äußerst willkommen, ich habe mir seitdem die Nummern der Berliner Jahrbücher bei Löflund bestellt, aber noch immer nicht erhalten. Auf eine etwas harte Rezension in dem Punkt der Scheidung von Philosophie und Dogmatik sowie überhaupt über das bloß abstrakt verständige Denken, das in dem Buche herrscht, bin ich sehr gefaßt, ich habe den ersten Band der 2. Auflage neuerdings gelesen und bin von jenen beiden Stücken unangenehm affiziert worden. Die Unnatürlichkeit jenes nichtphilosophischen Standpunktes macht, daß ihn der Leser jeden Augenblick wieder verliert und vom Autor, der das selbst fühlt, immer wieder gewaltsam darauf zurückgeschleppt werden muß. Mein Hauptgeschäft diesen Winter ist Hegels Logik, wo ich jetzt im dritten Band stehe, eine Lektüre, deren zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten neben den großen Vorteilen zu beschreiben ich mich überhebe. Von der Enzyklopädie ist eine neue Auflage da, die Du vielleicht auch hast, — in manchem vermehrt. Aber so viel sehe ich, um ganz in dieses System einzudringen, ist uns noch der mündliche Unterricht, sei es des Meisters oder eines seiner Schüler, nötig. Uebrigens werde ich, wie Du siehst, von jedem andern System weg immer entschiedener in dieses hineingezogen.

Nach Abhandlung meines klerikalischen und wissenschaftlichen Lebens komme ich auf mein geselliges. Dieses ist gut beschaffen; ich habe, wie Du weißt, in Groß-Ingersheim Erhardt [1]) zum Nachbar, mit dem ich nach einigen Probewochen jetzt recht angenehm und einmütig zusammenlebe; seit das Wetter nur erträglich ist, sprechen wir uns alle Tage auf der Wiese. Dann ist die Vaterstadt in der Nähe, und mehr als billig tagdiebte ich schon dorthin, meistens geht Erhardt mit, Bührer [2]) aus Asperg kommt ferner, Kauffmann [3]) ist dabei, und

[1]) Karl Erhardt (1805 bis 1888), gest. als Pfarrer in Schwenningen.

[2]) Gottlob Friedrich Bührer (1801 bis 1894) war damals Pfarrer in Asperg, starb als Prälat in Stuttgart.

[3]) E. F. Kauffmann (1803 bis 1856), in Stuttgart als Gymnasialprofessor gestorben 1827 bis 1842 war er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg als Reallehrer angestellt.

dann ist bei Geißelmann[1]) eine bequeme Auflage. Der kleine Zeller[2]) war auch schon hier, weniger lassen sich die Mundelsheimer und Hessigheimer Vicarii verspüren; bei Deinem Oheim Ansler[3]) war ich schon mehrmals und erfreute mich sowohl an seiner Größe als an seiner Unterhaltung. Nun noch eine Hauptsache! Du erbietest Dich zu einer Zusammenkunft in Ludwigsburg: bisher hätte ich Dir nur mich, nicht aber Märklin u. a. versprechen können; nun nach Ostern wollen Neuffer, Georgii, Moser, Erhardt und ich in Ludwigsburg zusammenkommen. Der Tag wäre etwa der Mittwoch nach Ostern (Jahrestag der Waiblinger Bataille)[4]), aber Dich erwarte ich auf mehrere Tage, wobei es meine Eltern herzlich freuen wird, wenn Du bei uns Wohnung nimmst. Sei nun so gut und schreib mir, ob und wann Du kannst, das Bestimmtere tue ich Dir dann noch zu wissen. Veranlasse doch auch Deinen Charles[5]) mitzukommen, ich habe erst letzthin mit großem Vergnügen einen Vetter entdeckt, der ihm völlig gleichsieht.

Dein treuer Freund

D. F. Strauß.

Der achte Brief aus Klein-Ingersheim vom 14. Juni 1831 lautet mit einigen Weglassungen so:

... Was meine Reise nach Berlin betrifft, so hat sich schon früher auf den Bericht meines Landsmanns Klett,[6]) der ein Jahr lang drin war, mein Plan in etwas verändert, indem mir Klett, teils aus dem gleichen wissenschaftlichen Grund, welchen auch Du angibst, teils auch in Rücksicht auf die Gesundheit, den Winter zum Aufenthalt daselbst anriet. Hätte ich das früher gewußt oder bedacht, so möchte ich vielleicht die Repetentenstelle[7]) angenommen und die Reise im Herbst 1832 unternommen haben: aber eigentlich wäre dies doch für mich zu spät, sowohl wenn ich auf meinen voraussetzlichen Eintritt in Tübingen[8])

---

[1]) Geißelmann, Gastwirt „zur Sonne" in Ludwigsburg.

[2]) Wilh. Heinrich Zeller (1807 bis 1891), Bruder von Eduard Zeller, starb als Dekan in Nürtingen.

[3]) Binders Oheim Rudolf Ansler, Pfarrer in Hessigheim, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße und seinen Vorgesetzten gegenüber von unerschrockener leidenschaftsloser Freimütigkeit. Binder erzählt von ihm in seinen L. E.: „Als er einmal als Pfarrer in Rötenberg, wo er Besoldungswein bezog, vom betreffenden Kameralamt eine besonders geringe Sorte solchen Weins angewiesen erhielt, schickte er eine Flasche voll desselben unmittelbar an den König, damit dieser erfahre, welcherlei Wein seine Pfarrer trinken müßten: die Sache wurde untersucht, er bekam einen Verweis, aber sein Wein wurde gegen einen besseren umgetauscht."

[4]) ?

[5]) Karl Binder, stud. med., ein jüngerer, früh verstorbener Bruder von Gustav Binder.

[6]) Karl Friedrich Klett (1804 bis 1873), Universitätsfreund von Strauß; s. Ausgew. Br. S. 7.

[7]) An einem der vier niederen Seminare Blaubeuren, Maulbronn, Schöntal, Urach. Gleich darauf kam Strauß doch noch für einige Monate als Professoratsverweser nach Maulbronn.

[8]) Als Repetent am dortigen Stift, wohin Strauß Ostern 1832 einberufen wurde.

sehe, der eben in jenem Winter erfolgen muß, als wenn ich auf den Gang und Stand meiner wissenschaftlichen Entwicklung sehe, in welche nun bald dieses neue Moment eintreten sollte. Darum reut mich jenes Ausschlagen der Stelle keineswegs, und mein Sinn steht nun dahin, schon den nächsten Winter nach B. zu gehen, wenn ich Reisegesellschafter finde ... Allein kann ich nicht gehen, denn ich muß für das äußere Leben jemand haben, an den ich mich halten kann. So würden doch am Ende wir zwei noch Reisegefährten im Winter 1832 ...

Jetzt endlich komme ich auf den Hauptinhalt Deines Schreibens zu sprechen, auf Dein geistiges und Gemütsbefinden. Ratschläge Dir erteilen kann ich nicht, da Du selber die besten weißt. Aber Deine Stelle in Schönthal,[1]) denke ich, werde vieles besser machen. Da bist Du von Deiner Selbstbeobachtung mehr zur Beobachtung andrer hingezogen, und auch an belebender geistiger Mitteilung kann es nicht fehlen. Tadle es nicht, daß ich Dich so nach außen in die Verhältniswelt weise, — denn ich glaube, daß die Wissenschaft Dich noch nicht so bald ganz kurieren kann. Dein Inneres ist zu reich und von zu starken Kräften bewegt, um so leicht und frühe in der Wissenschaft aufzugehen.

Was diese anbelangt, so habe ich kürzlich[2]) einen Aufsatz gemacht, der mir viel Freude gewährte, indem ich die Lehre von der *ἀποκατάστασις πάντων* [Wiederbringung aller Dinge] in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung darstellte. Ich ging von den vorchristlichen Religionen aus und fand in der indischen Religion schon eine Art von *ἀποκατάστασις*, welche aber hier, wo alles endliche und bestimmte Sein als Widerspruch genommen wird, nur ein abstraktes Zurückgehen alles Daseins ins reine Sein, in Brahm, ist. (Hierüber hatte ich einen Aufsatz von Hegel in den Berliner Jahrbüchern 1827 II. Band.)[3]) Die Wiederbringung nämlich faßte ich allgemein als die in die Zukunft verlegte Lösung aller im religiösen Bewußtsein gesetzten Widersprüche. Der persischen Religion war nicht mehr das bestimmte Sein selbst das Widersprechende und Aufzuhebende, sondern nur in dem Fall und so weit, als es der Identität des reinen Lichtwesens, des Guten, als Finsteres und Böses widerstrebte. Hier ist also die *ἀποκατάστασις* die Zurückführung aller Wesen in die Angemessenheit mit dem reinen Lichte, ohne Aufhebung der Persönlichkeit. In beiden Religionen aber sollte auf die Wiederbringung eine neue Schöpfung, ein neuer Abfall folgen. Dadurch haben sie sich selbst gerichtet und ihren Grundbegriff, jene des reinen Seins, diese des reinen Lichts oder Guten, für ungenügend erklärt. Denn ihre Bewegung ist ja diese: diese jetzige Welt mit ihren Unterschieden und Gegensätzen ist eine widersprechende und treibt den Gedanken zu einem künftigen unterschieds-

[1]) Binder war von 1831 bis 1832 Repetent in Schönthal.

[2]) Danach ist die Angabe von Hausrat, D. Fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit (Bd. I, 1876), S. 64, zu korrigieren: er (und ihm nach Harräus) spricht von einer der im Stift gefertigten Semestralarbeiten. Mit dieser Abhandlung hat sich Strauß die Doktorwürde für die philosophische Fakultät in Tübingen erworben.

[3]) Eine Rezension Hegels von „Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata von W. v. Humboldt" — in Hegels Werken Bd. 16 S. 361 bis 435.

Digitized by Google

und gegensatzlosen Zustand fort; aber auch dieser befriedigt nicht, und ich muß zu den Gegensätzen aufs neue zurück. Oder streng nach Hegels Logik: das Allgemeine, wenn es das Besondere ausschließt (indische Religion), wird selbst ein Besonderes; das Gute, wenn es das Böse ausstößt (persische Religion), wird selbst zum Bösen. — Ohne eine ἀποκατάστασις sind die griechische und die jüdische Religion aus sehr verschiedenen Gründen. In jener ist der Grundbegriff kein abstrakter, wie das reine Sein oder Licht, sondern ein konkreter: harmonische Entwicklung des Lebens; als konkreter ist er auch ein wirklicher (nicht bloß künftiger) in dem Staats- und Kunstleben der Hellenen; mit dem Regierungsantritt ihres Zeus, der die widerstrebenden Kräfte bezwang, waren den Griechen alle Dinge wiedergebracht. Der Grundbegriff der jüdischen Religion war kein konkreter, sondern der abstrakteste: Angemessenheit an ein (geschriebenes) Gesetz, daher auch niemals verwirklicht, sondern das Volk jederzeit im schroffsten Widerspruch dagegen, welcher — könnte man meinen — zur Annahme einer einstigen Auflösung hätte hintreiben sollen. Aber der abstrakte Verstand der Juden verblieb im Gegensatze, ihre bloß rechtliche Moral war zufrieden, wenn nur jedem sein Recht, dem Bösen Böses, widerfuhr. Im Urchristentum, der Religion, die den Fluch des Gesetzes auflöste, die die Lehre von der Versöhnung zum Grundbegriffe hat, sollte man durchaus die Lehre von einer ἀποκατάστασις als Schlußstein des Systems und Vollendung der Erlösung erwarten. Aber sie findet sich nicht. Ewige Höllenstrafen sind gelehrt, und selbst 1. Kor. 15 enthält nur die äußere, nicht die innere Besiegung des Bösen. Der Grund ist der praktische Standpunkt Jesu und der Apostel. Ihre Vorstellungen bildeten sich in ihrem Verhältnis zu den Menschen, welche das angebotene Heil teils annahmen, teils verwarfen, denen sie also teils erfreuliche, teils drohende Aussichten in jenes Leben eröffnen mußten. Erst in Origenes bekam die christliche Kirche genug spekulative Muße, um diese Lehre auszubilden. Aber auch er richtet sich selbst durch die Annahme einer zweiten u. s. f. Schöpfung und neuen Abfalls. Ihm entstand dies so, daß er sah, Freiheit sei nichts ohne die Möglichkeit des Bösen, diese aber nicht ohne irgendeine Wirklichkeit. Warum die Kirche seine Lehre hierüber verdammte, davon ist der Grund, daß sie, stets bloß in Vorstellungen sich bewegend, das „die Bösen werden aufhören verdammt zu sein“ (nämlich eben dann, wenn sie auch aufhören böse zu sein), nie recht von dem unterscheiden kann: „das Böse wird einmal aufhören verdammt zu sein“. Nun kommt Erigena ans Brett: Er hat nach seiner Wiederbringung zwar keine wiederholte Schöpfung, aber er ließ den abstrakten Gedanken der Wiederbringung gar nicht ganz vollziehen. Er nimmt nämlich nach der realen Aufhebung doch eine ideale Fortdauer des Bösen in der quälenden Erinnerung an. Er hatte aber eine Lehre in seinem System, die ihm eine Wiederbringung ganz überflüssig hätte machen sollen, nämlich die vom Bösen als Nichtseiendem und zur Totalität der aus allen Stufen bestehenden Welt Gehörigem. Thomas von Aquin und Spinoza wiederholen und erwecken diese Lehre. Neuestens Schleiermacher, der nur kurioserweise auch von einer zeitlichen, künftigen ἀποκατάστασις spricht. Eigentlich ist sie ihm eine ewig gegenwärtige, wie II, S. 367 und 70

zu lesen ist. Hegel betrachtet die Philosophie als dasjenige, was uns alle Dinge als ewig wiedergebracht, alle Widersprüche als gelöst zeigt, also als die ideell zeitliche Wiederbringung, während diese reell-ewig vollbracht ist. Doch der Bote, der Ueberbringer ist da, und nötigt mich, dieses Schreiben von der Wiederbringung zu beschließen.

Der neunte Brief ist nach der Berliner Reise von Tübingen aus, wohin Strauß nun als Repetent berufen war, am Himmelfahrtstage 1832 geschrieben. Er lautet so:

Dein wertes Schreiben traf mich noch in Ludwigsburg, gerade den Abend vor meiner Abreise hierher. Von dort aus konnte ich es daher nicht mehr beantworten, und hier war die erste Zeit im Amte auch nicht ruhig genug dazu. Daher begreifst Du wohl und entschuldigst den Verzug. Zudem ist ja der Hauptinhalt Deines Briefes ein wissenschaftlicher, somit nach Zeit und Eile weniger abhängig als andre, ephemere Dinge. Ueberdies, da es die Fortdauer des Individuums nach dem Tode[1]) betrifft, so weißt Du sicherlich schon zum voraus, wie im allgemeinen meine Antwort ausfallen wird.

Du bemerkst einleitend, daß wir selber in unsrer Einsicht und auch Hegel in seinen Darstellungen mehr nur das Ungenügende der bisherigen Beweise für die Unsterblichkeit entdeckt, als deren absolute Unmöglichkeit erkannt und bewiesen haben. Ich muß leugnen, daß der Nerv unsrer Einsicht und der Hegelschen Darstellung in der Aufdeckung des Ungenügenden der bisherigen Beweise, also in diesem Negativen liege: — zwar auch die absolute Unmöglichkeit der Sache ist noch nicht bewiesen worden, wohl aber sehen wir die absolute Unnötigkeit derselben zur Genüge ein, indem wir eine bessere Ewigkeit des Geistes erkannt haben, — und dieses Positive ist die Hauptsache an unsrer philosophischen Einsicht. — Du sagst ferner, daß es Dir scheine, als lasse sich ein gewisses Maß von Bequemlichkeit und Leichtigkeit für das praktische Leben, für die vollständige Reflexion und vielleicht auch für die Spekulation erzielen durch das Aufgeben der persönlichen Unsterblichkeit. Nun, von Bequemlichkeit, namentlich für den reflektierenden Verstand, sehe ich nichts in unsrer Ansicht; vielmehr ist die Hypothese einer Unsterblichkeit vorzugsweise die bequeme zu nennen, als welche für jeden Widerspruch, den der gemeine Verstand in der Erfahrung findet, eine bequeme Eselsbrücke reicht und es insofern besonders dem spekulativen Denken bequem macht, indem dieses dabei gar nicht in Anspruch genommen wird. Alle Widersprüche zwischen Begriff und Wirklichkeit, zwischen Tugend und Glückseligkeit und was sie für Namen haben mögen, — wenn die faule Vernunft sie nicht frischweg lösen mag, so werden sie auf die lange Bank der Unsterblichkeit geschoben und so keine geringe Bequemlichkeit erzielt, welche bei der wissenschaft-

[1]) Wie Strauß mit einer Abhandlung über die Apokatastasis, so promovierte Binder mit einer solchen über die Unsterblichkeit der Seele. „Unter der Nachwirkung des in Weinsberg bei der Seherin von Prevorst Erlebten“ dachte dieser damals noch positiver über diese Frage als später, wo „in seiner Lebensanschauung der Faktor ‚Jenseits‘ mehr und mehr zusammengeschwunden ist“, wie es in seinen L. E. heißt.

lichen Ansicht, die den Widerspruch zu lösen oder zu ertragen zwingt, keineswegs zu finden ist.

Hierauf wendet sich Dein Schreiben zur Sache selber und greift diese gewiß von der scheinbarsten Seite an, nämlich bei der hohen Stellung, welche die Hegelsche Philosophie dem Einzelnen, dem Subjekt gibt. Das Leben, sagst Du, sei in dieser Philosophie wirklich nur als Lebendiges; Gott erhalte sich in seinem Fürsichsein als absoluter Geist nur dadurch, daß er freie Geister als andre von ihm erschaffe; das Dasein endlicher einzelner Geister gehöre zum Begriffe Gottes selber. Diese Sätze sind von unbestrittener Richtigkeit. Allein es folgt aus ihnen nichts für die Unsterblichkeit. Ich will vom Begriff des Endlichen nicht einmal sprechen, aber einzelne Geister, das sind doch gewiß nur solche, welche, wie sie andre gleichzeitig neben sich, so auch andre vor und nach sich haben, so daß sie aufhören, wo diese andern anfangen. Ein endlos fortdauernder Geist ist gar kein einzelner mehr, er ist, wie Du Dich einmal, aber wohl nicht absichtlich, ausdrückst, höchstens etwa eine Besonderheit. Gott ist es wesentlich, einzelne Geister zu setzen, und immer solche zu haben, — heißt denn dies so viel, als er muß die nämlichen einzelnen Geister immer erhalten, oder heißt es nicht vielmehr nur so viel: er muß diese von immer andern Individuen gebildete und ausgefüllte Sphäre der Einzelheit beständig sich gegenüber haben? — Du willst hierauf die bloße Möglichkeit vorstellig machen, wie individuelle Geister auch außer menschlichen Leibern existieren können, worüber ich weiter nichts sagen kann, und hierauf bezeichnest Du das Dasein in der Form von Leib und Seele, näher in Abhängigkeit zum Leib und dessen Bedürfnissen, Trieben u. s. w., als dem Wesen des Geistes unangemessen. Nun hast Du aber ferner die ganz richtige und erschöpfende Einsicht, daß diese Unangemessenheit und Endlichkeit der Geist aufhebe in Sittlichkeit, Geschichte und Religion. Allein diese Befreiung scheint Dir nicht zu genügen und noch eine vollständigere gefordert zu werden. Hier bringst Du nun den Tod herein, auf eine Weise, welche mir der eigentliche Sitz des Mißverständnisses zu sein scheint. Du nennst ihn die höchste Verwirklichung der geistigen Freiheit, die höchste Kraftäußerung des Geistes, das Anderswerden seines Andersseins, wodurch er als allgemeiner gesetzt werde. Dies ist ja fast gesprochen, wie bei unserm Examen selig gesagt wurde, daß bei Marheineke[1] der wahre Erlöser der Tod sei. Der Tod, als auch dem Tiere zukommend, ist zunächst etwas Natürliches, man mag ihn eine Kraftäußerung der Gattung nennen, das negative Urteil: das Einzelne ist nicht das Allgemeine. Bei diesem Negativen bleibt es in der Natur; das positive Urteil: das Allgemeine ist das Einzelne, oder umgekehrt, fällt als Geburt nur außer jenes negative. Im Gebiet des Geistes nun fallen freilich diese Urteile nicht mehr bloß begrifflos auseinander, der Tod muß, wie das negative, so auch das positive Urteil enthalten. Dies

[1] Marheineke (1780 bis 1846), Professor, Prediger und Oberkonsistorialrat in Berlin. Seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik", die hier gemeint sind, zeigen ihn auf dem Uebergang von Schelling zu Hegel.

aber kann nicht auf natürliche Weise, durch den Tod selbst, der nur als ein Ereignis an den Geist kommt, vollzogen werden, sondern auf freie Weise durch den Geist selber. Es wird vollzogen (cf. Phänomenologie) von den Ueberlebenden, deren Tat es ist, den Toten zu begraben und ihn in das allgemeine Element des Bewußtseins aufzunehmen. Aber jenes Urteil wird auch vollzogen von dem Sterbenden selbst, nur nicht im Augenblick des Todes erst — das wäre eine späte Buße —, sondern im Leben selber treibt ihn jenes negative Urteil des Todes, daß das Einzelne rein als solches vor der Allgemeinheit verworfen sei, sich zu erheben aus dieser bloßen Einzelheit und Endlichkeit in die Allgemeinheit des Geistes selber, so dem Tode die Macht zu nehmen und mitten im irdischen Leben zum ewigen Leben hindurchzudringen. Dann ist die Vernichtung des Todes keine abstrakte Vernichtung mehr, sondern die konkreteste Aufhebung des Einzelnen ins Allgemeine. — Der Mißverstand Deiner Ansicht scheint mir darin zu ruhen, daß Du dem Tod, unmittelbar als diesem Naturereignis, eine geistige Bedeutung gibst, die er doch nur durch freies Zutun des Geistes erhält, wie überhaupt dem Geiste nichts, am wenigsten seine freieste Allgemeinheit, von außen, durch irgendein Ereignis, zukommen kann. — Ich glaube fortwährend, daß das unerbittliche Wegwerfen der Meinung von einer persönlichen Fortdauer der Stein sein muß, an welchem wir unser und andrer unphilosophisches triviales Bewußtsein zerschlagen und kreuzigen, um im Begriffe auferstehen zu können, und Du legst es daher auch zurechte, wenn ich auch hier etwas stark gesprochen habe, ohne in der brieflichen Kürze immer die nötigen Beweise beizubringen, welche ich ja Deiner eignen Einsicht überlassen kann auszuführen.

Ich muß noch Raum behalten für das übrige Deines werten Schreibens. Du scheinst Deine Berliner Reise verschieben zu wollen.[1]) Freilich träfe es Dich bald hierher, und wem wäre es unlieber als mir, wenn Dein Eintritt[2]) verzögert würde! Dennoch, wenn Du anders ein Semester in Berlin Dich zu fixieren denkst, rate ich Dir unbedingt, es nicht mehr länger zu verschieben. Solltest Du freilich an mehreren Orten längere Aufenthalte machen wollen, wofür ich mir auch triftige Gründe denken kann, so würde ich den Sommer raten. Aber wenn Du in Berlin bleiben willst, so eile. Man muß eine solche wissenschaftliche Erfrischung sich angedeihen lassen, solange man noch jung ist, und namentlich, denke ich, ehe man hier ankommt. Du schreibst, Du wolltest Dich noch mehr vorbereiten. Es ist besser, weniger vorbereitet hinzukommen, damit man desto mehreres noch erheblich finde. Ich kann nur aus meiner Erfahrung reden, aber ich wollte nicht, daß ich die Reise nur um ein halb Jahr verschoben hätte. Und soweit ich jetzt noch Deinen Studienlauf kenne, so ist es bei Dir auch hohe Zeit. Zudem fiele die Reise im nächsten Winter gerade geschickt in einen Lebensabschnitt, da Du Schöntal verlassen wirst. Dein Bruder sagt mir, daß Du das Land und dessen

---

[1]) Binder trat seine Reise im Herbst 1832 an und hielt sich mit Märklin zusammen vom Oktober 1832 bis 20. März 1833 in Berlin auf.

[2]) Dieser Eintritt als Repetent ins Stift zu Tübingen erfolgte gleich nach Binders Rückkehr, Frühjahr 1833.

Kinder nicht allein der Cholera[1]) überlassen wollest; allein die Cholera ist nicht so übel. Kurz, mein Rat geht auf Eile. Der kleine Zeller will nächsten Sommer eine mehr vagierende Reise machen, wozu ich ihm geraten habe: ich weiß nicht, ob bei Dir eine solche oder eine fixierende angelegter wäre.

Ich muß auch noch kurz schreiben, wie es mir hier geht. Gut; den Geist des Repetenten-Collegii kann ich nur loben, es herrscht sehr viel Heiterkeit und Geselligkeit, dabei doch durchweg ein wissenschaftliches, religiöses oder doch gelehrtes Interesse. Auch ist Georgii und andre Freunde noch hier, die mir den Aufenthalt angenehm machen. Als Stiftsgeschäft habe ich den philosophischen Kurs über Metaphysik, und außerdem habe ich eine Vorlesung über Logik angefangen, für welche die Studierenden erfreuliche Teilnahme zeigen.

Brief 10 aus Tübingen, den 10. August 1832.

Schon auf Deinen ersten werten Brief hätte ich Dir antworten sollen: nun ein zweiter einläuft, will ich's nicht länger aufschieben. Ich danke Dir also vorerst für die in dem ersten gegebenen offiziellen Nachrichten über Deinen Brautstand und verspreche zum schuldigen Dank, wenn ich einmal in ähnlichen Fall kommen sollte, es auch so lange anstehen zu lassen. Ich interessiere mich für solche Verhältnisse meiner Freunde mehr, als Du vielleicht glauben magst; ich schließe mich durch diese Mitte mit der Liebe, für welche ich unmittelbar, wenigstens dermalen, nicht bin, gerne zusammen und habe mich deswegen immer an dem Umgang verliebter Leute ergötzt, woran es mir auch hier jetzt nicht fehlt. Damit meine ich aber nicht den Umgang mit meinen versprochenen Kollegen, denn da ist das Verhältnis fast durchaus zu altbacken, als daß ich etwas davon möchte. Heute kam die Nachricht von Deines Vetters Hegelmaier[2]) Anstellung . . ., ihm Alters und Ueberdrusses halber im höchsten Grade zu gönnen. Es üben solche überdrüssig und stumpf werdende Repetenten einen nicht wünschenswerten Einfluß auf den Geist des Kollegiums aus; nun wird also wohl Pfizer[3]) hierherkommen. Ich selber werde in geselliger Hinsicht ein ganz neues Leben anfangen müssen im nächsten Winter; denn immer mehr bin ich indessen von dem Umgang mit meinen Kollegen abgekommen und habe fast ausschließlich mit Georgii gelebt . . . Doch ist dessen zu erwähnen, daß der treffliche Rapp[4]) hier ist und vorderhand bleibt, an dem ich also immerhin einen Anschließungspunkt haben werde. Freilich in wissenschaftlicher Hinsicht nicht, und da wird es wohl anstehen müssen, bis Ihr von der großen Reise zurück seid . . .

Nun zu dem veranlassenden Gegenstande Deines zweiten Briefes. Ich habe

[1]) Bekanntlich war der am 14. November 1831 gestorbene Hegel einer der letzten Opfer der Cholera in Berlin. Offenbar fürchtete man noch längere Zeit ein weiteres Vordringen derselben nach Süden.

[2]) Karl Gottlob Friedrich Hegelmaier (1804 bis 1865), wurde 1832 Pfarrer in Sülzbach.

[3]) Gustav Pfizer (1807 bis 1870), der zweite in der Straußschen Promotion, gest. als Professor in Stuttgart.

[4]) Ernst Rapp (1806 bis 1879), starb als pensionierter Pfarrer in Stuttgart.

allerdings im Sinn, im nächsten Semester etwas Philosophie zu lesen und vielleicht so fortzumachen, da man in der Theologie doch nur in Wespennester sticht, oder vielmehr da ich etwas Bestimmtes ergreifen muß, und ceteris paribus das Philosophische hier angelegter ist, aber was ich eigentlich vorhabe, ist erstens Entwicklungsgeschichte der neuesten Philosophie von Kant an, und dann zweitens will ich fortlaufende Scholas Platonico-Aristotelicas im nächsten Halbjahr durch eine Vorlesung über irgendeinen platonischen Dialogen eröffnen. Das letztere wird nun vielleicht Deiner Promotion[1]) nicht ungelegen sein, und ich wollte Dich deshalb fragen, welche platonische Dialogen drunten mit ihnen traktiert worden sind. Ich wollte natürlich für diesmal einen einleitenden, über Begriff und Methode der Philosophie handelnden nehmen, da böten sich Phädrus und Parmenides; jener wäre mir als leichter und für die Jugend anziehender lieber, nur fürchte ich, er sei schon drunten behandelt worden, dann würde ich mich für Parmenides entschließen oder welchen Du raten würdest. Die andre Vorlesung würdest Du freilich mit Anthropologie vertauscht wünschen. Ich werde diese bald auch einmal lesen, aber für diesmal halte ich die Geschichte der neuesten Philosophie für eine notwendige Ergänzung der Logik, auch würde ich wahrscheinlich mit Sigwart[2]) zu kämpfen haben, welcher wohl auch Anthropologie lesen wird, denn in unsern Statuten[3]) steht, daß unsre Vorlesungen nicht zum Nachteil der öffentlichen sein dürfen; indes ließe sich durch den Titel „Psychologie“ helfen. Diese meine Absichten will ich Dir hiermit zur Begutachtung vorlegen, meine Entscheidung aber verschieben, bis Du mir darüber berichtet hast. — Was den Aufsatz für die Zeitschrift[4]) anlangt, so hatte ich für Baur,[5]) der mich aufforderte, keinen andern als den über die ἀποκατάστασις vorrätig; über die Klementinen[6]) habe ich nur eine systematische Darstellung ihres Systems gemacht, welche Baur schon mehrmals von mir entlehnt hat, zu welcher aber noch weiteres hinzugesetzt werden müßte, wozu es mir jetzt an Zeit fehlt.

Aus Brief 11 vom 6 September 1832.

Was meine platonische Vorlesung für nächsten Winter anlangt, so habe ich mich auf Baurs Anraten zum Symposion entschlossen, womit Du auch ein-

[1]) Die Schöntaler Promotion von 1828 bis 1832, bei der Binder Repetent war und die nun demnächst (Herbst 1832) auf die Universität kommen sollte.

[2]) H. Christof Wilhelm Sigwart, geb. 1789, damals Professor der Philosophie in Tübingen, gest. 1844 als Prälat in Hall.

[3]) Die Statuten des Repetentenkollegiums am Stift zu Tübingen sind gemeint.

[4]) Die von Steudel herausgegebene „Tübinger Zeitschrift für Theologie“, unter deren Mitherausgebern seit 1832 auch Baur war.

[5]) Ferdinand Christian Baur (1792 bis 1860), Professor der Theologie in Tübingen, Haupt der sogenannten Tübinger Schule, Straußens Lehrer schon von Blaubeuren her.

[6]) Die Klementinen sind Schriften aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr., die dem gnostischen Judenchristentum angehören und von der Baurschen Schule als eine Hauptquelle für unsre Kenntnis der altkatholischen Kirche und ihrer Entstehung angesehen wurden.

verstanden sein wirst. Dagegen bin ich mit Deinem Lob der neuen Vorrede zu Hegels Logik nicht einverstanden; sie gehört der Sprache nach zum Greulichsten, was er geschrieben, und auch die Gedanken haben keine rechte Einheit."

(Schluß folgt.)

Die Rückwirkung der russischen Niederlage auf die Islamwelt in Asien

Von

H. Vambéry

Ein Jahr ist es, daß die Ereignisse im fernen Osten den Schleier von der allmächtig geglaubten Wehrkraft des Zarenreiches zu lüften begonnen haben. Ein Jahr, und dennoch war dieser Zeitraum hinreichend, um die Folgen der dortigen Begebenheiten in weitester Ferne vom Schauplatze fühlbar zu machen und solche Kundgebungen hervorzurufen, die, wenngleich nicht überraschend, unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Ich ziele hiermit auf den Eindruck, den die Siege der Japaner auf die unter russischem Zepter sich befindlichen oder politisch noch unabhängigen Asiaten, das heißt auf Türken, Perser, Zentralasiaten, Afghanen, Kirgisen und Mongolen, ausgeübt und der, wenngleich nicht unmittelbar, jedoch mit der Zeit zu einem bedeutenden Faktor in der heutigen und zukünftigen Machtsphäre Rußlands sich herauswachsen wird. Wer eine solche Eventualität vollauf verstehen will, der muß vor allem von den Anschauungen der Orientalen, namentlich aber der Moslimen, in betreff der Stellung und Ziele der russischen Macht einen Begriff haben, und man muß ihre Kritik und Auffassung von den vermeinten Motiven ihres schon mehr als vierhundertjährigen Erzfeindes kennen. Ich erzähle wohl keine Neuigkeit, wenn ich darauf hindeute, daß das türkische Volkselement, von der Zeit angefangen, daß Iwan der Schreckliche die Macht der Goldenen Horde gebrochen, in den Russen seinen Hauptgegner erblickte, von dessen Fahnen sich immer mehr und mehr zurückgedrängt gesehen und in einer langen Kette von ununterbrochener Feindschaft seinen endgültigen Besieger gefunden hat. Die Janitscharen der Sultane von Konstantinopel, die Khane von Kasan, von Astrachan und der Krim, die Batire der Kirgisenhorden und die Emire Mittelasiens haben es nicht vermocht, gegen die Heere des Urus standzuhalten. Kein Wunder daher, wenn dieser Name, von jeher gefürchtet und verhaßt, zu einem Begriff des Schreckens und des Abscheus geworden und sogar von der Religionsmythe zum Deddschal, das heißt Antichrist der Muselmanen, geworden ist. So wie Alexander der Große von der orientalischen Legende nach dem grauenvollen Norden geschickt wird, um sich daselbst im Kampfe mit dem rauhen Klima, mit der ewigen Finsternis und mit leibseligen Ungeheuern die Weihe des echten Heldentums zu holen, ebenso haben

moslimische Geschichtsschreiber und Geographen schon früh den Norden und seine Bewohner als Prototype des Schauderns geschildert. Tamerlans Kämpfe gegen Moskau figurieren als die größten Heldentaten in der Volksdichtung der Sarten, Tadschiken und Oezbegen; in den persischen und mittelasiatischen Geschichtswerken des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts spielt der Urus die Rolle eines gefährlichen Gegners, und der turkmenische Barde Machdumkuli hat im achtzehnten Jahrhundert seinen nomadischen Landsleuten verkündet, daß die Welt, das heißt die islamitische, durch den Ruß vernichtet werden wird — ein prophetisches Wort, das durch den Sieg Skobeleffs bei Goektepe auch verwirklicht worden ist.

Daß Rußland als östlicher Vorposten der abendländischen Welt mittels staatlichen und gesellschaftlichen Behelfen, die es Europa entlehnt, zu diesen Erfolgen über die stationäre Welt des Morgenlandes gelangt ist, das hat den guten, aber schläfrigen Asiaten nur schwer einleuchten können. Kraft der felsenfesten Ueberzeugung hätten die Gläubigen in Mohammed zu einer solchen Schlußfolgerung auch gar nicht kommen können, der Russe ward nun einmal als die gerechte Strafe Allahs und seines Propheten angesehen, und in die unabwendbaren Verhängnisse des Fatums sich fügend, hat man Rußland überall im Islam als jene Macht anerkannt, gegenüber der jede Gegenwehr nutzlos ist. Wenn die lesghischen Fedais Scheich Schamils, im Leichenhemd gekleidet, in die Bajonettenreihe der russischen Regimenter sich gestürzt, um den sicheren Glaubenstod zu finden, so haben die modernen Krieger des Islam, minder beherzt als die kaukasischen Gebirgsbewohner, in Ueberzeugung des nutzlosen Widerstandes in Transaktionen sich eingelassen. Es war diese Hoffnungslosigkeit der moslimischen Regierungen, nicht zugleich der moslimischen Völker, die wie ein schwarzer Faden durch die Geschichte des diplomatischen Verkehrs zwischen Russen und Mohammedanern im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sich hinzieht und der nordischen Großmacht zu ihren Siegen verholfen hat. Am Bosporus hat man noch vor der Einführung des Tanzimates und des regulären Heeres den noch so verletzenden und schädlichen Forderungen des Hofes von St. Petersburg Gehör gegeben und allen Erniedrigungen sich ausgesetzt, nur um einem Krieg auszuweichen, da man wußte, daß jeder Waffengang mit dem übermütigen Nachbar im Norden einen Länderverlust und Schwächung des Ansehens der Hohen Pforte nach sich ziehen muß. Während des Krimkrieges hat die moralische und materielle Unterstützung des Abendlandes den sinkenden Geist der Osmanen wohl auf kurze Zeit belebt, man stürzte sich freudig in den Krimkrieg, doch hat es auch schon damals Zweifler gegeben, namentlich unter den Anhängern der sogenannten Alt-Türkei, die im vorhinein auf den Beistand des christlichen Abendlandes keine allzu große Hoffnung gesetzt und die Ansicht vertraten, daß aus Giaurshänden dem Islam kein Segen ersprießen könne. Im Gegensatze zum Prinzip der Puritaner Englands: „Keep your powder dry and trust in God" hat der Alt-Türke nur immer den Satz: „Ma tefviki illa b'Illahi" (Mein Vertrauen ist nur in Allah) vor Augen gehabt, und sein Zweifel war auch gewissermaßen

berechtigt, denn der Krimkrieg hat den Türken trotz der Sympathiekomödie Europas mehr Schaden als Nutzen gebracht. Nachdem der Vertrag von Paris von 1857 einige Jahre später in London seine Schärfe eingebüßt, nahm die Russenfurcht an den Ufern des Bosporus immer größere Dimensionen an, und das türkische Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse schön geduldig und lege sie auf dein Haupt“ befolgend, wurde der russische Einfluß unter der Regierung des halbverrückten Sultan Abdul Aziz dermaßen allmächtig, daß General Ignatieff die Existenzbedingungen des ottomanischen Staates leichter Dinge untergraben und mit den Folgen des letzten russisch-türkischen Krieges aus der Türkei trotz des Berliner Vertrages ein williges Werkzeug moskowitischer Pläne machen konnte. Der äußerst furchtsame, energielose und aller Welt mißtrauende Sultan Abdul Hamid hat selbstverständlich diese Willfährigkeit gegenüber Rußland aufs äußerste getrieben, seine Beziehungen zu dem Hofe an der Newa sind beinahe zu einem Vasallenverhältnis ausgeartet, und der Jupiter in St. Petersburg braucht nur seine Wimpern zu rühren, um den Großherrn in eine höllische Furcht zu versetzen und für die größten Zugeständnisse gefügig zu machen.

Mit dem König aller Könige in Teheran ist es natürlich nicht besser bestellt. Den Persern sitzt Rußland noch besser auf dem Nacken, und nicht nur der ganze Nordrand Irans ist gründlich unterminiert, sondern der Einfluß des Zarenreichs reicht schon weit über die Mitte des Landes hinaus und würde sich leicht ganz Persiens bemächtigen, wenn der britische Rivale ihm von Süden her nicht den Weg verrammt hätte. Den Persern ist der russische Schrecken noch zur Zeit Peter des Großen in die Glieder gefahren, und trotz der kurzlebigen Erfolge Aga Mehemmed Khans, des Begründers der heute am Throne befindlichen Dynastie, sind die Schatten des vom Norden her drohenden Gespenstes nie gewichen, und beim Nennen des Namens „Ruß“ überläuft schon lange ein eisiger Schauer jeden Einwohner Persiens. Dieser Angst hat die Politik an der Newa stets Rechnung getragen und bis heute keine Gelegenheit unterlassen, um dem Lande und seinen Einwohnern das Ansehen und die Macht des Zaren fühlen zu lassen. Hierzu hat am meisten der siegreiche Feldzug Skobeleffs gegen die Turkmenen beigetragen, und die Turkmenen selbst, diese sich unbesiegbar dünkenden Raubritter der Hyrkanischen Steppe, hatten es auch bald eingesehen, daß die Russen ganz andre Gegner sind als die Perser und daß sie mit der Zeit sich wohl auch der Steppe bemächtigen werden. Als ich in dem primitiven Nachen, zwischen meinen Bettlergefährten eingepfercht, den Kaspisee von der persischen Küste aus nach Gömüschtepe übersetzte, erklärte schon damals unser turkmenischer Bootführer, daß die zur Bezeichnung des Fahrwassers von den Russen ausgesteckten Bojen Grenzpunkte seien, welche die Engländer hier gesetzt hätten, um ihre Rivalen von einer Landung abzuhalten. Wie ersichtlich, wird die politische Kannegießerei selbst unter den schlichten Nomaden betrieben, doch die Jomut-Turkmenen hatten einige Jahre nachher die bittere Wahrheit erfahren, und nach dem russischen Siege bei Goektepe ist der Mut der Tekke-Turkmenen dermaßen gesunken, daß die russischen Emissäre Alichanoff und Naziroff nur

wenig Mühe und Geld zu verwenden brauchten, um sich in den Besitz von Merw zu setzen und die Unterwerfung aller Turkmenen sich zu sichern. War nun die Macht der Turkmenen, dieser weit und breit gefürchteten Nomaden, einmal gebrochen, so hat der im Frühjahr 1885 erfolgte Kampf gegen die Afghanen bei Pendschab, der für die Grenztruppen des Emir Abdurrahman Khans so unglücklich ausgefallen war, das Préstige der russischen Waffen auch im Grenzlande Indiens erhöht, und das mit seinen Heldentaten gegen die Engländer sich brüstende Afghanenvolk mußte ebenfalls im Weißen Padischah an der Newa einen mächtigen, unüberwindlichen und gefährlichen Gegner erkennen. Von den drei Khanaten Mittelasiens wollen wir gar nicht reden. Diese haben die russische Uebermacht sattsam zu fühlen bekommen. Bei der Einnahme von Taschkend im Jahre 1864 hatten 1501 russische Soldaten den Kampf mit 15000 chokandischen Kriegern und mit 90000 Einwohnern aufgenommen und siegreich zu Ende geführt. Kein Wunder daher, wenn die Russen in den Augen der Zentralasiaten als leibhaftige Dämone erschienen, gegen deren übermenschliche Kraft und teuflische Geschicklichkeit nichts auszurichten sei. Eine Macht, die sich in einem solch blendenden Lichte der Superiorität vorstellt, und die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den überwältigenden Eindruck immer zu nähren und aufrechtzuhalten, eine solche Macht muß selbstverständlich in der erhitzten Phantasie des Morgenländers eine tiefe Spur zurücklassen, und bei der vom Fatalismus erzeugten Apathie der Mohammedaner wird es ganz natürlich erscheinen, wenn der Ruf von der Unbesiegbarkeit, der unersättlichen Ländergier und von den endlosen Heeren des Zaren in der ganzen Länge und Breite der Islamwelt legendarisch geworden ist.

So standen die Dinge bis zu den neuesten Begebenheiten im fernen Osten und bis zum Eintreffen der Nachrichten von den Siegen der Japaner zu Wasser und zu Land.

Diese Nachrichten fielen wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die von Moslimen bewohnten Länder Asiens, und man kann sich vorstellen, welchen tiefen Eindruck sie gemacht und wie überraschend sie auf die Gemüter gewirkt. Vor allem muß die nicht allgemein bekannte Tatsache hervorgehoben werden, daß der Nachrichtendienst in den Islamländern von einem viel regeren Umfange ist, als im allgemeinen angenommen wird. In erster Reihe pflegen Basarenklatsch und Karawanengerüchte gar oft mit dem bestorganisierten Telegraphendienste vorteilhaft zu konkurrieren. Das „On dit“ schwillt gar bald zu einer unbezweifelbaren Tatsache, aus kleinen Zahlen werden Hunderttausende, und besonders potenzieren sich die Hiobsposten dort, wo der Wunsch zum Vater des Gedankens wird. Zu diesem altbewährten Nachrichtendienst hat sich neuestens die moslimisch-asiatische Presse gesellt, die, primitiv in der Form, schüchtern in der Bewegung, aber mitunter recht bedeutungsvoll in dem, was sie nicht sagt und was zwischen den Zeilen zu lesen ist, — eine Presse, die zu einem ganz merkwürdigen Faktor im politischen und gesellschaftlichen Leben der Türken, Araber, Tataren, Perser und Hindostaner sich herausgebildet hat. Ich bin ein ständiger Leser einzelner dieser Blätter

und muß gestehen, daß die Tätigkeit der moslimischen Journalisten oft volle Bewunderung verdient. Angesichts der Ohnmacht gegenüber dem Abendlande muß zum Beispiel in der Türkei auf Befehl der Regierung jede Kritik, jede Kundgebung der Sympathie oder Antipathie strengstens vermieden werden, denn man fürchtet widrigenfalls den Zorn einer Gesandtschaft auf sich zu laden. Außerdem halten Sultane oder Schahs es für impertinent, wenn irgendein Untertan die Kühnheit hat, in Staatsangelegenheiten dreinzureden oder politische Tagesereignisse zu kommentieren. In puncto Zensurknebel hat Sultan Abdul Hamid den höchsten Rekord erreicht, und neben dem türkischen Zensor schrumpft der russische Kollege zu einem erbärmlichen Stümper zusammen. Weil der Großherr vor Attentaten eine Höllenfurcht hat, so sollen derartige Vorkommnisse in Europa daheim strengstens verschwiegen werden aus Furcht, daß die westlichen Missetäter unter den Türken Nachahmer finden mögen, und so kam es, daß die türkische Presse den Präsidenten Carnot an Bauchschmerzen, den König Umberto an Sklerosis und das serbische Königspaar an Magenkrebs sterben ließ — trotzdem europäische Zeitungen zu Hunderten ins Land kommen, in den Kaffeehäusern Peras aufliegen und gelesen werden. Von den Ereignissen auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze und im Chinesischen Meerbusen hat die Presse der Türkei und Persiens nur wenig mitgeteilt und alles in der allersteifsten Neutralität, ja, ich habe Notizen gelesen, in denen faustdicke Krokodilstränen ob der russischen Verluste vergossen werden — trotzdem die ganze türkische Bevölkerung frohlockt und jauchzt, daß ihr Erzfeind geschlagen wird und noch dazu geschlagen wird von einem asiatischen Volke, von dem man es am allerwenigsten erwartet hätte, daß es sich zum gewaltigen Rächer jener Macht herauswachsen wird, die über halb Asien die Knute schwingt, die Asiaten bekriegt und besiegt hat, und die mit Hilfe der Asiaten im Frankenlande zu Ruhm und Ansehen gelangt ist. Ein freudigeres Ereignis als die russischen Mißerfolge im fernen Osten hätte für die Gemüter der Rechtgläubigen im Orient wohl nicht eintreffen können, und im Rausche des Wonnegefühls ist selbst der Religionsskrupel unterdrückt worden, denn man hat sich gar nicht die Mühe genommen, über Stammes- und Glaubensangehörigkeit der Besieger der Russen Erkundigungen einzuholen. Ueber Japan und die Japaner war man in der Islamwelt vor dem Ausbruch des Krieges wenig oder gar nicht unterrichtet, nur die offizielle Welt hatte eine dunkle Ahnung von Japan und dem Mikado, zu dem Sultan Abdul Hamid eine außerordentliche Mission auf der Fregatte „Ertogrul“ geschickt, wobei das Schiff auf der Rückreise mit Mann und Maus untergegangen ist. Daß die Japaner nicht zu den Ehli Kitab (das heißt Bekennern zu einem der vier heiligen Bücher als: Koran, Bibel, Thora und Psalmen) gehören, folglich zu den schwärzesten Heiden und Götzenanbetern zählen, das ist erst später in die Oeffentlichkeit gedrungen. Merkwürdigerweise sind selbst diese allerschauerlichsten Epitheten ganz unberücksichtigt geblieben, und die frommen Seelen der Befolger der Lehre Mohammeds haben es über sich ergehen lassen, diese schwarzen Gottesleugner nicht nur zu bewundern, sondern selbst zu verherrlichen, zu lobpreisen

und als Musterbilder der Tugend der Tapferkeit und der menschlichen Vollkommenheit hinzustellen. Ja, ich habe meinen Augen kaum getraut, als ich in der freien moslimischen Presse, die in Aegypten, in Algier und in Indien erscheint, die begeisterten Dithyramben gelesen, mit denen die Japaner geschildert werden, und ich bin fest überzeugt, daß ein mohammedanischer Schriftsteller, der vor dem Kriege in solche Lobeserhebungen sich eingelassen hätte, als Kafir (Ungläubiger) verschrien und verachtet worden wäre.

Es versteht sich von selbst, daß man sich in dem Maße, in dem die Japaner glorifiziert wurden, über die Russen wegwerfend geäußert, ihre Regierung als verbrecherisch und unfähig geschildert, ja ihnen alle jene Fehler und Gebrechen nachzuweisen gesucht hat, deren man die Islamländer immer beschuldigt. Hand in Hand mit diesen Kundgebungen ist natürlich auch eine derbe Kritik der in der Islamwelt bisher vorherrschenden Auffassung von der Macht und Größe des nordischen Kolosses gegangen. Man schämt sich ob der Furcht, die das nun für hohl und schwach befundene Rußland eingeflößt, noch mehr aber ob der ewigen Niederlagen, die der so arg überschätzte Riese den Völkern des Islams beigebracht hat, und einzelne Schreiber sind zu dem Schlusse gelangt, daß aus den Erfahrungen auf den Schlachtfeldern in der Mandschurei für die Zukunft des Islams sich ein günstigeres Bild gestalte. Ich habe es mir angelegen sein lassen, über die diesbezüglichen Meinungen der moslimischen Untertanen Rußlands in der Krim, im Kaukasus und in Zentralasien nachzuforschen, und ich habe gefunden, daß man in den erstgenannten Provinzen, über die Niederlagen Rußlands so ziemlich gut unterrichtet, die Freude ob des befriedigten Rachegefühls unterdrückt, in Turkestan jedoch nur auf dem Wege über Persien und Indien von dem wahren Sachverhalt Nachricht erhalten, aus russischer Quelle hingegen immer nur Siegesbulletine und von der totalen Vernichtung der Japaner gehört hat.

Nicht minder erfreut sind die Mohammedaner Indiens über das Mißgeschick, das die russischen Waffen getroffen, obwohl hier nicht so sehr das Rachegefühl gegen den Erzfeind des Moslimen, als vielmehr der Triumph eines asiatischen Volkes über die Macht eines christlichen Landes den Ausschlag gegeben. Letzterwähnter Umstand hat im Kreise der Engländer in Indien einen gewissen Grad von Unbehagen und Besorgnis hervorgerufen, der Sir Alfred Lyall, der gelehrte Kenner Hindostans, in einer öffentlichen Sitzung einer gelehrten Gesellschaft Ausdruck verliehen, indem er sagte: „Wir (das heißt die Engländer) müßten die allerletzten sein, die ob des Sieges eines asiatischen Volkes über eine europäische Macht frohlocken dürfen.“ Uns dünkt diese Furcht keinesfalls gerechtfertigt, denn erstens haben die Hindostaner reichlich Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß Englands Macht und Stärke auf einer viel solideren Basis ruht als die des russischen Kolosses, daher nicht so leicht erschüttert oder gestürzt werden kann. Zweitens wird Englands Herrschaft als humaner, gerechter und erträglicher gefunden als die der Russen. Drittens als Großbritannien während seines Krieges in Südafrika von einem Mißgeschick heimgesucht und seine zeit-

weiligen Niederlagen im Osten bekannt geworden, da hatte weder in Indien noch anderswo, wo die englische Flagge weht, sich Schadenfreude gezeigt; ja im Gegenteil, moslimische und brahmanische Eingeborene haben dem Rag (Regierung) freiwillige Dienste angeboten und überall Teilnahme bekundet. Wie gesagt, die dem Rachegefühl entspringende Verherrlichung der Japaner kann den Engländern, den Verbündeten Japans, wenig schaden, denn merkwürdigerweise haben die Niederlagen der russischen Armee selbst auf das Gros der russischen Bevölkerung keinen deprimierenden Eindruck gemacht, weil man in diesen den Sturz der despotischen Herrschaft erblickte, wie aus dem Zusammenhange der inneren Wirren mit dem Unglück im fernen Osten ersichtlich ist.

Alles in allem genommen, wird die Rückwirkung der russischen Mißerfolge in der Mandschurei auf die Beziehungen zu den Mohammedanern in Asien nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben. Dieses bezieht sich nicht so sehr auf die Gegenwart als vielmehr auf die zukünftigen Gestaltungen, denn gegenwärtig lastet die russische Hand noch immer mit genügend starkem Drucke auf den mohammedanischen Untertanen des Zarenreiches, um nicht gewaltsamen Erhebungen oder plötzlichen Umstürzungen ausgesetzt zu sein. Gegenüber dem ottomanischen Staate hat Rußland einen viel zu festen Fuß gefaßt, um die Rückwirkung seiner Niederlagen schon jetzt fürchten zu müssen. Sultan Abdul Hamid ist beinahe zum Vasallen des Zaren geworden, und nicht nur auf der Balkanhalbinsel, sondern selbst in Kleinasien steht den Russen Tor und Tür offen, und so wie Konstantinopel mittels eines Handstreiches vom Schwarzen Meere aus leicht genommen werden kann, ebenso steht die Nordgrenze Kleinasiens von Erzerum bis nach Bajazid hin dem Vordringen Rußlands ganz offen. Hätte Sultan Abdul Hamid, von der ewigen Furcht und dem Mißtrauen gepeinigt, nicht stets eine unglückselige Politik befolgt, so wäre jetzt der beste Zeitpunkt gewesen, die Verlegenheit des Erzfeindes der Türkei auszubeuten, doch mit dem von innen und außen zerrütteten, in allen Ecken und Fugen krachenden Staatsbau ist schwer etwas anzufangen, und die Türken können vorderhand von den Vorgängen im fernen Osten gar keinen Nutzen ziehen. Noch weniger ist dies den Persern möglich, deren Land in seinem nördlichen Teile dem russischen Einflusse beinahe ganz preisgegeben ist, deren Regierung mit Unterstützung russischer Anlehen eine klägliche Existenz fristet und wo man das unausbleibliche russische Vasallentum nur für eine Zeitfrage hält. Persien hat unter denselben Fehlern zu leiden wie die Türkei. Leichtsinnigkeit, Unentschlossenheit, Mangel einer richtigen Erkenntnis der Sachlage, tyrannische Willkür der Regierung, Anarchie und Gesetzlosigkeit haben hier sowohl wie dort eine Lage geschaffen, der gar nichts mehr zunutze kommen und die durch keine wie immer geartete Schwächung des Gegners von der Zwangslage sich befreien kann. Man bedenke einmal, wie leicht es Persien gewesen wäre, aus den russischen Wirren im Kaukasus, in denen das Unglück in der Mandschurei sicherlich eine Rolle spielt, Vorteil zu ziehen. Einerseits ist die dortige moslimische Bevölkerung mit den iranischen Türken und mit der Dynastie der Kadscharen blutsverwandt, anderseits gehören die türkischen Be-

wohner des Kaukasus zumeist der schiitischen Sekte an, deren geistiges Oberhaupt zugleich Träger der persischen Krone ist und die auch schon früher im Kaukasus geherrscht haben. Die Armenier, das zunächst einflußreiche Element im Kaukasus, sind wegen des Kirchenraubes zu wütenden Feinden des Russentums geworden, und auch die Georgier, die in geheimen revolutionären Komitees für nationale Unabhängigkeit sich begeistern, haben schon längst den Russen Rache geschworen. Die Schwächung des russischen Prestiges mag daher in den kaukasischen Bergen viel ernstere Folgen nach sich ziehen, als allgemein geglaubt wird. Die räuberischen Allüren der halbnomadischen Türken, von denen wir zeitweise zu hören bekommen, können, wenn von außen her unterstützt, in kritischer Zeit den Russen noch sehr gefährlich werden, zumal das Regime dort noch auf einer sehr unsicheren Basis ruht und der Kaukasus trotz einer mehr als hundertjährigen Herrschaft vom Zarenreich nur annektiert, ihm aber noch nicht assimiliert worden ist.

Viel verhängnisvoller mag die Rückwirkung der russischen Niederlagen in der Mandschurei an jenen Punkten sich gestalten, wo der Hof von St. Petersburg erst die Fäden seiner Pläne ausgestreckt und wo die Zeitigung der Erfolge noch der Zukunft anheimgegeben ist. In dieser Beziehung kommt die russische Politik mit Bezug auf Afghanistan zuerst in Betracht, und ohne in weitgehende Spekulationen sich einzulassen, wird man die Folgen des Niederganges des russischen Prestiges sofort wahrnehmen. Emir Habibullah hat nach dem Tode seines Vaters am Herrscherſitze von Kabul Spuren einer Politik verraten, die durchaus nicht als englandfreundlich bezeichnet werden konnte. Der verhältnismäßig junge Mann hat unter der eisernen Hand seines Vaters die Rolle eines folgsamen, gelehrigen und nicht ganz talentlosen Sohnes gespielt, ein Thronfolger, auf den der Vater mit Vertrauen geblickt. Kaum hatte er jedoch die Zügel der Regierung in die Hände bekommen, als die jugendliche Einbildung von seiner Geistesgröße zu einem solchen Höhengrade sich erhob, der mit seiner Geisteskraft keinesfalls im Einklange stand. Anstatt die von seinem Vater ihm testamentarisch vermachte Politik zu befolgen, wollte er in neue Bahnen einlenken und in den Beziehungen zu den beiden gefährlichen Nachbarn Veränderungen herbeirufen. Er hatte nicht den Mut, den Briten, von denen er jährlich eine Million und achtmalhunderttausend Rupien Unterstützung bezog, sofort die Freundschaft zu kündigen; doch er verlegte sich aufs Schmollen, zeigte sich bei jeder Gelegenheit widerhaarig und gab anderseits den Russen offenkundige Beweise eines wohlwollenden, gefälligen Nachbars. Dieses Kokettieren ist selbstverständlich von den russisch-turkestanischen Behörden nicht unbemerkt geblieben, eine Hand wusch die andre, und beide blieben schmutzig, das heißt, beide hatten vom unsauberen Spiele der Intrigen wenig profitiert. Die afghanischen Grenzwachen schlossen ein Auge zu, wenn russische Offiziere vom Oxus oder vom Murgab aus einen Jagd- oder Spazierausflug (?) auf afghanisches Gebiet unternahmen, oder wenn russische moslimische Untertanen in geschäftlichen Angelegenheiten (?) Herat, Maimene oder sonstige Grenzpunkte besuchten. Auch russischerseits bemühte man sich, den Afghanen mit Liebenswürdigkeiten entgegenzukommen, und als ein afghanischer

Grenzbeamter mit Steuergeldern aufs russische Gebiet sich flüchtete, wurde er von den Russen ergriffen und den Afghanen überliefert. Noch mit vielen andern Gefälligkeitsdiensten haben die Russen getrachtet, sich den Weg zum Herzen des Herrschers von Kabul zu bahnen, und im ersten Jahre der Regierung Habibullahs hatte man in Indien gar oft von den russischen Sympathien des afghanischen Fürsten gemunkelt. Diese Gerüchte fanden eben Nahrung und Bestätigung in den ebenso törichten als kindischen Neckereien des britischen Vasallen jenseits der Suleimannskette, denn Habibullah ließ es sich besonders angelegen sein, den Argwohn seines Schutzherren zu erwecken. So hatte er fortwährend das Feuer der Revolte unter den räuberischen Afridis und sonstigen unruhigen Stämmen im Nordwesten Indiens geschürt, und er hatte sogar die Absicht, aus diesen eine Schutztruppe zu bilden, während anderseits Kapitän A. C. Yate, der Bruder des Commissioner von Beludschistan, der gelegentlich einer Jagdpartie mit einigen Schritten die afghanische Grenze in der Nähe von Kandahar überschritten hatte, festgenommen und Tage hindurch in Gefangenschaft behalten wurde. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß in diesen Zeitpunkt der afghanischen Liebäugeleien mit Rußland das Kabinett von St. Petersburg mit dem Verlangen, einen regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit Kabul zu unterhalten, aufgetreten ist, welchem Vorhaben die Engländer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich widersetzt haben und auch später sich widersetzen werden.

So standen die Dinge bis noch vor einem Jahre. Emir Habibullah Khan war bis dahin nicht zu bewegen, mit Bezug auf seine politische Richtung Farbe zu bekennen, sondern er hatte sich aufs Versteckspielen verlegt und war jeder solchen Kundgebung aus dem Wege gegangen, die als Zeichen der Sympathie hätte ausgelegt werden können. Als 1902 die Thronbesteigung des Kaisers von Indien im Krönungsdurbar in Delhi gefeiert wurde und sämtliche Feudalfürsten und Protegés der britischen Krone sich dort eingefunden hatten, da hatte Emir Habibullah, der teuere Vasall Englands, durch seine Abwesenheit geglänzt, obwohl sein Vater 1885 dem Vizekönig Lord Dufferin und sein Onkel Schir Ali Khan dem Vizekönig Lord Mayo 1869 in Umballah einen Besuch abgestattet hatten. Dasselbe hat auch der Großvater des jetzigen Emirs, nämlich Dost Mohammed Khan getan, ohne daß ihrer Würde eine Einbuße geschehen, und wenn Habibullah trotz alledem sich in der Rolle eines stolzen Nachbars gefiel, so ist dies einzig und allein in der altgewohnten Politik afghanischer Prinzen zu suchen, die mit ihren Sympathien ein Lizitandogeschäft betrieben und immer einen der beiden Rivalen gegen den andern auszuspielen versucht hatten.

Mit den Ereignissen im fernen Osten, namentlich mit dem Eintreffen der Nachrichten von den Niederlagen Rußlands zu Wasser und zu Land, trat in Kabul ganz plötzlich ein Szenenwechsel ein. Der Emir schien nun die Pläne einer Revoltierung der Grenzstämme im Nordwesten Indiens fallen gelassen zu haben. Khaß Khan, der Anstifter der englandfeindlichen Politik, wurde seines Einflusses am Hofe zu Kabul verlustig, man schickte sich an, freundlicher über

den Cheiberpaß hinüberzublicken, und nicht nur wurde der früher seitens Englands gemachte Vorschlag behufs Austausches einer Mission nun bereitwilligst angenommen, sondern der Emir sandte seinen ältesten Sohn Inajetullah mit Geschenken zum Vizekönig Lord Curzon und empfing die von Mr. Louis Dane geführte englische Mission aufs freundschaftlichste in Kabul. Unter solchermaßen veränderten Verhältnissen werden auch noch andre zwischen Afghanistan und Indien schon lange schwebende Differenzen wohl leichter ausgeglichen werden, doch die Erörterung einer solchen Eventualität wäre jetzt etwas verfrüht, wir wollten hierorts nur konstatieren, daß die Niederlagen der Russen es waren, die den ränkelustigen Afghanen mürbe und gefügig gemacht, und wodurch auch seine Forderungen an England werden bedeutend herabgestimmt werden; notabene, wenn die englische Diplomatie genug Mut und Umsicht bekundet, die nachteilige Stellung ihres nordischen Rivalen nach Tunlichkeit auszubeuten. Wäre das Gegenteil eingetreten, das heißt, hätten die russischen Waffen über Japan triumphiert, so würde der schon längst begründete Machtruf und das Ansehen Rußlands eine bedeutende Kräftigung erhalten haben, und Emir Habibullah wäre gewiß mit einer höheren Preisforderung aufgetreten.

Aehnliche Wahrnehmungen sind es, die sich uns auf andern Punkten jenes Grenzgebietes aufdrängen, wo die Interessenkreise der beiden Rivalen in Asien sich berühren. In Ostturkestan zum Beispiel wird der Zeitpunkt der russischen Invasion nicht mehr für so naheliegend gehalten wie früher, trotzdem falsche telegraphische Nachrichten die russische Okkupation Kaschgars verbreitet haben. In Bedachschan und auf dem Pamir gebärden sich die afghanischen Wachtposten viel freier als ehedem, denn der Emir hat Sorge getragen, daß seine Korrespondenten ihm von Indien aus über die kleinsten Vorfälle in der Mandschurei Nachrichten geben, und auch in Tibet hätten die Angelegenheiten eine andre Wendung genommen, wenn Dordschieff, der russische Ratgeber des Dalai Lamas, durch den mißlichen Ausgang des Krieges im fernen Osten entmutigt, auch die Hoffnung auf eine russische Hilfeleistung aufzugeben, sich nicht gezwungen gesehen hätte. Die russischen Niederlagen werden noch fernerhin eine ganze Verkettung von Ursachen und Folgen nach sich ziehen. Im Ideengange des streng konservativ gesinnten Orientalen sind derartige unerwartete Ereignisse, wie wir sie heute im russisch-japanischen Kriege vor uns sehen, von ungewöhnlicher Tragweite und werden namentlich beim Moslem, der hierin einen Finger Gottes sieht, auch in der Zukunft nicht ihre Wirkung verlieren. In den Augen der freidenkenden Asiaten sind die Japaner von der Vorsehung zum Rächer der durch Rußland bisher unterjochten Brüder auserkoren worden, sie haben den Zauber der Unüberwindlichkeit der Russen gebrochen, und es ist leicht begreiflich, wenn der Mensch im Morgenlande im Volke Nipons seinen Retter erblickt, auf dasselbe mit Stolz hinblickt und die Errungenschaften der japanischen Kultur sich zum Muster nehmen will. Neue Gedanken und Ideen brechen sich wohl schwer eine Bahn in der Islamwelt, doch wo die Begebenheiten einen Hoffnungsstrahl zum Bessern in sich bergen und man die Gelegenheit erblickt, für die er-

littene Schmach und Erniedrigung Rache nehmen zu können, dort bersten gar bald die Fesseln des noch so verstockten Konservatismus, die Menschlichkeit tritt in ihre Rechte, und selbst der träumerische Orientale rafft sich zu ungeahnter Tätigkeit auf.

Von dieser Auffassung ausgehend, unterliegt es keinem Zweifel, daß Rußland den Nimbus seiner Macht und Größe durch die Niederlagen im fernen Osten verloren, in der Wertschätzung der Moslemin Asiens stark gesunken ist. Dieses bezieht sich nicht nur auf seine Waffenkraft, sondern noch vielmehr auf den Ruf der teuflischen Zauberkunst und Geschicklichkeit, die ihm von der schlichten Menschheit in der nördlichen Hälfte Asiens zugemutet wurde. Die russische Propaganda hat es nämlich von jeher verstanden, alle wissenschaftlichen Entdeckungen des Westens, alle Behelfe der modernen Technik, ja alle Errungenschaften des europäischen Geistes als rein russische Produkte darzustellen und mit dem aus dem Abendlande entlehnten Gute sein nationales Panier zu schmücken. Nun wird auch diesbezüglich in den Anschauungen der Orientalen eine Veränderung um sich greifen, und im Kampfe gegen Japan kann Rußland nicht nur seine Stellung im fernen Osten, sondern auch sein bisheriges Prestige in ganz Asien einbüßen.

S. M. S. „Arkona“ im deutsch-französischen Kriege

Von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

In nachfolgendem soll eine bisher kaum in weiteren Kreisen gekannte Episode aus der Seekriegsführung 1870/71 auf Grund des darüber geführten Tagebuches geschildert werden. Die norddeutsche Flotte war damals infolge der großen Ueberlegenheit der französischen zur Untätigkeit verurteilt, und es fanden nur verhältnismäßig unbedeutende Begegnungen statt, wie die Plänkeleien der „Grille“ und „Nymphe“ in der Ostsee, der Kampf des „Meteor“ mit dem französischen Aviso „Bouvet“, die Fortnahme von französischen Handelsschiffen vor der Garonne-Mündung durch die sehr rasche Korvette „Augusta“ sowie die hier zu schildernde Tätigkeit der Korvette „Arkona“. Die raschen und großen Erfolge der deutschen Armee in Frankreich waren die Ursache, daß alle Aktionspläne der französischen Marine, die sich auf Schutz und Beihilfe derselben für eine Truppenlandung an der deutschen Küste bezogen, aufgegeben werden mußten, und die Flotte sich auf eine Blockade der deutschen Küste und Aufbringung einiger deutscher Kauffahrteischiffe beschränkte. Vernünftigerweise unterließ die feindliche Flotte auch ein Bombardement befestigter deutscher Küstenplätze, denn dasselbe hätte ohne nachfolgende Truppenlandung nur zu gegenseitiger Zerstörung von Material und Opferung von Menschenleben dienen können, ohne

irgendwelchen Einfluß auszuüben auf den Verlauf des Krieges. Daß die französische Flotte nicht unbefestigte Küstenplätze bombardierte und Privateigentum zerstörte, woran sie nicht behindert werden konnte, zeugte von humaner und vorgeschrittener Auffassung, denn ein internationales Recht, das solche Ausschreitungen verbietet, gibt es leider nicht.

Da der dermalige Seehandel und die Seeschiffahrt Frankreichs im Vergleich zur deutschen untergeordnet war, Deutschland durch Beitritt zu der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 aber vertragsmäßig verhindert war, französische Handelsschiffe durch Ausgabe von Kaperbriefen an die an Zahl und Schnelligkeit den französischen Handelsdampfern weit überlegenen deutschen aufzubringen, so war es ein Akt der Klugheit, daß durch Verordnung des Präsidiums des Norddeutschen Bundes vom 18. Juli 1870 bestimmt wurde, daß französische Handelsschiffe der Aufbringung und Wegnahme nur in demselben Maße unterliegen sollten, wie die Handelsschiffe der Neutralen. Es wurde dabei wohl die Hoffnung gehegt, daß Frankreich sich durch die deutsche humanitäre Erklärung zu gleicher Maßnahme veranlaßt sehen würde; solche Erwartung wäre doch aber nur gerechtfertigt gewesen, wenn Deutschland hätte Kaperbriefe ausgeben dürfen, denn Frankreich konnte und mußte sich sagen, daß der deutsche Verzicht auf das Recht, dem feindlichen Seehandel nachzustellen, von keiner tatsächlichen Bedeutung war, weil die vier derzeit im Auslande befindlichen deutschen Kriegsschiffe ohnehin kaum in der Lage waren, Prisen zu machen, und der Rest der deutschen Flotte durch die vielfach überlegene französische in den heimischen Häfen leicht zu blockieren war.

Es zeigte sich hier recht auffallend, wie unklug der Beitritt Deutschlands zur erwähnten Pariser Deklaration gewesen ist. Viel deutlicher aber würde unsre damalige Kurzsichtigkeit in die Erscheinung treten bei einem Kriege mit einer bedeutenderen Seenation, wie zum Beispiel England oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und es zeugt von dem weit praktischeren Blick und Geschick der letzteren, daß sie dieser Deklaration nur unter der Bedingung beizutreten in Aussicht stellten, daß überhaupt das auf See schwimmende Privateigentum vom Feinde nicht erbeutet werden dürfe, außer bei dem Versuch, es, soweit es sich als Konterbande darstellt, dem blockierten feindlichen Lande zuzuführen. Man kann auch verstehen, daß ein so klar und weitblickender Mann, wie der Graf Bismarck, sich bei Besprechung dieser Angelegenheit am 13. Dezember 1870 dahin geäußert haben soll: „Ja, wir müssen sehen, wie wir von dem Unsinn wieder loskommen“; leider ist aber bisher alles beim alten geblieben.

Eine Revision des vereinbarten und nicht vereinbarten sogenannten „internationalen Seerechts“ ist ohne Frage eine ganz dringende Notwendigkeit, und zwar für Deutschland viel mehr als für irgendeine andre Nation, worauf ich hoffe bei andrer Gelegenheit zurückkommen zu können.

Da seerechtliche Gesichtspunkte eine nicht unwichtige Rolle in den nachfolgend geschilderten Handlungen und Ereignissen der von mir im Kriege 1870/71 kommandierten Korvette „Arkona“ spielen und gerade gegenwärtig im Kriege

zwischen Japan und Rußland unausgesetzt seerechtliche Fragen und Auffassungen von der einen wie der andern Seite angeregt werden und zur Diskussion stehen, dürfte trotz der seitdem verflossenen vierunddreißig Jahre die nachfolgende Schilderung eines gewissen aktuellen Interesses nicht entbehren.

Bevor an die Darlegung der Kriegsereignisse der „Arkona“ selbst geschritten wird, muß hier kurz einiges aus der unmittelbar vorangegangenen Tätigkeit der Korvette und ihrer besonderen Verhältnisse aufgeführt werden, weil es in direktem Zusammenhang mit den späteren Ereignissen und meinen Entschlüssen und Handlungen steht.

S. M. S. „Arkona“, die erste und älteste, auf der Danziger Werft gebaute, gedeckte Korvette der damals noch preußischen Marine wurde auf Allerhöchsten Befehl von mir am 21. September 1869 im Hafen von Kiel in Dienst gestellt und ausgerüstet, um zunächst eine Reise nach dem Mittelländischen Meere anzutreten, woselbst sie als eins der Begleitschiffe des preußischen Kronprinzen der Feierlichkeit der Eröffnung des Suezkanales beizuwohnen hatte. Mir war das Schiff in allen seinen Eigenschaften sehr genau bekannt (jedes Kriegsschiff hat seine besonderen Eigenschaften, deren Kenntnis und Beherrschung für den Kommandierenden unerläßlich ist), da ich auf demselben als Flaggleutnant des damaligen Geschwaderchefs, Kommodore Sundewall, die dreijährige Expedition nach Japan, China und Siam behufs Abschließung der ersten deutschen Handelsverträge mit diesen Reichen mitgemacht hatte. Ein vorzügliches See- und Segelschiff, das sich unter anderm in dem schweren Taifun vom 2. September 1859 bewährt hatte, dem sein Begleitschiff „Frauenlob“ in den ostasiatischen Gewässern zum Opfer fiel, war seine in Belgien gebaute Maschine von Hause aus leider über die Maßen schlecht und ist es trotz vielfacher Reparaturen geblieben.

Auf der obenerwähnten Reise nach dem Suezkanal entstanden schon im Mittelmeer während eines schweren Sturmes starke Risse in dem Kondensor und Undichtheiten in den Ventilen, die zur Folge hatten, daß durch diese Leckage, obwohl nicht nur die Maschinenpumpen, sondern die ganze Besatzung, Kadetten und Offiziere eingeschlossen, mit den Schiffshandpumpen und zahllosen Eimern und andern Gefäßen des eingedrungenen Wassers Herr zu werden suchten, bald über 4 Fuß Wasser im Schiffe waren, so daß die Feuer unter den Dampfkesseln zu erlöschen drohten und ich mich schweren Herzens entschließen mußte, das Schiff an der felsigen Küste Algeriens bei Kap Sidi Feronj auf den Strand zu setzen, um womöglich wenigstens das Leben der Besatzung zu retten. Glücklicherweise brach, nachdem die Küste bereits in Sicht war, der Kondensor (ein wichtiger Maschinenteil) ganz, und nachdem nunmehr die sämtlichen Maschinenventile geschlossen und gedichtet waren, ließ das Lecken nach, und es war gerade noch Zeit, angesichts der hohen Küstenbrandung mit dem Schiffe unter Sturmsegeln vom Lande wieder abzuliegen, auch gelang es unter Segel noch rechtzeitig zur Suezkanaleröffnung in Port Said einzutreffen.

Nachdem dann in den englischen Docks der Insel Malta die Maschine notdürftig repariert war, wurde die Reise nach Westindien fortgesetzt, wo es galt,

durch das Erscheinen eines Kriegsschiffes die Behörden in Venezuela und Haiti zu bewegen, einigen gerechtfertigten Beschwerden Deutscher gebührende Beachtung zu erzwingen, was auch alsbald gelang.

Wie dies bei den ganz unzulänglichen Kräften der damaligen norddeutschen Marine nicht zu umgehen war, fielen den ins transatlantische Ausland entsandten Kriegsschiffen die verschiedensten, mitunter heterogene, Aufgaben zu. So sollte die „Arkona" neben der mehr repräsentativen Aufgabe bei Eröffnung des Suez-kanals und den erwähnten politischen Zwecken auch der Ausbildung einer größeren Anzahl von Seekadetten dienen, und da die Räumlichkeiten des Schiffes nur beschränkte waren, mußten an Stelle der 47 Kadetten ebensoviel Matrosen und, um Platz zur Unterbringung der überzähligen Kadetten in einer in der Batterie zu errichtenden Messe zu gewinnen, vier Geschütze zurückgelassen werden. Unglücklicherweise brach in Westindien auf dem Schiff das Gelbe Fieber aus, dem mehrere Matrosen erlagen, und gleichzeitig litten viele Leute an Dysenterie, so daß über 60 Mann der Besatzung ausfielen. Ferner wurden bei Ausbruch des Krieges die überzähligen Seekadetten in die Heimat gesandt. Auch war die artilleristische Ausrüstung der Korvette leider keine kriegsmäßige, sondern nur der Aufgabe eines Kadettenübungsschiffes angepaßt. Während sonst allgemein bereits gezogene Geschütze auf unsern und fremden Kriegsschiffen eingeführt waren, mußte die „Arkona" mit 18 glatten Dreißigpfündern und nur sechs gezogenen Vierundzwanzigpfündern die Reise antreten, und von letzteren gehörten vier noch dazu einem System an, das bereits aufgegeben war, weil fast nach jedem scharfen Schuß ein derartiges Festklemmen der Verschlußteile sich einstellte, daß das Wiederladen gewöhnlich erst nach stundenlanger Arbeit mit Instrumenten ermöglicht wurde.

Um des Gelben Fiebers Herr zu werden, was nach Ansicht der Schiffsärzte nur durch Aufsuchen eines kälteren Klimas zu erreichen war, begab ich mich mit dem Schiffe nach New York. Dort erhielt ich im Mai 1870 den Befehl, nach den Azoren zu segeln, um daselbst am 10. Juli zu einem unter den Oberbefehlshaber der Marine, den Prinzadmiral Adalbert, gestellten Panzergeschwader zu stoßen. Am 6. Juli auf der Reede von Horta der Insel Fayal eingetroffen, wartete ich vergeblich auf das Geschwader. Am 22. Juli händigte mir der Kommandant des nur einmal im Monat von Lissabon hier eintreffenden portugiesischen Postdampfers einen Brief aus, den ihm im Moment des Verlassens des Hafens von Lissabon ein bei der betreffenden Dampfschiffsgesellschaft angestellter Deutscher mit der Bitte ausgehändigt hatte, ihn dem ersten Kommandanten eines deutschen Kriegsschiffes zu übergeben, den er bei den Azoren treffen würde. Das Schreiben enthielt die kurze Mitteilung, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich erwartet würde. Ursache oder nähere Umstände waren nicht angegeben; die gleichzeitig eingetroffenen Zeitungen ließen solche gleichfalls nicht erkennen. Folgenden Tages erschien der englische Dampfer „Dane" auf der Reede. Der auf demselben eingeschiffte preußische Feldjäger Nikolovius übergab mir Depeschen des norddeutschen Botschafters in London

vom 14. und 15. Juli des Inhalts, daß der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich wahrscheinlich sei und daß daher Seine Majestät der König Befehl erteilt habe, daß das nach den Azoren bestimmte Panzergeschwader sowie die „Arkona“ Wilhelmshaven aufsuchen sollten. Seine Königliche Hoheit der Oberbefehlshaber ließe mir gleichzeitig den Rat erteilen, falls es mir unter den obwaltenden Umständen zu bedenklich erschiene, nach Wilhelmshaven zu gehen, mit meinem Schiffe einen neutralen Hafen aufzusuchen und dort die Korvette abzurüsten.

Ich meldete mit demselben, gleich wieder nach England zurückkehrenden Dampfer dem Oberkommando der Marine, daß ich, da nach späteren Privatnachrichten, die der Dampfer noch unmittelbar vor seinem Abgange von England erhalten hatte, der Krieg bereits erklärt sei, Wilhelmshaven nicht mehr erreichen könne, ohne mit sehr überlegenen französischen Streitkräften zusammenzutreffen. Einen englischen Hafen würde ich aufsuchen, wenn der Feldjäger Nikolovius mir im Auftrage des deutschen Militärbevollmächtigten in London nicht erklärt hätte, daß die englische Admiralität sich genötigt sähe, jedes Kriegsschiff der Kriegführenden nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt aus ihren Häfen auszuweisen. Ich hielte es daher für das beste, zunächst bei den Azoren zu bleiben, und gedächte von dort aus etwas gegen französische Kolonien zu unternehmen. Ich bat ferner um Anweisung, ob ich feindliche Handelsschiffe mit französischer Ladung aufbringen dürfe. Mit der „Dane“ sandte ich 6 überzählige Offiziere und 19 Seekadetten, die bereits ihre Seefahrzeit zum Unterleutnant erworben hatten, in die Heimat zurück, weil anzunehmen war, daß im Vaterland jeder Offizier und Offiziersaspirant jetzt dringend gebraucht werde, während die „Arkona“ mit den etatsmäßigen 10 Offizieren und den jüngeren, noch an Bord verbleibenden 22 Kadetten völlig genug hatte. Eine sogleich angestellte Revision der an Bord befindlichen Seekarten ergab leider, daß die von dem französischen Teil der afrikanischen Westküste fehlten, auch waren solche in Fayal nicht aufzutreiben, so daß der Plan, dorthin zu gehen, fallen gelassen werden mußte. Ich beschloß daher, zunächst in See zu kreuzen, in der Hoffnung, auf einzelne feindliche Kriegsschiffe dabei zu stoßen und so den Feind zu schädigen, ging zu diesem Zwecke auch sogleich in See. Noch in den Gewässern zwischen den Inseln Pico und Fayal befindlich, kam ein Dampfer in Sicht, dessen Flagge wir zunächst für die französische hielten. Nachdem gefechtsklar gemacht war, teilte ich der Besatzung den wahrscheinlichen Ausbruch des Krieges mit unter drei Hurras auf den König.

Bei weiterer Annäherung wurde der Dampfer als ein portugiesischer erkannt. Er hieß „Lisboa“ und hatte eine Depesche für das erste ihm begegnende norddeutsche Kriegsschiff vom diesseitigen Gesandten in Lissabon, der angenommen hatte, das Panzergeschwader hätte bei Ausbruch des Krieges bereits den englischen Kanal verlassen gehabt und sei bei den Azoren zu finden. Die von mir entgegengenommene Depesche datierte vom 17. Juli und besagte, daß nach Privatnachricht Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt habe. Der

Gesandte bot gleichzeitig 3000 Pfund Sterling an, die der Dampfer an Bord hatte und die das Lissaboner Haus O. Herold & Comp. auf seine Veranlassung für das Panzergeschwader zur Verfügung gestellt hatte, da nach Ausbruch des Krieges es für die Schiffe schwer halten würde, auf die preußische Regierung Wechsel zu ziehen. Es verdient besondere Anerkennung, wie umsichtig und rasch (die Azoren sind ja erst in diesem Jahre durch die Norddeutsche Kabelgesellschaft an das internationale Kabelnetz angeschlossen worden) die Gesandtschaften in London und Lissabon dafür Sorge trugen, daß die im Auslande befindlichen Kriegsschiffe vom Stande der Dinge unterrichtet und vor Verlegenheiten geschützt wurden, ohne Rücksicht auf die durch Entsendung besonderer Dampfer entstehenden großen Kosten. Auch für den Nutzen der Handelsschiffe zeigten sie die gleiche Umsicht und Fürsorge, wie später zu erwähnen ist. Man darf darin wohl die vorzügliche Bismarcksche Schulung erkennen.

Ich nahm die angebotene Geldsumme an, sandte der Sicherheit wegen davon 2500 Pfund Sterling per Boot sofort an den norddeutschen Konsul Mr. Dabney in Horta zur Aufbewahrung und erstattete mit demselben Dampfer Meldung darüber dem Oberkommando der Marine mit dem Zusatz, daß ich nun wohl den Ausbruch des Krieges — obwohl keine der bisherigen Nachrichten denselben als positiv feststehend angab — als tatsächlich annehmen könne und danach handeln würde.

Nach einigen Tagen Kreuzens in See und Abhaltung einer Schießübung mit den Geschützen nach schwimmender Scheibe, wobei sehr gute Resultate erzielt wurden, aber sehr sparsam mit der Munition umgegangen werden mußte, da keine Aussicht war, dieselbe ergänzen zu können, kehrte ich nach Horta zurück, berichtete dem Oberkommando über die Vorgänge und meldete, daß, wenn ich den schon früher erbetenen Befehl erhielte, nach einem unsrer Nordseehäfen zurückzukehren, ich glaubte die Umstände so wählen zu können, daß ich trotz blockierender feindlicher Flotte den Hafen erreichen würde, vorausgesetzt, daß er nicht durch Kontakttorpedos unzugänglich gemacht sei, denn ich könne mich auf meine Offiziere und Mannschaft sowie die Artillerie des Schiffes für jedes Unternehmen verlassen. Der innere Beweggrund für das beantragte Vorgehen war in erster Linie, daß ich wenig Neigung hatte, dem ja allerdings den üblichen Neutralitätsgesetzen entsprechenden Rat des damaligen Oberbefehlshabers der Marine nachzukommen, das Schiff in einem neutralen Hafen abzurüsten, also zur Untätigkeit in einer so wichtigen Krisis des Vaterlandes verurteilt zu sein. Ich glaubte aber, dem gewagten Unternehmen, die feindliche blockierende Flotte zu durchbrechen, gewachsen zu sein in Rücksicht auf meine genaue Kenntnis der Fahrwasser der Nordseeküste, bei deren Vermessung ich in früheren Jahren mitgewirkt hatte, auch konnte ich mich hierbei auf die vorzüglichen Navigierungsfähigkeiten des Navigationsoffiziers der „Arkona" verlassen, des späteren Staatssekretärs der Marine, damaligen Kapitänleutnants Heußner, die derselbe auf der bisherigen Reise schon bei den verschiedensten Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte. Für den Fall, daß mein Antrag die höhere Zustimmung erhalten

hätte, beabsichtigte ich, im Norden von Schottland herumgehend, die Nordsee zu erreichen und dort so lange zu kreuzen, bis schwere nördliche Stürme einsetzten, und dann unter Segelpreß, wie ihn wenige Schiffe außer der „Arkona“ vertrugen, die feindliche Blockadeflotte zu durchbrechen. Ich rechnete dabei auf die guten See- und Segeleigenschaften meines Schiffes bei Sturm und die schlechten der französischen Panzerschiffe.

Mein Schreiben an das Oberkommando vertraute ich zur Besorgung der aus Ostasien zurückkehrenden, auf Horta-Reede für zwei Tage ankernden österreichischen Korvette „Dandalo“ an. Da der Kommandant derselben — wie ich nachträglich erfuhr — sich am Lande unsympathisch für Deutschland und dahin ausgesprochen hatte, er hoffe, daß Oesterreich an der Seite Frankreichs kämpfen werde, hielt ich es für angezeigt, Abschrift meines vorerwähnten Schreibens zur Besorgung auf dem gewöhnlichen Postwege am 4. August mit dem ergänzenden Zusatz aufzugeben, daß das Manko meiner Besatzung von über 60 Köpfen für ein eventuelles Gefecht meines Schiffes nicht besonders ins Gewicht fallen werde, da, wenn auch zwei der Geschütze bei der Bedienung ausfallen müßten, meine Besatzung dafür um so besser in der Artillerie ausgebildet sei.

Den Umstand, daß der Gouverneur der Inselgruppe offiziell noch nicht vom Ausbruch des Krieges unterrichtet war (bisher galt noch alles auf den Inseln als unverbürgtes Gerücht), machte ich mir zunutze, um die Korvette besser für den Kampf vorzubereiten. Ich ließ die Wasserlinie derselben in der Gegend der leicht verletzbaren Dampfkessel der Maschine mit den beiden Rüstankerketten panzern, da zu hoffen stand, daß in diese vitale Gegend treffende Granaten an den Ketten zerschellen oder wenigstens vor dem Eindringen in die Schiffsseite und die Kessel krepieren würden, wie sich dies bei einem Gefecht zwischen den Schiffen „Alabama“ und „Kearsage“ im Kriege der amerikanischen Nordstaaten gegen die Südstaaten ergeben hatte. Desgleichen ließ ich die Maschinenluken mit 10 Zentimeter hohen, 3 Zentimeter voneinander entfernten Eisenstangen und die Decken und oberen Teile der Pulverkammern mit den an Bord befindlichen Ballasteisen belegen. Es wurden ferner die Marken für sogenannte konzentrierte Breitseiten in den Geschützporten und auf der Kommandobrücke angebracht, weil die Geschosse meiner veralteten glatten Schiffsgeschütze, wenn sie einzeln einen feindlichen Panzer trafen, wirkungslos bleiben mußten und nur gleichzeitig als Breitseite, auf ein und denselben Punkt konzentriert, den Panzer hätten beschädigen oder erschüttern können. Die Mannschaften wurden abteilungsweise an Land gesandt, um sich dort im Scheibenschießen mit der Büchse zu üben, nach vorgängig eingeholter Erlaubnis der Landbehörde.

Am 7. August nachmittags kam der französische Kriegsdampfer „Bouvet“ in Sicht und ankerte auf der Reede. Ich ließ Dampf aufmachen und beabsichtigte dem Dampfer zu folgen, sobald er wieder in See ging, da wegen mangelnder offizieller Kriegsnachrichten die Neutralitätsgesetze mich daran nicht hindern konnten, wurde indes vom norddeutschen Konsul benachrichtigt, daß der französische Kommandant dem Gouverneur Anzeige vom Ausbruch des Krieges

erstattet und die Forderung gestellt habe, der „Arkona" erst 24 Stunden nach seinem Inseegehen das Auslaufen zu gestatten. Unter diesen Umständen zog ich es vor, einer offiziellen Festhaltung meines Schiffes zuvorzukommen und vor dem „Bouvet" in See zu gehen. Ich verließ nach Eintritt der Dunkelheit abends 10 Uhr die Reede, damit der Franzose im unklaren über die von der „Arkona" eingeschlagene Richtung blieb. Um die der Insel Fayal ostwärts gegenüberliegende Insel Pico dampfend, konnte ich am folgenden Tage, von der hohen Küste Picos gedeckt, den Nordausgang der Horta-Reede übersehen, sandte auch noch ein als Fischerboot maskiertes Boot mit Besatzung in Zivilanzug aus, um festzustellen, ob der feindliche Dampfer noch vor Horta lag und nach einem mit unserm Konsul verabredeten Signal über die von dem Dampfer eventuell genommene Richtung auszusehen. Leider trat infolge Regens so unsichtiges Wetter ein, daß das Boot gegen Abend unverrichteter Sache zurückkehrte. Ich nahm an, daß der Dampfer, solange es Mondschein war, d. h. bis gegen 1 Uhr nachts, den Nordausgang, später aber den für die Navigierung freieren Südausgang wählen würde, kreuzte daher ersteren und befand mich, um die Insel Fayal westlich herumdampfend, gegen 2 Uhr nachts vor dem Südausgang. Leider wurde es schon um 1 Uhr nachts so dick mit strömendem Regen, daß keine Schiffslänge weit zu sehen war. Unter diesen ungünstigen Umständen entkam mir der „Bouvet", der nachts 1 Uhr durch den Südausgang — wie ich richtig vermutet hatte — sich entfernt hatte.

Wenige Tage später, am 16. August, traf wiederum ein französischer Kriegsdampfer namens „Narval", von Cayenne kommend, auf dem Wege nach Frankreich ein. Ich ging abends gegen 7 Uhr durch die Südpassage in See, lief westwärts um die Insel Fayal, um vor Tagesanbruch in der Straße zwischen den Inseln Pico und St. George zu sein, die der Dampfer voraussichtlich auf dem Wege nach Frankreich passieren würde. Am folgenden Tage längs der Südküste von St. George unter aufgebänkten Kesselfeuern entlang segelnd, wurde, als wir zirka 3 Seemeilen von der Ostspitze der Insel entfernt waren, vom Ausguck in der Bramsahling ein Schiff unter Dampf und Segel aus der Richtung von Frankreich gemeldet. Ich erkannte bald darauf, daß es ein großes Kriegsschiff unter französischer Flagge war, dem wir uns rasch näherten und das ich anzugreifen beschloß, da die Segelführung mich eine Holzfregatte vermuten ließ. Dampfte nach Fortnehmen der Segel mit ganzer Maschinenkraft entgegen, während die Korvette gefechtsklar gemacht und die Geschütze mit Granaten geladen wurden. Nur noch wenige Seemeilen von dem bisher nur in seiner Kiellinie gesehenen Schiffe entfernt, legte dasselbe sich beim Fortnehmen seiner Segel quer, und dadurch wurde an seinem Rammbug für uns erst erkennbar, daß es kein Holzschiff, sondern eine Panzerfregatte war. Dieselbe nahm ihr Bugspriet ein und machte sich fertig zum Rammen. Da die Geschütze der „Arkona" gegen Panzer so gut wie wirkungslos waren[1]), und jedes Panzer-

[1]) Die Arkona hatte leider für ihre Geschütze nicht einmal sogenannte Hartguß-geschosse an Bord, die einzigen Geschosse der gezogenen 24-Pfünder, die vielleicht auf kurze

schiff der Korvette an Geschwindigkeit erheblich überlegen sein mußte, war es Pflicht, den Kampf, der wahrscheinlich in wenigen Minuten durch Rammen seitens des durch uns unverwundbaren Panzers zum Untergang meines Schiffes geführt hätte, wenn möglich, zu vermeiden und neutrales Gebiet zu erreichen zu suchen. Ich richtete daher den Kurs auf die Insel Pico, weil wir von dort, ohne die neutrale Dreiseemeilengrenze zu verlassen, nach der einen leidlich sicheren Ankerplatz bietenden Horta-Reede gelangen konnten, während die Insel St. George keinen einzigen brauchbaren Ankerplatz besitzt, auf welchem ein Schiff bei stürmischem Wetter liegen könnte.

Wir waren kaum 10 Minuten mit der geringen Geschwindigkeit von zirka $7\frac{1}{2}$ Knoten gedampft, als die Maschine plötzlich stand und der leitende Maschinist meldete, es sei das Antimon aus dem vorderen Kurbellager infolge Heißlaufens ausgeschmolzen, und die Maschine sei fürerst unbrauchbar. Der feindliche Panzer näherte sich jetzt schnell. Ich mußte den Kurs nach Pico aufgeben, setzte Segel und hielt auf die näher gelegene Küste von St. George ab, bald die Dreimeilengrenze erreichend. Da diese Partie der Küste fast ganz unbewohnt war, erschien es fraglich, ob der Franzose die portugiesische Neutralität respektieren würde. Er schoß längsseit der „Arkona", als dieselbe noch $1\frac{1}{2}$ bis 2 Seemeilen von der Küste entfernt war. Auf beiden Schiffen waren die Geschütze fortgesetzt auf den Feind gerichtet, und die Geschützkommandeure standen mit der Abzugsleine in der Hand fertig zum Feuern; einigemale bog der Franzose ab und rannte quer auf die „Arkona" zu mit der anscheinenden Absicht des Rammens, legte dann aber noch im letzten Moment das Steuerruder zu Bord, so daß er hinter oder vor meinem Schiff vorbeiflog. Meine Offiziere und Mannschaften waren von mir schon dahin instruiert, daß sie, sowie ein Rammen oder eine Kollision erfolgte, nach Abfeuern der Geschütze sofort mit ihren Handwaffen das feindliche Schiff erklettern sollten, um den Feind auf seinem eignen Schiffe zu bekämpfen. So erreichte ich den kleinen Küstenort Calheta der Insel St. George, woselbst ich nachmittags nach 4 Uhr dicht unter der Küste ankerte und durch einen an die Ortsbehörde gesandten Offizier konstatieren ließ, daß ein feindliches Schiff das meinige auf neutralem Gebiete belästige und jetzt innerhalb desselben blockiere, also eine Nichtachtung der portugiesischen Neutralität an den Tag lege. Nachdem die ganze Nacht hindurch an der Beschädigung der Maschinenlager gearbeitet worden war, lichtete ich folgenden Tages 10 Uhr vormittags die Anker, um die Küste weiter aufwärts zu dampfen, wo sich die Hauptstadt der Insel, Villa das Vellas, befand. Leider konnte die Maschine nur noch ganz langsam gehen, so daß die Korvette nur $2\frac{1}{2}$ Knoten Geschwindigkeit erlangte, wobei sich die Lager noch wieder heiß liefen oder beständig gekühlt werden mußten. Der französische Panzer begleitete mich wiederum auf dieser Fahrt und suchte mein Schiff von der Küste ab-

---

Entfernung einen Panzer an seinen schwächsten Stellen zu beschädigen imstande gewesen wären.

zudrängen, indem er zwischen die Korvette und die Küste lief. Ich hielt daher unter sorgsamem Loten so dicht an die Küste heran, daß das tiefer als das meine gehende feindliche Schiff auf den Grund kommen mußte, wenn es diese Versuche wiederholte, worauf es sie aufgab. Nachdem ich gegen 4 Uhr nachmittags vor Villa das Vellas, Sitz des Maires der Insel, geankert hatte, richtete ich an diesen Beamten einen ähnlichen schriftlichen Protest gegen die Belästigung des Franzosen wie in Calheta. Der Maire machte mir in einem von mir zur Verfügung gestellten Boot einen Besuch und erkannte mündlich und schriftlich an, daß das französische Schiff durch seine Maßnahmen eine Mißachtung der portugiesischen Neutralität bekunde. Der Maire teilte auch mit, daß von der andern Seite der Insel ebenfalls ein französisches Kriegsschiff gemeldet sei.

Als folgenden Tages das Panzerschiff wieder ganz dicht an die Küste herankam und dort liegen blieb, sandte ich einen Offizier zum Maire mit der Mitteilung, daß ich beabsichtige, die Reede zu verlassen und den Neutralitätsgesetzen gemäß das Verlangen stelle, dem innerhalb der Dreiseemeilenzone befindlichen französischen Schiff das Nachfolgen während der nächsten 24 Stunden nicht zu gestatten. Der Maire gab die Berechtigung meines Verlangens zu, erwiderte aber, er habe kein brauchbares Geschütz im Fort, mit dem er seine eventuelle Anforderung erzwingen, auch nicht einmal ein Boot, mit dem er sich an Bord des Franzosen begeben könne.

Nachdem ich am Lande ein größeres Quantum Holz hatte kaufen lassen, ließ ich vermittels desselben fortgesetzt Feuer unter den Kesseln unterhalten, um den Franzosen durch den dem Schornstein entströmenden Rauch glauben zu machen, daß ich auffeuerte, um die Insel zu verlassen, und ihn selbst dadurch zu zwingen, seinen Kohlenvorrat durch gleiches Auffeuern zu verzehren, der nach der Reise von Frankreich her vermutlich nicht mehr sehr groß sein konnte.

Um Mittag entfernte sich das feindliche Schiff in der Richtung auf Fayal, wie ich vermutete, um die Arkona zu verleiten, sich nach der Insel Pico auf den Weg zu machen, und in der Hoffnung, mit seiner überlegenen Geschwindigkeit mein Schiff unterwegs einzuholen. In ungefähr 8 Seemeilen Entfernung blieb er auf der Lauer liegen. In der Richtung von Fayal wurde dann vom Masttopp der „Arkona“ ein andrer Dampfer sichtbar, und schien der Panzer jetzt auf diesen zuzulaufen. Obgleich mein Schiff mit den provisorisch in Ordnung gebrachten Kurbellagern nur 4 bis 4½ Knoten dampfen konnte, ließ ich im Hinblick auf die Gefährlichkeit eines längeren Verbleibens bei der Insel St. George, die keinen einzigen Ankerplatz bietet, auf dem ein Schiff bei stürmischen Winden aus Süd bis Westnordwest (die vorherrschende Richtung der Stürme in dieser Gegend) hätte liegen können, Anker lichten und dampfte nach der Insel Pico herüber. Unterwegs empfing ich Depeschen von unserm Konsul in Horta, dem ich durch ein Fischerboot Nachricht von der bedenklichen Lage meines Schiffes gegeben, und der sofort die geeigneten Schritte beim Generalgouverneur von Terciera getan hatte, um womöglich einer Verletzung der portugiesischen Neutralität durch den Franzosen vorzubeugen. Als die „Arkona“ sich

der Insel Fayal näherte, feuerte das Panzerschiff wieder sehr stark auf, wohl um der Arkona entgegenzudampfen. Unser Konsul, der immer auf dem Posten war, hatte aber bereits die „Arkona“ erkannt und sofort den Gouverneur ersucht, dem französischen Schiffe das Wiederauslaufen nicht zu gestatten, da die „Arkona“ bereits im portugiesischen Neutralitätsbereich sei.

Nach dem, was ich nach dem abends auf Horta-Reede erfolgten Ankern erfuhr, scheint es, als ob der französische Dampfer „Narval“, dessentwegen ich in See gegangen war, nachdem er vormittags Horta in der Richtung von St. George, ohne die französische Flagge aufzuziehen, verlassen hatte, in der Ferne den französischen Panzer sichtete und ihn für die „Arkona“ hielt. Da er ein Gefecht mit der überlegenen deutschen Korvette vermeiden wollte, kehrte er wieder um, und die französische Panzerfregatte hielt den vor ihr flüchtenden Dampfer ohne Flagge für einen deutschen und verfolgte ihn bis nach Fayal, dadurch der „Arkona“ Gelegenheit gebend, die Neutralitätsgrenze der Insel Pico respektive Fayal zu erreichen.

Das feindliche Schiff, mit dem wir in der Zukunft nun öfter zusammen sein sollten, da es der „Arkona“ wegen nach den Azoren gesandt war, ergab sich als eine der neuesten französischen Panzerfregatten mit Namen „Montcalm“, 6zölligen, also für damalige Zeit sehr starkem, Panzer, 72pfündigen Geschützen und 13 Seemeilen Geschwindigkeit. Ich hatte, als ich mich beim ersten Zusammentreffen mit ihr entschloß, auf die Insel Pico abzuhalten, in Rechnung gestellt, daß das feindliche Schiff mit 11 bis 12, die „Arkona“ mit 8 bis 8½ Knoten würde dampfen können. Bei 12 bis 13 Knoten seitens des Panzers mußte er auf jeden Fall die Arkona vor dem Erreichen der Neutralitätsgrenze Picos einholen, und so stellte es sich heraus, daß nur der Zusammenbruch der Arkona-Maschine, der mich veranlaßte, auf das noch ganz nahe St. George anstatt auf Pico abzuhalten, uns vor dem Ingrundgebohrtwerden bewahrt hatte.

Am 21. August traf mit dem englischen Dampfer „Albion“ ein Herr Erdmann, Offizier des Norddeutschen Lloyd, auf Horta-Reede ein und meldete sich bei mir. Derselbe, Sohn eines hohen oldenburgischen Staatsbeamten, war mit mir zusammen 1850 preußischer Seekadett gewesen, hatte aber, gleich verschiedenen andern meiner Kameraden, ein oder zwei Jahre später die Kriegsmarine wegen damaliger gänzlicher Aussichtslosigkeit für das Fortkommen verlassen und war in die Handelsmarine eingetreten. Jetzt war er vom norddeutschen Gesandten in London angewiesen, sich nebst dem „Albion“ mir zur Verfügung zu stellen und Instruktionen einzuholen, auf welche Weise am geeignetsten die aus dem Südatlantik und Pazifik rückkehrenden deutschen Handelsschiffe, die zumeist in der Nähe der Azoren zu passieren pflegen, vom Ausbruche des Krieges benachrichtigt werden könnten, um sich durch Aufsuchen eines neutralen Hafens vor dem Aufgebrachtwerden zu schützen. Der „Albion“ brachte auch die Nachricht von den deutschen Siegen bei Weissenburg, Wörth und Forbach. Wohl um nicht Zeuge sein zu müssen von der vermuteten Feier dieser ersten Siegesnachrichten unsrerseits, gingen „Montcalm“ und „Narval“ abends in See. Merkwürdigerweise war mir

immer noch keine offizielle Mitteilung vom Ausbruch des Krieges seitens des Marine-Oberkommandos zugegangen.

Schon am folgenden Tage kamen drei norddeutsche Handelsschifie, die ich vom Ausbruch des Krieges durch ein Boot benachrichtigen ließ, in den Neutralitätsbereich, bevor der unter der Küste von Pico befindliche „Montcalm" sie aufbringen konnte, und ankerten bei der Insel Fayal. Den englischen Dampfer „Albion" sandte ich nach See, um dort zu kreuzen und die ansegelnden deutschen Schiffe vor der Gefahr zu warnen und ihnen zu raten, sich so einzurichten, daß sie in der Dunkelheit, also vor Anbruch des Tages, in den Neutralitätsbereich der Azoren gelangten. Der „Montcalm" kam öfter auf die Reede, zuweilen in Begleitung andrer französischer Dampfer, und ging nach Auffrischung seiner Vorräte wieder in See, während auf der „Arkona" fortgesetzt an Herstellung der Maschinenlager gearbeitet wurde. Zum Einlaufen derselben ging ich einigemale in See, hielt dort außerhalb der neutralen Zone auch Schießübung mit konzentrierten Breitseiten nach schwimmender Scheibe ab, die ein gutes Resultat ergaben, und ließ durch Bugsieren oder in andrer Weise mehrmals deutschen ansegelnden Handelsschiffen Hilfe leisten.

Erst am 15. September empfing ich von der Kommandoabteilung des Marineministeriums (das an die Stelle des bisherigen Oberkommandos der Marine getreten war) die vom 8. August 1870 datierende Benachrichtigung vom Ausbruch des Krieges und damit die Ordre: „vorausgesetzt, daß ‚Arkona' sich in völlig gefechtsfähigem Zustande oder wenigstens in solchem Zustande befindet, daß die Aufnahme des Kampfes mit Gegnern von gleicher oder nahezu gleicher Kraft gerechtfertigt ist, im Atlantischen Ozean zu kreuzen, und namentlich den französischen Seestreitkräften allen tunlichen Schaden zuzufügen, wenn dagegen diese Voraussetzung nicht zutreffen sollte, sei es, daß der Zustand der Maschine oder die geschwächte Besatzung, die übrigens möglichst zu ergänzen wäre, eine für erfolgreiche Gefechtstätigkeit geeignete Exponierung des Schiffes nicht gestatten, einen neutralen Hafen anzulaufen und das Schiff dort so weit abzurüsten, als nach den lokalen Gesetzen notwendig ist." Die Beschaffung von Kohlen, Material u. s. w. sei so zu regeln, daß politische Verwicklungen und Bedenken außer Frage blieben. Meines früher erwähnten Anerbietens, unter Durchbrechung der blockierenden französischen Flotte in einen deutschen Hafen einzulaufen, war nicht Erwähnung getan, auch erfolgte eine Antwort darauf später nicht, so daß ich annehmen würde, mein Schreiben sei verloren gegangen, wenn ich es der Vorsicht halber nicht auf doppeltem Wege eingesandt gehabt hätte.

Obwohl mir, wie schon früher ausgeführt, inklusive der Dysenterie- oder sonst schwer Kranken über 90 Köpfe, das ist ein Viertel der Besatzung, fehlten und ich nicht mehr alle Geschütze bedienen konnte, die Artillerie auch nicht auf der Höhe der Zeit stand, meldete ich unterm 15. und 23. September dem Marineministerium, daß ich mein Schiff nicht in einem neutralen Hafen abrüsten würde und keinen Kampf mit einem gleich starken oder äußerlich überlegenen ungepanzerten Gegner zu scheuen brauchte, da meine Besatzung sehr gut ausgebildet sei,

ich würde daher, sobald die Maschine erst wieder in Ordnung sei und der gerade augenblicklich schlechter gewordene Gesundheitszustand der Besatzung sich gebessert habe, dem Feinde jeden möglichen Abbruch zu tun bestrebt sein.

Es gingen mir durch den Konsul und von mehreren andern Seiten Nachrichten zu, daß die Inseln von verschiedenen Kriegsschiffen umschwärmt seien, die ohne Flagge führen. Ein solches wurde am 23. September auch vom Topp der „Arkona“ südwärts in Entfernung von zirka 18 Seemeilen gesehen und soll tags vorher nördlich von Fayal, tags darauf zwischen den Inseln Pico und St. George sich aufgehalten haben. Das öftere kurze Verlassen der Horta-Reede durch den „Montcalm“ ließ darauf schließen, daß er Verbindung mit diesen Schiffen unterhielt, auch brachte der am 21. September von Lissabon eingekommene Postdampfer französische Zeitungen, nach denen drei namhaft gemachte französische Kriegsschiffe (unter denen nicht der „Montcalm“ war) Befehl erhalten hätten, bei den Azoren zu kreuzen. Ich trat, um mich darüber zu vergewissern, mit den diesseitigen Konsuln auf den Inseln Terceira und St. Miguel in Verbindung, die übereinstimmend bestätigten, daß dort mehrfach große Kriegsschiffe, die man für französische hielt, gesehen worden seien, die aber bei den Inseln selbst nicht zu Anker gewesen wären, so daß man Gewisses nicht angeben könne.

(Schluß folgt.)

Admiral Thomsen über die Rede Lees

Von

Admiral C. C. Penrose Fitzgerald

Vorwort der Redaktion. Admiral Fitzgerald schreibt in einem Begleitbriefe zu nachstehendem Artikel: Er glaube, daß seine Ausführungen nicht den Erwartungen des Herausgebers entsprechen werden. Diese Annahme ist richtig, da der Leiter der „Deutschen Revue“ nach dem für die englische Marine sehr freundschaftlichen Briefe des Admirals Thomsen hoffen durfte, daß viele Empfindlichkeiten und Irrtümer durch diese Veröffentlichung des deutschen Admirals jenseits des Kanals beseitigt würden. Admiral Fitzgerald wünscht ebenso wie die große Mehrheit des deutschen und englischen Volkes die Jahrhunderte alte Freundschaft zwischen beiden Ländern zu befestigen und hält eine offene Aussprache hierfür für besser als ein Verschweigen einzelner Punkte, die nach seiner Ansicht unsre gegenseitigen Beziehungen trüben könnten. Die von unserm deutschen Standpunkte abweichenden englischen Meinungen sind aber zum großen Teil ein Produkt der chauvinistischen und deutschfeindlichen Presse in England und in andern Ländern und beruhen auf Entstellungen der deutschen Politik und auf Irrtümern über die Zwecke unsrer Marine.

Die Veröffentlichung dieses englischen Stimmungsbildes soll nur erfolgen, um die darin enthaltenen Irrtümer von fachmännischer Seite zu widerlegen und um zu zeigen, daß wir Deutsche auch andre Ansichten hören können. Möge dasselbe auch in England zur Feststellung der Wahrheit der Fall sein.

Die Redaktion.

*

Da der Herausgeber der „Deutschen Revue“ mich ersucht hat, mich mit einigen Worten über Admiral Thomsens kurzen Artikel in dem Märzhefte dieser Zeitschrift zu äußern, komme ich dieser schmeichelhaften Aufforderung gerne nach, ohne meine Berechtigung dazu besonders darzutun; denn wenn ich auch nicht den Anspruch erheben kann, die Ansichten der britischen Regierung, des britischen Volkes, der britischen Marine oder überhaupt solche zu vertreten, die nicht die meinigen sind, so darf ich mir doch wohl schmeicheln, daß diese Ansichten mehr oder minder in Uebereinstimmung mit denen eines nicht unerheblichen Teiles meiner Landsleute stehen.

Da möchte ich zunächst erklären, daß ich Herrn Lees Rede, die Admiral Thomsen einer so strengen Kritik unterwirft, auch entfernt nicht als eine Drohung gegen Deutschland betrachten kann. Ich glaube nicht, daß eine derartige Absicht damit verbunden war, und bin der Ansicht, daß wohl nur eine etwas allzu überschwengliche Einbildungskraft eine solche in ihr erblicken kann.

Herr Lee wollte die Gründe für die neue Verteilung unsrer Flotten darlegen, wie sie infolge der Lageveränderung der übrigen Flotten notwendig geworden war, die, als zu Kriegszwecken erbaut, immerhin irgendeinmal als mögliche oder wirkliche Feinde in Betracht kommen könnten.

Kann man es doch auch meiner Ansicht nach nicht als eine Drohung betrachten, wenn Deutschland seine Armeekorps in Grenzbezirken zusammenzieht, in denen es sich nach den Ermittlungen seines Nachrichtendienstes Feinde als möglich denken muß, die durch irgendeinen unvorhergesehenen Umschwung des diplomatischen Rades aus möglichen plötzlich zu wirklichen werden können.

Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß die jüngste Neuverteilung der britischen Geschwader auf Grund des raschen Anwachsens einer Flotte in der Nordsee erfolgt ist, die dort früher nicht vorhanden war. Das in Abrede zu stellen, würde Heuchelei sein. Nun ist diese Flotte zufällig eine deutsche; doch ist es ganz klar, daß, falls Belgien, Holland, Dänemark oder Schweden es für angebracht erachtet hätten, eine derartige Flottenmacht in der Nordsee zu entfalten, genau dieselben Vorsichtsmaßregeln erforderlich geworden und zweifelsohne auch ergriffen worden wären.

Weder derartige Streitkräftebewegungen noch die Erklärungen über ihre Notwendigkeit sind Drohungen, außer für diejenigen, die sie — aus Gründen, über die sie mit sich selbst fertig werden müssen — als solche betrachten wollen.

Soweit Großbritannien dabei in Frage kommt, sind sie lediglich die gewöhn-

lichen Vorsichtsmaßregeln einer Nation, die für ihr Dasein auf die Freiheit der Meere angewiesen ist und daher das plötzliche Entstehen einer mächtigen Flotte dicht vor ihrer Landesgrenze nur mit dem Gefühl der natürlichen Befürchtung bezüglich des Zweckes ansehen kann, zu dem diese Flotte gegebenenfalls von einer ehrgeizigen, energischen und nach Ausdehnung strebenden Nation verwendet werden kann, die „Kolonien und Handelsverkehr“ in jedem Teile der Erde sucht und kein Hehl aus der Tatsache macht, daß sie sich selbst ein „Plätzchen an der Sonne“ zu verschaffen wünsche.

Dieser Ehrgeiz ist auf seiten Deutschlands durchaus berechtigt, und niemand kann ihm einen Vorwurf daraus machen, solange es sich auf noch nicht eingenommene Plätzchen an der Sonne beschränkt und nicht in die Handels- und Kolonialinteressen eines andern Volkes eingreift. Doch gibt es nicht mehr viele noch nicht eingenommene Plätzchen an der Sonne, deren Besitz sich verlohnt, und eine große Anzahl derjenigen, deren Besitz sich verlohnt, befindet sich bereits in der Hand Großbritanniens, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihm wieder abgenommen werden können, wenn es nicht vorher gelingt, es seiner Herrschaft zur See zu berauben; darum liegt nichts Unnatürliches darin, daß es mit einem gewissen leichten Gefühl der Befürchtung auf das plötzliche Emporkommen einer mächtigen Flotte in irgendeinem der Länder blickt, deren Expansivpolitik möglicherweise einmal zu einem Zusammenstoß mit seinen berechtigten Interessen führen kann.

Augenblicklich ist dieses Land zufällig Deutschland. Vor sechzig oder siebzig Jahren war es Frankreich; und bei dieser Gelegenheit erklärte einer unsrer friedliebendsten Staatsmänner (Cobden), daß er jeden Versuch von seiten dieser Macht, eine der englischen ebenbürtige Flotte zu bauen, mit der größten Befürchtung ansehen werde, und daß er lieber hundert Millionen Pfund Sterling jährlich für die britische Flotte bewilligen, als zugeben wolle, daß es geschehe.

Es scheint bisweilen vergessen zu werden, daß bei der gegenwärtigen, vorher noch nie dagewesenen Lage Großbritanniens, bei der es den bei weitem größten Teil seiner Lebensmittelzufuhr zur See bezieht, die Herrschaft zur See eine wesentliche Bedingung seines Daseins als einer unabhängigen Macht ist. Das britische Volk ist sich endlich dieser Tatsache bewußt geworden, und es könnte manche Beunruhigung vermieden werden, wenn die andern Völker sie auch einsehen wollten.

In dem nächsten großen Seekriege, in den England verwickelt werden wird, wird es um sein Leben kämpfen, und wenn es dabei den kürzeren zieht, wird es zu existieren aufhören. Seine Feinde (wer immer sie sein mögen) werden um Ehre, Ruhm oder Landerwerb kämpfen. Die Kampfziele sind ungleich, und Großbritannien beabsichtigt, auch die Aussichten auf Erfolg zu ungleichen zu machen, wenn sich das irgendwie erreichen läßt.

Ich fürchte, ich kann Admiral Thomsen nicht beipflichten, wenn er uns sagt, Deutschland habe während der letzten vierunddreißig Jahre bewiesen, daß es nicht kriegslüstern sei, nicht nach Ländererwerb oder Kriegsruhm trachte, denn wir

können die kleinen Zwischenfälle nicht vergessen, ganz zu geschweigen der zahlreichen Aeußerungen der deutschen halbinspirierten Presse, von denen viele einen entschieden kriegslustigen Ton zu erkennen gaben.

Auch kann ich nicht zugeben, daß Deutschland während der genannten Zeit keinem seiner Nachbarn je mit unbilligen oder gar ungerechten Forderungen entgegengetreten sei, und daß es ihnen niemals Gebietsteile entrissen habe, die zu verteidigen sie zu schwach gewesen seien. Denn ich war zufällig in China, als von Kiautschou Besitz ergriffen wurde auf die Beschuldigung hin, daß in irgendeinem Teile des desorganisierten Reiches zwei deutsche Missionare ermordet worden seien, und ich war damals und bin noch heute der Ueberzeugung, daß, wenn China stark genug gewesen wäre, sein Gebiet irgendwie mit Aussicht auf Erfolg zu verteidigen, Deutschland diesen Akt des Länderraubs an einer befreundeten Macht nicht begangen haben würde.

Allerdings hat Großbritannien kurz darauf Besitz von Wei-hai-wei ergriffen; aber die Fälle liegen nicht gleich, denn Wei-hai-wei wurde ihm von Japan abgetreten, nachdem letztere Macht es in ehrlichem Kampfe erworben hatte.

Aber selbst wenn die Fälle miteinander zu vergleichen wären, möchte ich doch zu erwägen geben, daß sich aus einem doppelten Unrecht nicht ein einfaches Recht herstellen läßt, wie es denn gegenwärtig meine Absicht nicht sowohl ist, für Großbritanniens Moral in internationalen Dingen einzutreten, als zu zeigen, daß Deutschland kein Recht zu der Behauptung hat, daß es niemals einen schwächeren Nachbar beraubt habe.

Admiral Thomsens Artikel enthält eine Stelle, bezüglich deren ich ihm von Herzen beipflichten kann, die, an der er ausführlich und mit ersichtlicher Freude von den äußerst herzlichen Beziehungen spricht, die stets zwischen den Offizieren der deutschen und britischen Flotte geherrscht haben, wenn sie in irgendeinem Teile der Welt miteinander zusammengetroffen sind. Ich habe das selbst erfahren, und ich bin stolz darauf, daß ich zu meinen Freunden verschiedene hervorragende Offiziere der deutschen Flotte zählen kann. Ich habe die Gastfreundschaft des begabten und erlauchten Monarchen genossen, der die Geschicke des Deutschen Reiches lenkt, und habe huldreiche Beweise seiner Freundschaft empfangen, wie mir nicht minder von seinem Bruder, dem hervorragenden Seemann, Zeichen des Wohlwollens zuteil geworden sind, die an Wärme und Herzlichkeit weit über die herkömmlichen Erfordernisse der internationalen Höflichkeit hinausgingen. Ich habe gar manche tüchtige Eigenschaft, die Bildung, die Energie, die Gründlichkeit, das große nautische Geschick vieler meiner Kameraden in der deutschen Marine kennen und schätzen gelernt und bin immer der Ueberzeugung gewesen, daß es angenehmer sein werde, sie zu Freunden als zu Feinden zu haben. Und dennoch kann ich mir nicht verhehlen, daß die Freundschaft zwischen den Offizieren der beiden Flotten nur ein schwaches Band für den Frieden sein wird, wenn die Lebensinteressen der beiden Nationen, selbst auf dem Gebiete des Handels, einmal in so scharfen Gegensatz zueinander geraten sollten,

daß dadurch bei jeder Nation die Ueberzeugung hervorgerufen würde, daß selbst ein Krieg mit allen seinen Schrecken dem Zustande vorzuziehen sei, in dem man ruhig aber stetig durch ein langsames Verfahren aus seiner Existenz herausgedrückt wird. In dieser Hinsicht ist die Wahrnehmung sehr bezeichnend, daß dies Herausdrückungsverfahren, wie es von Rußland Japan gegenüber zur Anwendung gekommen, die Ursache, und zwar die einzige Ursache des gegenwärtigen Krieges gewesen ist.

Die Völker haben ein längeres Gedächtnis als die Einzelpersönlichkeiten, nicht ist es vergessen, daß während des südafrikanischen Krieges, als England mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, die volkstümliche deutsche Presse weit mehr als das ganze übrige uns feindliche Europa sich in den heftigsten Anklagen, in den giftigsten Schmähungen und Verleumdungen gegen uns erging.

Wir haben in England ein Sprichwort, das sagt: „A friend in need is a friend indeed“ — „Ein Freund in der Not ist ein wirklicher Freund,“ und wir würdigen und schätzen durchaus die Freundschaft derjenigen, die uns in unserm Unglück beistehen, aber wir blicken mit Mißtrauen und einer gewissen Scheu auf diejenigen, die sich nur in Freundschaft zu uns bekennen, solange es uns selbst gut geht, die sich aber gegen uns wenden und auf uns schimpfen und uns schmähen, wenn sie uns in Not finden. Das aber ist das, was Deutschland England gegenüber getan hat.

Dazu ist es eine in England sehr weit verbreitete Ueberzeugung, daß Deutschland seit Jahren schon keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, zwischen England und allen seinen Nachbarn mit Einschluß sogar der Vereinigten Staaten von Amerika Zwietracht, Verdacht und Mißtrauen zu erregen; namentlich zwischen England und Rußland und England und Frankreich: und es sind tatsächlich dafür zu viele auffallende und unverhüllte Beweise in der deutschen Presse zutage getreten, als daß die Sache irgendwie zweifelhaft erscheinen könnte.

Die Engländer sind weder blind noch taub, und wenn sie auch diese feindselige, unfreundliche und eifersüchtige Haltung Deutschlands ihrem Lande gegenüber bedauern, so sind sie doch der Ansicht, daß es Torheit sein würde, ihr Auge dagegen zu verschließen oder sich zu stellen, als sähen sie es nicht. Sie sehen es wirklich und sind gesonnen, Vorkehrungen dagegen zu treffen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Vorkehrungen als Drohungen angesehen werden.

Die allgemeine Ansicht geht nicht dahin, daß Deutschland gerade jetzt einen Streit mit England vom Zaune zu brechen wünsche. Es ist noch nicht gerüstet und würde sehr wenig Aussicht auf Erfolg haben; aber wenn in einigen Jahren Deutschland, das sich dann im Besitze von 38 erstklassigen Schlachtschiffen befinden würde, England in Schwierigkeiten mit einem seiner Nachbarn oder in einer ähnlichen Lage wie im Jahre 1899 oder in Streitigkeiten an seiner indischen Grenze verwickelt sehen sollte, dann würde es nach einer Anschauung, die bei

uns von vielen geteilt wird, kein Bedenken tragen, sein Glück wieder einmal in dem edeln Kriegsspiel zu versuchen, um einige der einstweilen bereits besetzten Plätzchen an der Sonne für sich zu gewinnen und daneben sich den großen Anteil an dem Welthandel zu verschaffen, der jetzt in den Händen Englands ist, der ihm aber sehr wohl unter der Voraussetzung zufallen könnte, daß es ihm gelänge, seinen Rivalen auszustechen.

Sage man nicht, daß ich, wenn ich mich ausdrücke, wie es oben geschehen ist, irgendwie von dem Wunsch geleitet werde, feindselige Gefühle zwischen England und Deutschland heraufzubeschwören. Ich wünsche nichts derartiges. Ich würde einen Krieg zwischen England und Deutschland als ein schweres Unglück betrachten. Aber ich würde einen derartigen Krieg lieber morgen ausbrechen als ihn (wenn er doch kommen muß) auf eine Reihe von Jahren verschoben sehen, wenn Deutschland zur See stärker sein wird und es ihm möglicherweise gelingen kann, einen Vorteil über uns davonzutragen.

Es sind seit einigen Jahren unverkennbare Anzeichen dafür hervorgetreten, daß Deutschland eifersüchtig und neidisch auf unsern Handel und unsre Weltmachtstellung ist, und es hat sich keine sonderliche Mühe gegeben, aus seinen Gefühlen ein Hehl zu machen.

Wir können uns nicht veranlaßt sehen, irgend etwas von unserm Handel oder etwas von unsrer Weltmachtstellung aufzugeben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Deutschland fortfahren sollte, seine Kriegsflotte in dem gegenwärtigen Verhältnisse zu vermehren, das heißt so, daß sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit der Englands kommt, dieses Vorgehen als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit zur See anzusehen ist, die wir mit Recht oder Unrecht beanspruchen und die wir aufrechtzuerhalten suchen werden, da sie unsers Dafürhaltens notwendig zu unsrer unabhängigen Existenz als Nation ist, abgesehen von aller Gefühlsregung und der Tatsache, daß wir sie ein Jahrhundert lang gewahrt haben.

In Fragen von der Art derjenigen, mit der wir uns beschäftigen, ist es weit besser und dürfte es viel eher zum Frieden führen, wenn wir uns klar aussprechen und mit nichts zurückhalten; und wenn ich jetzt mit ungewöhnlichem Freimut oder gar mit ungewöhnlichem Unbedacht gesprochen habe, habe ich damit das berühmte Beispiel jenes großen Staatsmannes befolgt, der das heutige Deutsche Reich geschaffen hat.

Eine deutsche Antwort auf einen englischen Brief

Von

M. v. Brandt

Das Schreiben des Admirals Fitzgerald, für dessen Veröffentlichung alle diejenigen, die sich für eine ehrliche Verständigung zwischen Deutschland und England interessieren, dem Herausgeber der „Deutschen Revue" zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein müssen, ist nach mehr als einer Richtung hin ein interessantes Schriftstück. Zuerst muß dem Schreiber desselben zugegeben werden, daß er in der Betonung der sich aus der Schaffung und Vermehrung der deutschen Flotte für England ergebenden Bedenken und Pflichten vollständig recht hat und auf unangreifbarem Boden steht. Es wäre für England eine Torheit und für Deutschland gewiß kein Kompliment, wenn man in England die durch das Entstehen der deutschen Flotte neu geschaffene Lage ignorieren wollte. Kein vernünftiger Mensch in Deutschland, und die Zahl derselben ist dort trotz mancher Preß- und mündlichen Ergüsse, die daran einen Zweifel aufkommen lassen könnten, eine nicht geringe, wird daher weder in der neuen Verteilung der englischen Flotte noch in der Schaffung einer Basis für diese in der Nordsee eine Bedrohung Deutschlands sehen, sondern nur eine durch die Verschiebung der Machtverhältnisse notwendig gewordene Anpassung an die veränderte Lage. Auch die Rede des Zivillords der Admiralität hat in diesen Kreisen wenig Beachtung gefunden; man erinnerte sich in ihnen mancher Vorgänge im Reichstage bei den sich auf die Vermehrung des deutschen Heeres oder Flotte beziehenden Vorlagen und verkannte nicht, daß, was dem einen recht sei, auch für den andern billig erscheinen müsse. Gegen die Richtigkeit der Behauptung des tapferen Admirals — er wird dem Schreiber dieser Zeilen gestatten, das im englischen Parlament gebräuchliche „gallant admiral" auch bei dieser Auseinandersetzung zu gebrauchen —, daß bei einem künftigen Seekriege England, das mehr als je früher auf die Lebensmittelzufuhr über See angewiesen sei, einen Kampf um seine Existenz zu führen haben würde, wird sich ebenfalls wenig einwenden lassen, und wenn England, um jede Besorgnis vor der jetzigen respektive zukünftigen deutschen Flotte zu beseitigen, jährlich hundert Millionen Pfund für seine Flotte ausgeben will, so wird auch das berechtigt erscheinen. Aber gerade das Heranziehen des Beispiels Frankreichs sollte in England abkühlend wirken. Was für ein Lärm erhob sich nicht einst in England über den Ausbau und die Vollendung Cherbourgs als Kriegshafen, in dem eine dauernde und furchtbare Bedrohung Englands gesehen wurde, und doch ist es seit 1858, der Vollendung der durch Napoleon III. wieder in Angriff genommenen Bauten, und trotz der Verstärkung derselben zwischen 1883 und 1894 nicht zum Kriege zwischen England und Frankreich gekommen, und wenn man den Zeitungen glauben darf, liegen die beiden feindlichen Schwestern sich jetzt in den Armen und schwören sich ewigen

Frieden und Freundschaft. Man wird also wohltun, auch in die englische Aufregung über das Wachstum der deutschen Flotte dort etwas Wasser zu gießen.

Wenn man sich so mit den in dem ersten Teil des Schreibens Admirals Fitzgerald ausgesprochenen fachmännischen Ansichten durchaus einverstanden erklären kann, wird man dies für den weiteren politischen Exkurs, denn zu einem solchen erweitert sich sein Brief, zu tun nicht in der Lage sein. Der tapfere Admiral glaubt nicht zugeben zu können, daß Deutschland während der letzten vierunddreißig Jahre keinem seiner Nachbarn je mit unbilligen oder gar ungerechten Forderungen entgegengetreten sei, und führt zur Begründung dieser Ansicht an, daß er zufällig in China gewesen sei, als Deutschland auf die Beschuldigung hin, daß in irgendeinem Teile des desorganisierten Reichs zwei deutsche Missionare ermordet worden seien, von Kiautschou Besitz ergriffen habe, und daß er noch heute der Ansicht sei, daß, wenn China stark genug gewesen wäre, sein Gebiet mit Aussicht auf Erfolg zu verteidigen, Deutschland diesen Akt der Länderraubs nicht begangen haben würde. Admiral Fitzgerald übersieht dabei unter anderm, daß Kiautschou in Schantung liegt, und daß die in Schantung ermordeten deutschen Missionare zu der deutschen, in Süd-Schantung angesessenen Mission gehörten, die seit Jahren verfolgt und belästigt worden war, ohne daß die vielfachen deutschen Beschwerden bei den chinesischen Behörden die Aufnahme gefunden hätten, die sie verdienten. Und dann, warum hätte Deutschland nicht von seinem Vetter England lernen sollen, wie man seine Interessen wahrnimmt? 1885 annektierte England die Korea gehörige Inselgruppe Port Hamilton mitten im Frieden und ohne daß Korea ihm dazu auch nur eine Veranlassung oder auch nur Vorwand gegeben hätte; es handelte sich einfach darum, für einen mit Rußland drohenden Konflikt einen Stützpunkt zu finden. Ein Jahr später wurde die Inselgruppe wieder aufgegeben, aber in den Gutachten der Admiräle, auf welche die englische Regierung sich bei ihrer Entscheidung stützte, würde man vergeblich nach einem Ausdruck moralischer Entrüstung über den Gewaltakt Englands suchen, es sind nur militärische und maritime Erwägungen, die zur Zurückgabe des Raubes geführt haben. Uebrigens hat Admiral Fitzgerald recht, wenn er meint, daß aus einem doppelten Unrecht sich kein einfaches Recht herstellen lassen könne, aber warum sich über Deutschland entrüsten, wenn dies in der Weltpolitik so junge Land von dem in derselben so bewanderten und bewährten England gelernt hat, daß das eigne Interesse dem Recht andrer Staaten vorgehe.

Schwerwiegender, wenn zutreffend, würde sein, was Admiral Fitzgerald über die angebliche feindselige, unfreundliche und eifersüchtige Haltung Deutschlands gegen England sagte; aber wir glauben, daß es ihm schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, auch nur eine einzige Tatsache für diese Behauptung anzuführen, soweit die deutsche Regierung in Betracht kommt. Für die törichten und feindseligen Aeußerungen in der Presse, in Vereinen und selbst im Reichstage ist dieselbe ebensowenig verantwortlich zu halten, wie man deutscherseits die englische

Regierung für die Verleumdungen und die Hetzkampagne der „Times“, der „National Review“, der „Army and Navy Gazette“ und andrer englischer Zeitungen und Zeitschriften verantwortlich zu machen geneigt ist. Für die Korrektheit der deutschen Politik England gegenüber spricht, daß der Schreiber des Briefes für die Richtigkeit seiner Behauptungen keine Tatsachen anführen kann. Freilich darf man bei der Beurteilung der deutschen Politik nicht die Anfeindungen zugrunde legen, die von den vorangeführten deutschfeindlichen englischen Blättern gebracht werden, und Admiral Fitzgerald scheint dies, ich möchte hinzufügen leider, getan zu haben. Was ist aus allen den von diesen Blättern ausgestreuten Behauptungen geworden? was aus den Intrigen Deutschlands gegen den Tibetvertrag, was aus dem Abschluß von Verträgen zwischen Deutschland und Rußland, was aus dem Abkommen, durch das Kiautschou zu einer Basis oder einem Zufluchtsort für die russische Port Arthur-Flotte gemacht werden sollte? Wer hat seinerzeit in Samoa an die Stelle friedlicher Erwägung Pulver und Blei gesetzt? wer Deutschland im Mittelländischen Meer auszuschalten gesucht? wer hat gegen die Bagdadbahn intrigiert und wer über das Zusammengehen Englands und Deutschlands in der Venezuelafrage Lärm geschlagen und damit der gemeinsamen Aktion die Spitze abgebrochen? Ich glaube, daß, wenn Admiral Fitzgerald diese und andre Fragen an der Hand zuverlässigerer Führer als der englischen gelben Presse studieren wollte, er zu ganz andern Ergebnissen als zu den in seinem Schreiben ausgesprochenen kommen würde. Daß aber ein Mann von so ehrlichem Bemühn, richtig zu sehen und zu urteilen, zu einer solchen Auffassung der deutsch-englischen Beziehungen gebracht werden konnte, beweist, wie tief das Gift der Deutschenhetze in England bereits gefressen hat.

Wenn Admiral Fitzgerald ferner schreibt, daß er keine feindseligen Gefühle zwischen England und Deutschland heraufbeschwören wolle und einen Krieg zwischen den beiden Mächten als ein schweres Unglück betrachten würde, daß er aber einen solchen Krieg, wenn er doch kommen müsse, lieber heute, wo Deutschland schwach sei, als später, wo es stärker sei, ausbrechen sehen möchte, so läßt sich gegen eine solche Auffassung vom rein militärischen Standpunkt aus gewiß nichts einwenden; ich möchte aber daran erinnern, daß, als Fürst Gortschakoff 1875 die Komödie von der Bedrohung Frankreichs durch Deutschland in Szene setzte, niemand schärfer gegen diese angeblichen Pläne Deutschlands Einsprache erhob als die Königin Viktoria und die englische Regierung. Ich möchte daher dem tapferen Admiral die Lektüre des Schreibens anempfehlen, das Fürst Bismarck gerade mit Bezug auf dieses Eingreifen der Königin am 13. August 1875 an den Kaiser Wilhelm gerichtet hat. (Gedanken und Erinnerungen, II. 177 bis 178). Der Fürst schreibt in demselben: „Ich würde noch heute wie 1867 in der Luxemburger Frage Eurer Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später besser gerüstet beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen.“ Mir scheint die Auffassung des gerade in England so viel verleumdeten Fürsten v. Bismarck ethisch doch nicht

unerheblich höher zu stehen als die Admiral Fitzgeralds, wenn auch der Fürst in demselben Schreiben zugibt, daß es nicht nützlich sein würde, einem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls abwarten werde.

In einem Punkte noch muß Admiral Fitzgerald entschieden widersprochen werden. Er schreibt, daß seit einigen Jahren unverkennbare Anzeichen dafür hervorgetreten seien, daß Deutschland neidisch auf Englands Handel und Machtstellung sei. Ich habe immer geglaubt, daß die Sache gerade umgekehrt stände und daß man in England mit Besorgnis, vielleicht mit Neid auf die Entwicklung der deutschen Industrie und den Aufschwung blicke, den Deutschlands Handel und Schiffahrt im letzten Jahrzehnt genommen haben. Schon im Januar 1898 erschien in Blackwoods „Edinburgh Magazine" ein Aufsatz „The German peril", in dem auf die bedrohliche Entwicklung der deutschen Industrie hingewiesen wurde. Damals sah sein Verfasser die Abhilfe in der besseren technischen Ausbildung des englischen Arbeiters und der größeren Rührigkeit des englischen Fabrikanten und Kaufmanns, — wenn man heute in England kein andres Mittel zu kennen glaubt, einen unbequemen Konkurrenten auf diesen Gebieten aus dem Felde zu schlagen, als die Drohung mit dem Appell an die Waffen, so wird man das in Deutschland unzweifelhaft bedauern, aber sich ebenso unzweifelhaft des Worts seines großen Dichters erinnern, dessen hundertjährigen Todestag es sich rüstet in den nächsten Tagen zu begehen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Bis aber diese Eventualität, die Gott verhüten möge, an Deutschland herantritt, werden wir an dem Spruch festhalten, in dem von autoritativer Seite das Ziel unserer Teilnahme an der Weltpolitik zusammengefaßt worden ist:

„Mir zulieb, niemandem zuleid."

Die Wohltätigkeitsvorstellung

Von

Karl Herold

In einem kleinen Nest, flußauf, schon in den Bergen, war eine große Feuersbrunst gewesen. An und für sich ein Unglück, — aber um wie viel größer noch jetzt, gerade zu Anfang des Winters! In einer ärmlichen Hütte, wo man die Kinder allein zu Hause gelassen, dieweil die Eltern auf Arbeit gegangen, war es ausgekommen und dann von Baracke zu Baracke gesprungen, ganze Straßen vernichtend. Schade war es um keines dieser sogenannten Häuser, aber die armen Leute mußten einem leid tun, jetzt so ohne Obdach und ohne Brot! Die Natur ist grausam, wenn sie in ihren entfesselten Kräften über die armselige Menschheit und ihre Werke hinschreitet.

Versichert war niemand von den armen Leuten. Es wäre ihnen schwer geworden, die Prämien zu zahlen, aber es würde sich auch gar keine Gesellschaft gefunden haben, die so feuergefährliche Objekte aufgenommen hätte. Daß es so kommen mußte, das war ja vorauszusehen gewesen. So konnte man diesen Menschen keinen zu großen Vorwurf aus ihrem Leichtsinn machen. Man begann zu sammeln: Kleider, Wäsche, Nahrungsmittel, Haushaltungsgegenstände. Geld natürlich auch; aber davon kam weniger als an alten abgelegten Sachen und beinahe unbrauchbar gewordenem Gerümpel. Da stand es denn eines Tages in der Zeitung, man veranstalte eine Wohltätigkeitsvorstellung. Die würde ja ein ganz hübsches Sümmchen einbringen. Die Menschen sind barmherzig und wohltätig, wenn es gilt, fremde Not zu lindern!

Die Anregung dazu hatte der Fabrikant Heinrich Müller gegeben. Die ganze Stadt wußte, daß er chronische Knopflochschmerzen hatte. Auch ein kleiner Kommerzienratstitel würde auf seine öffentliche Tätigkeit besänftigend gewirkt haben. Aber bis der Orden oder der Titel kam, solange stand er stets „an der Spitze" bei wohltätigen Veranstaltungen.

Die „Mitwirkenden" hatten sich schnell zusammengefunden. Bei solch einer Gelegenheit öffentlich aufzutreten, war erlaubt und sogar verdienstlich! Der Tagblattkritiker, der sich berufen fühlte, das künstlerische Leben der Stadt auf ein höheres Niveau zu bringen, durfte da auch seine scharfe Feder nicht gar zu boshaft spazieren führen.

Als erster Künstler hatte Fritz Winkler den Vortrag von „Funiculi-Funicula" und der „Santa Lucia" angemeldet. Der junge Mensch hatte sich einen Winter in Italien aufgehalten, weil er etwas schwach auf der Brust war, wie seine Mama sehr wehleidig überall erzählte, und sang nun seit seiner Rückkehr mit seinem schwachen, tonlosen Stimmchen — er nannte es Tenor — nur noch „bessere italienische Musik".

Dann erklärte sich Frau Lehmann bereit, die große Arie der Elisabeth aus dem „Tannhäuser" zu singen, obgleich sie eigentlich mit ihren Studien noch nicht ganz zu Ende sei. Ein stundenlüsterner Musiklehrer hatte vor längerer Zeit schon entdeckt, daß sie ein Goldbergwerk in der Kehle habe, und war seither eifrig bemüht, es zu seinem Nutzen auszubeuten. Frau Lehmann brauchte ein neues Kleid für die Saison. Bei großen Anlässen konnte sie doch nicht immer wieder in dem schon zweimal geänderten weißen Atlaskleid kommen, das sie zur Hochzeit getragen. Als sparsame Frau wollte sie nur ein mit Pailletten besticktes Ueberkleid aus Seidentüll haben, das sie über jenes arbeiten lassen konnte, aber ihr Gatte hatte das Tüllkleid rundweg abgeschlagen, obgleich sie eine so günstige Gelegenheit dafür entdeckt hatte. Im „Printemps"-Katalog war eins angeboten, etwas ganz Wundervolles für nur hundert Franken anstatt zweihundertfünfzig. Es wäre eine Sünde gewesen, nicht eines davon zu kaufen, aber Herr Lehmann hatte erklärt, erstens gingen die Geschäfte schlecht, zweitens koste der Gesanglehrer schon ein immenses Geld, und drittens ständen zwei Wohnungen im Hause leer. Die Parteien hatten Herrn Lehmann gegenüber ja sehr bedauert, daß sie

ausziehen müßten, aber bei andern das Haus furchtbar verklatscht. Es sei gut, daß die Lehmanns selbst ein Haus hätten, denn zur Miete würde man sie nirgends dulden. Das Geschrei von Frau Lehmann Tag und Nacht — man wisse nie, ob das gesungen sein sollte oder ob da Mord und Totschlag sei. Sie hatte sich nun das Tüllkleid unter Nachnahme von Paris bestellt. Zu dem Konzert, in dem sie das erstemal öffentlich auftrat, mußte sie ein neues Kleid haben, und wenn es einmal da war, würde es der knauserige Mann schon einlösen.

Als dritten Künstler hatte man Herrn Leo Amster gewonnen. Der kam nicht selbst, er ließ sich suchen, wie das anerkannte Meister tun. Er konnte wunderbar pfeifen: „Kommt ein Vogel geflogen“ und ähnliche Sachen mit Variationen und allen möglichen Schikanen. Er ließ sich sonst nur in kleinerem Kreise hören, und es war eigentlich furchtbar liebenswürdig, daß er sich dazu hergab, dem großen Publikum etwas zu pfeifen.

Tilde Hengeler, eine junge Dame von sechzehn Jahren, die schon als höhere Tochter mancherlei Proben von Mut — manche behaupteten, der salonfähige Name dafür sei Unverfrorenheit — gegeben hatte, war sofort bereit, ein Gedicht herzusagen, in welchem dem Publikum in grober Weise Schmeicheleien über seine Wohltätigkeit ins Gesicht geschleudert wurden; und das musikalische Genie der Stadt, der Buchhalter Lichtwer, versprach, den Feuerzauber aus der „Walküre“ zu spielen.

Der Agent Walther, der mit seiner Stentorstimme ausgezeichnet kommandieren konnte, übte mit einer Anzahl junger Leute eine Exerzierszene ein, in der es nur so von Kasernenhofblüten strotzte, so daß das Publikum sich totlachen würde. Und Laura Eberlein wollte das Mozartsche „Veilchen“ singen. Sie hatte sonst nichts andres gelernt. Auch das „Veilchen“ gehörte nicht zu den besonderen Genüssen, aber man konnte sie doch nicht gut zurückweisen.

Als noch Herr Schurig, ein junger Mensch mit sehr hoher Stimme, sich anbot, einige Couplets zu singen — wirkliche Schlager, die in Berlin gezündet hatten —, da war man komplett, denn das Stadtorchester wollte doch auch einige Stücke spielen! Nun wurde geprobt, jeden Abend, denn bald mußte das Konzert angesetzt werden, bevor das Mitleid im Publikum wieder kalt wurde.

Und ein Herbstwetter war nun eingetreten, geradezu schaurig! Es war kalt und goß von früh bis abend und dann auch noch die Nacht hindurch. Schon an die acht Tage ging das so weiter. Wenn der Regen ein paar Tage früher eingesetzt hätte, so wäre das ganze Brandunglück unmöglich gewesen. Bei solcher Nässe brennt nichts. Der Fluß war auch schon ufervoll jetzt. Wenn das so fortging, konnte man noch die schönste Ueberschwemmung erleben.

Die Billetts für die Wohltätigkeitsvorstellung gingen gut ab. Herr Müller schickte seinen Hausdiener mit der Liste herum, in der auf dem ersten Blatte eine rührende Beschreibung des Unglücks stand, während auf dem zweiten ein paar fette Posten mit zehn und acht Billetts folgten. So wußten die Leute

doch gleich, daß sie für die ganze Familie zu nehmen hatten und den Mann nicht mit einem lumpigen Billett abspeisen konnten.

Frau Waldherr hatte dem Müllerschen Diener die Liste im Vorzimmer abgenommen und brachte sie ihrem Manne herein, der eben seine Tasse Kaffee nach dem Mittagessen trank. „Wie viele wollen wir denn nehmen?"

Er warf die Liste auf den Tisch. „Nun kommt auch noch die Bettelei!" sagte er unmutig. „Wir haben doch schon gegeben!"

„Ja, drei Paar alte Stiefel, einen Anzug von dir, etwas Kinderwäsche und meinen früheren Wintermantel."

„Na also! Sie sollen einen doch nun endlich in Ruhe lassen. Man hat doch so schon genug zu geben."

„Die Sachen waren alle nicht mehr zu gebrauchen, ich hab' so schon nichts Gutes gegeben!" meinte Frau Waldherr besänftigend. „Also wie viele Billetts? Hingehen müssen wir."

„Also vier. Macht wieder zwölf Mark, die zum Fenster hinausgeworfen sind."

„Wollen wir dem Ludwig nicht auch eins nehmen?"

„Dem? — Wenn er ins Konzert gehen will, soll er sich doch selbst Geld verdienen!" meinte Herr Waldherr unmutig. „Der Tagedieb!"

Sie ergriff nun Ludwigs Partei. Gerade weil er ein Neffe ihres Mannes war, trat sie für ihn ein. Die Leute sollten nicht sagen, sie sei unfreundlich zu dem armen Verwandten gewesen.

Da fand Herr Waldherr ein Auskunftsmittel. Er hatte ohnehin gerade Skatabend, wenn das Konzert war; auf den verzichtete er nicht gern, während es ihm ganz gleich war, ob er den Mumpitz mit anhörte oder nicht. So wollte er Ludwig sein Billett abtreten — das sah dann sogar noch etwas nach einem Opfer aus! Es wurden also nur vier Billetts genommen.

Ludwig Waldherr, der Neffe, wohnte in einer Mansardenstube im Hause seines Onkels und wurde von diesem „um Gottes willen" erhalten. Er war ein sanfter, zarter Mensch, dem das Leben schwerfiel. Sein großes Unglück war ein Bändchen Gedichte, das er, noch nicht zwanzigjährig, verfaßt hatte. Er sandte damals eine ganze Anzahl Exemplare aus an berühmte Kollegen; Paul Heyse war der einzige, der ihm darauf antwortete, die kleinen, feinsinnigen Poeme seien die Schöpfungen eines echten Dichters. Er hatte sie also vielleicht gelesen. Sonst jedenfalls nicht viele Menschen mehr. Die kleinen Dinger, nur Gefühl und Stimmung, waren nicht für die große Menge, sie machten keinen Weg. Auch ihr Verfasser nicht. Er hatte nichts robust Männliches an sich, keine Schultern, um sich in der Menge, die nach dem Erfolg läuft, durchzudrängen. Ueberall trat man ihm auf die Füße, und er stand dann weh und schmerzend am Wege und ließ die andern weiterstürmen. Nirgends gelang ihm etwas; als Dichter blieb er unbekannt, als Architekt hatte er kein Glück. Er war zu kindlich, zu ideal für die Welt, wie sie jetzt ist, vielleicht auch, wie sie früher gewesen. Ihm lachte keine Sonne — die war zu hell; eine milde, träumerische Dämmerung, das war das Licht, in dem er sich wohlfühlen konnte!

Nach vielen vergeblichen Versuchen, selbst etwas zu werden, hatte er sich in die Mansardenstube des Onkels geflüchtet. Auf seinen Unterhalt kam es nicht an; — das, was er brauchte, fiel vom Tisch. Etwas Taschengeld verdiente er sich doch, und so saß er oben auf seiner hochgelegenen Stube, im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, einsam, sich und andern zur Last. Sich am meisten.

Er dankte für das Konzertbillett und würde hingehen. Wie lange war es her, daß er in keinem Konzert mehr gewesen war!

Das Wetter hatte ein Einsehen; gerade rechtzeitig vor dem Konzert hörte es zu regnen auf, so daß man nicht mit klitschnasser Garderobe in das Lokal kam. Frau Waldherr mit den beiden Mädchen ging ziemlich früh, um einen guten Platz zu bekommen, auf dem sie allgemein gesehen werden konnte; Ludwig kam eben zu Beginn des Konzertes, — er wollte eine entlegene Ecke haben, in der er nicht gesehen wurde.

Dann begann das Konzert, und jede Nummer wurde durch rasenden Beifall belohnt. Die Künstler und Künstlerinnen hatten alle genügend Freundschaft und Verwandtschaft im Saale, so daß sie im Beifall mit jeder Bühnenzelebrität konkurrieren konnten. Das Publikum unterhielt sich gut, wenn auch alles etwas und das meiste sehr viel zu wünschen übrig ließ. Es war ja doch sonst so wenig los im Städtchen!

Nur einer amüsierte sich nicht. Dem schmalen, feinen Menschen mit dem leidensvollen Gesicht in der Ecke taten die falschen und harten Töne weh, als ob sie Beleidigungen wären, die man ihm allein zufüge. Während der Exerzierszene schloß er die Augen und hätte am liebsten noch die Ohren zugehalten. Um ihn wälzten sich die Menschen fast vor Lachen. Dann kam der junge Mann mit der spitzen Stimme und den neuesten Couplets aus Berlin auf die Bühne und begann zu krähen — da hielt es Ludwig Waldherr nicht mehr aus. Er drängte sich durch die Menschen, er wollte hinaus — nur hinaus!

Auf der Straße atmete er erleichtert auf. Das war ja schrecklich gewesen, unerklärlich. Er begriff nicht, wie die Menschen sich da hinstellen konnten mit ihren schwachen Künsten, und er begriff nicht, wie die andern daran hatten Gefallen finden können. Hatte denn nur das Rohe und Schlechte Erfolg? Und die Hitze und die schlechte Luft! Er fühlte nicht, daß er eine schwache Natur sei, zart und schön vielleicht, aber untauglich für das Leben; er hatte sich in einen Abscheu vor den robusten Menschen hineingeärgert. Wie man da sitzen bleiben konnte, all die Untermittelmäßigkeiten anhören — unbegreiflich!

Der Herbstwind kam mit leisem Pfeifen durch die Gassen und raschelte in den letzten Blättern an den Bäumen. Eine stille, melancholische Totenmusik — das war eher seine Schwärmerei. Da hörte er gern zu. Und er lief durch die Straßen hinunter zum Stadtpark, durch die langen Gänge mit den alten Bäumen und dem dürren Laub zu seinen Füßen. Drüben vom Flusse her kam ein mächtiges Rauschen; der ging noch voll, mit trüben Wellen. Er mußte sich das einmal in der Nähe ansehen, auch das war schön — ein Konzert, das zu hören sich lohnte. So schritt er dahin, zwischen dem leisen Knistern zu seinen Füßen

haben, zeigt schon die Anrede in einem dieser Briefe: „Lieber Freund von Weinsberg“ und das „Mecca nostra“ in einem andern lateinisch geschriebenen Billett.[1])

Den siebenten gebe ich vollständig, er schlägt den Ton an, auf den die ganze Korrespondenz gestimmt ist. Es ist der erste aus der Vikariatszeit von Strauß in Klein-Ingersheim bei Ludwigsburg, den 18. März 1831:

Lieber Freund!

Daß ich Dir so lange nicht antworte, daran bist Du selber schuld und ich bloß insoweit, als ich die allgemein menschliche Natur besitze. Denn da Du schreibst, Du werdest mich selbst bald besuchen, so schob ich natürlicherweise das Antworten immer länger hinaus in Hoffnung, Dich bald selbst zu sprechen. Nun aber ist es lang' genug, daß ich denken kann, Du habest jenen Reisplan aufgegeben, und daher die Feder ergreife. Zuerst habe ich Dir für Deinen Brief herzlich zu danken, der mich schon als Nachricht von Dir überhaupt, aber auch seines Inhalts im einzelnen wegen hoch erfreute. Sonst stehe ich noch mit Märklin,[2]) Neuffer,[3]) Georgii,[4]) Moser[5]) und Seeger[6]) in Korrespondenz, mit Märklin am regelmäßigsten, — den seligen Käfer[7]) in Sulzbach bei Weinsberg nicht zu vergessen. Du bist zufrieden in Deiner Vikariatsstellung: ich auch; mein Pfarrer[8]) ist mit Unrecht in übles Geschrei gebracht worden, ich komme aufs beste mit ihm aus, er wenigstens hätte dich nicht abhalten dürfen, in meine Höhle zu kommen. In Hinsicht meiner Amtsgeschäfte bin ich etwas härter angelegt als Du, indem ich alles zu versehen habe, freilich ist die Gemeinde sehr klein.[9]) Du findest im Predigen einige Skrupel wegen des Unterschieds Deiner Religionsstufe von der des Volks: Märklin[10]) findet die nämlichen Schwierigkeiten, nur ist merkwürdig und sieht Euch beiden gleich, daß Du „Dich vor aller Annäherung

---

[1]) Die Weinsberger Reisen fielen in die Oster- und in die Pfingstferien des Jahres 1827. Die Seherin von Prevorst war damals in Kerners Hause; doch waren die Freunde auch in Prevorst selber. „Viele Jahre danach,“ erzählt Binder in seinen (ungedruckten) Lebenserinnerungen, „visitierte ich als Oberstudienrat die lateinische Schule in Weinsberg und traf dort, als ich eben vom Turnplatz kam, mit Strauß, der von Heilbronn herausgekommen war, auf der Straße vor Kerners Haus zusammen. Wieviel hatte sich mit uns seit den Zeiten der Seherin verändert! Wir sprachen aber nicht davon, sondern gingen hinein ins Haus, nach dem alten Justinus zu sehen, den wir fast erblindet trafen.“

[2]) Christian Märklin (1807 bis 1849), ein Kompromotionale von Strauß, dem er in dem Lebens- und Charakterbild (Ges. Werke Bd. 10) ein so schönes Denkmal gesetzt hat.

[3]) Ein älterer Studiengenosse von Strauß, geb. 1805.

[4]) Joh. Chr. Ludwig Georgii (1810 bis 1896), seit 1834 Pfarrer in Dörrenzimmern gest. als Prälat in Tübingen.

[5]) ?

[6]) Kompromotionale von Strauß, geb. 1807, gest. als Professor in Stuttgart 1883.

[7]) Christian Käferle (1805 bis 1885), Pfarrer in Perouse, später in Mössingen.

[8]) Pfarrer Zahn in Klein-Ingersheim.

[9]) Die Gemeinde zählt noch heute nicht mehr als 420 Protestanten.

[10]) Ueber Märklins Skrupel s. Ausgew. Briefe S. 3 ff.

an die Weise der Vorstellung, sofern sie für Dich keine Wahrheit hat, hütest", — während Märklin „dem Volk auch solche Vorstellungen, deren eigentümlicher Wert für ihn verschwunden ist, wie zum Beispiel eschatologische, als Kanzelredner nicht vorenthalten zu dürfen glaubt, wenn er sie gleich mit schwerem Herzen vorträgt". Ich nun habe mit Märklin lange hierüber verhandelt und mich endlich dahin erklärt, daß wir Geistliche, da wir das Volk der Begriffsstufe in der Religion wenigstens näherzubringen haben, Vorstellungen, deren das Volk schon entbehren kann (Teufel 2c.), weglassen, bei solchen aber, die ihm noch unentbehrlich sind (Eschatologie 2c.), den Begriff möglichst durchscheinen lassen müssen. Bedenke ich, wie die Ausdrucksweise auch in der gebildeten Predigt dem Begriff und seiner eigentümlichen Form so unadäquat ist, so kommt mir nicht mehr viel darauf an, auch vollends eine Stufe weiter herabzusteigen. Ich wenigstens bin hin wie her in dieser Sache ganz unbefangen und kann es nicht gerade bloß einem Leichtsinn zuschreiben.

Dein Auszug aus Rosenkranz' Kritik von Schleiermachers Dogmatik war mir äußerst willkommen, ich habe mir seitdem die Nummern der Berliner Jahrbücher bei Löflund bestellt, aber noch immer nicht erhalten. Auf eine etwas harte Rezension in dem Punkt der Scheidung von Philosophie und Dogmatik sowie überhaupt über das bloß abstrakt verständige Denken, das in dem Buche herrscht, bin ich sehr gefaßt, ich habe den ersten Band der 2. Auflage neuerdings gelesen und bin von jenen beiden Stücken unangenehm affiziert worden. Die Unnatürlichkeit jenes nichtphilosophischen Standpunktes macht, daß ihn der Leser jeden Augenblick wieder verliert und vom Autor, der das selbst fühlt, immer wieder gewaltsam darauf zurückgeschleppt werden muß. Mein Hauptgeschäft diesen Winter ist Hegels Logik, wo ich jetzt im dritten Band stehe, eine Lektüre, deren zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten neben den großen Vorteilen zu beschreiben ich mich überhebe. Von der Enzyklopädie ist eine neue Auflage da, die Du vielleicht auch hast, — in manchem vermehrt. Aber so viel sehe ich, um ganz in dieses System einzudringen, ist uns noch der mündliche Unterricht, sei es des Meisters oder eines seiner Schüler, nötig. Uebrigens werde ich, wie Du siehst, von jedem andern System weg immer entschiedener in dieses hineingezogen.

Nach Abhandlung meines klerikalischen und wissenschaftlichen Lebens komme ich auf mein geselliges. Dieses ist gut beschaffen: ich habe, wie Du weißt, in Groß-Ingersheim Erhardt[1]) zum Nachbar, mit dem ich nach einigen Probewochen jetzt recht angenehm und einmütig zusammenlebe; seit das Wetter nur erträglich ist, sprechen wir uns alle Tage auf der Wiese. Dann ist die Vaterstadt in der Nähe, und mehr als billig tagdiebte ich schon dorthin, meistens geht Erhardt mit, Bührer[2]) aus Asperg kommt ferner, Kauffmann[3]) ist dabei, und

[1]) Karl Erhardt (1805 bis 1888), gest. als Pfarrer in Schwenningen.

[2]) Gottlob Friedrich Bührer (1801 bis 1894) war damals Pfarrer in Asperg, starb als Prälat in Stuttgart.

[3]) E. F. Kauffmann (1803 bis 1856), in Stuttgart als Gymnasialprofessor gestorben 1827 bis 1842 war er in seiner Vaterstadt Ludwigsburg als Reallehrer angestellt.

dann ist bei Geißelmann[1]) eine bequeme Auflage. Der kleine Zeller[2]) war auch schon hier, weniger lassen sich die Mundelsheimer und Hessigheimer Vicarii verspüren; bei Deinem Oheim Ansler[3]) war ich schon mehrmals und erfreute mich sowohl an seiner Größe als an seiner Unterhaltung. Nun noch eine Hauptsache! Du erbietest Dich zu einer Zusammenkunft in Ludwigsburg: bisher hätte ich Dir nur mich, nicht aber Märklin u. a. versprechen können; nun nach Ostern wollen Neuffer, Georgii, Moser, Erhardt und ich in Ludwigsburg zusammenkommen. Der Tag wäre etwa der Mittwoch nach Ostern (Jahrestag der Waiblinger Bataille)[4]), aber Dich erwarte ich auf mehrere Tage, wobei es meine Eltern herzlich freuen wird, wenn Du bei uns Wohnung nimmst. Sei nun so gut und schreib mir, ob und wann Du kannst, das Bestimmtere tue ich Dir dann noch zu wissen. Veranlasse doch auch Deinen Charles[5]) mitzukommen, ich habe erst letzthin mit großem Vergnügen einen Vetter entdeckt, der ihm völlig gleichsieht.

Dein treuer Freund

D. F. Strauß.

Der achte Brief aus Klein-Ingersheim vom 14. Juni 1831 lautet mit einigen Weglassungen so:

... Was meine Reise nach Berlin betrifft, so hat sich schon früher auf den Bericht meines Landsmanns Klett,[6]) der ein Jahr lang drin war, mein Plan in etwas verändert, indem mir Klett, teils aus dem gleichen wissenschaftlichen Grund, welchen auch Du angibst, teils auch in Rücksicht auf die Gesundheit, den Winter zum Aufenthalt daselbst anriet. Hätte ich das früher gewußt oder bedacht, so möchte ich vielleicht die Repetentenstelle[7]) angenommen und die Reise im Herbst 1832 unternommen haben: aber eigentlich wäre dies doch für mich zu spät, sowohl wenn ich auf meinen voraussetzlichen Eintritt in Tübingen[8])

---

[1]) Geißelmann, Gastwirt „zur Sonne“ in Ludwigsburg.

[2]) Wilh. Heinrich Zeller (1807 bis 1891), Bruder von Eduard Zeller, starb als Dekan in Nürtingen.

[3]) Binders Oheim Rudolf Ansler, Pfarrer in Hessigheim, ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße und seinen Vorgesetzten gegenüber von unerschrockener leidenschaftsloser Freimütigkeit. Binder erzählt von ihm in seinen L. E.: „Als er einmal als Pfarrer in Rötenberg, wo er Besoldungswein bezog, vom betreffenden Kameralamt eine besonders geringe Sorte solchen Weins angewiesen erhielt, schickte er eine Flasche voll desselben unmittelbar an den König, damit dieser erfahre, welcherlei Wein seine Pfarrer trinken müßten; die Sache wurde untersucht, er bekam einen Verweis, aber sein Wein wurde gegen einen besseren umgetauscht.“

[4]) ?

[5]) Karl Binder, stud. med., ein jüngerer, früh verstorbener Bruder von Gustav Binder.

[6]) Karl Friedrich Klett (1804 bis 1873), Universitätsfreund von Strauß; s. Ausgew. Br. S. 7.

[7]) An einem der vier niederen Seminare Blaubeuren, Maulbronn, Schöntal, Urach. Gleich darauf kam Strauß doch noch für einige Monate als Professoratsverweser nach Maulbronn.

[8]) Als Repetent am dortigen Stift, wohin Strauß Ostern 1832 einberufen wurde.

sehe, der eben in jenem Winter erfolgen muß, als wenn ich auf den Gang und Stand meiner wissenschaftlichen Entwicklung sehe, in welche nun bald dieses neue Moment eintreten sollte. Darum reut mich jenes Ausschlagen der Stelle keineswegs, und mein Sinn steht nun dahin, schon den nächsten Winter nach B. zu gehen, wenn ich Reisegesellschafter finde ... Allein kann ich nicht gehen, denn ich muß für das äußere Leben jemand haben, an den ich mich halten kann. So würden doch am Ende wir zwei noch Reisegefährten im Winter 1832 ...

Jetzt endlich komme ich auf den Hauptinhalt Deines Schreibens zu sprechen, auf Dein geistiges und Gemütsbefinden. Ratschläge Dir erteilen kann ich nicht, da Du selber die besten weißt. Aber Deine Stelle in Schönthal,[1]) denke ich, werde vieles besser machen. Da bist Du von Deiner Selbstbeobachtung mehr zur Beobachtung andrer hingezogen, und auch an belebender geistiger Mitteilung kann es nicht fehlen. Tadle es nicht, daß ich Dich so nach außen in die Verhältniswelt weise, — denn ich glaube, daß die Wissenschaft Dich noch nicht so bald ganz kurieren kann. Dein Inneres ist zu reich und von zu starken Kräften bewegt, um so leicht und frühe in der Wissenschaft aufzugehen.

Was diese anbelangt, so habe ich kürzlich[2]) einen Aufsatz gemacht, der mir viel Freude gewährte, indem ich die Lehre von der *ἀποκατάστασις πάντων* [Wiederbringung aller Dinge] in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung darstellte. Ich ging von den vorchristlichen Religionen aus und fand in der indischen Religion schon eine Art von *ἀποκατάστασις*, welche aber hier, wo alles endliche und bestimmte Sein als Widerspruch genommen wird, nur ein abstraktes Zurückgehen alles Daseins ins reine Sein, in Brahm, ist. (Hierüber hatte ich einen Aufsatz von Hegel in den Berliner Jahrbüchern 1827 II. Band.)[3]) Die Wiederbringung nämlich faßte ich allgemein als die in die Zukunft verlegte Lösung aller im religiösen Bewußtsein gesetzten Widersprüche. Der persischen Religion war nicht mehr das bestimmte Sein selbst das Widersprechende und Aufzuhebende, sondern nur in dem Fall und so weit, als es der Identität des reinen Lichtwesens, des Guten, als Finsteres und Böses widerstrebte. Hier ist also die *ἀποκατάστασις* die Zurückführung aller Wesen in die Angemessenheit mit dem reinen Lichte, ohne Aufhebung der Persönlichkeit. In beiden Religionen aber sollte auf die Wiederbringung eine neue Schöpfung, ein neuer Abfall folgen. Dadurch haben sie sich selbst gerichtet und ihren Grundbegriff, jene des reinen Seins, diese des reinen Lichts oder Guten, für ungenügend erklärt. Denn ihre Bewegung ist ja diese: diese jetzige Welt mit ihren Unterschieden und Gegensätzen ist eine widersprechende und treibt den Gedanken zu einem künftigen unterschieds-

[1]) Binder war von 1831 bis 1832 Repetent in Schönthal.

[2]) Danach ist die Angabe von Hausrat, D. Fr. Strauß und die Theologie seiner Zeit (Bd. I, 1876), S. 64, zu korrigieren: er (und ihm nach Harräus) spricht von einer der im Stift gefertigten Semestralarbeiten. Mit dieser Abhandlung hat sich Strauß die Doktorwürde für die philosophische Fakultät in Tübingen erworben.

[3]) Eine Rezension Hegels von „Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata von W. v. Humboldt" — in Hegels Werken Bd. 16 S. 361 bis 435.

und gegensatzlosen Zustand fort; aber auch dieser befriedigt nicht, und ich muß zu den Gegensätzen aufs neue zurück. Oder streng nach Hegels Logik: das Allgemeine, wenn es das Besondere ausschließt (indische Religion), wird selbst ein Besonderes; das Gute, wenn es das Böse ausstößt (persische Religion), wird selbst zum Bösen. — Ohne eine ἀποκατάστασις sind die griechische und die jüdische Religion aus sehr verschiedenen Gründen. In jener ist der Grundbegriff kein abstrakter, wie das reine Sein oder Licht, sondern ein konkreter: harmonische Entwicklung des Lebens; als konkreter ist er auch ein wirklicher (nicht bloß künftiger) in dem Staats- und Kunstleben der Hellenen; mit dem Regierungsantritt ihres Zeus, der die widerstrebenden Kräfte bezwang, waren den Griechen alle Dinge wiedergebracht. Der Grundbegriff der jüdischen Religion war kein konkreter, sondern der abstrakteste: Angemessenheit an ein (geschriebenes) Gesetz, daher auch niemals verwirklicht, sondern das Volk jederzeit im schroffsten Widerspruch dagegen, welcher — könnte man meinen — zur Annahme einer einstigen Auflösung hätte hintreiben sollen. Aber der abstrakte Verstand der Juden verblieb im Gegensatze, ihre bloß rechtliche Moral war zufrieden, wenn nur jedem sein Recht, dem Bösen Böses, widerfuhr. Im Urchristentum, der Religion, die den Fluch des Gesetzes auflöste, die die Lehre von der Versöhnung zum Grundbegriffe hat, sollte man durchaus die Lehre von einer ἀποκατάστασις als Schlußstein des Systems und Vollendung der Erlösung erwarten. Aber sie findet sich nicht. Ewige Höllenstrafen sind gelehrt, und selbst 1. Kor. 15 enthält nur die äußere, nicht die innere Besiegung des Bösen. Der Grund ist der praktische Standpunkt Jesu und der Apostel. Ihre Vorstellungen bildeten sich in ihrem Verhältnis zu den Menschen, welche das angebotene Heil teils annahmen, teils verwarfen, denen sie also teils erfreuliche, teils drohende Aussichten in jenes Leben eröffnen mußten. Erst in Origenes bekam die christliche Kirche genug spekulative Muße, um diese Lehre auszubilden. Aber auch er richtet sich selbst durch die Annahme einer zweiten u. s. f. Schöpfung und neuen Abfalls. Ihm entstand dies so, daß er sah, Freiheit sei nichts ohne die Möglichkeit des Bösen, diese aber nicht ohne irgendeine Wirklichkeit. Warum die Kirche seine Lehre hierüber verdammte, davon ist der Grund, daß sie, stets bloß in Vorstellungen sich bewegend, das „die Bösen werden aufhören verdammt zu sein“ (nämlich eben dann, wenn sie auch aufhören böse zu sein), nie recht von dem unterscheiden kann: „das Böse wird einmal aufhören verdammt zu sein“. Nun kommt Erigena ans Brett: Er hat nach seiner Wiederbringung zwar keine wiederholte Schöpfung, aber er ließ den abstrakten Gedanken der Wiederbringung gar nicht ganz vollziehen. Er nimmt nämlich nach der realen Aufhebung doch eine ideale Fortdauer des Bösen in der quälenden Erinnerung an. Er hatte aber eine Lehre in seinem System, die ihm eine Wiederbringung ganz überflüssig hätte machen sollen, nämlich die vom Bösen als Nichtseiendem und zur Totalität der aus allen Stufen bestehenden Welt Gehörigem. Thomas von Aquin und Spinoza wiederholen und erwecken diese Lehre. Neuestens Schleiermacher, der nur kurioserweise auch von einer zeitlichen, künftigen ἀποκατάστασις spricht. Eigentlich ist sie ihm eine ewig gegenwärtige, wie II, S. 367 und 70

zu lesen ist. Hegel betrachtet die Philosophie als dasjenige, was uns alle Dinge als ewig wiedergebracht, alle Widersprüche als gelöst zeigt, also als die ideell zeitliche Wiederbringung, während diese reell-ewig vollbracht ist. Doch der Bote, der Ueberbringer ist da, und nötigt mich, dieses Schreiben von der Wiederbringung zu beschließen.

Der neunte Brief ist nach der Berliner Reise von Tübingen aus, wohin Strauß nun als Repetent berufen war, am Himmelfahrtstage 1832 geschrieben. Er lautet so:

Dein wertes Schreiben traf mich noch in Ludwigsburg, gerade den Abend vor meiner Abreise hierher. Von dort aus konnte ich es daher nicht mehr beantworten, und hier war die erste Zeit im Amte auch nicht ruhig genug dazu. Daher begreifst Du wohl und entschuldigst den Verzug. Zudem ist ja der Hauptinhalt Deines Briefes ein wissenschaftlicher, somit nach Zeit und Eile weniger abhängig als andre, ephemere Dinge. Ueberdies, da es die Fortdauer des Individuums nach dem Tode[1]) betrifft, so weißt Du sicherlich schon zum voraus, wie im allgemeinen meine Antwort ausfallen wird.

Du bemerkst einleitend, daß wir selber in unsrer Einsicht und auch Hegel in seinen Darstellungen mehr nur das Ungenügende der bisherigen Beweise für die Unsterblichkeit entdeckt, als deren absolute Unmöglichkeit erkannt und bewiesen haben. Ich muß leugnen, daß der Nerv unsrer Einsicht und der Hegelschen Darstellung in der Aufdeckung des Ungenügenden der bisherigen Beweise, also in diesem Negativen liege; — zwar auch die absolute Unmöglichkeit der Sache ist noch nicht bewiesen worden, wohl aber sehen wir die absolute Unnötigkeit derselben zur Genüge ein, indem wir eine bessere Ewigkeit des Geistes erkannt haben, — und dieses Positive ist die Hauptsache an unsrer philosophischen Einsicht. — Du sagst ferner, daß es Dir scheine, als lasse sich ein gewisses Maß von Bequemlichkeit und Leichtigkeit für das praktische Leben, für die vollständige Reflexion und vielleicht auch für die Spekulation erzielen durch das Aufgeben der persönlichen Unsterblichkeit. Nun, von Bequemlichkeit, namentlich für den reflektierenden Verstand, sehe ich nichts in unsrer Ansicht; vielmehr ist die Hypothese einer Unsterblichkeit vorzugsweise die bequeme zu nennen, als welche für jeden Widerspruch, den der gemeine Verstand in der Erfahrung findet, eine bequeme Eselsbrücke reicht und es insofern besonders dem spekulativen Denken bequem macht, indem dieses dabei gar nicht in Anspruch genommen wird. Alle Widersprüche zwischen Begriff und Wirklichkeit, zwischen Tugend und Glückseligkeit und was sie für Namen haben mögen, — wenn die faule Vernunft sie nicht frischweg lösen mag, so werden sie auf die lange Bank der Unsterblichkeit geschoben und so keine geringe Bequemlichkeit erzielt, welche bei der wissenschaft-

[1]) Wie Strauß mit einer Abhandlung über die Apokatastasis, so promovierte Binder mit einer solchen über die Unsterblichkeit der Seele. „Unter der Nachwirkung des in Weinsberg bei der Seherin von Prevorst Erlebten“ dachte dieser damals noch positiver über diese Frage als später, wo „in seiner Lebensanschauung der Faktor ‚Jenseits‘ mehr und mehr zusammengeschwunden ist“, wie es in seinen L. E. heißt.

lichen Ansicht, die den Widerspruch zu lösen oder zu ertragen zwingt, keineswegs zu finden ist.

Hierauf wendet sich Dein Schreiben zur Sache selber und greift diese gewiß von der scheinbarsten Seite an, nämlich bei der hohen Stellung, welche die Hegelsche Philosophie dem Einzelnen, dem Subjekt gibt. Das Leben, sagst Du, sei in dieser Philosophie wirklich nur als Lebendiges; Gott erhalte sich in seinem Fürsichsein als absoluter Geist nur dadurch, daß er freie Geister als andre von ihm erschaffe; das Dasein endlicher einzelner Geister gehöre zum Begriffe Gottes selber. Diese Sätze sind von unbestrittener Richtigkeit. Allein es folgt aus ihnen nichts für die Unsterblichkeit. Ich will vom Begriff des Endlichen nicht einmal sprechen, aber einzelne Geister, das sind doch gewiß nur solche, welche, wie sie andre gleichzeitig neben sich, so auch andre vor und nach sich haben, so daß sie aufhören, wo diese andern anfangen. Ein endlos fortdauernder Geist ist gar kein einzelner mehr, er ist, wie Du Dich einmal, aber wohl nicht absichtlich, ausdrückst, höchstens etwa eine Besonderheit. Gott ist es wesentlich, einzelne Geister zu setzen, und immer solche zu haben, — heißt denn dies so viel, als er muß die nämlichen einzelnen Geister immer erhalten, oder heißt es nicht vielmehr nur so viel: er muß diese von immer andern Individuen gebildete und ausgefüllte Sphäre der Einzelheit beständig sich gegenüber haben? — Du willst hierauf die bloße Möglichkeit vorstellig machen, wie individuelle Geister auch außer menschlichen Leibern existieren können, worüber ich weiter nichts sagen kann, und hierauf bezeichnest Du das Dasein in der Form von Leib und Seele, näher in Abhängigkeit zum Leib und dessen Bedürfnissen, Trieben u. s. w., als dem Wesen des Geistes unangemessen. Nun hast Du aber ferner die ganz richtige und erschöpfende Einsicht, daß diese Unangemessenheit und Endlichkeit der Geist aufhebe in Sittlichkeit, Geschichte und Religion. Allein diese Befreiung scheint Dir nicht zu genügen und noch eine vollständigere gefordert zu werden. Hier bringst Du nun den Tod herein, auf eine Weise, welche mir der eigentliche Sitz des Mißverständnisses zu sein scheint. Du nennst ihn die höchste Verwirklichung der geistigen Freiheit, die höchste Kraftäußerung des Geistes, das Anderswerden seines Andersseins, wodurch er als allgemeiner gesetzt werde. Dies ist ja fast gesprochen, wie bei unserm Examen selig gesagt wurde, daß bei Marheineke[1] der wahre Erlöser der Tod sei. Der Tod, als auch dem Tiere zukommend, ist zunächst etwas Natürliches, man mag ihn eine Kraftäußerung der Gattung nennen, das negative Urteil: das Einzelne ist nicht das Allgemeine. Bei diesem Negativen bleibt es in der Natur; das positive Urteil: das Allgemeine ist das Einzelne, oder umgekehrt, fällt als Geburt nur außer jenes negative. Im Gebiet des Geistes nun fallen freilich diese Urteile nicht mehr bloß begrifflos auseinander, der Tod muß, wie das negative, so auch das positive Urteil enthalten. Dies

---

[1]) Marheineke (1780 bis 1846), Professor, Prediger und Oberkonsistorialrat in Berlin. Seine „Grundlehren der christlichen Dogmatik“, die hier gemeint sind, zeigen ihn auf dem Uebergang von Schelling zu Hegel.

aber kann nicht auf natürliche Weise, durch den Tod selbst, der nur als ein Ereignis an den Geist kommt, vollzogen werden, sondern auf freie Weise durch den Geist selber. Es wird vollzogen (cf. Phänomenologie) von den Ueberlebenden, deren Tat es ist, den Toten zu begraben und ihn in das allgemeine Element des Bewußtseins aufzunehmen. Aber jenes Urteil wird auch vollzogen von dem Sterbenden selbst, nur nicht im Augenblick des Todes erst — das wäre eine späte Buße —, sondern im Leben selber treibt ihn jenes negative Urteil des Todes, daß das Einzelne rein als solches vor der Allgemeinheit verworfen sei, sich zu erheben aus dieser bloßen Einzelheit und Endlichkeit in die Allgemeinheit des Geistes selber, so dem Tode die Macht zu nehmen und mitten im irdischen Leben zum ewigen Leben hindurchzudringen. Dann ist die Vernichtung des Todes keine abstrakte Vernichtung mehr, sondern die konkreteste Aufhebung des Einzelnen ins Allgemeine. — Der Mißverstand Deiner Ansicht scheint mir darin zu ruhen, daß Du dem Tod, unmittelbar als diesem Naturereignis, eine geistige Bedeutung gibst, die er doch nur durch freies Zutun des Geistes erhält, wie überhaupt dem Geiste nichts, am wenigsten seine freieste Allgemeinheit, von außen, durch irgendein Ereignis, zukommen kann. — Ich glaube fortwährend, daß das unerbittliche Wegwerfen der Meinung von einer persönlichen Fortdauer der Stein sein muß, an welchem wir unser und andrer unphilosophisches triviales Bewußtsein zerschlagen und kreuzigen, um im Begriffe auferstehen zu können, und Du legst es daher auch zurechte, wenn ich auch hier etwas stark gesprochen habe, ohne in der brieflichen Kürze immer die nötigen Beweise beizubringen, welche ich ja Deiner eignen Einsicht überlassen kann auszuführen.

Ich muß noch Raum behalten für das übrige Deines werten Schreibens. Du scheinst Deine Berliner Reise verschieben zu wollen.[1]) Freilich träfe es Dich bald hierher, und wem wäre es unlieber als mir, wenn Dein Eintritt[2]) verzögert würde! Dennoch, wenn Du anders ein Semester in Berlin Dich zu fixieren denkst, rate ich Dir unbedingt, es nicht mehr länger zu verschieben. Solltest Du freilich an mehreren Orten längere Aufenthalte machen wollen, wofür ich mir auch triftige Gründe denken kann, so würde ich den Sommer raten. Aber wenn Du in Berlin bleiben willst, so eile. Man muß eine solche wissenschaftliche Erfrischung sich angedeihen lassen, solange man noch jung ist, und namentlich, denke ich, ehe man hier ankommt. Du schreibst, Du wolltest Dich noch mehr vorbereiten. Es ist besser, weniger vorbereitet hinzukommen, damit man desto mehreres noch erheblich finde. Ich kann nur aus meiner Erfahrung reden, aber ich wollte nicht, daß ich die Reise nur um ein halb Jahr verschoben hätte. Und soweit ich jetzt noch Deinen Studienlauf kenne, so ist es bei Dir auch hohe Zeit. Zudem fiele die Reise im nächsten Winter gerade geschickt in einen Lebensabschnitt, da Du Schöntal verlassen wirst. Dein Bruder sagt mir, daß Du das Land und dessen

[1]) Binder trat seine Reise im Herbst 1832 an und hielt sich mit Märklin zusammen vom Oktober 1832 bis 20. März 1833 in Berlin auf.

[2]) Dieser Eintritt als Repetent ins Stift zu Tübingen erfolgte gleich nach Binders Rückkehr, Frühjahr 1833.

Kinder nicht allein der Cholera[1]) überlassen wollest; allein die Cholera ist nicht so übel. Kurz, mein Rat geht auf Eile. Der kleine Zeller will nächsten Sommer eine mehr vagierende Reise machen, wozu ich ihm geraten habe: ich weiß nicht, ob bei Dir eine solche oder eine fixierende angelegter wäre.

Ich muß auch noch kurz schreiben, wie es mir hier geht. Gut; den Geist des Repetenten-Collegii kann ich nur loben, es herrscht sehr viel Heiterkeit und Geselligkeit, dabei doch durchweg ein wissenschaftliches, religiöses oder doch gelehrtes Interesse. Auch ist Georgii und andre Freunde noch hier, die mir den Aufenthalt angenehm machen. Als Stiftsgeschäft habe ich den philosophischen Kurs über Metaphysik, und außerdem habe ich eine Vorlesung über Logik angefangen, für welche die Studierenden erfreuliche Teilnahme zeigen.

Brief 10 aus Tübingen, den 10. August 1832.

Schon auf Deinen ersten werten Brief hätte ich Dir antworten sollen: nun ein zweiter einläuft, will ich's nicht länger aufschieben. Ich danke Dir also vorerst für die in dem ersten gegebenen offiziellen Nachrichten über Deinen Brautstand und verspreche zum schuldigen Dank, wenn ich einmal in ähnlichen Fall kommen sollte, es auch so lange anstehen zu lassen. Ich interessiere mich für solche Verhältnisse meiner Freunde mehr, als Du vielleicht glauben magst: ich schließe mich durch diese Mitte mit der Liebe, für welche ich unmittelbar, wenigstens dermalen, nicht bin, gerne zusammen und habe mich deswegen immer an dem Umgang verliebter Leute ergötzt, woran es mir auch hier jetzt nicht fehlt. Damit meine ich aber nicht den Umgang mit meinen versprochenen Kollegen, denn da ist das Verhältnis fast durchaus zu altbacken, als daß ich etwas davon möchte. Heute kam die Nachricht von Deines Vetters Hegelmaier[2]) Anstellung . . ., ihm Alters und Ueberdrusses halber im höchsten Grade zu gönnen. Es üben solche überdrüssig und stumpf werdende Repetenten einen nicht wünschenswerten Einfluß auf den Geist des Kollegiums aus; nun wird also wohl Pfizer[3]) hierherkommen. Ich selber werde in geselliger Hinsicht ein ganz neues Leben anfangen müssen im nächsten Winter; denn immer mehr bin ich indessen von dem Umgang mit meinen Kollegen abgekommen und habe fast ausschließlich mit Georgii gelebt . . . Doch ist dessen zu erwähnen, daß der treffliche Rapp[4]) hier ist und vorderhand bleibt, an dem ich also immerhin einen Anschließungspunkt haben werde. Freilich in wissenschaftlicher Hinsicht nicht, und da wird es wohl anstehen müssen, bis Ihr von der großen Reise zurück seid . . .

Nun zu dem veranlassenden Gegenstande Deines zweiten Briefes. Ich habe

---

[1]) Bekanntlich war der am 14. November 1831 gestorbene Hegel einer der letzten Opfer der Cholera in Berlin. Offenbar fürchtete man noch längere Zeit ein weiteres Vordringen derselben nach Süden.

[2]) Karl Gottlob Friedrich Hegelmaier (1804 bis 1865), wurde 1832 Pfarrer in Sülzbach.

[3]) Gustav Pfizer (1807 bis 1870), der zweite in der Straußschen Promotion, gest. als Professor in Stuttgart.

[4]) Ernst Rapp (1806 bis 1879), starb als pensionierter Pfarrer in Stuttgart.

allerdings im Sinn, im nächsten Semester etwas Philosophie zu lesen und vielleicht so fortzumachen, da man in der Theologie doch nur in Wespennester sticht, oder vielmehr da ich etwas Bestimmtes ergreifen muß, und ceteris paribus das Philosophische hier angelegter ist, aber was ich eigentlich vorhabe, ist erstens Entwicklungsgeschichte der neuesten Philosophie von Kant an, und dann zweitens will ich fortlaufende Scholás Platonico-Aristotelicas im nächsten Halbjahr durch eine Vorlesung über irgendeinen platonischen Dialogen eröffnen. Das letztere wird nun vielleicht Deiner Promotion[1]) nicht ungelegen sein, und ich wollte Dich deshalb fragen, welche platonische Dialogen drunten mit ihnen traktiert worden sind. Ich wollte natürlich für diesmal einen einleitenden, über Begriff und Methode der Philosophie handelnden nehmen, da böten sich Phädrus und Parmenides; jener wäre mir als leichter und für die Jugend anziehender lieber, nur fürchte ich, er sei schon drunten behandelt worden, dann würde ich mich für Parmenides entschließen oder welchen Du raten würdest. Die andre Vorlesung würdest Du freilich mit Anthropologie vertauscht wünschen. Ich werde diese bald auch einmal lesen, aber für diesmal halte ich die Geschichte der neuesten Philosophie für eine notwendige Ergänzung der Logik, auch würde ich wahrscheinlich mit Sigwart[2]) zu kämpfen haben, welcher wohl auch Anthropologie lesen wird, denn in unsern Statuten[3]) steht, daß unsre Vorlesungen nicht zum Nachteil der öffentlichen sein dürfen; indes ließe sich durch den Titel „Psychologie" helfen. Diese meine Absichten will ich Dir hiermit zur Begutachtung vorlegen, meine Entscheidung aber verschieben, bis Du mir darüber berichtet hast. — Was den Aufsatz für die Zeitschrift[4]) anlangt, so hatte ich für Baur,[5]) der mich aufforderte, keinen andern als den über die *ἀποκατάστασις* vorrätig; über die Klementinen[6]) habe ich nur eine systematische Darstellung ihres Systems gemacht, welche Baur schon mehrmals von mir entlehnt hat, zu welcher aber noch weiteres hinzugesetzt werden müßte, wozu es mir jetzt an Zeit fehlt.

Aus Brief 11 vom 6 September 1832.

Was meine platonische Vorlesung für nächsten Winter anlangt, so habe ich mich auf Baurs Anraten zum Symposion entschlossen, womit Du auch ein-

---

[1]) Die Schöntaler Promotion von 1828 bis 1832, bei der Binder Repetent war und die nun demnächst (Herbst 1832) auf die Universität kommen sollte.

[2]) H. Christof Wilhelm Sigwart, geb. 1789, damals Professor der Philosophie in Tübingen, gest. 1844 als Prälat in Hall.

[3]) Die Statuten des Repetentenkollegiums am Stift zu Tübingen sind gemeint.

[4]) Die von Steudel herausgegebene „Tübinger Zeitschrift für Theologie", unter deren Mitherausgebern seit 1832 auch Baur war.

[5]) Ferdinand Christian Baur (1792 bis 1860), Professor der Theologie in Tübingen, Haupt der sogenannten Tübinger Schule, Straußens Lehrer schon von Blaubeuren her.

[6]) Die Klementinen sind Schriften aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr., die dem gnostischen Judenchristentum angehören und von der Baurschen Schule als eine Hauptquelle für unsre Kenntnis der altkatholischen Kirche und ihrer Entstehung angesehen wurden.

verstanden sein wirst. Dagegen bin ich mit Deinem Lob der neuen Vorrede zu Hegels Logik nicht einverstanden; sie gehört der Sprache nach zum Greulichsten, was er geschrieben, und auch die Gedanken haben keine rechte Einheit."

(Schluß folgt.)

Die Rückwirkung der russischen Niederlage auf die Islamwelt in Asien

Von

H. Vambéry

Ein Jahr ist es, daß die Ereignisse im fernen Osten den Schleier von der allmächtig geglaubten Wehrkraft des Zarenreiches zu lüften begonnen haben. Ein Jahr, und dennoch war dieser Zeitraum hinreichend, um die Folgen der dortigen Begebenheiten in weitester Ferne vom Schauplatze fühlbar zu machen und solche Kundgebungen hervorzurufen, die, wenngleich nicht überraschend, unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Ich ziele hiermit auf den Eindruck, den die Siege der Japaner auf die unter russischem Zepter sich befindlichen oder politisch noch unabhängigen Asiaten, das heißt auf Türken, Perser, Zentralasiaten, Afghanen, Kirgisen und Mongolen, ausgeübt und der, wenngleich nicht unmittelbar, jedoch mit der Zeit zu einem bedeutenden Faktor in der heutigen und zukünftigen Machtsphäre Rußlands sich herauswachsen wird. Wer eine solche Eventualität vollauf verstehen will, der muß vor allem von den Anschauungen der Orientalen, namentlich aber der Moslimen, in betreff der Stellung und Ziele der russischen Macht einen Begriff haben, und man muß ihre Kritik und Auffassung von den vermeinten Motiven ihres schon mehr als vierhundertjährigen Erzfeindes kennen. Ich erzähle wohl keine Neuigkeit, wenn ich darauf hindeute, daß das türkische Volkselement, von der Zeit angefangen, daß Iwan der Schreckliche die Macht der Goldenen Horde gebrochen, in den Russen seinen Hauptgegner erblickte, von dessen Fahnen sich immer mehr und mehr zurückgedrängt gesehen und in einer langen Kette von ununterbrochener Feindschaft seinen endgültigen Besieger gefunden hat. Die Janitscharen der Sultane von Konstantinopel, die Khane von Kasan, von Astrachan und der Krim, die Batire der Kirgisenhorden und die Emire Mittelasiens haben es nicht vermocht, gegen die Heere des Urus standzuhalten. Kein Wunder daher, wenn dieser Name, von jeher gefürchtet und verhaßt, zu einem Begriff des Schreckens und des Abscheus geworden und sogar von der Religionsmythe zum Deddschal, das heißt Antichrist der Muselmanen, geworden ist. So wie Alexander der Große von der orientalischen Legende nach dem grauenvollen Norden geschickt wird, um sich daselbst im Kampfe mit dem rauhen Klima, mit der ewigen Finsternis und mit leibseligen Ungeheuern die Weihe des echten Heldentums zu holen, ebenso haben

moslimische Geschichtsschreiber und Geographen schon früh den Norden und seine Bewohner als Prototype des Schauderns geschildert. Tamerlans Kämpfe gegen Moskau figurieren als die größten Heldentaten in der Volksdichtung der Sarten, Tadschiken und Oezbegen; in den persischen und mittelasiatischen Geschichtswerken des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts spielt der Urus die Rolle eines gefährlichen Gegners, und der turkmenische Barde Machdumkuli hat im achtzehnten Jahrhundert seinen nomadischen Landsleuten verkündet, daß die Welt, das heißt die islamitische, durch den Ruß vernichtet werden wird — ein prophetisches Wort, das durch den Sieg Skobeleffs bei Goektepe auch verwirklicht worden ist.

Daß Rußland als östlicher Vorposten der abendländischen Welt mittels staatlichen und gesellschaftlichen Behelfen, die es Europa entlehnt, zu diesen Erfolgen über die stationäre Welt des Morgenlandes gelangt ist, das hat den guten, aber schläfrigen Asiaten nur schwer einleuchten können. Kraft der felsenfesten Ueberzeugung hätten die Gläubigen in Mohammed zu einer solchen Schlußfolgerung auch gar nicht kommen können, der Russe ward nun einmal als die gerechte Strafe Allahs und seines Propheten angesehen, und in die unabwendbaren Verhängnisse des Fatums sich fügend, hat man Rußland überall im Islam als jene Macht anerkannt, gegenüber der jede Gegenwehr nutzlos ist. Wenn die lesghischen Fedais Scheich Schamils, im Leichenhemd gekleidet, in die Bajonettenreihe der russischen Regimenter sich gestürzt, um den sicheren Glaubenstod zu finden, so haben die modernen Krieger des Islam, minder beherzt als die kaukasischen Gebirgsbewohner, in Ueberzeugung des nutzlosen Widerstandes in Transaktionen sich eingelassen. Es war diese Hoffnungslosigkeit der moslimischen Regierungen, nicht zugleich der moslimischen Völker, die wie ein schwarzer Faden durch die Geschichte des diplomatischen Verkehrs zwischen Russen und Mohammedanern im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sich hinzieht und der nordischen Großmacht zu ihren Siegen verholfen hat. Am Bosporus hat man noch vor der Einführung des Tanzimates und des regulären Heeres den noch so verletzenden und schädlichen Forderungen des Hofes von St. Petersburg Gehör gegeben und allen Erniedrigungen sich ausgesetzt, nur um einem Krieg auszuweichen, da man wußte, daß jeder Waffengang mit dem übermütigen Nachbar im Norden einen Länderverlust und Schwächung des Ansehens der Hohen Pforte nach sich ziehen muß. Während des Krimkrieges hat die moralische und materielle Unterstützung des Abendlandes den sinkenden Geist der Osmanen wohl auf kurze Zeit belebt, man stürzte sich freudig in den Krimkrieg, doch hat es auch schon damals Zweifler gegeben, namentlich unter den Anhängern der sogenannten Alt-Türkei, die im vorhinein auf den Beistand des christlichen Abendlandes keine allzu große Hoffnung gesetzt und die Ansicht vertraten, daß aus Giaurshänden dem Islam kein Segen erspriessen könne. Im Gegensatze zum Prinzip der Puritaner Englands: „Keep your powder dry and trust in God“ hat der Alt-Türke nur immer den Satz: „Ma tefviki illa b'Illahi“ (Mein Vertrauen ist nur in Allah) vor Augen gehabt, und sein Zweifel war auch gewissermaßen

berechtigt, denn der Krimkrieg hat den Türken trotz der Sympathiekomödie Europas mehr Schaden als Nutzen gebracht. Nachdem der Vertrag von Paris von 1857 einige Jahre später in London seine Schärfe eingebüßt, nahm die Russenfurcht an den Ufern des Bosporus immer größere Dimensionen an, und das türkische Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse schön geduldig und lege sie auf dein Haupt“ befolgend, wurde der russische Einfluß unter der Regierung des halbverrückten Sultan Abdul Aziz dermaßen allmächtig, daß General Ignatieff die Existenzbedingungen des ottomanischen Staates leichter Dinge untergraben und mit den Folgen des letzten russisch-türkischen Krieges aus der Türkei trotz des Berliner Vertrages ein williges Werkzeug moskowitischer Pläne machen konnte. Der äußerst furchtsame, energielose und aller Welt mißtrauende Sultan Abdul Hamid hat selbstverständlich diese Willfährigkeit gegenüber Rußland aufs äußerste getrieben, seine Beziehungen zu dem Hofe an der Newa sind beinahe zu einem Vasallenverhältnis ausgeartet, und der Jupiter in St. Petersburg braucht nur seine Wimpern zu rühren, um den Großherrn in eine höllische Furcht zu versetzen und für die größten Zugeständnisse gefügig zu machen.

Mit dem König aller Könige in Teheran ist es natürlich nicht besser bestellt. Den Persern sitzt Rußland noch besser auf dem Nacken, und nicht nur der ganze Nordrand Irans ist gründlich unterminiert, sondern der Einfluß des Zarenreichs reicht schon weit über die Mitte des Landes hinaus und würde sich leicht ganz Persiens bemächtigen, wenn der britische Rivale ihm von Süden her nicht den Weg verrammt hätte. Den Persern ist der russische Schrecken noch zur Zeit Peter des Großen in die Glieder gefahren, und trotz der kurzlebigen Erfolge Aga Mehemmed Khans, des Begründers der heute am Throne befindlichen Dynastie, sind die Schatten des vom Norden her drohenden Gespenstes nie gewichen, und beim Nennen des Namens „Ruß“ überläuft schon lange ein eisiger Schauer jeden Einwohner Persiens. Dieser Angst hat die Politik an der Newa stets Rechnung getragen und bis heute keine Gelegenheit unterlassen, um dem Lande und seinen Einwohnern das Ansehen und die Macht des Zaren fühlen zu lassen. Hierzu hat am meisten der siegreiche Feldzug Skobeleffs gegen die Turkmenen beigetragen, und die Turkmenen selbst, diese sich unbesiegbar dünkenden Raubritter der Hyrkanischen Steppe, hatten es auch bald eingesehen, daß die Russen ganz andre Gegner sind als die Perser und daß sie mit der Zeit sich wohl auch der Steppe bemächtigen werden. Als ich in dem primitiven Nachen, zwischen meinen Bettlergefährten eingepfercht, den Kaspisee von der persischen Küste aus nach Gömüschtepe übersetzte, erklärte schon damals unser turkmenischer Bootführer, daß die zur Bezeichnung des Fahrwassers von den Russen ausgesteckten Bojen Grenzpunkte seien, welche die Engländer hier gesetzt hätten, um ihre Rivalen von einer Landung abzuhalten. Wie ersichtlich, wird die politische Kannegießerei selbst unter den schlichten Nomaden betrieben, doch die Jomut-Turkmenen hatten einige Jahre nachher die bittere Wahrheit erfahren, und nach dem russischen Siege bei Goektepe ist der Mut der Tekke-Turkmenen dermaßen gesunken, daß die russischen Emissäre Alichanoff und Naziroff nur

wenig Mühe und Geld zu verwenden brauchten, um sich in den Besitz von Merw zu setzen und die Unterwerfung aller Turkmenen sich zu sichern. War nun die Macht der Turkmenen, dieser weit und breit gefürchteten Nomaden, einmal gebrochen, so hat der im Frühjahr 1885 erfolgte Kampf gegen die Afghanen bei Pendschab, der für die Grenztruppen des Emir Abdurrahman Khans so unglücklich ausgefallen war, das Préstige der russischen Waffen auch im Grenzlande Indiens erhöht, und das mit seinen Heldentaten gegen die Engländer sich brüstende Afghanenvolk mußte ebenfalls im Weißen Padischah an der Newa einen mächtigen, unüberwindlichen und gefährlichen Gegner erkennen. Von den drei Khanaten Mittelasiens wollen wir gar nicht reden. Diese haben die russische Uebermacht sattsam zu fühlen bekommen. Bei der Einnahme von Taschkend im Jahre 1864 hatten 1501 russische Soldaten den Kampf mit 15000 chokandischen Kriegern und mit 90000 Einwohnern aufgenommen und siegreich zu Ende geführt. Kein Wunder daher, wenn die Russen in den Augen der Zentralasiaten als leibhaftige Dämone erschienen, gegen deren übermenschliche Kraft und teuflische Geschicklichkeit nichts auszurichten sei. Eine Macht, die sich in einem solch blendenden Lichte der Superiorität vorstellt, und die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den überwältigenden Eindruck immer zu nähren und aufrechtzuhalten, eine solche Macht muß selbstverständlich in der erhitzten Phantasie des Morgenländers eine tiefe Spur zurücklassen, und bei der vom Fatalismus erzeugten Apathie der Mohammedaner wird es ganz natürlich erscheinen, wenn der Ruf von der Unbesiegbarkeit, der unersättlichen Ländergier und von den endlosen Heeren des Zaren in der ganzen Länge und Breite der Islamwelt legendarisch geworden ist.

So standen die Dinge bis zu den neuesten Begebenheiten im fernen Osten und bis zum Eintreffen der Nachrichten von den Siegen der Japaner zu Wasser und zu Land.

Diese Nachrichten fielen wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die von Moslimen bewohnten Länder Asiens, und man kann sich vorstellen, welchen tiefen Eindruck sie gemacht und wie überraschend sie auf die Gemüter gewirkt. Vor allem muß die nicht allgemein bekannte Tatsache hervorgehoben werden, daß der Nachrichtendienst in den Islamländern von einem viel regeren Umfange ist, als im allgemeinen angenommen wird. In erster Reihe pflegen Basarenklatsch und Karawanengerüchte gar oft mit dem bestorganisierten Telegraphendienste vorteilhaft zu konkurrieren. Das „On dit“ schwillt gar bald zu einer unbezweifelbaren Tatsache, aus kleinen Zahlen werden Hunderttausende, und besonders potenzieren sich die Hiobsposten dort, wo der Wunsch zum Vater des Gedankens wird. Zu diesem altbewährten Nachrichtendienst hat sich neuestens die moslimisch-asiatische Presse gesellt, die, primitiv in der Form, schüchtern in der Bewegung, aber mitunter recht bedeutungsvoll in dem, was sie nicht sagt und was zwischen den Zeilen zu lesen ist, — eine Presse, die zu einem ganz merkwürdigen Faktor im politischen und gesellschaftlichen Leben der Türken, Araber, Tataren, Perser und Hindostaner sich herausgebildet hat. Ich bin ein ständiger Leser einzelner dieser Blätter

und muß gestehen, daß die Tätigkeit der moslimischen Journalisten oft volle Bewunderung verdient. Angesichts der Ohnmacht gegenüber dem Abendlande muß zum Beispiel in der Türkei auf Befehl der Regierung jede Kritik, jede Kundgebung der Sympathie oder Antipathie strengstens vermieden werden, denn man fürchtet widrigenfalls den Zorn einer Gesandtschaft auf sich zu laden. Außerdem halten Sultane oder Schahs es für impertinent, wenn irgendein Untertan die Kühnheit hat, in Staatsangelegenheiten dreinzureden oder politische Tagesereignisse zu kommentieren. In puncto Zensurknebel hat Sultan Abdul Hamid den höchsten Rekord erreicht, und neben dem türkischen Zensor schrumpft der russische Kollege zu einem erbärmlichen Stümper zusammen. Weil der Großherr vor Attentaten eine Höllenfurcht hat, so sollen derartige Vorkommnisse in Europa daheim strengstens verschwiegen werden aus Furcht, daß die westlichen Missetäter unter den Türken Nachahmer finden mögen, und so kam es, daß die türkische Presse den Präsidenten Carnot an Bauchschmerzen, den König Umberto an Sklerosis und das serbische Königspaar an Magenkrebs sterben ließ — trotzdem europäische Zeitungen zu Hunderten ins Land kommen, in den Kaffeehäusern Peras aufliegen und gelesen werden. Von den Ereignissen auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze und im Chinesischen Meerbusen hat die Presse der Türkei und Persiens nur wenig mitgeteilt und alles in der allersteifsten Neutralität, ja, ich habe Notizen gelesen, in denen faustdicke Krokodilstränen ob der russischen Verluste vergossen werden — trotzdem die ganze türkische Bevölkerung frohlockt und jauchzt, daß ihr Erzfeind geschlagen wird und noch dazu geschlagen wird von einem asiatischen Volke, von dem man es am allerwenigsten erwartet hätte, daß es sich zum gewaltigen Rächer jener Macht herauswachsen wird, die über halb Asien die Knute schwingt, die Asiaten bekriegt und besiegt hat, und die mit Hilfe der Asiaten im Frankenlande zu Ruhm und Ansehen gelangt ist. Ein freudigeres Ereignis als die russischen Mißerfolge im fernen Osten hätte für die Gemüter der Rechtgläubigen im Orient wohl nicht eintreffen können, und im Rausche des Wonnegefühls ist selbst der Religionsskrupel unterdrückt worden, denn man hat sich gar nicht die Mühe genommen, über Stammes- und Glaubensangehörigkeit der Besieger der Russen Erkundigungen einzuholen. Ueber Japan und die Japaner war man in der Islamwelt vor dem Ausbruch des Krieges wenig oder gar nicht unterrichtet, nur die offizielle Welt hatte eine dunkle Ahnung von Japan und dem Mikado, zu dem Sultan Abdul Hamid eine außerordentliche Mission auf der Fregatte „Ertogrul“ geschickt, wobei das Schiff auf der Rückreise mit Mann und Maus untergegangen ist. Daß die Japaner nicht zu den Ehli Kitab (das heißt Bekennern zu einem der vier heiligen Bücher als: Koran, Bibel, Thora und Psalmen) gehören, folglich zu den schwärzesten Heiden und Götzenanbetern zählen, das ist erst später in die Oeffentlichkeit gedrungen. Merkwürdigerweise sind selbst diese allerschauerlichsten Epitheten ganz unberücksichtigt geblieben, und die frommen Seelen der Befolger der Lehre Mohammeds haben es über sich ergehen lassen, diese schwarzen Gottesleugner nicht nur zu bewundern, sondern selbst zu verherrlichen, zu lobpreisen

und als Musterbilder der Tugend der Tapferkeit und der menschlichen Vollkommenheit hinzustellen. Ja, ich habe meinen Augen kaum getraut, als ich in der freien moslimischen Presse, die in Aegypten, in Algier und in Indien erscheint, die begeisterten Dithyramben gelesen, mit denen die Japaner geschildert werden, und ich bin fest überzeugt, daß ein mohammedanischer Schriftsteller, der vor dem Kriege in solche Lobeserhebungen sich eingelassen hätte, als Kafir (Ungläubiger) verschrien und verachtet worden wäre.

Es versteht sich von selbst, daß man sich in dem Maße, in dem die Japaner glorifiziert wurden, über die Russen wegwerfend geäußert, ihre Regierung als verbrecherisch und unfähig geschildert, ja ihnen alle jene Fehler und Gebrechen nachzuweisen gesucht hat, deren man die Islamländer immer beschuldigt. Hand in Hand mit diesen Kundgebungen ist natürlich auch eine derbe Kritik der in der Islamwelt bisher vorherrschenden Auffassung von der Macht und Größe des nordischen Kolosses gegangen. Man schämt sich ob der Furcht, die das nun für hohl und schwach befundene Rußland eingeflößt, noch mehr aber ob der ewigen Niederlagen, die der so arg überschätzte Riese den Völkern des Islams beigebracht hat, und einzelne Schreiber sind zu dem Schlusse gelangt, daß aus den Erfahrungen auf den Schlachtfeldern in der Mandschurei für die Zukunft des Islams sich ein günstigeres Bild gestalte. Ich habe es mir angelegen sein lassen, über die diesbezüglichen Meinungen der moslimischen Untertanen Rußlands in der Krim, im Kaukasus und in Zentralasien nachzuforschen, und ich habe gefunden, daß man in den erstgenannten Provinzen, über die Niederlagen Rußlands so ziemlich gut unterrichtet, die Freude ob des befriedigten Rachegefühls unterdrückt, in Turkestan jedoch nur auf dem Wege über Persien und Indien von dem wahren Sachverhalt Nachricht erhalten, aus russischer Quelle hingegen immer nur Siegesbulletine und von der totalen Vernichtung der Japaner gehört hat.

Nicht minder erfreut sind die Mohammedaner Indiens über das Mißgeschick, das die russischen Waffen getroffen, obwohl hier nicht so sehr das Rachegefühl gegen den Erzfeind des Moslimen, als vielmehr der Triumph eines asiatischen Volkes über die Macht eines christlichen Landes den Ausschlag gegeben. Letzterwähnter Umstand hat im Kreise der Engländer in Indien einen gewissen Grad von Unbehagen und Besorgnis hervorgerufen, der Sir Alfred Lyall, der gelehrte Kenner Hindostans, in einer öffentlichen Sitzung einer gelehrten Gesellschaft Ausdruck verliehen, indem er sagte: „Wir (das heißt die Engländer) müßten die allerletzten sein, die ob des Sieges eines asiatischen Volkes über eine europäische Macht frohlocken dürfen.“ Uns dünkt diese Furcht keinesfalls gerechtfertigt, denn erstens haben die Hindostaner reichlich Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß Englands Macht und Stärke auf einer viel solideren Basis ruht als die des russischen Kolosses, daher nicht so leicht erschüttert oder gestürzt werden kann. Zweitens wird Englands Herrschaft als humaner, gerechter und erträglicher gefunden als die der Russen. Drittens als Großbritannien während seines Krieges in Südafrika von einem Mißgeschick heimgesucht und seine zeit-

weiligen Niederlagen im Osten bekannt geworden, da hatte weder in Indien noch anderswo, wo die englische Flagge weht, sich Schadenfreude gezeigt; ja im Gegenteil, moslimische und brahmanische Eingeborene haben dem Rag (Regierung) freiwillige Dienste angeboten und überall Teilnahme bekundet. Wie gesagt, die dem Rachegefühl entspringende Verherrlichung der Japaner kann den Engländern, den Verbündeten Japans, wenig schaden, denn merkwürdigerweise haben die Niederlagen der russischen Armee selbst auf das Gros der russischen Bevölkerung keinen deprimierenden Eindruck gemacht, weil man in diesen den Sturz der despotischen Herrschaft erblickte, wie aus dem Zusammenhange der inneren Wirren mit dem Unglück im fernen Osten ersichtlich ist.

Alles in allem genommen, wird die Rückwirkung der russischen Mißerfolge in der Mandschurei auf die Beziehungen zu den Mohammedanern in Asien nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben. Dieses bezieht sich nicht so sehr auf die Gegenwart als vielmehr auf die zukünftigen Gestaltungen, denn gegenwärtig lastet die russische Hand noch immer mit genügend starkem Drucke auf den mohammedanischen Untertanen des Zarenreiches, um nicht gewaltsamen Erhebungen oder plötzlichen Umstürzungen ausgesetzt zu sein. Gegenüber dem ottomanischen Staate hat Rußland einen viel zu festen Fuß gefaßt, um die Rückwirkung seiner Niederlagen schon jetzt fürchten zu müssen. Sultan Abdul Hamid ist beinahe zum Vasallen des Zaren geworden, und nicht nur auf der Balkanhalbinsel, sondern selbst in Kleinasien steht den Russen Tor und Tür offen, und so wie Konstantinopel mittels eines Handstreiches vom Schwarzen Meere aus leicht genommen werden kann, ebenso steht die Nordgrenze Kleinasiens von Erzerum bis nach Bajazid hin dem Vordringen Rußlands ganz offen. Hätte Sultan Abdul Hamid, von der ewigen Furcht und dem Mißtrauen gepeinigt, nicht stets eine unglückselige Politik befolgt, so wäre jetzt der beste Zeitpunkt gewesen, die Verlegenheit des Erzfeindes der Türkei auszubeuten, doch mit dem von innen und außen zerrütteten, in allen Ecken und Fugen krachenden Staatsbau ist schwer etwas anzufangen, und die Türken können vorderhand von den Vorgängen im fernen Osten gar keinen Nutzen ziehen. Noch weniger ist dies den Persern möglich, deren Land in seinem nördlichen Teile dem russischen Einflusse beinahe ganz preisgegeben ist, deren Regierung mit Unterstützung russischer Anlehen eine klägliche Existenz fristet und wo man das unausbleibliche russische Vasallentum nur für eine Zeitfrage hält. Persien hat unter denselben Fehlern zu leiden wie die Türkei. Leichtsinnigkeit, Unentschlossenheit, Mangel einer richtigen Erkenntnis der Sachlage, tyrannische Willkür der Regierung, Anarchie und Gesetzlosigkeit haben hier sowohl wie dort eine Lage geschaffen, der gar nichts mehr zunutze kommen und die durch keine wie immer geartete Schwächung des Gegners von der Zwangslage sich befreien kann. Man bedenke einmal, wie leicht es Persien gewesen wäre, aus den russischen Wirren im Kaukasus, in denen das Unglück in der Mandschurei sicherlich eine Rolle spielt, Vorteil zu ziehen. Einerseits ist die dortige moslimische Bevölkerung mit den iranischen Türken und mit der Dynastie der Kadscharen blutsverwandt, anderseits gehören die türkischen Be-

wohner des Kaukasus zumeist der schiitischen Sekte an, deren geistiges Oberhaupt zugleich Träger der persischen Krone ist und die auch schon früher im Kaukasus geherrscht haben. Die Armenier, das zunächst einflußreiche Element im Kaukasus, sind wegen des Kirchenraubes zu wütenden Feinden des Russentums geworden, und auch die Georgier, die in geheimen revolutionären Komitees für nationale Unabhängigkeit sich begeistern, haben schon längst den Russen Rache geschworen. Die Schwächung des russischen Prestiges mag daher in den kaukasischen Bergen viel ernstere Folgen nach sich ziehen, als allgemein geglaubt wird. Die räuberischen Allüren der halbnomadischen Türken, von denen wir zeitweise zu hören bekommen, können, wenn von außen her unterstützt, in kritischer Zeit den Russen noch sehr gefährlich werden, zumal das Regime dort noch auf einer sehr unsicheren Basis ruht und der Kaukasus trotz einer mehr als hundertjährigen Herrschaft vom Zarenreich nur annektiert, ihm aber noch nicht assimiliert worden ist.

Viel verhängnisvoller mag die Rückwirkung der russischen Niederlagen in der Mandschurei an jenen Punkten sich gestalten, wo der Hof von St. Petersburg erst die Fäden seiner Pläne ausgestreckt und wo die Zeitigung der Erfolge noch der Zukunft anheimgegeben ist. In dieser Beziehung kommt die russische Politik mit Bezug auf Afghanistan zuerst in Betracht, und ohne in weitgehende Spekulationen sich einzulassen, wird man die Folgen des Niederganges des russischen Prestiges sofort wahrnehmen. Emir Habibullah hat nach dem Tode seines Vaters am Herrschersitze von Kabul Spuren einer Politik verraten, die durchaus nicht als englandfreundlich bezeichnet werden konnte. Der verhältnismäßig junge Mann hat unter der eisernen Hand seines Vaters die Rolle eines folgsamen, gelehrigen und nicht ganz talentlosen Sohnes gespielt, ein Thronfolger, auf den der Vater mit Vertrauen geblickt. Kaum hatte er jedoch die Zügel der Regierung in die Hände bekommen, als die jugendliche Einbildung von seiner Geistesgröße zu einem solchen Höhengrade sich erhob, der mit seiner Geisteskraft keinesfalls im Einklange stand. Anstatt die von seinem Vater ihm testamentarisch vermachte Politik zu befolgen, wollte er in neue Bahnen einlenken und in den Beziehungen zu den beiden gefährlichen Nachbarn Veränderungen herbeirufen. Er hatte nicht den Mut, den Briten, von denen er jährlich eine Million und achtmalhunderttausend Rupien Unterstützung bezog, sofort die Freundschaft zu kündigen; doch er verlegte sich aufs Schmollen, zeigte sich bei jeder Gelegenheit widerhaarig und gab anderseits den Russen offenkundige Beweise eines wohlwollenden, gefälligen Nachbars. Dieses Kokettieren ist selbstverständlich von den russisch-turkestanischen Behörden nicht unbemerkt geblieben, eine Hand wusch die andre, und beide blieben schmutzig, das heißt, beide hatten vom unsauberen Spiele der Intrigen wenig profitiert. Die afghanischen Grenzwachen schlossen ein Auge zu, wenn russische Offiziere vom Oxus oder vom Murgab aus einen Jagd- oder Spazierausflug (?) auf afghanisches Gebiet unternahmen, oder wenn russische moslimische Untertanen in geschäftlichen Angelegenheiten (?) Herat, Maimene oder sonstige Grenzpunkte besuchten. Auch russischerseits bemühte man sich, den Afghanen mit Liebenswürdigkeiten entgegenzukommen, und als ein afghanischer

Grenzbeamter mit Steuergeldern aufs russische Gebiet sich flüchtete, wurde er von den Russen ergriffen und den Afghanen überliefert. Noch mit vielen andern Gefälligkeitsdiensten haben die Russen getrachtet, sich den Weg zum Herzen des Herrschers von Kabul zu bahnen, und im ersten Jahre der Regierung Habibullahs hatte man in Indien gar oft von den russischen Sympathien des afghanischen Fürsten gemunkelt. Diese Gerüchte fanden eben Nahrung und Bestätigung in den ebenso törichten als kindischen Neckereien des britischen Vasallen jenseits der Suleimannskette, denn Habibullah ließ es sich besonders angelegen sein, den Argwohn seines Schutzherren zu erwecken. So hatte er fortwährend das Feuer der Revolte unter den räuberischen Afridis und sonstigen unruhigen Stämmen im Nordwesten Indiens geschürt, und er hatte sogar die Absicht, aus diesen eine Schutztruppe zu bilden, während anderseits Kapitän A. C. Yate, der Bruder des Commissioner von Beludschistan, der gelegentlich einer Jagdpartie mit einigen Schritten die afghanische Grenze in der Nähe von Kandahar überschritten hatte, festgenommen und Tage hindurch in Gefangenschaft behalten wurde. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß in diesen Zeitpunkt der afghanischen Liebäugeleien mit Rußland das Kabinett von St. Petersburg mit dem Verlangen, einen regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit Kabul zu unterhalten, aufgetreten ist, welchem Vorhaben die Engländer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich widersetzt haben und auch später sich widersetzen werden.

So standen die Dinge bis noch vor einem Jahre. Emir Habibullah Khan war bis dahin nicht zu bewegen, mit Bezug auf seine politische Richtung Farbe zu bekennen, sondern er hatte sich aufs Versteckspielen verlegt und war jeder solchen Kundgebung aus dem Wege gegangen, die als Zeichen der Sympathie hätte ausgelegt werden können. Als 1902 die Thronbesteigung des Kaisers von Indien im Krönungsdurbar in Delhi gefeiert wurde und sämtliche Feudalfürsten und Protegés der britischen Krone sich dort eingefunden hatten, da hatte Emir Habibullah, der teuere Vasall Englands, durch seine Abwesenheit geglänzt, obwohl sein Vater 1885 dem Vizekönig Lord Dufferin und sein Onkel Schir Ali Khan dem Vizekönig Lord Mayo 1869 in Umballah einen Besuch abgestattet hatten. Dasselbe hat auch der Großvater des jetzigen Emirs, nämlich Dost Mohammed Khan getan, ohne daß ihrer Würde eine Einbuße geschehen, und wenn Habibullah trotz alledem sich in der Rolle eines stolzen Nachbars gefiel, so ist dies einzig und allein in der altgewohnten Politik afghanischer Prinzen zu suchen, die mit ihren Sympathien ein Lizitandogeschäft betrieben und immer einen der beiden Rivalen gegen den andern auszuspielen versucht hatten.

Mit den Ereignissen im fernen Osten, namentlich mit dem Eintreffen der Nachrichten von den Niederlagen Rußlands zu Wasser und zu Land, trat in Kabul ganz plötzlich ein Szenenwechsel ein. Der Emir schien nun die Pläne einer Revoltierung der Grenzstämme im Nordwesten Indiens fallen gelassen zu haben. Khaß Khan, der Anstifter der englandfeindlichen Politik, wurde seines Einflusses am Hofe zu Kabul verlustig, man schickte sich an, freundlicher über

den Cheiberpaß hinüberzublicken, und nicht nur wurde der früher seitens Englands gemachte Vorschlag behufs Austausches einer Mission nun bereitwilligst angenommen, sondern der Emir sandte seinen ältesten Sohn Inajetullah mit Geschenken zum Vizekönig Lord Curzon und empfing die von Mr. Louis Dane geführte englische Mission aufs freundschaftlichste in Kabul. Unter solchermaßen veränderten Verhältnissen werden auch noch andre zwischen Afghanistan und Indien schon lange schwebende Differenzen wohl leichter ausgeglichen werden, doch die Erörterung einer solchen Eventualität wäre jetzt etwas verfrüht, wir wollten hierorts nur konstatieren, daß die Niederlagen der Russen es waren, die den ränkelustigen Afghanen mürbe und gefügig gemacht, und wodurch auch seine Forderungen an England werden bedeutend herabgestimmt werden; notabene, wenn die englische Diplomatie genug Mut und Umsicht bekundet, die nachteilige Stellung ihres nordischen Rivalen nach Tunlichkeit auszubeuten. Wäre das Gegenteil eingetreten, das heißt, hätten die russischen Waffen über Japan triumphiert, so würde der schon längst begründete Machtruf und das Ansehen Rußlands eine bedeutende Kräftigung erhalten haben, und Emir Habibullah wäre gewiß mit einer höheren Preisforderung aufgetreten.

Aehnliche Wahrnehmungen sind es, die sich uns auf andern Punkten jenes Grenzgebietes aufdrängen, wo die Interessenkreise der beiden Rivalen in Asien sich berühren. In Ostturkestan zum Beispiel wird der Zeitpunkt der russischen Invasion nicht mehr für so naheliegend gehalten wie früher, trotzdem falsche telegraphische Nachrichten die russische Okkupation Kaschgars verbreitet haben. In Bedachschan und auf dem Pamir gebärden sich die afghanischen Wachtposten viel freier als ehedem, denn der Emir hat Sorge getragen, daß seine Korrespondenten ihm von Indien aus über die kleinsten Vorfälle in der Mandschurei Nachrichten geben, und auch in Tibet hätten die Angelegenheiten eine andre Wendung genommen, wenn Dordschieff, der russische Ratgeber des Dalai Lamas, durch den mißlichen Ausgang des Krieges im fernen Osten entmutigt, auch die Hoffnung auf eine russische Hilfeleistung aufzugeben, sich nicht gezwungen gesehen hätte. Die russischen Niederlagen werden noch fernerhin eine ganze Verkettung von Ursachen und Folgen nach sich ziehen. Im Ideengange des streng konservativ gesinnten Orientalen sind derartige unerwartete Ereignisse, wie wir sie heute im russisch-japanischen Kriege vor uns sehen, von ungewöhnlicher Tragweite und werden namentlich beim Moslem, der hierin einen Finger Gottes sieht, auch in der Zukunft nicht ihre Wirkung verlieren. In den Augen der freidenkenden Asiaten sind die Japaner von der Vorsehung zum Rächer der durch Rußland bisher unterjochten Brüder auserkoren worden, sie haben den Zauber der Unüberwindlichkeit der Russen gebrochen, und es ist leicht begreiflich, wenn der Mensch im Morgenlande im Volke Nipons seinen Retter erblickt, auf dasselbe mit Stolz hinblickt und die Errungenschaften der japanischen Kultur sich zum Muster nehmen will. Neue Gedanken und Ideen brechen sich wohl schwer eine Bahn in der Islamwelt, doch wo die Begebenheiten einen Hoffnungsstrahl zum Bessern in sich bergen und man die Gelegenheit erblickt, für die er-

littene Schmach und Erniedrigung Rache nehmen zu können, dort bersten gar bald die Fesseln des noch so verstockten Konservatismus, die Menschlichkeit tritt in ihre Rechte, und selbst der träumerische Orientale rafft sich zu ungeahnter Tätigkeit auf.

Von dieser Auffassung ausgehend, unterliegt es keinem Zweifel, daß Rußland den Nimbus seiner Macht und Größe durch die Niederlagen im fernen Osten verloren, in der Wertschätzung der Moslemin Asiens stark gesunken ist. Dieses bezieht sich nicht nur auf seine Waffenkraft, sondern noch vielmehr auf den Ruf der teuflischen Zauberkunst und Geschicklichkeit, die ihm von der schlichten Menschheit in der nördlichen Hälfte Asiens zugemutet wurde. Die russische Propaganda hat es nämlich von jeher verstanden, alle wissenschaftlichen Entdeckungen des Westens, alle Behelfe der modernen Technik, ja alle Errungenschaften des europäischen Geistes als rein russische Produkte darzustellen und mit dem aus dem Abendlande entlehnten Gute sein nationales Panier zu schmücken. Nun wird auch diesbezüglich in den Anschauungen der Orientalen eine Veränderung um sich greifen, und im Kampfe gegen Japan kann Rußland nicht nur seine Stellung im fernen Osten, sondern auch sein bisheriges Prestige in ganz Asien einbüßen.

S. M. S. „Arkona“ im deutsch-französischen Kriege

Von

Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

In nachfolgendem soll eine bisher kaum in weiteren Kreisen gekannte Episode aus der Seekriegsführung 1870/71 auf Grund des darüber geführten Tagebuches geschildert werden. Die norddeutsche Flotte war damals infolge der großen Ueberlegenheit der französischen zur Untätigkeit verurteilt, und es fanden nur verhältnismäßig unbedeutende Begegnungen statt, wie die Plänkeleien der „Grille“ und „Nymphe“ in der Ostsee, der Kampf des „Meteor“ mit dem französischen Aviso „Bouvet“, die Fortnahme von französischen Handelsschiffen vor der Garonne-Mündung durch die sehr rasche Korvette „Augusta“ sowie die hier zu schildernde Tätigkeit der Korvette „Arkona“. Die raschen und großen Erfolge der deutschen Armee in Frankreich waren die Ursache, daß alle Aktionspläne der französischen Marine, die sich auf Schutz und Beihilfe derselben für eine Truppenlandung an der deutschen Küste bezogen, aufgegeben werden mußten, und die Flotte sich auf eine Blockade der deutschen Küste und Aufbringung einiger deutscher Kauffahrteischiffe beschränkte. Vernünftigerweise unterließ die feindliche Flotte auch ein Bombardement befestigter deutscher Küstenplätze, denn dasselbe hätte ohne nachfolgende Truppenlandung nur zu gegenseitiger Zerstörung von Material und Opferung von Menschenleben dienen können, ohne

irgendwelchen Einfluß auszuüben auf den Verlauf des Krieges. Daß die französische Flotte nicht unbefestigte Küstenplätze bombardierte und Privateigentum zerstörte, woran sie nicht behindert werden konnte, zeugte von humaner und vorgeschrittener Auffassung, denn ein internationales Recht, das solche Ausschreitungen verbietet, gibt es leider nicht.

Da der dermalige Seehandel und die Seeschiffahrt Frankreichs im Vergleich zur deutschen untergeordnet war, Deutschland durch Beitritt zu der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 aber vertragsmäßig verhindert war, französische Handelsschiffe durch Ausgabe von Kaperbriefen an die an Zahl und Schnelligkeit den französischen Handelsdampfern weit überlegenen deutschen aufzubringen, so war es ein Akt der Klugheit, daß durch Verordnung des Präsidiums des Norddeutschen Bundes vom 18. Juli 1870 bestimmt wurde, daß französische Handelsschiffe der Aufbringung und Wegnahme nur in demselben Maße unterliegen sollten, wie die Handelsschiffe der Neutralen. Es wurde dabei wohl die Hoffnung gehegt, daß Frankreich sich durch die deutsche humanitäre Erklärung zu gleicher Maßnahme veranlaßt sehen würde; solche Erwartung wäre doch aber nur gerechtfertigt gewesen, wenn Deutschland hätte Kaperbriefe ausgeben dürfen, denn Frankreich konnte und mußte sich sagen, daß der deutsche Verzicht auf das Recht, dem feindlichen Seehandel nachzustellen, von keiner tatsächlichen Bedeutung war, weil die vier derzeit im Auslande befindlichen deutschen Kriegsschiffe ohnehin kaum in der Lage waren, Prisen zu machen, und der Rest der deutschen Flotte durch die vielfach überlegene französische in den heimischen Häfen leicht zu blockieren war.

Es zeigte sich hier recht auffallend, wie unklug der Beitritt Deutschlands zur erwähnten Pariser Deklaration gewesen ist. Viel deutlicher aber würde unsre damalige Kurzsichtigkeit in die Erscheinung treten bei einem Kriege mit einer bedeutenderen Seenation, wie zum Beispiel England oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und es zeugt von dem weit praktischeren Blick und Geschick der letzteren, daß sie dieser Deklaration nur unter der Bedingung beizutreten in Aussicht stellten, daß überhaupt das auf See schwimmende Privateigentum vom Feinde nicht erbeutet werden dürfe, außer bei dem Versuch, es, soweit es sich als Konterbande darstellt, dem blockierten feindlichen Lande zuzuführen. Man kann auch verstehen, daß ein so klar und weitblickender Mann, wie der Graf Bismarck, sich bei Besprechung dieser Angelegenheit am 13. Dezember 1870 dahin geäußert haben soll: „Ja, wir müssen sehen, wie wir von dem Unsinn wieder loskommen"; leider ist aber bisher alles beim alten geblieben.

Eine Revision des vereinbarten und nicht vereinbarten sogenannten „internationalen Seerechts" ist ohne Frage eine ganz dringende Notwendigkeit, und zwar für Deutschland viel mehr als für irgendeine andre Nation, worauf ich hoffe bei andrer Gelegenheit zurückkommen zu können.

Da seerechtliche Gesichtspunkte eine nicht unwichtige Rolle in den nachfolgend geschilderten Handlungen und Ereignissen der von mir im Kriege 1870/71 kommandierten Korvette „Arkona" spielen und gerade gegenwärtig im Kriege

zwischen Japan und Rußland unausgesetzt seerechtliche Fragen und Auffassungen von der einen wie der andern Seite angeregt werden und zur Diskussion stehen, dürfte trotz der seitdem verflossenen vierunddreißig Jahre die nachfolgende Schilderung eines gewissen aktuellen Interesses nicht entbehren.

Bevor an die Darlegung der Kriegsereignisse der „Arkona“ selbst geschritten wird, muß hier kurz einiges aus der unmittelbar vorangegangenen Tätigkeit der Korvette und ihrer besonderen Verhältnisse aufgeführt werden, weil es in direktem Zusammenhang mit den späteren Ereignissen und meinen Entschlüssen und Handlungen steht.

S. M. S. „Arkona“, die erste und älteste, auf der Danziger Werft gebaute, gedeckte Korvette der damals noch preußischen Marine wurde auf Allerhöchsten Befehl von mir am 21. September 1869 im Hafen von Kiel in Dienst gestellt und ausgerüstet, um zunächst eine Reise nach dem Mittelländischen Meere anzutreten, woselbst sie als eins der Begleitschiffe des preußischen Kronprinzen der Feierlichkeit der Eröffnung des Suezkanales beizuwohnen hatte. Mir war das Schiff in allen seinen Eigenschaften sehr genau bekannt (jedes Kriegsschiff hat seine besonderen Eigenschaften, deren Kenntnis und Beherrschung für den Kommandierenden unerläßlich ist), da ich auf demselben als Flaggleutnant des damaligen Geschwaderchefs, Kommodore Sundewall, die dreijährige Expedition nach Japan, China und Siam behufs Abschließung der ersten deutschen Handelsverträge mit diesen Reichen mitgemacht hatte. Ein vorzügliches See- und Segelschiff, das sich unter anderm in dem schweren Taifun vom 2. September 1859 bewährt hatte, dem sein Begleitschiff „Frauenlob“ in den ostasiatischen Gewässern zum Opfer fiel, war seine in Belgien gebaute Maschine von Hause aus leider über die Maßen schlecht und ist es trotz vielfacher Reparaturen geblieben.

Auf der obenerwähnten Reise nach dem Suezkanal entstanden schon im Mittelmeer während eines schweren Sturmes starke Risse in dem Kondensor und Undichtheiten in den Ventilen, die zur Folge hatten, daß durch diese Leckage, obwohl nicht nur die Maschinenpumpen, sondern die ganze Besatzung, Kadetten und Offiziere eingeschlossen, mit den Schiffshandpumpen und zahllosen Eimern und andern Gefäßen des eingedrungenen Wassers Herr zu werden suchten, bald über 4 Fuß Wasser im Schiffe waren, so daß die Feuer unter den Dampfkesseln zu erlöschen drohten und ich mich schweren Herzens entschließen mußte, das Schiff an der felsigen Küste Algeriens bei Kap Sidi Feronj auf den Strand zu setzen, um womöglich wenigstens das Leben der Besatzung zu retten. Glücklicherweise brach, nachdem die Küste bereits in Sicht war, der Kondensor (ein wichtiger Maschinenteil) ganz, und nachdem nunmehr die sämtlichen Maschinenventile geschlossen und gedichtet waren, ließ das Lecken nach, und es war gerade noch Zeit, angesichts der hohen Küstenbrandung mit dem Schiffe unter Sturmsegeln vom Lande wieder abzuliegen, auch gelang es unter Segel noch rechtzeitig zur Suezkanaleröffnung in Port Said einzutreffen.

Nachdem dann in den englischen Docks der Insel Malta die Maschine notdürftig repariert war, wurde die Reise nach Westindien fortgesetzt, wo es galt,

durch das Erscheinen eines Kriegsschiffes die Behörden in Venezuela und Haiti zu bewegen, einigen gerechtfertigten Beschwerden Deutscher gebührende Beachtung zu erzwingen, was auch alsbald gelang.

Wie dies bei den ganz unzulänglichen Kräften der damaligen norddeutschen Marine nicht zu umgehen war, fielen den ins transatlantische Ausland entsandten Kriegsschiffen die verschiedensten, mitunter heterogene, Aufgaben zu. So sollte die „Arkona" neben der mehr repräsentativen Aufgabe bei Eröffnung des Suez-kanals und den erwähnten politischen Zwecken auch der Ausbildung einer größeren Anzahl von Seekadetten dienen, und da die Räumlichkeiten des Schiffes nur beschränkte waren, mußten an Stelle der 47 Kadetten ebensoviel Matrosen und, um Platz zur Unterbringung der überzähligen Kadetten in einer in der Batterie zu errichtenden Messe zu gewinnen, vier Geschütze zurückgelassen werden. Unglücklicherweise brach in Westindien auf dem Schiff das Gelbe Fieber aus, dem mehrere Matrosen erlagen, und gleichzeitig litten viele Leute an Dysenterie, so daß über 60 Mann der Besatzung ausfielen. Ferner wurden bei Ausbruch des Krieges die überzähligen Seekadetten in die Heimat gesandt. Auch war die artilleristische Ausrüstung der Korvette leider keine kriegsmäßige, sondern nur der Aufgabe eines Kadettenübungsschiffes angepaßt. Während sonst allgemein bereits gezogene Geschütze auf unsern und fremden Kriegsschiffen eingeführt waren, mußte die „Arkona" mit 18 glatten Dreißigpfündern und nur sechs gezogenen Vierundzwanzigpfündern die Reise antreten, und von letzteren gehörten vier noch dazu einem System an, das bereits aufgegeben war, weil fast nach jedem scharfen Schuß ein derartiges Festklemmen der Verschlußteile sich einstellte, daß das Wiederladen gewöhnlich erst nach stundenlanger Arbeit mit Instrumenten ermöglicht wurde.

Um des Gelben Fiebers Herr zu werden, was nach Ansicht der Schiffsärzte nur durch Aufsuchen eines kälteren Klimas zu erreichen war, begab ich mich mit dem Schiffe nach New York. Dort erhielt ich im Mai 1870 den Befehl, nach den Azoren zu segeln, um daselbst am 10. Juli zu einem unter den Oberbefehlshaber der Marine, den Prinzadmiral Adalbert, gestellten Panzergeschwader zu stoßen. Am 6. Juli auf der Reede von Horta der Insel Fayal eingetroffen, wartete ich vergeblich auf das Geschwader. Am 22. Juli händigte mir der Kommandant des nur einmal im Monat von Lissabon hier eintreffenden portugiesischen Postdampfers einen Brief aus, den ihm im Moment des Verlassens des Hafens von Lissabon ein bei der betreffenden Dampfschiffsgesellschaft angestellter Deutscher mit der Bitte ausgehändigt hatte, ihn dem ersten Kommandanten eines deutschen Kriegsschiffes zu übergeben, den er bei den Azoren treffen würde. Das Schreiben enthielt die kurze Mitteilung, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich erwartet würde. Ursache oder nähere Umstände waren nicht angegeben; die gleichzeitig eingetroffenen Zeitungen ließen solche gleichfalls nicht erkennen. Folgenden Tages erschien der englische Dampfer „Dane" auf der Reede. Der auf demselben eingeschiffte preußische Feldjäger Nikolovius übergab mir Depeschen des norddeutschen Botschafters in London

vom 14. und 15. Juli des Inhalts, daß der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich wahrscheinlich sei und daß daher Seine Majestät der König Befehl erteilt habe, daß das nach den Azoren bestimmte Panzergeschwader sowie die „Arkona“ Wilhelmshaven aufsuchen sollten. Seine Königliche Hoheit der Oberbefehlshaber ließe mir gleichzeitig den Rat erteilen, falls es mir unter den obwaltenden Umständen zu bedenklich erschiene, nach Wilhelmshaven zu gehen, mit meinem Schiffe einen neutralen Hafen aufzusuchen und dort die Korvette abzurüsten.

Ich meldete mit demselben, gleich wieder nach England zurückkehrenden Dampfer dem Oberkommando der Marine, daß ich, da nach späteren Privatnachrichten, die der Dampfer noch unmittelbar vor seinem Abgange von England erhalten hatte, der Krieg bereits erklärt sei, Wilhelmshaven nicht mehr erreichen könne, ohne mit sehr überlegenen französischen Streitkräften zusammenzutreffen. Einen englischen Hafen würde ich aufsuchen, wenn der Feldjäger Nikolovius mir im Auftrage des deutschen Militärbevollmächtigten in London nicht erklärt hätte, daß die englische Admiralität sich genötigt sähe, jedes Kriegsschiff der Kriegführenden nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt aus ihren Häfen auszuweisen. Ich hielte es daher für das beste, zunächst bei den Azoren zu bleiben, und gedächte von dort aus etwas gegen französische Kolonien zu unternehmen. Ich bat ferner um Anweisung, ob ich feindliche Handelsschiffe mit französischer Ladung aufbringen dürfe. Mit der „Dane“ sandte ich 6 überzählige Offiziere und 19 Seekadetten, die bereits ihre Seefahrzeit zum Unterleutnant erworben hatten, in die Heimat zurück, weil anzunehmen war, daß im Vaterland jeder Offizier und Offiziersaspirant jetzt dringend gebraucht werde, während die „Arkona“ mit den etatsmäßigen 10 Offizieren und den jüngeren, noch an Bord verbleibenden 22 Kadetten völlig genug hatte. Eine sogleich angestellte Revision der an Bord befindlichen Seekarten ergab leider, daß die von dem französischen Teil der afrikanischen Westküste fehlten, auch waren solche in Fayal nicht aufzutreiben, so daß der Plan, dorthin zu gehen, fallen gelassen werden mußte. Ich beschloß daher, zunächst in See zu kreuzen, in der Hoffnung, auf einzelne feindliche Kriegsschiffe dabei zu stoßen und so den Feind zu schädigen, ging zu diesem Zwecke auch sogleich in See. Noch in den Gewässern zwischen den Inseln Pico und Fayal befindlich, kam ein Dampfer in Sicht, dessen Flagge wir zunächst für die französische hielten. Nachdem gefechtsklar gemacht war, teilte ich der Besatzung den wahrscheinlichen Ausbruch des Krieges mit unter drei Hurras auf den König.

Bei weiterer Annäherung wurde der Dampfer als ein portugiesischer erkannt. Er hieß „Lisboa“ und hatte eine Depesche für das erste ihm begegnende norddeutsche Kriegsschiff vom diesseitigen Gesandten in Lissabon, der angenommen hatte, das Panzergeschwader hätte bei Ausbruch des Krieges bereits den englischen Kanal verlassen gehabt und sei bei den Azoren zu finden. Die von mir entgegengenommene Depesche datierte vom 17. Juli und besagte, daß nach Privatnachricht Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt habe. Der

Gesandte bot gleichzeitig 3000 Pfund Sterling an, die der Dampfer an Bord hatte und die das Lissaboner Haus O. Herold & Comp. auf seine Veranlassung für das Panzergeschwader zur Verfügung gestellt hatte, da nach Ausbruch des Krieges es für die Schiffe schwer halten würde, auf die preußische Regierung Wechsel zu ziehen. Es verdient besondere Anerkennung, wie umsichtig und rasch (die Azoren sind ja erst in diesem Jahre durch die Norddeutsche Kabelgesellschaft an das internationale Kabelnetz angeschlossen worden) die Gesandtschaften in London und Lissabon dafür Sorge trugen, daß die im Auslande befindlichen Kriegsschiffe vom Stande der Dinge unterrichtet und vor Verlegenheiten geschützt wurden, ohne Rücksicht auf die durch Entsendung besonderer Dampfer entstehenden großen Kosten. Auch für den Nutzen der Handelsschiffe zeigten sie die gleiche Umsicht und Fürsorge, wie später zu erwähnen ist. Man darf darin wohl die vorzügliche Bismarcksche Schulung erkennen.

Ich nahm die angebotene Geldsumme an, sandte der Sicherheit wegen davon 2500 Pfund Sterling per Boot sofort an den norddeutschen Konsul Mr. Dabney in Horta zur Aufbewahrung und erstattete mit demselben Dampfer Meldung darüber dem Oberkommando der Marine mit dem Zusatz, daß ich nun wohl den Ausbruch des Krieges — obwohl keine der bisherigen Nachrichten denselben als positiv feststehend angab — als tatsächlich annehmen könne und danach handeln würde.

Nach einigen Tagen Kreuzens in See und Abhaltung einer Schießübung mit den Geschützen nach schwimmender Scheibe, wobei sehr gute Resultate erzielt wurden, aber sehr sparsam mit der Munition umgegangen werden mußte, da keine Aussicht war, dieselbe ergänzen zu können, kehrte ich nach Horta zurück, berichtete dem Oberkommando über die Vorgänge und meldete, daß, wenn ich den schon früher erbetenen Befehl erhielte, nach einem unsrer Nordseehäfen zurückzukehren, ich glaubte die Umstände so wählen zu können, daß ich trotz blockierender feindlicher Flotte den Hafen erreichen würde, vorausgesetzt, daß er nicht durch Kontakttorpedos unzugänglich gemacht sei, denn ich könne mich auf meine Offiziere und Mannschaft sowie die Artillerie des Schiffes für jedes Unternehmen verlassen. Der innere Beweggrund für das beantragte Vorgehen war in erster Linie, daß ich wenig Neigung hatte, dem ja allerdings den üblichen Neutralitätsgesetzen entsprechenden Rat des damaligen Oberbefehlshabers der Marine nachzukommen, das Schiff in einem neutralen Hafen abzurüsten, also zur Untätigkeit in einer so wichtigen Krisis des Vaterlandes verurteilt zu sein. Ich glaubte aber, dem gewagten Unternehmen, die feindliche blockierende Flotte zu durchbrechen, gewachsen zu sein in Rücksicht auf meine genaue Kenntnis der Fahrwasser der Nordseeküste, bei deren Vermessung ich in früheren Jahren mitgewirkt hatte, auch konnte ich mich hierbei auf die vorzüglichen Navigierungsfähigkeiten des Navigationsoffiziers der „Arkona" verlassen, des späteren Staatssekretärs der Marine, damaligen Kapitänleutnants Heußner, die derselbe auf der bisherigen Reise schon bei den verschiedensten Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte. Für den Fall, daß mein Antrag die höhere Zustimmung erhalten

hätte, beabsichtigte ich, im Norden von Schottland herumgehend, die Nordsee zu erreichen und dort so lange zu kreuzen, bis schwere nördliche Stürme einsetzten, und dann unter Segelpreß, wie ihn wenige Schiffe außer der „Arkona“ vertrugen, die feindliche Blockadeflotte zu durchbrechen. Ich rechnete dabei auf die guten See- und Segeleigenschaften meines Schiffes bei Sturm und die schlechten der französischen Panzerschiffe.

Mein Schreiben an das Oberkommando vertraute ich zur Besorgung der aus Ostasien zurückkehrenden, auf Horta-Reede für zwei Tage ankernden österreichischen Korvette „Dandalo“ an. Da der Kommandant derselben — wie ich nachträglich erfuhr — sich am Lande unsympathisch für Deutschland und dahin ausgesprochen hatte, er hoffe, daß Oesterreich an der Seite Frankreichs kämpfen werde, hielt ich es für angezeigt, Abschrift meines vorerwähnten Schreibens zur Besorgung auf dem gewöhnlichen Postwege am 4. August mit dem ergänzenden Zusatz aufzugeben, daß das Manko meiner Besatzung von über 60 Köpfen für ein eventuelles Gefecht meines Schiffes nicht besonders ins Gewicht fallen werde, da, wenn auch zwei der Geschütze bei der Bedienung ausfallen müßten, meine Besatzung dafür um so besser in der Artillerie ausgebildet sei.

Den Umstand, daß der Gouverneur der Inselgruppe offiziell noch nicht vom Ausbruch des Krieges unterrichtet war (bisher galt noch alles auf den Inseln als unverbürgtes Gerücht), machte ich mir zunutze, um die Korvette besser für den Kampf vorzubereiten. Ich ließ die Wasserlinie derselben in der Gegend der leicht verletzbaren Dampfkessel der Maschine mit den beiden Rüstankerketten panzern, da zu hoffen stand, daß in diese vitale Gegend treffende Granaten an den Ketten zerschellen oder wenigstens vor dem Eindringen in die Schiffsseite und die Kessel krepieren würden, wie sich dies bei einem Gefecht zwischen den Schiffen „Alabama“ und „Kearsage“ im Kriege der amerikanischen Nordstaaten gegen die Südstaaten ergeben hatte. Desgleichen ließ ich die Maschinenluken mit 10 Zentimeter hohen, 3 Zentimeter voneinander entfernten Eisenstangen und die Decken und oberen Teile der Pulverkammern mit den an Bord befindlichen Ballasteisen belegen. Es wurden ferner die Marken für sogenannte konzentrierte Breitseiten in den Geschützporten und auf der Kommandobrücke angebracht, weil die Geschosse meiner veralteten glatten Schiffsgeschütze, wenn sie einzeln einen feindlichen Panzer trafen, wirkungslos bleiben mußten und nur gleichzeitig als Breitseite, auf ein und denselben Punkt konzentriert, den Panzer hätten beschädigen oder erschüttern können. Die Mannschaften wurden abteilungsweise an Land gesandt, um sich dort im Scheibenschießen mit der Büchse zu üben, nach vorgängig eingeholter Erlaubnis der Landbehörde.

Am 7. August nachmittags kam der französische Kriegsdampfer „Bouvet“ in Sicht und ankerte auf der Reede. Ich ließ Dampf aufmachen und beabsichtigte dem Dampfer zu folgen, sobald er wieder in See ging, da wegen mangelnder offizieller Kriegsnachrichten die Neutralitätsgesetze mich daran nicht hindern konnten, wurde indes vom norddeutschen Konsul benachrichtigt, daß der französische Kommandant dem Gouverneur Anzeige vom Ausbruch des Krieges

erstattet und die Forderung gestellt habe, der „Arkona“ erst 24 Stunden nach seinem Inseegehen das Auslaufen zu gestatten. Unter diesen Umständen zog ich es vor, einer offiziellen Festhaltung meines Schiffes zuvorzukommen und vor dem „Bouvet“ in See zu gehen. Ich verließ nach Eintritt der Dunkelheit abends 10 Uhr die Reede, damit der Franzose im unklaren über die von der „Arkona“ eingeschlagene Richtung blieb. Um die der Insel Fayal ostwärts gegenüberliegende Insel Pico dampfend, konnte ich am folgenden Tage, von der hohen Küste Picos gedeckt, den Nordausgang der Horta-Reede übersehen, sandte auch noch ein als Fischerboot maskiertes Boot mit Besatzung in Zivilanzug aus, um festzustellen, ob der feindliche Dampfer noch vor Horta lag und nach einem mit unserm Konsul verabredeten Signal über die von dem Dampfer eventuell genommene Richtung auszusehen. Leider trat infolge Regens so unsichtiges Wetter ein, daß das Boot gegen Abend unverrichteter Sache zurückkehrte. Ich nahm an, daß der Dampfer, solange es Mondschein war, d. h. bis gegen 1 Uhr nachts, den Nordausgang, später aber den für die Navigierung freieren Südausgang wählen würde, kreuzte daher ersteren und befand mich, um die Insel Fayal westlich herumdampfend, gegen 2 Uhr nachts vor dem Südausgang. Leider wurde es schon um 1 Uhr nachts so dick mit strömendem Regen, daß keine Schiffslänge weit zu sehen war. Unter diesen ungünstigen Umständen entkam mir der „Bouvet“, der nachts 1 Uhr durch den Südausgang — wie ich richtig vermutet hatte — sich entfernt hatte.

Wenige Tage später, am 16. August, traf wiederum ein französischer Kriegsdampfer namens „Narval“, von Cayenne kommend, auf dem Wege nach Frankreich ein. Ich ging abends gegen 7 Uhr durch die Südpassage in See, lief westwärts um die Insel Fayal, um vor Tagesanbruch in der Straße zwischen den Inseln Pico und St. George zu sein, die der Dampfer voraussichtlich auf dem Wege nach Frankreich passieren würde. Am folgenden Tage längs der Südküste von St. George unter aufgebänkten Kesselfeuern entlang segelnd, wurde, als wir zirka 3 Seemeilen von der Ostspitze der Insel entfernt waren, vom Ausguck in der Bramsahling ein Schiff unter Dampf und Segel aus der Richtung von Frankreich gemeldet. Ich erkannte bald darauf, daß es ein großes Kriegsschiff unter französischer Flagge war, dem wir uns rasch näherten und das ich anzugreifen beschloß, da die Segelführung mich eine Holzfregatte vermuten ließ. Dampfte nach Fortnehmen der Segel mit ganzer Maschinenkraft entgegen, während die Korvette gefechtsklar gemacht und die Geschütze mit Granaten geladen wurden. Nur noch wenige Seemeilen von dem bisher nur in seiner Kiellinie gesehenen Schiffe entfernt, legte dasselbe sich beim Fortnehmen seiner Segel quer, und dadurch wurde an seinem Rammbug für uns erst erkennbar, daß es kein Holzschiff, sondern eine Panzerfregatte war. Dieselbe nahm ihr Bugspriet ein und machte sich fertig zum Rammen. Da die Geschütze der „Arkona“ gegen Panzer so gut wie wirkungslos waren[1]), und jedes Panzer-

---

[1]) Die Arkona hatte leider für ihre Geschütze nicht einmal sogenannte Hartguß-geschosse an Bord, die einzigen Geschosse der gezogenen 24-Pfünder, die vielleicht auf kurze

schiff der Korvette an Geschwindigkeit erheblich überlegen sein mußte, war es Pflicht, den Kampf, der wahrscheinlich in wenigen Minuten durch Rammen seitens des durch uns unverwundbaren Panzers zum Untergang meines Schiffes geführt hätte, wenn möglich, zu vermeiden und neutrales Gebiet zu erreichen zu suchen. Ich richtete daher den Kurs auf die Insel Pico, weil wir von dort, ohne die neutrale Dreiseemeilengrenze zu verlassen, nach der einen leidlich sicheren Ankerplatz bietenden Horta-Reede gelangen konnten, während die Insel St. George keinen einzigen brauchbaren Ankerplatz besitzt, auf welchem ein Schiff bei stürmischem Wetter liegen könnte.

Wir waren kaum 10 Minuten mit der geringen Geschwindigkeit von zirka 7½ Knoten gedampft, als die Maschine plötzlich stand und der leitende Maschinist meldete, es sei das Antimon aus dem vorderen Kurbellager infolge Heißlaufens ausgeschmolzen, und die Maschine sei fürerst unbrauchbar. Der feindliche Panzer näherte sich jetzt schnell. Ich mußte den Kurs nach Pico aufgeben, setzte Segel und hielt auf die näher gelegene Küste von St. George ab, bald die Dreimeilengrenze erreichend. Da diese Partie der Küste fast ganz unbewohnt war, erschien es fraglich, ob der Franzose die portugiesische Neutralität respektieren würde. Er schoß längsseit der „Arkona", als dieselbe noch 1½ bis 2 Seemeilen von der Küste entfernt war. Auf beiden Schiffen waren die Geschütze fortgesetzt auf den Feind gerichtet, und die Geschützkommandeure standen mit der Abzugsleine in der Hand fertig zum Feuern; einigemale bog der Franzose ab und rannte quer auf die „Arkona" zu mit der anscheinenden Absicht des Rammens, legte dann aber noch im letzten Moment das Steuerruder zu Bord, so daß er hinter oder vor meinem Schiff vorbeiflog. Meine Offiziere und Mannschaften waren von mir schon dahin instruiert, daß sie, sowie ein Rammen oder eine Kollision erfolgte, nach Abfeuern der Geschütze sofort mit ihren Handwaffen das feindliche Schiff erklettern sollten, um den Feind auf seinem eignen Schiffe zu bekämpfen. So erreichte ich den kleinen Küstenort Calheta der Insel St. George, woselbst ich nachmittags nach 4 Uhr dicht unter der Küste ankerte und durch einen an die Ortsbehörde gesandten Offizier konstatieren ließ, daß ein feindliches Schiff das meinige auf neutralem Gebiete belästige und jetzt innerhalb desselben blockiere, also eine Nichtachtung der portugiesischen Neutralität an den Tag lege. Nachdem die ganze Nacht hindurch an der Beschädigung der Maschinenlager gearbeitet worden war, lichtete ich folgenden Tages 10 Uhr vormittags die Anker, um die Küste weiter aufwärts zu dampfen, wo sich die Hauptstadt der Insel, Villa das Vellas, befand. Leider konnte die Maschine nur noch ganz langsam gehen, so daß die Korvette nur 2½ Knoten Geschwindigkeit erlangte, wobei sich die Lager noch wieder heiß liefen oder beständig gekühlt werden mußten. Der französische Panzer begleitete mich wiederum auf dieser Fahrt und suchte mein Schiff von der Küste ab-

---

Entfernung einen Panzer an seinen schwächsten Stellen zu beschädigen imstande gewesen wären.

zudrängen, indem er zwischen die Korvette und die Küste lief. Ich hielt daher unter sorgsamem Loten so dicht an die Küste heran, daß das tiefer als das meine gehende feindliche Schiff auf den Grund kommen mußte, wenn es diese Versuche wiederholte, worauf es sie aufgab. Nachdem ich gegen 4 Uhr nachmittags vor Villa das Vellas, Sitz des Maires der Insel, geankert hatte, richtete ich an diesen Beamten einen ähnlichen schriftlichen Protest gegen die Belästigung des Franzosen wie in Calheta. Der Maire machte mir in einem von mir zur Verfügung gestellten Boot einen Besuch und erkannte mündlich und schriftlich an, daß das französische Schiff durch seine Maßnahmen eine Mißachtung der portugiesischen Neutralität bekunde. Der Maire teilte auch mit, daß von der andern Seite der Insel ebenfalls ein französisches Kriegsschiff gemeldet sei.

Als folgenden Tages das Panzerschiff wieder ganz dicht an die Küste herankam und dort liegen blieb, sandte ich einen Offizier zum Maire mit der Mitteilung, daß ich beabsichtige, die Reede zu verlassen und den Neutralitätsgesetzen gemäß das Verlangen stelle, dem innerhalb der Dreiseemeilenzone befindlichen französischen Schiff das Nachfolgen während der nächsten 24 Stunden nicht zu gestatten. Der Maire gab die Berechtigung meines Verlangens zu, erwiderte aber, er habe kein brauchbares Geschütz im Fort, mit dem er seine eventuelle Anforderung erzwingen, auch nicht einmal ein Boot, mit dem er sich an Bord des Franzosen begeben könne.

Nachdem ich am Lande ein größeres Quantum Holz hatte kaufen lassen, ließ ich vermittels desselben fortgesetzt Feuer unter den Kesseln unterhalten, um den Franzosen durch den dem Schornstein entströmenden Rauch glauben zu machen, daß ich auffeuerte, um die Insel zu verlassen, und ihn selbst dadurch zu zwingen, seinen Kohlenvorrat durch gleiches Auffeuern zu verzehren, der nach der Reise von Frankreich her vermutlich nicht mehr sehr groß sein konnte.

Um Mittag entfernte sich das feindliche Schiff in der Richtung auf Fayal, wie ich vermutete, um die Arkona zu verleiten, sich nach der Insel Pico auf den Weg zu machen, und in der Hoffnung, mit seiner überlegenen Geschwindigkeit mein Schiff unterwegs einzuholen. In ungefähr 8 Seemeilen Entfernung blieb er auf der Lauer liegen. In der Richtung von Fayal wurde dann vom Masttopp der „Arkona“ ein andrer Dampfer sichtbar, und schien der Panzer jetzt auf diesen zuzulaufen. Obgleich mein Schiff mit den provisorisch in Ordnung gebrachten Kurbellagern nur 4 bis 4½ Knoten dampfen konnte, ließ ich im Hinblick auf die Gefährlichkeit eines längeren Verbleibens bei der Insel St. George, die keinen einzigen Ankerplatz bietet, auf dem ein Schiff bei stürmischen Winden aus Süd bis Westnordwest (die vorherrschende Richtung der Stürme in dieser Gegend) hätte liegen können, Anker lichten und dampfte nach der Insel Pico herüber. Unterwegs empfing ich Depeschen von unserm Konsul in Horta, dem ich durch ein Fischerboot Nachricht von der bedenklichen Lage meines Schiffes gegeben, und der sofort die geeigneten Schritte beim Generalgouverneur von Terciera getan hatte, um womöglich einer Verletzung der portugiesischen Neutralität durch den Franzosen vorzubeugen. Als die „Arkona“ sich

der Insel Fayal näherte, feuerte das Panzerschiff wieder sehr stark auf, wohl um der Arkona entgegenzudampfen. Unser Konsul, der immer auf dem Posten war, hatte aber bereits die „Arkona“ erkannt und sofort den Gouverneur ersucht, dem französischen Schiffe das Wiederauslaufen nicht zu gestatten, da die „Arkona“ bereits im portugiesischen Neutralitätsbereich sei.

Nach dem, was ich nach dem abends auf Horta-Reede erfolgten Ankern erfuhr, scheint es, als ob der französische Dampfer „Narval“, dessentwegen ich in See gegangen war, nachdem er vormittags Horta in der Richtung von St. George, ohne die französische Flagge aufzuziehen, verlassen hatte, in der Ferne den französischen Panzer sichtete und ihn für die „Arkona“ hielt. Da er ein Gefecht mit der überlegenen deutschen Korvette vermeiden wollte, kehrte er wieder um, und die französische Panzerfregatte hielt den vor ihr flüchtenden Dampfer ohne Flagge für einen deutschen und verfolgte ihn bis nach Fayal, dadurch der „Arkona“ Gelegenheit gebend, die Neutralitätsgrenze der Insel Pico respektive Fayal zu erreichen.

Das feindliche Schiff, mit dem wir in der Zukunft nun öfter zusammen sein sollten, da es der „Arkona“ wegen nach den Azoren gesandt war, ergab sich als eine der neuesten französischen Panzerfregatten mit Namen „Montcalm“, 6zölligen, also für damalige Zeit sehr starkem, Panzer, 72pfündigen Geschützen und 13 Seemeilen Geschwindigkeit. Ich hatte, als ich mich beim ersten Zusammentreffen mit ihr entschloß, auf die Insel Pico abzuhalten, in Rechnung gestellt, daß das feindliche Schiff mit 11 bis 12, die „Arkona“ mit 8 bis 8½ Knoten würde dampfen können. Bei 12 bis 13 Knoten seitens des Panzers mußte er auf jeden Fall die Arkona vor dem Erreichen der Neutralitätsgrenze Picos einholen, und so stellte es sich heraus, daß nur der Zusammenbruch der Arkona-Maschine, der mich veranlaßte, auf das noch ganz nahe St. George anstatt auf Pico abzuhalten, uns vor dem Ingrundgebohrtwerden bewahrt hatte.

Am 21. August traf mit dem englischen Dampfer „Albion“ ein Herr Erdmann, Offizier des Norddeutschen Lloyd, auf Horta-Reede ein und meldete sich bei mir. Derselbe, Sohn eines hohen oldenburgischen Staatsbeamten, war mit mir zusammen 1850 preußischer Seekadett gewesen, hatte aber, gleich verschiedenen andern meiner Kameraden, ein oder zwei Jahre später die Kriegsmarine wegen damaliger gänzlicher Aussichtslosigkeit für das Fortkommen verlassen und war in die Handelsmarine eingetreten. Jetzt war er vom norddeutschen Gesandten in London angewiesen, sich nebst dem „Albion“ mir zur Verfügung zu stellen und Instruktionen einzuholen, auf welche Weise am geeignetsten die aus dem Südatlantik und Pazifik rückkehrenden deutschen Handelsschiffe, die zumeist in der Nähe der Azoren zu passieren pflegen, vom Ausbruche des Krieges benachrichtigt werden könnten, um sich durch Aufsuchen eines neutralen Hafens vor dem Aufgebrachtwerden zu schützen. Der „Albion“ brachte auch die Nachricht von den deutschen Siegen bei Weissenburg, Wörth und Forbach. Wohl um nicht Zeuge sein zu müssen von der vermuteten Feier dieser ersten Siegesnachrichten unsrerseits, gingen „Montcalm“ und „Narval“ abends in See. Merkwürdigerweise war mir

immer noch keine offizielle Mitteilung vom Ausbruch des Krieges seitens des Marine-Oberkommandos zugegangen.

Schon am folgenden Tage kamen drei norddeutsche Handelsschiffe, die ich vom Ausbruch des Krieges durch ein Boot benachrichtigen ließ, in den Neutralitätsbereich, bevor der unter der Küste von Pico befindliche „Montcalm" sie aufbringen konnte, und ankerten bei der Insel Fayal. Den englischen Dampfer „Albion" sandte ich nach See, um dort zu kreuzen und die ansegelnden deutschen Schiffe vor der Gefahr zu warnen und ihnen zu raten, sich so einzurichten, daß sie in der Dunkelheit, also vor Anbruch des Tages, in den Neutralitätsbereich der Azoren gelangten. Der „Montcalm" kam öfter auf die Reede, zuweilen in Begleitung andrer französischer Dampfer, und ging nach Auffrischung seiner Vorräte wieder in See, während auf der „Arkona" fortgesetzt an Herstellung der Maschinenlager gearbeitet wurde. Zum Einlaufen derselben ging ich einigemale in See, hielt dort außerhalb der neutralen Zone auch Schießübung mit konzentrierten Breitseiten nach schwimmender Scheibe ab, die ein gutes Resultat ergaben, und ließ durch Bugsieren oder in andrer Weise mehrmals deutschen ansegelnden Handelsschiffen Hilfe leisten.

Erst am 15. September empfing ich von der Kommandoabteilung des Marineministeriums (das an die Stelle des bisherigen Oberkommandos der Marine getreten war) die vom 8. August 1870 datierende Benachrichtigung vom Ausbruch des Krieges und damit die Ordre: „vorausgesetzt, daß ‚Arkona' sich in völlig gefechtsfähigem Zustande oder wenigstens in solchem Zustande befindet, daß die Aufnahme des Kampfes mit Gegnern von gleicher oder nahezu gleicher Kraft gerechtfertigt ist, im Atlantischen Ozean zu kreuzen, und namentlich den französischen Seestreitkräften allen tunlichen Schaden zuzufügen, wenn dagegen diese Voraussetzung nicht zutreffen sollte, sei es, daß der Zustand der Maschine oder die geschwächte Besatzung, die übrigens möglichst zu ergänzen wäre, eine für erfolgreiche Gefechtstätigkeit geeignete Exponierung des Schiffes nicht gestatten, einen neutralen Hafen anzulaufen und das Schiff dort so weit abzurüsten, als nach den lokalen Gesetzen notwendig ist." Die Beschaffung von Kohlen, Material u. s. w. sei so zu regeln, daß politische Verwicklungen und Bedenken außer Frage blieben. Meines früher erwähnten Anerbietens, unter Durchbrechung der blockierenden französischen Flotte in einen deutschen Hafen einzulaufen, war nicht Erwähnung getan, auch erfolgte eine Antwort darauf später nicht, so daß ich annehmen würde, mein Schreiben sei verloren gegangen, wenn ich es der Vorsicht halber nicht auf doppeltem Wege eingesandt gehabt hätte.

Obwohl mir, wie schon früher ausgeführt, inklusive der Dysenterie- oder sonst schwer Kranken über 90 Köpfe, das ist ein Viertel der Besatzung, fehlten und ich nicht mehr alle Geschütze bedienen konnte, die Artillerie auch nicht auf der Höhe der Zeit stand, meldete ich unterm 15. und 23. September dem Marineministerium, daß ich mein Schiff nicht in einem neutralen Hafen abrüsten würde und keinen Kampf mit einem gleich starken oder äußerlich überlegenen ungepanzerten Gegner zu scheuen brauchte, da meine Besatzung sehr gut ausgebildet sei,

ich würde daher, sobald die Maschine erst wieder in Ordnung sei und der gerade augenblicklich schlechter gewordene Gesundheitszustand der Besatzung sich gebessert habe, dem Feinde jeden möglichen Abbruch zu tun bestrebt sein.

Es gingen mir durch den Konsul und von mehreren andern Seiten Nachrichten zu, daß die Inseln von verschiedenen Kriegsschiffen umschwärmt seien, die ohne Flagge führen. Ein solches wurde am 23. September auch vom Topp der „Arkona" südwärts in Entfernung von zirka 18 Seemeilen gesehen und soll tags vorher nördlich von Fayal, tags darauf zwischen den Inseln Pico und St. George sich aufgehalten haben. Das öftere kurze Verlassen der Horta-Reede durch den „Montcalm" ließ darauf schließen, daß er Verbindung mit diesen Schiffen unterhielt, auch brachte der am 21. September von Lissabon eingekommene Postdampfer französische Zeitungen, nach denen drei namhaft gemachte französische Kriegsschiffe (unter denen nicht der „Montcalm" war) Befehl erhalten hätten, bei den Azoren zu kreuzen. Ich trat, um mich darüber zu vergewissern, mit den diesseitigen Konsuln auf den Inseln Terceira und St. Miguel in Verbindung, die übereinstimmend bestätigten, daß dort mehrfach große Kriegsschiffe, die man für französische hielt, gesehen worden seien, die aber bei den Inseln selbst nicht zu Anker gewesen wären, so daß man Gewisses nicht angeben könne.

(Schluß folgt.)

Admiral Thomsen über die Rede Lees

Von

Admiral C. C. Penrose Fitzgerald

Vorwort der Redaktion. Admiral Fitzgerald schreibt in einem Begleitbriefe zu nachstehendem Artikel: Er glaube, daß seine Ausführungen nicht den Erwartungen des Herausgebers entsprechen werden. Diese Annahme ist richtig, da der Leiter der „Deutschen Revue" nach dem für die englische Marine sehr freundschaftlichen Briefe des Admirals Thomsen hoffen durfte, daß viele Empfindlichkeiten und Irrtümer durch diese Veröffentlichung des deutschen Admirals jenseits des Kanals beseitigt würden. Admiral Fitzgerald wünscht ebenso wie die große Mehrheit des deutschen und englischen Volkes die Jahrhunderte alte Freundschaft zwischen beiden Ländern zu befestigen und hält eine offene Aussprache hierfür für besser als ein Verschweigen einzelner Punkte, die nach seiner Ansicht unsre gegenseitigen Beziehungen trüben könnten. Die von unserm deutschen Standpunkte abweichenden englischen Meinungen sind aber zum großen Teil ein Produkt der chauvinistischen und deutschfeindlichen Presse in England und in andern Ländern und beruhen auf Entstellungen der deutschen Politik und auf Irrtümern über die Zwecke unsrer Marine.

Die Veröffentlichung dieses englischen Stimmungsbildes soll nur erfolgen, um die darin enthaltenen Irrtümer von fachmännischer Seite zu widerlegen und um zu zeigen, daß wir Deutsche auch andre Ansichten hören können. Möge dasselbe auch in England zur Feststellung der Wahrheit der Fall sein.

Die Redaktion.

*

Da der Herausgeber der „Deutschen Revue" mich ersucht hat, mich mit einigen Worten über Admiral Thomsens kurzen Artikel in dem Märzhefte dieser Zeitschrift zu äußern, komme ich dieser schmeichelhaften Aufforderung gerne nach, ohne meine Berechtigung dazu besonders darzutun; denn wenn ich auch nicht den Anspruch erheben kann, die Ansichten der britischen Regierung, des britischen Volkes, der britischen Marine oder überhaupt solche zu vertreten, die nicht die meinigen sind, so darf ich mir doch wohl schmeicheln, daß diese Ansichten mehr oder minder in Uebereinstimmung mit denen eines nicht unerheblichen Teiles meiner Landsleute stehen.

Da möchte ich zunächst erklären, daß ich Herrn Lees Rede, die Admiral Thomsen einer so strengen Kritik unterwirft, auch entfernt nicht als eine Drohung gegen Deutschland betrachten kann. Ich glaube nicht, daß eine derartige Absicht damit verbunden war, und bin der Ansicht, daß wohl nur eine etwas allzu überschwengliche Einbildungskraft eine solche in ihr erblicken kann.

Herr Lee wollte die Gründe für die neue Verteilung unsrer Flotten darlegen, wie sie infolge der Lageveränderung der übrigen Flotten notwendig geworden war, die, als zu Kriegszwecken erbaut, immerhin irgendeinmal als mögliche oder wirkliche Feinde in Betracht kommen könnten.

Kann man es doch auch meiner Ansicht nach nicht als eine Drohung betrachten, wenn Deutschland seine Armeekorps in Grenzbezirken zusammenzieht, in denen es sich nach den Ermittlungen seines Nachrichtendienstes Feinde als möglich denken muß, die durch irgendeinen unvorhergesehenen Umschwung des diplomatischen Rades aus möglichen plötzlich zu wirklichen werden können.

Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß die jüngste Neuverteilung der britischen Geschwader auf Grund des raschen Anwachsens einer Flotte in der Nordsee erfolgt ist, die dort früher nicht vorhanden war. Das in Abrede zu stellen, würde Heuchelei sein. Nun ist diese Flotte zufällig eine deutsche; doch ist es ganz klar, daß, falls Belgien, Holland, Dänemark oder Schweden es für angebracht erachtet hätten, eine derartige Flottenmacht in der Nordsee zu entfalten, genau dieselben Vorsichtsmaßregeln erforderlich geworden und zweifelsohne auch ergriffen worden wären.

Weder derartige Streitkräftebewegungen noch die Erklärungen über ihre Notwendigkeit sind Drohungen, außer für diejenigen, die sie — aus Gründen, über die sie mit sich selbst fertig werden müssen — als solche betrachten wollen.

Soweit Großbritannien dabei in Frage kommt, sind sie lediglich die gewöhn-

lichen Vorsichtsmaßregeln einer Nation, die für ihr Dasein auf die Freiheit der Meere angewiesen ist und daher das plötzliche Entstehen einer mächtigen Flotte dicht vor ihrer Landesgrenze nur mit dem Gefühl der natürlichen Befürchtung bezüglich des Zweckes ansehen kann, zu dem diese Flotte gegebenenfalls von einer ehrgeizigen, energischen und nach Ausdehnung strebenden Nation verwendet werden kann, die „Kolonien und Handelsverkehr“ in jedem Teile der Erde sucht und kein Hehl aus der Tatsache macht, daß sie sich selbst ein „Plätzchen an der Sonne“ zu verschaffen wünsche.

Dieser Ehrgeiz ist auf seiten Deutschlands durchaus berechtigt, und niemand kann ihm einen Vorwurf daraus machen, solange es sich auf noch nicht eingenommene Plätzchen an der Sonne beschränkt und nicht in die Handels- und Kolonialinteressen eines andern Volkes eingreift. Doch gibt es nicht mehr viele noch nicht eingenommene Plätzchen an der Sonne, deren Besitz sich verlohnt, und eine große Anzahl derjenigen, deren Besitz sich verlohnt, befindet sich bereits in der Hand Großbritanniens, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihm wieder abgenommen werden können, wenn es nicht vorher gelingt, es seiner Herrschaft zur See zu berauben; darum liegt nichts Unnatürliches darin, daß es mit einem gewissen leichten Gefühl der Befürchtung auf das plötzliche Emporkommen einer mächtigen Flotte in irgendeinem der Länder blickt, deren Expansivpolitik möglicherweise einmal zu einem Zusammenstoß mit seinen berechtigten Interessen führen kann.

Augenblicklich ist dieses Land zufällig Deutschland. Vor sechzig oder siebzig Jahren war es Frankreich; und bei dieser Gelegenheit erklärte einer unsrer friedliebendsten Staatsmänner (Cobden), daß er jeden Versuch von seiten dieser Macht, eine der englischen ebenbürtige Flotte zu bauen, mit der größten Befürchtung ansehen werde, und daß er lieber hundert Millionen Pfund Sterling jährlich für die britische Flotte bewilligen, als zugeben wolle, daß es geschehe.

Es scheint bisweilen vergessen zu werden, daß bei der gegenwärtigen, vorher noch nie dagewesenen Lage Großbritanniens, bei der es den bei weitem größten Teil seiner Lebensmittelzufuhr zur See bezieht, die Herrschaft zur See eine wesentliche Bedingung seines Daseins als einer unabhängigen Macht ist. Das britische Volk ist sich endlich dieser Tatsache bewußt geworden, und es könnte manche Beunruhigung vermieden werden, wenn die andern Völker sie auch einsehen wollten.

In dem nächsten großen Seekriege, in den England verwickelt werden wird, wird es um sein Leben kämpfen, und wenn es dabei den kürzeren zieht, wird es zu existieren aufhören. Seine Feinde (wer immer sie sein mögen) werden um Ehre, Ruhm oder Landerwerb kämpfen. Die Kampfziele sind ungleich, und Großbritannien beabsichtigt, auch die Aussichten auf Erfolg zu ungleichen zu machen, wenn sich das irgendwie erreichen läßt.

Ich fürchte, ich kann Admiral Thomsen nicht beipflichten, wenn er uns sagt, Deutschland habe während der letzten vierunddreißig Jahre bewiesen, daß es nicht kriegslüstern sei, nicht nach Ländererwerb oder Kriegsruhm trachte, denn wir

können die kleinen Zwischenfälle nicht vergessen, ganz zu geschweigen der zahlreichen Aeußerungen der deutschen halbinspirierten Presse, von denen viele einen entschieden kriegslustigen Ton zu erkennen gaben.

Auch kann ich nicht zugeben, daß Deutschland während der genannten Zeit keinem seiner Nachbarn je mit unbilligen oder gar ungerechten Forderungen entgegengetreten sei, und daß es ihnen niemals Gebietsteile entrissen habe, die zu verteidigen sie zu schwach gewesen seien. Denn ich war zufällig in China, als von Kiautschou Besitz ergriffen wurde auf die Beschuldigung hin, daß in irgendeinem Teile des desorganisierten Reiches zwei deutsche Missionare ermordet worden seien, und ich war damals und bin noch heute der Ueberzeugung, daß, wenn China stark genug gewesen wäre, sein Gebiet irgendwie mit Aussicht auf Erfolg zu verteidigen, Deutschland diesen Akt des Länderraubs an einer befreundeten Macht nicht begangen haben würde.

Allerdings hat Großbritannien kurz darauf Besitz von Wei-hai-wei ergriffen; aber die Fälle liegen nicht gleich, denn Wei-hai-wei wurde ihm von Japan abgetreten, nachdem letztere Macht es in ehrlichem Kampfe erworben hatte.

Aber selbst wenn die Fälle miteinander zu vergleichen wären, möchte ich doch zu erwägen geben, daß sich aus einem doppelten Unrecht nicht ein einfaches Recht herstellen läßt, wie es denn gegenwärtig meine Absicht nicht sowohl ist, für Großbritanniens Moral in internationalen Dingen einzutreten, als zu zeigen, daß Deutschland kein Recht zu der Behauptung hat, daß es niemals einen schwächeren Nachbar beraubt habe.

Admiral Thomsens Artikel enthält eine Stelle, bezüglich deren ich ihm von Herzen beipflichten kann, die, an der er ausführlich und mit ersichtlicher Freude von den äußerst herzlichen Beziehungen spricht, die stets zwischen den Offizieren der deutschen und britischen Flotte geherrscht haben, wenn sie in irgendeinem Teile der Welt miteinander zusammengetroffen sind. Ich habe das selbst erfahren, und ich bin stolz darauf, daß ich zu meinen Freunden verschiedene hervorragende Offiziere der deutschen Flotte zählen kann. Ich habe die Gastfreundschaft des begabten und erlauchten Monarchen genossen, der die Geschicke des Deutschen Reiches lenkt, und habe huldreiche Beweise seiner Freundschaft empfangen, wie mir nicht minder von seinem Bruder, dem hervorragenden Seemann, Zeichen des Wohlwollens zuteil geworden sind, die an Wärme und Herzlichkeit weit über die herkömmlichen Erfordernisse der internationalen Höflichkeit hinausgingen. Ich habe gar manche tüchtige Eigenschaft, die Bildung, die Energie, die Gründlichkeit, das große nautische Geschick vieler meiner Kameraden in der deutschen Marine kennen und schätzen gelernt und bin immer der Ueberzeugung gewesen, daß es angenehmer sein werde, sie zu Freunden als zu Feinden zu haben. Und dennoch kann ich mir nicht verhehlen, daß die Freundschaft zwischen den Offizieren der beiden Flotten nur ein schwaches Band für den Frieden sein wird, wenn die Lebensinteressen der beiden Nationen, selbst auf dem Gebiete des Handels, einmal in so scharfen Gegensatz zueinander geraten sollten,

daß dadurch bei jeder Nation die Ueberzeugung hervorgerufen würde, daß selbst ein Krieg mit allen seinen Schrecken dem Zustande vorzuziehen sei, in dem man ruhig aber stetig durch ein langsames Verfahren aus seiner Existenz herausgedrückt wird. In dieser Hinsicht ist die Wahrnehmung sehr bezeichnend, daß dies Herausdrückungsverfahren, wie es von Rußland Japan gegenüber zur Anwendung gekommen, die Ursache, und zwar die einzige Ursache des gegenwärtigen Krieges gewesen ist.

Die Völker haben ein längeres Gedächtnis als die Einzelpersönlichkeiten, nicht ist es vergessen, daß während des südafrikanischen Krieges, als England mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, die volkstümliche deutsche Presse weit mehr als das ganze übrige uns feindliche Europa sich in den heftigsten Anklagen, in den giftigsten Schmähungen und Verleumdungen gegen uns erging.

Wir haben in England ein Sprichwort, das sagt: „A friend in need is a friend indeed“ — „Ein Freund in der Not ist ein wirklicher Freund,“ und wir würdigen und schätzen durchaus die Freundschaft derjenigen, die uns in unserm Unglück beistehen, aber wir blicken mit Mißtrauen und einer gewissen Scheu auf diejenigen, die sich nur in Freundschaft zu uns bekennen, solange es uns selbst gut geht, die sich aber gegen uns wenden und auf uns schimpfen und uns schmähen, wenn sie uns in Not finden. Das aber ist das, was Deutschland England gegenüber getan hat.

Dazu ist es eine in England sehr weit verbreitete Ueberzeugung, daß Deutschland seit Jahren schon keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, zwischen England und allen seinen Nachbarn mit Einschluß sogar der Vereinigten Staaten von Amerika Zwietracht, Verdacht und Mißtrauen zu erregen; namentlich zwischen England und Rußland und England und Frankreich: und es sind tatsächlich dafür zu viele auffallende und unverhüllte Beweise in der deutschen Presse zutage getreten, als daß die Sache irgendwie zweifelhaft erscheinen könnte.

Die Engländer sind weder blind noch taub, und wenn sie auch diese feindselige, unfreundliche und eifersüchtige Haltung Deutschlands ihrem Lande gegenüber bedauern, so sind sie doch der Ansicht, daß es Torheit sein würde, ihr Auge dagegen zu verschließen oder sich zu stellen, als sähen sie es nicht. Sie sehen es wirklich und sind gesonnen, Vorkehrungen dagegen zu treffen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Vorkehrungen als Drohungen angesehen werden.

Die allgemeine Ansicht geht nicht dahin, daß Deutschland gerade jetzt einen Streit mit England vom Zaune zu brechen wünsche. Es ist noch nicht gerüstet und würde sehr wenig Aussicht auf Erfolg haben; aber wenn in einigen Jahren Deutschland, das sich dann im Besitze von 38 erstklassigen Schlachtschiffen befinden würde, England in Schwierigkeiten mit einem seiner Nachbarn oder in einer ähnlichen Lage wie im Jahre 1899 oder in Streitigkeiten an seiner indischen Grenze verwickelt sehen sollte, dann würde es nach einer Anschauung, die bei

uns von vielen geteilt wird, kein Bedenken tragen, sein Glück wieder einmal in dem edeln Kriegsspiel zu versuchen, um einige der einstweilen bereits besetzten Plätzchen an der Sonne für sich zu gewinnen und daneben sich den großen Anteil an dem Welthandel zu verschaffen, der jetzt in den Händen Englands ist, der ihm aber sehr wohl unter der Voraussetzung zufallen könnte, daß es ihm gelänge, seinen Rivalen auszustechen.

Sage man nicht, daß ich, wenn ich mich ausdrücke, wie es oben geschehen ist, irgendwie von dem Wunsch geleitet werde, feindselige Gefühle zwischen England und Deutschland heraufzubeschwören. Ich wünsche nichts derartiges. Ich würde einen Krieg zwischen England und Deutschland als ein schweres Unglück betrachten. Aber ich würde einen derartigen Krieg lieber morgen ausbrechen als ihn (wenn er doch kommen muß) auf eine Reihe von Jahren verschoben sehen, wenn Deutschland zur See stärker sein wird und es ihm möglicherweise gelingen kann, einen Vorteil über uns davonzutragen.

Es sind seit einigen Jahren unverkennbare Anzeichen dafür hervorgetreten, daß Deutschland eifersüchtig und neidisch auf unsern Handel und unsre Weltmachtstellung ist, und es hat sich keine sonderliche Mühe gegeben, aus seinen Gefühlen ein Hehl zu machen.

Wir können uns nicht veranlaßt sehen, irgend etwas von unserm Handel oder etwas von unsrer Weltmachtstellung aufzugeben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Deutschland fortfahren sollte, seine Kriegsflotte in dem gegenwärtigen Verhältnisse zu vermehren, das heißt so, daß sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit der Englands kommt, dieses Vorgehen als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit zur See anzusehen ist, die wir mit Recht oder Unrecht beanspruchen und die wir aufrechtzuerhalten suchen werden, da sie unsers Dafürhaltens notwendig zu unsrer unabhängigen Existenz als Nation ist, abgesehen von aller Gefühlsregung und der Tatsache, daß wir sie ein Jahrhundert lang gewahrt haben.

In Fragen von der Art derjenigen, mit der wir uns beschäftigen, ist es weit besser und dürfte es viel eher zum Frieden führen, wenn wir uns klar aussprechen und mit nichts zurückhalten; und wenn ich jetzt mit ungewöhnlichem Freimut oder gar mit ungewöhnlichem Unbedacht gesprochen habe, habe ich damit das berühmte Beispiel jenes großen Staatsmannes befolgt, der das heutige Deutsche Reich geschaffen hat.

Eine deutsche Antwort auf einen englischen Brief

Von

M. v. Brandt

Das Schreiben des Admirals Fitzgerald, für dessen Veröffentlichung alle diejenigen, die sich für eine ehrliche Verständigung zwischen Deutschland und England interessieren, dem Herausgeber der „Deutschen Revue" zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein müssen, ist nach mehr als einer Richtung hin ein interessantes Schriftstück. Zuerst muß dem Schreiber desselben zugegeben werden, daß er in der Betonung der sich aus der Schaffung und Vermehrung der deutschen Flotte für England ergebenden Bedenken und Pflichten vollständig recht hat und auf unangreifbarem Boden steht. Es wäre für England eine Torheit und für Deutschland gewiß kein Kompliment, wenn man in England die durch das Entstehen der deutschen Flotte neu geschaffene Lage ignorieren wollte. Kein vernünftiger Mensch in Deutschland, und die Zahl derselben ist dort trotz mancher Preß- und mündlichen Ergüsse, die daran einen Zweifel aufkommen lassen könnten, eine nicht geringe, wird daher weder in der neuen Verteilung der englischen Flotte noch in der Schaffung einer Basis für diese in der Nordsee eine Bedrohung Deutschlands sehen, sondern nur eine durch die Verschiebung der Machtverhältnisse notwendig gewordene Anpassung an die veränderte Lage. Auch die Rede des Zivillords der Admiralität hat in diesen Kreisen wenig Beachtung gefunden; man erinnerte sich in ihnen mancher Vorgänge im Reichstage bei den sich auf die Vermehrung des deutschen Heeres oder Flotte beziehenden Vorlagen und verkannte nicht, daß, was dem einen recht sei, auch für den andern billig erscheinen müsse. Gegen die Richtigkeit der Behauptung des tapferen Admirals — er wird dem Schreiber dieser Zeilen gestatten, das im englischen Parlament gebräuchliche „gallant admiral" auch bei dieser Auseinandersetzung zu gebrauchen —, daß bei einem künftigen Seekriege England, das mehr als je früher auf die Lebensmittelzufuhr über See angewiesen sei, einen Kampf um seine Existenz zu führen haben würde, wird sich ebenfalls wenig einwenden lassen, und wenn England, um jede Besorgnis vor der jetzigen respektive zukünftigen deutschen Flotte zu beseitigen, jährlich hundert Millionen Pfund für seine Flotte ausgeben will, so wird auch das berechtigt erscheinen. Aber gerade das Heranziehen des Beispiels Frankreichs sollte in England abkühlend wirken. Was für ein Lärm erhob sich nicht einst in England über den Ausbau und die Vollendung Cherbourgs als Kriegshafen, in dem eine dauernde und furchtbare Bedrohung Englands gesehen wurde, und doch ist es seit 1858, der Vollendung der durch Napoleon III. wieder in Angriff genommenen Bauten, und trotz der Verstärkung derselben zwischen 1883 und 1894 nicht zum Kriege zwischen England und Frankreich gekommen, und wenn man den Zeitungen glauben darf, liegen die beiden feindlichen Schwestern sich jetzt in den Armen und schwören sich ewigen

Frieden und Freundschaft. Man wird also wohltun, auch in die englische Aufregung über das Wachstum der deutschen Flotte dort etwas Wasser zu gießen.

Wenn man sich so mit den in dem ersten Teil des Schreibens Admirals Fitzgerald ausgesprochenen fachmännischen Ansichten durchaus einverstanden erklären kann, wird man dies für den weiteren politischen Exkurs, denn zu einem solchen erweitert sich sein Brief, zu tun nicht in der Lage sein. Der tapfere Admiral glaubt nicht zugeben zu können, daß Deutschland während der letzten vierunddreißig Jahre keinem seiner Nachbarn je mit unbilligen oder gar ungerechten Forderungen entgegengetreten sei, und führt zur Begründung dieser Ansicht an, daß er zufällig in China gewesen sei, als Deutschland auf die Beschuldigung hin, daß in irgendeinem Teile des desorganisierten Reichs zwei deutsche Missionare ermordet worden seien, von Kiautschou Besitz ergriffen habe, und daß er noch heute der Ansicht sei, daß, wenn China stark genug gewesen wäre, sein Gebiet mit Aussicht auf Erfolg zu verteidigen, Deutschland diesen Akt der Länderraubs nicht begangen haben würde. Admiral Fitzgerald übersieht dabei unter anderm, daß Kiautschou in Schantung liegt, und daß die in Schantung ermordeten deutschen Missionare zu der deutschen, in Süd-Schantung angesessenen Mission gehörten, die seit Jahren verfolgt und belästigt worden war, ohne daß die vielfachen deutschen Beschwerden bei den chinesischen Behörden die Aufnahme gefunden hätten, die sie verdienten. Und dann, warum hätte Deutschland nicht von seinem Vetter England lernen sollen, wie man seine Interessen wahrnimmt? 1885 annektierte England die Korea gehörige Inselgruppe Port Hamilton mitten im Frieden und ohne daß Korea ihm dazu auch nur eine Veranlassung oder auch nur Vorwand gegeben hätte; es handelte sich einfach darum, für einen mit Rußland drohenden Konflikt einen Stützpunkt zu finden. Ein Jahr später wurde die Inselgruppe wieder aufgegeben, aber in den Gutachten der Admiräle, auf welche die englische Regierung sich bei ihrer Entscheidung stützte, würde man vergeblich nach einem Ausdruck moralischer Entrüstung über den Gewaltakt Englands suchen, es sind nur militärische und maritime Erwägungen, die zur Zurückgabe des Raubes geführt haben. Uebrigens hat Admiral Fitzgerald recht, wenn er meint, daß aus einem doppelten Unrecht sich kein einfaches Recht herstellen lassen könne, aber warum sich über Deutschland entrüsten, wenn dies in der Weltpolitik so junge Land von dem in derselben so bewanderten und bewährten England gelernt hat, daß das eigne Interesse dem Recht andrer Staaten vorgehe.

Schwerwiegender, wenn zutreffend, würde sein, was Admiral Fitzgerald über die angebliche feindselige, unfreundliche und eifersüchtige Haltung Deutschlands gegen England sagte; aber wir glauben, daß es ihm schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, auch nur eine einzige Tatsache für diese Behauptung anzuführen, soweit die deutsche Regierung in Betracht kommt. Für die törichten und feindseligen Aeußerungen in der Presse, in Vereinen und selbst im Reichstage ist dieselbe ebensowenig verantwortlich zu halten, wie man deutscherseits die englische

Regierung für die Verleumdungen und die Hetzkampagne der „Times“, der „National Review“, der „Army and Navy Gazette“ und andrer englischer Zeitungen und Zeitschriften verantwortlich zu machen geneigt ist. Für die Korrektheit der deutschen Politik England gegenüber spricht, daß der Schreiber des Briefes für die Richtigkeit seiner Behauptungen keine Tatsachen anführen kann. Freilich darf man bei der Beurteilung der deutschen Politik nicht die Anfeindungen zugrunde legen, die von den vorangeführten deutschfeindlichen englischen Blättern gebracht werden, und Admiral Fitzgerald scheint dies, ich möchte hinzufügen leider, getan zu haben. Was ist aus allen den von diesen Blättern ausgestreuten Behauptungen geworden? was aus den Intrigen Deutschlands gegen den Tibetvertrag, was aus dem Abschluß von Verträgen zwischen Deutschland und Rußland, was aus dem Abkommen, durch das Kiautschou zu einer Basis oder einem Zufluchtsort für die russische Port Arthur-Flotte gemacht werden sollte? Wer hat seinerzeit in Samoa an die Stelle friedlicher Erwägung Pulver und Blei gesetzt? wer Deutschland im Mittelländischen Meer auszuschalten gesucht? wer hat gegen die Bagdadbahn intrigiert und wer über das Zusammengehen Englands und Deutschlands in der Venezuelafrage Lärm geschlagen und damit der gemeinsamen Aktion die Spitze abgebrochen? Ich glaube, daß, wenn Admiral Fitzgerald diese und andre Fragen an der Hand zuverlässigerer Führer als der englischen gelben Presse studieren wollte, er zu ganz andern Ergebnissen als zu den in seinem Schreiben ausgesprochenen kommen würde. Daß aber ein Mann von so ehrlichem Bemühn, richtig zu sehen und zu urteilen, zu einer solchen Auffassung der deutsch-englischen Beziehungen gebracht werden konnte, beweist, wie tief das Gift der Deutschenhetze in England bereits gefressen hat.

Wenn Admiral Fitzgerald ferner schreibt, daß er keine feindseligen Gefühle zwischen England und Deutschland heraufbeschwören wolle und einen Krieg zwischen den beiden Mächten als ein schweres Unglück betrachten würde, daß er aber einen solchen Krieg, wenn er doch kommen müsse, lieber heute, wo Deutschland schwach sei, als später, wo es stärker sei, ausbrechen sehen möchte, so läßt sich gegen eine solche Auffassung vom rein militärischen Standpunkt aus gewiß nichts einwenden; ich möchte aber daran erinnern, daß, als Fürst Gortschakoff 1875 die Komödie von der Bedrohung Frankreichs durch Deutschland in Szene setzte, niemand schärfer gegen diese angeblichen Pläne Deutschlands Einsprache erhob als die Königin Viktoria und die englische Regierung. Ich möchte daher dem tapferen Admiral die Lektüre des Schreibens anempfehlen, das Fürst Bismarck gerade mit Bezug auf dieses Eingreifen der Königin am 13. August 1875 an den Kaiser Wilhelm gerichtet hat. (Gedanken und Erinnerungen, II. 177 bis 178). Der Fürst schreibt in demselben: „Ich würde noch heute wie 1867 in der Luxemburger Frage Eurer Majestät niemals zureden, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich ist, daß der Gegner ihn später besser gerüstet beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen.“ Mir scheint die Auffassung des gerade in England so viel verleumdeten Fürsten v. Bismarck ethisch doch nicht

unerheblich höher zu stehen als die Admiral Fitzgeralds, wenn auch der Fürst in demselben Schreiben zugibt, daß es nicht nützlich sein würde, einem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls abwarten werde.

In einem Punkte noch muß Admiral Fitzgerald entschieden widersprochen werden. Er schreibt, daß seit einigen Jahren unverkennbare Anzeichen dafür hervorgetreten seien, daß Deutschland neidisch auf Englands Handel und Machtstellung sei. Ich habe immer geglaubt, daß die Sache gerade umgekehrt stände und daß man in England mit Besorgnis, vielleicht mit Neid auf die Entwicklung der deutschen Industrie und den Aufschwung blicke, den Deutschlands Handel und Schiffahrt im letzten Jahrzehnt genommen haben. Schon im Januar 1898 erschien in Blackwoods „Edinburgh Magazine" ein Aufsatz „The German peril", in dem auf die bedrohliche Entwicklung der deutschen Industrie hingewiesen wurde. Damals sah sein Verfasser die Abhilfe in der besseren technischen Ausbildung des englischen Arbeiters und der größeren Rührigkeit des englischen Fabrikanten und Kaufmanns, — wenn man heute in England kein andres Mittel zu kennen glaubt, einen unbequemen Konkurrenten auf diesen Gebieten aus dem Felde zu schlagen, als die Drohung mit dem Appell an die Waffen, so wird man das in Deutschland unzweifelhaft bedauern, aber sich ebenso unzweifelhaft des Worts seines großen Dichters erinnern, dessen hundertjährigen Todestag es sich rüstet in den nächsten Tagen zu begehen:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Bis aber diese Eventualität, die Gott verhüten möge, an Deutschland herantritt, werden wir an dem Spruch festhalten, in dem von autoritativer Seite das Ziel unserer Teilnahme an der Weltpolitik zusammengefaßt worden ist:

„Mir zulieb, niemandem zuleid."

Die Wohltätigkeitsvorstellung

Von

Karl Herold

In einem kleinen Nest, flußauf, schon in den Bergen, war eine große Feuersbrunst gewesen. An und für sich ein Unglück, — aber um wie viel größer noch jetzt, gerade zu Anfang des Winters! In einer ärmlichen Hütte, wo man die Kinder allein zu Hause gelassen, dieweil die Eltern auf Arbeit gegangen, war es ausgekommen und dann von Baracke zu Baracke gesprungen, ganze Straßen vernichtend. Schade war es um keines dieser sogenannten Häuser, aber die armen Leute mußten einem leid tun, jetzt so ohne Obdach und ohne Brot! Die Natur ist grausam, wenn sie in ihren entfesselten Kräften über die armselige Menschheit und ihre Werke hinschreitet.

Versichert war niemand von den armen Leuten. Es wäre ihnen schwer geworden, die Prämien zu zahlen, aber es würde sich auch gar keine Gesellschaft gefunden haben, die so feuergefährliche Objekte aufgenommen hätte. Daß es so kommen mußte, das war ja vorauszusehen gewesen. So konnte man diesen Menschen keinen zu großen Vorwurf aus ihrem Leichtsinn machen. Man begann zu sammeln: Kleider, Wäsche, Nahrungsmittel, Haushaltungsgegenstände. Geld natürlich auch; aber davon kam weniger als an alten abgelegten Sachen und beinahe unbrauchbar gewordenem Gerümpel. Da stand es denn eines Tages in der Zeitung, man veranstalte eine Wohltätigkeitsvorstellung. Die würde ja ein ganz hübsches Sümmchen einbringen. Die Menschen sind barmherzig und wohltätig, wenn es gilt, fremde Not zu lindern!

Die Anregung dazu hatte der Fabrikant Heinrich Müller gegeben. Die ganze Stadt wußte, daß er chronische Knopflochschmerzen hatte. Auch ein kleiner Kommerzienratstitel würde auf seine öffentliche Tätigkeit besänftigend gewirkt haben. Aber bis der Orden oder der Titel kam, solange stand er stets „an der Spitze“ bei wohltätigen Veranstaltungen.

Die „Mitwirkenden“ hatten sich schnell zusammengefunden. Bei solch einer Gelegenheit öffentlich aufzutreten, war erlaubt und sogar verdienstlich! Der Tagblattkritiker, der sich berufen fühlte, das künstlerische Leben der Stadt auf ein höheres Niveau zu bringen, durfte da auch seine scharfe Feder nicht gar zu boshaft spazieren führen.

Als erster Künstler hatte Fritz Winkler den Vortrag von „Funiculi-Funicula“ und der „Santa Lucia“ angemeldet. Der junge Mensch hatte sich einen Winter in Italien aufgehalten, weil er etwas schwach auf der Brust war, wie seine Mama sehr wehleidig überall erzählte, und sang nun seit seiner Rückkehr mit seinem schwachen, tonlosen Stimmchen — er nannte es Tenor — nur noch „bessere italienische Musik“.

Dann erklärte sich Frau Lehmann bereit, die große Arie der Elisabeth aus dem „Tannhäuser“ zu singen, obgleich sie eigentlich mit ihren Studien noch nicht ganz zu Ende sei. Ein stundenlüsterner Musiklehrer hatte vor längerer Zeit schon entdeckt, daß sie ein Goldbergwerk in der Kehle habe, und war seither eifrig bemüht, es zu seinem Nutzen auszubeuten. Frau Lehmann brauchte ein neues Kleid für die Saison. Bei großen Anlässen konnte sie doch nicht immer wieder in dem schon zweimal geänderten weißen Atlaskleid kommen, das sie zur Hochzeit getragen. Als sparsame Frau wollte sie nur ein mit Pailletten besticktes Ueberkleid aus Seidentüll haben, das sie über jenes arbeiten lassen konnte, aber ihr Gatte hatte das Tüllkleid rundweg abgeschlagen, obgleich sie eine so günstige Gelegenheit dafür entdeckt hatte. Im „Printemps“-Katalog war eins angeboten, etwas ganz Wundervolles für nur hundert Franken anstatt zweihundertfünfzig. Es wäre eine Sünde gewesen, nicht eines davon zu kaufen, aber Herr Lehmann hatte erklärt, erstens gingen die Geschäfte schlecht, zweitens koste der Gesanglehrer schon ein immenses Geld, und drittens ständen zwei Wohnungen im Hause leer. Die Parteien hatten Herrn Lehmann gegenüber ja sehr bedauert, daß sie

ausziehen müßten, aber bei andern das Haus furchtbar verklatscht. Es sei gut, daß die Lehmanns selbst ein Haus hätten, denn zur Miete würde man sie nirgends dulden. Das Geschrei von Frau Lehmann Tag und Nacht — man wisse nie, ob das gesungen sein sollte oder ob da Mord und Totschlag sei. Sie hatte sich nun das Tüllkleid unter Nachnahme von Paris bestellt. Zu dem Konzert, in dem sie das erstemal öffentlich auftrat, mußte sie ein neues Kleid haben, und wenn es einmal da war, würde es der knauserige Mann schon einlösen.

Als dritten Künstler hatte man Herrn Leo Amster gewonnen. Der kam nicht selbst, er ließ sich suchen, wie das anerkannte Meister tun. Er konnte wunderbar pfeifen: „Kommt ein Vogel geflogen“ und ähnliche Sachen mit Variationen und allen möglichen Schikanen. Er ließ sich sonst nur in kleinerem Kreise hören, und es war eigentlich furchtbar liebenswürdig, daß er sich dazu hergab, dem großen Publikum etwas zu pfeifen.

Tilde Hengeler, eine junge Dame von sechzehn Jahren, die schon als höhere Tochter mancherlei Proben von Mut — manche behaupteten, der salonfähige Name dafür sei Unverfrorenheit — gegeben hatte, war sofort bereit, ein Gedicht herzusagen, in welchem dem Publikum in grober Weise Schmeicheleien über seine Wohltätigkeit ins Gesicht geschleudert wurden; und das musikalische Genie der Stadt, der Buchhalter Lichtwer, versprach, den Feuerzauber aus der „Walküre“ zu spielen.

Der Agent Walther, der mit seiner Stentorstimme ausgezeichnet kommandieren konnte, übte mit einer Anzahl junger Leute eine Exerzierszene ein, in der es nur so von Kasernenhofblüten strotzte, so daß das Publikum sich totlachen würde. Und Laura Eberlein wollte das Mozartsche „Veilchen“ singen. Sie hatte sonst nichts andres gelernt. Auch das „Veilchen“ gehörte nicht zu den besonderen Genüssen, aber man konnte sie doch nicht gut zurückweisen.

Als noch Herr Schurig, ein junger Mensch mit sehr hoher Stimme, sich anbot, einige Couplets zu singen — wirkliche Schlager, die in Berlin gezündet hatten —, da war man komplett, denn das Stadtorchester wollte doch auch einige Stücke spielen! Nun wurde geprobt, jeden Abend, denn bald mußte das Konzert angesetzt werden, bevor das Mitleid im Publikum wieder kalt wurde.

Und ein Herbstwetter war nun eingetreten, geradezu schaurig! Es war kalt und goß von früh bis abend und dann auch noch die Nacht hindurch. Schon an die acht Tage ging das so weiter. Wenn der Regen ein paar Tage früher eingesetzt hätte, so wäre das ganze Brandunglück unmöglich gewesen. Bei solcher Nässe brennt nichts. Der Fluß war auch schon ufervoll jetzt. Wenn das so fortging, konnte man noch die schönste Ueberschwemmung erleben.

Die Billetts für die Wohltätigkeitsvorstellung gingen gut ab. Herr Müller schickte seinen Hausdiener mit der Liste herum, in der auf dem ersten Blatte eine rührende Beschreibung des Unglücks stand, während auf dem zweiten ein paar fette Posten mit zehn und acht Billetts folgten. So wußten die Leute

doch gleich, daß sie für die ganze Familie zu nehmen hatten und den Mann nicht mit einem lumpigen Billett abspeisen konnten.

Frau Waldherr hatte dem Müllerschen Diener die Liste im Vorzimmer abgenommen und brachte sie ihrem Manne herein, der eben seine Tasse Kaffee nach dem Mittagessen trank. „Wie viele wollen wir denn nehmen?“

Er warf die Liste auf den Tisch. „Nun kommt auch noch die Bettelei!“ sagte er unmutig. „Wir haben doch schon gegeben!“

„Ja, drei Paar alte Stiefel, einen Anzug von dir, etwas Kinderwäsche und meinen früheren Wintermantel.“

„Na also! Sie sollen einen doch nun endlich in Ruhe lassen. Man hat doch so schon genug zu geben.“

„Die Sachen waren alle nicht mehr zu gebrauchen, ich hab' so schon nichts Gutes gegeben!“ meinte Frau Waldherr besänftigend. „Also wie viele Billetts? Hingehen müssen wir.“

„Also vier. Macht wieder zwölf Mark, die zum Fenster hinausgeworfen sind.“

„Wollen wir dem Ludwig nicht auch eins nehmen?“

„Dem? — Wenn er ins Konzert gehen will, soll er sich doch selbst Geld verdienen!“ meinte Herr Waldherr unmutig. „Der Tagedieb!“

Sie ergriff nun Ludwigs Partei. Gerade weil er ein Neffe ihres Mannes war, trat sie für ihn ein. Die Leute sollten nicht sagen, sie sei unfreundlich zu dem armen Verwandten gewesen.

Da fand Herr Waldherr ein Auskunftsmittel. Er hatte ohnehin gerade Skatabend, wenn das Konzert war; auf den verzichtete er nicht gern, während es ihm ganz gleich war, ob er den Mumpitz mit anhörte oder nicht. So wollte er Ludwig sein Billett abtreten — das sah dann sogar noch etwas nach einem Opfer aus! Es wurden also nur vier Billetts genommen.

Ludwig Waldherr, der Neffe, wohnte in einer Mansardenstube im Hause seines Onkels und wurde von diesem „um Gottes willen“ erhalten. Er war ein sanfter, zarter Mensch, dem das Leben schwerfiel. Sein großes Unglück war ein Bändchen Gedichte, das er, noch nicht zwanzigjährig, verfaßt hatte. Er sandte damals eine ganze Anzahl Exemplare aus an berühmte Kollegen; Paul Heyse war der einzige, der ihm darauf antwortete, die kleinen, feinsinnigen Poeme seien die Schöpfungen eines echten Dichters. Er hatte sie also vielleicht gelesen. Sonst jedenfalls nicht viele Menschen mehr. Die kleinen Dinger, nur Gefühl und Stimmung, waren nicht für die große Menge, sie machten keinen Weg. Auch ihr Verfasser nicht. Er hatte nichts robust Männliches an sich, keine Schultern, um sich in der Menge, die nach dem Erfolg läuft, durchzudrängen. Ueberall trat man ihm auf die Füße, und er stand dann weh und schmerzend am Wege und ließ die andern weiterstürmen. Nirgends gelang ihm etwas; als Dichter blieb er unbekannt, als Architekt hatte er kein Glück. Er war zu kindlich, zu ideal für die Welt, wie sie jetzt ist, vielleicht auch, wie sie früher gewesen. Ihm lachte keine Sonne — die war zu hell; eine milde, träumerische Dämmerung, das war das Licht, in dem er sich wohlfühlen konnte!

Nach vielen vergeblichen Versuchen, selbst etwas zu werden, hatte er sich in die Mansardenstube des Onkels geflüchtet. Auf seinen Unterhalt kam es nicht an; — das, was er brauchte, fiel vom Tisch. Etwas Taschengeld verdiente er sich doch, und so saß er oben auf seiner hochgelegenen Stube, im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, einsam, sich und andern zur Last. Sich am meisten.

Er dankte für das Konzertbillett und würde hingehen. Wie lange war es her, daß er in keinem Konzert mehr gewesen war!

Das Wetter hatte ein Einsehen; gerade rechtzeitig vor dem Konzert hörte es zu regnen auf, so daß man nicht mit klitschnasser Garderobe in das Lokal kam. Frau Waldherr mit den beiden Mädchen ging ziemlich früh, um einen guten Platz zu bekommen, auf dem sie allgemein gesehen werden konnte; Ludwig kam eben zu Beginn des Konzertes, — er wollte eine entlegene Ecke haben, in der er nicht gesehen wurde.

Dann begann das Konzert, und jede Nummer wurde durch rasenden Beifall belohnt. Die Künstler und Künstlerinnen hatten alle genügend Freundschaft und Verwandtschaft im Saale, so daß sie im Beifall mit jeder Bühnenzelebrität konkurrieren konnten. Das Publikum unterhielt sich gut, wenn auch alles etwas und das meiste sehr viel zu wünschen übrig ließ. Es war ja doch sonst so wenig los im Städtchen!

Nur einer amüsierte sich nicht. Dem schmalen, feinen Menschen mit dem leidensvollen Gesicht in der Ecke taten die falschen und harten Töne weh, als ob sie Beleidigungen wären, die man ihm allein zufüge. Während der Exerzierszene schloß er die Augen und hätte am liebsten noch die Ohren zugehalten. Um ihn wälzten sich die Menschen fast vor Lachen. Dann kam der junge Mann mit der spitzen Stimme und den neuesten Couplets aus Berlin auf die Bühne und begann zu krähen — da hielt es Ludwig Waldherr nicht mehr aus. Er drängte sich durch die Menschen, er wollte hinaus — nur hinaus!

Auf der Straße atmete er erleichtert auf. Das war ja schrecklich gewesen, unerklärlich. Er begriff nicht, wie die Menschen sich da hinstellen konnten mit ihren schwachen Künsten, und er begriff nicht, wie die andern daran hatten Gefallen finden können. Hatte denn nur das Rohe und Schlechte Erfolg? Und die Hitze und die schlechte Luft! Er fühlte nicht, daß er eine schwache Natur sei, zart und schön vielleicht, aber untauglich für das Leben; er hatte sich in einen Abscheu vor den robusten Menschen hineingeärgert. Wie man da sitzen bleiben konnte, all die Untermittelmäßigkeiten anhören — unbegreiflich!

Der Herbstwind kam mit leisem Pfeifen durch die Gassen und raschelte in den letzten Blättern an den Bäumen. Eine stille, melancholische Totenmusik — das war eher seine Schwärmerei. Da hörte er gern zu. Und er lief durch die Straßen hinunter zum Stadtpark, durch die langen Gänge mit den alten Bäumen und dem dürren Laub zu seinen Füßen. Drüben vom Flusse her kam ein mächtiges Rauschen; der ging noch voll, mit trüben Wellen. Er mußte sich das einmal in der Nähe ansehen, auch das war schön — ein Konzert, das zu hören sich lohnte. So schritt er dahin, zwischen dem leisen Knistern zu seinen Füßen

und dem gedämpften Brausen der Wellen. Der Mond kam aus den Wolken und zeigte ihm den Fluß. Wie das in trüben Wirbeln dahinschoß, talab, in die Ferne! In die Ferne, in der es schön sein mußte. Irgendwo doch mußten die Schönheit und das Glück wohnen, sie konnten doch nicht bloße Worte sein, die einer dem andern gedankenlos nachplapperte. In der Ferne, in der Ferne würden sie wohnen, nicht hier! Ach, wie hatte er sie hier schon erwartet, Tag für Tag und Nacht für Nacht. Diese schlaflosen Nächte, in denen sich zu schwache Kräfte nach Taten sehnen!

Der Fluß ließ ihn nicht mehr los, dicht am Rande ging er hin, daß das Wasser, hier am flacheren Ufer, manchmal seine Füße netzte. Das merkte er gar nicht. Er war nur froh, daß er keine Menschen mehr zu sehen brauchte, nicht mehr den schrecklichen Spektakel hören mußte, den sie „aus Wohltätigkeit“ inszenierten. Die Menschen sind grausam, selbst wenn sie gut sein wollten; die große Natur, die ihn mit ihren leisen und lauten Harmonien umspann, ist wohltätig. Nicht weil sie es sein will — es ist ihr ewiges Gesetz. Sie kann nicht anders. Er ging dahin wie im Traume, einsam und doch nicht verlassen. Sie blieb ihm treu, sie tröstete ihn, sie half ihm, das Leben zu ertragen.

Da fühlte er plötzlich, daß er nicht mehr feststand, — unter seinen Füßen schwand der Boden. Ein eiskalter Schreck flog ihm durch die Brust wie ein Schlag, ein wuchtiger, der den Körper durchdrungen hatte. Aber da war es schon vorbei, er fühlte nicht mehr Kälte, nicht Schmerz; ein kurzes, traumhaftes Ringen, dessen er sich selbst kaum mehr bewußt war. Und die große Reise begann — in die Ferne, in die schöne Ferne, da, wo alles Harmonie ist, Glück, Frieden. — — —

Am nächsten Tage war ein langer Bericht über das Wohltätigkeitskonzert in der Zeitung. Auch der Kritiker war wohltätig: jeder und jedem sagte er etwas Schönes. Von Mathilde Hengeler angefangen, die den ergreifenden Prolog mit Grazie und Ausdruck gesprochen, bis zu dem Kommis, über dessen urdrollige Couplets das Publikum Tränen gelacht hatte. Frau Lehmann hatte in einer extra zu diesem Zwecke aus Paris verschriebenen Robe — was tut man nicht alles, um armen Menschen helfen zu können! — entzückend ausgesehen und die Zuhörer durch ihre phänomenalen Stimmittel in Erstaunen gesetzt. Herr Winkler, der vielgereiste und sprachenkundige, erweckte mit seinen schönen Liedern die Illusion, als ob man sich nicht mehr im rauhen Norden befinde, sondern im Golfe von Neapel spazieren führe in einer Barke. So ging es fort über alle die mitwirkenden Künstler. Herr Müller durfte natürlich nicht vergessen werden, der die Anregung gegeben und der heute schon die ansehnliche Summe von siebenhundert Mark absenden konnte, um die Not der armen Abgebrannten zu lindern. —

Von Ludwig Waldherr, dem die größte Wohltat erwiesen worden war, las man erst einige Tage später. Er war den Fluß hinabgereist, hinaus, wo schon das Flachland beginnt. Dort wächst eine lange Strecke ein Weidicht; es ist niederes Land, das bei jedem Hochwasser überschwemmt wird. Darinnen ist es

zur Herbstzeit voll von den hohen Büschen der wilden Astern, die mit Tausenden von violetten Blüten übersät sind. Dahinein war er geraten. Er war ganz in die violetten Blüten gebettet. Aber er konnte sich nicht mehr darüber freuen. — — —

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Die kirchliche Krisis in Frankreich und die Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1794

Als eine der bedenklichsten Erscheinungen in unserm nationalen Leben muß der zunehmende scharfe Gegensatz der Konfessionen und dessen übermäßiges Hervortreten in unsern parlamentarischen Versammlungen gelten. Je mehr im internationalen Wettbewerb die großen Kulturvölker alle Kräfte entfalten müssen zur Behauptung ihrer materiellen Machtstellung und des ihnen zur Ernährung einer schnell wachsenden Bevölkerung unentbehrlichen Anteils an der Weltherrschaft, desto beklagenswerter erscheint es, daß das deutsche Volk, durch die Verhältnisse gezwungen, noch immer in kirchenpolitischen Zwistigkeiten viele seiner besten Geisteskräfte vergeuden muß, daß es so nur zu häufig blind und gleichgültig für seine wichtigsten vaterländischen Interessen wird. Trotz der in weiten Kreisen der Bevölkerung — katholischen wie protestantischen — tatsächlich vorherrschenden Abneigung gegen jedes positive, abgegrenzte Glaubensbekenntnis sind bei uns die Massen, wie durch eine atavistische Nachwirkung der Leidenschaften der Vorfahren, doch stets schnell und eifrig bereit, bei jeder Gelegenheit von neuem das leere Stroh konfessionellen Haders zu dreschen, während andre Völker sich im allgemeinen nur für praktischere Ziele ernstlich begeistern. So nachteilig dies auf unser politisches und völkisches Leben einwirkt, scheint es immerhin für den deutschen Kulturfortschritt weniger schädigend als der erbitterte, schroff gehässige Antagonismus zwischen Freidenkern und Klerikalen, wie er neuerdings in den meisten rein katholischen Ländern sich verhängnisvoll und gefährlich geltend macht; besonders auch in Frankreich, wo zwar konfessionelle Fragen fehlen, dafür aber auch der große Geisteskampf unsrer Zeit zwischen einer mechanisch-naturalistischen und einer spiritualistischen Weltanschauung zur tiefen Zerklüftung des Volkes führte. Die mannigfaltigen Abstufungen des Protestantismus, von der in ihren Grundanschauungen Rom geistesverwandten, buchstabengläubigen Orthodoxie bis zum äußersten kirchlichen Liberalismus, lassen bei uns solche Gegensätze weniger scharf hervortreten. Still, aber unaufhaltsam an der Arbeit, beeinflußt das protestantische Grundprinzip der freien Forschung, wenn nicht die religiösen Anschauungen, so doch die gesamte Bildung und Denkungsweise auch der Gegner. In Frankreich fehlen alle diese vermittelnden Uebergänge fast gänzlich. Aus beiden Lagern stehen sich die Vertreter der extremsten Meinungen in entschlossener Kampfstellung direkt gegenüber oder, wie der verflossene Ministerpräsident Combes richtig sagte: „ist hier zwischen der katholischen Kirche und uns — das heißt der republikanischen Partei — eine Scheidung unvermeidlich, nicht wegen Unverträglichkeit der Charaktere, sondern wegen absoluter Verschiedenheit der Prinzipien.“

Schon Präsident Grevy erklärte 1886 in einem Schreiben an den Papst, zwar persönlich die kirchenfeindlichen Gesetze zu beklagen, doch seien die Republikaner dazu gezwungen, da die Katholiken fortführen, den Sturz der republikanischen Verfassung und die Wiederherstellung der Monarchie zu erstreben. Mit allen seinen Anschauungen und stolzen Tradi-

tionen in der monarchischen Vergangenheit wurzelnd, mußte der französische Klerus naturgemäß seine Sympathien vor allem den alten, seit dreißig Jahren immer mehr zurückgedrängten Parteien der Royalisten und Imperialisten aller Schattierungen zuwenden, in deren Lager er die meisten und getreuesten Anhänger zählte. Die Warnungen und Direktiven des großen Diplomaten, Papst Leos XIII., der dem Klerus aufrichtigen Anschluß an die Republik zur Pflicht machte, vermochten der der katholischen Kirche aus dieser menschlich begreiflichen, aber unbesonnenen, unpolitischen Haltung ihrer Diener erwachsenden Gefahr nicht vorzubeugen. Die siegreichen Republikaner sahen sich veranlaßt, mit um so größerer Entschiedenheit den Antiklerikalismus zu einem Hauptpunkt ihres Programms zu machen. Die Gemäßigten wollen, unter Vermeidung der erkannten Fehler und Einseitigkeiten der Vorfahren, den inneren Frieden durch eine in wohlwollendem, liberalem Geiste durchgeführte Trennung von Kirche und Staat sicherstellen. Ob dies in Frankreich, etwa nach dem Vorbilde Nordamerikas, Mexikos, Belgiens und so weiter, durchzuführen wäre, scheint bei der dortigen administrativen Bevormundung, dem Fehlen jeder Selbstverwaltung in den Gemeinden wie in den Departements, zum wenigsten recht zweifelhaft. Daneben macht sich aber der Einfluß radikaler Fanatiker in steigendem Grade geltend, die in der projektierten Trennung nur das Mittel sehen, den verhaßten politischen und kirchlichen Gegnern den vernichtenden Todesstreich zu versetzen. Ohne jede Rücksicht auf die religiösen Bedürfnisse der großen Volksmasse sprechen sie dem Katholizismus jede Daseinsberechtigung ab, verpönen das Christentum überhaupt: „daß es verschwinden müsse wie die in den Erdumwälzungen der Vorzeit ausgestorbenen Tierrassen, weil es nicht mehr lebensfähig sei und eine Auffassung des Weltalls und der Stellung des Menschen darin zur Voraussetzung habe, die in der durch den Geist der modernen Naturerkenntnis umgestalteten Welt niemand mehr ernstlich zugeben könne." Die neuzeitliche Geschichte Frankreichs zeigt, wie die gemäßigte Mehrheit immer wieder dem Einfluß einer oft sehr kleinen, aber entschlossenen radikalen Minorität unterlegen ist. Auch kann man hier so häufig beobachten, wie gewisse behäbige Bürger, in ihrer Häuslichkeit höchst konservativ gesinnte, gestrenge Familienväter und sparsame Rentenbesitzer, der Tagesmode huldigen und öffentlich für die extremsten revolutionären, rein sozialistischen oder selbst anarchistischen Ideen eintreten. Wahre Begeisterung hat damit natürlich gar nichts zu tun. Soweit es nicht aus angeborenem feigen Herdensinn geschieht, leitet diese Politiker einzig das ehrgeizige Bestreben, dem allmächtigen Moloch, „souveränes Volk" genannt, zu schmeicheln, sich so einen Anteil an der Regierungsgewalt zu sichern und vor allem an den sehr ausgiebigen materiellen Vorteilen, die mit dieser in allen Republiken verbunden zu sein pflegen. Das republikanische Regime wurzelt fest in der breiten Masse des Volkes und entspricht so sehr den historisch gewordenen sozialen Verhältnissen, daß ihm politische und finanzielle Skandale, die den Sturz jeder andern Regierung herbeigeführt hätten, nichts anhaben konnten. Die Bestrebungen der monarchischen Parteien sind zurzeit völlig aussichtslos. Aber Thiers' Ausspruch: „La république sera conservatrice, ou elle ne sera pas" hat, wenn man „conservatrice" mit „gemäßigt" (modérée) übersetzt, seine volle Berechtigung behalten. Nur von links, das heißt von den radikal-sozialistisch-anarchistischen Parteien, droht ihr unter Umständen der Untergang. Bestände nun die regierende reiche Bourgeoisie, wie etwa in der Schweiz oder in Nordamerika, aus wirklich überzeugten „Republikanern", würde sie mit aller Energie dieser offenkundigen Gefahr entgegenzuwirken suchen. Anstatt dessen gefallen sich gerade die Gemäßigten in der ornamentalen Pose als Erben und Vertreter aller Prinzipien und Forderungen der „großen" Revolution. Wenig geniert sie dabei die Erinnerung an den furchtbar verheerenden Brand, den ihre Vorgänger damals durch ebensolches Spielen mit dem Feuer entfacht haben. Eine ganze Schule offizieller und offiziöser Gelehrter bemüht sich überdies in jeder Weise, die Ereignisse und führenden Männer des blutigen Revolutionsdramas in das günstigste Licht zu rücken, ihre Verdienste über alles Maß zu verherrlichen, ihre Fehler und Freveltaten zu entschuldigen, überhaupt im Volke jede Erinnerung an die furchtbaren Scheußlichkeiten und

die entsetzlichen Zustände jener Schreckenszeit zu verwischen. Moderne ernste Forscher, wie Taine und andre mehr, die den über die Revolution geflissentlich genährten, angeblich „patriotischen“ Legenden mutig entgegentraten, haben keinerlei dauernden Einfluß auf die Denkweise der großen Menge ausgeübt. Ebenso vergessen scheint das Zeugnis der Zeitgenossen, wie zum Beispiel des Dichters André Chénier, der, zuerst ein begeisterter Vorkämpfer der neuen Ideen, ein Sänger der „belle liberté, — Altière, étincelante armée“, später, von allem Erlebten und Geschauten tief angeekelt, in die Waldeinsamkeit bei Versailles flüchtete. Im Gefängnis, wenige Tage vor seinem Tode unter dem Fallbeil, beklagte er nur, daß er sterben müsse, ohne mit flammenden Versen jene „gesetzeschmierenden Henker“ — „ces bourreaux barbouilleurs de lois“ — gebührend gezüchtigt und in ihren Schmutzsumpf zurückgeschleudert zu haben. Dagegen weisen nun zahlreiche der heutigen französischen Republikaner jegliche Kritik der Revolutionshelden als eine Art Sakrileg an den heiligsten und größten Erinnerungen des Landes zurück und stellen diese ohne jede Einschränkung als unter Umständen nachahmungswerte Vorbilder auf. Dieses Geschlecht der „Snobs“, wie die Amerikaner solche Modetoren benennen, das eigentlich sehr weit davon entfernt ist, eine tiefgreifende Umänderung der alten staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Einrichtungen zu wünschen, entbehrt gegenüber dem Andrängen der radikalen Parteien jeder dauernden Widerstandskraft. Vor allem werden diese durch und durch nüchternen, gründlich egoistischen Bourgeois stets leicht geneigt sein, die Kirche einer feindseligen Demokratie an Händen und Füßen gebunden auszuliefern, wenn sie damit hoffen dürfen, die Revolutionäre eine Zeitlang von andern radikalen Sozialreformen abzulenken. Wenig begründet scheint deshalb die von Rom so lange bewahrte Hoffnung, „die älteste Tochter der Kirche“, durch die allein vielleicht der weltliche Besitz des päpstlichen Stuhles wiederhergestellt werden könnte, dem streitbaren politischen Katholizismus zurückzugewinnen und trotz unermüdlicher Arbeit recht aussichtslos sein Bestreben, mit allen Mitteln diplomatischer Kunst, vor allem auch durch die Frauen und die Schule, die Republik der Kirche zu erobern. Wohl triumphierte zeitweilig ein geschickter, „jesuitischer“, klerikaler Opportunismus, der dem seit hundert Jahren regierenden Bürgertum den Bund mit der Kirche als feste Wehr gegen den nachdrängenden „vierten Stand“ nahezulegen suchte, über den früher gerade in diesen Kreisen gepflegten Positivismus der Schule Auguste Comtes. Aber das plötzliche Wiederaufblühen eines mystischen oder sich den Forderungen der Zeit möglichst geschickt anschmiegenden Katholizismus vermochte doch eine ernstliche Wandlung der kirchenfeindlichen Zeitströmung nicht herbeizuführen. Die Masse des Volkes blieb der Kirche fern, da diese, nach seiner Meinung, nur strebt, es in Banden zu schlagen und sich selbst zu behaupten und zu bereichern. Die Geistlichkeit entbehrt nicht eines gewissen traditionellen Einflusses, wird aber trotzdem ständig verhöhnt und angefeindet. Ein fester, opferfreudiger Glaube existiert kaum noch im Volke. Losgelöst von allen tieferen religiösen Gefühlen, nimmt es zu nichts eine wahre Herzensstellung mehr ein, außer zum Vaterlande und seiner stolzen Ruhmeslegende. Wenn die Bourgeoisie bei dem Kampfe um ihre bedrohte Vorherrschaft stets ihre politischen und finanziellen Interessen denen der Religion voranstellen wird, so huldigen im besonderen die Vertreter des „État laïque“ einem fanatisch-unduldsamen Freidenkertum, das prinzipiell alles fordert, was jeder Form des Christentums, vor allem dem Katholizismus abträglich ist. Den Staat wollen sie von jeder klerikalen Beeinflussung befreit wissen, sind aber keineswegs geneigt, der Kirche selbst Bewegungsfreiheit zuzugestehen. Diese kirchenpolitischen Kämpfe sind für die ganze Kulturwelt von um so größerer Bedeutung, als ihr Ausgang bestimmend für die politische Machtstellung der katholischen Kirche im zwanzigsten Jahrhundert sein wird, deren festeste Stütze Frankreich so lange bildete. Folgenschwer werden sie sich außerdem für alle katholischen kirchlichen Werke und Missionen erweisen, die ihre Haupteinnahmen bisher aus Frankreich bezogen. Der begüterte Franzose ist sehr freigebig, und für religiöse und wohltätige Werke hat er stets eine offene Hand. Bei allem Reichtum und aller Opferwilligkeit wird es aber den französischen Katholiken kaum möglich

sein, fernerhin erhebliche Beisteuern ins Ausland zu senden, wenn sie nach Wegfall des Kultusbudgets von über 40 Millionen Franken für Erhaltung des Gottesdienstes und der kirchlichen Anstalten im eignen Lande viele Millionen aufzubringen haben werden.

Angesichts dieser bedrängten Lage der katholischen Kirche Frankreichs steigt wohl die Erinnerung auf an die kirchenpolitischen Kämpfe der Revolutionszeit, durch die man damals in kaum fünf Jahren von recht bescheidenen kirchlichen Reformversuchen bis zur systematischen Entchristlichung und blutiger Glaubensverfolgung gelangte. Von den Tagen des Gaukönigs Chlodwig an, der sich unter wesentlicher Beihilfe der katholischen Bischöfe zum Alleinherrscher aller Franken emporschwang, blieb die katholische Kirche vierzehn Jahrhunderte aufs engste mit der französischen Monarchie verbunden und beherrschte als allein geduldete Staatsreligion das ganze öffentliche und private Leben. Weltliches und Geistliches waren durchaus vermischt. Trotz der aus solcher Verwirrung oft genug sich ergebenden Absonderlichkeiten war man deshalb gerade in Frankreich beim Beginn der Revolution am wenigsten in der Lage, in klarer Erkenntnis der Sachlage, zwischen beiden Gewalten eine billige Sonderung durchzuführen, wie sie in protestantischen Ländern durch die Reformation wenigstens angebahnt worden war. Die Abgeordneten, in ihrer großen Mehrheit keineswegs antiklerikal gesinnt, sondern von edelster Toleranz beseelt, nur den aufrichtigen Wunsch hegend, dem Lande durch zeitgemäße Reorganisation der kirchlichen Verhältnisse den Frieden zu sichern, wurden durch den Widerstand der hohen Prälaten zu immer einschneidenderen Maßregeln förmlich gedrängt. Aber nur zögernd, widerwillig und ängstlich lösten sie eines der Bindeglieder nach dem andern, die seit so vielen Jahrhunderten Kirche und Staat zu einem festgefügten Ganzen verbunden hatten. An mancherlei Versuchen, das alte Verhältnis in verjüngter Form zu erhalten, fehlte es nicht. Alle aber scheiterten an der politischen Haltung des hohen Klerus, der sich gänzlich auf die Seite der extremsten Gegenrevolutionäre stellte, bis dieses Bündnis dem Christentum selbst zum Verderben gereichte, die scheinbar so festgewurzelte Staatsreligion völlig verschwand und eine grausame Verfolgung über die Kirche hereinbrach, wie sie sie seit den Tagen der römischen Imperatoren kaum ähnlich wieder zu erleiden gehabt hatte.

Hauptdaten dieses Auflösungsprozesses sind: die Verhandlung der Konstituante am 13. April 1790 über den Antrag des Karthäuserpriors Dom Gerle; die Verkündung völliger Kultusfreiheit am 7. Mai 1791; die Reform und Laisation des Zivilstandregisters am 20. September 1792; endlich die Trennung von Kirche und Staat, die am 18. September 1794 votiert wurde.

Die Gegner der Revolution haben später viel von einer Verschwörung der atheistischen „Philosophen“ und geheimen Orden zum Sturze der Kirche und zur Ausrottung des Christentums gesprochen, deren blinde Mithelfer sektiererische Gallikaner und Jansenisten sowie die bisher so grausam verfolgten Protestanten gewesen seien. Wenn wirklich derartige geheime Einflüsse irgendwie bestimmend auf den Gang der Ereignisse einwirkten, kam doch beim Beginn der Bewegung nirgends jener „satanische Grundzug“ zur Geltung, den der ultralegitimistische Philosoph, Graf J. de Maistre,[1]) als ein besonderes Merkmal der französischen Revolution erklärte. Von dem erst nach und nach hervortretenden unversöhnlichen Antagonismus zwischen den katholischen Traditionen des Landes und dem utopischen, abstrakten Tugendideal der Jakobiner war anfangs nichts zu bemerken. Fast das ganze Volk hielt treu am katholischen Glauben fest, und der niedere Klerus erwies sich als ein Hauptvorkämpfer der Volkssache, der er sich mit Begeisterung anschloß. Die Revolution wurde erst entschieden antichristlich, als, einzig aus egoistischen politischen Gründen, die höhere Geistlichkeit die Kirche zur stärksten und gefährlichsten Stütze der Gegenrevolution machte. Von der Konstituante bemerkte André Chénier: „daß, wenn einige Abgeordnete von auf-

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Grafen Xav. de Maistre, dem liebenswürdigen Verfasser des noch immer vielgelesenen Buches: „Voyage autour de ma chambre“.

richtig religiöser Gesinnung sehr ernstlich die Abstellung der allseitig anerkannten kirchlichen Mißstände wünschten, vielen andern diese Angelegenheit ganz gleichgültig schiene." Jedenfalls hatte unter dem alten Regime die Kirche viel gewalttätigere Maßregeln schweigend hingenommen, als es die ersten Beschlüsse des von der Konstituante gewählten Kirchenausschusses über die Klöster und Kirchengüter waren; auch fanden diese Reformen, weil dringend nötig, gerade bei frommen Geistlichen und Laien lebhafte Zustimmung. Die bevorrechtigte Stellung des Katholizismus wurde nirgends ernstlich in Frage gestellt. Dem Protestantismus sollte nur eine engbegrenzte Duldung eingeräumt werden. Um dies aber ausdrücklich festzustellen und als Beweis, daß in der Versammlung keinerlei Neigung bestände, Kultusfreiheit einzuführen, wie die Gegenrevolutionäre „verleumderisch" behaupteten, beantragte Dom Gerle am vorgenannten Tage, die Konstituante möge erklären, „daß der römisch-katholische Glaube der alleinige der Nation sei und immer sein werde, und daß ihm allein öffentliche Kultusübung zustehen solle". Die Versammlung wagte es aber nicht, zwischen den Verteidigern der bisherigen Staatsreligion und den Anhängern einer weitgehenden Toleranz zu entscheiden, sondern ging nach zweitägiger stürmischer Verhandlung zur Tagesordnung über. Der hohe Klerus erließ hierauf ein überaus heftiges Manifest, und die angebliche Gefahr der Religion führte in verschiedenen Landesteilen zu gefährlichen Aufständen. Selbst dann noch waren die Bischöfe nicht zur Zurücknahme der Erlasse zu bewegen, verlangten vielmehr, daß die Konstituante zuerst von ihrem Beschluß zurückkomme und den katholischen Glauben als alleinige Staatsreligion wieder anerkenne.

Bei diesem Anlaß war auch die Uebernahme der Kultusausgaben auf das Staatsbudget beschlossen und damit der Grund gelegt worden zu der später allseitig als schwerer Fehler erkannten „bürgerlichen Konstitution des Klerus", in der die Klerikalen nur eine Auflehnung gegen Rom, einen aus den gehässigsten Motiven hervorgegangenen Umsturz der katholischen Kirchenverfassung erblicken wollten. Wohl hätte sich die Konstituante besser gar nicht in die kirchlichen Angelegenheiten gemischt, wollte sie aber die von der ganzen niederen Geistlichkeit dringend verlangten Reformen, Wünsche, wie sie in den „Cahiers" von 1789 zum Ausdruck gelangten, vornehmen, blieb ihr angesichts des erbitterten Widerstrebens der kirchlichen Würdenträger kaum eine andre Möglichkeit übrig, als selbständig vorzugehen. In vier Abschnitten regelte die „Konstitution" 1. die geistlichen Pfründen; 2. die Ernennung der Geistlichen — die aus freier Wahl aller Bürger hervorgehen sollten —; 3. deren Besoldung — wobei die Einnahmen der Prälaten bedeutend beschnitten, die der Pfarrgeistlichkeit aber erheblich aufgebessert wurden; 4. die Residenzen. Die Aufhebung einer Anzahl von Diözesen besonders führte zu wütenden Protesten. Auch nachdem im Jahr 1795 die „Konstitution" ausdrücklich aufgehoben worden war — „da man niemand über seine religiösen Ansichten befragen dürfe, der Bürgereid nur eine Unterwerfung unter die Staatsgesetze bedeute" —, wurde in dieser Hinsicht die Opposition nicht eingestellt, obschon Rom wenige Jahre später, beim Abschluß des Konkordats mit Bonaparte, eine viel weiter gehende Neuordnung annahm, welche die Zahl der Diözesen auf sechzig, anstatt der von der Konstituante bewilligten vierundachtzig, beschränkte. Trotzdem diente in den Revolutionsjahren gerade diese Maßregel dazu, die Bevölkerung in den Glaubenskrieg zu hetzen, indem man sie überredete, in den Geistlichen der neuen Sprengel nur rechtlose Eindringlinge zu sehen. Nach kanonischem Recht mußte man den Erlaß der Konstitution verwerfen als einen unstatthaften Eingriff der Staatsgewalt in die innere Organisation der katholischen Kirche. Die Notwendigkeit solcher Reformen war aber so offenkundig, daß die Konstituante — ein Viertel ihrer Mitglieder gehörte dem geistlichen Stande an — bestimmt auf die Einwilligung Roms rechnete und ohne die eifrige Agitation der politischen Gegner sie wohl auch erreicht hätte. Die berühmte Kongregation vom Oratorium in Paris erklärte sich für die Annahme der Konstitution, und die in Rom von Pius IV. mit ihrer Prüfung betrauten Theologen fanden, „daß nichts in ihr gegen die Grundprinzipien des Christentums verstoße". Bald aber siegten im Kardinalskollegium die Intransigenten. Das lange verzögerte

Breve — vom 10. März 1791 — sprach die völlige Verwerfung der Neuordnung aus, in dem sichtlichen Bestreben, ein Schisma zu vermeiden, schloß es aber mit dem Wunsch nach weiteren Verhandlungen. Vor allem aber enthielt das päpstliche Breve die feierliche Verdammung der politischen Grundsätze der französischen Revolution und der Konstituante, die eine verderbliche Freiheit etabliert habe, „indem sie jedem das Recht sicherte, wegen religiöser Meinungen nicht verfolgt zu werden, und überdies die Lizenz des Gedankens, des Wortes und des Schreibens, ein verdammungswürdiges Recht, das gegen das des Schöpfers verstößt".

Damit war der Kampf eröffnet. Das Bild und das Breve des Papstes wurden in vielen Provinzstädten, in Paris im Garten des Palais Royal (Palais Egalité) feierlich verbrannt. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sich überall gegen die von Rom geforderte Andauer der Intoleranz empörte, verhandelte die Konstituante bereits am 7. Mai über die vom Papste verworfene Kultusfreiheit. In verschiedenen Städten war es zu abscheulichen Mißhandlungen von Frauen gekommen, die den Gottesdienst bei nicht vereideten Priestern besuchten. Hatte man 1789 nur Toleranz verlangt, so suchte jetzt die Konstituante solchen Exzessen entgegenzutreten, indem sie auf Antrag Talleyrands absolute Kultusfreiheit proklamierte.

Im September 1792 folgte die Uebertragung der bis dahin gänzlich in den Händen der Geistlichen befindlichen Geburts-, Heirats- und Sterberegister an die bürgerliche Behörde. Die Cahiers von 1789 enthielten nur den Wunsch, daß die wegen der zahlreichen kanonischen Ehehindernisse von Rom einzuholenden Dispense entweder unentgeltlich oder doch billiger erteilt werden sollten. Bereits im gleichen Jahre waren dementsprechend alle und jede Geldsendungen an die Kurie verboten, die Dispense den Bischöfen vorbehalten worden. Der Versuch, eine endgültige Entscheidung über die Ehehindernisse, von der es dann keine Ausnahmen mehr geben sollte, herbeizuführen, scheiterte an dem Widerstand der Geistlichkeit. Damit tauchte zuerst der Gedanke einer rein bürgerlichen Eheschließung auf. Wegen der in diesen Tagen des Sieges bei Valmy und des Sturzes des Königtums herrschenden Erregung wurde der Beschluß der Versammlung zunächst wenig beachtet, obgleich er einen befreienden Schritt von höchster Bedeutung für das gesamte Leben der Nation bildete. Erst hierdurch wurde die neue, rein bürgerliche Gesellschaftsordnung auf einer unerschütterlichen Basis fest begründet, die Kirche aber einer ihrer wichtigsten Privilegien beraubt, durch das sie alle Stände, auch die Nichtkatholiken, wie die Protestanten offiziell bezeichnet wurden, zur Anerkennung ihrer Oberherrschaft gezwungen hatte.

Die förmliche Erklärung der Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1794 bestätigte dann eigentlich nur noch eine längst verwirklichte Tatsache und erfolgte deshalb fast ohne Debatte, während noch im November 1792, als Cambon, zunächst aus finanziellen Gründen, den gleichen Antrag stellte, gerade die Jakobiner heftig protestiert hatten: „Das Volk hängt noch immer an der Religion, und diesen Vorschlag annehmen, heißt den Fanatismus entfesseln." Der Gedanke, die Gemeinden selbständig zu machen und daß die Gläubigen selbst ihre Priester bezahlen sollten, erregte auch später noch viele Bedenken bei allen republikanischen Abgeordneten. Zeigten sich doch überhaupt die meisten der so oft als wilde Fanatiker geschilderten Konventsmitglieder bei allen kirchlichen Fragen in Wahrheit recht ängstlich und unentschlossen. Ständig schwankte der Konvent zwischen der Alternative, zur Besiegung der Konterrevolution die Verfolgung der konspirierenden Priester zu dulden, welche die Kirchen zu Asylen aller seiner Feinde machten, und dem aufrichtigen Wunsch, als kostbarste Errungenschaft der Revolution die Gewissensfreiheit zu wahren, deren Schutz er wiederholt dringend vorschrieb. Jedoch war es bereits zu spät, den wilden Strom der revolutionären Volksleidenschaften einzudämmen. Den jakobinischen Fanatikern erschien nun „der Schrecken" als die beste und sicherste Methode, um den „Aberglauben" auszurotten und der „Philosophie" zum Siege zu verhelfen. Trotz der furchtbaren Greueltaten der fanatisierten jakobinischen Horden und der Delegierten des berüchtigten „Sicherheitsaus-

schusses“ blieb aber die Entchristlichung eine ziemlich äußerliche, und die Unterbrechung des Gottesdienstes in den meisten Orten war nur von kurzer Dauer. Schon Ende 1793 wurde in Paris wieder öffentlich die Messe gelesen, und vier Jahre vor Abschluß des Konkordats war der Gottesdienst in 30000 Gemeinden Frankreichs wiederhergestellt, ein Verdienst des von den Gegnern so viel geschmähten „vereideten“ Klerus, der den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, trotzdem aber in die allgemeine Verfolgung eingeschlossen worden war. Die Masse des Volkes wollte auf die Dauer keine Unverträglichkeit zwischen den Prinzipien der Revolution und dem angestammten katholischen Glauben anerkennen und fand sich nur schwer darein, diesen als das Symbol der Feinde des Vaterlandes anzusehen. Der kühlgemäßigte Historiker Tocqueville war empört über die Unvernunft des frondierenden Klerus, seine enormen politischen Fehler und unsinnige Handlungsweise, die Tausende von durchaus nicht religionsfeindlichen Männern in den Kampf gegen die Kirche und endlich zum völligen haßerfüllten Unglauben trieb. Die legitimistischen Ultras und die mit ihnen verbundenen Prälaten aber wollten, wie zahlreiche Zeugnisse der Zeitgenossen von allen Parteien bestätigen, in Staat und Kirche die Auflösung aller Bande der Ordnung nun selbst herbeiführen und schürten mit den verwerflichsten Mitteln den revolutionären Fanatismus, weil sie allein durch solche allgemeine Verwirrung hoffen durften, von neuem obenauf zu kommen und das alte Regime im vollen Umfange wiederherstellen zu können. Gleich dem Jakobiner Saint Just erkannte schon 1790 der streng royalistische Vicomte de Noailles an: „Man begeht Schandtaten, um die Revolution dafür anzuklagen.“ Und Condorcet konnte den Royalisten in der Konstituante zurufen: „Wagt ihr es zu leugnen, daß ihr selbst mit Geld und allerlei Intrigen dazu beigetragen habt, die Ausschreitungen des Pöbels zu befördern, Verbrechen, über die ihr euch nun mit geheuchelter Humanität empört zeigt?“ So trugen die um die königlichen Prinzen gescharten extremen Konterrevolutionäre und die politisierenden Geistlichen wesentlich selbst zum Untergang der alten Monarchie und der mit ihr verbundenen Staatskirche bei. Bonaparte, der in den von ihm bezahlten Priestern wirksame Förderer seiner Pläne erkannte, stellte zwar das Band zwischen Kirche und Staat wieder her. Aber alle späteren Versuche unter den Bourbonen, den Einfluß der Kirche wieder auch auf das Weltliche auszudehnen, führten zu keinem dauernden Erfolg. De Maistre hatte dies richtig vorausgesehen, als die Revolution in ruhigere Bahnen einlenkte: „Die großen Exzesse haben aufgehört, aber die Prinzipien sind geblieben.“ Eine „Laisation“ der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung — die in ihren Gesetzen, Einrichtungen, in Schule und Familie, befreit von theologischen und klerikalen Einflüssen, selbständig dastand — war von der Revolution geschaffen worden, wie sie beim Beginn der Bewegung auch die kühnsten Geister nicht zu träumen gewagt hatten.

Oftmals hat man den Männern des Konvents zum Vorwurf gemacht, daß sie angesichts der politischen Haltung des katholischen Klerus nicht einfach den Protestantismus proklamierten und, etwa nach dem Vorbild Heinrichs VIII. von England, diesen staatlich einführten, wodurch, wie man behauptet, allen Greueln der „Entchristlichung“ rechtzeitig vorgebeugt worden wäre. Dies um so mehr, als für viele die Revolution nur wie die Uebertragung der Grundsätze der Reformation auf das politische Gebiet erscheint. Jedoch bereits Voltaire lobte zwar die Quäker, erkannte aber wohl, daß die Reformation ihrem Grundprinzip, der Gewissensfreiheit und freien Forschung des einzelnen, in der Praxis überall untreu geworden war. Ebenso geißelten J. J. Rousseau und alle Enzyklopädisten die fanatische Unduldsamkeit der Kalvinisten. In Frankreich hatte sich seit der Renaissance, von Rabelais und Montaigne an, der „freie Gedanke“, völlig unberührt vom protestantischen Kirchentum, selbst in ausgesprochener Feindschaft zu diesem entwickelt, und wie für ihre geistigen Vorgänger, gab es daher auch für die Republikaner jener Zeit kein Mittelding: entweder die Unterwerfung unter Rom oder die völlige Befreiung in der „Philosophie“. Der katholische Glauben aber wurzelte so fest in den Herzen und Gewohnheiten, daß bei der großen Mehrheit des Volkes jeder Versuch zur Einführung des Protestantismus völlig aussichtslos ge-

wesen wäre. Aus ähnlichen Gründen dürften wohl diejenigen in ihren Erwartungen enttäuscht werden, die jetzt für den französischen Protestantismus große Erfolge voraussehen, obgleich dieser, in seiner Absonderung erstarrt und gelähmt durch innere Entzweiung, im allgemeinen einen unendlich tristen Eindruck auf den Außenstehenden macht. Auch die protestantischen französischen Kirchenvorstände scheinen in dieser Hinsicht wenig zu hoffen, da sie bereits gegen die geplante Trennung von Kirche und Staat protestiert und auf die schweren Schäden, die ihren armen Gemeinden daraus erwachsen müssen, hingewiesen haben. Durch geschäftliche und moralische Tüchtigkeit haben zwar die Nachkommen der alten Hugenotten unter der dritten Republik eine hochgeachtete, in Anbetracht ihrer geringen Anzahl überraschend einflußreiche Stellung erreicht, ihre strenge Glaubenslehre aber wird nach wie vor von den meisten ihrer Landsleute als ein fremdes, dem französischen Nationalcharakter antipathisches Element empfunden.

Ch. Freiherr v. Fabrice.

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. VI. Band: Velazquez. Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Walther Gensel. Stuttgart und Leipzig 1905, Deutsche Verlags-Anstalt. XXX, 160 Seiten. Gebunden M. 6.—.

Kein alter Meister steht dem ästhetischen Empfinden der Gegenwart so nahe und kaum einer hat auf die moderne Malerei einen so mächtigen Einfluß ausgeübt wie Velazquez. Seine naturalistische und doch so tief durchgeistigte, durch die edelsten Harmonien der Farbe die Wirklichkeit verklärende Kunst darf geradezu als die Verkörperung des künstlerischen Ideals der jetzigen Generation gelten und hat für sie einen so faszinierenden Reiz, daß man, so wenig es auch im Reiche wahrer Größe Rangunterschiede im eigentlichen Sinne geben mag, doch bei den Kunstverständigen häufig eine wahrhaft leidenschaftliche Vorliebe für den spanischen Meister findet. Trotzdem kann man sich nicht verhehlen, daß Velazquez bis jetzt bei der großen Masse der Laien in Deutschland noch nicht in demselben Maße populär war wie etwa Raffael, Rembrandt, Rubens oder des Velazquez großer Landsmann und Zeitgenosse Murillo. Zweifellos liegt das vor allem daran, daß die Gelegenheit, Originalwerke von ihm zu sehen, sich allzu selten bietet, da die dem Deutschen am leichtesten zugänglichen und am meisten von ihm aufgesuchten großen Galerien Mitteleuropas bekanntlich nur vereinzelte Werke von ihm enthalten und die Mehrzahl seiner Bilder, darunter mit wenigen Ausnahmen gerade die bedeutendsten, sich in Madrid befinden, wohin nur eine kleine Schar von Bevorzugten gelangt. Unter diesen Umständen ist dem vorliegenden neuen Bande der „Klassiker der Kunst“, der das gesamte Lebenswerk des Velazquez in getreuester Wiedergabe vor Augen führt, eine ganz besondere Bedeutung beizumessen, denn er wird nicht nur den Kunstverständigen jenen auserlesenen Genuß gewähren, der aus der so glücklich konzipierten Eigenart der „Gesamtausgaben“ entspringt, sondern vor allem den Laien vollends Augen und Sinn für die Herrlichkeit Velazquezscher Kunst öffnen und den Enthusiasmus der Kenner in die weitesten Kreise tragen. Fehlt hier auch die Farbe, so geben die hervorragend wohlgelungenen Reproduktionen doch mehr als eine Ahnung von dem Zauber des Kolorits, und völlig unverkürzt treten uns die andern glänzenden Vorzüge dieses einzigartigen Künstlers, das untrügliche Auge, die scharfe Zeichnung, die Meisterschaft in der Beherrschung des Lichtes und seiner Wirkungen, die wunderbare Feinfühligkeit und Sicherheit der Komposition, die lebendige Auffassung, die unübertreffliche Charakteristik, und der Adel seiner eignen Persönlichkeit entgegen. Das Studium dieser Blätter wird sich um so lohnender gestalten, da das Lebenswerk des Velazquez nicht nur quantitativ leichter zu übersehen ist als das der meisten andern großen Maler, sondern auch in den Motiven mehr Klarheit und Einheitlichkeit zeigt als die durch die Vielfältigkeit, Kompliziertheit oder Gedankenschwere der Stoffe fast verwirrende Kunst eines Dürer oder Rubens, und darum jeder, den es nach künstlerischer Erhebung verlangt, durch diesen Velazquez-Band, der das „multum, non multa“ in so köstlicher Weise predigt und verkörpert, leichter und rascher als auf irgendeinem andern Wege des Hochgefühls eines edeln Kunstgenusses teilhaftig wird. So

manche von denen, die sich in diese Nachbildungen und dazu in den verständnisvollen, mit gleicher Vortrefflichkeit sachlich orientierenden wie ästhetisch erhellenden Begleittext Walter Gensels vertiefen, wird es wie eine Offenbarung aus einer höheren, idealen Welt überkommen, und für so manchen mag es zu einem der höchsten Lebenswünsche werden, einmal nach Madrid zu kommen, um dort die schönsten der Wunderwerke, die der Pinsel des unsterblichen Meisters auf die Leinwand gezaubert, in den Originalen sehen und bewundern zu können.

Oststeirisches Bauernleben. Von Rosa Fischer. Mit einer Vorrede von Peter Rosegger, illustriert von Alexander D. Goltz. Wien, Oesterreichische Verlags-Anstalt.

Kein Werk von Roseggerscher Kraft und Tiefe, aber ein fleißig und mit Liebe geschriebener Beitrag zur Volkskunde Oststeiermarks, dem sich der Buchschmuck, der auf eigens aufgenommenen Zeichnungen beruht, als willkommene Ergänzung anschmiegt.

K. F.

Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. Erster Band. Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1904.

Die erste im Jahre 1885 erschienene Auflage des vorliegenden Buches hat bei der Kritik vielen Beifall gefunden und ist sogar ins Französische übersetzt worden. Die in den letzten zwanzig Jahren massenhaft anschwellende Literatur über Napoleon hat eine neue Auflage nötig gemacht, in der zahlreiche Einzelkorrekturen angebracht wurden, aber die maßvolle, sich in der Mitte zwischen unbedingt verherrlichender Lobpreisung und vernichtender Verdammung bewegende Beurteilung von Napoleon und seinem Willen hat keine Aenderung erfahren. Willkommene Zugaben bietet der Anhang: eine bibliographische Zusammenstellung der wichtigsten Literatur und einige Briefe Napoleons an Talleyrand aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance von Isolde Kurz. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Jedem Kenner der glänzenden, reichbewegten Zeit, die unter dem Zeichen Lorenzos des Prächtigen und seiner Nachkommen steht, sind die Gestalten, die ihm in diesem Bande vorgeführt werden — Lorenzo selbst, die Dichter und Philosophen des mediceischen Musenhofs, Savonarola, die schöne Simonetta, Lorenzino de Medici, der „Brutus der Mediceer", Herzog Cosimo I. und Bianca Capello — wohlvertraut. Aber sie erscheinen ihm hier in einem neuen, helleren Lichte, weil die Kunst einer kräftig gestaltenden, den psychologischen Zusammenhang der Dinge ergründenden Dichterin es verstanden hat, diese Persönlichkeiten in voller Plastik lebendig zu machen. Was die Geschichte rätselhaft und unklar erscheinen läßt, weiß die Verfasserin überzeugend aufzuhellen und zu erklären. Unter ihrer Feder ersteht „die Stadt des Lebens" in einem Glanze, der uns ihren unvergänglichen Zauber begreifen läßt.

A. R.

Grundriß der Religionsphilosophie. Von A. Dorner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Dies klar und besonnen abgefaßte Werk ist von einem Metaphysiker geschrieben, entbehrt aber nicht der dem modernen Bewußtsein zunächstliegenden psychologischen Untersuchung über den Glauben und seine Aeußerungen. Die Grundansicht ist, daß die Religion weder in Bewußtseinstatsachen noch in soziale oder geschichtliche Vorgänge aufzulösen sei, daß sie vielmehr als eine geistige Größe einem Ideal entgegengehe. In der weiteren Ausführung entfernt sich der Verfasser ebenso sehr von jener Beschränktheit der exakten Wissenschaft, die nur Tatsachen zusammenstellen will, wie von der in kirchlichen Kreisen herrschenden Enge der Betrachtung.

M. D.

Auf heiligen Spuren abseits vom Wege. Von Pfarrer Arnold Rüegg. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. Mit 78 Illustrationen, 2 Planskizzen und 2 Karten. Zürich, Orell Füßli, o. J. 302 S.

Aus der Hochflut von Palästinabüchern hebt sich dieses als etwas Besonderes ab. Der Verfasser will eine Art Ergänzung zu den bekannten Reisebeschreibungen und Bilderserien geben. Er schließt sich allerdings in Wort und Bild an Altvertrautes an, auch die Reiseroute ist die herkömmliche: Ankunft in Jaffa, die heilige Stadt, Jordan und Jericho, Galiläa, Kleinasien, Heimweg. Aber die Art der auf scharfer Beobachtung beruhenden Darstellung ist bemüht, falsche Vorstellungen zu korrigieren, wenig Beachtetes ins Licht zu rücken und, unterstützt durch weniger effektvolle als wahrheitsgetreue Illustrationen, einen plastischen Eindruck zu erzielen. Das Buch ist recht geeignet, der Absicht des Verfassers zu dienen, den Lesern „das Land der Bibel liebzumachen, das Verständnis seiner Eigenart zu fördern und die Teilnahme an seinem Wohlergehen zu mehren.

—ck.

Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampff, nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhange von Albrecht Stauffer. Mit zwei Bildnissen. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Karoline, die Gattin Wilhelm v. Humboldts, gehört zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit; sie verstand es, die höchste Menschheitsbildung mit der ungebrochenen Natürlichkeit zu untrennbarer Einheit zu verbinden, ohne dabei je ihren Charakter als Frau zu verleugnen. Bisher hat es an einer eingehenden Würdigung Karolines gefehlt; das vorliegende Buch ist bestimmt, diese Lücke in unsrer biographischen Literatur auszufüllen, indem es an der Hand der Briefe der Frau v. Humboldt an Alexander v. Rennenkampff, den sie 1808 in Rom kennen gelernt hatte und mit dem sie bis zu ihrem Ende eine auf der innigsten Seelengemeinschaft beruhende Freundschaft verband, das Bild dieser ausgezeichneten Frau entwirft. Die Briefe selbst sind ein seltenes Dokument von Seelenadel und Streben nach den höchsten Zielen und finden nur an den Briefen Wilhelm v. Humboldts an eine Freundin ihr Gegenstück.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Von B. Carneri. 2. Auflage. Wien, W. Braumüller.

Daß es dem Verfasser vergönnt und möglich war, im zweiundachtzigsten Lebensjahre eine vermehrte und verbesserte Auflage seines Hauptwerkes zu veröffentlichen, wird alle Freunde seiner ehrlichen und gemütvollen Moralphilosophie mit Befriedigung erfüllen. Das Werk stammt aus der Zeit, als die weltliche Herrschaft des Papsttums zusammenbrach und die wissenschaftliche Herrschaft des Darwinismus auf der Höhe stand, als der deutsch-französische Krieg seine entscheidende Wendung nahm und von Einsichtigen wie Carneri die Steigerung des Militarismus prophezeit wurde. Aus solchen Zeitbedingungen erhielt das Buch seinen Charakter, der ihm auch in der neuen Ausgabe geblieben ist. Dennoch ist es nicht veraltet. Wir empfehlen es um so lieber, als der Verleger sehr verständiger Weise einen niedrigen Verkaufspreis festgesetzt hat. M. D.

Chr. Collin, Björnstjerne Björnson. Erster Band. 1832 bis 1856. Uebersetzung von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen.

Das Werk Collins ist das erste, das uns das biographische und literarische Charakterbild Björnsons von einem, einen umfassenden Blick gewährenden Standpunkte entwirft. Der norwegische Dichter hat in Deutschland seine zweite literarische Heimat gefunden und hier namentlich von der Bühne aus fast wie ein einheimischer Schriftsteller gewirkt, und doch wird man nur schwer zum Verständnisse seines Wesens gelangen, wenn man keinen Einblick in sein Verhältnis zu der modernen skandinavischen Literaturbewegung gewinnt. Hier nun greift Collins Werk und vor allem der vorliegende erste Band desselben ein, der in der Lebensschilderung bis zu Björnsons Studienzeit in Christiania und seinem ersten literarischen Hervortreten reicht. Von hohem Interesse ist in der Darstellung des Verfassers der Nachweis, wie für den Dichter schon die inneren Erlebnisse seiner Jugendzeit zu Motiven seiner späteren Dichtungen wurden und das vielfach auf Goethe angewandte Wort „Das Kind des Mannes Vater" auch auf Björnson zutrifft. Hält der zweite Band des Werkes, was der erste verspricht, dann erhalten wir in Collins Björnson-Biographie einen wertvollen und wesentlichen Beitrag zu der Geschichte der modernen europäischen Literaturbewegung. h.

Hauptprobleme der Ethik. Sieben Vorträge von Paul Hensel. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1903.

Eine kleine Schrift, die zu lesen ein wirkliches Vergnügen ist, deren erste Hälfte mehr durch die geschickte Anordnung bekannten Stoffes, deren andre Hälfte auch durch bedeutsame eigne Gedanken unsre Teilnahme und unsern Dank verdient. Ausgegangen wird von der Frage, ob Ethik eine Beschreibung der sittlichen Tatsachen oder eine Anweisung zum sittlichen Handeln sei; der Utilismus und der Evolutionismus werden dargestellt und beurteilt. Der Verfasser stellt sich auf den Boden der kantischen Gesinnungsethik, ohne jedoch die Mängel ihrer Konsequenzen zu verkennen; er findet das Wesen des Sittlichen in der mit einem Pflichtgebot übereinstimmenden Willensrichtung. M. D.

Die Hauptindustrien Deutschlands. Des Handbuchs der Wirtschaftskunde Deutschlands 3. Band. Mit zahlreichen Tabellen im Text und 22 Karten auf 11 Tafeln. Leipzig 1904, B. G. Teubner.

Wir haben seinerzeit beim Erscheinen des ersten Bandes (1901) auf dieses Werk aufmerksam gemacht, das im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen bearbeitet wird. Daß es in der Tat berufen ist, eine Lücke auszufüllen, die sich wohl vor allem für den Lehrbetrieb an den jungen Handelshochschulen fühlbar gemacht hat, zeigt auf das deutlichste der vorliegende Band, der in einundfünfzig Kapiteln für die wichtigsten Industriezweige im Deutschen Reich zwar immer noch knappe — denn der Gesamtumfang des Bandes, 1047 Seiten, dürfte schließlich aus praktischen Gründen die Grenzen der Handlichkeit nicht

allzusehr überschreiten! — aber desto sorgfältiger gesichtete und überaus lehrreiche Zusammenstellungen des weitverstreuten Materials darbietet. Es erhöht den Eindruck der Zuverlässigkeit, daß die einzelnen Abschnitte durchaus von Fachmännern bearbeitet sind. Eine besonders dankenswerte Zugabe vieler Kapitel ist die ausgiebige Beachtung des kulturgeschichtlichen Momentes in der Entwicklung der Gewinnung des Rohstoffes und seiner Verarbeitung. Es ist im Rahmen dieser Anzeige nicht möglich, auf Einzelheiten hinzuweisen. Desto mehr aber soll betont werden, daß der direkte Nutzwert des Buches sich keineswegs in der Erfüllung seiner selbstgestellten Aufgabe, dem kaufmännischen Unterricht als Hilfsmittel zu dienen, erschöpft. Als Nachschlagewerk ist es vor allem auch für öffentliche Bibliotheken, die ein Lesezimmer mit Handbibliothek besitzen, durchaus zu empfehlen und ebenso in Schulen, die dem geographischen Unterricht höhere Aufgaben zuweisen, für die Lehrerbibliothek.

Guntram Schultheiß.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adamkiewicz, Prof. Dr. A., Die wahren Zentren der Bewegung und der Akt des Willens. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 1.20.

Aus den Tagen der Götterdämmerung. Aufzeichnungen eines Kämpfers. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Bendt, Franz, Die Grundübel im Deutschen Wirtschaftsleben und ihre Hebung. Nach originalen Quellen bearbeitet. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 60 Pf.

Bestimmungen über den Diensteintritt der Einjährig-Freiwilligen im Deutschen Heer und in der Marine. Mit Anlagen und Mustern von Oberleutnant Werner. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. M. 1.50.

Biernatzki, Johannes, Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Vortrag. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung. 50 Pf.

Bré, Ruth, Ecce Mater! (Siehe, eine Mutter!) Roman. Leipzig, Felix Dietrich. M. 3.—.

Deva-Roman-Sammlung. Band 61: Sienkiewicz, Erlebtes und Erträumtes. Novellen. Band 62/63: v. Torn, Die weiße Weste. Roman. Band 64: G. Wasner, Auf Umwegen. Novellen. Band 65: Neera, Das Amulett. Roman. Band 66: W. J. Dmitriewa, Dimka. Novelle. Band 67: Szymanski, Hanuschja. Sibir. Roman. Band 68: Deledda, Von der toten Insel. Sardinische Dorfgeschichten. Band 69/70: Merrick, Liebe und Ruhm. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jeder Band 50 Pf., gebunden 75 Pf.

Eiche, F. A., Ritter der Landstraße. Nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. 4. Auflage. Kiel, Robert Cordes. M. 1.—.

Florenz, Dr. Karl, Geschichte der japanischen Litteratur. Erster Halbband. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 3.75.

Georgy, Ernst August, Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus. Berlin, Albert Kohler. M. 4.50.

Gide, André, Der Immoralist. Roman. Autorisierte Uebersetzung von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.50.

Grotenfelt, Arvid, Geschichtliche Wertmassstäbe in der Geschichtsphilosophie, bei Historikern und im Volksbewusstsein. Leipzig, B. G. Teubner.

Hardt, Hans, Im Zukunftsstaat. Roman. Berlin, Hüpeden & Merzyn Verlag.

Heiberg, Joh. Luise, Ist die Schauspielkunst eine moralisch berechtigte Kunst? Aus dem Dänischen übersetzt von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel Verlag. 60 Pf.

Hilken, Major z. D., Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder 2c. Wahl der Waffengattung und des Truppenteils, Zusammenstellung der Kosten. Zweite verbesserte Auflage von Oberleutnant Werner. Berlin, Militärverlag der Liebelschen Buchhandlung. 50 Pf.

Homburger, Dr. Paul, Die Entwicklung des Zinsfusses in Deutschland von 1870 bis 1903. Volkswirtschaftliche Studie. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. M. 2.40.

Jacob, Dr. Karl, Bismarck und die Erwerbung Elsass-Lothringens 1870/71. Strassburg, E. van Hauten. M. 4.50.

Kinkel, Walter, Lieder Hans Ohnesterns des Gottessuchers. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 1.50.

Klaiber, Dr. Theod., Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecker & Schröder. Kartoniert M. 1.50.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Sechster Band: Velazquez. Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Walther Gensel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Lieferungsausgabe. I. Serie: Raffael—Rembrand—Tizian—Dürer—Rubens. Mit über 1800 Abbildungen. 70 Lieferungen à 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften. Bibliographisch-kritisches Zentralorgan. Herausgegeben von Dr. Herm. Beck in Verbindung mit Dr. Hannsdorn und Dr. O. Spann. 1. Jahrgang 1905. Januarheft. Dresden, O. V. Böhmert. Jährlich 12 Hefte, M. 24.—.

Kulturgeschichtliche Romane und Novellen. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauß.

1. Band: Fräulein Kapellmeister. Roman von Leo Norberg (M. 3.—). 2. Band: Millionenwahnsinn. Roman von Leo Norberg (M. 3.—). Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.

Kunstschatz, Der. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Lieferung 1 und 2. Vollständig in 50 Lieferungen à 40 Pf. Stuttgart, W. Spemann.

Lange, Sven, Marie Grubbe. Schauspiel in vier Akten und einem Epilog. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Gertrud J. Klett. München, Albert Langen. M. 3.—.

Lehmann, Gustaf, Wirkl. Geh. Kriegsrat, Die Mobilmachung von 1870/71. Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im Königlichen Kriegsministerium. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—.

Mendheim, Max, Gedichte. Leipzig, Alfred Hahn. M. 1.—.

Meredith, George, Diana vom Kreuzweg. Roman. 2 Bände in einem Band. Deutsch von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 4.50.

Meyer, Johannes, Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 3.—.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. Lieferung 2 bis 6. Erscheint in zwei Ausgaben. Ausgabe A ohne Namenregister (28 Lieferungen à 30 Pf.), Ausgabe B mit Register aller auf den Karten verzeichneten Namen (40 Lieferungen à 30 Pf.). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Montaigne, Ueber Erziehung. Deutsch von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, Joh. Kriebel. M. 1.—.

Müller-Ems, Dr. Richard, Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters. Berlin, Albert Kohler. M. 2.50.

Neue Weltalter, Das, und seine Propheten. Von einem Protestanten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Nossig, Alfred, Die Erneuerung des Dramas. Erster Teil. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. M. 3.50.

Petzoldt, Dr. J., Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig, B. G. Teubner.

Reiner, Dr. J., Aus der modernen Weltanschauung. Leitmotive für denkende Menschen. Hannover, Otto Tobies. M. 5.—.

Romundt, Dr. Heinrich, Kants Kritik der reinen Vernunft, abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Gotha, E. F. Thienemann. M. 2.—.

Russland in Asien. Band I: Das Transkaspische Gebiet. Von Generalmajor z. D. Krahmer. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Skizzen. Berlin, Zuckerschwerdt & Co. M. 6.—.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Prof. Dr. Heinr. Kraeger. 1. Lieferung. Vollständig in 60 Lieferungen à 30 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates (nebst einem Abdruck der deutschen und der preußischen Verfassungsurkunde und des Allerhöchsten Erlasses vom 4. Januar 1882). 19. Auflage. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. Gebunden M. 1.60.

Schuman, Colmar, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Lübeck, Gebrüder Borchers. M. 1.50.

Seige, Paul, Wem gehört die Zukunft? Zwei Aufsätze zur Reform der höheren Schulen. Leipzig, Raimund Gerhard. M. 1.35.

Stahl, Fritz, Wie sah Bismarck aus? Mit 31 Tafeln. Berlin, Georg Reimer. Kartoniert M. 3.—.

Toussaint-Langenscheidt, Der kleine. Englisch. Zur schnellen Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht. Verfasst von Dr. H. Baumann. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. In Leinenband M. 3.—.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. XIII. Jahrgang. 1. Stück: Gustav Theod. Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. Von Willy Pastor (75 Pf.). 2. Stück: Die Tempelherrn und die Freimaurer. Von Dr. Ludwig Keller. (M. 1.50). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Weinstein, Prof. Dr. B., Thermodynamik und Kinetik der Körper. III. Band, 1. Halbband. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 12.—.

Winternitz, Dr. M., Geschichte der indischen Litteratur. Erster Teil. Einleitung und erster Abschnitt: Der Veda. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 3.75.

Würfel, Erich, Gedichte. Kiel, Robert Cordes. M. 1.50.

Wulff, Leo, Kartätschen-Schüsse. Mit Original-Illustrationen von F. Graetz, A. Wilke u. a. 10. Auflage. Berlin, Verlagsgesellschaft „Harmonie". M. 1.—.

Wust, Martin, Das dritte Reich. Ein Versuch über die Grundlagen individueller Kultur. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 4.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben

Soeben erschien der VI. Band:

VELAZQUEZ

Des Meisters Gemälde in **146 Abbildungen.** Mit einer biographischen Einleitung von W. Gensel. In Leinwand gebunden **6 Mark.**

Früher sind erschienen:

1. Band: **Raffael.** Mit 202 Abbildungen. Gebunden M. 5.—
2. Band: **Rembrandt.** Mit 405 Abbildungen. Gebunden M. 8.—
3. Band: **Tizian.** Mit 230 Abbildungen. Gebunden M. 6.—
4. Band: **Dürer.** Mit 447 Abbildungen. Gebunden M. 10.—
5. Band: **Rubens.** Mit 551 Abbildungen. Gebunden M. 12.—

In Vorbereitung: **Michelangelo — Schwind — van Dyck — Murillo — Holbein.**

Einige Urteile über die Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben:

Aus der Presse:

Es ist ein grossartiges Unternehmen. Jetzt wird es auch Minderbemittelten möglich sein, neben den Klassikern der Literatur die Klassiker der Kunst im Hause zu beherbergen.

St. Petersburger Zeitung.

Eine gross angelegte Publikation, mit der ein ungemein glücklicher Gedanke verwirklicht ist. Saale-Zeitung, Halle.

Eine dauernde Bereicherung der Kunstliteratur, an der jeder Kunstfreund seine rechtschaffene Freude haben kann.

Neue Freie Presse, Wien.

Von Privatpersonen:

Die Klassiker der Kunst sind grossartig und herrlich.

Ein katholischer Pfarrer.

Ein Unternehmen, worauf ganz Deutschland stolz sein darf.

Ein hervorragender Münchner Künstler.

Die Klassiker der Kunst sind herrlich, Albrecht Dürer prachtvoll.

Ein Rittergutsbesitzer.

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD

CACAO

SUCHARD

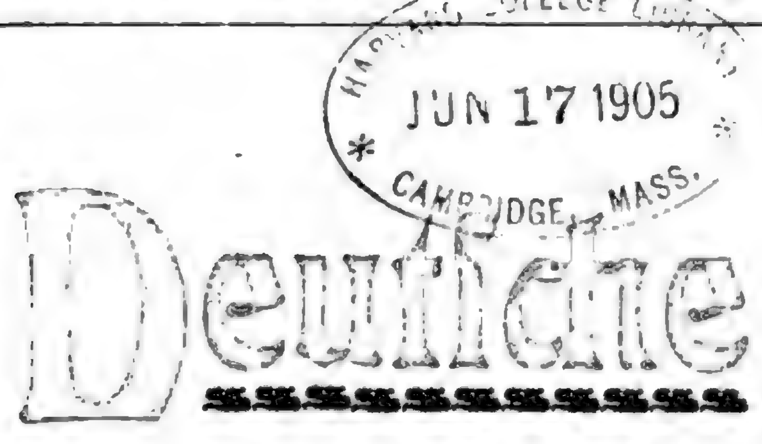
GRAND PRIX * PARIS 1900.

erantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Reck

Diesem Hefte liegt ein ausführlicher Prospekt über die renommierten „Agfa"-Artikel esellschaft für Anilin-Fabrikation in Berlin bei, den wir der gefälligen Beacht angelegentlichst empfehlen.

Dreißigster Jahrgang — Juni 1905. — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Title Page



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Heinrich v. Poschinger: Briefe des Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern . . 257
Spielt nicht mit dem Kriegsfeuer! Von einem Diplomaten 264
Freiherr v. Loë, General-Feldmarschall: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. XI. 267
Dr. R. Hennig: Die Entwicklung der modernen Bestrebungen zur Schaffung nationaler Seekabel 279
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens. XI. 288
Prof. Dr. P. v. Baumgarten (Tübingen): Goethes Naturstudien, insbesondere in darwinistischer Beleuchtung 302
Aus dem Winter 1870/71. Neue Beiträge von A. v. W. 312
Nahida Lazarus: Zur Geschichte der Schillerstiftung 324
Freiherr v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.: S. M. S. „Arkona“ im deutsch-französischen Kriege (Schluß) 333
Theobald Ziegler (Straßburg): Zur Biographie von David Friedrich Strauß (Fortsetzung) 342
Toni Schwabe: Tristan und Isolde. Novelle 351
Das Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne. Von einem französischen Diplomaten 363
Baron K. Suyematsu: Frankreich und Japan 369
Berichte aus allen Wissenschaften.
Naturwissenschaft und Technik: **E. Gerland:** Das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik und die im Einzelbesitz vorhandenen Apparate, insbesondere die Originalapparate 373
Literarische Berichte 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1905
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	**M. 713 Million.**
Bankvermögen	„ **244** „
Seither für die Versichert. erzielte Überschüsse	„ **125** „

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung von der Prämienzahlung.

Bei Nervosität. Bei Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Seit 20 Jahren erprobt.
Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Verlag von JOSEF SINGER in Strassburg i. E.

Goethes kleine Freundin u. Frau

von Dr. OTTO KLEIN.

Preis broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—
Siehe Besprechung in dieser Nummer.

Zeitungsausschnitte

mit Quellenangabe über jedes Gebiet und für jeden Zweck, industrielle Nachrichten aus allen Zeitungen liefert im Abonnement

Berliner Literarisches Bureau

Berlin, Wilhelmstraße 127. — Prospekte gratis.

Sanatorium Oberwaid b/St. Gallen (Schweiz)
Naturheilanstalt I. Ranges 2 Aerzte, 1 Aerztin
Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur geeignet

Direktion: **Otto Wagner**, früher Dir. und Pächter d. Bilz'schen Anstalt. — **Beste Kurerfolge** bei fast allen **Krankheiten** durch angepasste Anwendung d. physik.-diät. Heilmittel. (Ausgen. Tuberkulöse u. Geisteskranke.) — **Spez. Abteilung zur Behandlung von Frauenkrankheiten.** — Aller Komfort, herrliche geschützte Lage, eigener alter Waldpark und wundervolle Ausflüge. — Illustrierte Prospekte gratis.

1425 Meter üb. Meer.

Schimberg-Bad.

Bahnstation Entlebuch bei Luzern (Schweiz).

Modernes Etablissement mit 160 Betten. **Aussichtsreichste Lage.** Reizende Spaziergänge in stärkender **Alpenluft.** — **Stärkste Natrium-Schwefelquelle** der Schweiz. Heilkräftige **Eisenquelle.** **Ausserordentliche** Erfolge bei Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenkrankheiten etc. **Kurarzt** im Hotel. Neueste **Badeeinrichtungen.** Eigene **Alp mit Milchwirtschaft.** Näheres durch Prospekt.

J. B. GENELIN, Besitzer.

Briefe des Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger

Im nachstehenden folgen einige Briefe des Fürsten Karl Anton zu Hohenzollern, des letzten regierenden Herrn in Sigmaringen, der sein Land an Preußen abgetreten, dann in der preußischen Armee eine hohe Stelle bekleidet hat und in dem Ministerium der neuen Aera als Präsident fungierte. Gerichtet sind die sämtlichen Briefe, die das sympathische Bild, das wir von dem Fürsten besitzen, noch vertiefen, an den Obersten v. Kusserow, der die preußischen Truppen befehligte, die im Jahre 1849 die insurgierten Fürstentümer Hohenzollern besetzten. Oberst v. Kusserow war der Vater des Geheimen Legationsrats v. Kusserow, der unter dem Fürsten Bismarck zuerst die kolonialen Fragen bearbeitete, dann preußischer Gesandter in Hamburg wurde, bald nach Bismarcks Entlassung diesen Posten aufgab und später sich mit besonderer Energie an der Flottenfrage beteiligte.

I

Ostende, den 9. August 1849.

„Eure Hochwohlgeboren haben als Befehlshaber der in mein Land eingerückten königlich preußischen Truppen mir die Aufmerksamkeit erzeigt, mich von dem erfolgten Einmarsch in Kenntnis zu setzen und einen Standesausweis beigefügt.

Empfangen dieselben meinen Dank und zugleich den Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, daß mir nicht vergönnt war, die sieggewohnten, ruhmgekrönten preußischen Waffenbrüder persönlich empfangen zu können und in ihnen, die ritterlichen Offiziere an der Spitze, den tatsächlichen Schirm und Schutz Seiner Königlichen Majestät, des hohen Chefs unsrer stammverwandten Häuser, verehren zu dürfen.

Ich will hoffen, daß die königlichen Truppen in meinem Lande, wo das schwarzweiße Banner zwölf Jahrhunderte ohne Unterbrechung wehte, sich einer Aufnahme zu erfreuen haben, die ihnen das schwäbische Hohenzollern als einen zweiten vaterländischen Herd erscheinen lassen soll; von seiten der Truppen aber bin ich überzeugt, daß das in ihnen verkörperte Prinzip der Ehre und Treue neue Bewährung erhält gegenüber von einem großen Teile meiner Bevölkerung,

die mit dem Umsturz offen sympathisiert hat und deren nunmehr geheimes Bestreben ungeachtet aller Erfahrungen auf die Umkehr aller Ordnung fortwährend gerichtet ist."

II

Weinburg,[1]) den 10. Oktober 1849.

„Heute vor einem Jahr ist das bayrische Leibregiment in Sigmaringen eingerückt, — ich habe trotz aller Dankbarkeit, die ich dieser Truppe schulde, den Tag seines Abmarsches gesegnet; jetzt weilen preußische Waffenbrüder im Land, das ich hoffentlich nicht mehr lange mein nennen werde, und jeder Abgang einer einzelnen Abteilung tut weh im Herzen, wie der Scheidegruß eines Freundes. — Solchen Empfindungen liegt offenbar das Vollmaß der Sympathie zugrunde, und insofern betrachte ich es als einen Wink der Vorsehung, daß der preußische Adler auf die Bitten der schwachen, aber treuen Wächter seines Horstes seine Schwingen bleibend über der hohenzollernschen Wiege ausbreiten wird."

III

Sigmaringen, den 28. Oktober 1849.

„In dem Sonntagsbeiblatt vom Heutigen ist eine so betitelte ‚Aufforderung an alle Gemeinden des Fürstentums' erschienen. In derselben sind fünf Punkte festgestellt, wovon der erste lautet:

Die fürstliche Regierung zu ersuchen, dem Lande darüber genaue Aufschlüsse zu erteilen:

a) warum das souveräne Fürstentum von fremden Truppen besetzt wurde und bis jetzt besetzt geblieben ist;
b) was die Regierung bisher getan habe, um die Okkupation zu beseitigen und aufzuheben;
c) wer die Besetzung des Landes mit preußischen Truppen herbeigeführt oder veranlaßt habe?

Diese Bekanntmachung ist das unzweifelhafte Ergebnis einer fortdauernden Wühlerei, Beweis noch keineswegs eingetretener Sinnesänderung und für mich eine bedeutsame Aufforderung des Beharrens auf den unwandelbar gefaßten Entschlüssen.

Ich verhehle mir zwar keinen Augenblick, daß die Unbestimmtheit des Regierungssystems, mit einem Worte die Schwäche meiner Regierung, nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf die Haltung der demokratischen Partei geblieben ist. Allein diese von mir hochbedauerten Mängel meiner Regierung ändern an der Tatsache, wie sie jetzt vorliegt, nichts — sie geben höchstens, aber leider, den Schlüssel zum Verständnis derselben.

Ich habe alsbald nach Durchsicht des in Frage stehenden Artikels an meinen Präsidenten die schriftliche Anfrage gestellt, welchen Standpunkt die Regierung dieser Agitation gegenüber einzunehmen gedenke. Aus der Anlage wollen Eure

[1]) Die fürstliche Besitzung bei Rheinbeck, Kanton St. Gallen in der Schweiz.

Hochwohlgeboren die Antwort entnehmen und namentlich die angestrichene Stelle näherer Würdigung unterziehen, wobei ich dasjenige als Hoffnung ausspreche, was der Präsident als Befürchtung voranstellt.

Am Vorabend meiner Abdikation will ich es daher mit den konstitutionellen Formen, die mir überdies aus reinster Ueberzeugung verhaßt sind, nicht mehr so genau nehmen, mich daher direkt an Eure Hochwohlgeboren wenden und Ihrem stets richtigen Ermessen anheimgeben, welche Maßregeln Sie in Ansehung der vorliegenden Bekanntmachung für notwendig erachten.

Mir erschiene, Ihrem Urteile und Ihren Ansichten ganz unvorgreiflich, das sofortige Einrücken einer weiteren und stärkeren Truppenabteilung als die angemessenste und nachdrücklichste Antwort auf die Anfrage, deren böswillige Unverschämtheit eine echt soldatische Züchtigung verdient.

Ich unterziehe es reichlichem Nachdenken, ob ich in Berlin nicht direkten Antrag hierwegen stellen solle, allein wenn ich die Zeitversäumnis bedenke und vor allem die Ansicht festhalte, daß rasches Handeln allein imponiert, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß Eure Hochwohlgeboren allein es sei, welche hier tatsächlich handelnd auftreten könne.

Zur mündlichen Besprechung jeden Augenblick mit Vergnügen bereit."

IV

Sigmaringen, den 25. Januar 1850.

„... Sie können sich denken, mit welcher ängstlichen Spannung ich die Berliner Krisis verfolge. Ueberraschend war sie mir nicht, aber höchst unbequem, weil ich erklärlicherweise von einigen egoistischen Triebfedern geleitet werde. Im Prinzip gebe ich dem Könige vollkommen recht, nur schiene mir im Interesse der Krone zu liegen, mit aller Macht auf irgendeinen Abschluß des Verfassungswerkes hinzuarbeiten. Bei schwankenden Zuständen ist der Monarch niemals stark. Ich warte mit brennender Ungeduld auf irgendeine Entscheidung — hoffentlich kommt es nicht zu demutsvoller Ergebung in Ertragung irgendeines Mißgeschickes."

V

Sigmaringen, den 1. April 1850.

„... Ich stehe am Vorabende meiner Abdikation und werde durch diesen meinem Geiste vorschwebenden Akt tiefer bewegt, als ich mir vorgestellt. Diese Gemütsbewegung resultiert aber nicht aus engherzigen Motiven kleinlicher Regrets, sondern basiert sich auf die Betrachtung, daß ich an einen bedeutsamen Wendepunkt meines Lebens gelangt bin. Mit stolzem Selbstgefühl bekenne ich mich als Preußen und glaube die Bedeutung dieses Seins richtig erfaßt zu haben, ohne den Vorurteilen verfallen zu sein, welche dieser Nationalität ankleben, seitdem man sie auf konstitutioneller Fasson glückselig machen will. Mein Patriotismus ist deswegen ein altpreußischer, und somit werde ich mich zukünftig nur behaglich fühlen in der Armee, der ich mit Leib und Leben angehören will.

Wer hätte am 5. Jänner abends, als wir schmerzlich Abschied nahmen,[1]) gedacht, daß heute, am 1. April, der preußische Adler auf dem Boden seiner Wiege sich noch nicht werde niedergelassen haben. Diese Zeit über habe ich eine harte Geduldsprobe bestanden."

VI

Neiße, den 25. Oktober 1850.

„... Vor einigen Tagen sind wir von Berlin zurückgekommen. Wir hatten unsre Wünsche zum 15. persönlich nach Sanssouci getragen. Den König sah ich noch niemals heiterer und sorgloser als diesmal. In den Regionen zu Berlin und Potsdam glaubt niemand an Krieg — so wie überhaupt es mir wohlgetan hat, aus den Banden enger provinzieller Anschauungsweise auf einen Moment herauszukommen und mich an den Strahlen der hauptstädtischen Sonne wieder zu erwärmen. Diesmal spreche ich aber nur bildlich, denn die eigentliche Sonne habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Aber auch in Berlin weiß man des Abends nicht, was der Morgen bringen kann, nur aber diese Tatsache scheint man festhalten zu wollen, nunmehr nicht weiter links zu gehen. Die Unionspolitik drängt unwillkürlich nach dieser Seite — man erschreckt zur rechten Zeit vor den eignen Konsequenzen, und man will einlenken, oder, was noch erwünschter wäre, von wegen der sogenannten öffentlichen Meinung den stillersehnten allmählichen Abfall der Glieder vom Haupt erwarten und erhoffen.

Ich gestehe offen, daß ich als des Königs treuer Soldat mich gegen jeden mit Hingebung schlagen werde, mit Freuden aber niemals für ein Prinzip einstehen kann, welches den Keim der Destruktion des monarchischen Prinzips in sich trägt. Und leider haben wir bis heute diese Bahn gewandelt und werden zu unsrer Beschämung noch erleben müssen, daß der Wille in Warschau ein mächtigerer ist[2]) als alle Utopien eines Radowitz und so weiter. ... Ueber das Benehmen der kurhessischen Offiziere herrscht in Berlin und Potsdam kein Zweifel — man ächtet ihren Abfall — anders wird dieser Schritt in der Provinz beurteilt — hier auch ein sprechender Beweis, daß die subalternen Elemente in den östlichen Armeekorps einer Erfrischung bedürftig wären. Die Leute werden wegen des allzu engen Horizontes am Ende aus Liebe zum König konstitutionell und liberal. Bei uns rührt sich nichts; wir halten mit unsern Rekruten treue Wacht, und weit und breit ist kein Weißrock sichtbar, daher auch alles reduziert und beurlaubt.

Soll da einer klar und hell sehen!

Im übrigen bin ich mit Leidenschaft Soldat, und überdenke ich meine Vergangenheit, so treten Sie, verehrtester Freund, als ein solcher herzu, dem ich

---

[1]) v. Kusserow war inzwischen wieder als Brigadekommandeur nach Düsseldorf gegangen.

[2]) In einem wenige Tage vorher aus Berlin an den Obersten v. Kusserow gerichteten Briefe sagt der Fürst: ... Nous vivons dans un trouble inexprimable et personne ne sait plus qui nous gouverne, si c'est le Roi notre maître, ou l'empereur de toutes les Russies.

meine neue Laufbahn vorzugsweise verdanke. Sie haben in mich den göttlichen Funken gelegt, jenes Bewußtsein, daß man heutzutage, um Mann zu sein, Soldat sein müsse."

VII

Neiße, den 3. Dezember 1850.

(Uebersendung von zwei Empfehlungsbriefen für den nach Paris reisenden Obersten v. Kusserow, einer gerichtet an den Präsidenten der Republik Napoleon, der zweite an Madame Cornu, eine der geistreichsten Frauen in Paris.)

„Sie sind viel zu bescheiden und zu gütig, meinem Urteil über Pariser Zustände einiges Gewicht beilegen zu wollen. Im ersten Augenblick werden Sie fühlen und erkennen, um was es sich auf dieser großen und stets entscheidenden Weltbühne handelt. Persönliche Hoffnungen, weitgehende Pläne und imperialistische Absichten hüllen sich in die Phrasen der Ordnung und Ruhe und schläfern auf diese Weise einen großen Teil der Bevölkerung ein, welcher nichts weniger als die Person des Präsidenten zum Repräsentanten napoleonistischer Regierungsweise gemacht wissen will. Dieses tut übrigens nichts zur Sache, und eben wegen des Zauberwortes „Ordre à tout prix" gelingt dem Präsidenten alles, was er will. Ihm sind Mut, Beharrlichkeit und Scharfsinn nicht abzusprechen; davon zeugt die Geschichte eines jeden Tages — allein, was ich in hohem Maße befürchte, ist sein Ehrgeiz, der am Ende zu allen Mitteln greifen wird, wenn diese überhaupt zu einem sicheren Ziele führen, das heißt zu einem solchen, wo er als kaiserlicher Sieger oder lebenslänglicher Diktator sich festsetzen wird. Vorerst kann er nur solche Mittel gebrauchen, die auf Unschädlichmachung der jeder menschlichen und göttlichen Ordnung widerstrebenden Umsturzpartei hinzielen, weil diese Partei auch ihm feindselig gegenübersteht, und insofern befinden sich alle Regierungen und Gutgesinnten d'accord mit ihm. Ist dieses Stadium der Interessenharmonie aber durchlebt, so werden wir vor der Kluft schaudern, die zwischen seinen und unsern Bestrebungen offengelegt ist, und wir werden nochmals ein großes Stück Weltgeschichte durchzumachen haben. Wenn nicht, was ebenso wahrscheinlich als das Gegenteil nicht unmöglich ist, so liegt der Grund in Umständen, die näher nicht zu präzisieren sind, die sich aber unschwer ahnen lassen und welche eher passiver und negativer Natur sein werden als aktiv und positiv eingreifend.

Allerdings kommen Sie in einem äußerst interessanten Moment nach Paris und erleben vielleicht dort die Lösung des staatsrechtlichen Rätsels unsers Jahrhunderts! nämlich den Aufschluß über das Problem des Konstitutionalismus! Dieser scheint in den letzten Zügen zu liegen, und so Gott will: adieu, Parlamente, Kammer und Repräsentativsystem. Und so wären wir denn um eine segensreiche Erfahrung gesteigert und um eine traurige Täuschung ärmer! Dies wären große, große Erlebnisse und echte Errungenschaften. Sie werden von dem Präsidenten zweifelsohne sehr gut aufgenommen werden. Er hat eine große Vorliebe für unsre Armee und stellt sie mit Recht über alle andern, natürlich mit Ausnahme der französischen! Ein Echantillon derselben werden Sie an

den prinzlichen Vorzimmern antreffen, und der erste Eindruck hiervon ist nicht der beste, denn leider hat der Prinz in seiner militärischen Suite alles vereinigt, was geckenhaft und liederlich ist. Der Chef d'escadron Ney, Sohn des Marschalls, macht hiervon eine löbliche Ausnahme. Dem Generaladjutanten Maréchal de camp Roquet werden Sie seine Unbedeutenheit auf den ersten Blick herauserkennen. Im übrigen mit Ausnahme dieser militärischen Antichambre macht jede Begegnung mit französischen Militärs einen angenehmen Eindruck. Man fühlt sich mit ihnen in ebenbürtiger Gesellschaft, und man vergäbe sich kein Haar, mit ihnen sich zu schlagen.

Trachten Sie auch, Changarnier zu begegnen! Sprechen Sie mit ihm von seiner militärischen Berühmtheit und von dem guten Klange seines Namens in unsrer Armee — und er wird auftauen und ihnen politische Dinge erzählen, die man aus seinem Munde hören muß, um sie zu glauben und für möglich zu erachten. Ihm, den Generalen Perrot und Courligies können Sie mich angelegenst nennen. Die übrigen Machthaber, wie die Generale Baraguay d'Hilliers, Carrelet und so weiter haben unterdessen andern Platz machen müssen.

Aus dem Umgang mit allen diesen Männern werden Sie entnehmen, wie antirepublikanisch die Armee, wie zersplittert dieselbe aber in bezug auf legitimistische, orleanistische, imperialistische und schließlich fusionistische Sympathien ist — und hierin liegt die Gefahr! Gegen die Republik kämpfen alle, für eine neue Regierungsform nur Fraktionen! Um der ‚gloire' willen schlägt sich die Armee für jeden, der diese Fahne voranträgt, und so kommen wir am Ende um jeden Preis zum Krieg, und dies wäre meiner schwachen Einsicht zufolge die einzige Rettung und das einzige Heilmittel für Europa. Dieser Weltteil ist zu vollsäftig; er bedarf eines Aderlasses. — Mit dem zweiten Briefe an Madame Cornu machen Sie, was Sie wollen! Finden Sie keine Zeit, so werfen Sie denselben in einen beliebigen Briefkasten! Ich dachte mir, es könnte für Sie von Interesse sein, eine mit allen Chefs der unverfälschten Republik und der Sozialdemokratie in enger Verbindung stehende Persönlichkeit kennen zu lernen. Diese Dame ist die Frau eines Malers, desselben, der unsre großen Porträts in Sigmaringen verfertigt, eine in alle Verhältnisse und in die Mysterien des Elysée nationale tief eingeweihte, der Politik des Präsidenten aber feindselig gestimmte Dame!

Soeben erhalte ich die Zeitung mit der großen Nachricht aus Paris [1]) — was ich gedacht, ist also eingetreten.

Mein Schreiben ist noch an den Präsidenten der Republik gerichtet — j'y fais semblant de n'avoir rien su — machen Sie nun damit, was Sie wollen!

Verlassen wir das unfruchtbare Feld der Politik und erlauben Sie mir, über einiges andre redlich mit Ihnen, dem bewährten Freunde, zu reden.

Indem ich Ihnen schreibe, haben sich die Dekorationen des Welttheaters bedeutend verändert; Changarnier ist nicht mehr sichtbar und so weiter, der

---

[1]) Von dem Staatsstreich Louis Napoleons.

Präsident oder Konsul hat sich nunmehr dem Teufel verschrieben, — in der Sozialrepublik wird er das Mittel finden müssen, sich zu soutenieren — sonst muß auch er untergehen.

Seit einigen Minuten schlägt mein Soldatenherz bedeutend kräftiger — wenn ich dabei aber an Neiße und Schlesien, also an die krasse Wirklichkeit denke, so gehört wohl einiges Gottvertrauen dazu, sich geistig wohl zu befinden.

Angesichts der großen kommenden Ereignisse hier vegetieren zu sollen, ist ein unerträglicher Gedanke, und ich gestehe aufrichtig, daß ich am Rhein lieber ein Bataillon als für die Länge in Schlesien eine Brigade führen würde. Unsre herrlichen, braven Truppen sind überall dieselben — da aber leider mit Ausnahme der Exerzier- und Manöverübungen hier nur wenig zu tun ist, so will der Mensch doch auch anderweit geistige Nahrung haben, und mit dieser ist es in der materiellen Provinz Schlesien schlecht bestellt. Wer weit sieht und spekuliert — der versteigt sich bis nach Breslau — und ich versichere, daß dies schon Koryphäen sind. Sie können sich denken, lieber Freund, wie verwaist ich mich fühle und wie ich nach und nach in der Alltäglichkeit untergehen muß. — Am Rhein hingegen, auf Wache gegen Westen, da ist ein andres Leben! Da gibt es denn doch auch Gegensätze! Mit Freuden nehme ich dort jede Stellung an — tue aber grundsätzlich keinen Schritt hierfür — denn mir ist und bleibt das Bewußtsein, noch niemals einem andern Kameraden mit eignem Willen wissentlich geschadet zu haben ...

Ich danke Ihnen herzlich für den Anteil, den Sie an der Ernennung meines Sohnes zum Offizier genommen. Allerdings bleibt Bennigsen noch auf unbestimmte Zeit bei demselben, indem der königliche Gardeleutnant Leopold v. Hohenzollern noch recht tüchtig studieren soll, bevor ihm die Ehre des Dienstantritts zuteil wird."

VIII

Neiße, den 4. Mai 1851.

„... Wenn uns nicht alle Ahnungen trügen — leider sind die Soldatenahnungen stets einseitig —, so vereinigt uns hoffentlich der Spätherbst, um Front gegen den Westen zu machen, und dann fängt unsre Ernte an. Voilà l'espoir, dans lequel je me berce — cela couperait l'hiver et on ne peut rien mieux demander qu'un hiver silésien coupé en deux."

IX

Residenz zu Neiße, den 22. August 1851.

„... Ich genieße also den großen, längst ersehnten Vorzug, der Armee nunmehr ganz anzugehören, mich zu den Ihrigen in jeder Beziehung zählen zu dürfen. In diesem stolzen Bewußtsein liegt für mich eine unendliche Befriedigung und der schönste Ersatz für so manches, was ich freiwillig geopfert — aber auch eine Genugtuung für vielfache Erlittenschaften, die ich den unglückseligen Errungenschaften zu verdanken gehabt habe.

Nun ich dem großen preußischen Vaterlande angehöre, habe ich wohl keine

Gefühle und Regungen heimatlicher Sehnsucht zu bekämpfen, und nur dann und wann überfällt mich eine Empfindung des Bedauerns, daß ich keine Seen, keine Alpen, überhaupt keinen Süden mit seinem italienischen Jenseits vor mir habe. Hinter den Sudeten, die ich von Neiße aus überblicke, liegt das kalte Böhmen und dann erst das exklusive Bayerland und so weiter, also nirgends Poesie oder ein Punkt, welchen man in Stunden der Rast besuchen und als erfrischend und erheiternd ausbeuten könnte. Uebrigens bin ich vollkommen zufrieden und habe noch keinen Moment Ursache gehabt, die Isolierung in der fernen schlesischen Ecke zu beklagen ... Die hiesigen Regimenter sind in vorzüglichem Stande, nur wünschte ich unter dem Offizierkorps etwas mehr Innigkeit und kameradschaftliches Leben ... Ich werde nach und nach in die Mysterien des Dienstes eingeweiht und schmeichle mir, dereinst kein ganz unbrauchbares Glied jenes Körpers zu werden, welcher die größte Stütze des erhaltenden Prinzips in kurzem genannt werden darf. Von Deutschland wollen wir gar nicht reden, denn der Gärungsprozeß dieses ehemals so glücklichen Landes ist wahrhaft ekelerregend."

Spielt nicht mit dem Kriegsfeuer!

Von einem Diplomaten

Eine der ersten Lehren, wenn nicht die erste, die vorsichtige Eltern ihren Kindern geben, ist, „nicht mit Feuer zu spielen"; die Schwefelhölzer werden sorgfältig aus dem Bereich der kleinen Hände entfernt und Struwwelpeter und Schmuddelliese herbeigeholt, um durch Bild und Wort warnend zu wirken. Der Erfolg bleibt trotzdem ein zweifelhafter, und die Zeitungen bringen nur zu oft Berichte von verbrannten Kindern und zerstörtem Eigentum. Die Schuld wird dann der mangelnden Aufsicht der Eltern oder dem Ungehorsam der Kinder zugeschrieben, aber an den Tatsachen selbst wird dadurch wenig geändert, und der angerichtete Schaden, wenn er nicht den Umfang einer Katastrophe angenommen hat, verschwindet bald aus dem Gedächtnis aller nicht direkt von ihm Betroffenen.

Wenn so die Versuche, die Kinder von dem gefährlichen Spielzeuge fernzuhalten, sich vielfach als vergeblich erweisen, kann man sich wohl mit Recht fragen, ob es sich empfiehlt, seine Stimme gegen den größeren Unfug zu erheben, der in Zeitungen und Zeitschriften, in Parlamenten und Volksversammlungen wie in den Kabinetten der Staaten mit dem Kriegsfeuer getrieben wird, das nicht das Leben und die wirtschaftliche Existenz eines einzelnen oder von einigen Hunderten, im schlimmsten Falle Tausenden bedroht und vernichtet, sondern ganze Völker in Mitleidenschaft zieht und Hunderttausende an Leben und Gesundheit schädigt oder an den Bettelstab bringt. Theoretisch freilich werden ja alle, mit der alleinigen Ausnahme einiger professioneller Hetzer, die Ansicht teilen und aussprechen, daß es unvorsichtig, ja mehr als das, verbrecherisch sei, die

Völker zum Streit und Krieg gegeneinander aufzustacheln, aber in Wirklichkeit wird deswegen kaum ein Wort weniger gesprochen oder geschrieben werden. Es gehört eine gewisse Schulung dazu, die Tragweite von Aeußerungen zu beurteilen, namentlich in betreff ihrer Wirkung auf mit der Persönlichkeit des Redners oder Schreibers nicht bekannte Dritte; die Gefahr, ja die Gewißheit einer Mißdeutung steigert sich aber noch, wenn Personen oder Parteien ein Interesse daran haben, Mißtrauen zu säen und Haß zu erregen und daher bereit und willig sind, aus jeder Blume Gift zu saugen. Solche Leute aber, die sich der politischen Bedeutung und Tragweite ihrer Aeußerungen nicht in vollem Maße bewußt sind, gibt es nicht bloß unter denjenigen, die sich mit der Politik nur im Nebenamt beschäftigen, sie sind leider auch unter denen nicht selten, die nach Stellung und Würden für Staatsmänner und Diplomaten gehalten zu werden berechtigt scheinen sollten. Es sind eben „gute Leute und schlechte Musikanten". Darum aber nicht weniger gefährlich, wie man an so manchen Beispielen aus der alten und neuen Geschichte nachweisen könnte, wenn Beispiele eben nicht immer verhaßt wären. Schlimmer freilich, unendlich viel schlimmer und gefährlicher sind die geschäftsmäßigen Verleumder und Verhetzer, die aus angeborener Freude am Schaden, aus Leber- oder sonstigen Leiden, die alles „gelb" sehen lassen, oder weil es das Geschäft einmal mit sich bringt, an der Verhetzung der Völker arbeiten und nach Kräften dazu beitragen, die Möglichkeit eines blutigen Konflikts auch zwischen solchen herbeizuführen, die allen Grund hätten, in Frieden und Freundschaft miteinander zu leben. Wenn die politischen Gelbseher nur zu bedauern sind, — warum sollte es keine Deutschen-, Engländer- oder Franzosenhasser und so weiter geben, da doch der Weiberhasser eine längst wissenschaftlich und medizinisch festgestellte Varietät des genus „Mann" ist und die neueste Entwicklung der Frauenfrage auch schon Männerverächterinnen zu züchten begonnen hat — so kann vor den die Verleumdung und Verhetzung gewerbsmäßig betreibenden Literaten und Diplomaten, denn auch unter den letzteren hat diese Abart ihre Vertreter, nicht genug gewarnt werden, besonders da das Aufregungsbedürfnis der großen Masse einer- und der wirtschaftliche Kampf der Völker untereinander anderseits ihren Wirkungskreis immer weiter ausdehnen und den Boden für den Empfang der schlimmen Saat nur zu gut vorbereiten. Gerade die letzten Jahre liefern in dieser Beziehung die schlimmsten Beispiele, und es scheint fast, als wenn gewisse Persönlichkeiten und Parteiungen — der Ausdruck „Partei" wäre für sie zu ehrenvoll — das Verständnis für das, was sie tun, gleichzeitig mit dem politischen und moralischen Gewissen vollständig abhanden gekommen wäre.

Der Vorwurf, in dieser Beziehung gefehlt zu haben, trifft alle Nationen gleichmäßig, aber die Schwere der Schuld ist eine verschiedene. Wenn die Jahre 1870 und 1871 in Frankreich eine Gattung von Preßerzeugnissen und Karikaturen hervorriefen, die heute ein anständiger Franzose ohne Erröten kaum anzusehen imstande sein dürfte, so mag dafür als Entschuldigung anzuführen sein, daß auch der in einem Prozeß unterlegenen Partei das Recht nicht bestritten wird, ihrer schlechten Laune während einer gewissen Zeit freien Lauf zu

lassen; wenn in Deutschland während des Burenkriegs häufig mit wenig Takt und noch weniger Geschmack gegen England losgezogen wurde, so konnte man allenfalls eine Entschuldigung dafür darin finden, daß es sich um den Kampf eines Zwergs gegen einen Riesen handelte, in dessen Reich die Sonne tatsächlich nie untergeht, aber es ist schwer, wenn nicht unmöglich, einen vernünftigen Grund und noch viel weniger eine Entschuldigung für die Hetzkampagne zu finden, die seit einer Reihe von Jahren von einer Anzahl von englischen Preßorganen gegen Deutschland geführt wird.

Es würde schwer sein, diesen Feldzug des Hasses zu verstehen, wenn nicht vor und bei den langen Kämpfen zwischen England und Holland in England eine ähnliche Stimmung gegen Holland bestanden hätte, wie die „Times" und ihre Genossen sich jetzt bemühen, sie in England gegen Deutschland hervorzurufen. 1628 erklärte Thomas Mun, den man wohl als den Vater des Merkantilsystems bezeichnen kann, „daß Englands wahre Feinde nicht die Spanier oder die Franzosen, sondern die Holländer seien, die den englischen Handel und Schiffahrt täglich untergrüben, schädigten und ausstächen". Die Schiffahrtsakte war dazu bestimmt, den Holländern entgegenzuwirken, „welche billigere Frachten nehmen konnten, weil sie imstande waren, ihre Schiffe billiger zu bauen und mit geringerer Mannschaft zu fahren als die Engländer". Zwischen diesen Argumenten und der Deutschenhetze der „Times" und ihrer Genossen besteht eine verhängnisvolle Aehnlichkeit, die dem ganzen Feldzug gegen Deutschland eine recht wenig schöne Färbung verleiht. Aber die Frage nach den Gründen der Hetze soll hier nicht erörtert, sondern die Aufmerksamkeit nur auf die furchtbaren Folgen gelenkt werden, die dies Spielen mit dem Feuer nur zu leicht haben kann. In einem der deutschfeindlichen Organe, der „National Review", schrieb „Kustos" im Februar dieses Jahres in einem „Des Deutschen Kaisers Kriegsschreck" (The German emperor's war scare) betitelten Aufsatze: „In England it is the people through the press who grow excited" (In England ist es das Volk, das durch die Presse aufgeregt wird), und da diese Behauptung unzweifelhaft zutrifft, ist es doppelt unverantwortlich, wenn die Presse, anstatt zur Ausgleichung etwa bestehender Differenzen beizutragen, diese zu verschlimmern und zu einem Konflikt zuzuspitzen sucht. Wenn aber derselbe Verfasser in demselben Artikel schreibt: „In England besitzt das Volk als solches ein Gewissen", so muß man leider an dem Zutreffenden dieser Ansicht zweifeln, denn wenn „the people", das Volk, in England in der Tat ein Gewissen, das heißt ein Gefühl der moralischen und politischen Verantwortlichkeit besäße, die man allein, wenn es sich um ein Volk handelt, als dessen Gewissen bezeichnen kann, so hätte es längst die Leute zum Schweigen gebracht, die ihr bestes tun, es von der Notwendigkeit eines Kampfes mit Deutschland zu überzeugen und es zu diesem aufzustacheln. Da das nicht geschehen ist, kann man nur annehmen, daß das englische Volk, wie seinerzeit auch Bismarckverehrer die „Reichsglocke" lasen, den Kitzel nicht gern entbehren möchte, den es beim Lesen der in Frage kommenden „gelben" Preßerzeugnisse empfindet. Vielleicht findet es auch Gefallen daran, das Gruseln

zu lernen. Aber die Sache ist zu ernst, die in Frage stehenden Interessen sind zu große, und die Verantwortung, die jeden treffen muß, der dem frevelhaften Spiel mit den Händen im Schoß untätig zusieht, ist eine zu gewaltige, als daß es nicht die Pflicht jedes verständigen Menschen sein müßte, mit aller Kraft an der Erhaltung des Friedens mitzuwirken. Darauf zu rechnen, daß in der englischen „gelben" Presse die Hetzarbeit eingestellt werde, ist wohl vergeblich, aber vielleicht verhallt ein Appell an das Gewissen des englischen Volkes nicht ungehört. Der Brief des Admirals Fitzgerald, der in der Mainummer dieser Revue veröffentlicht wurde, hat unzweifelhaft luftreinigend in England gewirkt, und eine größere Anzahl verständiger Preßorgane haben keinen Zweifel darüber gelassen, wie wenig sie mit den Ansichten des Admirals übereinstimmen und für wie verderblich sie diese Folgen der seit einigen Jahren in England inszenierten Hetze halten. Vielleicht sieht man gerade in diesen Kreisen nicht mit leichtem Herzen einem Kampfe entgegen, der wohl nicht auf Europa beschränkt bleiben dürfte. Gelegenheit macht Diebe, und es gibt manches englische Gebiet, auf das von In- oder Anwohnern längst neidische Blicke geworfen werden. Hoffentlich kommen aber neben solchen Erwägungen andre unsrer Bildung mehr entsprechende zur Geltung, um die Bemühungen derjenigen zu unterstützen, die sans peur et sans reproche an der Aufrechterhaltung des Friedens arbeiten. Die Mahnung, die hier an England gerichtet wird, sollte aber auch in Deutschland beherzigt werden. Unkenntnis und Unverstand haben, wenn auch nicht einen Grund, so doch einen leider nicht unberechtigten Vorwand für englische Empfindlichkeit gegeben, möge man sich in den Kreisen, die dies Gefühl jenseits des Kanals hervorgerufen, davor hüten, den früheren Verstößen gegen politischen Takt und gute Sitte weitere gegen England und andre Mächte gerichtete hinzuzufügen. Es ist leicht, eine Wunde zu schlagen, aber sie heilt schwer, und selbst alte Wunden schmerzen. Mehr politischer Takt während des Burenkrieges seitens eines Teils der deutschen Presse hätte vielleicht die Deutschenhetze in England nicht verhindert, aber sie hätte uns wenigstens erlaubt, ihr entgegentreten zu können, ohne beschämt an die eigne Brust schlagen zu müssen. Das möge man in Deutschland nicht vergessen.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. Loë

XI

Am nächsten Tage, dem 8. August, verließ ich Berlin und begab mich, am 9. in Paris angekommen, sofort zur preußischen Botschaft. Graf Goltz hatte mich mit Ungeduld und Spannung erwartet; auf meine sofort gemachte Mitteilung: „Keinen Fußbreit deutschen Landes treten wir ab!" rief er aus: „Gott sei gelobt und gepriesen, daß wir so weit sind. Nun werde ich auch

endlich von den Zumutungen der hiesigen Staatsmänner in Zukunft verschont bleiben." Hieran knüpfte der Botschafter die hochinteressante Erzählung seiner Audienzen beim Kaiser und der Verhandlungen mit dem Minister Drouyn de Lhuys sowie die Schilderung der Stimmung in der Nation und Armee seit den unerwarteten und überwältigenden preußischen Erfolgen.

Der freudigen Erregung, die der preußische Patriot empfand über das glänzende Aufsteigen seines Vaterlandes und die entschiedene Abweisung der französischen Entschädigungsansprüche, mischte sich sichtlich die lebhafte Genugtuung bei, zu den erreichten diplomatischen Erfolgen das Seinige reichlich und redlich beigetragen zu haben. Wie vollberechtigt sie war, hatte ich seit mehr als drei Jahren, sowohl als Militärattaché wie während des Krieges als Flügeladjutant, man kann sagen täglich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sein starker Einfluß auf den Kaiser und die französischen Staatsmänner, seine rastlose Arbeitskraft, sein Scharfblick, seine Entschlossenheit in den entscheidenden Krisen traten jederzeit hervor. Es geschah in aufrichtiger Bewunderung seiner Verdienste, wenn ich dem Grafen bei diesem Wiedersehen nach zwei so ereignisreichen Monaten meine wärmsten Glückwünsche zum Ausdruck brachte.

Bekanntlich konnte der Botschafter wenige Tage darauf, nach einem Vortrage beim Kaiser am 11. August, nach Berlin melden, daß die Kriegsgefahr beseitigt sei, der Kaiser habe den Antrag auf Kompensationen für ein Mißverständnis erklärt, in das er während seiner Krankheit durch Drouyn de Lhuys verwickelt worden sei. Zugleich wurde offiziell in Berlin angezeigt, daß die Mitteilung des Grafen Benedetti als nicht geschehen zu betrachten sei. — Dem Minister Drouyn de Lhuys wurde der Abschied bewilligt.

Als ich, nach Abgabe der Depesche auf der Botschaft, in meine in der Rue du Mont-Thabor gelegene Wohnung zurückkehrte, begegnete mir im Tuileriengarten der General Frossard,[1]) damals Gouverneur des kaiserlichen Prinzen. Nach einer kurzen Begrüßung beglückwünschte mich der General zu den preußischen Siegen und sagte: „Eh bien, colonel, et les compensations? Qu'est-ce que nous aurons?"

„Herr General," erwiderte ich, „ich habe soeben meine Depeschen dem Botschafter übergeben. Ihr Inhalt ist mir unbekannt, aber ich möchte nicht glauben, daß darin von Kompensationen für Frankreich die Rede ist. Aufrichtig gestanden, muß ich auch sagen, daß ich nicht verstehe, auf welchen Rechtstitel sich Kompensationen gründen sollten. Auf dem Kriegsschauplatze habe ich keine französischen Hilfstruppen bemerkt, dort ist alles zwischen den Oesterreichern, Sachsen und Preußen allein abgemacht."

„Mais mon cher colonel," meinte Frossard, „vous plaisantez; car vous savez très bien que nous avions une armée d'observation de 300 000 hommes à la frontière pour vous empêcher de continuer la guerre."

---

[1]) General Frossard war 1870 Kommandeur des II. Armeekorps, leitete den Krieg am 2. August durch den Angriff auf Saarbrücken ein, wurde am 6. August bei Spichern geschlagen und geriet durch die Kapitulation von Metz in deutsche Kriegsgefangenschaft.

„Mon général,“ entgegnete ich, „vous savez aussi bien que moi que la France se trouve dans un tel manque de forces militaires qu'elle n'était pas en état de faire la guerre. Il manque absolument d'artillerie, de trains d'équipage, surtout de chevaux d'artillerie. C'est la conséquence du Mexique.“

Der General empfahl sich mit einem kurzen: „Bon jour, colonel!“ und ging weiter.

Ueber die Notlage der französischen Armee, die sich seit meiner Abreise nach Berlin zum böhmischen Feldzuge nicht verbessert hatte, weil sie in so kurzer Zeit nicht verbessert werden konnte, hatte ich mich schnell orientiert. Mein Immediatbericht,[1] den ich eine Woche nach meiner Rückkehr an den König absandte, enthielt ausführlich alle die Gründe, die ich am 7. August dem Könige als Beweis für die augenblickliche Kriegsunfähigkeit der französischen Armee angegeben hatte. Ich konnte hinzufügen, daß sich der Kriegsminister und andre einflußreiche militärische Ratgeber des Kaisers dahin ausgesprochen hatten, der jetzige Augenblick sei für einen Angriffskrieg gegen Preußen nicht günstig. Marschall Randon hatte hierbei vorzüglich auf den geringen Pferdebestand der Armee hingewiesen, der sich besonders in der Artillerie und in der Bespannung des Trains fühlbar machen müsse, ferner auf die nicht beendigte mexikanische Expedition und die überlegene Bewaffnung der preußischen Infanterie.

Der Pferdebestand, dessen mangelhafte Beschaffenheit ich bereits im Sommer 1865 in meinen Berichten hervorgehoben hatte, reichte bei einem fahrenden Artillerieregiment von neun Batterien jetzt kaum aus, um zwei Batterien zu mobilisieren, wobei noch in Betracht kam, daß eine solche schleunige Mobilmachung den zunächst zurückbleibenden Batterien das gesamte brauchbare Pferdematerial rauben und deren nachträgliche Mobilmachung auf das äußerste erschweren mußte. Da dasselbe Verhältnis in bezug auf den Train der Artillerie und das Armeefuhrwesen bestand, so hatte der Kriegsminister mit Recht geltend gemacht, daß die Aufstellung einer Operationsarmee in hinlänglicher Stärke nicht vor Ablauf mehrerer Monate zu bewirken sein werde, und daß, gegenüber der kriegsbereiten preußisch-deutschen Armee, Frankreich sich in diesem Augenblicke im Nachteil befinde. Ein überraschender Angriffskrieg, wie ihn die politische Lage in ihren weiteren Konsequenzen erheische, sei mit einer unfertigen Organisation nicht zu unternehmen.

Bezüglich der mexikanischen Expedition wurde es dem Marschall Randon nicht schwer, zu beweisen, daß sie Frankreichs Kraft in einem europäischen Kriege in hohem Grade zu lähmen imstande sei.

Der Ueberlegenheit der preußischen Infanteriebewaffnung wollte die französische Eitelkeit wenig Gewicht beilegen. Da man indessen die Wirkungen des Zündnadelgewehrs nicht mehr wie früher leugnen konnte, so sagte man jetzt, der französische Soldat müsse des moralischen Eindrucks wegen ein solches Gewehr

[1] Kriegsarchiv. Bericht vom 18. August 1866.

besitzen; die eigentliche Kraft der französischen Infanterie, der Bajonettangriff, sei ungebrochen.

Uebrigens stellten sich sämtliche in den Zeitungen verbreitete Nachrichten über Massenanfertigung von Hinterladergewehren als falsch heraus.

Welche Gründe nun auch auf die Entschließungen des Kaisers einwirken mochten, dafür konnte ich die Gewähr übernehmen, daß Frankreich für die nächste Zukunft, insbesondere bis zum nächsten Frühjahr, keine kriegerische Aktion unternehmen werde.[1]

Anderseits stand es aber auch fest, daß die Regierung im Begriffe war, das System der Ersparnisse im Militärbudget zu verlassen, und sich vorbereitete, die verlorene militärische Position in Europa wiederzugewinnen, um jedenfalls im Frühjahr etwaigen großen kriegerischen Anforderungen gewachsen zu sein.

Zur Erreichung dieses Zieles hatte die Militärverwaltung folgende Punkte ins Auge gefaßt und bereits auszuführen begonnen:

1. eine Augmentation des Pferdebestandes in einer Höhe, wie sie zur völligen Mobilisierung der Artillerie und des Trains nötig war;

2. die Zurückziehung aller irgendwie entbehrlichen Truppen aus Algerien;

3. den Abschluß von Verträgen für bedeutende Salpeterankäufe zum Zwecke der Anfertigung von Pulver;

4. die möglichste Beschleunigung der Rückkehr der mexikanischen Truppen.

Angesichts dieser Absichten und Maßregeln konnte ich am 18. August die Lage Frankreichs dahin zusammenfassen: „Aufrichtiger Wunsch, in diesem Augenblicke in Europa den Frieden zu erhalten, verbunden mit der sehr entschiedenen Tendenz, in nächster Zukunft die französischen Streitkräfte zu konzentrieren und zu stärken.“[2]

Wenige Tage später berichtete ich,[3] daß die im Lager von Châlons unter Vorsitz des Generals d'Autemarre, Kommandeurs der Gardegrenadierdivision, zusammengetretene Kommission sich mit allen gegen eine Stimme für die Annahme des Chassepotgewehrs erklärt habe, nachdem die angestellten Versuche ganz ausgezeichnete Ergebnisse geliefert hatten. Nach einer Aeußerung des Kriegsministers erwartete man bis zum Frühjahr 1867 die Fertigstellung von 150000 Stück durch die Staatsfabriken, eine Hoffnung, die mir zu hoch gespannt erschien.

Gleichzeitig vermochte ich genauere Angaben zu machen über die ausgedehnten Pferdeankäufe, die das Kriegsministerium im Juli und August in ganz

---

[1] „Après le rejet de nos demandes au sujet de Mayence, M. Benedetti eut le mérite de conjurer la guerre; il démontra à l'empereur qui disait qu'en six semaines il aurait cent mille hommes sur le Rhin pour appuyer nos réclamations, qu'avant un mois la Prusse serait en état de prendre l'offensive avec une armée de quatre cent mille hommes, exaltée par la victoire.“ Rothan, La politique française en 1866, p. 367.

[2] Kriegsarchiv. Bericht vom 18. August 1866.

[3] Kriegsarchiv. Bericht vom 26. August 1866.

Frankreich, namentlich aber in der Normandie und den Ostprovinzen mit großer Heimlichkeit und unter Ausschluß des Publikums ausführen ließ. Um mir nähere Kenntnis dieser Vorgänge zu verschaffen, reiste ich unmittelbar nach meiner Ankunft in Paris nach Caen, dem Hauptremontedepot der Normandie, und erfuhr dort ohne Schwierigkeiten, daß seit zwei Monaten „à cause de ces guerres d'Allemagne" starke Pferdeankäufe in der Normandie stattgefunden hatten. Eine annähernde Berechnung machte es mir wahrscheinlich, daß etwa 15000 Pferde im In- und Auslande angekauft waren, immerhin nur etwa ein Viertel des gesamten Mobilmachungsbedarfs.

Die Aufstellung einer großen französischen Observationsarmee war also während der Verhandlungen zu Nikolsburg mit den vorhandenen Mitteln nicht möglich, insbesondere stand für die Feldartillerie das erforderliche Pferdematerial nicht zur Verfügung. Für die Kompensationsforderungen, die der Minister Drouyn de Lhuys im Namen, aber nicht in vollem Einverständnis mit dem Kaiser in Berlin gestellt hatte, war aber die Möglichkeit einer solchen Aufstellung die Vorbedingung. Daß sie zu genannter Zeit nicht vorlag, haben auch die späteren französischen Schriftsteller[1]) zugegeben, wenngleich sie den hohen Grad der Zerrüttung und deren innerste Gründe nicht erkannten.

Am 17. September hatte ich eine längere Unterredung mit dem General Bourbaki, der mich in dankbarer Erinnerung an seinen Aufenthalt in Berlin ersuchte, dem Könige seine Glückwünsche zu den glänzenden Siegen zu unterbreiten. Der General war unter den einflußreichen französischen Generalen vielleicht der einzige, der seit dem Beginn der deutschen Verwicklungen den Sieg der preußischen Waffen vorausgesagt und ein Bündnis mit Preußen

---

[1]) Selbst de la Gorce (5. Band, XXX. les compensations) und Rothan (La politique française en 1866) sind von der Unkenntnis der eigentlichen Gründe nicht frei. Wenn nun Herr Rothan (1866 französischer Generalkonsul zu Frankfurt a. M.) zur Entschuldigung der Unwissenheit, die damals in Paris über die Kriegsbereitschaft herrschte, sagt (S. 231):

„L'attaché militaire à Paris le colonel de Loë, bien qu'il se rendit compte de nos imperfections, était lui-même loin de se douter que notre désorganisation en fût arrivée au point de ne pouvoir mettre en ligne qu'une quarantaine de mille hommes. Il se trouvait cependant dans des conditions exceptionelles pour être admirablement renseigné. Il était bien vu en cour, apparenté avec nos premières familles et lié d'amitié avec plusieurs de nos généraux. Mais il partageait dans une certaine mesure les illusions dans lesquelles on se complaisait autour de lui,"
so bedarf es nur der Bemerkung, daß er selbstverständlich den Inhalt meiner schriftlichen und mündlichen Berichte an den König und den General v. Moltke nicht gekannt hat.

Ebensowenig entspricht die Seite 232 aufgestellte Behauptung:

„Mais bientôt, dès le 5 juillet l'attaché militaire prussien devait connaitre la vérité tout entière. Notre impuissance lui fut révélée par des confidences plus inconsidérées que préméditées. Il put suivre heure par heure les péripéties du drame qui se déroulait à St. Cloud et il entendit les officiers, la veille encore les plus confiants, incriminer avec le plus de violence l'impéritie du ministre de la guerre"
der Richtigkeit, denn ich befand mich während der ganzen Kriegsdauer auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen.

befürwortet hatte. Die Erfolge unsrer Waffen hatten ihn daher nicht überrascht. Als er mir seinen sehr ausführlichen Bericht über seine Mission in Berlin vorlas, war ich erstaunt über die Klarheit, Richtigkeit und Unbefangenheit, mit der er nicht allein die bessere Bewaffnung, sondern auch das Wesen und die Vorzüge der preußischen Armee schon vor dem Kriege erkannt und beurteilt hatte.

Im Laufe unsers Gesprächs über die Tagesereignisse äußerte sich der General über das nunmehr eingeführte Chassepotgewehr nicht befriedigt und sagte, er habe, trotz erheblicher Ausstellungen an dem vorgelegten Modell, ein zustimmendes Votum nur abgegeben, um die Angelegenheit überhaupt zum Abschluß zu bringen. Das preußische System, seiner Ansicht nach das beste, sei nur deshalb nicht angenommen worden, weil man aus kleinlicher Eitelkeit etwas Eignes erfinden wollte.[1])

In bezug auf Mexiko sprach der General die Hoffnung aus, daß die Regierung sich endlich zum Eingeständnis des großen politischen Fehlers entschließen und das ganze Expeditionskorps baldmöglichst zurückziehen werde. Kaiser Maximilian müsse womöglich zur Abdankung gezwungen werden, ehe die französischen Truppen Mexiko verließen.

Der General war überzeugt, daß die französische Nation in der Frage der Wehrverfassung sich niemals das preußische Landwehrsystem werde gefallen lassen, eine Ansicht, in der ich mit ihm übereinstimmte. Aber auch sein Vorschlag, eine Vermehrung der verfügbaren Kräfte Frankreichs auf der Grundlage der augenblicklichen Organisation durch eine zehnjährige statt siebenjährige Dienstzeit und ein Kontingent von 120000 statt 100000 Rekruten, schien mir auf solche Schwierigkeiten zu stoßen, daß eine bestimmte Gesetzesvorlage hierüber in nächster Zeit wohl nicht zu erwarten war. Der General, der aus seiner Vorliebe für Preußen niemals ein Hehl gemacht hatte, warf der Kaiserlichen Regierung und dem Minister des Aeußern vor, daß sie nicht von Anfang an ein festes Offensiv- und Defensivbündnis mit Preußen und Italien abgeschlossen und demnächst 200000 Mann über Straßburg und München auf Wien hätten marschieren lassen. Beim Friedensschlusse hätte Frankreich sich dann das Recht erworben, für seine Bemühungen auch etwas zu verlangen, und dieser Lohn hätte gerechterweise in den strategischen Schlüsseln zu den französischen Tälern, den Saarfestungen, bestehen müssen. Jetzt sei leider die Sache so gekommen, daß der Abschluß eines dauernden und innigen Bündnisses mit Preußen, den er und die Mehrheit der französischen Nation gewünscht, verhindert worden sei.

---

[1]) Dieser Ansicht des Generals Bourbaki über die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs über das Chassepotgewehr hatte ich niemals zugestimmt. Meiner gegenteiligen Meinung gab ich bereits Ausdruck, als ich 1864 das erste von einem französischen Büchsenmacher gekaufte Chassepotgewehr nach Berlin schickte; sodann in meinem Berichte vom 26. August 1866, wie bereits erwähnt. Meiner Ansicht wurde von den maßgebenden Behörden in Berlin durchaus beigepflichtet, so daß beim Beginne des Krieges 1870 die preußische Heeresleitung sich über die Vorzüge des Chassepotgewehrs durchaus klar war.

Ich sah keine Veranlassung, dem General zu erwidern, daß König Wilhelm niemals auf die Abtretung deutschen Landes eingegangen sein würde.

General Bourbaki war vielleicht der einzige höhere Offizier in Frankreich, der über die Vorgänge in der preußischen Armee unterrichtet war. Weder der Kaiser noch der Kriegsminister hatten von den militärischen Wandlungen bei uns eine Vorstellung. Ich fand den Kaiser und seine Generale, letztere mit wenigen Ausnahmen, vollkommen überrascht durch die Schnelligkeit der preußischen Operationen. Wie schon früher erwähnt, wurde es mir schwer, dem Kaiser, der mich kurze Zeit nach meiner Rückkehr kommen ließ, um ihm über den Feldzug zu berichten, eine Erklärung der Mobilmachung zu geben. Denn weder ihm noch dem Marschall Randon war es klar, daß die Verzögerung der Operationen von 1859 ihren Grund im Mangel eines festen Mobilmachungsplanes gehabt hatte.

Erst im Laufe des August 1866 war das französische Kriegsministerium zu einer gewissen Selbsterkenntnis gelangt, als es sich darum handelte, gegenüber der kampfbereiten preußischen Armee die eignen Ziffern nach ihrem wahren Werte zu prüfen und die gebräuchlichen Phrasen von der ewig kriegsbereiten französischen Armee beiseite zu lassen.

In der französischen Presse wurde die preußische Wehrverfassung jetzt der Gegenstand eingehender und häufiger Besprechungen. Wenn auch die meisten Artikel mit sehr geringer Sachkenntnis geschrieben waren, so erhielten sie doch dadurch Interesse, daß die Verfasser auch die französische Armee und ihre Verfassung in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen, und daß fast alle zu dem Ergebnisse gelangten, die augenblickliche Wehrverfassung sei nicht mehr zeitgemäß und einer Aenderung dringend bedürftig.

Diese Ansicht, die sich in der öffentlichen Meinung überraschend schnell Bahn brach, wurde von der Regierung geteilt. Aber wenn man sich hier auch entschlossen zeigte, eine Gesetzesvorlage zur Aenderung des französischen Wehrgesetzes auszuarbeiten, so waren doch bis Ende Oktober in den maßgebenden Kreisen nicht einmal die Grundzüge dieses Gesetzes festgestellt.

Die großen Schwierigkeiten, in diesem Augenblicke zu praktischen, den allseitigen Ansprüchen entsprechenden Vorschlägen zu gelangen, lagen auf sachlichem und politischem Gebiete.

Zur Aenderung des als fehlerhaft erkannten Systems konnte man entweder das jährliche Kontingent erhöhen und die Dienstzeit verlängern oder die allgemeine Dienstpflicht einführen. Das erstere Verfahren verletzte die Gewohnheiten des Landes nicht, beschwerte aber das ohnehin schon sehr belastete Budget noch mehr. Das zweite war einfach und wohlfeil, widersprach aber im tiefsten Grunde dem Volkscharakter und den Gewohnheiten der Franzosen, die trotz ihrer unbestreitbaren kriegerischen Eigenschaften den Militärzwang mehr als alles andre verabscheuten.

In politischer Beziehung machten sich sehr mächtige, subjektive Einflüsse geltend. Die preußischen Siege hatten die Eitelkeit der Nation und namentlich

der Armee tief verletzt. Von Mund zu Mund ging das Wort: Revanche pour Sadowa. Die Armee glaubte sich von dem ersten Platz, den sie ihrer Meinung nach in der Welt einnahm, verdrängt und richtete ihre Erbitterung hauptsächlich gegen die eigne Regierung. Es wurde Mode, zu behaupten, daß das Heer in Verfall geraten, daß mit der Schlagfertigkeit auch die Disziplin verschwunden, kurz, daß alles schlecht sei, eine Sprache, die man nicht allein in den unteren Schichten hörte, sondern besonders heftig und maßlos auch von den Spitzen und hervorragenden Persönlichkeiten der Armee.

Für die Regierung war bei dieser Stimmung besonders bedenklich der Umstand, daß man den Verfall der Armee hauptsächlich den Einrichtungen zuschrieb, die der Kaiser geschaffen, namentlich dem Stellvertretungs- und Dotationsgesetz. Die Generale behaupteten, daß die Armee den nationalen Charakter verloren und ein Söldnerheer geworden, daß die Mehrzahl der Soldaten und Unteroffiziere zu alt sei und das Emporkommen jüngerer und besserer Kräfte hindere, daß es infolgedessen keine brauchbare Reserve gebe, daß die Dotationskasse zu einer Finanzspekulation für die Regierung geworden, daß, mit einem Wort, das ganze System unhaltbar geworden sei. Im November brachte der General Lebrun[1]) diese Beschwerden in St. Cloud vor und schilderte dem Kaiser eine radikale Reform als durchaus notwendig.

Die Regierung hatte aber, außer mit den Forderungen der Armee, noch mit einem andern, nicht minder wichtigen Faktor zu rechnen, nämlich mit der Stimmung der Steuerzahler und deren Ungeneigtheit, größere Militärlasten als bisher zu übernehmen. Außerdem herrschte bereits eine solche Unzufriedenheit mit der Politik der Regierung in der deutschen Frage, daß es den regierungsfeindlichen Parteien nicht schwer wurde, hieraus Kapital zu schlagen.

Inmitten dieser Schwierigkeiten wollte die Regierung ein Projekt nicht in der Stille ausarbeiten, sondern glaubte die Reformfrage in auffallender und aufregender Weise ins Werk setzen zu müssen. Feierlich proklamierte der „Moniteur" die Bildung der Kommission unter dem Vorsitze des Kaisers. Die Presse erhielt den Auftrag, die öffentliche Meinung für das Gesetz vorzubereiten, indem sie den Bericht des Kriegsministeriums zum Ausgang ihrer Betrachtungen nahm, daß Frankreich zum Schutze seiner eignen Grenzen seine Militärmacht verstärken müsse.

Im Laufe des November trat unter dem Vorsitze des Kaisers die Kommission zusammen, der mehrere Minister, sämtliche Marschälle, die angesehensten Divisionsgenerale und zwei Intendanten angehörten; sie wurde vor die Aufgabe gestellt, eine große Anzahl von Reformprojekten einer Prüfung zu unterziehen und geeignete Vorschläge zu machen.

Die Entwicklung aller dieser Dinge mit der Gründlichkeit zu überwachen, die Preußens Interesse erforderte, wurde um so schwieriger, als es zur Erfüllung

---

[1]) Während des Krieges 1870 zuerst Souschef des Generalstabes des Kaisers Napoleon, dann Kommandeur des XII. Armeekorps und mit diesem bei Sedan kriegsgefangen.

meiner Aufgabe von höchster Bedeutung war, die zahlreichen von mir angeknüpften persönlichen Beziehungen mit größter Sorgfalt zu pflegen. Ich begrüßte es daher dankbar, daß im November noch drei Offiziere zu meiner Unterstützung nach Paris kommandiert wurden, die Hauptleute Graf v. Schlieffen[1]) und v. Möller[2]) vom Generalstabe und Premierleutnant Steffen[3]) vom Infanterieregiment Nr. 28. Ich wies jedem dieser Offiziere ein besonderes Arbeitsfeld zu, wobei die Fragen, die zurzeit im Vordergrunde des Interesses standen, hauptsächlich ins Auge gefaßt wurden.

Indessen ging das Jahr zu Ende, ohne daß entscheidende Beschlüsse in der Frage der Armeereorganisation gefaßt wurden.

Ein Umschwung kam in diese Verhältnisse, als nach dem Rücktritte des Marschalls Randon der Marschall Niel am 20. Januar 1867 das Kriegsministerium übernahm. Damals vierundsechzigjährig, eine geistvolle, imponierende Persönlichkeit, aus dem Ingenieurkorps hervorgegangen, war er bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervorgetreten, hatte vor Sebastopol erfolgreich die Angriffsarbeiten geleitet und sich bei Solferino den Marschallstab erworben.

Die Militärattachés, besonders der preußische, merkten sehr bald, daß mit ihm ein neuer Geist in das Kriegsministerium eingezogen war. Bisher konnte ich dort jederzeit vorsprechen und erhielt, wenn irgend angängig, auf Anfragen bereitwilligst Auskunft; jetzt wurden die Militärbehörden angewiesen, sich bei ihren Beziehungen zu den fremden Militärattachés der größten Vorsicht zu befleißigen, eine Maßregel, die die Erfüllung unsrer Aufgabe bedeutend erschwerte und uns namentlich zu einer sehr sorgfältigen Ueberwachung der Presse, besonders der Provinzialpresse, zwang.

Hier sei mir zu erwähnen gestattet, daß um diese Zeit Major Graf Welsersheimb zum österreichischen Militärattaché in Paris ernannt war. Ein hervorragend befähigter Offizier, während des Krieges 1866 in Italien Flügeladjutant des Erzherzogs Albrecht, wurde er mir von dem österreichischen Botschafter Fürsten Metternich zum Zweck erleichterter Orientierung in Paris empfohlen und blieb seitdem zu mir in unverändert nahen Beziehungen bis zum heutigen Tage.[4])

Marschall Niel beabsichtigte die Reihe der Reformen mit einer Reorganisation der Linieninfanterie zu beginnen. Unter Beibehaltung der bisherigen Friedensstärke war eins der drei Bataillone jeden Regiments zur Auf-

[1]) Jetzt Generaloberst und Chef des Generalstabes der Armee.

[2]) Zuletzt Generalleutnant und Kommandant von Magdeburg.

[3]) Zuletzt Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 99.

[4]) Graf Welsersheimb wurde drei Jahre später nach Berlin versetzt und vermochte nun, bei seiner genauen Kenntnis beider Armeen, vor Ausbruch des Krieges von 1870 sich eine wohlbegründete Ansicht zu bilden über dessen mutmaßlichen Ausgang. Vor Beginn der Feindseligkeiten zur Berichterstattung nach Wien berufen, vermochte er durch sein sicheres Urteil der Regierung seines Vaterlandes unschätzbare Dienste zu leisten, die ihm Kaiser Franz Joseph niemals vergessen hat.

Er wurde 1880 Landesverteidigungsminister, 1890 Feldzeugmeister.

lösung bestimmt, um die übrigen Bataillone, deren Kompagnien bisher einschließlich Chargen nur etwa 50 Mann zählten, auf einen Stand zu bringen, der eine sachgemäße Ausübung des Dienstes ermöglichte. Bei der Mobilmachung sollten die dritten Bataillone neu formiert und alle Bataillone auf 1000 Mann statt der bisherigen 700 gebracht werden. Das ergab eine Verstärkung der mobilen französischen Infanterie um 90000 Mann. Diese beabsichtigte Erhöhung war zweifellos nach preußischem Muster gedacht, aber ohne jedes Verständnis des Wesens unsrer Einrichtungen.

Der Nachteil der Neuformationen im Augenblicke der Mobilmachung, der in der früheren preußischen Landwehreinrichtung bestanden hatte, war gerade durch die Reorganisation beseitigt worden. Diese neue Einrichtung, die den bestehenden drei Bataillonscadres im Mobilmachungsfalle eine kompakte Masse gedienter Soldaten zuführte, hatte 1866 ihre Probe glänzend bestanden. Jetzt sollte in der französischen Armee der bis dahin ähnliche Mobilmachungsmodus durch die Aufnahme ebendessen, was bei uns beseitigt war, abgeändert werden. Denn die im Augenblick der Mobilmachung zu bildenden Neuformationen mußten aus Krümpern zusammengesetzt werden, die während siebenjähriger Dienstverpflichtung fünf Monate im Instruktionsdepot zuzubringen hatten und nach preußischen Begriffen kaum halbausgebildeten Rekruten entsprachen.

Dieses mangelhafte System konnte nur als ein Uebergangsstadium und Provisorium für das Jahr 1867 angesehen werden.

Da im übrigen zunächst jeder Reformversuch an der Unlust der alten Generale und dem Verständnismangel der Staatsmänner und Kammern scheiterte, so dachte man im Kriegsministerium am liebsten an die Möglichkeit einer Mobilmachung gar nicht und vertraute der für 1867 festgesetzten Ausstellung und dem neuen Minister des Auswärtigen, ehemaligen Botschafter in Berlin, Marquis de Moustier, daß sie diese höchst unangenehme Eventualität fernhalten würden.

Sollte nun aber im Laufe des Jahres 1867 dennoch eine kriegerische Verwicklung eintreten, so stand man vor der Wahl, entweder zu gewaltsamen, im Gesetz nicht vorgesehenen Ausnahmemaßregeln seine Zuflucht zu nehmen oder Gefahr zu laufen, mit bedeutend geringeren Kräften als der Gegner aufzutreten.

Der erste Fall, der aber nur bei einer Verteidigung des Landes oder einem sehr populären Kriege angenommen werden durfte, entzog sich gänzlich meiner Berechnung. Hielt sich dagegen die Regierung innerhalb der Schranken der Gesetze, so konnte das Kriegsministerium nach den von mir angestellten sorgfältigen Berechnungen zufrieden sein, wenn ihm nach Rückkehr der Truppen aus Mexiko 235000 Mann mit Sicherheit und in Wirklichkeit zur Verfügung standen.[1])

[1]) Kriegsarchiv. Bericht vom 11. März 1867. — Wenige Tage nach Abgang dieses Berichtes erhielt ich ein Schreiben des Generalmajors v. Tresckow, Generaladjutanten

Als daher im Frühjahr 1867 infolge des Luxemburger Konfliktes der Ausbruch eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich drohte, war ich in der Lage, die Gewähr dafür zu übernehmen, daß die französische Armee trotz ihrer fieberhaften Vorbereitungen nicht imstande sei, gegen Preußen Krieg zu führen.

In dieser Zeit, als der Marschall Niel die Aufstellung einer Feldarmee an der deutschen Grenze vorbereiten sollte, fragte ich auf einem Diner bei meinem Verwandten, dem Senator Baron Heeckeren, an dem außer mir nur noch Graf Goltz und der Staatsminister Rouher teilnahmen, den letzteren, ob die Ausstellung Fortschritte mache. Er erwiderte mir im Scherz, die Fortschritte würden besser sein, wenn nicht an der Ostgrenze ein Land läge, das unausgesetzt zum Kriege dränge und Frankreich in Alarm hielte. Außerdem sei das preußische Spioniersystem, namentlich im Elsaß, nicht gerade beruhigend. Dann ernster werdend bat er mich dringend, meine alarmierenden Berichte einzuschränken, denn ich könne mir keine Vorstellung machen, wieviel Mühe er habe, ihre Wirkungen abzuschwächen. Außerdem möge ich dem Spioniersystem Einhalt tun.

„Ich bitte Sie, zu glauben, Herr Minister," erwiderte ich, „daß ich nicht zum Kriege hetze. Wer einmal einen Krieg gesehen hat, hütet sich davor. Aber damit ich Ihren Wunsch erfüllen kann, müssen Sie denselben Wunsch an Marschall Niel richten. Meine Pflicht — und Sie werden mir eine Versäumnis derselben wohl nicht zumuten — besteht darin, aufzupassen, daß wir nicht überrascht werden. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß seit einer Reihe von Monaten nicht ein einziger preußischer Offizier in irgendeiner außergewöhnlichen militärischen Sendung in Ihren Provinzen gewesen ist. Die den drei hierher kommandierten Offizieren von mir gegebenen Aufträge will ich Ihnen mitteilen. Der eine befindet sich augenblicklich in Lyon und überwacht die Transporte an Munition und sonstigen militärischen Bedürfnissen, die von dort täglich nach Metz gehen. Der zweite hat den Auftrag, in den Artilleriegarnisonen des Nordens die Einstellung der Augmentationspferde bei der Artillerie zu kontrollieren. Diese Pferde bei einem Ausmarsch der Artillerie herauszufinden, ist

---

des Königs und Chefs des Militärkabinetts, die von mir in dem Bericht vom 11. März angegebene Stärke der französischen Feldarmee sei so erheblich niedriger als die bisherige Annahme, daß es bei der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung in dem Luxemburger Konflikt dem Könige dringend wünschenswert erscheine, meine Aufmerksamkeit noch einmal auf diese Differenz zu lenken und mich zur Angabe der Quellen aufzufordern, die mir als Grundlage für meine Berechnungen gedient hätten. — Dieses Schreiben veranlaßte mich, nach nochmaliger genauer Berechnung der Truppenstärken, zu der Erwiderung, daß nach meiner Ueberzeugung die in dem Berichte vom 11. März angegebenen Ziffern eher zu hoch als zu niedrig gegriffen seien.

Meine Berechnung ist im Herbst 1867 bei der Kammerdebatte über die Reorganisation der Armee durch den Staatsminister Rouher vollkommen bestätigt worden. Er versicherte, daß Frankreich im Frühjahr 1867, wenn es wegen der Luxemburger Frage zum Kriege gekommen wäre, nicht mehr als 225000 Mann habe ins Feld stellen können.

„So etwas haben Sie von mir gesagt, gnädige Frau?“

Sie bog sich zurück in das Weinlaub an der Säule, so daß ihre hohe, feine Gestalt fast darin verschwand, und lächelte still.

Und er sah sie an und lächelte auch. Und dann war dieses Lächeln hinweggeglitten — und sie sahen einander so ernst an, als blickten sie in den Tod.

Irgendwoher klang eine Stimme: „Titan! Helianthe! Kennt ihr euch denn gar etwa schon? Wie denn? Wie seht ihr euch denn an!“

Da wandte sich Helianthe ihm zu, dem sie gehörte.

Es war, als wäre sie mit geschlossenen Augen durch den Garten gegangen, wo die seltsamen Düfte steigen.

Sie dachte an jenes Lied, das nicht gut ist und nicht schön, und das beginnt: „Flieg, meine weiße Taube, flieg!“

Aber seine Stimme rief sie zurück. Sie kam zu ihm, dem sie gehörte.

II

Lienhard sagte einmal zu Titan:

„Wenn Helianthe und ich Kinder hätten, so wollte ich vor allem an eins denken, das ihnen gegeben würde: Sie sollten die Erfüllung ihrer Wünsche zur rechten Zeit haben.

Man hört so oft Eltern sagen: Das alles bleibt ihnen aufgespart für später — man braucht sie nicht zu früh schon zu verwöhnen. Mein Gott — wie oft verwöhnt einen denn das Leben später?“

„Was du sagst, ist wohl richtig, Lienhard — mich wundert nur daran, daß du es sagst — du, über den das Leben ja alle seine Schätze breitet — Lienhard?“

Lienhard lächelte zufrieden. „Ja, daß Helianthe mir gehören wollte, ist freilich die Erfüllung meines besten Lebenswunsches gewesen. Und doch —“

Er sah auf, und in Titans Gesicht war ein dunkler, abweisender Ausdruck.

„Du wunderst dich, daß ich sage ‚und doch‘?

Du mußt mit dem rechnen, was menschlich ist. Und menschlich ist es, daß sich ein Wunsch bis zu einem gewissen Grade steigert — und dann erschlafft. Und ich kann dir sagen, daß ich es mir selbst hoch anrechne, daß ich in meinem Glück nicht den objektiven Ueberblick verloren habe —

Titan, es gab eine Zeit, wo Helianthe mir mehr noch gewesen ist als die geliebteste Frau —

Eine Zeit, wo sie mich gleichsam aus meiner Wesensart hinausgehoben hat wie ein Gott, der will, daß man ihm gleich werde. Ja, eine Zeit war das, wo sie mir Gott und Heiland war.

Du weißt, daß wir nicht gleich zusammenkommen konnten — als es endlich so weit war, da war nichts geschehen, als Zeit vorübergegangen — Zeit —

Du weißt, wie ich sie liebe, Titan — aber meine Sehnsucht nach ihr hätte in einer andern Zeit erfüllt werden müssen —

So ist auch das der zu spät erfüllte Wunsch — trotz allem — auch das — Titan?!“

Der hatte das Gesicht in die Hand gestützt und saß ganz still — wie ohne Leben.

„Titan!“

„Ich habe dich gehört,“ sagte er da und erhob das Gesicht, das einen Schein der Ungewißheit von der Abenddämmerung hatte.

„Mißverstehst du mich aber auch nicht in dem, was ich sage?“

„Nein — ich habe dich nicht mißverstanden. Du sprachst von zu spät erfüllten Wünschen.“

„Ja — aber du darfst nicht vergessen, daß sie, die mir Gott gewesen ist, jetzt doch die einzig geliebte Frau wurde!

Verachten darfst du das nicht, was natürlich ist — was ein Schicksal ist, dem wir alle unterworfen sind!“

Da richtete sich Titan auf. Um seinen etwas zu weichen Mund lag der Hochmut — dieser unbedingte Hochmut, den Lienhard schon an dem Knaben gekannt hatte — und der ihn oft gebeugt und unsicher gemacht hatte.

Titan sagte: „Mein Schicksal ist es nicht.“

Und wie sehr Lienhard auch fühlte, daß er das Rechte und Natürliche, die Wirklichkeit des Lebens selbst vertrat — es kam ihm doch ein wenig seine Ungewißheit aus den Kinderjahren. Und er sagte bedrückt und hilflos: „Ich bin traurig, daß du mich nicht verstehen willst.“

Titan schwieg. — Er dachte: ‚Könnte ich doch traurig sein, daß ich dich zu sehr verstanden habe.‘

Aber er fühlte nur in sich den singenden, klingenden Jubel eines unaussprechlichen Sieges — den grausamen köstlichen Cäsarenjubel. —

Und er fing an zu reden. Sprach lauter kleine Sachen, die sich auf der Oberfläche hielten, die höchstens den Gedanken, nie das Gefühl streiften.

Und Lienhard ließ sich wieder mitnehmen. Denn er dachte, ihn führte die Güte des Freundes, und vertraute ihr.

Helianthe kam heraus zu ihnen und stand hoch und fein vor der Helle des Himmels.

Des Abends Düfte stiegen aus dem Garten — und seine große schwere Stille.

Titan sagte: „Wie sehr man die Stille fühlt in diesem Garten —“

Lienhard lachte. „Ja, still war er immer schon, der alte Garten — auch wenn wir selbst so emsig über unsre Kleinigkeiten wurden! Nicht wahr, Helianthe?“

Helianthe lächelte und schwieg. Und sie wunderte sich plötzlich, daß es etwas gab, was sich gleichgeblieben war zwischen damals und jetzt.

„Ich kann es mir nicht vorstellen, daß Sie je über Kleinigkeiten emsig gewesen sind?“ sagte Titan.

Sie strich sich über das Haar, dem der Abend eine verschwiegene Färbung gab, und sprach: „Ich weiß es nicht mehr.“

Lienhard wurde eifrig: „Doch! doch! Weißt du nicht mehr, wenn du die Pläne für den Garten gemacht hast?

Titan, du glaubst nicht, wie wichtig es war, ob die Lilien neben der Zypresse in Gruppen stehen mußten oder ob sie den Weg als kleine Blütenallee einrahmen sollten. Und dann ist sie immer zu mir gekommen und hat mich mitten aus meiner Arbeit geholt, und ich sollte absolut entscheiden, was das Bessere wäre."

„Armer Lie — habe ich das? Und es hat dich sehr gestört? Aber nun werde ich nicht mehr kommen und fragen, denn nun blüht alles aus sich selbst — und alles ist vollkommen und schön geworden, ohne daß ich noch etwas dazu tat —"

„Ja, das ist wohl das Wesen von allem Vollkommenen und Schönen, daß es aus sich selbst wurde — und vor uns steht — und uns so hilflos hinnimmt."

„Mir scheint, das kann nie schlimm sein, sich von dem Vollkommenen und Schönen rauben zu lassen, Titan —

Doch wenigstens kein Grund, wie du, ein trauriges Gesicht dazu zu machen?"

Helianthe stand auf und ging die Stufen hinab von der Veranda in den Garten.

Sie dachte: ‚Gibt es etwas, das so traurig, so schwer und so tödlich schön ist wie die Hingabe an das, was über uns siegte?'

Und sie wußte, daß Titan dachte wie sie. Und sie wußte, daß seine Sehnsucht in einem unbekannten Land die ihre umschlungen hielt.

Aber sie wußte auch das andre: daß sie das Eigentum jenes Mannes war, dem ihre erste Liebe gehört hatte. —

Sie kam wieder herauf und zog ihren Sitz dichter neben Lienhard.

Der legte seinen Arm über ihre Stuhllehne und spielte leise mit den Fingern in ihrem Nackenhaar. Sie fühlte plötzlich, daß seine Berührung ihr ein körperliches Unbehagen gab, und sie setzte ihren Willen hinein, das zu überwinden.

Jenseits hinter den Bergen ging der Mond auf und glitt fahl und still über das müde Blau des Himmels.

„Hast du noch deine Geige, Titan?"

„Ich habe sie noch — aber wir stehen in keinem rechten Verhältnis mehr zueinander."

„Früher hast du sie sehr geliebt."

„Vielleicht habe ich sie dann ein wenig vernachlässigt, und sie ist mir böse darum."

„Hörst du, Helianthe! Das muß ein sehr intimes Verhältnis gewesen sein, das gar in Zürnen übergeht!

Ich verstehe ja nichts von Musik — so weiß ich also gar nicht mal, ob dein kleines braunes Geiglein mir nicht auch Grund zur Eifersucht gibt?"

„Sie spielen Geige?" fragte Titan ein wenig erregt.

„Manchmal — im Dunkeln.

Es ist nicht viel. Und ich habe nicht einmal lernen können, richtig im Takt zu spielen.

Aber weshalb tun Sie es nicht mehr?"

Es war die erste Frage, die sie wagte an ihn zu richten. Sie tat es im Schutz der harmlosen, aufeinander weisenden Worte Lienhards.

Und er antwortete ihr so froh und eifrig, daß sie fühlte, er hatte darauf gewartet und davon gewußt, daß sie es anfangs so abgewehrt hatte.

Und er sagte seine Worte so seltsam weich und willfährig, als wollte er Blumen vor ihr ausbreiten, sagte: „Das war, als ich nur von Beethoven wußte, wie ich so gut stand mit meiner Geige. Aber nun weiß ich von etwas anderm, da reicht sie mir nicht aus. Und auch mein Können nicht."

„Was ist das andre?" war ihre Frage, als sie ihn zum zweitenmal anredete.

Er zögerte mit der Antwort.

Dann sagte er leise: „Tristan und Isolde."

Und sie hörte ihn: Tristan und Isolde.

Und sie sahen sich an — sahen sich an in der hellen Nacht — sahen sich an mit unseligen, unseligen Augen. —

Habe ich gesagt, daß vor dem Haus vier Pappeln standen — vier hohe schmale Pappeln, aus deren Rauschen sich siegreich, stark und stolz der Gedanke des Werkes einstmals emporwinden sollte?

Nun gut. Es kam, daß er Helianthes kleine braune Geige nahm —

Das Horn des Hirten aus der Bretagne klang —

Der Sehnsuchtsruf —

Helianthe hörte auf ihn.

Das war nicht die ein wenig tiefe und nachklingende Stimme ihrer kleinen braunen Geige —

Das war das sehnsuchtswehe, betörende Lied der Sünde, das sich zart und rein und königlich löste aus dem verheißungsvollen Rauschen der Pappeln —

Das über den stillen Garten glitt und alle Düfte und alle nachtverstummten Farben schmerzlich und sündig machte.

Und ihre Seele war es, die mitsingen mußte.

III

Das Lied der Sünde war aufgestiegen — das zarte, reine, königliche — das betörende Lied der Sünde.

Wo du gingst, da war es um dich. Alles, was du je geliebt hattest, brachte es dir entgegen. Denn du liebtest der süßen schweren Rosen schwellenden Duft — und du liebtest den Sommernachtswind, der durch Akazienblüten gestreift ist — und du liebtest auch den herben, wilden, traurigen Geruch des Mohns.

Alles, was du je liebtest, alles, wovon deine Seele je ergriffen wurde, stand nun gegen dich auf, Helianthe!

*

In Helianthes Zimmer hingen die Bilder aller jener, von denen sie stammte.

Es waren Bilder in mancherlei Größen und in der verschiedensten Technik, wie sie gerade eben der Geschmack der betreffenden Zeitrichtung bevorzugte.

Wunderlicherweise war es nur die Familie der Mutter, die sich hier in

demselben ausgesprochenen Rassegesicht wiederholte. Der Vater war von denen gewesen, die stark leben und dann ganz tot sein wollen — aber diese andre zarte und zähe Rasse mußte einen Gedanken der Unsterblichkeit in sich getragen haben. Da waren immer dieselben weit ausholenden Augenbrauen und dieser trotzige Mund mit zarten, stark gebogenen Lippen, das feste, runde Kinn, ein schöner Halsansatz und diese ein wenig zurückfliegende Stirn, die dem Profil einen kühnen Ausdruck gab. Die Färbung des Haares war meist kräftig rot, auch öfters blond und selten dunkel.

Da gab es die kleinen feinen Aquarellbildchen in schmaler ovaler Goldleiste — Großvater und Großmutter waren so gemalt —, diese winzigen, mit allerfeinsten Pinseln hingestrichelten Porträts, in denen die grüne Farbe zur Schattenbildung aufs lebhafteste bevorzugt wurde, wenngleich die kleinen Hautfältchen dann wieder ganz naiv in einem tieferen Fleischrot auskoloriert sind. Der Großvater, ein Däne, hatte ein scheues und schwaches Gelehrtengesicht mit wenig ausgebildeten Zügen. Ein Gesicht, das vorbestimmt schien, in dieser andern Rasse aufzugehen, die jedes fremde Element, das sich mit ihr mischte, vernichtete.

Dann kamen die Bilder aus der Pastellzeit. Kühne und geistreiche Gesichter mit tief frisiertem, gelocktem und gepudertem Haar, das am Hinterkopf in einem kleinen zurückgeschlagenen Zöpfchen aufgesteckt war. Hier war der Urgroßvater von Helianthe. Er kam aus Brabant — oder war es Flandern? — Er war einer von jenen Handelsherren, deren sagenhaften Reichtum die Märchen mit den Worten erzählen: „Er war so reich, daß er sich seinen Saal mit Talern pflastern ließ." Und „seine Schiffe fuhren um die ganze Welt". Nach einer jener freien Hansastädte an der Nordseeküste kam er, die damals in hoher Blüte stand, später auf die Freiheit verzichtete und nun klein, still und sehr wehmütig geworden ist. Und er vermählte sich mit einer Tochter aus dem Haus der Thoma. Daß sie schön war unter ihrem weinroten Haar und sich mit feinen eignen Gedanken trug, das wußte er nicht, wie er kam, um sie zu freien. Er wußte nur, daß sie aus dem Haus der Thoma war — jenem alteingesessenen, in Reichtum erstarrtem Handelshaus, dessen Blut schwerflüssig geworden war, weil es sich in steter Inzucht mit dem Adel des Landes und den wenigen gleichwertigen Patrizierfamilien schon durch Jahrhunderte nicht ausreichend gemischt hatte.

Hier war ihr Bild. Auf einem Hintergrund von goldenem Braun das sehr weiße Gesicht unter einer Haube von Goldbrokat. Die Augen fast so weinrot wie das Haar. Diese langen, feinen Hände trugen unzweifelhaft das Merkmal von Gedanken — von selbsterworbenen Gedanken.

Und der aus Brabant, er kam und heiratete in steinerner Selbstverständlichkeit diese Frau mit den Gedanken, weil sie aus dem Haus der Thoma war. In seinen Zügen lag Geist und Kühnheit — doch schon zur bildnerischen Form erstarrt.

Aus ihnen beiden wurde diese unauslöschliche Rasse, die jeder Einmischung fremden Blutes standhielt — und die war, als trüge sie den Unsterblichkeitsgedanken in sich.

Die Hochzeit wurde mit einem Prunk ohnegleichen gefeiert. Dann kam der große Krieg, der Befreiungskrieg, der das Land zerstörte und die ewig verbürgten Schicksale der Menschen in lustiger Buntheit einwechselte. Da wuchsen die aus der Erde, die nichts zu verlieren hatten, und über sie kam ein wildes und freudiges Blühen. — Da standen die, welche durch Jahrhunderte Herren waren, und sahen zu, wie ihr zähestes Eigentum in unstillbare Tiefen versank.

Der aus Brabant mußte es erleben, daß alle seine Schiffe, alle seine stolzen, hoffnungsgeschwellten Schiffe aufgegriffen und von fremdem Raubgesindel — war es Freund oder Feind? — geplündert und zerstört wurden.

Nun stand das Haus vor der unausdenkbaren Schmach: dem Konkurs. Für den mit dem Geist seiner Väter wechselten nicht die Werte mit den Umständen. Konkurs war unter allen Umständen Konkurs — das heißt Entehrung.

Da kam seine Frau, die Frau, die er geheiratet hatte, weil sie aus dem Hause der Thoma war. Sie brachte den alten Schmuck der Thomas, den er für unveräußerlich gehalten hatte und die alten Leinentücher der Thomas, in die kunstvolle Bilder — Szenen aus der Leidensgeschichte Christi — eingewebt waren. Und sie brachte die Kleider von schwerem Brokat und die Truhen aus Marmor und Zedernholz. Wirklich — es fand sich so viel zusammen, daß das Haus der Schmach entging: Man konnte liquidieren — und blieb zurück in der Armut des letzten Kätners.

Sie tat es, um den Namen ihres Mannes zu retten —

Denn ihre Treue war ihre Ehre.

Sie, die in ihrer Jugend nichts gelernt hatte, als zierlich-sehnsüchtige Schäferliedchen auf dem Spinett klimpern, ein wenig Italienisch und ebenso wenig Französisch parlieren — dazu Geradesitzen und Sticken — sie konnte plötzlich arbeiten.

Sie arbeitete, und es kam wieder eine Spur von Wohlstand in das Haus. Sie starb sehr früh, aber sie konnte ihre Kinder ohne Sorgen vor Not zurücklassen.

Er, dessen Gesicht der Väter Geist geprägt hatte, blieb im Leben zurück wie ausgestoßen. Man erzählt von ihm, daß er nach dem Tode seiner Frau kein ander Weib mehr angesehen habe, obwohl er noch jung war und sehr schön —

Seine Treue war seine Ehre.

Die Tochter dieser beiden, Helianthes Großmutter, heiratete dann mit sechzehn Jahren den unscheinbaren Dänen. An seinem Aeußeren war gewiß nichts, was ein so junges Mädchen anziehen konnte.

Später kam einer in ihr Haus, der war schön wie sie — und er liebte die schöne Frau des unscheinbaren Dänen. Er verließ die Stadt ohne Hoffnung. —

Ihre Treue war ihre Ehre.

*

„Vor langer Zeit, Lie, sagtest du mir: Zwei Menschen sind bestimmt, einander zu suchen, weil sie sich angehören von Anfang an. Und du sagtest mir auch,

du wärest dein ganzes Leben einsam oder traurig gewesen, wenn du nicht zu mir gekommen wärst —

Weißt du das noch?"

„Ja, wir fanden einander wie vorbestimmt, kleine Helianthe —

O, du weißt nicht, wie süß und schön du damals warst, wie ich dich zuerst sah. Ich glaubte gar nicht, daß so etwas Wirklichkeit sein könnte. Ein weißes Kleid trugst du und hattest ein sehr ernstes Lächeln. Man fühlte wohl, es waren viele Gedanken in dir — solche, die noch in der Seele schlafen und erst gedacht werden sollen, weißt du.

Und so rein warst du, daß ich dachte, dreimal waschen müßte ich mich, ehe ich deine Hand berühren darf.

Und doch war es gleich so, daß ich wußte, wir wären füreinander vorbestimmt und sollten uns angehören von Anfang an."

„Lie — du erzähltest es mir so — und ich habe es oft angehört, wie ein süßes Märchen. Aber heute — heute wollte ich es als Wirklichkeit fühlen."

„Fühlst du es nicht, Herzensliebste?"

Sie schloß die Augen, und ein sonderbar wilder Ausdruck war auf ihrem Gesicht. Aber sie wandte ihm dieses rätselvolle Gesicht rein zu. — Es war eine helle Mondnacht, und er konnte es ganz klar erkennen.

Ihre Stimme hatte einen dunkeln Unterton.

„Du sollst mich lieben," sagte sie.

„Ich habe dich sehr lieb, Helianthe."

„Hast du kein Wort für mich? Du sollst mich lieben, daß es mir Wahrheit wird: Wir gehören einander von Anfang an —

Ich will wissen, daß ich durch alle Länder gegangen wäre, um dich aufzusuchen —

Ich will wissen, daß ich von einem Thron gestiegen wäre, um dich zu mir zu nehmen —

Ich will wissen, daß ich jede Sünde für dich getan hätte — für dich allein!"

„Helianthe — weißt du es nicht?"

„Ich will es wissen.

Liebe mich so!"

Er wandte sich weg von ihr und sagte leise und traurig:

„Du liebst ja nicht mich."

Da warf sie sich über ihn und weinte an seiner Brust — und rief: „Dich will ich — dich allein!"

Es gibt niemand und nichts, das ich lieber wollte, als dich — dich allein!"

„Ist das wahr, Helianthe?"

„Es ist wahr."

„Bei deiner Ehre?"

„Bei meiner Ehre." —

Sie sank so seltsam gebrochen zusammen und blieb ganz ruhig.

Sie fühlte, wie er neben ihr auch stille wurde —

Und sie sah sich tot liegen auf einer weiten Ebene. Und irgendwo suchte ein Mensch nach ihr. —

Vor den Fenstern griff der Nachtwind in die Pappeln. Und sie standen hoch und dunkel gegen den Himmel. Und dahinter lag der stille, nächtliche Garten, aus dem das Lied der Sünde stieg — das zarte, reine, königliche.

(Schluß folgt.)

Das Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne

Von einem französischen Diplomaten

Mögen die Japaner Sieger bleiben oder mögen sie von den Russen aus der Mandschurei und aus Korea verjagt werden — gewiß ist, daß eine militärische Aera für die gelbe Rasse begonnen hat und daß von jetzt an die Völker der weißen Rasse zunächst mit ihr werden rechnen und dann gegen sie kämpfen müssen. Japan ist jetzt eine fertige Nation, eine organisierte materielle Macht im Dienste einer Idee, und zwar, was mehr ist, im Dienste einer edeln, erhabenen Idee. Japan will nicht nur eine zivilisierte, im eignen Land freie, gewerbtätige Nation sein, die Absatzwege für ihre Waren besitzt, sondern es strebt einen gewissen Einfluß auf die ihm benachbarten Völker zu gewinnen, Gebiete zu annektieren, auf die es weder ein historisches noch ein ethisches Recht hat, die es aber nach seiner Behauptung braucht; außerdem hält Japan es für seine Pflicht, die Völker der gelben Rasse und vielleicht auch die mit indischer Zivilisation zum Zweck ihrer Emanzipation und der Vertreibung der Europäer aus dem äußersten Osten zu disziplinieren und zu organisieren. Die Japaner haben ihre Monroedoktrin: „Asien den Asiaten", sagen sie, aber wie die Bürger der Vereinigten Staaten unter den Amerikanern die der Union verstehen, so verstehen die Japaner unter Asiaten die Japaner. Ihre exoterische Formel heißt: „Asien den Asiaten", ihre esoterische „Asien den Japanern".

Der Kampf gegen Rußland — mag man nun für oder gegen den Zaren und sein Volk sein — ist in der Tat der erste Zusammenstoß zwischen Japan und Europa, so eine Art Avantgardengefecht. Er deutet auf viele weitere hin, nicht nur mit Rußland, das durch eine Revolution oder durch innere Reformen vielleicht auf lange Zeit nach außenhin lahm gelegt werden wird, sondern auch mit den Nationen, die Besitzungen im Bereich des Landes der aufgehenden Sonne haben. Wenn dem so ist, so ist es nicht ohne Interesse zu untersuchen, welche Gebiete dieses erst kürzlich in die Zivilisation des Westens eingetretene (ich sage nicht, erst kürzlich zivilisierte) Volk sich anzueignen plant, das, nachdem es eben erst unsre Schule absolviert hat, uns lehren will, wie man kämpfen muß, um zu siegen, wie man handeln muß, um durchzudringen, und wie man denken muß, um ein wichtiger Faktor des Fortschritts zu werden.

Wenn Japan besiegt wird und Korea aufgeben muß, so ist zu erwarten, daß es sich zu einem neuen Feldzug vorbereiten und mit neuen Mitteln den Krieg gegen Rußland fortsetzen wird. Wenn es siegt, wird es Korea behalten, und wenn es die Mandschurei nicht sich aneignen kann, wird es sie an China zurückgeben, doch vielleicht nicht, ohne dort festen Fuß zu fassen und eine zukünftige Annexion vorzubereiten. Man wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß es Residenten ins Land setzt, um es zu organisieren, zu schützen und in den japanischen Aktionskreis hereinzuziehen. Siegreich oder besiegt, wird Japan sicher auf dem Kriegsfuß bleiben; es wird sein Heer organisieren, seine Flotte vergrößern und

sich zu neuen Angriffen rüsten. Man sagt, daß es seine Pläne schon fertig hat und daß schon jetzt seine Spione, die zahlreich und überall sind, sich an allen Landungsplätzen über die Verhältnisse informiert haben, daß der Generalstab alle Häfen im französischen Indochina und auf den Philippinen kennt, daß es die Eroberung von Holländisch-Indien in Erwägung gezogen hat und schon den Tag voraussieht, an dem die Hindu es gegen seinen jetzigen Verbündeten, das Reich der untergehenden Sonne, zu Hilfe rufen werden. Das scheint ein napoleonischer Zukunftstraum zu sein, doch wer weiß, was unter Napoleons mächtiger Hand aus der Welt geworden wäre, wenn er England auf seiner Seite gehabt hätte, damals, als alle Könige Europas erschlafft waren und ihre Heere dem Manne zur Verfügung stellten, dessen Trachten darauf gerichtet war, sie alle zu unterjochen. Japan wird England so lange auf seiner Seite haben, als es dessen Besitzungen nicht angreift, und vielleicht auch das zweite England, die Vereinigten Staaten. England hat einen Freundschaftsvertrag mit Japan geschlossen und sowohl eine deutsche wie eine französische Intervention unmöglich gemacht, um Tibet unter seine Schutzherrschaft bringen zu können, und Amerika ist in Albions Fußstapfen getreten. Ebenso wird England es machen, um Siam zu bekommen, wenn die Japaner Frankreich den Krieg erklären, um sich Tonkins, Annams, Cochinchinas und Haïnans zu bemächtigen. Die Amerikaner denken noch nicht daran, sich der Philippinen zu entäußern, obwohl sie dieses Land sehr viel kostet und ihre Kolonisationsversuche im äußersten Osten nach jeder Richtung hin kläglich ausgefallen sind, da Amerika einen Teil der schlechten Elemente, die es überschwemmen, dorthin abgeben muß. Die Japaner denken daran, und trotz der Vorsichtsmaßregeln, die man anwendet, um sie von den Philippinen fernzuhalten, haben sie das Land inventarisiert, seinen Ertrag berechnet, die von den Spaniern erreichten armseligen Resultate, welche die Amerikaner in helles Licht setzen, untersucht und registrieren sorgfältig die Fehler, die diese Zuletztgekommenen begehen. Dieser Archipel, dessen nördlichster Punkt (Kap Engaño) 14 Grad von dem südlichsten Punkt (Satano-Misaki) ihrer südlichsten Insel (ich meine nicht ihres südlichsten Inselchens) entfernt ist, erscheint ihnen, wie sie wenigstens sagen, als die Verlängerung des japanischen Archipels. Es kümmert sie wenig, daß der Philippinenarchipel von einer andern Rasse als der ihren bevölkert ist; er fällt in die Aktionszone, die sie sich vorzeichnen, und sie hoffen, ihn sich bald anzueignen. Die Vereinigten Staaten werden ihrer Meinung nach dieses Besitzes überdrüssig werden und ihn verkaufen. „Und wenn sie ihn nicht verkaufen," sagte mir eines Tages ein Japaner, der sehr genau über die in der führenden Klasse zutage tretenden Bestrebungen unterrichtet ist, „so werden wir ihn nehmen." Wir werden ihn nehmen! Das ist die ganze auswärtige Politik der Japaner: Gewalt! und zwar Gewalt gegen ein Volk der weißen Rasse. Ich weiß wohl, daß Amerika nicht mehr Recht hatte, den Spaniern die Philippinen zu nehmen, als die Japaner haben, sie den Amerikanern zu nehmen, doch hatten diese wenigstens den Schein des Rechts für sich; sie führten Krieg gegen Spanien, und die Philippinen riefen sie zu Hilfe. Die Japaner haben noch keinen Streit mit den Amerikanern auszufechten, und doch denken sie schon daran, sie einer ihrer Besitzungen zu berauben. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, sie immer so vorgehen zu sehen, weil diese Handlungsweise ihrer geistigen Veranlagung entspricht. Das wird uns vielleicht empören, weil jeder Krieg bei den Völkern der weißen Rasse, wenigstens heutzutage, gerechtfertigt sein muß. Bei ihnen wird niemand darüber empört sein, weil die Japaner unbekümmert um eine Rechtfertigung sich der Idee von einer höheren Mission hingegeben haben, der Mission, Asien den Europäern, der weißen Rasse zu entreißen, um es den Asiaten, das heißt der gelben Rasse zurückzugeben. Sie werden über alles hinausgehen, was das Völkerrecht gestattet, denn für sie heiligt mehr als für die Jesuiten der gute Zweck die abscheulichsten Mittel. Die Gewalttätigkeiten Englands — das Bombardement von Kopenhagen im Jahre 1807, der Angriff auf die holländische Handelsflotte bei Berg im Jahre 1665, die Einschmuggelung falscher Assignaten nach Frankreich im Jahre 1794, das alles wird in den Schatten gestellt werden, weil die Japaner, wiewohl sie über die von

uns nach und nach entdeckten, konzentrierten und dienstbar gemachten wissenschaftlichen und mechanischen Kräfte gebieten, nicht zivilisiert im eigentlichen Sinn des Wortes sind, weil sie noch Barbaren sind und lange bleiben werden, Barbaren, welche die Etappen der Zivilisation im Fluge durcheilt haben und die, da sie noch nicht von den Gesetzen der Selbstachtung durchdrungen sind und ihre geistigen Fähigkeiten sich nicht in gleichem Schritt mit ihren fortgesetzten Anstrengungen und nach Maßgabe der mühsam erzielten Fortschritte entwickelt haben, nichts von ihrer Selbstachtung zu verlieren haben. Es ist nicht anders möglich, als daß das Chaotische, das die doch seit zweieinhalb Jahrhunderten an die Zivilisation gewöhnten russischen Gehirne noch immer bedrängt, die japanischen völlig überwältigt und in ihnen einige jener Monstruositäten erzeugt, die ein Volk charakterisieren. „Kratze den Russen ab," heißt es, „und du wirst den Tartaren finden", das heißt den Nomaden, den Gewaltmenschen, der Zerstörer, der kein Gras wachsen lassen will, wo er geritten ist. Kratze den Japaner ab, und du wirst den barbarischen, vielleicht den wilden Aïno finden. Ausgerüstet mit allem, was die weiße Rasse entdeckt hat, um Krieg zu führen, zu produzieren, zu transportieren, wird der Japaner nichtsdestoweniger ein Barbar bleiben, und diese von der Zivilisation bewaffnete Barbarei ist bestimmt, uns einige Ueberraschungen zu bereiten. Ausgerüstet mit Waffen, die er nicht erfunden hat, ist der Japaner der Mann des „Aug in Aug" geblieben, das stumpfe Tier, das man vorwärts, immer vorwärts treibt, das weder über den Befehlshaber noch über dessen Befehle Erörterungen anstellt, das marschiert und nur marschiert. Seine Muskeln sind die eines Wilden, seine Bedürfnisse nicht größer als die eines Wilden, Nerven und Empfindungsvermögen hat er nicht mehr als dieser; er kennt keinen Altruismus, von den Maßregeln abgesehen, die er des Dekorums wegen ergreift, der Zuschauer wegen ergreifen muß, um als zivilisiert zu gelten, um den Völkern, der weißen Rasse damit zu imponieren.

Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Japan strebt nicht nur danach, Korea zu erobern, dessen es bedarf, um den Ueberschuß seiner Bevölkerung, dem das zu rauhe Klima des nördlichen Nippon nicht behagt, dorthin abzuleiten, dann die Mandschurei, durch die es Peking zu beherrschen und China in Bewegung zu setzen gedenkt, und die Philippinen, die in den Händen eines Volkes, das zu kolonisieren versteht, das Kleinod werden können, das Niederländisch-Indien in den Händen der Holländer ist: es streckt seine Hand auch nach Haïnan aus, dessen es zu bedürfen glaubt, weil diese Insel nahe bei Formosa liegt und weil sie den Golf von Tonkin absperrt; nach Tonkin, weil es China benachbart ist; nach Annam, weil es ein historisches und tatsächliches Anhängsel Tonkins ist; nach Cochinchina, weil es eine Kornkammer ist, die Japan braucht. Schon haben im Hinblick auf einen Krieg, der, wenn Japan siegt, in zehn, wenn es besiegt wird, in zwanzig Jahren geführt werden wird — so kalkuliert man in Tokio und so spricht mein Gewährsmann — die Generalstäbe des Landheeres und der Marine ihre Spione, die Offiziere und Ingenieure unter der Maske von Kaufleuten, Arbeitern, selbst von Bedienten und Bordellwirten sind, überallhin geschickt, um das Land, seine Zugangsstraßen, seine Reeden und seine Verproviantierungsmittel zu studieren. Japan hat durchaus keinen Grund, Frankreich anzugreifen, wenn es ihn nicht ebenfalls aus der Sympathie ableiten will, die diese Nation gegenwärtig den Russen erzeigt; diese wenig wirkungsvolle Sympathie kann aber keine Kriegserklärung und noch weniger einen Handstreich ohne Kriegserklärung rechtfertigen. Nichts kann einen Casus belli herbeiführen, wenn wenigstens auf der einen Seite guter Wille vorhanden ist, und Frankreich wird nie daran denken, mit Japan Händel zu suchen, — aber Japan wird ihn zu schaffen wissen. Es hat schon seinen Plan gemacht, und dieser Plan ist im äußersten Osten denen, welche die Uebergriffe der gelben Rasse vorhersehen und die Ereignisse aus nächster Nähe verfolgen, sehr wohl bekannt. Der Plan ist folgender: Frankreich hat Formosa und die Pescadoresinseln an China zurückgegeben, nachdem es sie besetzt hatte (in der Folge hat es sich gezeigt, daß es unrecht tat, sie zu nehmen, wenn es sie nicht behalten wollte, und vor allem, sie wieder abzutreten, nachdem es sie besetzt hatte, denn diese Inseln sind

nicht chinesisch geblieben, sondern sind japanisch geworden) und hat sich mit einer kleinen Bucht (Quang-Tschen) begnügt, die ihm nur deswegen von Wert ist, weil es Haïnan nicht besitzt. Es hätte sich dieser Insel sehr viel leichter als Formosas bemächtigen können, aber es hat vorgezogen, sie an China zu geben. Nach dem damaligen Stand der Dinge war es entweder ein Fehler oder ein Opfer. Ich glaube freilich, daß es beides war und daß Frankreich, das Haïnan brauchte, um den Golf von Tonkin zu sperren, und seine Einwohner, um den unter seiner Herrschaft stehenden Teil von Indochina zu kultivieren, nicht gewußt hat, was es dem Wirken der Zeit überließ. Wie dem auch sei, als seine Diplomaten die Bucht von Quang-Tschen der Insel Haïnan vorzogen, haben sie den Gedanken gehabt, daß Haïnan nur dann bei China bleiben könne, wenn China fest entschlossen sei, es zu behalten. Sie haben in den franco-chinesischen Vertrag die Bestimmung einfügen lassen, daß China Haïnan nur an Frankreich abtreten dürfe. Das hieß diesem Staat ein Vorkaufsrecht einräumen, das heute niemand anfechten kann, ohne ihn zu schädigen. Dies aber ist es, was den Japanern die Gelegenheit geben wird, Frankreich in seinen Besitzungen im äußersten Osten anzugreifen. Sie wollen Haïnan haben, und Frankreich will, daß Haïnan chinesisch bleibt oder französisch wird; hier gibt es für Leute mit bösem Willen Gelegenheit, Händel anzufangen, und die Japaner werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Es besteht ein Vertrag zwischen Frankreich und China, ein Vertrag, den alle Gesandtschaften kennen und gegen den keinerlei Vorbehalt gemacht worden ist. Die Japaner haben ihn anerkannt, ihre Staatskanzlei hat ihn unter den diplomatischen Urkunden registriert. Was tut's? — sie werden von China die Abtretung Haïnans fordern; China wird zuerst ablehnen, wird sich durch einen Vertrag mit Frankreich gebunden erklären; Japan wird sich darüber wegsetzen wollen und wird China drohen; Frankreich wird protestieren, und der Casus belli ist da. Und da Haïnan zwischen Formosa und Tonkin, und Tonkin hinter Haïnan liegt, wird Krieg ausbrechen, und China, das schon von den japanischen Emissären bearbeitet ist, China, das dann in den Händen ihrer Parteigänger sein wird, wird vollständig für Japan, das einen Raub an ihm begehen will, und gegen Frankreich, das ihm Haïnan erhalten will, Partei ergreifen. So wird Frankreich die zweite europäische Nation sein, gegen die sich Japan wenden, mit der das Volk von Nippon Krieg führen wird.

England wird nicht nur nicht intervenieren, sondern es wird, wie es erst kürzlich getan hat, jeder Vermittlung entgegentreten, weil es jenen neuen Krieg, in den Frankreich verwickelt werden wird, benutzen wird, um sich Siams zu bemächtigen und das ganze Menamtal zu annektieren. Was die Vereinigten Staaten betrifft, so werden sie abermals sich der Politik Englands anschließen.

Haben die Japaner einmal, sei es allein oder mit Hilfe der Chinesen, die annamitischen Länder erobert und hat Frankreich dann Kambodscha aufgegeben, weil derjenige, dem Cochinchina gehört, auch Kambodscha in der Hand hat, so wird das japanische Reich im Südwesten die englischen und holländischen Besitzungen vor sich haben. Die letzteren werden von den chinesischen Geheimgesellschaften bearbeitet, und aus China wird berichtet, daß Japaner in diese Gesellschaften eintreten, deren Leitung an sich reißen und sie zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens gegen die weiße Rasse disziplinieren. Die Zweiggesellschaften von Japan und die von Sumatra stehen in direkten und lebhaften Beziehungen zu den chinesischen Gesellschaften von Canton und erhalten bereits von diesen ihre Befehle. Man hat viele Gründe anzunehmen, daß die Japaner in einem Kriege gegen die Holländer eine Stütze an diesen Geheimgesellschaften haben würden und daß chinesische Aufstände auf Java und Sumatra — den von ihnen bedrohten Punkten — ihnen bei ihren Aktionen zu Hilfe kommen und ihnen das Land ausliefern werden. Würde England die holländischen Besitzungen von Japan annektieren lassen? Nein. Dann wird ein anglo-japanischer Konflikt entstehen oder doch wenigstens der Anlaß zu einer Politik des Grolles und Mißtrauens gegeben sein. Die Japaner werden nicht der von ihnen gehegten Hoffnung entsagen, Asien den Europäern, den Engländern zu entreißen; dann werden sie ihre propagandistische Tätigkeit verstärken, sie werden noch

weiter in Indien eindringen, werden Hindu in größerer Zahl nach Tokio ziehen, und diese werden nach der Rückkehr in ihr Heimatland für Japan Propaganda machen. Sie werden dort von Japan die Befreiung erwarten, die Indien so lange von Rußland erhofft hat und die Rußland ihm hätte verschaffen können, wenn es nicht die Augen von Hindostan abgewandt hätte, um sie auf die Mandschurei, die Mongolei und Korea zu richten.

All dies mag in Europa, wo die Verhältnisse im äußersten Osten selbst in den Kabinetten wenig bekannt sind, als ein Hirngespinst erscheinen, aber hier, wo man in unmittelbarer Beziehung zu den Nationen steht, von denen wir sprechen, wo man die Symptome und die bei den Völkern zutage tretenden Sympathien, die Hoffnungen, die sie hegen, zu beobachten imstande ist, kann man sich darüber nicht täuschen, besonders wenn man den Eingeborenen Vertrauen einzuflößen und sich so weit bei ihnen beliebt zu machen verstanden hat, daß man sie dahin zu bringen vermag, sich freimütig zu äußern. Der Krieg gegen Rußland, dessen Zustandekommen nicht verhindert zu haben Europa eines Tages bedauern wird, die Siege der Japaner, der Mut, den diese wie Zivilisierte bewaffneten Barbaren an den Tag legen, haben ganz Asien erschüttert, alle Völker, die sie gekannt haben, sind überrascht, erstaunt und begeistert, und sehr bald haben alle diese Völker gemerkt, daß die Achse der asiatischen Welt sich verschoben hat. Man hatte sich seinem Schicksal überlassen, man ließ sich zivilisieren, man hoffte nicht mehr auf die verlorene Freiheit des Naturzustandes, und schon hörte sogar Indien, das einst fest an Rußland geglaubt hatte, auf, etwas von ihm zu erhoffen; die englische Nation schien die Weltmacht zu sein, der alle Völker untertan werden sollten. Die japanischen Siege, zuerst zur See, dann zu Lande, haben in diese erschlaffte Welt wie ein Kanonenschuß eingeschlagen, und Siam, das von britischem Geist geleitet wird, Indien, das unter der Herrschaft Englands steht, die Malaien von Java und Sumatra, die Annamiten von Annam, von Tonkin und von Cochinchina haben die Ohren gespitzt. Fünfhundert Indier auf einmal sind abgereist, um in Tokio die Vorlesungen an den japanischen Universitäten zu hören, Siam hat mit Japan einen Freundschaftsvertrag geschlossen, dessen Bestimmungen Europa unbekannt geblieben sind, die Geheimgesellschaften der Chinesen haben ihre Tätigkeit und ihre Vorsichtsmaßregeln in Singapore, Batavia, Surabaya, Saigon, Hanoï und Haïphong verdoppelt; und China hat sich den japanischen Händlern, den japanischen Beamten, den japanischen militärischen Instruktoren erschlossen; im französischen Hinterindien hat man die chinesischen Zeitungen verbieten und Befehle zur Gefangennahme japanischer und chinesischer Spione erlassen müssen. Die Augen der Völker Asiens sind jetzt auf Japan gerichtet; auf dieses setzen sie ihre Hoffnungen. Ist dies nicht ein hinreichend ernstes Zeichen, das die Nationen Europas von jetzt an sehen müßten und das England auf dem Wege aufhalten müßte, auf den es der geheime Gedanke treibt, daß es das auserwählte Volk Gottes geworden sei, das Volk, dem die ganze Erde versprochen worden ist und das eines Tages über alle Rassen herrschen wird? Japan ist nicht nur, wie ich oben gesagt habe, eine starke und organisierte Nation, sondern es ist mehr als das; das japanische Volk glaubt, wie das englische, an seine Mission und fühlt sich berufen, alle Rassen Asiens zu befreien, den Händen der Europäer alle und jede Gebiete zu entreißen, die sie den Eingeborenen weggenommen haben. Das ist eine erhabene Mission, und dieser Glaube an ihre Bestimmung ist eine fruchtbare, begeisternde Idee, die imstande ist, Helden hervorzubringen und einer ganzen Nation jenen Fanatismus einzuflößen, der die Kraft Frankreichs unter der Revolution ausmachte. Nun, wenn ein Volk wie die Japaner, das dem Barbarentum noch nahe genug steht, um noch dessen ganze brutale Energie, seine nicht von den Nerven abhängigen Muskeln, seine Mäßigkeit zu besitzen, und doch schon zivilisiert genug ist, um alle Mittel zu seiner Verfügung zu haben, welche die seit langer Zeit im Fortschreiten begriffenen Rassen errungen haben, so ist es gefährlich, ja gefährlicher als eine seit langen Jahrhunderten gesittete Nation, denn dieses Volk, das nichts zum großen Werk der Menschheit beigetragen, das alles von den andern Rassen empfangen hat, hat auf nichts von dem Rücksicht zu nehmen, was ihre Größe ausgemacht hat,

hat in der Seele nicht das gewisse Etwas, das alle Nationen, die vereint mitgewirkt haben am Fortschritt, untereinander solidarisch macht, es hat nichts von dem, was ist, zu respektieren, hat nicht das menschliche Ideal der alten Rassen. Wenn es von einer großen Idee getrieben wird, sieht es nur auf das, was dieser Idee förderlich ist, und nicht darüber hinaus. Mit einem Wort, es ist vor allem destruktiv, nicht konservativ; es ist ein zivilisierter Attila, aber doch ein Attila. Wenn Japan China ein wenig von diesem Geist einhaucht, der es gegenwärtig bewegt, wenn es ihm Vertrauen einflößt, wenn es diese schwerfällige, sich ihrer Kraft nicht bewußte Masse elektrisiert und sie auf das sich gegen England erhebende Indien, auf die im Aufstand gegen die Holländer begriffenen Sundainseln, Java und Sumatra, auf das durch die Interessen des Augenblicks so sehr zersplitterte Europa wälzt, wo Nationen, die geschaffen sind, sich zu vertragen, sich miteinander zu verständigen, davon träumen, sich Gebiete mit ein paar Millionen Menschen anzueignen, — was wird dann die Zukunft der weißen Rasse sein? Welche Gestalt wird die von ihr geschaffene, aber von der gelben Rasse aus dem Geleise gebrachte und auf jeden Fall in ihrer Ausbreitung gehinderte Zivilisation annehmen? Ich will keine dramatische Schilderung von der künftigen Lage der Dinge geben, nicht als wahrscheinlich hinstellen, was bloß möglich ist, nicht Siege der gelben Rasse vorhersagen, die Europa in eine Abhängigkeit von Asien bringen würden, aber man darf nicht vergessen, daß Europa in einer uns nicht allzu fern liegenden Vergangenheit Schwärme von Barbaren gesehen hat, die, aus Asien kommend, Europa überschwemmten und es seinem Untergang auf zwei Fingerbreit nahebrachten. Wieviel fehlte, so hätten diese mongolischen Horden dort auf den Ruinen der abendländischen, ägyptisch-griechisch-romanischen und christlichen Zivilisation ein Mongolenreich gegründet? Es fehlte nur, daß diese Horden die organisierte Macht gehabt hätten, die Japan von uns übernommen hat, die Waffen, die wir ihm gegeben haben, die Beharrlichkeit des zivilisierten Menschen und eine treibende Idee. Nun, die Japaner besitzen das jetzt alles, und, ich wiederhole es, trotzdem sie zivilisiert sind, sind sie doch ein Barbarenvolk geblieben. Von der abendländischen Zivilisation haben sie die Bewaffnung, die Kleidung, die Ausrüstung, aber ihr Geist ist japanisch geblieben, und die Zivilisation, die es zu begründen imstande ist, wird keine Tochter der unsrigen sein, die sie herangebildet hat, sie wird eine Verunstaltung, eine Bastardform von ihr sein, eine Adaptation von der Art, daß die moralischen und geistigen Schicksale der Menschheit dadurch verändert werden. Um sich darüber klar zu werden, was für Veränderungen ein Individuum der gelben Rasse in einen Gedanken, den es empfängt, hineinbringen kann, braucht man nur zu untersuchen, was die Chinesen und Japaner aus dem Buddhismus und seinen Heiligen gemacht haben, oder die Bilder zu studieren, die sie uns von Buddha und seinen Schülern geben, und die christlichen Missionare zu fragen, was unter den gelben Christen aus der christlichen Religion werden würde, wenn sie selber nach Europa zurückberufen und die gelben Christengemeinden sich selbst überlassen würden. Es fällt uns heutigentags schwer, den Buddhismus Indiens in dem chinesischen und japanischen wiederzuerkennen. Wenn die vom Abendlande gekommenen Missionare in hundert Jahren wieder dorthin kämen, würden die abergläubischen Anschauungen, die religiösen Gebräuche der alten Kulte in solchem Maße in das Christentum eingedrungen sein, daß es nichts mehr gemein hätte mit dem, das wir kennen. Wir dürfen fest überzeugt sein, daß unsre Zivilisation in den Händen der gelben Rasse eine so merkwürdige Umgestaltung erfahren würde, daß unsre Kindeskinder nur die von unsrer ganzen Rasse fünf oder sechs Jahrtausende hindurch gemachten Anstrengungen mit den erhaltenen Resultaten zu vergleichen brauchten, um festzustellen, daß all das darauf hinausgelaufen ist, den gelben Rassen die Mittel zu unsrer Vernichtung und unsrer Unterwerfung zu verschaffen. Vielleicht werden eines Tages Gelehrte kommen, die sich Fragen wie die folgenden stellen: „Was verdankt die (gelbe) Zivilisation den Völkern der weißen Rasse und was ist von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker in den sino-japanischen Institutionen übriggeblieben?“

Ich bin seit zwanzig Jahren im äußersten Osten, seit zwanzig Jahren habe ich auf die gelbe Gefahr hingewiesen und beobachte sie, ohne sie aus den Augen zu lassen. Was ich von Japan vorhergesagt habe, ist eingetroffen; was ich von dem Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne vorhergesagt habe, als England zuerst von allen europäischen Staaten die japanische Jurisdiktion für seine Staatsangehörigen akzeptierte, ist eingetroffen. Die militärische Tüchtigkeit, die die Japaner bei dem Marsch nach Peking und während des vorjährigen Feldzuges gegen die Russen an den Tag legten, ist für mich nicht die Offenbarung einer neuen Kraft gewesen, mit der die Welt rechnen muß. Europa hätte ebensogut davon Kunde haben können wie ich. Jetzt, wo Rußland und Japan miteinander im Kampf liegen und die Russen von unfähigen Offizieren schlecht geführt werden, ist es zu spät oder zu früh für eine Intervention, aber man kann für die Zukunft Vorsorge treffen. Möge Europa es sich überlegen, ehe es zuläßt, daß Japan China und England elektrisiert, ehe es die Augen vor der Zukunft unsrer Rasse und unsrer Zivilisation schließt, um den Interessen des Tages im Hinblick auf das Anwachsen der Macht der anglo-saxo-normannischen Unterrasse zu dienen; möge es sich das wohl überlegen, denn es handelt sich um unsre Zivilisation, unsre Ideen, unser Ideal, um unsre ganze Existenz noch viel mehr als um die Hegemonie der weißen Rasse über die asiatische Welt!

Frankreich und Japan

Von

Baron K. Suyematsu

Die Franzosen und die Japaner haben mancherlei Aehnlichkeiten in ihrem Charakter und stehen daher von Natur nicht im Gegensatz zueinander. Frankreich hat allerdings einst einen großen Fehler begangen, indem es nach dem chinesisch-japanischen Kriege mit einem andern Lande zusammen Rußland gegen Japan unterstützte, aber Japan hat ihm das vergeben und sogar längst vergessen. Es hängt daher hauptsächlich von Frankreich ab, ob die zwischen ihm und Japan bestehenden freundschaftlichen Beziehungen aufrechterhalten werden können.

Zwei Dinge sind es, die wir in dieser Hinsicht zu untersuchen haben: erstens die indochinesische Frage, zweitens die Wirkung des französisch-russischen Bündnisses auf die Verhältnisse im fernen Osten.

Es ist viel von Japans Absichten auf Indochina geredet worden, aber das ist in Wahrheit nichts weiter als ein Stück der Schauermär von der „gelben Gefahr". Nach dieser Schauermär will Japan mit allen zivilisierten Nationen Händel anfangen und schließlich die ganze Welt an sich reißen. Nichts kann absurder sein als diese Behauptung, aber es ist eine Zeitlang von den Russen und Russophilen mit einem gewissen Erfolg Kapital daraus geschlagen worden. Mir erscheint es geradezu unbegreiflich, wie in den Köpfen mancher Okzidentalen gleichzeitig ein solcher psychologischer Widersinn existieren kann, daß sie einerseits eine ganz unsinnige Verachtung gegen die Orientalen hegen und anderseits denselben Leuten fast übernatürliche Kräfte zutrauen. Wie dem auch sein mag, die indochinesische Frage ist folgende:

Die Alarmrufer, die auf die „gelbe Gefahr" hinweisen, begannen davon zu reden, daß Japan Indochina zu besetzen beabsichtige. Die Kolonialpartei hat das benutzt, um ihre eignen Bestrebungen zu fördern, die Russophilen, um in der Oeffentlichkeit Haß und Abscheu gegen die Japaner zugunsten Rußlands zu verbreiten. Ein Akt großer Un-

gerechtigkeit und Dummheit! Auf seiten Japans besteht keine derartige Absicht. Indochina steht Japan ganz anders gegenüber als Korea und die Mandschurei. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Japan und Indochina enthalten in politischer, strategischer, historischer oder wirtschaftlicher Hinsicht nichts, was erwähnenswert wäre. Alles das habe ich in einem Artikel, den ich in einer wohlbekannten französischen Revue veröffentlicht habe, eingehend dargelegt. Die vernünftigen Franzosen haben jetzt diese Wahrheit so weit einzusehen begonnen, daß sie den Alarmrufen der Agitatoren, welche die „gelbe Gefahr“ an die Wand malen, nahezu keine ernstliche Beachtung mehr schenken. Tatsächlich scheint das heutige Frankreich ganz anders zu denken als das von einem Jahr zuvor. Der Verlauf eines Jahres hat viele Unwahrheiten enthüllt, von denen sich die öffentliche Meinung einst hat irreführen lassen. Er hat auch Klarheit über den wahren Wert Rußlands und Japans gebracht. Welche Regierung ist aufgeklärter, die russische oder die japanische? Welche Truppen sind humaner und gesitteter, die russischen oder die japanischen? Welches Volk ist kompakter als Nation, das russische oder das japanische? Welches von ihnen hat eine bessere Ethik und Moral, das russische oder das japanische? In welchem Lande werden die Gesetze besser gehandhabt und loyaler befolgt, in Rußland oder in Japan? In welchem sind philanthropische Institutionen wie der Verein vom Roten Kreuz besser organisiert und in rühmlicherer Weise tätig, in Rußland oder in Japan? Und vor allem, auf welcher Seite ist das gute Recht in diesem Kriege, auf seite Rußlands oder Japans? Alle diese Dinge sind jetzt der Oeffentlichkeit zur Genüge bekannt geworden, daher der Unterschied in ihrer Haltung. Ich glaube nicht, daß Frankreich jemals töricht genug sein wird, auf die Mär von der „gelben Gefahr“ hin um Indochinas willen seine Faust gegen Japan auszustrecken. Ich gebe mich eher der Hoffnung hin, daß der Tag kommen wird, an dem diese Russophilen ihren eignen Irrtum bereuen werden, durch den sie Japan im Widerspruch zu dem Gebot der Gerechtigkeit und Billigkeit verletzt haben.

Die zweite Frage, nämlich die Wirkung des französisch-russischen Bündnisses auf die Verhältnisse im äußersten Osten, ist eigentlich ein recht heikles Thema. Im ganzen jedoch kann ich folgendes sagen:

In Anbetracht der heiklen Position, in der sich Frankreich befindet, hat es die Dinge so weit gut geleitet, daß wir uns nicht über viel zu beklagen brauchen (mit Ausnahme eines wichtigen Punktes, den ich gleich auseinandersetzen werde). Allerdings hat es viele ungerechte Beschuldigungen in bezug auf den Beginn des Krieges und auch in bezug auf die Mär von der „gelben Gefahr“ gegen uns vorgebracht, aber dann ist dasselbe, wenn nicht noch Schärferes, auch von manchen andern Seiten, von denen wir mehr Unparteilichkeit hätten erwarten dürfen, getan oder behauptet worden. Das allgemeine Verhalten Frankreichs als neutraler Macht ist nicht sehr befriedigend gewesen. Aber dann erinnern wir uns, daß uns auch von gewissen andern Seiten gegen unsre berechtigte Erwartung sehr bittere Pillen zu schlucken gegeben worden sind. Wir nehmen all diese Ungerechtigkeit hin, weil wir die feste Zuversicht haben, daß früher oder später die Zeit kommen wird, wo die Welt unsre Schuldlosigkeit klar erkennen wird.

Die gewichtige Ausnahme, die ich oben erwähnte, ist die Frage der französischen Neutralität in bezug auf die Behandlung der baltischen Flotte. In dieser Hinsicht hat Japan ernsten Grund, sich über das, was Frankreich getan hat, zu beklagen. Wie die ganze Welt weiß, hat die russische Flotte auf ihrem ganzen Wege von den europäischen Gewässern bis zu denen des fernen Ostens bei Frankreich großes Entgegenkommen gefunden. Sie hat sich unberechtigterweise sehr lange in den französischen Gewässern bei Madagaskar aufgehalten. Japan protestierte wiederholt oder lenkte wenigstens Frankreichs Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit auf die Sachlage. Als Frankreich seine Unschuld in bezug auf Madagaskar beteuerte mit dem Vorgeben, daß die Flotte sich außerhalb der territorialen französischen Gewässer befinde, erhob Japan, auf unbestreitbare Beweise

des Gegenteils gestützt, Protest. Frankreich war sehr saumselig in der Ausführung dessen, was es erklärte tun zu wollen, aber Japan zeigte viel Geduld, fast mehr als im allgemeinen üblich ist. Dann begann sich in den Gewässern von Indochina, dem eigentlichen Tor zum Kriegsschauplatze, ganz dasselbe zu wiederholen. Wie maßvoll und gutmütig Japan auch sein mag, das ist mehr, als es dulden kann. Dies ist die Ursache der Spannung, die in jüngster Zeit die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Japan bedroht hat.

Einige französische Blätter behaupten, daß Frankreich seine Pflicht als neutrale Macht nicht verletzt habe, doch Japan ist dieser Ansicht nicht. Der französische Standpunkt ist der, daß nach dem französischen Neutralitätsgesetz die Zeit, für die Schiffen eines kriegführenden Staates ein Asyl gewährt werden darf, keiner Beschränkung unterliege und daß daher, wie lange die russischen Schiffe auch in den französischen Gewässern bleiben mögen, Frankreich keine Verpflichtung habe, ihnen zu sagen, daß sie den Platz verlassen sollen (sofern sie nicht eine Prise bei sich haben) und daß sie auch mit Lebensmitteln und Kohlen versehen werden dürfen. Japan behauptet, daß dies keine berechtigte Auslegung des Völkerrechts sei. Japans Ansichten können folgendermaßen formuliert werden:

1. Die vierundzwanzigstündige Frist mag keine allgemein akzeptierte Bedingung sein, aber Gerechtigkeit und Billigkeit verlangen, daß alle Nationen nach dem Geiste dieser Bestimmung handeln. Sie ist schon von vielen Nationen, Rußland selbst eingeschlossen, anerkannt worden; tatsächlich ist die Welt dahin gekommen, sie so anzusehen, als ob sie schon ein allgemein angenommener Grundsatz wäre, und es gehört sich für jede zivilisierte Nation, diese Angelegenheit um der internationalen Moral, das heißt der Gerechtigkeit und Billigkeit, willen zu fördern. Als die russischen Schiffe nach der Seeschlacht vom 10. August vergangenen Jahres in den Gewässern von Kiautschou und Saigon Zuflucht suchten, ließen sowohl die deutschen wie die französischen Behörden sie unverzüglich abtakeln, weil die Schiffe die Häfen nicht zur vorgeschriebenen Zeit verlassen wollten; dies geschah dem Geist des Völkerrechts gemäß und lief tatsächlich auf dasselbe hinaus, wie auf das Einhalten der vierundzwanzigstündigen Frist. Wie kann Frankreich jetzt sagen, daß keine Zeitgrenze gesetzt werden könne in dem Fall der baltischen Flotte, der doch mehr Wachsamkeit erfordert als der Fall einiger vereinzelter Schiffe?

2. Das sogenannte französische Neutralitätsgesetz ist kein Gesetz im eigentlichen Sinn. Es ist eine Art Instruktion, die bei Beginn des gegenwärtigen Krieges vom französischen Marineminister erlassen worden ist, doch auf einem ähnlichen, aus der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges stammenden Dokument beruht. Es ist unwesentlich, ob es ein Gesetz im eigentlichen Sinne ist oder nicht, aber wir können es nicht als eine gerechte Bestimmung ansehen, wenn es so interpretiert werden sollte, wie es von seite einiger französischer Blätter geschehen ist. Allerdings wird in diesem Dokument keine Zeitgrenze erwähnt, aber bedeutet das, daß Frankreich allen kriegführenden Schiffen erlauben muß, in seinen Gewässern zu liegen, so lange es ihnen nur beliebt? Gewiß nicht, denke ich. Ist dem aber so, warum sollte dann Frankreich an dieser Auslegung festhalten, selbst wenn dieses Festhalten unverkennbar der Gerechtigkeit und Billigkeit zuwiderläuft?

3. Selbst wenn wir einen Augenblick annehmen, daß die französischen Bestimmungen, wie sie von diesen Blättern interpretiert werden, auf die Fälle einiger einzelner Schiffe, die eine Zuflucht suchen, anwendbar wären, so sind sie doch sicher nicht anwendbar auf den, den wir jetzt im Auge haben, weil noch niemals in solchen Bestimmungen Fälle wie der der baltischen Flotte in Betracht gezogen worden sind. Tatsächlich jedoch sind die französischen Bestimmungen selbst auf die Fälle einiger vereinzelter Schiffe nicht anwendbar, wenn sie in der Weise interpretiert werden, wie es durch diese Blätter geschehen ist.

4. Selbst wenn man für einen Augenblick annehmen wollte, daß die Auffassung dieser französischen Blätter dem Buchstaben dieses Gesetzes nach korrekt wäre, so gibt das ihnen

doch kein Recht zu sagen, daß die französische Handlungsweise völkerrechtlich korrekt ist. Man muß wissen, daß im Völkerrecht der Geist der internationalen Moral, das heißt Gerechtigkeit und Billigkeit, schwerer ins Gewicht fällt, als das Landesgesetz, die Lex loci. Wäre das nicht der Fall, wie wäre es dann gekommen, daß England vor langer Zeit sich bei Rußland wegen eines Aktes, der in einer Zivilsache den englischen Gesetzen gemäß vollzogen worden war — der persönlichen Festnahme eines Gesandten — sich entschuldigen mußte? Daher ist die bloße Tatsache, daß Frankreich sein eignes Neutralitätsgesetz hat (in Wirklichkeit kein Gesetz im eigentlichen Sinn), keine Rechtfertigung für sein Verhalten, wenn dieses nicht in den Augen des Völkerrechts der Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht. Ich kann weiter hinzufügen, daß vorstehendes auch der Grund ist, warum die Prisengerichte der verschiedenen Länder es sich im Gegensatz zu den gewöhnlichen Zivil- oder Kriminalgerichten zum Grundsatz machen, „prima facie“ das Völkerrecht und nicht die Lex loci anzuwenden. Es ist ein weiterer Grund, warum auf Prisen oder Neutralität bezügliche und damit verwandte Angelegenheiten gewöhnlich in Form von Instruktionen, mit andern Worten, von Interpretationen des Völkerrechtes und nicht in Form eines Landesgesetzes im eigentlichen Sinn behandelt werden. Japan kann sich daher den Normen dieser französischen Instruktionen, wie sie von diesen Blättern interpretiert werden, nicht unterwerfen, da es sie völkerrechtlich nicht für gerecht und billig hält.

5. Ueberdies ist derjenige Teil der französischen Instruktion, den jene Blätter so regelmäßig zitieren, nicht der einzige, der in der Frage von besonderem Belang ist. In der Instruktion ist auch erwähnt, daß keine kriegführende Partei einen französischen Hafen zu Kriegszwecken (dans un but de guerre) benutzen dürfe, ferner daß Kriegführende, die in solchen Häfen sich aufhalten, sie nicht als Basis für eine Operation von irgendwelcher Art gegen den Feind benutzen dürfen. Japans Forderung geht dahin, daß Frankreich sich an den Geist dieser Bestimmung halte. Ich kann mich nur wundern, daß die französischen Blätter, die den einen Teil der Instruktion so entschieden aufrechterhalten, andre Bestimmungen derselben Instruktion völlig ignorieren.

6. Die für die Asylgewährung maßgebenden Grundsätze sind, wenn es sich um Schiffe handelt, nicht so streng, wie wenn es sich um eine Armee handelt. Das gebe ich zu. Japan fordert nicht, daß es damit zur See ebenso genau genommen werde wie zu Lande. Niemals aber darf die Grenze überschritten werden, die Gerechtigkeit und Billigkeit ziehen. Ich stelle als Grundsatz für die Asylgewährung folgendes auf: Kein Neutraler ist berechtigt, einem der Kombattanten zu helfen, aber die Natur der See ist derart, daß der Neutrale Schiffen der kriegführenden Parteien, die in seinen neutralen Gewässern Zuflucht suchen, eine gewisse Gnadenfrist gewähren darf, ehe er zum Abtakeln schreitet (also keine sofortige Entwaffnung, wie sie Landstreitkräften gegenüber stattfindet), und er darf ihnen auch gewisse Lebensmittel, selbst einen gewissen Vorrat von Kohlen liefern, da es ja auch gegen die Humanität wäre, wenn man ein Schiff umhertreiben oder unterwegs eine Hungersnot unter der Bemannung ausbrechen ließe, einfach infolge von Mangel an Kohlen und Nahrung. Darüber hinaus aber darf der Geist des Völkerrechtes nichts erlauben. Kann jemand kühn behaupten, daß der Grundsatz von der Asylgewährung sich unparteilich auf einen Fall anwenden läßt, wie der der baltischen Flotte ist, die, weit davon entfernt nur ein Asyl zu suchen, mit allem Vorbedacht ihre Maßnahmen trifft, um ihrem Gegner Schläge zu versetzen? Wenn ja, wo bleibt dann Gerechtigkeit und Billigkeit des sogenannten Völkerrechtes, mit dem die Nationen des Westens sich brüsten, nicht ohne berechtigten Hinweis darauf, daß es einen der wesentlichen Teile ihrer christlichen Moral bilde?

7. Was das Gerede von der Dreimeilengrenze der Territorialgewässer betrifft, so weichen schon die Ansichten der Juristen darüber beträchtlich voneinander ab. Sich darauf in einem Falle, wie er bei der baltischen Flotte vorliegt, berufen zu wollen, scheint mir eine allzu triviale Entschuldigung zu sein. Die Sache gestaltet sich jedoch noch ernster,

wenn nicht einmal diese Grenze eingehalten wird, wie es die baltische Flotte fortwährend getan hat.

Das sind die Ansichten, welche die Japaner über diese Frage haben. Einige französische Blätter stellen (indem sie sich fälschlich auf die von mir persönlich geäußerten Ansichten stützen) die Behauptung auf, daß Japan die englischen Anschauungen über das Völkerrecht im Gegensatz zu den Ansichten des Kontinents angenommen habe, so daß Frankreich dem Einspruch Japans nicht Gehör zu geben brauche. Diese Behauptung ist nicht richtig. Wir vertreten diese Ansichten nicht deshalb, weil es englische sind, sondern wir tun es, weil es unsrer Meinung nach die einzigen sind, die völkerrechtlich recht und billig sind. Wir kämpfen jetzt, wie die ganze Welt weiß, gegen einen gewaltigen Gegner; es geht um Leben und Tod. Wir haben genug Geduld und Stärke, aber wir können nicht ohne ein Wort unsre Existenz opfern, wenn wir überzeugt sind, daß wir nicht gerecht und unparteiisch behandelt werden.

Ich freue mich, hinzufügen zu können, daß die Ansichten, die wir vertreten, endlich auch von dem verantwortlichen Teil der Franzosen, in den Regierungskreisen wie im ganzen Volke, geteilt zu werden scheinen. Es sind nur noch wenige Zeitungen, die immer noch bei ihrer alten Behauptung bleiben, und sie scheinen irgendeinen besonderen persönlichen Grund zu haben. Ich kann nun und nimmer glauben, daß eine Nation wie die französische wissentlich Gerechtigkeit und Billigkeit zu verletzen imstande ist. Das einzige, worauf wir sehnsüchtig hoffen, ist, daß ihre Erklärung ehrlich und wirksam befolgt werde; denn, welche Absichten man auch haben mag, der Gang der Ereignisse schafft oft unvorhergesehene Zwischenfälle, und zwar nur zu häufig gegen den eignen Willen, wenn es zu spät ist, sie abzuwenden. Mögen alle Beteiligten in der Angelegenheit mit Vorsicht und Bedacht zu Werke gehen!

Paris, 10. Mai 1905.

Berichte aus allen Wissenschaften

Naturwissenschaft und Technik

Das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik und die im Einzelbesitz vorhandenen Apparate, insbesondere die Originalapparate

Am 28. Juni 1903 ist in München das unter dem Protektorate des Prinzen Ludwig von Bayern stehende Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik gegründet worden. Es sind seitdem Räumlichkeiten zur vorläufigen Aufnahme der Ausstellungsgegenstände vom bayrischen Staate zur Verfügung gestellt, es sind Pläne für deren endgültige Unterbringung in einem eigens dazu aufzuführenden Gebäude ausgearbeitet, es sind endlich vom Deutschen Reiche, vom Königreich Bayern, von der Stadt München, von Vereinen und einzelnen Personen, die der Anstalt als Mitglieder beigetreten sind, in Form jährlicher Beiträge, von andern, vor allen den größten deutschen Firmen auf technischem Gebiete, in Form einmaliger, zum Teil sehr bedeutender Zuwendungen die Mittel sichergestellt, die das Museum zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben bedarf. So ist es wohl berechtigt, sich in seiner Satzung eine deutsche Nationalanstalt zu nennen. Soll diese aber „dem gesamten deutschen Volke zu Ehr' und Vorbild" dienen, dann muß es ihr auch möglich sein, ihrem in § 1 der Satzung ausgesprochenen Zweck, „die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik und der Industrie in ihrer Wechselwirkung darzu-

stellen und ihre wichtigsten Stufen insbesondere durch hervorragende und typische Meisterwerke zu veranschaulichen", zu verwirklichen, welchem Zwecke nach § 2 der Satzung „Sammlungen von wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten sowie von Originalen und Modellen hervorragender Werke der Technik", die zur öffentlichen Besichtigung und Benutzung aufgestellt sind, in erster Linie zu genügen haben. Dazu das Museum in die Lage zu setzen, ist demnach eine Aufgabe des deutschen Volkes, und es lohnt sich wohl zu untersuchen, in welcher Weise sie gelöst werden kann und muß.

Das scheint in einfachster und völlig ausreichender Weise ins Werk zu setzen, wenn dem Museum eben die Apparate, um deren Ueberlassung, sei es als Besitz, sei es leihweise, es nachsucht, schlechthin zur Verfügung gestellt werden. Aber dieser Lösung treten sofort zwei Schwierigkeiten entgegen, die erste dem Museum bei Lösung der Vorfrage, welche Apparate und Maschinen es zu erhalten versuchen soll, die andre den Besitzern oder Verwaltern dieser Gegenstände, die von vornherein durchaus nicht überzeugt sein werden, daß die Aufstellung der Apparate im Museum deren Wert ganz beträchtlich erhöhen muß.

Offenbar tritt aber die letztere Schwierigkeit erst auf, nachdem die erstere bereits gehoben ist. Betrachten wir also zunächst, wie dies geschehen konnte. Dazu hat der Vorstand des Museums die herzustellenden Sammlungen in sechsunddreißig Gruppen, diese nach Bedürfnis wieder in eine Reihe Unterabteilungen geteilt und unter Zugrundelegung dieser Einteilung eine Anzahl von Sachverständigen gewonnen, um für eine oder, wenn es tunlich war, für mehrere solcher Abteilungen die geeigneten Vorschläge zu machen. Sie hatten zu entscheiden, welche Art der Darstellung als die zweckmäßigste erschien, ob Modelle oder Zeichnungen im einzelnen Falle genügten oder ob die Erwerbung der Originalapparate zu versuchen sei. Genaue Pläne setzten die Vorschlagenden in die Lage, sich über den verfügbaren Raum eine zutreffende Vorstellung zu machen; indem sie miteinander in Verbindung traten, vermieden sie Doppelvorschläge oder Lücken, und indem sie Vorschläge über die voraussichtlich zum Ziele führende Art der Beschaffung machten, setzten sie den Vorstand in die Lage, die dazu nötigen Schritte zu tun. Da die Vorschlagenden der Natur der Sache nach vielfach Vorstände physikalischer oder technischer Sammlungen sind, denen es verhältnismäßig leicht war, die Ueberführung der unter ihrer Verwaltung stehenden geeigneten Apparate oder Modelle in das Museum zu bewirken, so erwuchs diesem aus seiner Wahl ein doppelter Vorteil, und es erhielt auf diese Art bereits eine Reihe wertvoller Gegenstände. Indem es aber nun die hinsichtlich der in andern Sammlungen befindlichen Stücke gemachten Vorschläge zur Ausführung bringen wollte, trat ihm sofort die zweite der obengenannten Schwierigkeiten hemmend entgegen.

Unerwartet war sie nicht. Sind doch die erbetenen Gegenstände Teile größerer oder kleinerer, meist öffentlicher, selten im Privatbesitz befindlicher Sammlungen und in diesen vielfach gerade deren größte Zierden. Die Vorstände dieser Sammlungen aber, die natürlich selbst Sammeleifer beseelt, hängen gerade an diesen Stücken, fühlen sich zudem ihren Vorgesetzten gegenüber und wohl auch dem die Sammlungen besuchenden — oder sagen wir bei den hier in Frage kommenden Sammlungen vielleicht besser nichtbesuchenden? — Publikum verantwortlich und werden also von vornherein geneigt sein, mit einem „non possumus" zu antworten. Vor allem aber werden sie sich nur schwer von dem Nutzen, den diese Ueberführung haben könne, überzeugen, denn auch in ihren Sammlungen steht ja der Besichtigung dieser Gegenstände nichts im Wege. Es wird demnach zu prüfen sein, welche Vorteile die Vereinigung der in Betracht kommenden Gegenstände an einem Orte ihrer zerstreuten Aufbewahrung gegenüber bietet.

Man kann wohl sagen, daß ein allgemeineres Interesse an der Geschichte der Naturwissenschaft und Technik erst vom Jahre 1876 datiert, wo im South Kensington-Museum in London eine internationale Ausstellung wissenschaftlicher Apparate ins Leben gerufen worden war. Es waren zu ihr aus allen Teilen der kultivierten Welt die Originalapparate berühmter Forscher hingeschickt, und so war es verhältnismäßig bequem, einen Ueberblick über

die Entwicklung der Wissenschaft und Technik zu erhalten. So ist es möglich gewesen, dort eine Anzahl Fragen, die bis dahin strittig waren, zu lösen; ich erinnere, um nur einiges anzuführen, an die Erfindungsgeschichte der Pendeluhr, an die Etappen in der Erfindungsgeschichte der Luftpumpe. Der englische und der deutsche Katalog jener Ausstellung sind denn auch eine Fundgrube wichtigen Materials für die Geschichte der Physik und ihrer Anwendungen geworden. In England ist man nach solchen Erfahrungen längst von der Wichtigkeit derartiger umfassender Sammlungen überzeugt, und die Art, wie im South Kensington-Museum die damals nur ein halbes Jahr dauernde Ausstellung, zum Teil durch Herstellung einer Reihe von Kopien, zu einer immerwährenden gemacht worden ist, muß als mustergültig bezeichnet werden. So befindet sich dort, um auf das bereits herangezogene Beispiel noch einmal zurückzukommen, das Modell von Galileis Pendeluhr, das deren Gangbarkeit beweist, obwohl vor noch nicht langer Zeit die Herausgeber von Huygens Oeuvres complètes behaupteten, daß diese ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sei. Ebenso besitzt Frankreich in seinem Conservatoire des Arts et Métiers eine ähnliche Sammlung, während es in Deutschland an einer solchen noch gänzlich fehlt. Sie auch unserm Vaterlande zu geben, ist der überaus glückliche Gedanke, welchem das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik seine Entstehung verdankt, und sein Gelingen bedeutet einen nicht hoch genug zu schätzenden Fortschritt. Der in der Natur der Sache liegende Nachteil muß freilich mit in den Kauf genommen werden, daß jeder, der nicht in München wohnt, dorthin reisen müßte, um in diese oder jene noch dunkle Frage Licht zu bringen. Aber im Grunde ist das ja gar kein Nachteil. Denn jetzt muß man zu diesem Zwecke oft an ganz verschiedene Orte wandern, während man in München ganz gewiß finden würde, was man braucht. Man darf dabei auch nicht übersehen, daß es bei gegenwärtiger Sachlage in den bei weitem meisten Fällen ganz unsicher ist, wohin man seine Schritte zu lenken hat. Schwerlich aber wird man, wenn man dies auch in Erfahrung gebracht hätte, eine so sachgemäße Förderung erhalten können, als dies in München möglich sein wird. Denn die vorhandenen Sammlungen älterer wissenschaftlicher und technischer Apparate pflegen nicht selbständig zu sein, sondern als ein oft nur zufälliges Anhängsel an Kunst- oder Kunstgewerbesammlungen aufzutreten. Sammlungen solcher Instrumente aus neuerer Zeit besitzen wir vollends in Deutschland noch gar nicht. Man halte nun nicht entgegen, daß der erwähnte Uebelstand ja auch im South Kensington-Museum vorhanden sei. Gewiß! Aber die Größe der dortigen Anstalt läßt jede ihrer Abteilungen doch als ein Ganzes für sich erscheinen und schließt so jene Unvollkommenheit von vornherein aus. So würde die Vereinigung der noch vorhandenen Originalapparate in München einen überaus wichtigen Fortschritt bedeuten, da bei den dort geplanten Einrichtungen die Benutzbarkeit der Apparate eine ganz andre sein würde, als sie an den Orten, an denen sie sich jetzt befinden, sein kann.

Wäre so vom wissenschaftlichen Standpunkte aus es als größter Vorteil zu bezeichnen, wenn alle in Betracht kommenden Apparate in München vereinigt würden, so würde auch das größere Publikum dadurch seine Rechnung dabei finden, daß so vielen falschen oder doch völlig unbewiesenen Annahmen aus der Geschichte der Wissenschaft und Technik endlich wirksamer entgegengetreten werden könnte wie bisher. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß sich überall da, wo ein großer Mann gelebt hat, Legenden über ihn und seine Werke bilden, die meist mit großer Hartnäckigkeit festgehalten werden. Dafür sorgt schon der an sich gewiß berechtigte Lokalpatriotismus. Es ist oft schwierig genug, sich bei wissenschaftlichen Arbeiten von solchen, meist mit großer Bestimmtheit auftretenden Ueberlieferungen frei zu machen; sie aus der Welt zu schaffen, ist kaum möglich, wenn sie sich an einen noch vorhandenen Gegenstand anheften. So hält man mit großer Zähigkeit in Kassel den in England im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegossenen Zylinder einer New-Comenschen Maschine für Papins Dampfzylinder, obwohl die bedauerliche Tatsache völlig feststeht, daß von Papins Apparaten nicht das geringste übriggeblieben ist. So glaubt man in Braunschweig eine Originalluftpumpe Guerickes zu besitzen, während es sich mit einer

an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, daß sie nachgemacht ist; glaubt man in Miltenberg, daß Janßen dort das Fernrohr erfunden habe, während der genannte Brillenmacher nie seine Heimat Middelburg verlassen hat. Wer sich aber mit der Geschichte der Wissenschaft beschäftigt, dem erwächst aus der Notwendigkeit, derartige Irrtümer bis zu ihrer Entstehung zu verfolgen und als solche nachzuweisen, eine ebenso mühsame als unerquickliche Arbeit, die jetzt immer wieder von neuem gemacht werden muß, während sie ein für allemal abgetan werden kann, wenn in dem Museum ein Mittelpunkt geschaffen ist. Wie viele Apparate entziehen sich zudem jetzt wohl noch der allgemeinen Kenntnis, die vielleicht zur Entscheidung der einen oder andern Frage von Wichtigkeit sein könnten!

Daß es in Deutschland an einem solchen Mittelpunkt bisher gefehlt hat, ist ferner nicht die letzte Ursache gewesen, daß nur noch wenige Apparate auch von Forschern aus späterer Zeit übriggeblieben sind. Hatte man doch nur selten ein Interesse daran, sie in gutem Stande zu halten. Im besten Falle wurden sie eine Zeitlang mit Pietät aufbewahrt, waren sie aber unscheinbar und alt geworden, so wurden sie nur als hinderlicher Ballast empfunden und verschwanden nach und nach als solcher. Dem kann jetzt in wirksamer Weise gesteuert werden, und man darf mit Freude darauf hinweisen, daß dank des Eingreifens des Museums die Apparate einiger zum Glück noch lebender Forscher, Hittorfs, van t'Hoffs, Feddersens, Röntgens und andrer, diesem traurigen Schicksal entgangen sind.

Den betreffenden Besitzern kann man es nun freilich nicht verdenken, daß es ihnen schwer werden wird, wertvolle Stücke ihrer Sammlung herzugeben. Aber über dem lokalen steht doch der nationale Patriotismus, und dieser scheint einen solchen hochherzigen Entschluß geradezu zu fordern. Wie oft berührt es uns schmerzlich, englische und französische Forscher auch bei uns in höchstem Grade anerkannt zu sehen, während die mindestens ebenbürtigen Leistungen deutscher viel weniger bekannt sind. Wie könnte man sonst Newton immer noch als den Größten aller Großen betrachten, der unerreicht dasteht, während ihn doch Leibniz als Mathematiker überragte, während seine optischen Versuche durchaus nicht höher stehen, wie die andrer großer Zeitgenossen auch, während es doch anderseits jetzt allgemein zugegeben wird, daß seine Ansicht über das Wesen des Lichtes den Fortschritt der Optik ein volles Jahrhundert lang gehemmt hat. In England wie in Frankreich war eben und ist auch noch das Nationalbewußtsein in viel höherem Maße entwickelt wie bei uns, beide Nationen waren ja viel früher zu einem Staate vereinigt wie wir Deutschen. Haben wir jetzt aber diesen Vorsprung jener eingeholt, so erwächst uns nun auch die Pflicht, die Dankesschuld gegen deutsche oder in Deutschland einheimisch gewordene Forscher abzutragen, und das kann nicht besser geschehen, als wenn wir die noch vorhandenen Spuren ihrer Erdentage sammeln und zum Gemeingut der Nation machen.

Nun könnte man freilich noch entgegenhalten, daß es zu diesem Zwecke genügen würde, wenn das Münchner Museum Kopien der betreffenden Apparate aufstellte, wie es darauf bezüglich der Werke von Ausländern ja doch angewiesen ist, die Apparate selbst aber an dem Orte blieben, wo sie sich bisher befanden, also meist an dem Orte, wo sie wirklich benutzt worden sind. Damit wäre freilich schon viel erreicht, aber doch keineswegs alles, was erreicht werden kann. Denn wie eine gute Kopie eines Gemäldes allerdings bis zu einem gewissen Grade zur Beurteilung seines Urhebers dienen kann, aber nicht ausreicht, um alle Eigenheiten seines Schaffens erkennen zu lassen, wofür vielmehr unbedingt das Studium des Originals notwendig sein würde, so ist es noch viel weniger möglich, Apparate oder Maschinen, die der Urheber vielleicht mit eigner Hand anfertigte, absolut vollkommen nachzubilden, und doch können gerade kleine Besonderheiten für den Beurteiler von großer Bedeutung werden. Anderseits genügen für die Betrachtung des Laien solche Kopien vollständig, und da es zur Heranbildung des Publikums ohne Zweifel von derselben Bedeutung wäre, ihnen Sammlungen solcher Apparate ebenso zugänglich zu machen wie die von Gemälden oder Skulpturen, so scheint es zweckmäßiger, die Sache umzukehren, die Originale nach München zu senden und statt ihrer vom Museum gelieferte Kopien aufzustellen. Man

täusche sich übrigens doch auch nicht über den volkstümlichen Wert solcher Sammlungen, sie erregen, worauf bereits hingedeutet wurde, beim Publikum doch immer nur ein untergeordnetes Interesse. Bei dem Entgegenkommen des Museums würde nichts im Wege stehen, diesen Weg einzuschlagen, und im Grunde handelt es sich ja im einzelnen Falle doch immer nur um einige wenige Gegenstände. Wissenschaft und Nation aber würden eine solche Tat mit lebhaftem Danke anerkennen! E. Gerland.

Literarische Berichte

Erinnerungen an Indien. Von Dr. Paul Deußen. Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhang über Religion und Philosophie der Inder. Kiel und Leipzig 1904, Lipsius & Tischer.

Beschreibung der persönlichen Erlebnisse auf einer Reise durch Indien, die der Verfasser im Winter 1892/1893 mit seiner Gattin machte, um als Kenner, Verehrer und Lehrer der indischen Philosophie auch die indischen Philosophen kennen zu lernen. Das Buch ist ein Bild seines Verfassers. Es zeigt ein merkwürdig geringes Interesse für volkswirtschaftliche, politische und alle andern praktischen Fragen, ja selbst für manche Fragen der Sprachwissenschaft und der Völkerkunde und geht, neben einer feinsinnigen Betrachtung des landschaftlich Schönen, fast ganz in dem eigentlichsten und engsten Reisezwecke auf, das Leben und die Lehrweise der Philosophen, die der Reisende unter den denkbar günstigsten Umständen in der eingehendsten Weise zu erforschen vermocht hat, zu schildern. Die Sprache ist sehr akademisch und gefeilt, wunderbar anschaulich, fast dichterisch, und fesselt auch den Nichtstudierten. Wenn in einem von der Verlagshandlung verbreiteten, etwas aufdringlichen „Waschzettel“ behauptet wird, daß das Buch vom Standpunkt der eingeborenen Inder aus den Segen und den Fluch der englischen Fremdherrschaft beleuchte, so ist dem gegenüber zu betonen, daß der Verfasser über diese ihm fernliegenden Fragen kein allgemeines Urteil abgibt. K. F.

Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn, Kipling, Gorki. Essays von M. v. Brandt. Stuttgart 1904, Strecker & Schröder.

Der Politiker M. v. Brandt bewährt auch auf dem Gebiete des literarischen Essays seinen weiten, klaren Blick, sein eindringendes Verständnis für das Geistesleben fremder Völker. Zu besonderem Dank sind wir ihm für die Abhandlung über Lafcadio Hearn verpflichtet, der, halb Grieche, halb Irländer von Geburt, Amerikaner durch seine Lehrjahre als Schriftsteller, Japaner und Buddhist nach Wahl und Neigung, ein berufener Sammler, Bewahrer und Ueberlieferer einer aussterbenden Kultur, der japanischen, geworden ist. Auch die Essays über den Polen, den Engländer und den Russen enthalten Bemerkenswertes. Es dürfte übrigens die Frage sein, ob der Verfasser nicht Gorkis Kunst, insbesondere seine dramatischen Werke, zu gering ansetzt. Br.

Goethes Kleine Freundin und Frau. Von Dr. Otto Klein. Straßburg 1904, Josef Singer.

Der Verfasser will mit seiner Schrift Goethes Gattin, Christiane geb. Vulpius, ein Ehrendenkmal errichten, er möchte der „Lebensgefährtin des großen Olympiers die ihr gebührende Anerkennung und Ehre im Herzen des Volkes schaffen“. Er stützt sich dabei auf die Zeugnisse Goethes und seiner Mutter, der Vulpius selbst und ihrer Zeitgenossen. Das Büchlein, das keinen Anspruch darauf macht, etwas selbständig Bedeutendes zu bringen, liest sich angenehm. Es dient in trefflicher Weise dazu, uns mit Goethes Frau zu befreunden. E. M.

Skizze der Entwicklung und des Standes des Kartenwesens des außerdeutschen Europa. Von W. Stavenhagen. (Ergänzungsheft Nr. 148 zu „Petermanns Mitteilungen“.) Gotha 1904, Justus Perthes.

Das Buch bietet einen gemeinverständlichen Ueberblick über die Hauptetappen des Entwicklungsganges wie über den heutigen Stand des Kartenwesens Europas mit Ausnahme des Deutschen Reiches, das eine gesonderte Behandlung erfahren wird. Das Hauptgewicht ist auf die Landkarten gelegt, indessen wird auch das Seekartenwesen, soweit es in den Zusammenhang gehört oder in einzelnen Reichen eine besonders hohe Ausbildung erfahren hat, berührt. Besonders eingehend wird über die offizielle Kartographie und hier wieder über die topographische Spezialkarte, also die amtliche Karte größten Maßstabes, berichtet, da sie alle Fortschritte des Vermessungswesens enthält, die Ergebnisse der neuesten und besten Aufnahmen bringt und

die Grundlage für alle übrigen Kartenwerke eines Landes bildet. Ein hervorragender Platz ist der Darstellung des Werdens der bedeutendsten Kartenwerke vom Altertum bis heute und deren Beurteilung eingeräumt worden. Dabei sind die Grundlagen jeder Karte, der allgemeine Stand des jeweiligen Vermessungswesens und die einzelnen Vermessungsoperationen, die Aufnahmemethoden, die Instrumente und so weiter berücksichtigt worden. Das Buch zeugt von staunenswerter Sorgfalt und staunenswertem Fleiße.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Franz Krauß. Wien, Franz Deuticke.

Die im Kampf ums Dasein groß gewordene Erfolgtheorie zerstört jede echte Moral. Der Mensch als einzelner und die Menschheit im ganzen sollen nach Güte, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit streben, weil nur so das Glück erreicht werden kann. Glück besteht in innerer Harmonie. Nach der vom Verfasser vertretenen Dekadenztheorie ist durch Verlassen der naturgemäßen Bahnen, durch egoistische Anwendung von Lüge und Gewalt eine disharmonische Beschaffenheit des Charakters entstanden, die sich vererbt, verstärkt, zu Uebeln aller Art und schließlich zum Völkertode führt. Zum Kampfe dagegen wird unser allgemein menschliches Solidaritätsbewußtsein aufgerufen, in dem Krauß den Untergrund aller Moral und Rechtsentwicklung erblickt (S. 107). Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß nur die unbedingte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit uns vor der Entartung zu bewahren vermag.

M. D.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Von Professor Dr. Anselm Salzer. Lieferung 10 bis 13. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Die vorliegenden vier Hefte führen zunächst die Darstellung der höfischen Lyrik zu Ende; dann folgen das nationale Epos (Nibelungenlied, Gudrun, die kleineren Epen), die poetischen Erzählungen (der Stricker, Pfaffe Amis, Meier Helmbrecht und so weiter), die didaktischen Dichtungen (Thomasin von Zirkläre, Freidank), die Anfänge der Prosa (Predigten, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, Urkunden, Sächsische Weltchronik). Die „fünfte Periode“ umfaßt dann die Nachblüte der Epik von Konrad von Würzburg bis zum „Teuerdank“ und „Weißkunig“, die Nachblüte der Lyrik von Ulrich von Liechtenstein bis zum älteren Meistergesange. Die Darstellung ist bei aller wissenschaftlichen Strenge und Gründlichkeit doch überall klar und lichtvoll, und auch die originalgetreuen Reproduktionen alter Schriftdenkmäler, sowohl die künstlerisch vollendeten Tafeln (jedem Hefte sind drei bis vier beigelegt), wie die zahlreichen Textillustrationen, machen das Werk zu einer sehr bedeutungsvollen Leistung.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Pädagogische Reform. Eine Vierteljahrsschrift, redigiert von Rudolf Roß. Hamburg, Verlag der „Pädagogischen Reform“. Jährlich M. 3.—.

In den Kampf für die Kunst im Leben des Kindes und für künstlerische Erziehung tritt diese neue Zeitschrift mit einem besonders scharf umrissenen Programm. Es gipfelt in dem Gedanken, daß die Frage der künstlerischen Erziehung im engsten Zusammenhang stehe mit den übrigen Problemen der Erziehung, und hat seinen klarsten Ausdruck in dem Satze gefunden: „Wir wollen eine Wiedergeburt der Pädagogik aus dem Geiste der Kunst.“ Daß damit über das Ziel hinausgeschossen würde, ist zwar sehr wahrscheinlich, läßt sich aber noch keineswegs mit Sicherheit behaupten, vielmehr wird es für alle Freunde der zweifellos wichtigen Sache interessant sein, zu verfolgen, wie weit und auf welche Weise es der „Pädagogischen Reform“ gelingt, ihr Programm durchzuführen.

Z.

Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von B. R. Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit, aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Dr. A. Heuermann. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachfolger.

Abeken, 1866 als Gymnasialdirektor in Osnabrück gestorben, stand Goethe und Schiller sehr nahe. Er war ein Lehrer von Schillers Kindern und heiratete später Schillers Cousine, Christiane v. Wurmb, dieselbe Dame, der wir die interessanten Gespräche mit Schiller verdanken. Abeken beobachtet scharf, aber liebevoll. Was er schreibt, ist anziehend und spannend. Seine Aufzeichnungen, die durch Vermächtnis an den Herausgeber übergingen, sind ein wertvolles Quellenmaterial zur Literatur unsrer Klassiker, insbesondere Goethes. Sie werden der Wissenschaft sehr willkommen sein und den Freunden der Literatur angenehme Stunden bereiten.

E. M.

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Dessoir u. Paul Menzer. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Es ist eigentlich seltsam, daß es bisher — wenigstens in deutscher Sprache — kein philosophisches Lesebuch gegeben hat; die zwei französischen Bücher, die einen ähnlichen Titel führen, haben wegen gewisser Einseitigkeiten selbst in Frankreich keine rechte Verbreitung gefunden. Jeder Gebildete hat eine ungefähre Vorstellung davon, wieviel die großen Philo-

sophen für unser geistiges Leben und die Kultur bedeuten, er empfindet, daß Plato und Aristoteles, Descartes und Spinoza, Kant und Hegel nicht vergebens gelebt haben. So entsteht wohl auch das Bedürfnis in ihm, mit den Werken dieser Philosophen bekannt zu werden. Aber er wird einen Schrecken bekommen, wenn er sich den unzähligen Bänden gegenüber sieht; er wird lieber gar nicht mit einer Arbeit beginnen, für die nur der Fachmann die Zeit haben kann, und sich auf die Berichte in den Lehrbüchern der Philosophiegeschichte beschränken. Diese Berichte können aber nie (ebensowenig wie die literarhistorischen Berichte) die Lektüre der Originalwerke ersetzen: man muß Spinoza lesen, wie man Shakespeare liest, und darf sich nicht mit dem begnügen, was gelehrte Leute darüber sagen. Das vorliegende Buch bietet nun eine sorgsam ausgewählte Blütenlese aus den Schriften der philosophischen Klassiker; es ist ein wirklich unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Gebildeten, angefangen von dem Primaner, der zum erstenmal den großen Namen der Philosophie begegnet, bis zu dem alternden Mann, der endlich die Muße für höhere geistige Tätigkeit gefunden hat. Ueber die Einrichtung des Buches braucht nur noch folgendes gesagt zu werden: Die Lesestücke fremder Sprache sind von den Herausgebern ins Deutsche übertragen worden, so daß sprachliche Schwierigkeiten nicht mehr existieren; die sachlichen Schwierigkeiten sind durch ausführliche Erläuterungen jedem Leser erleichtert worden. Es sind siebzehn Lesestücke, die von Plato bis Schopenhauer reichen; das Buch hat also eine mäßige Größe und — was gerade in diesem Fall von Bedeutung ist — einen billigen Preis. M. D.

Didaktische Ketzereien. Von Prof. Dr. H. Gaudig. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner.

In knapper, oft sentenzenartig prägnanter Form schüttet hier der Direktor der höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnenseminars in Leipzig ein ganzes Füllhorn reifer Früchte ernsten und selbständigen Nachdenkens vor uns aus, immer mit dem Zwecke, auch den Leser zu eignem Denken anzuregen und die Schule der Absicht näherzubringen, denkende Menschen zu bilden. Man braucht nicht jedem seiner Sätze zuzustimmen, aber man wird ihm doch in sehr vielem recht geben müssen. Ueber den Reichtum seiner Ausführungen, die sich von den Fundamentalproblemen der Pädagogik (Psychologie, Selbsttätigkeit, Gedächtnis und so weiter) bis auf spezielle Fragen der didaktischen Methode erstrecken, gibt das Register keinen genügenden Aufschluß: es steckt viel mehr in dem Buche, und jeder Lehrer wird es, mag er noch so kritisch lesen, mit Gewinn studieren. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 68. Bändchen: Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Theodor Volbehr. Mit 44 Textabbildungen. — 74. Bändchen: Schiller. Von Theobald Ziegler. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25 pro Bändchen.

Baer, Marie Hermes v., Irdische Engelchen und Bengelchen. Kinderbilder. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Basile, Michele, Scritti economici e letterarii. Messina, Ant. Trimarchi. Lire 3.—.

Baum, Peter, Spuk. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Der ferne Osten. Monatsschrift. Herausgegeben von C. Fink, Shanghai. Band 3, Heft 2. Jährlich M. 12.—.

Domitrovich, Armin v., Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation. Leipzig, Georg Wigand. M. 1.50.

Dramaturgische Blätter. Monatschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl Ludwig Schröder. 1. Jahrgang, Nr. 1/2. Wien. Ganzjährig M. 6.—.

Eckert, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Fournier, August, Napoleon I. Eine Biographie. Zweiter Band: Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. Wien, F. Tempsky.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. I. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. Vollständig in 26 reich illustrierten Lieferungen gr. 8° à M. 1.—. Lieferung 1. (48 Seiten). Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Froehlich, Jos. Aug., Der Wille zur höheren Einheit. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 4.40.

Fürth, Jacob, Die Dornenkrone. Drama in 4 Aufzügen. Wien, Stern & Steiner („Die Wage"). M. 3.—.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach. Brackwede. Heft 13. Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Von Prof. Dr. A. Jacobi in Tharandt. Mit 2 Abbildungen. Brackwede, Verlag von Dr. Breitenbach & Hoerster. M. 1.—.

Hondrey, Georg, Der Buckelmajor. Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Hopfner, J., S. J., Brunellen. Ein Liederstrauß. Feldkirch (Vorarlberg), F. Unterberger. M. 1.50.

Katscher, Leopold, Mit, nicht gegen einander!

Zeitgemässe und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei. M. 1.50.

Keller, Helen, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Autorisierte Uebersetzung von P. Seliger. Stuttgart, Robert Lutz. M. 5.50.

Kirchbach, Wolfgang, Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf, Verlag „Renaissance". M. 1.—.

Kuhn, Alexander, Zum Eingeborenenproblem in Deutsch-Südwestafrika. Ein Ruf an Deutschlands Frauen. Mit 25 Bildern. Berlin, Dietrich Reimer. M. 1.—.

Lichtenberger, Henri, Heinrich Heine als Denker. Autorisierte Uebersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reissner. M. 5.—.

Lie, Jonas, Der Konsul. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag.

Lohmann, Peter, Lieder. Leipzig, J. J. Weber. 50 Pf.

Meier-Graefe, Alfred Julius, Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Moderne Zeitfragen. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Nr. 1: Strafrechts-Reform. Nr. 2: Kirche, Staat und Schule. Nr. 3: Der Großstadt-Verkehr. Nr. 4: Bund für Mutterschutz. Berlin, Pan-Verlag. Jede Nummer M. 1.—.

Muschner, Georg, Carl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Einstellung. München, Georg D. W. Callwey. 50 Pf.

Pellisier, Georges, Etudes de Littérature et de Morale contemporaines. Paris, Ed. Cornély & Cie. Fr. 3.50.

Popper, Josef (Lynkeus), Fundament eines neuen Staatsrechts. Dresden, Carl Reissner. M. 2.—.

Reinhard, A., Herzenstöne. Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.—.

Ruthenische Revue. Halbmonatschrift. 3. Jahrgang. 1. Aprilheft 1905. Wien. Vierteljährlich K. 2.—.

Schiller. Eine Biographie in Bildern. Von Dr. Gustav Könnecke. Mit 208 Abbildungen und einem Titelbilde. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Schiller-Album. Mit 20 Abbildungen aus dem Leben des Dichters. Dresden, Schiller-Verlag. 50 Pf.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Lutz. M. 2.50.

Schiller-Gedenkbuch. Zusammengestellt von Eleonore Bojanowski, ausgestattet im Charakter damaliger Zeit. Mit Bildnis Schillers. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Gebunden M. 3.60.

Schiller-Porträt. Farbige Faksimile-Wiedergabe des im Schiller-Museum zu Marbach befindlichen Gemäldes von Ludovike Simanowiz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Aufgezogen auf Karton M. 1.—.

Schillers Gedichte. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Neue wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben von Ed. von der Hellen. Band 2, 3, 8, 16. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gebunden M. 2.— pro Band.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Mit einem Bildnis. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.—.

Siegert, Georg, Der Autokrat. Historische Tragödie. München, J. A. Finsterlin Nachf.

Spielmann, Dr. C., Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der gelben Gefahr. Halle a. S., Hermann Gesenius. M. 3.20.

Tovote, Heinz, Klein Inge. Novellen. 2. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—.

Unsere Haustiere. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Tierfreunde herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett. Mit 18 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vollständig in 20 Lieferungen à 60 Pf.

Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XIII. Jahrgang. 3. Stück. Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. Von Dr. Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.50.

Wacha-Wachtl, Heinrich, Ein Stück aus dem Leben. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Webers Illustrierte Katechismen. Band 91: Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte Auflage. Von Dr. R. Eisler (M. 3.50). — Band 253: Deutsche Kulturgeschichte. Von Dr. R. Eisler (M 3.—). Leipzig, J. J. Weber.

Weislein, Karl, Myrten und Cypressen. Zwei Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Wrangell, F. v., Abweichende Ansichten. Leipzig, Georg Wigand. M. 1.50.

Wrangell, F. v., Russlands innere Lage. Leipzig, Georg Wigand. 50 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Hervorragendes

Prachtwerk!

Alpine Majestäten

Das prächtigste alpine Bilderwerk!

4 komplette Jahrgänge.

Preis elegant in Leinen gebunden pro Band M. 18.—

Preis in einzelnen Lieferungen pro Jahrgang M. 12.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Illustrierte Prospekte mit glänzenden Pressurteilen gratis.

Verlag der Vereinigten Kunst-Anstalten, A.-G., MÜNCHEN.

Kinder wie Perlen des Taues geboren
Bleiben dem Vaterland ewig verloren
Ueber der See, über der See!

Sitzen am fernen korallenen Strande,
Warten und wandern im goldenen Sande
Ueber der See, über der See!

Denken der alten, liebseligen Sage,
Glückes und Leides entschwundener Tage
Ueber der See, über der See!

Heben, wenn Wandern und Warten zu Ende,
Einmal im Sterben noch betende Hände
Ueber die See, über die See!

Aus „Fürst und Künstler", Festkomödie zur Schillerfeier von Dr. Karl Gengnagel.

„Schönste Dichtung seit Goethe." Prof. S.
„Wunderbare Verse." Der Bund.

Leipzig, Schäfer & Schönfelder.

Preis Mk. 1.20.

Peips Taschen-Atlas
über alle Teile der Erde. 60 Haupt- u. 70 Nebenkarten. Geb. M. 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bitte kostenlos Katalog zu verlang. üb. d. best. **Eierleger** d. Welt, trag- u. zerlegb. **Geflügelhäuser** bess. w. Steinbau, tausende i. Betr., **Brutapparate** höchstpräm. üb. d. ganze Erde gelief., **Bruteier** all. Rass., ration. **Futtermittel**, **Geflügelzucht-Werke** rc. Fabrikat. sämtl. **Zuchtgeräte**, f. jed. Züchter wichtg., sichern höchst. Ertrag.

Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

NEU! Soeben erschienen: **NEU!**

Das Matterhorn

Von **Guido Rey**

Mit Vorwort von Edmondo de Amicis,
37 Zeichnungen von Edoardo Rubino
und 11 Abbildungen nach photographischen
Aufnahmen
Geheftet Mark 18.—, gebunden Mark 20.—

Aus der Geschichte der geographischen und ästhetischen Erschliessung der Alpen wird hier einer der anziehendsten und lehrreichsten Abschnitte von dem italienischen Verfasser mit der Gründlichkeit des Gelehrten und der Darstellungskraft des Dichters vorgeführt. Die Ausstattung ist eine besonders reiche und gediegene, und von den vielen, durchweg künstlerischen Abbildungen geht auch auf den Beschauer etwas von dem Zauber über, den der imposanteste und eigenartigste aller Gipfel der europäischen Alpenwelt auf alle ausübt, die ihn je über seine herrliche Umgebung emporragen sahen.

Für Freunde der Alpenwelt und alpiner Touristik.

Digitized by Google

mußte, fühlte er sich aufgefordert": Die Vielgestaltung der Pflanzenwelt in einer einheitlichen Form zusammenzufassen. In Italien nun und Sizilien, wo ihn die Pracht und Mannigfaltigkeit der Flora zuerst mächtig erregt, tritt auch alsbald dies Bedürfnis mit ganzer Kraft hervor. Eine Pflanze, eine Urpflanze, in der sich das, was in allen den unendlich verschiedenen vorhanden, darstelle, worin sich die Einheit alles Pflanzlichen offenbare, suchte er in Sizilien. Seine Hoffnungen, sie da zu finden, wurden nicht erfüllt. Was er aber für das Pflanzenreich nicht gefunden hatte, das fand er für die Pflanze selbst: Nicht die Pflanze, die alle Pflanzen repräsentiere, sondern den Teil der Pflanze, der in jeder Pflanze die ganze Pflanze repräsentiere: „die ursprüngliche Identität aller Pflanzenteile".[1] „Die uns in die Sinne fallenden organischen Teile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind alles identische Organe, die durch eine Sukzession von vegetativen Operationen nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden".[2]) Das Blatt ist die typische Urform, aus der durch Metamorphose die ganze Gestalt der individuellen Pflanze sich herausbildet. Seine im Jahre 1790 veröffentlichte Lehre von der Metamorphose der Pflanze, in einer besonderen Abhandlung niedergelegt, ist heute, meines Wissens, voll und ganz von der Botanik übernommen. Wenn wir nach Verlauf eines Jahrhunderts und mehr zu der Erkenntnis vorgedrungen sind, daß nicht das Blatt das letzte Einfache ist, woraus durch Metamorphose die Pflanze sich aufbaut, sondern auch dieses wie jedes Organ der Pflanze aus einer zur Einheit verbundenen Summe von Zellen und diese nunmehr als die elementare organische Grundform anerkennen, so werden wir darum Goethes Verdienst nicht unterschätzen, ein wesentliches Prinzip in der Entwicklung des Individiums für die Pflanze bereits erkannt und bestimmt ausgesprochen zu haben: Das Vielfache, Mannigfaltige seiner Bestandteile ist Wiederholung und Umbildung des Einen und Einfachen.

Nach der Entdeckung der Metamorphose lag es Goethe nahe, auch in den Insekten, deren so wunderbare Umbildung von alters her bekannt ist, den Vorgang der Metamorphose einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Auch hier betont er wieder, wie aus den ursprünglich gleichen Teilen, den Leibesringen, aus denen die Larve, die Raupe, zusammengesetzt ist, die so verschieden gestalteten Teile sich heraus- und umbilden: der Kopf mit den Fühlhörnern, die Brust mit den Flügeln und Füßen, während in den Hinterleibsteilen die Ringe erhalten bleiben. Die Idee der Metamorphose läßt ihn nicht los, sie durchdringt, ja man könnte sagen, beherrscht fortan seine Naturanschauung so, daß sie auch bei der Betrachtung der höheren Tiere unwiderstehlich sich geltend macht. Daraus wird uns verständlich, wie ihm plötzlich die Identität des Schädels und der Wirbelsäule aufging; zweier so verschieden erscheinender Gebilde wie Blumen-

[1]) 36. 87.
[2]) 36. 331.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 625 437
Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

image
not
available

Diese Dame versprach, dem Marschall alle Mitteilungen zuzustellen, die ihr von der Gesandtschaft übergeben worden waren; sie hoffte, bei ihrer Rückkehr von Metz die Erlaubnis zu erhalten, abermals durch Belgien zu reisen, und wollte uns alsdann bei der Durchreise Einzelheiten über die Lage in Metz mitteilen. Ich werde mich sofort damit beschäftigen, Mittel und Wege zu finden, um der preußischen Armee Kenntnis zu verschaffen von den neu eingetretenen Tatsachen und von der Stellungnahme der neuen Regierung in bezug auf Deutschland.

Morgen, Freitag, um 1 $1/2$ Uhr werde ich eine Audienz beim König haben.

Tachard.

Am folgenden Tage berichtet Tachard an Jules Favre über seine Audienz, die er beim König der Belgier hatte. Er sei sehr liebenswürdig empfangen worden und habe Gelegenheit gehabt, sich dem König gegenüber über Frankreichs Stellung auszusprechen. Paris, habe er gesagt, werde Europa in Erstaunen setzen durch die Energie seines Widerstandes. Kein Mitglied der Regierung werde sich dazu verstehen, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, der geeignet wäre, den jetzigen territorialen Besitzstand Frankreichs zu schmälern. Welches auch die Triumphe Preußens sein würden, nie werde es ihm gelingen, aus Frankreich ein zweites Polen zu machen. Das einzige Mittel, einen dauerhaften Frieden herzustellen, würde das sein, Frankreich nicht zu demütigen. Das Interesse der Neutralen müsse sie dahin führen, vom König von Preußen das Aufgeben der gegenwärtigen Forderungen zu verlangen.

Der König habe darauf seine Friedensliebe betont, schiene sich aber von einer europäischen Intervention kein großes Resultat zu versprechen.

Tachard berichtet weiter, daß zahlreiche Verwundete aus Sedan eingetroffen und in zwei Lazaretten sehr gut untergebracht worden seien. Die unverwundet Uebergetretenen werden im Lager von Beverloo interniert.

Verschiedene Gerüchte über einen Ausfall Bazaines und Vormarsch auf Carignan sind im Umlauf, so daß sich Tachard veranlaßt sieht, den Gesandtschaftsattaché, Mr. d'Ormesson, an die Grenze zu schicken, um Nachrichten darüber einzuziehen. Dieser berichtet am 19. September aus Luxemburg: „Ich werde morgen jemand aus Thionville sehen. Nichts Gewisses über die letzte Unternehmung Bazaines. Ein Agent aus Paris ist in Thionville angekommen; er hofft, die preußischen Linien nach Metz passieren zu können."

Am 20. September richtet Tachard zum erstenmal seinen Bericht an den Delegierten des „Gouvernement de la défense nationale" in Tours. Es war dazu Graf Chaudordy bestimmt worden, da Jules Favre selbst in Paris zurückblieb.

Am 21. September meldet Tachard nach Tours die Rückkehr seines Attachés d'Ormesson von seiner Mission an der Grenze.

Er schreibt am 21. September „an den Justizminister, Delegierten des Gouvernement de la défense nationale in Tours":

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image
not
available

entfernt worden; der feindliche Verlust mehr als 20000 Mann. Am 27. die Preußen bis nach Boulay zurückgeworfen.

Gestern, 29., Gerücht verbreitet von einem Erfolge Bazaines; die Preußen flüchten bis nach Briey. Bazaine, Canrobert, Bourbaki, Ladmirault, Garnier, Henry und Jarras befinden sich wohl. Der Marschall Leboeuf, immer verwegen, ist bei den Soldaten rehabilitiert; Frossard hingegen wird wegen Nachlässigkeit getadelt. Die Obersten Boyer und de Bergh befinden sich wohl. Der General Decaen, den man für wiederhergestellt hielt, ist am Starrkrampf gestorben, als er das Geschützfeuer hörte. Die Republik ist in Metz proklamiert; seitens der Bevölkerung mit mäßiger Begeisterung aufgenommen: einige Illuminationen. Die Armee sympathisch, Ansicht Bazaines unerforschlich. Hier glaubt die diplomatische Welt nach wie vor, daß Bismarck die Idee einer Regentschaft Napoleons IV. durch den ruhmreichen (glorieux) Bazaine nicht aufgibt. Man sagt, daß ihm Eröffnungen aus Wilhelmshöhe, mit der Einwilligung des Prinzen Friedrich Karl, zugegangen seien. Napoleon hofft nach wie vor auf ein Plebiszit der Landbevölkerung.

Der Zahlmeister von Longwy hat in Lille das Geld und die Kleidungsstücke gefunden, deren er bedurfte.

Teilen Sie Lescene mit, daß ich alle Unterhändler, die Waffen anbieten, nach London gewiesen habe. Tachard.

Besondere Sorge verursachten Tachard die Zusammenkünfte und Besprechungen von bonapartistischen Parteigängern, die teils wirklich, teils angeblich auf belgischem Boden stattfanden. So schreibt er am 30. September nach Tours:

T. c. Brüssel, 30. September 1870 (4 Uhr abends).

Der französische Gesandte an den Delegierten der Regierung in Tours.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die bonapartistischen Umtriebe, die Bazaine und die Regentschaft zum Gegenstand haben. Man setzt seine Hoffnung auf Bazaine, obgleich er nichts versprochen habe: ‚il écoute‘. Die Unterhandlungen währen fort. Conti [1]) bereitet hier eine Broschüre vor, deren Korrekturbogen nach Wilhelmshöhe geschickt werden. Man rechnet auf unsre Landbevölkerung für eine Volksabstimmung nach der siegreichen Rückkehr des zum Regenten ernannten Bazaine“ und so weiter.

Eine Stelle aus einem Bericht, den Tachard am 4. Oktober nach Tours richtet, sei hier kurz erwähnt, weil sie den Beweis liefert, daß er gut informiert war; er schreibt: „Nachstehend eine verbürgte Aeußerung Bismarcks: ‚Wir denken nicht daran, Paris heute schon anzugreifen; wir wollen die Pariser in ihrem eignen Fette schmoren lassen.‘ Dieser Ausspruch datiert aus den letzten Tagen:

---

[1]) Conti war Staatsrat und Kabinettschef des Kaisers. Eifriger Vertreter der bonapartistischen Partei.

image
not
available

image
not
available

image
not
available

image not available

image
not
available

erstreckte; dahinter lag noch Freiland, Uferstrecken, die zum Bleichen und Wäschetrocknen benutzt wurden. Von hier aus gelangte man zwischen wehender Wäsche und grasenden Gänsen in den Park des Japanischen Palais. In diesem Garten, erzählte Lazarus, entstand ein beträchtlicher Teil des „Leben der Seele“, und da Auerbach während desselben Sommers sein „Barfüßele“ schrieb, lasen wir einander dort im Grünen unsre Kapitel vor.

Otto Ludwig also bewohnte seit Oktober 1853 ein bescheidenes Gartenhäuschen in der äußeren Pirnaischen Gasse. Wir trafen uns fast immer in der ländlichen Idylle des Elbufers oder im wohlgepflegten Park. Unsre Gespräche behandelten besonders religiöse und biblische Themata, und durch das Gefühl religiöser Gemeinschaft wurde die Freundschaft noch fester und der Verkehr reger.

Die biblischen Kulturstudien, denen Ludwig mit Eifer oblag, fanden in Lazarus einen verständnisvollen Beurteiler. Der Dichter, von dem Philosophen ermutigt, trug sich mit großartigen Plänen zu alttestamentlichen Helden, die, wenn ihm Gesundheit beschieden worden, sie auszuführen, die „Makkabäer“ vielleicht übertroffen hätten. Aber von all den wogenden Entwürfen ist nur weniges ausgereift. Das erbarmungslose Geschick hatte diesen Feuergeist mit Kränklichkeit des Körpers gefesselt. Der Bedauernswerte war von einer erschreckenden Nervosität; sie äußerte sich in merkwürdigen Erscheinungen, zum Beispiel, daß er nicht neben jemand gehen konnte, sondern immer voran oder hinterher. Wenn der mit ihm Wandelnde dies vergaß und an seiner Seite blieb, trat ein schmerzlicher Ausdruck in seine Züge; er erblaßte, blieb stehen, und der Faden der Rede war zerrissen. Es war unglaublich, aber wahr, daß er selbst mit seiner Braut nach der Trauung nicht Seite an Seite aus der Kirche gehen konnte, sondern daß das Paar hintereinander den Weg zur gemeinsamen Wohnung antrat. Es war dies aber kein böses Omen für ihre Ehe geworden — sie war sehr glücklich, obwohl von Entbehrungen oft genug getrübt. Wie ganz anders hätte sich des schwergeprüften Dichters Los und Tätigkeit entfaltet, wenn er weniger Sorgen gehabt hätte! Später erhielt er von der Schillerstiftung 500 Taler, damals ein schönes Stück Geld, das von des Dichters bescheidener Häuslichkeit das Gespenst der Not fernhielt. Ludwigs Schicksale und ähnliche andre hatten bei Julius Hammer und Lazarus den Gedanken einer Stiftung zugunsten bedürftiger Dichter immer mehr zu einem ausgedehnten Plane verdichtet; um dieselbe Zeit entstand derselbe Gedanke auch in andern Köpfen, und durch vielseitige Besprechungen gewann die Sache greifbare Gestalt. Obwohl es nicht leicht war, geistig selbständige und reformatorisch gesinnte, aber in ihrem Eifer oft auseinander strebende Männer zu gleicher Meinung und Uebereinstimmung zu bringen, kam doch ein Komitee zustande, das unter andern den ungemein rührigen Provinzialschulrat Dr. Karl Bormann (1802 bis 1882) und den „alten Zabel“, den verdienstvollen Redakteur der „Nationalzeitung“ in Berlin, zu seinem Vorstande zählte. Am fünfzigjährigen Todestage Schillers erschien ein Aufruf, der in ganz Deutschland den wärmsten Widerklang fand, und am 1. Oktober desselben Jahres

Digitized by Google

image
not
available

kreise stammt und auf einen bestimmten Fachkreis beschränkt bleibt, sondern aus dem Gesamtgeist der Nation, aus der Volksseele entstammt und wiederum auf das ganze Volk zurückwirken will, sie bildet die Nationalliteratur!"

Man bedauerte später, daß die improvisierte Rede des jungen Völkerpsychologen nicht stenographiert wurde. Das spontane Einsetzen seiner eignen Ueberzeugung zur Erreichung eines zugleich idealen und praktischen Zieles schlug durch; der Paragraph wurde verworfen und ein neuer formuliert, dessen Fassung Lazarus' Worten entsprach. Das „Schöne" machte bereitwillig dem umfassenderen „Nationalen" Platz, und dieser einschneidenden Aenderung ist es zu danken, daß Tausenden von vaterländischen, um das Gedeihen des Volksgeistes verdienten Schriftstellern und Denkern eine Erleichterung ihres oft so sorgenvollen Daseins geboten werden kann — zur Ehre der deutschen Nation![1]) Hätte sie es zum Beispiel wohl missen mögen, daß ein Ludwig Feuerbach in seinem invaliden Alter von der Schillerstiftung Ehrengaben empfangen hat?

Die Energie des jungen Berliner Kollegen hatte ihm im Nu die Herzen der Teilnehmer gewonnen. „Wie die Kletten hingen sie mir an!" bemerkte Lazarus halb belustigt, halb gerührt.

Major Serre (1789 bis 1864) hatte die Komiteeleute und ihren Anhang in ein Klublokal geladen, das entweder „Fraternitas" oder „Harmonie" hieß, also dem brüderlichen Festabendessen entsprechend, das die Gemüter nach dem anstrengenden Arbeitstage belohnen sollte. Selbstverständlich wurden Reden gehalten und mußte auch der Paragraphenumstürzler wieder heran. Er beleuchtete die Frage: „Was ist Schiller, und was ist uns Schiller?" — Welche anmutige Episode sich nach der Rede „unsers Lazarus" abspielte, an die Wietersheim anknüpfte, ist hier nicht der Ort zu berichten; genug, die Stimmung war eine allseitig gehobene. Nach dem Fest begab man sich in corpore ins Englische Café, von dort zog man in die berühmte Dauchsche Bierstube, wo um Mitternacht herum die Fröhlichkeit immer redseliger wurde und die Witze und Scherze in den Tabakswolken nur so umherschwirrten. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue gesucht, und schon dämmerte der Morgen, als noch ein Dutzend der Muntersten sich gegenseitig nach ihren Wohnungen begleiteten. Aber es dauerte lange, ehe man ankam; denn fortwährend blieben lebhaft debattierende Gruppen stehen, um noch stante pede allerhand ästhetische, literarische, ethische und humanitäre Grundprinzipien zu erledigen und völkerpsychologische Fragen zu erörtern, die bei den national so verschieden gefärbten, aus allen Teilen des noch kleinstaatlichen Deutschlands zusammengekommenen Komiteeleuten gewissermaßen in der Luft lagen.

Glücklich, wer solche Minuten kennt, in denen man durchaus nicht

[1]) Nach den Worten des Statuts dient die Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller (nebst deren Hinterbliebenen), die „für die Nationalliteratur, mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften, verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solcher, die sich dichterischer Formen bedient haben".

Digitized by Google

image
not
available

Vom 1. Oktober 1855 an, dem Tage, da das Schillerstiftungskomitee das Fundament zu dem Baue legte, der 1859 durch die offizielle Konstituierung der Schillerstiftung vollendet wurde, ist Lazarus ihr treu geblieben. Als die Sitzungen in Berlin stattfanden, war er regelmäßig anwesend, wenn er nicht verreist war; häufig fanden sie in seiner eignen Wohnung statt. Im Vorstand war er von 1855 bis 1860, da er als Professor nach Bern berufen wurde, und nach seiner Rückkehr wurde er 1868 an Stelle des Hofschauspielers Berndal Beisitzer des Berliner Zweigvereins. Im November 1875 — nach Zabels Tode — wird er Vizepräsident, und als Vormanns Nachfolger rückt er zum Präsidenten auf. Als solcher gewann er die größte Freiheit, noch mehr als bisher für die Schillerstiftung zu wirken. Er war geradezu erfinderisch im Herbeischaffen von Geldmitteln, in Anspornung der Gleichgültigen, in Anfeuerung der Wohlhabenden zu Geldspenden und Anwerbung von Mitgliedern. Bei Todesfällen, Gedenk- und Freudentagen ergriff er stets die Initiative, Stiftungen zu veranlassen; so ist auch die von Daniel Leßmann seinem Zutun zu danken. Unvergeßlich ist mir, wie im Winter 1896 bis 1897, als wir uns in Nizza aufhielten, seine sonnige Liebenswürdigkeit und Humanität es einem dort ansässigen, aus Deutschland stammenden, menschenscheuen Sonderling (J. P.) angetan hatten. Er wünschte ihm bei seinem Weggang eine persönliche Freude zu machen, und dies geschah auf Lazarus' Wunsch durch eine Zuweisung von 10000 Mark an die Schillerstiftung.

Lazarus war auch einer der eifrigsten, wenn es galt, Theatervorstellungen oder Vorträge zugunsten der Schillerstiftung anzuregen, und er selbst war einer ihrer glänzendsten Redner. Es ist kaum mehr festzustellen, wie oft er für sie öffentlich geredet. Bereits im Februar 1859, als ein Zyklus von Vorträgen für die Schillerstiftung veranstaltet wurde, sprach er in Berlin über die „Wirkung des Komischen" und am 11. November desselben Jahres in einem literarischen Festkreise über Schillers nationale und humanitäre Bedeutung. Beim Festmahl, das nach der Enthüllung des Schillerdenkmals in Berlin (1871) stattfand — Rudolf Virchow brachte Reinhold Begas ein Hoch —, war wiederum Lazarus der offizielle Redner, und als es galt, das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Schillerstiftung zu begehen, hielt er auf ausdrücklichen Wunsch des Großherzogs von Weimar dort am 10. November 1884 die Festrede, die ein Beitrag zu ihrer Geschichte und zugleich ein Mahnruf ist, die gute Sache zu unterstützen. Insbesondere nahm Lazarus Gelegenheit, sich einmal direkt an die Frauen zu wenden: „Noch haben die deutschen Frauen, das darf ich in Gegenwart so vieler offen sagen, ihre Schuldigkeit nicht getan. Wenn sie auch hin und wieder eine Träne vergossen, so bedeuten zwar Tränen Perlen, diese aber haben keinen marktgängigen Preis; sie gewinnen ihn sofort, wenn aus den Tränen ein Wille, ein Entschluß hervorgeht, dem Gefühl die Tat folgen zu lassen; ich hoffe, daß die deutschen Frauen sich dazu erheben werden, daß sie vor allem das Werk der Stiftung in die Hand nehmen. Sie sind der Hort der deutschen Bildung: die Wissenschaft eignet vorzugsweise den Männern, allgemeine Bildung, Hin-

Digitized by Google

image
not
available

Die Schillerstiftung zahlte um die Wende des Jahrhunderts zirka 46000 Mark Pensionen, und mit sonstigen Zuwendungen und Unterstützungen betrug die Gesamtsumme ihrer Ehrensolde etwa 62- bis 63000 Mark. — Unter den Empfängern nennen die Jahresberichte die bekanntesten Namen, und zwar in voller Oeffentlichkeit; denn das schöne Prinzip, daß die Zuwendungen der Schillerstiftung nicht „Unterstützungen", sondern Ehrensolde sind, die dem Empfänger zur Auszeichnung gereichen, ist seit 1869 konsequent festgehalten worden. Wenn Nachkommen von Auerbach, Benedix, Bodenstedt, Eichendorff, Gutzkow, Julius Hammer, Herder, Ludwig, Mörike, Rückert lebenslängliche Pensionen beziehen, auch eine Enkelin Bürgers um des Namens willen, den sie trägt, wenn unter den auf ein oder mehrere Jahre bewilligten Pensionen, deren Aufzählung fast zwei engbedruckte Großquartblätter des Jahresberichts füllt, für einen Enkel Emil Palleskes ein „Erziehungsbeitrag" sich findet, so erkennt das denkende Gemüt darin nicht ein beschämendes Geschenk, sondern ein Stück realisierter Gerechtigkeit.

So hat die Schillerstiftung Tausende getröstet, vielen geholfen und manchen vor dem Untergang gerettet. Wieviel typisches Elend enthüllt folgender Brief:

Hochverehrter Herr Professor!

Als ich vor drei Monaten obdachlos und verzweifelnd an Sie schrieb, besaß ich noch einen Roman, für den ich 7- bis 800 Mark haben mußte, aber ich bot ihn drei Verlegern für 300 an. *** offerierte ich endlich den Roman für 250 Mark. Umgehend erhielt ich die Antwort: Ich behalte das Manuskript ungelesen, aber für 120 Mark. — Schon am folgenden Tage erhielt ich 100 Mark, zwei Tage später noch 20. Ich segne den Mann dafür... Konnte ich doch jetzt meine Wohnung bezahlen, zwei Monate mich mit kleinen Arbeiten erhalten. Allein ich habe nun wieder 75 Mark Pension (in der Klinik) zu zahlen und bringe allerhöchstens 45 durch Arbeiten auf. Ist es möglich, mir noch 30 Mark aus der Schillerstiftung recht bald zuzuwenden? Ich bin sonst wieder ohne Obdach."

Der Schreiber gehört zu den strebsamsten und gebildetsten Schriftstellern; eine feine Natur, früher eine vornehme Erscheinung, jetzt ein armer Greis, dessen letzte Lebenstage wohl von der Schillerstiftung vor gar zu arger Entbehrung geschützt sein werden. Aber man sieht, Wellers 1859 gedichtete Klage ist auch heute noch nicht übertrieben:

„Vier kahle Wände unter niedrem Dach,
Ein Tisch, ein Stuhl, ein hartes strohern Bette,
Ein bleicher Mann im drückenden Gemach:
Wer kennt sie nicht, die deutsche Dichterstätte?"

Im Jahre 1784 schrieb Schiller an Frau v. Wolzogen: „Wenn ich mir denke, daß vielleicht in hundert Jahren, wenn mein Staub lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung

zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Die Schillerstiftung will des Dichters Wunsch auch in einem von ihm nicht geahnten Sinne erfüllen. „Möchte doch das Schicksal Schillers auch für die Stiftung vorbildlich werden: daß sie nach hartem Ringen den Sieg gewinnen, dem Volksgemüt vertraut und allen deutschen Herzen teuer sein wird!"

S. M. S. „Arkona" im deutsch-französischen Kriege

Von

Freiherrn v. Schleinitz, Vizeadmiral a. D.

(Schluß)

Als ich am 27. September behufs eigner Orientierung und gleichzeitigem Einlaufen der reparierten Schraubenwellenlager (ein solches Einlaufen der Lager muß wiederholt stattfinden, bevor man sich darauf verlassen kann, daß sie nicht wieder heiß werden) in See zu gehen beabsichtigte und dies dem Gouverneur hatte melden lassen, empfing ich ein Schreiben unsers Konsuls folgenden Inhalts:

„I was told yesterday in confidence, that the Commander of the ‚Montcalm' had stated to the Governor, that he found himself placed in a very unpleasant position, as some of his officers were republicans, that he should do his best to preserve the strict observance of the Neutrality of the Port, but that he might not be able to observe the 24 hour law."

Da die an und für sich schon genügend bedenkliche Lage der „Arkona" durch diese Ankündigung noch erheblich verschlimmert wurde, richtete ich im Interesse der Sicherheit des mir anvertrauten Schiffes sofort das folgende Protestschreiben an den Konsul:

„In ergebener Erwiderung Ihres vertraulichen Schreibens von heute, durch welches Sie mich davon in Kenntnis setzen, daß der Kommandant des französischen Panzerschiffes „Montcalm" Seiner Exzellenz dem Herrn Gouverneur erklärt habe, er möge nicht imstande sein, das 24-Stundengesetz neutraler Häfen in bezug auf die „Arkona" innezuhalten, darf ich bitten, Seine Exzellenz darauf aufmerksam zu machen, daß der leiseste Versuch des französischen Schiffes, die portugiesische Neutralität zu verletzen, wenn er nicht vom portugiesischen Gouvernement verhindert wird, nicht nur der Norddeutschen Regierung Grund zu ernstesten Klagen gegen die portugiesische Regierung, sondern das Recht geben würde, von letzterer Kompensation für allen Schaden zu fordern, der aus de[illegible] Nichtverhindern des Neutralitätsbruches entstehen könnte."

Ich dürfe vom Gouverneur einer befreundeten Macht erwarten, daß, [illegible] der Kommandant des französischen Schiffes seine sehr eigentümliche Erklä[illegible] abgab, er dieselbe sogleich zurückgewiesen habe, und möchte mir daran [illegible]

innern erlauben, daß es Pflicht desselben sei, einen Bruch der Neutralität eventuell durch Anwendung von Gewalt zu verhindern. Ich müsse sogar weiter gehen und sagen, daß, wenn der französische Kapitän erklärt haben sollte, er sei in Rücksicht auf die Zustände auf seinem Schiffe außerstande, die Neutralität aufrechtzuerhalten, Seiner Exzellenz meiner Meinung nach die Pflicht zufalle, entweder das französische Schiff zu entwaffnen oder ihm nicht länger zu gestatten, in den neutralen portugiesischen Gewässern zu verbleiben. Natürlich zweifelte ich nicht daran, daß Seine Exzellenz bereits eine Antwort in diesem Sinne erteilt und solche Schritte in dieser sehr wichtigen Angelegenheit getan habe, wie seine Pflicht der Neutralität und sein bisher erwiesenes unparteiisches Entgegenkommen es voraussetzen lasse. Trotzdem wäre es gut, wenn er (der Konsul) meine obenausgesprochene Auffassung der Sache dem Gouverneur vertraulich zur Kenntnis brächte. Im übrigen müsse ich die ganze Verantwortung aller Folgen, die aus einer Vergewaltigung der Neutralität durch den französischen Panzer sich entwickelten, Seiner Exzellenz überlassen." [1])

Nach Empfang dieses Schreibens teilte mir der Konsul mit, der Gouverneur sei nur indirekt und privatim von der Aeußerung des französischen Kapitäns unterrichtet worden und habe daher derselben keine offizielle Folge geben können. Der französische Konsul habe ihm ferner soeben vertraulich mitgeteilt, daß der Kapitän des „Montcalm" deshalb das 24-Stundengesetz beim Verlassen der „Arkona" nicht respektieren wolle, weil er befürchte, die „Arkona" könne innerhalb dieser Zeit französische Handelsschiffe aufbringen. Da dem Kapitän des „Montcalm" ohne Zweifel sehr wohl bekannt war, daß den deutschen Kriegsschiffen das Aufbringen von Handelsschiffen untersagt ist, so kann obiges nur als ein Vorwand angesehen werden. Der eigentliche Grund für die Drohung ist wohl, daß das Bewachen der „Arkona" der französischen Marine anfängt sehr unbequem zu werden, denn es scheint, daß dafür verschiedene Schiffe der französischen Marine nötig erachtet wurden, und da diese vermutlich keine Panzerschiffe sind, befürchtet der französische Kapitän, die „Arkona" könne eins derselben angreifen, bevor die 24 Stunden abgelaufen sind, die ihm nach den Neutralitätsbestimmungen das Eingreifen nicht gestatten.

Mit dem Vorrücken der Jahreszeit fing die Witterung an außerordentlich stürmisch zu werden, und zwar kamen die Stürme meist aus der Richtung der gänzlich ungeschützten Seite der Horta-Reede. Da mir infolge der Verwendung von zwei Ankerketten zur Panzerung der Schiffsseiten nur noch zwei Anker zur Verfügung stehen und einer derselben unbedingt reserviert werden muß, hat die „Arkona" diese heftigen Stürme vor einem Anker abzureiten, was nur durch fast fortgesetztes Andampfen gegen den Sturm mit der Maschine zu ermöglichen ist. Dies hat leider einen großen Kohlenverbrauch zur Folge, so daß beständig neue Kohlen eingenommen werden müssen.

---

[1]) Das Schreiben ist aus dem Englischen übersetzt, da die Korrespondenz mit dem deutschen Konsul, weil dieser Amerikaner und der deutschen Sprache nicht mächtig war, in englischer Sprache geführt wurde.

image
not
available

durch seine Vermittlung, wie man sage, noch ferner deutsche Handelsschiffe vom Ausbruch des Krieges benachrichtigt würden, er gegen ein feindliches Vorgehen von seiten der französischen Kriegsschiffe durch das britische Konsulat keinen Schutz zu gewärtigen habe. Die Folge hiervon war, daß der Kapitän des „Albion“ die weitere Dienstleistung für uns verweigerte und am 8. Oktober nach England zurückkehrte. Es war dies insofern nicht mehr von großer Bedeutung, als angenommen werden konnte, daß die jetzt noch die Azoren passierenden heimkehrenden Handelsschiffe bereits vor Verlassen ihres Ausgangshafens vom Ausbruch des Krieges unterrichtet gewesen, also auf ihrer Hut sein würden.

Die Witterung wurde immer schlechter, so daß das Landen bei Horta schwierig war und der Verkehr mit dem Lande fast ganz aufgegeben werden mußte. Wiederum wurden einige Kriegsschiffe in weiterer Entfernung von der Insel aus gesichtet, von denen ein eingekommener amerikanischer Walfischfänger berichtete, daß es französische seien. Infolge des hohen Seeganges auf der Reede mußte beständig mit Feuer unter den Kesseln gelegen werden. Mein Tagebuch bemerkt hierzu: „Die Lage der ‚Arkona‘ ist in keiner Weise eine angenehme: auf ganz unsicherer Reede in schlechtester Jahreszeit, vollständig isoliert, mit ganz spärlichen und ungenauen Nachrichten über die Ereignisse im Vaterlande, von überlegenen feindlichen Streitkräften bewacht, deren Willen, die portugiesische Neutralität der ‚Arkona‘ gegenüber zu respektieren, seit Errichtung der französischen Republik alle Tage zweifelhafter wird.“ Ich beschloß angesichts dieser Sachlage und da ich hier der deutschen Sache jetzt noch kaum etwas nutzen konnte, sobald der Krankenstand meiner Besatzung, der meist über 30 Köpfe betrug, sich etwas gebessert haben würde, die Azoren zu verlassen, um einen Hafen aufzusuchen, der größere Sicherheit bot und bessere Verbindung mit der Heimat hatte.

Anfang November traf die Nachricht von der Uebergabe von Metz ein, und nach englischen Zeitungen wäre mit Sicherheit auf den baldigen Abschluß eines Waffenstillstandes zu rechnen.

Nachdem der „Montcalm“ einige Tage vorher die Reede verlassen hatte, zeigte sich am 13. November zwischen Fayal und Pico eine französische Fregatte mit der Konteradmiralsflagge im Kreuztopp und feuerte einen blinden Schuß, worauf ein Lotsenboot langsseite ging. Auf der „Arkona“ fertig zum Gefecht und Dampf in allen Kesseln gemacht. Die Fregatte lief auf die Horta-Reede und dampfte dann im neutralen Gürtel weiter längs der Südseite der Insel Fayal und hielt folgenden Tages — wie mir der Konsul berichtete — dort Schießübung mit den Geschützen ab. Wie ich gleichzeitig erfuhr, sind in der Nacht zwei große Dampfer unter der Südküste Fayals und desgleichen einer am Tage in der Nähe der Schießübung abhaltenden französischen Fregatte gesehen worden.

Aus allem dem schien mir hervorzugehen, daß man feindlicherseits der „Arkona“ eine Falle zu stellen beabsichtigte und daß auch der „Montcalm“ sich in der Nähe aufhielt, um in einen eventuellen Kampf einzugreifen. Da indes in Rücksicht auf die große Wirkung der gezogenen Geschütze ein Kampf zwischen

Holzschiffen in wenigen Stunden entschieden sein muß, hätte ich mich durch die Nähe andrer feindlicher Schiffe von Aufnahme des Kampfes nicht abhalten lassen. Ich beabsichtigte daher meine geschwächte Besatzung durch eine Anzahl Matrosen von den deutschen Schiffen, die sich hier, um dem Aufgebrachtwerden zu entgehen, allmählich angesammelt hatten, zu ergänzen und nach genauer Rekognoszierung hinsichtlich des Aufenthaltsortes der andern Franzosen der Fregatte nach Ablauf von 24 Stunden zu folgen, sobald sie das neutrale Gebiet verließ, was bisher nicht der Fall war. Der Oberarzt stellte in Aussicht, daß mehrere der Kranken in den nächsten Tagen so weit sein würden, um das Lazarett zu verlassen. Ich richtete unter vorstehenden Erwägungen ein Schreiben an den Konsul, worin ich ihm meine Absicht mitteilte, zur Verstärkung meiner Besatzung für den bevorstehenden Kampf an den Patriotismus der Kauffahrteikapitäne und ihrer Matrosen zu appellieren, und — um die portugiesische Neutralität nicht zu verletzen — eins der deutschen Schiffe zu mieten, um mir die Leute, die ich nur zum Munitions- und Verwundetentransport zu verwenden gedachte und die dafür nur geringer Vorübung bedurften, außerhalb der Dreimeilengrenze zuzuführen, ihn um Unterstützung dieses Planes ersuchend.

Der Konsul sprach mir sein Bedenken gegen diese Maßregel aus sowohl hinsichtlich der Neutralitätsfrage als des Interesses der Kauffahrer wegen, die mit ihren geschwächten Besatzungen nicht mehr in See gehen könnten und auf dieser offenen Reede vor Anker bei eintretenden Eventualitäten in hohem Grade gefährdet sein würden. Die Kapitäne verweigerten überdies die freiwillige Hergabe ihrer Leute. Da ich Zwang im Hinblick auf die Neutralitätsgesetze nicht anwenden durfte, mußte ich den Plan aufgeben.

Inzwischen kehrte die französische Fregatte am 16. November auf die Horta-Reede zurück. Sie war mit 22 gezogenen 14- und 20-Zentimeterhinterladern armiert, hatte 418 Mann Besatzung, ca. 300 Pferdekräfte nom. und hieß „Bellone“. Es schien nicht unwahrscheinlich, daß ihr Admiral den Oberbefehl über die der „Arkona“ wegen nach den Azoren gesandten feindlichen Seestreitkräfte führte, obwohl dem Vorgeben nach sie von den französischen Kolonien an der afrikanischen Küste kommend auf dem Wege nach Frankreich sei. Da die Azoren weit ab von der Route, die von der afrikanischen Küste nach Frankreich führt, liegen, war das Vorgeben wenig glaubhaft.

Unterm 16. November richtete ich ein Schreiben an den Konsul, in dem ich ihm zur Kenntnis brachte, daß ich unter allen Umständen (auch wenn ich keine Verstärkung meiner Besatzung durch Matrosen der Handelsschiffe erhielte) entschlossen sei, einen Kampf mit der „Bellone“ zu suchen, aber wünschen würde, zuvor den in zwei oder drei Tagen fälligen portugiesischen Postdampfer abzuwarten, um sicher zu sein, daß inzwischen noch kein Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen sei. Der Konsul antwortete unter gleichem Datum:

„My dear Sir! I deeply deplore the unpleasant and trying position in which you are placed, but admire the wisdom and prudence of your decision

which cannot be questioned by any right thinking man. That the Packet may bring us news that may avert the useless and unnecessary bloodshed, which must follow an encounter between the „Arkona“ and the French Fregate is the heartfelt wish yours most sincerely J. T. Dabney.“

In Ansehung der gefechtsmäßigen Ueberlegenheit der französischen Fregatte (ca. 100 Mann stärkere Besatzung, sehr überlegene Artillerie, bessere Maschine) wurden noch alle Vorbereitungen auf „Arkona“ getroffen, die einen Erfolg zu sichern versprachen, als Ausbringen von Spieren, um mit den sogenannten Sorgketten steuern zu können, wenn der eigentliche Steuerapparat durch feindliche Schüsse beschädigt werden sollte, Abtakeln der oberen Mastteile, was bisher nicht angängig war, weil das Schiff bei seinen Kreuzfahrten auf den Gebrauch der Segel angewiesen war; Verstärkung der Untermasten durch die Reservestengen, um sie beim Getroffenwerden durch feindliche Schüsse vor dem Ueberbordgehen, wodurch die Schiffsschraube festgeklemmt werden konnte, zu sichern u. s. w. Diese unter den Augen des Gegners getroffenen Vorbereitungen ließen ihm keinen Zweifel, welchem Zweck sie galten, um aber sicher zu sein, daß er nicht auswich, ersuchte ich den Konsul privatim, in geeigneter Weise den französischen Admiral wissen zu lassen, daß ich ein Gefecht mit ihm wünsche, wenn der nächster Tage erwartete Postdampfer nicht Nachricht brächte, daß bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen wäre. Ich erhielt sogleich Nachricht, daß mein Wunsch durch Vermittlung des französischen Konsuls dem Admiral zur Kenntnis gebracht und daß es ihm eine Ehre sein würde, sich mit der „Arkona“ zu messen. Er beabsichtige nach der Insel St. Miguel zu gehen, wo der Postdampfer zwei Tage früher eintrifft, um Depeschen nach Hause zu senden, und werde dann sogleich in Sichtweite der Insel Fayal zurückkehren.

Nachdem die „Bellone“ am 17. November abends in See gegangen war, traf unter Verspätung der Postdampfer am 22. ein und brachte die Zeitungsnachricht, daß die Waffenstillstandsverhandlungen sich zerschlagen hätten. Ich gab meiner Besatzung Kenntnis von dem bevorstehenden Kampf, worauf ich die Freude hatte, daß sich alle nicht bettlägerigen Kranken gesund meldeten. Letztere wurden ins Hospital an Land gebracht, desgleichen sandten ich und die Offiziere das Silbergeschirr und sonstige Wertgegenstände an den Konsul zur Aufbewahrung und eventueller Uebermittlung nach der Heimat, wenn das Schiff nicht wiederkehren sollte. Ich verabredete ferner mit dem Konsul, daß, falls das Gefecht in Hör- oder Sichtweite der Insel stattfände, er unter Beachtung der Genfer Konvention ein Schiff zur Aufnahme von Verwundeten oder Rettung Ertrinkender senden solle.

Gleich mit dem Eintreffen des Postdampfers setzte ein ungewöhnlich schwerer, orkanartiger Sturm aus West und Südwest ein, der erst am 27. November etwas nachließ. Ich vermutete, daß die „Bellone“ wegen des schweren Sturmes, den sie gegenan hatte, sich noch nicht wieder hatte sehen lassen, da sie aber nach Abflauen desselben auch nicht eintraf, ging ich nach Auffüllen der Kohlenvorräte, von denen viel verbraucht war, weil ich während des Orkanes fast ohne Unter-

Digitized by Google

brechung zur Unterstützung der Ankerkette mit voller Kraft dampfen mußte, und nachdem noch alle entbehrlichen Boote und sonstige Inventarien an Land gegeben waren, am 29. November in See, um den Franzosen aufzusuchen. Ich kreuzte unter Dampf und Segel zuerst im Norden, dann im Süden und Osten der Inselgruppe. Bis zum 2. Dezember war noch so hoher Seegang, daß ein Gefecht schwierig gewesen wäre, wenn man es nicht an der Leeseite einer der Inseln durchgeführt hätte. Da nichts von der „Bellone“ zu entdecken war, ging ich am 3. Dezember nach Fayal zurück, um Erkundigungen einzuziehen, ob dieselbe etwa von dort gesehen worden sei, und um Kohlen und Trinkwasser aufzufüllen. Es setzte wieder starker Sturm aus Süd und Südwest ein, der das Kohlennehmen und Auffüllen des Wassers zunächst verhinderte. Am 8. Dezember ging ich abermals ostwärts in See, um die französische Fregatte zu suchen. Es wurden mehrfach Schiffe, auch des Nachts, passiert, die sich beim Näherkommen als Handelsschiffe erwiesen. Ich lief nun nach der Reede von Ponte del Gado auf der Insel St. Miguel. Der mit dem Quarantäneboot an Bord kommende Offizier erkundigte sich, ob wir nicht der „Bellone“ begegnet seien, die vor einigen Tagen in See gegangen wäre, um bei Fayal die „Arkona“ zu treffen. Ich ankerte, um Kohlen aufzufüllen, und sandte einen Offizier zum Gouverneur, um das Schiff zu melden und nach der „Bellone“ zu forschen. Der Gouverneur ließ mir sagen, der französische Admiral habe ihm vertraulich mitgeteilt, er ginge in See nach Fayal, um ein mit der „Arkona“ verabredetes Gefecht zu haben, und zwar habe die „Bellone“ gleich nach Ankunft des Postdampfers, der die Gerüchte vom Abschluß eines Waffenstillstandes nicht bestätigte, St. Miguel in der Richtung auf Fayal verlassen. In der Nacht Kohlen einnehmend, ging ich sogleich wieder in See, um noch die Gewässer der Insel Terceira abzusuchen, weil die dortige Reede von Angra einen guten Beobachtungsposten bildet für alle die westliche Azorengruppe nach Europa passierenden Schiffe. Da ich auch dort kein größeres Schiff entdeckte, war ich geneigt anzunehmen, daß die „Bellone“ entweder in dem Orkan zu Grunde gegangen oder mit dem Postdamfer Befehl erhalten hätte, direkt nach Frankreich zurückzukehren, was allerdings mit der Mitteilung des Gouverneurs von St. Miguel kaum zu vereinbaren war.

Erst geraume Zeit später erhielt ich Aufklärung. Es war nämlich in französischen Zeitungen ein Aufsatz erschienen, in dem behauptet wurde, die „Arkona“ habe ein ihr von der „Bellone“ bei den Azoren angebotenes Gefecht nicht angenommen. Dies veranlaßte mich von Berlin aus, wo ich inzwischen wieder meine Stellung bei der Admiralität übernommen hatte, bei unserm Konsul in Fayal anzufragen, ob er auch ganz sicher sei, daß der französische Admiral damals meine Herausforderung erhalten habe, da ich aus jenem Zeitungsaufsatz ersehen hätte, daß der seinerzeit vermutete Untergang der „Bellone“ nicht Platz gegriffen und das Ausweichen der Franzosen mir daher rätselhaft geblieben sei. Ich erhielt darauf folgende Antwort: „My dear Sir! It was with sincere pleasure that I recognized your handwriting on one of the letters, received yesterday by mail and I was not long in acquainting myself with its

contents, etc. With regard to the question you put me, as to whether the French Admiral on board the ‚Bellone' was assure of your intention to fight him, in case the mail brought no news of an armistice, I believe I may safely assert that he as well as every one here were knowing to the fact, which I took every occasion to publish and his knowledge of it was prooved by his leaving St. Miguel to come up here after hearing that there was no armistice. The violent gale he encountered, which carried away some of his spares, etc., and compelled him to bear away for a French port, alone prevented an engagement betwen the two vessels. I learned this from the French Consul, who received a letter from the Admiral, and believe I communicated it to you by letter at the time."

Den am Schlusse dieses Schreibens erwähnten Brief, der vermutlich nach Lissabon gesandt wurde, wo die „Arkona" später sich aufhielt, hatte ich nicht erhalten.

Ich beschloß nun nördlich der Azoren auf der Route zu kreuzen, welche die von Amerika nach Frankreich gehenden Schiffe einzuschlagen hatten, da nach Zeitungsnachrichten die französische Armee von Amerika aus mit Waffen und Munition versorgt werden und diese Waffenschiffe von französischen Kriegsschiffen eskortiert sein sollten. Infolge des fast unausgesetzt stürmischen Wetters und hohen Seegangs löste sich das Ruderjoch (schwerer eiserner Ring mit eisernen Armen) vom Ruderkopf, desgleichen brach in einer heftigen Bö der Klüverbaum und dann das Steuerreep, so daß das Ruder fürchterlich hin und her schlug, bevor es mit schweren Taljen (Flaschenzügen) festgesetzt werden konnte. Dies nötigte mich nach mehrtägigem Kreuzen auf 45 bis 46 Grad Nordbreite wieder südwärts nach den Azoren zu halten, um die Schäden zu reparieren, woselbst ich am 24. Dezember eintraf. Da die Reparatur am Ruder auf der offenen Reede Hortas sich als nicht ausführbar erwies, beschloß ich nach Lissabon zu segeln, verließ am 31. Dezember Fayal und ankerte, nachdem angesichts der portugiesischen Küste wieder orkanartiger Sturm eingesetzt hatte, am 13. Januar vor der Tajomündung und folgenden Tages bei Lissabon.

Auf dieser stürmischen Fahrt, wo auch noch das Bugspriet einen Bruch erhielt, hatten wir, wie sich später ergab, nicht nur den wieder zur Bewachung der „Arkona" nach den Azoren gesandten „Montcalm", wahrscheinlich in einer dunkeln Nacht, passiert, sondern auch einige andre französische Panzerfregatten, die „Magnanime", „Magellan" und „Armide", welche die Tajomündung zu überwachen hatten. Der orkanartige Sturm war vermutlich die Ursache gewesen, daß diese Schiffe sich so weit von der Tajomündung entfernt hatten, um der „Arkona" das Einlaufen in dieselbe zu ermöglichen, wobei eines derselben in größerer Entfernung in Sicht kam.

Vom königlichen Gesandten in Lissabon, dem Grafen Brandenburg, erfuhr ich, daß der portugiesische Minister des Auswärtigen ihn vor kurzem schriftlich ersucht habe, die Entfernung der „Arkona" aus den Gewässern der Azoren zu veranlassen, da die Korvette durch in portugiesischen Gewässern vorgenommene

Rüstungen und durch in offensiver Absicht unternommenes Kreuzen von dort aus die portugiesische Neutralität verletzt habe, und Portugal sich daher französischen Repressalien ausgesetzt sähe. Desgleichen benachrichtigte mich der Konsul in Fayal, daß daselbst eine Ausweisungsorder der portugiesischen Regierung für die „Arkona" an den Gouverneur ergangen und daß gleichzeitig der „Montcalm" dort wieder eingetroffen sei, dem die „Arkona" bei Ausweisung, wenn sie noch dort gewesen wäre, wohl schwer hätte entgehen können. Bei der blinden Schwärmerei für Frankreich, in der sich fast alle portugiesischen Zeitungen, namentlich auch die Regierungsblätter, hier ergehen, schien mir der Anschlag auf die „Arkona" eine zwischen beiden Regierungen abgekartete Sache gewesen zu sein. Da die „Arkona" offenbar eine Anzahl französischer Kriegsschiffe in Atem hielt, wäre dies wenigstens nicht unerklärlich gewesen. Vom Marineministerium in Berlin wurde ich aufgefordert, über die mir von der portugiesischen Regierung vorgeworfene Neutralitätsverletzung zu berichten. Ich konnte nur erwidern, daß alle meine Maßnahmen für Erhaltung meines Schiffes geboten, durch keine derselben aber gegen ein Neutralitätsgesetz verstoßen sei, denn wenn ich die Gefechtsfähigkeit meines Schiffes auch verstärkt hätte (Anbringen von Kettenpanzern und so weiter), so hätte ich dies doch nur mit eignen Kräften und eignem Material getan, ohne dazu Hilfe vom Lande in Anspruch zu nehmen, Kohlen und Proviant seien mir aber, ebensowohl wie verschiedenen französischen Kriegsschiffen, ohne Anstand von seiten portugiesischer Behörden verstattet worden. Daß ich in offensiver Absicht bei den Azoren gekreuzt habe, könne doch nur eine Vermutung der portugiesischen Behörde sein, für die sie den Beweis nicht erbringen könnte. Wenn es aber geschehen sei, so hätte ich doch nur dasselbe getan wie verschiedene der französischen Kriegsschiffe, von denen der „Montcalm" sich direkter Neutralitätsverletzung schuldig gemacht habe, indem er die „Arkona" mehrfach innerhalb neutralen Gebietes verfolgt und blockiert, auch gedroht habe, mein Schiff unter Mißachtung des 24-Stundengesetzes auf neutralem Gebiete anzugreifen, und deutsche Handelsschiffe auf neutralem Gebiet untersuchte und zeitweilig in Beschlag nahm. Es sei aber nichts davon bekannt geworden, daß die portugiesischen Behörden hiergegen eingeschritten wären trotz meines seinerzeit gestellten Antrages.

Da mein Schiff in stark havariertem Zustande (Steuerruder, Bugspriet, Maschine) im Tajo angelangt war, gestattete die portugiesische Behörde, die notwendigsten Reparaturen vorzunehmen, vorausgesetzt, daß das Schiff bis auf weiteres Lissabon nicht verlasse. Ich erhielt denn auch einen vom 21. Januar datierten Befehl des Marineministeriums zu Berlin, in Lissabon zu verbleiben, obwohl ich gemeldet hatte, daß die „Arkona" in 10 bis 14 Tagen wieder seefähig und gefechtsbereit sein würde, abgesehen vom notwendigen Reinigen der Kessel, was längere Zeit beanspruche, aber jeden Tag unterbrochen werden könne, wenn ich Befehl erhielte, in See zu gehen. Ich würde für etwa in Aussicht zu nehmende fernere Aktionen die Befehle abwarten, es sei dafür aber eine Ergänzung der schwachen Besatzung äußerst wünschenswert.

Nachdem ich am 12. Februar dem Marineministerium das Schiff wieder seeklar gemeldet, indes keinen Befehl zum Inseegehen erhalten hatte, traf am 2. März Nachricht vom Abschluß der Friedenspräliminarien ein.

Am 6. März verließ ich Lissabon, um am 15. desselben Monats bei Wilhelmshaven zu ankern, worauf die „Arkona" am 4. Mai 1871 in Kiel außer Dienst gestellt wurde. In beiden Häfen wurde die heimkehrende Korvette, von der man wußte, in wie schwieriger Lage sie sich der französischen Uebermacht gegenüber befunden hatte, mit jubelnden Hurras und andern Ehrenbezeigungen von den dort ankernden Kriegsschiffen und von den Behörden begrüßt.

Zur Biographie von David Friedrich Strauß

Von

Theobald Ziegler (Straßburg)

(Fortsetzung)

Brief 12 ist an die Freunde in Berlin gerichtet, das heißt also an Binder, an den er adressiert ist, und an Märklin. Er ist wichtig genug, um fast ganz zum Abdruck zu kommen; datiert ist er vom 5. Januar 1833.

Daß ich Euch auf Euer wertes Schreiben so gar spät antworte, will ich nicht entschuldigen, denn das ist unmöglich, sondern nur erklären. Der Grund ist nämlich kein andrer als der, was Ihr mir von der Zeitschrift schreibt,[1]) und infolgedessen meine Ungewißheit, was ich in dieser Sache tun solle, oder, um das Kind gleich beim rechten Namen zu nennen, meine Unlust, etwas in der Sache zu tun, und ebenso, Euch diese Unlust zu gestehen; ein Geschäft, an das ich aber trotz aller Verzögerung nun doch gehen muß und daher lieber gleich anfangs frisch darangegangen wäre. Bei Eurer Abreise standen, wenn ich mich recht erinnere, die Sachen so, daß Löflund[2]) sich anheischig gemacht hatte, den Verlag zu übernehmen, doch anfangs ohne Honorar, wobei aber Schneckenburger[3]) hoffte, ihn zu bewegen, wenigstens die Aufsätze eines Daub,[4]) Marheineke u. s. w. zu honorieren. Indessen sind nun aber konträre Nachrichten von Schneckenburger eingegangen. Löflund, nach Schneckenburgers Vermutung durch seinen Brettener Onkel geleitet, will nicht nur durchaus nichts von Honorar wissen, sondern zeigt sich überhaupt der ganzen Sache nicht mehr geneigt. Nun fordert Schneckenburger mich auf — und Euer Brief war mir auch eine indirekte Aufforderung —, hier mit Osiander[2]) oder einem andern zu verhandeln, — aber kurz gesagt, ich

---

[1]) Die Freunde müssen also Strauß den Plan zur Gründung einer theologischen Zeitschrift vorgelegt oder ihn zur Wiederaufnahme seines eignen mit Vatke verabredeten Planes gedrängt haben.

[2]) Löflund und Osiander sind Buchhändler, jener in Stuttgart, dieser in Tübingen.

[3]) Mathias Schneckenburger (1804 bis 1848), Repetent in Tübingen, dann Professor der Theologie in Bern.

[4]) Karl Daub (1765 bis 1836), Professor der Theologie in Heidelberg.

will und kann nicht. Ihr wißt, ich habe immer auf Selbstbeschränkung viel gehalten, ich kann nicht mehreres zugleich treiben, wenn auch nur wenig bei mir herauskommen soll. So finde ich es ja mehr und mehr unmöglich, mich mit Philosophie und Theologie zugleich angelegentlich zu beschäftigen, und da mir meine Verhältnisse vorderhand die Philosophie angewiesen haben, so muß ich die Theologie auf die Seite legen, wenn ich geistige Diät halten will. Ich finde dies auch aus einem inneren Grunde in der Ordnung. In meiner Theologie schlägt die Philosophie so ganz vor, daß meine theologische Ansicht sich nur durch gründlichere Durcharbeitung der Philosophie vervollkommnen kann, und diesen Kursus will ich jetzt ungestört durchmachen, ausgesetzt, ob er mich zur Theologie zurückführen wird oder nicht. Auch glaube ich, würde der Geist meiner Aufsätze Euerm Unternehmen eher schaden als nützen. Denn wenn ich mich recht prüfe, so steht es bei mir in theologischer Hinsicht so: was mich interessiert in der Theologie, das ist anstößig, und was nicht anstößig ist, gilt mir gleich. Deswegen habe ich auch dem Lesen theologischer Kollegien entsagt. Ich kann auch dies hinzusetzen, daß ich mir nicht zwei Fakultäten auf den Hals laden kann. Die philosophische habe ich schon doppelt und dreifach gegen mich, so muß ich mit den Theologen Friede suchen, um nicht gar zerrissen zu werden. Arg genug haben sie es in diesem Semester schon gemacht. Ich lese über Geschichte der neueren Philosophie und rechnete auf den oberen philosophischen Hörsaal: den gab die philosophische Fakultät an Riecke für eine chirurgische Vorlesung. Meine Zuhörer wollten klagen, daß man ihren Hörsaal den Barbieren gebe, aber das strenge Recht war gegen uns. In dieser Verlegenheit wandte ich mich an Steudel,[1]) welcher seine Vorlesung um 3 Uhr einstweilen in der kleinen Kommunität[2]) hielt, weil oben in der Nähe des Hörsaals gebaut wurde. Ich bat ihn, bis zum Ende des Bauwesens im oberen theologischen Hörsaal lesen zu dürfen, wenn er dann hinaufziehe, so wolle ich hinunter. Da hat sich nun der Oheim nobel benommen: denn als das Bauwesen zu Ende war, kam er zu mir und überließ mir den oberen Hörsaal fürs ganze Semester, weil er im unteren Raum genug habe. Allein ich lese auch noch ein andres Kollegium über den Plato. Dies ließ man den Füchsen als philologisches Kolleg ziehen.[3]) Darüber klagte Tafel[4]) beim Inspektorat, aber es half ihm nichts. Jetzt hat die philosophische Fakultät sich klagend ans Ministerium gewendet, um die Lehrfreiheit der Repetenten[5]) zu beschränken. Wir sollen uns vorher habilitieren

---

[1]) Joh. Chr. Fr. Steudel (1779 bis 1837), Professor der Theologie in Tübingen, Märklins Onkel.

[2]) Die kleine Kommunität ein Hörsaal im Stift.

[3]) Für die Stiftler waren in den ersten Semestern eine Anzahl philologischer und philosophischer Vorlesungen obligatorisch; das von Strauß über Platons Symposion wurde ihnen als solches angerechnet.

[4]) G. L. Fr. Tafel (1787 bis 1860), Professor der klassischen Philologie in Tübingen.

[5]) Die Repetenten des Stifts haben das Recht, Vorlesungen zu halten, ohne daß sie sich zuvor habilitieren müssen.

müssen. Unser trefflicher Senior[1]) hat auch schon in einer fulminanten Eingabe die Rechte des Kollegiums gewahrt; die theologische Fakultät gibt sich den Schein, für uns zu sein und die Sache vermitteln zu wollen, im Grunde aber denkt sie: nostra res agitur, über kurz oder lang könnte es einer auch uns so machen. Nun, was sie auch erreichen mögen, das höchste ist, daß wir uns zuvor habilitieren müssen, ehe wir lesen, und das ist unbedeutend genug ... Ich lebe nicht übel hier, der Himmel läßt es mir doch niemals an ein paar Seelen fehlen, an welche ich mich anschließen kann. Eine solche ist mir jetzt besonders der treffliche Rapp, den ich, wie das delphische Orakel den Sokrates, schon oft für den weisesten der Sterblichen erklärt habe, was die Lebensweisheit betrifft. Ich habe jetzt, da mir sonst Gelegenheit geworden ist, mich wissenschaftlich auszusprechen, weniger Bedürfnis nach wissenschaftlichem Umgang, sondern nach solchem, der mich mit dem Leben zusammenschließt, zu dessen unmittelbarer Handhabung ich zu wenig Geschick habe. Früher habe ich in Georgii diese Befriedigung gefunden, doch nahm ich ihn immer unbefangener, als er war, und dieser Rechnungsfehler machte unser Verhältnis zuletzt so schwierig, daß seine Entfernung von hier das beste Heilmittel wurde ... Sonst stehe ich auch mit Mehl[2]) in freundlichster Berührung, der seit Herbst unser Kollege ist. Er ist in ganz andrer Art ein Lebemann als Rapp, in den Formen noch gewandter, aber die sind leider nur ein poetischer Schein, während der Kern seiner Lebensansicht prosaisch und philisterhaft ist. Vatke[3]) danke ich herzlich für seinen Brief, seine Rezension von de Wette habe ich mit Vergnügen gelesen. Ich habe darin manches für mich gefunden, wie er schreibt, aber auch manches wider mich; er wirft mich zu den Idealisten, aber das juste milieu, das er zwischen dem idealistischen und orthodoxen Standpunkt statuiert, scheint mir ein Kompositum aus beiden, kein wahrhaft höherer Standpunkt. Inzwischen bin ich mit meinem Idealismus schon noch zufrieden. Rücksichtlich meiner Mitarbeiterschaft an den Jahrbüchern[4]) bin ich ärgerlich. So mag ich nicht als Mitarbeiter zählen, ohne etwas zu liefern; selbst aber etwas wählen und auf Geratewohl nach B. schicken, mag ich auch nicht; will man mir nicht von seiten der Direktion etwas anweisen, so soll man mich immer aus dem Verzeichnis der Mitarbeiter streichen. Die ersten Bände von Hegels Werken haben wir also. Die Religionsphilosophie wird wenig Glück machen. Sie ist schlecht redigiert, man hätte die Hefte entweder gar nicht herausgeben sollen oder diesen zerbröckelten Stil, diese Darstellung, die immer im Kreise geht, verbessern. Ich bin aber versichert, die Geschichte der Philosophie, die Michelet[5]) besorgt, wird besser redigiert sein. Empfehlet mich, wo Ihr möget

---

[1]) Ludwig Kapff (1802 bis 1869), gest. als Ephorus in Urach.

[2]) Mehl (1807 bis 1862), Kompromotionale von Strauß, gest. als Dekan in Stuttgart.

[3]) Wilhelm Vatke (1806 bis 1882), seit 1837 a. o. Professor der Theologie in Berlin. Im Jahr 1835 erschien seine „Religion des Alten Testaments“, das alttestamentliche Seitenstück zu Strauß' „Leben Jesu“.

[4]) Die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, das Organ der Hegelianer.

[5]) Karl Ludwig Michelet (1801 bis 1893), Professor der Philosophie in Berlin, Hegelianer.

Saget dem Buchhändler Eichler, er möge mir die zehnte bis zwölfte Predigt derjenigen Sammlung von Schleiermachers Predigten, welche vom ersten Advent 1831 geht, in doppeltem Exemplar baldmöglichst durch den Buchhändler zuschicken ...

Brief 13 vom 14. Juli 1834 handelt von einer möglichen Bewerbung von Strauß um das „Helferat" (zweite Pfarrstelle) in Calw.

Brief 14 vom 23. Oktober 1834 ist ein Gratulationsschreiben an Binder, der nach einjähriger Repetentenzeit Helfer in Heidenheim geworden war und sich dorthin verheiratet hatte. Darin heißt es:

Wieder hier und zur Ruhe gekommen, lasse ich es mein erstes sein, Dir zu Deiner Verbindung, wie vorläufig mündlich, so nun nachträglich schriftlich von Herzen Glück zu wünschen. Aber auch an Deinem Hochzeittage selbst habe ich Deiner und zwar in recht ausgewählter Gesellschaft gebührend gedacht. Wir waren nämlich selbigen Abend im Pfarrhause zu Dörrenzimmern bei dem dortigen jungen Ehepärchen,[1]) ich mit Rapp und dem roten Kern,[2]) und da brachte ich Deine und Deiner lieben Frau Gesundheit in der gewiß galanten Wendung aus, daß es Euch so wohl gelingen möge, als es den anwesenden drei Ehemännern in diesem Stücke gegangen sei, — worauf der rote Kern, ganz in seiner Weise, versetzte: auch noch besser. Du siehst aus dieser meiner Reise zu Georgii und andern früheren, wie sehr ich darauf aus bin, in junge Haushaltungen mich einzuquartieren, und so wird dann auch die Eurige, so Gott will, in keiner Vakanz vor mir sicher sein. Meine diesmalige Reise ins Unterland ist mir besonders gut gelungen; zwar traf ich bei Freund Kerner, außer der kostbaren Familie selbst, welcher es sehr angst ist, in Marie,[3]) deren Hochzeit noch diesen Spätling sein soll, ein wesentliches Glied zu verlieren, nichts Merkwürdiges, denn ein besessenes Mädchen von neun Jahren, welches ich auch im Anfall sah, war äußerst einfältig und langweilig.... Der Schlag, welcher in bezug auf Herrenberg das Kollegium getroffen, ist einigermaßen ... gemildert. Fritz[4]) hat nun seinen Wischer; er lautet, daß man von ihm um so mehr Beständigkeit in seinen Entschließungen hätte erwarten können, als er bereits im Amt stehe ...

Brief 15 enthält Geschäftliches und allerlei Mitteilungen aus dem Repetentenkollegium; wichtig ist die erste Erwähnung des „Lebens Jesu":

---

[1]) Bei Georgii, der damals Pfarrer in Dörrenzimmern war.

[2]) Kern (1808 bis 1885), ein Kompromotionale von Strauß, damals Pfarrer in Crispenhofen, später Professor in Stuttgart.

[3]) Marie Kerner, verheiratete Niethammer, von der 1877 das Büchlein „J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" erschienen ist.

[4]) Friedrich Theodor Vischer (1807 bis 1887), der Aesthetiker, damals Repetent im Stift. Er hatte sich um das „Helferat" in Herrenberg beworben und war ernannt worden, weigerte sich aber dann, die Stelle anzunehmen: „Keine sechs Hengste bringen mich dorthin!" Das Wortspiel „Vischer" und „Wischer" soll er später selber wiederholt haben, als er 1844 von seiner Professur in Tübingen suspendiert wurde. Da teilte er seinen Zuhörern mit, er habe soeben einen großen Wischer und einen kleinen Vischer (einen Sohn) bekommen.

Mit meinem Opus bin ich fertig, nur noch als Abschreiber beschäftigt; mit Neujahr wird der Druck bei Osiander beginnen.

Brief 16 und 17 vom März 1835 reden von Besorgungen, Stellenbesetzungen und allerlei Tübinger Neuigkeiten. Interessant ist folgende Stelle:

Deinen freundlichen Rat in bezug auf mich wegen Meldung um einen Dienst habe ich noch nicht befolgen können, wiewohl ich nun nächstens genug hier bin und oft von Verdruß heimgesucht werde, besonders bei diesem melancholischen Wetter. Indessen hält mich bis zum Herbst noch der Druck meines Buches hier, weil es nun (ich hatte das Verhältnis des Geschriebenen zum Gedruckten ganz falsch berechnet) zwei Bände werden, von welchen der erste (jetzt sind 25 Bogen gedruckt) vor Mai nicht fertig wird. Dann würde ich eine Lehrstelle, wovon du sprichst, nicht wünschen, meines ungeeigneten Temperaments wegen und des Zeitaufwands; mein Wunsch ist eine Pfarrei, namentlich wenn in der Nähe von Ludwigsburg eine aufginge; freilich fragt sich's, ob sie mir nach dem Herauskommen meines Buches eine geben, wenigstens sagte Flatt,[1]) ich werde in statum quaestionis gesetzt werden, ob ich ein kirchliches Amt noch bekommen könne. Dann müßte ich freilich mich zu einer Lehrstelle bequemen. Doch das wird die Zeit lehren.

Brief 18 noch aus Tübingen, vom 22. September 1835:

Ermiß die Freude, welche Dein Brief mir machte, nicht nach der geringen Eilfertigkeit, welche ich zeige, ihn zu beantworten; außer etwa so, daß, wie wer das Beste auf zuletzt und auf eine recht bequeme Stunde aufspart, auch ich es mit der Antwort auf Dein Schreiben gemacht habe. Denn seither war ich immer in Atem und zum Teil in einiger Kopflosigkeit, wie ich die dogmatische Schlußabhandlung[2]) zustande bringen möchte, welche ich, aber nicht wie etwas Angenehmes, sondern wie etwas Widriges, bis vor etwa vierzehn Tagen aufgespart hatte: bis dahin nahm mich immer noch die Reinschrift und resp. Umarbeitung des schon ausgearbeiteten Kritischen in Anspruch. Mich aus der Kritik wieder ins Dogma zu werfen, so sehr ich die Richtigkeit Deiner Bemerkung hierüber anerkenne, fiel mir etwas schwer, doch nach und nach gewann ich Liebe zu dem Ding, und jetzt ist's fertig bis auf das leidige Abschreiben, denn das ist ein böser Umstand bei mir, daß ich es nie dahin bringen kann, wie zum Beispiel Baur, gleich das erstemal etwas so zu schreiben, daß man es lesen und abdrucken kann.

Nun also laß Dir herzlich gedankt sein für Deinen Brief. Unter der Masse von Mißverständnissen, Verdrehungen und Verketzerungen, die mir noch täglich zu Ohren kommen,*) ist es wohltätig, auch einmal eine verständige und an-

*) Eschenmayer,[3]) der alte Esel, hat bereits auch eine Schrift gegen mich in Druck gegeben, welche den unglaublichen Titel führen soll: „Der Ischariotismus unsrer Zeit".

[1]) Karl Chr. Flatt (1772 bis 1843), damals Studienratsdirektor in Stuttgart.

[2]) Die große Schlußabhandlung des „Lebens Jesu" über „Die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu", in der ersten Aufl. Bd. II, S. 686 bis 744.

[3]) Adam Karl Aug. Eschenmayer (1768 bis 1852), Professor der Philosophie und

erkennende Stimme zu vernehmen. Ich kann zwar das Geschrei des Augenblicks verachten und habe die Gewißheit, daß das Urteil sich über kurz oder lang drehen wird, aber man hat doch Stunden und Tage, wo der sonst starke Glaube klein und schwach wird, und wo man das Bedürfnis hat, dem eignen Bewußtsein an dem von andern einen Anhalt zu geben. Das freilich hättest Du billig fürchten sollen, durch Deinen Brief mein ohnehin nicht zu bescheidenes Gemüt zu stolz zu machen: doch da Deine Freundschaft für mich mir eine bekannte und nicht geringe Größe ist, so kann ich die nötige Subtraktion zum Glück selber machen.

Ich werde nun keine acht Tage mehr hier sein, sondern demnächst mich nach Ludwigsburg begeben, wo ich wegen noch nicht festgesetzter Vakanz auch noch nicht weiß, wann ich mein Lehramt antreten muß.[1]) Unangenehm ist mir, daß ich die mir noch zufallende Vakanz nicht werde zu Reisen benutzen können, weil mir auch nach Ludwigsburg meine Werke nachfolgen, etwa noch 8 Bogen Korrektur nämlich, was vom 2. Band noch zu drucken ist. Den Plan mit der Zeitschrift wieder aufzunehmen, halte ich aber jetzt nicht für geraten, denn wenige würden wohl so aufopfernd sein wie Du, einem so verschrienen Ketzer Beiträge zu liefern, und auch denen, die es wollten, möchte ich's nicht zumuten. Eine Abhandlung, welche sonst wohl in einer solchen Zeitschrift erscheinen könnte, will ich lieber als Broschüre drucken lassen, wenn sie nämlich erst geschrieben ist, was sie aber, so Gott will, in Ludwigsburg werden wird, — gegen Dr. Steudel. Du hast vielleicht sein vorläufig zu Beherzigendes[2]) zur Hand bekommen? Baur meint, dagegen solle entweder ich selbst schreiben oder einen Rezensenten dafür bekommen. Eine direkte Gegenschrift von mir halte ich aber für nicht packend — wolltest du vielleicht die Aufopferung haben, es in den Jahrbüchern zur Sprache zu bringen? Daß diese nicht abgeneigt wären, kann ich aus einem Brief von Marheineke schließen, worin er meine Schrift für ein verdienstliches und notwendiges Unternehmen erklärt und sich auch sonst recht freundlich ausspricht. Was nun aber ich selbst zu tun gedenke, ist gewiß nicht unstrategisch. Ich will nämlich wie Hannibal den Krieg ins Feindesland spielen und den Dr. Steudel bei seiner rationalistischen Exegese packen. Dazu geben seine Aufsätze in der Zeitschrift[3]) und seine Dogmatik hinreichenden Stoff. Weil dieses Rationalisieren allgemeine Krankheit der jetzigen bibelgläubigen Exegese ist, so wäre Steudel nur Repräsentant

---

Medizin in Tübingen, interessierte sich sehr für Kerners Seherin von Prevorst und war als Mystiker ein heftiger Gegner von Strauß, gegen dessen „Leben Jesu" er eine der ersten Streitschriften richtete.

[1]) Von seiner Stelle am Stift zu Tübingen entfernt, bekleidete Strauß ein Jahr lang das Amt eines Professoratsverwesers in Ludwigsburg.

[2]) „Vorläufig zu Beherzigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die kanonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüter", von Dr. Joh. Christian Friedr. Steudel, Tübingen 1835. Schon dieser Titel kennzeichnet den Mann und seine Art.

[3]) In der obengenannten „Tübinger Zeitschrift für Theologie".

einer ganzen Klasse. Doch das bleibt auf Zeit, Lust und [Gesund-?]heit ausgesetzt. Um womöglich nicht zu lang' in Ludwigsburg bleiben zu müssen, habe ich mancherlei Unterhandlungen im Ausland angeknüpft, namentlich auch von Freund Schneckenburger mir Rat erbeten und diesen auch in reichem Maß mit echt Schneckenburgerscher Betriebsamkeit erhalten, wovon manche Winke zu benutzen waren. Einige dieser Unterhandlungen haben sich bereits zerschlagen, andre können es vielleicht noch, daher schreibe ich hierüber nichts Näheres.

[Das Folgende mit roter Tinte.] Da ich roh genug gewesen bin, in Anknüpfung an Deinen Brief meine Angelegenheiten vor den Deinigen zu behandeln: so weiß ich das Gleichgewicht nicht anders herzustellen, als daß ich den Glückwunsch zu Deiner bevorstehenden Vaterschaft samt den Empfehlungen an Deine liebe Frau rot schreibe, — woraus Du zugleich siehst, wie sehr schon Präzeptor ist Dein

D. F. Strauß.

Brief 19 vom 18. Oktober 1835 bittet um Schulhefte aus der Blaubeurer Zeit und berichtet über Besuche bei Georgii und Rapp.

Brief 20 vom 7. März 1836 dankt für die Zusendung der Hefte, die „sehr reelle Dienste geleistet haben", gratuliert zur „Vaterschaft" und fährt dann fort:

Was Literarisches betrifft, so habe ich ... indessen die Blätter der Berliner Jahrbücher erhalten, welche Deine Kritiken von Mehrings Schrift und von Rotteck enthielten,[1]) und dieselben mit großer Befriedigung teils gelesen, teils vorgelesen, nämlich die letztere dem Freund Kauffmann, mit welchem mir, wie die Lateiner sagen, omnia eiusmodi solent esse communia. Ich habe namentlich in letzterer Arbeit den abkühlenden ironischen Ton ausgezeichnet am Orte gefunden und die Zusammendrängung so vielen kritischen Gehalts in so engen Raum bewundern müssen. Hast Du seitdem Neues eingesandt? Die Rezension des Liz. Bauer[2]) über mein „Leben Jesu" in denselben Jahrbüchern hast Du ohne Zweifel gelesen oder bekommst sie noch — ich enthalte mich daher jeder Bemerkung über dieselbe. Vatkes Buch hast Du wohl auch schon zur Hand gehabt; wir können ihn als wichtigen und treuen Bundesgenossen begrüßen, wenn er auch das *χάρισμα* der Schlauheit und des weisen Auftretens in höherem Grade als wenigstens ich besitzt. Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einen Brief von ihm bekommen, der mich sehr gefreut hat und seine fortwährende Anhänglichkeit auch an Euch (Dich mit Märklin und Vischer), nach denen er sich erkundigt, an den Tag legte ... Mit Tübingen bin ich in brieflichem Zusammenhang durch

---

[1]) Die Kritik Binders über G. Mehring, „Der Formalismus in der Lehre vom Staat", und eine zweite über Rottecks „Allgemeine Geschichte" finden sich in den Oktobernummern der Jahrbücher von 1835.

[2]) Bruno Bauer (1809 bis 1882), zuerst rechts, dann links von Strauß stehend. Seine Kritik des Straußschen „Lebens Jesu" erschien in den Dezembernummern der Jahrbücher von 1835.

Zeller[1]) und — denke — Fritz Vischer, mit welchem mich meine Katastrophe in ein genaueres Verhältnis wieder gebracht hat. „So hält sich der Schiffbrüchige zuletzt am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

Meine hiesigen Zustände sind, wie sie eben sein können. Spazierengehen kann man in Ludwigsburg viel, und das tue ich denn auch, zum Teil auf ärztliche Vorschrift und mütterliche Anmahnung häufig, und kann es auch, da die Lehrstunden mir viele freie Zeit lassen, besonders seit man — vom Heuet an — um 7 Uhr in die Schule geht. Könnte ich nur von der Arbeit ein Gleiches rühmen! Aber in theologia nihil, in philologia aliquid. Der dritte Punkt, die Geselligkeit, fängt an sich immer besser zu machen . . .

Brief 21 vom 19. April 1836:

Ich muß Deiner Antwort auf mein letztes — — mit zwei Bitten zuvorkommen: 1. Da von meinem „Leben Jesu“ über Erwarten schnell eine 2. Auflage nötig geworden ist, an welcher in etwa vier Wochen zu drucken angefangen werden soll, und ich außer einigen Fehlern im einzelnen in dieser kurzen Zeit nur wenig wesentliche Veränderungen zu machen wüßte, so muß ich den Beistand der Freunde und vor allem den Deinigen nachsuchen, wo in Anlage und Ausführung Du Aenderungen für notwendig oder wünschenswert hältst. Da beide Bände zugleich gedruckt werden sollen, so wärest Du vielleicht so gut, mir für die ersten Bogen beider bald etwas einzusenden. Dein Vetter Hitzig,[2]) der mich nach Zürich bringen wollte, was aber ohne allen Zweifel nichts wird, schickte mir auch etwas, das er früher zu einem ähnlichen Werk ausarbeiten wollte . . .

Brief 22 vom 12. Mai 1836:

Den besten Dank für Deinen werten Brief, dessen Bemerkungen ich nach Kräften für die 2. Auflage meines „Lebens Jesu“ benutzen werde. Ueber den Begriff des Mythus und sein Verhältnis zum Christentum bin ich soeben daran etwas für die Einleitung auszuarbeiten; auch Baur hat das verlangt; zugleich wird dann hierbei zur Sprache kommen, daß, wie Du mit Recht bemerkst, sehr viele der neutestamentlichen Mythen nach meiner Darstellung über das Gebiet des Bewußtlosen hinausfallen, namentlich im vierten Evangelium. Ebenso werde ich das, was Du rücksichtlich der Wunder bemerkst, mir zunutze machen; aber in bezug auf eine andre Aenderung kann ich Deinen Wünschen unmöglich nachkommen. Du verlangst ein bestimmteres Bild von der Persönlichkeit Jesu, eine genauere Angabe, was denn nach all dem Kritisieren Historisches noch übrigbleibe.[3])

---

[1]) Eduard Zeller, geb. 1814, damals noch Student in Tübingen; zuletzt Professor der Philosophie in Berlin, lebt in Stuttgart.

[2]) Ferdinand Hitzig (1807 bis 1875), gest. als Professor der alttestamentlichen Theologie in Heidelberg, vorher in Zürich, wo er in erster Linie die Berufung von Strauß betrieben und durchgesetzt hat. Er war ein Vetter Binders.

[3]) Es ist interessant, daß Binder, dessen wissenschaftliches Interesse vor allem der Geschichte zugewandt war, schon 1836 dieselbe Forderung an den Verfasser des „Lebens Jesu“ erhob, die Treitschke im vierten Band seiner „Deutschen Geschichte“ stellte. Um so wertvoller

Daß dies eine gegründete Forderung ist, kann ich nicht in Abrede stellen; aber ich für meine Person und für jetzt weiß ihr nicht genugzutun. In der Nacht, welche die Kritik durch Auslöschung aller geschichtlichen Lichter herbeigeführt, kann man erst allmählich wieder sehen und einzelne Gegenstände unterscheiden lernen. Erst wenn sich die Forschung an den neuen kritischen Standpunkt gewöhnt und von demselben aus nun noch manche andre, namentlich auch historische Untersuchungen angestellt hat, darf man sich, glaube ich, versprechen, in jener Beziehung weiterzukommen. Doch eines will ich in diesem Stücke tun. Nämlich bestimmter herausheben an den einzelnen Punkten, daß mein kritisches Negieren nur dem Faktum in der Gestalt, wie es überliefert ist, gilt, nicht alles Faktische an sich aufheben will, sondern nur zeigen, daß wir nichts davon wissen können. Sonst habe ich, namentlich veranlaßt durch Hitzigs mitgeteilte Hefte, die übrigens ein schon 1827 geschriebener, ziemlich jugendlicher Versuch (über Matthäus und Lukas 1 und 2, ferner über das Verhältnis des Täufers zu Jesu) sind, von vorneherein manches näher bestimmt und alttestamentlich noch genauer begründet, und so werde ich, wenn mir der Druck nicht zu schnell über den Hals kommt, doch im einzelnen allenthalben bessern, ohne dem Ganzen eine andre Gestalt zu geben.

Von den Gegnern habe ich kaum weiter als Du gelesen; Baader[1]) und Isebuck[2]) gar nicht. Ueber Vaihinger[3]) urteile ich ganz wie Du; über Hoffmann[4]) auch, was die Gesinnung betrifft, die Beweisführung aber hebt manches Beachtenswerte hervor, namentlich daß die Partie p. 70 ff. der Einleitung übereilt und nicht genau genug ausgeführt ist. Doch sind der Verdrehungen viele darin, zum Beispiel was Origenes und am allermeisten was den Inhalt der Bemerkung in der Einleitung über eine Aeußerung Werners betrifft.[5]) Mich in direkten Streit mit ihnen einzulassen, finde ich wohl der Mühe wert, aber wüßte keine Stimmung und Stellung zu finden, ein dritter, zunächst unbeteiligt, könnte es vielleicht besser. Hast Du Lust, so verdienst Du meinen und der Sache besten

---

ist die Antwort von Strauß; cfr. dazu meine Zurückweisung der Treitschkeschen Invektiven gegen Strauß in der „Nation" vom 18. Januar 1890.

[1]) Franz v. Baader (1765 bis 1841), Professor der Philosophie in München; er schrieb „Ueber das ‚Leben Jesu' von Strauß" 1836.

[2]) August Isebuck (1799 bis 1877), Professor der Theologie in Halle, schrieb „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des ‚Lebens Jesu' von Strauß" 1837.

[3]) J. G. Vaihinger über „die Widersprüche, in welche sich die mythische Auffassung der Evangelien verwickelt", 1836.

[4]) Ludwig Fr. Wilh. Hofmann (1806 bis 1873), zuletzt Hof- und Domprediger in Berlin. Er schrieb „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. Fr. Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen" 1836.

[5]) Nicht in der Einleitung, wohl aber im ersten Abschnitt seiner Schrift (S. 81) polemisiert Hoffmann gegen Strauß wegen der Zurückweisung einer Aeußerung Werners, „geschichtliche Auffassung der drei ersten Kapitel des 1. Buches Moses", in einer Weise, für die „Verdrehung" allerdings die einzig richtige Bezeichnung ist.

Dank. Doch weiß ich nicht, ob ich Dich dazu aufmuntern soll. Einerseits gestehe ich Dir ehrlich, daß ich schon oft über meine isolierte Stellung verdrießlich und über meine Freunde bös gewesen bin, daß sie den Karren, den wir so lange gemeinschaftlich gezogen, nun, da die Sache ernst wird, auf einmal stehen lassen; auf der andern Seite aber wünschte ich nicht, daß Du als Familienvater Dich irgendwie kompromittieren und Deiner äußerlichen Stellung schaden möchtest. Märklin schrieb mir sehr ehrlich: „wie ärgerlich ist es für mich, daß ich in dieser ganzen Sache schweigen muß, daß niemand wissen darf, wie und in welchem Sinn ich mich dafür interessiere." Also, laß lieber die Hand vom Kessel, damit Du nicht schwarz wirst an Deinem

D. F. Strauß.

(Schluß folgt.)

Tristan und Isolde

Novelle von

Toni Schwabe

I

Das Haus lag ein wenig vor der Stadt. Es lag mitten in Gärten und war ein heller griechischer Bau mit einer kleinen Neigung zum Empire — nur so viel, um ihn dem Klima unsers Landes anzupassen.

Vier hohe schmale Pappeln standen vor der Front des Hauses, die verschwiegen und seltsam nach dem Garten hinaus gewandt war. Wer schlaflos lag in den schweren Sommernächten, der mußte immer auf das heimlich sirrende Rauschen der Blätter horchen. Es klang wie die zahllosen Geigenstimmen eines Riesenorchesters, die noch den Gedanken des Werkes an sich halten — aber gleich wird der Augenblick kommen, wo er sich klar und rein und gewaltig emporwindet, der Augenblick, wo er zum Sieger wird und mitreißt, und alle Instrumente müssen ihn mitsingen.

Am Tag aber ist der Garten still. Zwischen den hohen dichten Hecken schweigen und leuchten die Blumen. Es sind unzählige Sommerblumen, es sind welche von den hohen schlanken, die über den andern stehen und deshalb den Wind spüren müssen, und es sind von denen, die still am Grund warten und nur hinauf in die Sonne blicken. Und wer durch den Garten ging, konnte die Augen schließen und brauchte nur zu atmen, dann wußte er, wo er ging. Und er hatte so die allerfeinsten Erlebnisse, die es gibt: Er kam aus dem Duft, dem kühlen, kindlichen Duft des Goldlacks und stand da, wo schon von weitem Rosenduft weht, und ging hinüber, wo Jasmin und Akazie über ihm zusammenströmen, und wo der herbe, wilde, traurige Geruch des Mohnes aufsteigt.

So tat es Helianthe.

Ein Lied, das nicht gut war und nicht schön, kam ihr dabei in den Sinn. Aber es beginnt: ‚Flieg, meine weiße Taube, flieg!‘

Und sie dachte: Flieg, meine weiße Taube, flieg!

Denn ihr war, als müßte sie in diesen jungen glühenden Tag etwas hinaussenden, das sich vereinen konnte mit seiner jungen Glut — und wenn es nichts war als ein Seufzer.

So ging sie zwischen den Blumen und fühlte jene seltsame blühende Lust, die von der Sonne kommt, wenn sie des Morgens unsern Körper bescheint — oder auch von dem Duft der Erde — ich weiß es nicht.

Vertraulich streiften ihre Hände die schweren glatten seidenen Lilienblüten — Flieg, meine weiße Taube, flieg! —

„Helianthe! Helianthe!“

Sie tat die Augen auf und war ein wenig verwirrt.

„Ja — ich komme!“ rief sie zurück.

Und sie hörte ihre eigne Stimme über den mittäglichen Garten verklingen.

Dann ging sie den Weg zum Haus hinauf.

Ja, sie ging zu ihm, dem sie gehörte.

Sie dachte: ‚Wie kommt es, daß ich mich ihm, dem ich doch längst ganz angehöre, jetzt neu bringen könnte?‘

Und wie sie vor ihm stand, lächelte sie und dachte: ‚Siehst du gar nicht, daß ich neu bin — ein Geschenk für dich?‘

So war es: sie hielt sich ihm hin wie ein Geschenk.

Er nahm es aber nicht — denn sie gehörte ihm ja lange schon.

„Ich wollte dir nur sagen: Er kommt!“ sagte er, dem sie gehörte. Und er sah sie mit fröhlichen Augen an.

Sie lächelte.

„Hat er dir jetzt geschrieben?“

Er zog einen Brief aus der Tasche und faltete ihn eifrig auseinander. „Hier — hier steht es! Lies nur, Kleine!“

Sie nahm das Blatt — und las nicht. Sie sah den an, dem sie gehörte, und dachte: Wie froh und gut sieht er aus.

Und ein ganz klein wenig tat es ihr weh, daß nicht sie es war, die ihm seine Freude gegeben hatte. Denn sie meinte, daß die Ehe bedeutet, einander ganz zu besitzen. Sie dachte: ‚Ich wollte, daß dir alles von mir kommt — alles, alles!‘

„Warum liest du denn nicht?“

Plötzlich warf sie ihre sehr schlanken Arme um seinen Hals und rief mit einer unterdrückten zärtlichen Stimme: „Ich habe dich lieb, du!“

Und sie sah ihn an und wartete.

Er strich über ihr helles dichtes Haar und lächelte und sagte: „Aber nun wollen wir über ihn sprechen.“

Sie sagte ein wenig müde: „Ja, sprich über ihn — wann kommt er?“ — Und ihre Hände glitten nieder an ihm und glitten hinüber zwischen die Wein-

ranken, die an den Säulen hinaufschlangen. Und sie sah hinaus in den sonnigen Garten. — „Wann kommt er?“

„Das ist es ja eben, was er nicht schreibt. Er sagt nur, er kommt und wird uns überraschen — übrigens braucht er nicht das Wort ‚überraschen‘ — Und nun dürfen wir ihn immer erwarten.“

„Nun dürfen wir ihn immer erwarten — wie das Gewitter an einem schwülen Tag.“

„Ganz recht, Liebste — wie das Gewitter an einem schwülen Tag.“

Er nahm wieder den Brief und sah hinein. Und dann: „Es ist so merkwürdig für mich zu denken, daß ihr einander noch gar nicht kennt — ihr, die ihr beide mir in verschiedenen Zeiten meines Lebens die liebsten Menschen gewesen seid.“

„Du liebtest ihn sehr?“

„Lieben? — Ich bewunderte ihn so über alle Maßen. Weißt du, erst in der Schule, da war es, daß ich alles so haben mußte wie er. Wenn die Schule einen Ausflug machte, dann gab er an, was man an Proviant mitzunehmen hatte. Er sagte auch, welches Buch am schönsten war — und welche Tugenden erstrebenswert und welche verächtlich sind. Vor allem das Nachgeben war eine verächtliche Tugend. Da ging man umher und war einander ‚böse‘ — und mußte den Jammer möglichst lange auszuhalten suchen — je länger, desto heldenhafter.“

„Mußtet ihr das? — Armer Lie!“ sagte sie und sah ihn mitleidig an.

„Ja — ist es nicht eine ganz verkehrte Sache, das?“

„O nein — es gefällt mir,“ meinte sie nachdenklich.

Und er sprach weiter: „Wenn ich es so recht bedenke — ich glaube nicht, daß ich Künstler geworden wäre ohne ihn. Er wußte solche wunderlich lockende Dinge über die Geheimnisse des Schaffens, daß es einen mitriß. Immer ging er umher wie ein Entdecker und stellte ganz paradoxe Gesetze über die Wiedergabe der Natur auf —

Sie klangen oft unglaublich, aber wenn man sie beim Malen anwandte, waren sie von der fabelhaftesten Wirkung.“

„Seine Gedanken nahmst du für dich?“ sagte sie ernsthaft.

„Aber was bist du für ein kleines Mädchen! Wir sind einfach beide nach Beobachtungen gegangen, und die haben wir uns gegenseitig mitgeteilt.

Außerdem beansprucht die Malerei wenig Gedankliches. Ein scharfes Auge und eine gewisse Fähigkeit der Hand, das Gesehene wiederzugeben.

Uebrigens haben sich ja späterhin unsre Richtungen sehr getrennt, er hat immer unwirklichere Dinge gemalt, die sich schließlich leider nicht mehr so recht verkaufen lassen — ich habe mich wieder ganz der Wirklichkeit zugewandt —“

„Und du verkaufst!“ ergänzte sie ihn plötzlich mit einer ungeduldigen, ja hochmütigen Stimme.

„Vox populi — vox dei,“ sagte er mit einem zufriedenen Lächeln.

„Aber nur für den, der sich die Allgemeinheit zum Gott machen will!

Wenn ich Künstler wäre, dann wollte ich mich selbst für jeden Erfolg, den ich beim Publikum hätte, bloß auslachen!"

Er sagte gedrückt: „Dann kannst du ja mich auslachen — du darfst aber nicht vergessen, daß es für mich eine Notwendigkeit ist, meine Bilder machen sich bezahlt."

Sie bereute ihre Worte plötzlich. „Ja doch, Lie — und sie sind trotzdem gut, deine Bilder — sind gut wie alles, was von dir kommt, Lie —

Aber sage mir doch — wie kommt dein Freund eigentlich zu seinem wunderlichen Namen? Ist er so getauft?"

„Du selbst hast einen ‚wunderlichen Namen', Helianthe —

Aber er trägt seinen nicht von Anfang an. Einen ganz gewöhnlichen hatte er. Aber dann wußte er den andern an sich zu reißen, und wir alle haben ihn Titan genannt."

„So hat er euch alle beherrscht?"

„Beherrscht?

Er war einfach das Ideal eines Knaben — gewiß nicht so, wie Eltern ihre Kinder sehen wollen, denn sie wollen im Grunde doch immer nur diese ängstliche Sittsamkeit, die nirgends Anstoß erregt und das Kind möglichst gefahrlos durchs Leben bringt.

Das Ideal, was ein Junge vom andern hat, ist er gewesen — kühn und stolz und hart. Und irgendwie — ganz zu innerst und unerreichbar für jeden — so unendlich zart und gut und weich. Von einer verschwiegenen Zärtlichkeit, wie sie sich vielleicht nur an Frauen findet."

„Wenn du das alles dachtest, liebtest du ihn ja —"

„Der Keim zur künftigen Liebe ist wohl in jeder Knabenfreundschaft."

Seine Worte taten ihr wunderbar weh. Sie wollte ihm sagen: „Das ist deine Liebe gewesen — das allein. Das Gefühl für mich ist ja nur ein Abglanz von diesem. Hast du mich je so inbrünstig aufgesucht — Ach, warum hast du das nie getan?"

Sie sagte aber nichts davon. Sie sah ihn nur an. Und ihr war plötzlich, als sei seine Jugend schon von ihm gestreift und flammte nur noch in jenen heißen Worten über Vergangenes. Und auch das, was er über die Beziehungen seiner Kunst zu der des andern gesagt hatte, wurde ihr zu einer seltsam quälenden Demütigung.

Ach — aus sich selbst sollte er geworden sein, wenn sie ihm gehören wollte!

Und sie dachte an alle jene Stunden, wo sie neben ihm gewartet hatte — auf etwas Unnennbares, Beglückendes gewartet — und wie dann alles so ruhig geblieben war. —

Sie strich sich verwirrt mit der Hand über die Augen, als ob die Helle des Gartens sie blendete —

Wenn er nur jetzt etwas Befreiendes sagen wollte —

Irgendein Wort, das ihr den unerträglichen Gedanken nähme, als stünde

da einer neben ihr, dem der aufflackernde Rausch der Jugend einst Gefühle gegeben und dann genommen hätte —

Einer, der nicht maßvoll aus Zurückhaltung war, so daß seine Liebe kostbar sein dürfte — Nur einer, der sehr früh ruhig wurde — ruhig, klein und schwach — der nichts zu verbergen hatte —

Der alles brachte, dessen er fähig war — Und dieses „Alles“ war — so klein — —

Sie sagte nichts.

Aber sie sah dem, der kommen wollte, mit einer stillen schmerzlichen — ach: neidischen! Wißbegier entgegen!

Lienhard sagte: „Ich will ihm schreiben, daß er uns willkommen ist — Darf ich es auch von dir sagen?“

„Tu das, Lie —“

Und sie ging langsam die Stufen hinab in den Garten. —

Wohin war die alte Sonnenlust? Die Lust, die sich über stille Gärten breitet und der Frauen Haare duften macht, gleich den Blumen? —

Helianthe dachte: ‚Einmal — wenn alles in mir still geworden ist, dann will ich durch den Garten gehen — wenn ich alt bin und aus dieser ungewissen Sehnsucht eine freundliche und beschauliche Wehmut geworden ist. Dann will ich mich jeden Tag auf die Sonne freuen und will mit Gelebtem und Ungelebtem spielen — wenn es losgelöst ist von mir, und wenn es meinen Gedanken greifbar und geschickt geworden ist wie ein Ball, den man in die Luft wirft und mühelos fängt.‘

Und sie dachte an Lienhard: ‚Wenn du es wüßtest, wie sehr ich noch wünsche! Du würdest mir sagen, daß ich am Ziel sein muß, weil dir dein Leben gefällt — und würdest mir sagen, wie häßlich es ist, unzufrieden zu sein, wenn man alles hat. Du würdest mir viele Beispiele nahebringen, in denen Menschen schwach und klein sind und deshalb unzufrieden.

Und dann würde ich schweigen, weil ich nicht will, daß du denken sollst, ich wäre schwach und klein, und es müßte dir leid tun, daß du mich lieb hast —

Und weil ich dich so lieb habe, würde ich die Augen schließen vor allem, was so unnahbar schön ist — vor allem, wonach jetzt meine Wünsche gehen —‘

Wie denn?

Wohin gingen ihre Gedanken?

Konnte sie nie ruhig werden? Nie ohne Begehrlichkeit? —

Und sie dachte: ‚Noch ein wenig Zeit — noch ein paar Jahre —

Dann bin ich alt geworden, und alles Glück liegt in dem stillen Garten.‘

*

Und an einem Tage, da stand er vor ihr.

Der Mann, dem sie gehörte, sprach: „Sie sagte, du würdest kommen wie das Gewitter an einem schwülen Tag — Helianthe, da ist er!“

Sie gab ihm die Hand und sagte leise „Willkommen“.

„So etwas haben Sie von mir gesagt, gnädige Frau?“

Sie bog sich zurück in das Weinlaub an der Säule, so daß ihre hohe, feine Gestalt fast darin verschwand, und lächelte still.

Und er sah sie an und lächelte auch. Und dann war dieses Lächeln hinweggeglitten — und sie sahen einander so ernst an, als blickten sie in den Tod.

Irgendwoher klang eine Stimme: „Titan! Helianthe! Kennt ihr euch denn gar etwa schon? Wie denn? Wie seht ihr euch denn an!“

Da wandte sich Helianthe ihm zu, dem sie gehörte.

Es war, als wäre sie mit geschlossenen Augen durch den Garten gegangen, wo die seltsamen Düfte steigen.

Sie dachte an jenes Lied, das nicht gut ist und nicht schön, und das beginnt: „Flieg, meine weiße Taube, flieg!“

Aber seine Stimme rief sie zurück. Sie kam zu ihm, dem sie gehörte.

II

Lienhard sagte einmal zu Titan:

„Wenn Helianthe und ich Kinder hätten, so wollte ich vor allem an eins denken, das ihnen gegeben würde: Sie sollten die Erfüllung ihrer Wünsche zur rechten Zeit haben.

Man hört so oft Eltern sagen: Das alles bleibt ihnen aufgespart für später — man braucht sie nicht zu früh schon zu verwöhnen. Mein Gott — wie oft verwöhnt einen denn das Leben später?“

„Was du sagst, ist wohl richtig, Lienhard — mich wundert nur daran, daß du es sagst — du, über den das Leben ja alle seine Schätze breitet — Lienhard?“

Lienhard lächelte zufrieden. „Ja, daß Helianthe mir gehören wollte, ist freilich die Erfüllung meines besten Lebenswunsches gewesen. Und doch —“

Er sah auf, und in Titans Gesicht war ein dunkler, abweisender Ausdruck.

„Du wunderst dich, daß ich sage ‚und doch‘?

Du mußt mit dem rechnen, was menschlich ist. Und menschlich ist es, daß sich ein Wunsch bis zu einem gewissen Grade steigert — und dann erschlafft. Und ich kann dir sagen, daß ich es mir selbst hoch anrechne, daß ich in meinem Glück nicht den objektiven Ueberblick verloren habe —

Titan, es gab eine Zeit, wo Helianthe mir mehr noch gewesen ist als die geliebteste Frau —

Eine Zeit, wo sie mich gleichsam aus meiner Wesensart hinausgehoben hat wie ein Gott, der will, daß man ihm gleich werde. Ja, eine Zeit war das, wo sie mir Gott und Heiland war.

Du weißt, daß wir nicht gleich zusammenkommen konnten — als es endlich so weit war, da war nichts geschehen, als Zeit vorübergegangen — Zeit —

Du weißt, wie ich sie liebe, Titan — aber meine Sehnsucht nach ihr hätte in einer andern Zeit erfüllt werden müssen —

So ist auch das der zu spät erfüllte Wunsch — trotz allem — auch das — Titan?!“

Der hatte das Gesicht in die Hand gestützt und saß ganz still — wie ohne Leben.

„Titan!“

„Ich habe dich gehört,“ sagte er da und erhob das Gesicht, das einen Schein der Ungewißheit von der Abenddämmerung hatte.

„Mißverstehst du mich aber auch nicht in dem, was ich sage?“

„Nein — ich habe dich nicht mißverstanden. Du sprachst von zu spät erfüllten Wünschen.“

„Ja — aber du darfst nicht vergessen, daß sie, die mir Gott gewesen ist, jetzt doch die einzig geliebte Frau wurde!

Verachten darfst du das nicht, was natürlich ist — was ein Schicksal ist, dem wir alle unterworfen sind!“

Da richtete sich Titan auf. Um seinen etwas zu weichen Mund lag der Hochmut — dieser unbedingte Hochmut, den Lienhard schon an dem Knaben gekannt hatte — und der ihn oft gebeugt und unsicher gemacht hatte.

Titan sagte: „Mein Schicksal ist es nicht.“

Und wie sehr Lienhard auch fühlte, daß er das Rechte und Natürliche, die Wirklichkeit des Lebens selbst vertrat — es kam ihm doch ein wenig seine Ungewißheit aus den Kinderjahren. Und er sagte bedrückt und hilflos: „Ich bin traurig, daß du mich nicht verstehen willst.“

Titan schwieg. — Er dachte: ‚Könnte ich doch traurig sein, daß ich dich zu sehr verstanden habe.‘

Aber er fühlte nur in sich den singenden, klingenden Jubel eines unaussprechlichen Sieges — den grausamen köstlichen Cäsarenjubel. —

Und er fing an zu reden. Sprach lauter kleine Sachen, die sich auf der Oberfläche hielten, die höchstens den Gedanken, nie das Gefühl streiften.

Und Lienhard ließ sich wieder mitnehmen. Denn er dachte, ihn führte die Güte des Freundes, und vertraute ihr.

Helianthe kam heraus zu ihnen und stand hoch und fein vor der Helle des Himmels.

Des Abends Düfte stiegen aus dem Garten — und seine große schwere Stille.

Titan sagte: „Wie sehr man die Stille fühlt in diesem Garten —“

Lienhard lachte. „Ja, still war er immer schon, der alte Garten — auch wenn wir selbst so emsig über unsre Kleinigkeiten wurden! Nicht wahr, Helianthe?“

Helianthe lächelte und schwieg. Und sie wunderte sich plötzlich, daß es etwas gab, was sich gleichgeblieben war zwischen damals und jetzt.

„Ich kann es mir nicht vorstellen, daß Sie je über Kleinigkeiten emsig gewesen sind?“ sagte Titan.

Sie strich sich über das Haar, dem der Abend eine verschwiegene Färbung gab, und sprach: „Ich weiß es nicht mehr.“

Lienhard wurde eifrig: „Doch! doch! Weißt du nicht mehr, wenn du die Pläne für den Garten gemacht hast?

Titan, du glaubst nicht, wie wichtig es war, ob die Lilien neben der Zypresse in Gruppen stehen mußten oder ob sie den Weg als kleine Blütenallee einrahmen sollten. Und dann ist sie immer zu mir gekommen und hat mich mitten aus meiner Arbeit geholt, und ich sollte absolut entscheiden, was das Bessere wäre."

„Armer Lie — habe ich das? Und es hat dich sehr gestört? Aber nun werde ich nicht mehr kommen und fragen, denn nun blüht alles aus sich selbst — und alles ist vollkommen und schön geworden, ohne daß ich noch etwas dazu tat —"

„Ja, das ist wohl das Wesen von allem Vollkommenen und Schönen, daß es aus sich selbst wurde — und vor uns steht — und uns so hilflos hinnimmt."

„Mir scheint, das kann nie schlimm sein, sich von dem Vollkommenen und Schönen rauben zu lassen, Titan —

Doch wenigstens kein Grund, wie du, ein trauriges Gesicht dazu zu machen?"

Helianthe stand auf und ging die Stufen hinab von der Veranda in den Garten.

Sie dachte: ‚Gibt es etwas, das so traurig, so schwer und so tödlich schön ist wie die Hingabe an das, was über uns siegte?'

Und sie wußte, daß Titan dachte wie sie. Und sie wußte, daß seine Sehnsucht in einem unbekannten Land die ihre umschlungen hielt.

Aber sie wußte auch das andre: daß sie das Eigentum jenes Mannes war, dem ihre erste Liebe gehört hatte. —

Sie kam wieder herauf und zog ihren Sitz dichter neben Lienhard.

Der legte seinen Arm über ihre Stuhllehne und spielte leise mit den Fingern in ihrem Nackenhaar. Sie fühlte plötzlich, daß seine Berührung ihr ein körperliches Unbehagen gab, und sie setzte ihren Willen hinein, das zu überwinden.

Jenseits hinter den Bergen ging der Mond auf und glitt fahl und still über das müde Blau des Himmels.

„Hast du noch deine Geige, Titan?"

„Ich habe sie noch — aber wir stehen in keinem rechten Verhältnis mehr zueinander."

„Früher hast du sie sehr geliebt."

„Vielleicht habe ich sie dann ein wenig vernachlässigt, und sie ist mir böse darum."

„Hörst du, Helianthe! Das muß ein sehr intimes Verhältnis gewesen sein, das gar in Zürnen übergeht!

Ich verstehe ja nichts von Musik — so weiß ich also gar nicht mal, ob dein kleines braunes Geiglein mir nicht auch Grund zur Eifersucht gibt?"

„Sie spielen Geige?" fragte Titan ein wenig erregt.

„Manchmal — im Dunkeln.

Es ist nicht viel. Und ich habe nicht einmal lernen können, richtig im Takt zu spielen.

Aber weshalb tun Sie es nicht mehr?"

Es war die erste Frage, die sie wagte an ihn zu richten. Sie tat es im Schutz der harmlosen, aufeinander weisenden Worte Lienhards.

Und er antwortete ihr so froh und eifrig, daß sie fühlte, er hatte darauf gewartet und davon gewußt, daß sie es anfangs so abgewehrt hatte.

Und er sagte seine Worte so seltsam weich und willfährig, als wollte er Blumen vor ihr ausbreiten, sagte: „Das war, als ich nur von Beethoven wußte, wie ich so gut stand mit meiner Geige. Aber nun weiß ich von etwas anderm, da reicht sie mir nicht aus. Und auch mein Können nicht.“

„Was ist das andre?“ war ihre Frage, als sie ihn zum zweitenmal anredete.

Er zögerte mit der Antwort.

Dann sagte er leise: „Tristan und Isolde.“

Und sie hörte ihn: Tristan und Isolde.

Und sie sahen sich an — sahen sich an in der hellen Nacht — sahen sich an mit unseligen, unseligen Augen. —

Habe ich gesagt, daß vor dem Haus vier Pappeln standen — vier hohe schmale Pappeln, aus deren Rauschen sich siegreich, stark und stolz der Gedanke des Werkes einstmals emporwinden sollte?

Nun gut. Es kam, daß er Helianthes kleine braune Geige nahm —

Das Horn des Hirten aus der Bretagne klang —

Der Sehnsuchtsruf —

Helianthe hörte auf ihn.

Das war nicht die ein wenig tiefe und nachklingende Stimme ihrer kleinen braunen Geige —

Das war das sehnsuchtswehe, betörende Lied der Sünde, das sich zart und rein und königlich löste aus dem verheißungsvollen Rauschen der Pappeln —

Das über den stillen Garten glitt und alle Düfte und alle nachtverstummten Farben schmerzlich und sündig machte.

Und ihre Seele war es, die mitsingen mußte.

III

Das Lied der Sünde war aufgestiegen — das zarte, reine, königliche — das betörende Lied der Sünde.

Wo du gingst, da war es um dich. Alles, was du je geliebt hattest, brachte es dir entgegen. Denn du liebtest der süßen schweren Rosen schwellenden Duft — und du liebtest den Sommernachtswind, der durch Akazienblüten gestreift ist — und du liebtest auch den herben, wilden, traurigen Geruch des Mohns.

Alles, was du je liebtest, alles, wovon deine Seele je ergriffen wurde, stand nun gegen dich auf, Helianthe!

*

In Helianthes Zimmer hingen die Bilder aller jener, von denen sie stammte.

Es waren Bilder in mancherlei Größen und in der verschiedensten Technik, wie sie gerade eben der Geschmack der betreffenden Zeitrichtung bevorzugte.

Wunderlicherweise war es nur die Familie der Mutter, die sich hier in

demselben ausgesprochenen Rassegesicht wiederholte. Der Vater war von denen gewesen, die stark leben und dann ganz tot sein wollen — aber diese andre zarte und zähe Rasse mußte einen Gedanken der Unsterblichkeit in sich getragen haben. Da waren immer dieselben weit ausholenden Augenbrauen und dieser trotzige Mund mit zarten, stark gebogenen Lippen, das feste, runde Kinn, ein schöner Halsansatz und diese ein wenig zurückfliegende Stirn, die dem Profil einen kühnen Ausdruck gab. Die Färbung des Haares war meist kräftig rot, auch öfters blond und selten dunkel.

Da gab es die kleinen feinen Aquarellbildchen in schmaler ovaler Goldleiste — Großvater und Großmutter waren so gemalt —, diese winzigen, mit allerfeinsten Pinseln hingestrichelten Porträts, in denen die grüne Farbe zur Schattenbildung aufs lebhafteste bevorzugt wurde, wenngleich die kleinen Hautfältchen dann wieder ganz naiv in einem tieferen Fleischrot auskoloriert sind. Der Großvater, ein Däne, hatte ein scheues und schwaches Gelehrtengesicht mit wenig ausgebildeten Zügen. Ein Gesicht, das vorbestimmt schien, in dieser andern Rasse aufzugehen, die jedes fremde Element, das sich mit ihr mischte, vernichtete.

Dann kamen die Bilder aus der Pastellzeit. Kühne und geistreiche Gesichter mit tief frisiertem, gelocktem und gepudertem Haar, das am Hinterkopf in einem kleinen zurückgeschlagenen Zöpfchen aufgesteckt war. Hier war der Urgroßvater von Helianthe. Er kam aus Brabant — oder war es Flandern? — Er war einer von jenen Handelsherren, deren sagenhaften Reichtum die Märchen mit den Worten erzählen: „Er war so reich, daß er sich seinen Saal mit Talern pflastern ließ.“ Und „seine Schiffe fuhren um die ganze Welt“. Nach einer jener freien Hansastädte an der Nordseeküste kam er, die damals in hoher Blüte stand, später auf die Freiheit verzichtete und nun klein, still und sehr wehmütig geworden ist. Und er vermählte sich mit einer Tochter aus dem Haus der Thoma. Daß sie schön war unter ihrem weinroten Haar und sich mit feinen eignen Gedanken trug, das wußte er nicht, wie er kam, um sie zu freien. Er wußte nur, daß sie aus dem Haus der Thoma war — jenem alteingesessenen, in Reichtum erstarrtem Handelshaus, dessen Blut schwerflüssig geworden war, weil es sich in steter Inzucht mit dem Adel des Landes und den wenigen gleichwertigen Patrizierfamilien schon durch Jahrhunderte nicht ausreichend gemischt hatte.

Hier war ihr Bild. Auf einem Hintergrund von goldenem Braun das sehr weiße Gesicht unter einer Haube von Goldbrokat. Die Augen fast so weinrot wie das Haar. Diese langen, feinen Hände trugen unzweifelhaft das Merkmal von Gedanken — von selbsterworbenen Gedanken.

Und der aus Brabant, er kam und heiratete in steinerner Selbstverständlichkeit diese Frau mit den Gedanken, weil sie aus dem Haus der Thoma war. In seinen Zügen lag Geist und Kühnheit — doch schon zur bildnerischen Form erstarrt.

Aus ihnen beiden wurde diese unauslöschliche Rasse, die jeder Einmischung fremden Blutes standhielt — und die war, als trüge sie den Unsterblichkeitsgedanken in sich.

Die Hochzeit wurde mit einem Prunk ohnegleichen gefeiert. Dann kam der große Krieg, der Befreiungskrieg, der das Land zerstörte und die ewig verbürgten Schicksale der Menschen in lustiger Buntheit einwechselte. Da wuchsen die aus der Erde, die nichts zu verlieren hatten, und über sie kam ein wildes und freudiges Blühen. — Da standen die, welche durch Jahrhunderte Herren waren, und sahen zu, wie ihr zähestes Eigentum in unstillbare Tiefen versank.

Der aus Brabant mußte es erleben, daß alle seine Schiffe, alle seine stolzen, hoffnungsgeschwellten Schiffe aufgegriffen und von fremdem Raubgesindel — war es Freund oder Feind? — geplündert und zerstört wurden.

Nun stand das Haus vor der unausdenkbaren Schmach: dem Konkurs. Für den mit dem Geist seiner Väter wechselten nicht die Werte mit den Umständen. Konkurs war unter allen Umständen Konkurs — das heißt Entehrung.

Da kam seine Frau, die Frau, die er geheiratet hatte, weil sie aus dem Hause der Thoma war. Sie brachte den alten Schmuck der Thomas, den er für unveräußerlich gehalten hatte und die alten Leinentücher der Thomas, in die kunstvolle Bilder — Szenen aus der Leidensgeschichte Christi — eingewebt waren. Und sie brachte die Kleider von schwerem Brokat und die Truhen aus Marmor und Zedernholz. Wirklich — es fand sich so viel zusammen, daß das Haus der Schmach entging: Man konnte liquidieren — und blieb zurück in der Armut des letzten Kätners.

Sie tat es, um den Namen ihres Mannes zu retten —

Denn ihre Treue war ihre Ehre.

Sie, die in ihrer Jugend nichts gelernt hatte, als zierlich-sehnsüchtige Schäferliedchen auf dem Spinett klimpern, ein wenig Italienisch und ebenso wenig Französisch parlieren — dazu Geradesitzen und Sticken — sie konnte plötzlich arbeiten.

Sie arbeitete, und es kam wieder eine Spur von Wohlstand in das Haus. Sie starb sehr früh, aber sie konnte ihre Kinder ohne Sorgen vor Not zurücklassen.

Er, dessen Gesicht der Väter Geist geprägt hatte, blieb im Leben zurück wie ausgestoßen. Man erzählt von ihm, daß er nach dem Tode seiner Frau kein ander Weib mehr angesehen habe, obwohl er noch jung war und sehr schön —

Seine Treue war seine Ehre.

Die Tochter dieser beiden, Helianthes Großmutter, heiratete dann mit sechzehn Jahren den unscheinbaren Dänen. An seinem Aeußeren war gewiß nichts, was ein so junges Mädchen anziehen konnte.

Später kam einer in ihr Haus, der war schön wie sie — und er liebte die schöne Frau des unscheinbaren Dänen. Er verließ die Stadt ohne Hoffnung. —

Ihre Treue war ihre Ehre.

*

„Vor langer Zeit, Lie, sagtest du mir: Zwei Menschen sind bestimmt, einander zu suchen, weil sie sich angehören von Anfang an. Und du sagtest mir auch,

du wärest dein ganzes Leben einsam oder traurig gewesen, wenn du nicht zu mir gekommen wärst —

Weißt du das noch?"

„Ja, wir fanden einander wie vorbestimmt, kleine Helianthe —

O, du weißt nicht, wie süß und schön du damals warst, wie ich dich zuerst sah. Ich glaubte gar nicht, daß so etwas Wirklichkeit sein könnte. Ein weißes Kleid trugst du und hattest ein sehr ernstes Lächeln. Man fühlte wohl, es waren viele Gedanken in dir — solche, die noch in der Seele schlafen und erst gedacht werden sollen, weißt du.

Und so rein warst du, daß ich dachte, dreimal waschen müßte ich mich, ehe ich deine Hand berühren darf.

Und doch war es gleich so, daß ich wußte, wir wären füreinander vorbestimmt und sollten uns angehören von Anfang an."

„Lie — du erzähltest es mir so — und ich habe es oft angehört, wie ein süßes Märchen. Aber heute — heute wollte ich es als Wirklichkeit fühlen."

„Fühlst du es nicht, Herzensliebste?"

Sie schloß die Augen, und ein sonderbar wilder Ausdruck war auf ihrem Gesicht. Aber sie wandte ihm dieses rätselvolle Gesicht rein zu. — Es war eine helle Mondnacht, und er konnte es ganz klar erkennen.

Ihre Stimme hatte einen dunkeln Unterton.

„Du sollst mich lieben," sagte sie.

„Ich habe dich sehr lieb, Helianthe."

„Hast du kein Wort für mich? Du sollst mich lieben, daß es mir Wahrheit wird: Wir gehören einander von Anfang an —

Ich will wissen, daß ich durch alle Länder gegangen wäre, um dich aufzusuchen —

Ich will wissen, daß ich von einem Thron gestiegen wäre, um dich zu mir zu nehmen —

Ich will wissen, daß ich jede Sünde für dich getan hätte — für dich allein!"

„Helianthe — weißt du es nicht?"

„Ich will es wissen.

Liebe mich so!"

Er wandte sich weg von ihr und sagte leise und traurig:

„Du liebst ja nicht mich."

Da warf sie sich über ihn und weinte an seiner Brust — und rief: „Dich will ich — dich allein!"

Es gibt niemand und nichts, das ich lieber wollte, als dich — dich allein!"

„Ist das wahr, Helianthe?"

„Es ist wahr."

„Bei deiner Ehre?"

„Bei meiner Ehre." —

Sie sank so seltsam gebrochen zusammen und blieb ganz ruhig.

Sie fühlte, wie er neben ihr auch stille wurde —

Und sie sah sich tot liegen auf einer weiten Ebene. Und irgendwo suchte ein Mensch nach ihr. —

Vor den Fenstern griff der Nachtwind in die Pappeln. Und sie standen hoch und dunkel gegen den Himmel. Und dahinter lag der stille, nächtliche Garten, aus dem das Lied der Sünde stieg — das zarte, reine, königliche.

(Schluß folgt.)

Das Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne

Von einem französischen Diplomaten

Mögen die Japaner Sieger bleiben oder mögen sie von den Russen aus der Mandschurei und aus Korea verjagt werden — gewiß ist, daß eine militärische Aera für die gelbe Rasse begonnen hat und daß von jetzt an die Völker der weißen Rasse zunächst mit ihr werden rechnen und dann gegen sie kämpfen müssen. Japan ist jetzt eine fertige Nation, eine organisierte materielle Macht im Dienste einer Idee, und zwar, was mehr ist, im Dienste einer edeln, erhabenen Idee. Japan will nicht nur eine zivilisierte, im eignen Land freie, gewerbtätige Nation sein, die Absatzwege für ihre Waren besitzt, sondern es strebt einen gewissen Einfluß auf die ihm benachbarten Völker zu gewinnen, Gebiete zu annektieren, auf die es weder ein historisches noch ein ethisches Recht hat, die es aber nach seiner Behauptung braucht; außerdem hält Japan es für seine Pflicht, die Völker der gelben Rasse und vielleicht auch die mit indischer Zivilisation zum Zweck ihrer Emanzipation und der Vertreibung der Europäer aus dem äußersten Osten zu disziplinieren und zu organisieren. Die Japaner haben ihre Monroedoktrin: „Asien den Asiaten", sagen sie, aber wie die Bürger der Vereinigten Staaten unter den Amerikanern die der Union verstehen, so verstehen die Japaner unter Asiaten die Japaner. Ihre exoterische Formel heißt: „Asien den Asiaten", ihre esoterische „Asien den Japanern".

Der Kampf gegen Rußland — mag man nun für oder gegen den Zaren und sein Volk sein — ist in der Tat der erste Zusammenstoß zwischen Japan und Europa, so eine Art Avantgardengefecht. Er deutet auf viele weitere hin, nicht nur mit Rußland, das durch eine Revolution oder durch innere Reformen vielleicht auf lange Zeit nach außenhin lahm gelegt werden wird, sondern auch mit den Nationen, die Besitzungen im Bereich des Landes der aufgehenden Sonne haben. Wenn dem so ist, so ist es nicht ohne Interesse zu untersuchen, welche Gebiete dieses erst kürzlich in die Zivilisation des Westens eingetretene (ich sage nicht, erst kürzlich zivilisierte) Volk sich anzueignen plant, das, nachdem es eben erst unsre Schule absolviert hat, uns lehren will, wie man kämpfen muß, um zu siegen, wie man handeln muß, um durchzudringen, und wie man denken muß, um ein wichtiger Faktor des Fortschritts zu werden.

Wenn Japan besiegt wird und Korea aufgeben muß, so ist zu erwarten, daß es sich zu einem neuen Feldzug vorbereiten und mit neuen Mitteln den Krieg gegen Rußland fortsetzen wird. Wenn es siegt, wird es Korea behalten, und wenn es die Mandschurei nicht sich aneignen kann, wird es sie an China zurückgeben, doch vielleicht nicht, ohne dort festen Fuß zu fassen und eine zukünftige Annexion vorzubereiten. Man wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß es Residenten ins Land setzt, um es zu organisieren, zu schützen und in den japanischen Aktionskreis hereinzuziehen. Siegreich oder besiegt, wird Japan sicher auf dem Kriegsfuß bleiben; es wird sein Heer organisieren, seine Flotte vergrößern und

sich zu neuen Angriffen rüsten. Man sagt, daß es seine Pläne schon fertig hat und daß schon jetzt seine Spione, die zahlreich und überall sind, sich an allen Landungsplätzen über die Verhältnisse informiert haben, daß der Generalstab alle Häfen im französischen Indochina und auf den Philippinen kennt, daß es die Eroberung von Holländisch-Indien in Erwägung gezogen hat und schon den Tag voraussieht, an dem die Hindu es gegen seinen jetzigen Verbündeten, das Reich der untergehenden Sonne, zu Hilfe rufen werden. Das scheint ein napoleonischer Zukunftstraum zu sein, doch wer weiß, was unter Napoleons mächtiger Hand aus der Welt geworden wäre, wenn er England auf seiner Seite gehabt hätte, damals, als alle Könige Europas erschlafft waren und ihre Heere dem Manne zur Verfügung stellten, dessen Trachten darauf gerichtet war, sie alle zu unterjochen. Japan wird England so lange auf seiner Seite haben, als es dessen Besitzungen nicht angreift, und vielleicht auch das zweite England, die Vereinigten Staaten. England hat einen Freundschaftsvertrag mit Japan geschlossen und sowohl eine deutsche wie eine französische Intervention unmöglich gemacht, um Tibet unter seine Schutzherrschaft bringen zu können, und Amerika ist in Albions Fußstapfen getreten. Ebenso wird England es machen, um Siam zu bekommen, wenn die Japaner Frankreich den Krieg erklären, um sich Tonkins, Annams, Cochinchinas und Haïnans zu bemächtigen. Die Amerikaner denken noch nicht daran, sich der Philippinen zu entäußern, obwohl sie dieses Land sehr viel kostet und ihre Kolonisationsversuche im äußersten Osten nach jeder Richtung hin kläglich ausgefallen sind, da Amerika einen Teil der schlechten Elemente, die es überschwemmen, dorthin abgeben muß. Die Japaner denken daran, und trotz der Vorsichtsmaßregeln, die man anwendet, um sie von den Philippinen fernzuhalten, haben sie das Land inventarisiert, seinen Ertrag berechnet, die von den Spaniern erreichten armseligen Resultate, welche die Amerikaner in helles Licht setzen, untersucht und registrieren sorgfältig die Fehler, die diese Zuletztgekommenen begehen. Dieser Archipel, dessen nördlichster Punkt (Kap Engaño) 14 Grad von dem südlichsten Punkt (Satano-Misaki) ihrer südlichsten Insel (ich meine nicht ihres südlichsten Inselchens) entfernt ist, erscheint ihnen, wie sie wenigstens sagen, als die Verlängerung des japanischen Archipels. Es kümmert sie wenig, daß der Philippinenarchipel von einer andern Rasse als der ihren bevölkert ist; er fällt in die Aktionszone, die sie sich vorzeichnen, und sie hoffen, ihn sich bald anzueignen. Die Vereinigten Staaten werden ihrer Meinung nach dieses Besitzes überdrüssig werden und ihn verkaufen. „Und wenn sie ihn nicht verkaufen," sagte mir eines Tages ein Japaner, der sehr genau über die in der führenden Klasse zutage tretenden Bestrebungen unterrichtet ist, „so werden wir ihn nehmen." Wir werden ihn nehmen! Das ist die ganze auswärtige Politik der Japaner: Gewalt! und zwar Gewalt gegen ein Volk der weißen Rasse. Ich weiß wohl, daß Amerika nicht mehr Recht hatte, den Spaniern die Philippinen zu nehmen, als die Japaner haben, sie den Amerikanern zu nehmen, doch hatten diese wenigstens den Schein des Rechts für sich; sie führten Krieg gegen Spanien, und die Philippinen riefen sie zu Hilfe. Die Japaner haben noch keinen Streit mit den Amerikanern auszufechten, und doch denken sie schon daran, sie einer ihrer Besitzungen zu berauben. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, sie immer so vorgehen zu sehen, weil diese Handlungsweise ihrer geistigen Veranlagung entspricht. Das wird uns vielleicht empören, weil jeder Krieg bei den Völkern der weißen Rasse, wenigstens heutzutage, gerechtfertigt sein muß. Bei ihnen wird niemand darüber empört sein, weil die Japaner unbekümmert um eine Rechtfertigung sich der Idee von einer höheren Mission hingegeben haben, der Mission, Asien den Europäern, der weißen Rasse zu entreißen, um es den Asiaten, das heißt der gelben Rasse zurückzugeben. Sie werden über alles hinausgehen, was das Völkerrecht gestattet, denn für sie heiligt mehr als für die Jesuiten der gute Zweck die abscheulichsten Mittel. Die Gewalttätigkeiten Englands — das Bombardement von Kopenhagen im Jahre 1807, der Angriff auf die holländische Handelsflotte bei Berg im Jahre 1665, die Einschmuggelung falscher Assignaten nach Frankreich im Jahre 1794, das alles wird in den Schatten gestellt werden, weil die Japaner, wiewohl sie über die von

uns nach und nach entdeckten, konzentrierten und dienstbar gemachten wissenschaftlichen und mechanischen Kräfte gebieten, nicht zivilisiert im eigentlichen Sinn des Wortes sind, weil sie noch Barbaren sind und lange bleiben werden, Barbaren, welche die Etappen der Zivilisation im Fluge durcheilt haben und die, da sie noch nicht von den Gesetzen der Selbstachtung durchdrungen sind und ihre geistigen Fähigkeiten sich nicht in gleichem Schritt mit ihren fortgesetzten Anstrengungen und nach Maßgabe der mühsam erzielten Fortschritte entwickelt haben, nichts von ihrer Selbstachtung zu verlieren haben. Es ist nicht anders möglich, als daß das Chaotische, das die doch seit zweieinhalb Jahrhunderten an die Zivilisation gewöhnten russischen Gehirne noch immer bedrängt, die japanischen völlig überwältigt und in ihnen einige jener Monstruositäten erzeugt, die ein Volk charakterisieren. „Kratze den Russen ab," heißt es, „und du wirst den Tartaren finden", das heißt den Nomaden, den Gewaltmenschen, der Zerstörer, der kein Gras wachsen lassen will, wo er geritten ist. Kratze den Japaner ab, und du wirst den barbarischen, vielleicht den wilden Aïno finden. Ausgerüstet mit allem, was die weiße Rasse entdeckt hat, um Krieg zu führen, zu produzieren, zu transportieren, wird der Japaner nichtsdestoweniger ein Barbar bleiben, und diese von der Zivilisation bewaffnete Barbarei ist bestimmt, uns einige Ueberraschungen zu bereiten. Ausgerüstet mit Waffen, die er nicht erfunden hat, ist der Japaner der Mann des „Aug in Aug" geblieben, das stumpfe Tier, das man vorwärts, immer vorwärts treibt, das weder über den Befehlshaber noch über dessen Befehle Erörterungen anstellt, das marschiert und nur marschiert. Seine Muskeln sind die eines Wilden, seine Bedürfnisse nicht größer als die eines Wilden, Nerven und Empfindungsvermögen hat er nicht mehr als dieser; er kennt keinen Altruismus, von den Maßregeln abgesehen, die er des Dekorums wegen ergreift, der Zuschauer wegen ergreifen muß, um als zivilisiert zu gelten, um den Völkern, der weißen Rasse damit zu imponieren.

Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Japan strebt nicht nur danach, Korea zu erobern, dessen es bedarf, um den Ueberschuß seiner Bevölkerung, dem das zu rauhe Klima des nördlichen Nippon nicht behagt, dorthin abzuleiten, dann die Mandschurei, durch die es Peking zu beherrschen und China in Bewegung zu setzen gedenkt, und die Philippinen, die in den Händen eines Volkes, das zu kolonisieren versteht, das Kleinod werden können, das Niederländisch-Indien in den Händen der Holländer ist: es streckt seine Hand auch nach Haïnan aus, dessen es zu bedürfen glaubt, weil diese Insel nahe bei Formosa liegt und weil sie den Golf von Tonkin absperrt; nach Tonkin, weil es China benachbart ist; nach Annam, weil es ein historisches und tatsächliches Anhängsel Tonkins ist; nach Cochinchina, weil es eine Kornkammer ist, die Japan braucht. Schon haben im Hinblick auf einen Krieg, der, wenn Japan siegt, in zehn, wenn es besiegt wird, in zwanzig Jahren geführt werden wird — so kalkuliert man in Tokio und so spricht mein Gewährsmann — die Generalstäbe des Landheeres und der Marine ihre Spione, die Offiziere und Ingenieure unter der Maske von Kaufleuten, Arbeitern, selbst von Bedienten und Bordellwirten sind, überallhin geschickt, um das Land, seine Zugangsstraßen, seine Reeden und seine Verproviantierungsmittel zu studieren. Japan hat durchaus keinen Grund, Frankreich anzugreifen, wenn es ihn nicht ebenfalls aus der Sympathie ableiten will, die diese Nation gegenwärtig den Russen erzeigt; diese wenig wirkungsvolle Sympathie kann aber keine Kriegserklärung und noch weniger einen Handstreich ohne Kriegserklärung rechtfertigen. Nichts kann einen Casus belli herbeiführen, wenn wenigstens auf der einen Seite guter Wille vorhanden ist, und Frankreich wird nie daran denken, mit Japan Händel zu suchen, — aber Japan wird ihn zu schaffen wissen. Es hat schon seinen Plan gemacht, und dieser Plan ist im äußersten Osten denen, welche die Uebergriffe der gelben Rasse vorhersehen und die Ereignisse aus nächster Nähe verfolgen, sehr wohl bekannt. Der Plan ist folgender: Frankreich hat Formosa und die Pescadoresinseln an China zurückgegeben, nachdem es sie besetzt hatte (in der Folge hat es sich gezeigt, daß es unrecht tat, sie zu nehmen, wenn es sie nicht behalten wollte, und vor allem, sie wieder abzutreten, nachdem es sie besetzt hatte, denn diese Inseln sind

nicht chinesisch geblieben, sondern sind japanisch geworden) und hat sich mit einer kleinen Bucht (Quang-Tschen) begnügt, die ihm nur deswegen von Wert ist, weil es Haïnan nicht besitzt. Es hätte sich dieser Insel sehr viel leichter als Formosas bemächtigen können, aber es hat vorgezogen, sie an China zu geben. Nach dem damaligen Stand der Dinge war es entweder ein Fehler oder ein Opfer. Ich glaube freilich, daß es beides war und daß Frankreich, das Haïnan brauchte, um den Golf von Tonkin zu sperren, und seine Einwohner, um den unter seiner Herrschaft stehenden Teil von Indochina zu kultivieren, nicht gewußt hat, was es dem Wirken der Zeit überließ. Wie dem auch sei, als seine Diplomaten die Bucht von Quang-Tschen der Insel Haïnan vorzogen, haben sie den Gedanken gehabt, daß Haïnan nur dann bei China bleiben könne, wenn China fest entschlossen sei, es zu behalten. Sie haben in den franco-chinesischen Vertrag die Bestimmung einfügen lassen, daß China Haïnan nur an Frankreich abtreten dürfe. Das hieß diesem Staat ein Vorkaufsrecht einräumen, das heute niemand anfechten kann, ohne ihn zu schädigen. Dies aber ist es, was den Japanern die Gelegenheit geben wird, Frankreich in seinen Besitzungen im äußersten Osten anzugreifen. Sie wollen Haïnan haben, und Frankreich will, daß Haïnan chinesisch bleibt oder französisch wird; hier gibt es für Leute mit bösem Willen Gelegenheit, Händel anzufangen, und die Japaner werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen. Es besteht ein Vertrag zwischen Frankreich und China, ein Vertrag, den alle Gesandtschaften kennen und gegen den keinerlei Vorbehalt gemacht worden ist. Die Japaner haben ihn anerkannt, ihre Staatskanzlei hat ihn unter den diplomatischen Urkunden registriert. Was tut's? — sie werden von China die Abtretung Haïnans fordern; China wird zuerst ablehnen, wird sich durch einen Vertrag mit Frankreich gebunden erklären; Japan wird sich darüber wegsetzen wollen und wird China drohen; Frankreich wird protestieren, und der Casus belli ist da. Und da Haïnan zwischen Formosa und Tonkin, und Tonkin hinter Haïnan liegt, wird Krieg ausbrechen, und China, das schon von den japanischen Emissären bearbeitet ist, China, das dann in den Händen ihrer Parteigänger sein wird, wird vollständig für Japan, das einen Raub an ihm begehen will, und gegen Frankreich, das ihm Haïnan erhalten will, Partei ergreifen. So wird Frankreich die zweite europäische Nation sein, gegen die sich Japan wenden, mit der das Volk von Nippon Krieg führen wird.

England wird nicht nur nicht intervenieren, sondern es wird, wie es erst kürzlich getan hat, jeder Vermittlung entgegentreten, weil es jenen neuen Krieg, in den Frankreich verwickelt werden wird, benutzen wird, um sich Siams zu bemächtigen und das ganze Menamtal zu annektieren. Was die Vereinigten Staaten betrifft, so werden sie abermals sich der Politik Englands anschließen.

Haben die Japaner einmal, sei es allein oder mit Hilfe der Chinesen, die annamitischen Länder erobert und hat Frankreich dann Kambodscha aufgegeben, weil derjenige, dem Cochinchina gehört, auch Kambodscha in der Hand hat, so wird das japanische Reich im Südwesten die englischen und holländischen Besitzungen vor sich haben. Die letzteren werden von den chinesischen Geheimgesellschaften bearbeitet, und aus China wird berichtet, daß Japaner in diese Gesellschaften eintreten, deren Leitung an sich reißen und sie zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens gegen die weiße Rasse disziplinieren. Die Zweiggesellschaften von Japan und die von Sumatra stehen in direkten und lebhaften Beziehungen zu den chinesischen Gesellschaften von Canton und erhalten bereits von diesen ihre Befehle. Man hat viele Gründe anzunehmen, daß die Japaner in einem Kriege gegen die Holländer eine Stütze an diesen Geheimgesellschaften haben würden und daß chinesische Aufstände auf Java und Sumatra — den von ihnen bedrohten Punkten — ihnen bei ihren Aktionen zu Hilfe kommen und ihnen das Land ausliefern werden. Würde England die holländischen Besitzungen von Japan annektieren lassen? Nein. Dann wird ein anglo-japanischer Konflikt entstehen oder doch wenigstens der Anlaß zu einer Politik des Grolles und Mißtrauens gegeben sein. Die Japaner werden nicht der von ihnen gehegten Hoffnung entsagen, Asien den Europäern, den Engländern zu entreißen; dann werden sie ihre propagandistische Tätigkeit verstärken, sie werden noch

weiter in Indien eindringen, werden Hindu in größerer Zahl nach Tokio ziehen, und diese werden nach der Rückkehr in ihr Heimatland für Japan Propaganda machen. Sie werden dort von Japan die Befreiung erwarten, die Indien so lange von Rußland erhofft hat und die Rußland ihm hätte verschaffen können, wenn es nicht die Augen von Hindostan abgewandt hätte, um sie auf die Mandschurei, die Mongolei und Korea zu richten.

All dies mag in Europa, wo die Verhältnisse im äußersten Osten selbst in den Kabinetten wenig bekannt sind, als ein Hirngespinst erscheinen, aber hier, wo man in unmittelbarer Beziehung zu den Nationen steht, von denen wir sprechen, wo man die Symptome und die bei den Völkern zutage tretenden Sympathien, die Hoffnungen, die sie hegen, zu beobachten imstande ist, kann man sich darüber nicht täuschen, besonders wenn man den Eingeborenen Vertrauen einzuflößen und sich so weit bei ihnen beliebt zu machen verstanden hat, daß man sie dahin zu bringen vermag, sich freimütig zu äußern. Der Krieg gegen Rußland, dessen Zustandekommen nicht verhindert zu haben Europa eines Tages bedauern wird, die Siege der Japaner, der Mut, den diese wie Zivilisierte bewaffneten Barbaren an den Tag legen, haben ganz Asien erschüttert, alle Völker, die sie gekannt haben, sind überrascht, erstaunt und begeistert, und sehr bald haben alle diese Völker gemerkt, daß die Achse der asiatischen Welt sich verschoben hat. Man hatte sich seinem Schicksal überlassen, man ließ sich zivilisieren, man hoffte nicht mehr auf die verlorene Freiheit des Naturzustandes, und schon hörte sogar Indien, das einst fest an Rußland geglaubt hatte, auf, etwas von ihm zu erhoffen; die englische Nation schien die Weltmacht zu sein, der alle Völker untertan werden sollten. Die japanischen Siege, zuerst zur See, dann zu Lande, haben in diese erschlaffte Welt wie ein Kanonenschuß eingeschlagen, und Siam, das von britischem Geist geleitet wird, Indien, das unter der Herrschaft Englands steht, die Malaien von Java und Sumatra, die Annamiten von Annam, von Tonkin und von Cochinchina haben die Ohren gespitzt. Fünfhundert Indier auf einmal sind abgereist, um in Tokio die Vorlesungen an den japanischen Universitäten zu hören, Siam hat mit Japan einen Freundschaftsvertrag geschlossen, dessen Bestimmungen Europa unbekannt geblieben sind, die Geheimgesellschaften der Chinesen haben ihre Tätigkeit und ihre Vorsichtsmaßregeln in Singapore, Batavia, Surabaya, Saigon, Hanoï und Haïphong verdoppelt; und China hat sich den japanischen Händlern, den japanischen Beamten, den japanischen militärischen Instruktoren erschlossen; im französischen Hinterindien hat man die chinesischen Zeitungen verbieten und Befehle zur Gefangennahme japanischer und chinesischer Spione erlassen müssen. Die Augen der Völker Asiens sind jetzt auf Japan gerichtet; auf dieses setzen sie ihre Hoffnungen. Ist dies nicht ein hinreichend ernstes Zeichen, das die Nationen Europas von jetzt an sehen müßten und das England auf dem Wege aufhalten müßte, auf den es der geheime Gedanke treibt, daß es das auserwählte Volk Gottes geworden sei, das Volk, dem die ganze Erde versprochen worden ist und das eines Tages über alle Rassen herrschen wird? Japan ist nicht nur, wie ich oben gesagt habe, eine starke und organisierte Nation, sondern es ist mehr als das; das japanische Volk glaubt, wie das englische, an seine Mission und fühlt sich berufen, alle Rassen Asiens zu befreien, den Händen der Europäer alle und jede Gebiete zu entreißen, die sie den Eingeborenen weggenommen haben. Das ist eine erhabene Mission, und dieser Glaube an ihre Bestimmung ist eine fruchtbare, begeisternde Idee, die imstande ist, Helden hervorzubringen und einer ganzen Nation jenen Fanatismus einzuflößen, der die Kraft Frankreichs unter der Revolution ausmachte. Nun, wenn ein Volk wie die Japaner, das dem Barbarentum noch nahe genug steht, um noch dessen ganze brutale Energie, seine nicht von den Nerven abhängigen Muskeln, seine Mäßigkeit zu besitzen, und doch schon zivilisiert genug ist, um alle Mittel zu seiner Verfügung zu haben, welche die seit langer Zeit im Fortschreiten begriffenen Rassen errungen haben, so ist es gefährlich, ja gefährlicher als eine seit langen Jahrhunderten gesittete Nation, denn dieses Volk, das nichts zum großen Werk der Menschheit beigetragen, das alles von den andern Rassen empfangen hat, hat auf nichts von dem Rücksicht zu nehmen, was ihre Größe ausgemacht hat,

hat in der Seele nicht das gewisse Etwas, das alle Nationen, die vereint mitgewirkt haben am Fortschritt, untereinander solidarisch macht, es hat nichts von dem, was ist, zu respektieren, hat nicht das menschliche Ideal der alten Rassen. Wenn es von einer großen Idee getrieben wird, sieht es nur auf das, was dieser Idee förderlich ist, und nicht darüber hinaus. Mit einem Wort, es ist vor allem destruktiv, nicht konservativ; es ist ein zivilisierter Attila, aber doch ein Attila. Wenn Japan China ein wenig von diesem Geist einhaucht, der es gegenwärtig bewegt, wenn es ihm Vertrauen einflößt, wenn es diese schwerfällige, sich ihrer Kraft nicht bewußte Masse elektrisiert und sie auf das sich gegen England erhebende Indien, auf die im Aufstand gegen die Holländer begriffenen Sundainseln, Java und Sumatra, auf das durch die Interessen des Augenblicks so sehr zersplitterte Europa wälzt, wo Nationen, die geschaffen sind, sich zu vertragen, sich miteinander zu verständigen, davon träumen, sich Gebiete mit ein paar Millionen Menschen anzueignen, — was wird dann die Zukunft der weißen Rasse sein? Welche Gestalt wird die von ihr geschaffene, aber von der gelben Rasse aus dem Geleise gebrachte und auf jeden Fall in ihrer Ausbreitung gehinderte Zivilisation annehmen? Ich will keine dramatische Schilderung von der künftigen Lage der Dinge geben, nicht als wahrscheinlich hinstellen, was bloß möglich ist, nicht Siege der gelben Rasse vorhersagen, die Europa in eine Abhängigkeit von Asien bringen würden, aber man darf nicht vergessen, daß Europa in einer uns nicht allzu fern liegenden Vergangenheit Schwärme von Barbaren gesehen hat, die, aus Asien kommend, Europa überschwemmten und es seinem Untergang auf zwei Fingerbreit nahebrachten. Wieviel fehlte, so hätten diese mongolischen Horden dort auf den Ruinen der abendländischen, ägyptisch-griechisch-romanischen und christlichen Zivilisation ein Mongolenreich gegründet? Es fehlte nur, daß diese Horden die organisierte Macht gehabt hätten, die Japan von uns übernommen hat, die Waffen, die wir ihm gegeben haben, die Beharrlichkeit des zivilisierten Menschen und eine treibende Idee. Nun, die Japaner besitzen das jetzt alles, und, ich wiederhole es, trotzdem sie zivilisiert sind, sind sie doch ein Barbarenvolk geblieben. Von der abendländischen Zivilisation haben sie die Bewaffnung, die Kleidung, die Ausrüstung, aber ihr Geist ist japanisch geblieben, und die Zivilisation, die es zu begründen imstande ist, wird keine Tochter der unsrigen sein, die sie herangebildet hat, sie wird eine Verunstaltung, eine Bastardform von ihr sein, eine Adaptation von der Art, daß die moralischen und geistigen Schicksale der Menschheit dadurch verändert werden. Um sich darüber klar zu werden, was für Veränderungen ein Individuum der gelben Rasse in einen Gedanken, den es empfängt, hineinbringen kann, braucht man nur zu untersuchen, was die Chinesen und Japaner aus dem Buddhismus und seinen Heiligen gemacht haben, oder die Bilder zu studieren, die sie uns von Buddha und seinen Schülern geben, und die christlichen Missionare zu fragen, was unter den gelben Christen aus der christlichen Religion werden würde, wenn sie selber nach Europa zurückberufen und die gelben Christengemeinden sich selbst überlassen würden. Es fällt uns heutigentags schwer, den Buddhismus Indiens in dem chinesischen und japanischen wiederzuerkennen. Wenn die vom Abendlande gekommenen Missionare in hundert Jahren wieder dorthin kämen, würden die abergläubischen Anschauungen, die religiösen Gebräuche der alten Kulte in solchem Maße in das Christentum eingedrungen sein, daß es nichts mehr gemein hätte mit dem, das wir kennen. Wir dürfen fest überzeugt sein, daß unsre Zivilisation in den Händen der gelben Rasse eine so merkwürdige Umgestaltung erfahren würde, daß unsre Kindeskinder nur die von unsrer ganzen Rasse fünf oder sechs Jahrtausende hindurch gemachten Anstrengungen mit den erhaltenen Resultaten zu vergleichen brauchten, um festzustellen, daß all das darauf hinausgelaufen ist, den gelben Rassen die Mittel zu unsrer Vernichtung und unsrer Unterwerfung zu verschaffen. Vielleicht werden eines Tages Gelehrte kommen, die sich Fragen wie die folgenden stellen: „Was verdankt die (gelbe) Zivilisation den Völkern der weißen Rasse und was ist von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker in den sino-japanischen Institutionen übriggeblieben?“

Ich bin seit zwanzig Jahren im äußersten Osten, seit zwanzig Jahren habe ich auf die gelbe Gefahr hingewiesen und beobachte sie, ohne sie aus den Augen zu lassen. Was ich von Japan vorhergesagt habe, ist eingetroffen; was ich von dem Bündnis zwischen dem Reich der aufgehenden und dem Reich der untergehenden Sonne vorhergesagt habe, als England zuerst von allen europäischen Staaten die japanische Jurisdiktion für seine Staatsangehörigen akzeptierte, ist eingetroffen. Die militärische Tüchtigkeit, die die Japaner bei dem Marsch nach Peking und während des vorjährigen Feldzuges gegen die Russen an den Tag legten, ist für mich nicht die Offenbarung einer neuen Kraft gewesen, mit der die Welt rechnen muß. Europa hätte ebensogut davon Kunde haben können wie ich. Jetzt, wo Rußland und Japan miteinander im Kampf liegen und die Russen von unfähigen Offizieren schlecht geführt werden, ist es zu spät oder zu früh für eine Intervention, aber man kann für die Zukunft Vorsorge treffen. Möge Europa es sich überlegen, ehe es zuläßt, daß Japan China und England elektrisiert, ehe es die Augen vor der Zukunft unsrer Rasse und unsrer Zivilisation schließt, um den Interessen des Tages im Hinblick auf das Anwachsen der Macht der anglo-saxo-normannischen Unterrasse zu dienen; möge es sich das wohl überlegen, denn es handelt sich um unsre Zivilisation, unsre Ideen, unser Ideal, um unsre ganze Existenz noch viel mehr als um die Hegemonie der weißen Rasse über die asiatische Welt!

Frankreich und Japan

Von

Baron K. Suyematsu

Die Franzosen und die Japaner haben mancherlei Aehnlichkeiten in ihrem Charakter und stehen daher von Natur nicht im Gegensatz zueinander. Frankreich hat allerdings einst einen großen Fehler begangen, indem es nach dem chinesisch-japanischen Kriege mit einem andern Lande zusammen Rußland gegen Japan unterstützte, aber Japan hat ihm das vergeben und sogar längst vergessen. Es hängt daher hauptsächlich von Frankreich ab, ob die zwischen ihm und Japan bestehenden freundschaftlichen Beziehungen aufrechterhalten werden können.

Zwei Dinge sind es, die wir in dieser Hinsicht zu untersuchen haben: erstens die indochinesische Frage, zweitens die Wirkung des französisch-russischen Bündnisses auf die Verhältnisse im fernen Osten.

Es ist viel von Japans Absichten auf Indochina geredet worden, aber das ist in Wahrheit nichts weiter als ein Stück der Schauermär von der „gelben Gefahr". Nach dieser Schauermär will Japan mit allen zivilisierten Nationen Händel anfangen und schließlich die ganze Welt an sich reißen. Nichts kann absurder sein als diese Behauptung, aber es ist eine Zeitlang von den Russen und Russophilen mit einem gewissen Erfolg Kapital daraus geschlagen worden. Mir erscheint es geradezu unbegreiflich, wie in den Köpfen mancher Okzidentalen gleichzeitig ein solcher psychologischer Widersinn existieren kann, daß sie einerseits eine ganz unsinnige Verachtung gegen die Orientalen hegen und anderseits denselben Leuten fast übernatürliche Kräfte zutrauen. Wie dem auch sein mag, die indochinesische Frage ist folgende:

Die Alarmrufer, die auf die „gelbe Gefahr" hinweisen, begannen davon zu reden, daß Japan Indochina zu besetzen beabsichtige. Die Kolonialpartei hat das benutzt, um ihre eignen Bestrebungen zu fördern, die Russophilen, um in der Oeffentlichkeit Haß und Abscheu gegen die Japaner zugunsten Rußlands zu verbreiten. Ein Akt großer Un-

gerechtigkeit und Dummheit! Auf seiten Japans besteht keine derartige Absicht. Indochina steht Japan ganz anders gegenüber als Korea und die Mandschurei. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Japan und Indochina enthalten in politischer, strategischer, historischer oder wirtschaftlicher Hinsicht nichts, was erwähnenswert wäre. Alles das habe ich in einem Artikel, den ich in einer wohlbekannten französischen Revue veröffentlicht habe, eingehend dargelegt. Die vernünftigen Franzosen haben jetzt diese Wahrheit so weit einzusehen begonnen, daß sie den Alarmrufen der Agitatoren, welche die „gelbe Gefahr“ an die Wand malen, nahezu keine ernstliche Beachtung mehr schenken. Tatsächlich scheint das heutige Frankreich ganz anders zu denken als das von einem Jahr zuvor. Der Verlauf eines Jahres hat viele Unwahrheiten enthüllt, von denen sich die öffentliche Meinung einst hat irreführen lassen. Er hat auch Klarheit über den wahren Wert Rußlands und Japans gebracht. Welche Regierung ist aufgeklärter, die russische oder die japanische? Welche Truppen sind humaner und gesitteter, die russischen oder die japanischen? Welches Volk ist kompakter als Nation, das russische oder das japanische? Welches von ihnen hat eine bessere Ethik und Moral, das russische oder das japanische? In welchem Lande werden die Gesetze besser gehandhabt und loyaler befolgt, in Rußland oder in Japan? In welchem sind philanthropische Institutionen wie der Verein vom Roten Kreuz besser organisiert und in rühmlicherer Weise tätig, in Rußland oder in Japan? Und vor allem, auf welcher Seite ist das gute Recht in diesem Kriege, auf seite Rußlands oder Japans? Alle diese Dinge sind jetzt der Oeffentlichkeit zur Genüge bekannt geworden, daher der Unterschied in ihrer Haltung. Ich glaube nicht, daß Frankreich jemals töricht genug sein wird, auf die Mär von der „gelben Gefahr“ hin um Indochinas willen seine Faust gegen Japan auszustrecken. Ich gebe mich eher der Hoffnung hin, daß der Tag kommen wird, an dem diese Russophilen ihren eignen Irrtum bereuen werden, durch den sie Japan im Widerspruch zu dem Gebot der Gerechtigkeit und Billigkeit verletzt haben.

Die zweite Frage, nämlich die Wirkung des französisch-russischen Bündnisses auf die Verhältnisse im äußersten Osten, ist eigentlich ein recht heikles Thema. Im ganzen jedoch kann ich folgendes sagen:

In Anbetracht der heiklen Position, in der sich Frankreich befindet, hat es die Dinge so weit gut geleitet, daß wir uns nicht über viel zu beklagen brauchen (mit Ausnahme eines wichtigen Punktes, den ich gleich auseinandersetzen werde). Allerdings hat es viele ungerechte Beschuldigungen in bezug auf den Beginn des Krieges und auch in bezug auf die Mär von der „gelben Gefahr“ gegen uns vorgebracht, aber dann ist dasselbe, wenn nicht noch Schärferes, auch von manchen andern Seiten, von denen wir mehr Unparteilichkeit hätten erwarten dürfen, getan oder behauptet worden. Das allgemeine Verhalten Frankreichs als neutraler Macht ist nicht sehr befriedigend gewesen. Aber dann erinnern wir uns, daß uns auch von gewissen andern Seiten gegen unsre berechtigte Erwartung sehr bittere Pillen zu schlucken gegeben worden sind. Wir nehmen all diese Ungerechtigkeit hin, weil wir die feste Zuversicht haben, daß früher oder später die Zeit kommen wird, wo die Welt unsre Schuldlosigkeit klar erkennen wird.

Die gewichtige Ausnahme, die ich oben erwähnte, ist die Frage der französischen Neutralität in bezug auf die Behandlung der baltischen Flotte. In dieser Hinsicht hat Japan ernsten Grund, sich über das, was Frankreich getan hat, zu beklagen. Wie die ganze Welt weiß, hat die russische Flotte auf ihrem ganzen Wege von den europäischen Gewässern bis zu denen des fernen Ostens bei Frankreich großes Entgegenkommen gefunden. Sie hat sich unberechtigterweise sehr lange in den französischen Gewässern bei Madagaskar aufgehalten. Japan protestierte wiederholt oder lenkte wenigstens Frankreichs Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit auf die Sachlage. Als Frankreich seine Unschuld in bezug auf Madagaskar beteuerte mit dem Vorgeben, daß die Flotte sich außerhalb der territorialen französischen Gewässer befinde, erhob Japan, auf unbestreitbare Beweise

des Gegenteils gestützt, Protest. Frankreich war sehr saumselig in der Ausführung dessen, was es erklärte tun zu wollen, aber Japan zeigte viel Geduld, fast mehr als im allgemeinen üblich ist. Dann begann sich in den Gewässern von Indochina, dem eigentlichen Tor zum Kriegsschauplatze, ganz dasselbe zu wiederholen. Wie maßvoll und gutmütig Japan auch sein mag, das ist mehr, als es dulden kann. Dies ist die Ursache der Spannung, die in jüngster Zeit die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Japan bedroht hat.

Einige französische Blätter behaupten, daß Frankreich seine Pflicht als neutrale Macht nicht verletzt habe, doch Japan ist dieser Ansicht nicht. Der französische Standpunkt ist der, daß nach dem französischen Neutralitätsgesetz die Zeit, für die Schiffen eines kriegführenden Staates ein Asyl gewährt werden darf, keiner Beschränkung unterliege und daß daher, wie lange die russischen Schiffe auch in den französischen Gewässern bleiben mögen, Frankreich keine Verpflichtung habe, ihnen zu sagen, daß sie den Platz verlassen sollen (sofern sie nicht eine Prise bei sich haben) und daß sie auch mit Lebensmitteln und Kohlen versehen werden dürfen. Japan behauptet, daß dies keine berechtigte Auslegung des Völkerrechts sei. Japans Ansichten können folgendermaßen formuliert werden:

1. Die vierundzwanzigstündige Frist mag keine allgemein akzeptierte Bedingung sein, aber Gerechtigkeit und Billigkeit verlangen, daß alle Nationen nach dem Geiste dieser Bestimmung handeln. Sie ist schon von vielen Nationen, Rußland selbst eingeschlossen, anerkannt worden; tatsächlich ist die Welt dahin gekommen, sie so anzusehen, als ob sie schon ein allgemein angenommener Grundsatz wäre, und es gehört sich für jede zivilisierte Nation, diese Angelegenheit um der internationalen Moral, das heißt der Gerechtigkeit und Billigkeit, willen zu fördern. Als die russischen Schiffe nach der Seeschlacht vom 10. August vergangenen Jahres in den Gewässern von Kiautschou und Saigon Zuflucht suchten, ließen sowohl die deutschen wie die französischen Behörden sie unverzüglich abtakeln, weil die Schiffe die Häfen nicht zur vorgeschriebenen Zeit verlassen wollten; dies geschah dem Geist des Völkerrechts gemäß und lief tatsächlich auf dasselbe hinaus, wie auf das Einhalten der vierundzwanzigstündigen Frist. Wie kann Frankreich jetzt sagen, daß keine Zeitgrenze gesetzt werden könne in dem Fall der baltischen Flotte, der doch mehr Wachsamkeit erfordert als der Fall einiger vereinzelter Schiffe?

2. Das sogenannte französische Neutralitätsgesetz ist kein Gesetz im eigentlichen Sinn. Es ist eine Art Instruktion, die bei Beginn des gegenwärtigen Krieges vom französischen Marineminister erlassen worden ist, doch auf einem ähnlichen, aus der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges stammenden Dokument beruht. Es ist unwesentlich, ob es ein Gesetz im eigentlichen Sinne ist oder nicht, aber wir können es nicht als eine gerechte Bestimmung ansehen, wenn es so interpretiert werden sollte, wie es von seite einiger französischer Blätter geschehen ist. Allerdings wird in diesem Dokument keine Zeitgrenze erwähnt, aber bedeutet das, daß Frankreich allen kriegführenden Schiffen erlauben muß, in seinen Gewässern zu liegen, so lange es ihnen nur beliebt? Gewiß nicht, denke ich. Ist dem aber so, warum sollte dann Frankreich an dieser Auslegung festhalten, selbst wenn dieses Festhalten unverkennbar der Gerechtigkeit und Billigkeit zuwiderläuft?

3. Selbst wenn wir einen Augenblick annehmen, daß die französischen Bestimmungen, wie sie von diesen Blättern interpretiert werden, auf die Fälle einiger einzelner Schiffe, die eine Zuflucht suchen, anwendbar wären, so sind sie doch sicher nicht anwendbar auf den, den wir jetzt im Auge haben, weil noch niemals in solchen Bestimmungen Fälle wie der der baltischen Flotte in Betracht gezogen worden sind. Tatsächlich jedoch sind die französischen Bestimmungen selbst auf die Fälle einiger vereinzelter Schiffe nicht anwendbar, wenn sie in der Weise interpretiert werden, wie es durch diese Blätter geschehen ist.

4. Selbst wenn man für einen Augenblick annehmen wollte, daß die Auffassung dieser französischen Blätter dem Buchstaben dieses Gesetzes nach korrekt wäre, so gibt das ihnen

doch kein Recht zu sagen, daß die französische Handlungsweise völkerrechtlich korrekt ist. Man muß wissen, daß im Völkerrecht der Geist der internationalen Moral, das heißt Gerechtigkeit und Billigkeit, schwerer ins Gewicht fällt, als das Landesgesetz, die Lex loci. Wäre das nicht der Fall, wie wäre es dann gekommen, daß England vor langer Zeit sich bei Rußland wegen eines Aktes, der in einer Zivilsache den englischen Gesetzen gemäß vollzogen worden war — der persönlichen Festnahme eines Gesandten — sich entschuldigen mußte? Daher ist die bloße Tatsache, daß Frankreich sein eignes Neutralitätsgesetz hat (in Wirklichkeit kein Gesetz im eigentlichen Sinn), keine Rechtfertigung für sein Verhalten, wenn dieses nicht in den Augen des Völkerrechts der Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht. Ich kann weiter hinzufügen, daß vorstehendes auch der Grund ist, warum die Prisengerichte der verschiedenen Länder es sich im Gegensatz zu den gewöhnlichen Zivil- oder Kriminalgerichten zum Grundsatz machen, „prima facie“ das Völkerrecht und nicht die Lex loci anzuwenden. Es ist ein weiterer Grund, warum auf Prisen oder Neutralität bezügliche und damit verwandte Angelegenheiten gewöhnlich in Form von Instruktionen, mit andern Worten, von Interpretationen des Völkerrechtes und nicht in Form eines Landesgesetzes im eigentlichen Sinn behandelt werden. Japan kann sich daher den Normen dieser französischen Instruktionen, wie sie von diesen Blättern interpretiert werden, nicht unterwerfen, da es sie völkerrechtlich nicht für gerecht und billig hält.

5. Ueberdies ist derjenige Teil der französischen Instruktion, den jene Blätter so regelmäßig zitieren, nicht der einzige, der in der Frage von besonderem Belang ist. In der Instruktion ist auch erwähnt, daß keine kriegführende Partei einen französischen Hafen zu Kriegszwecken (dans un but de guerre) benutzen dürfe, ferner daß Kriegführende, die in solchen Häfen sich aufhalten, sie nicht als Basis für eine Operation von irgendwelcher Art gegen den Feind benutzen dürfen. Japans Forderung geht dahin, daß Frankreich sich an den Geist dieser Bestimmung halte. Ich kann mich nur wundern, daß die französischen Blätter, die den einen Teil der Instruktion so entschieden aufrechterhalten, andre Bestimmungen derselben Instruktion völlig ignorieren.

6. Die für die Asylgewährung maßgebenden Grundsätze sind, wenn es sich um Schiffe handelt, nicht so streng, wie wenn es sich um eine Armee handelt. Das gebe ich zu. Japan fordert nicht, daß es damit zur See ebenso genau genommen werde wie zu Lande. Niemals aber darf die Grenze überschritten werden, die Gerechtigkeit und Billigkeit ziehen. Ich stelle als Grundsatz für die Asylgewährung folgendes auf: Kein Neutraler ist berechtigt, einem der Kombattanten zu helfen, aber die Natur der See ist derart, daß der Neutrale Schiffen der kriegführenden Parteien, die in seinen neutralen Gewässern Zuflucht suchen, eine gewisse Gnadenfrist gewähren darf, ehe er zum Abtakeln schreitet (also keine sofortige Entwaffnung, wie sie Landstreitkräften gegenüber stattfindet), und er darf ihnen auch gewisse Lebensmittel, selbst einen gewissen Vorrat von Kohlen liefern, da es ja auch gegen die Humanität wäre, wenn man ein Schiff umhertreiben oder unterwegs eine Hungersnot unter der Bemannung ausbrechen ließe, einfach infolge von Mangel an Kohlen und Nahrung. Darüber hinaus aber darf der Geist des Völkerrechtes nichts erlauben. Kann jemand kühn behaupten, daß der Grundsatz von der Asylgewährung sich unparteilich auf einen Fall anwenden läßt, wie der der baltischen Flotte ist, die, weit davon entfernt nur ein Asyl zu suchen, mit allem Vorbedacht ihre Maßnahmen trifft, um ihrem Gegner Schläge zu versetzen? Wenn ja, wo bleibt dann Gerechtigkeit und Billigkeit des sogenannten Völkerrechtes, mit dem die Nationen des Westens sich brüsten, nicht ohne berechtigten Hinweis darauf, daß es einen der wesentlichen Teile ihrer christlichen Moral bilde?

7. Was das Gerede von der Dreimeilengrenze der Territorialgewässer betrifft, so weichen schon die Ansichten der Juristen darüber beträchtlich voneinander ab. Sich darauf in einem Falle, wie er bei der baltischen Flotte vorliegt, berufen zu wollen, scheint mir eine allzu triviale Entschuldigung zu sein. Die Sache gestaltet sich jedoch noch ernster,

wenn nicht einmal diese Grenze eingehalten wird, wie es die baltische Flotte fortwährend getan hat.

Das sind die Ansichten, welche die Japaner über diese Frage haben. Einige französische Blätter stellen (indem sie sich fälschlich auf die von mir persönlich geäußerten Ansichten stützen) die Behauptung auf, daß Japan die englischen Anschauungen über das Völkerrecht im Gegensatz zu den Ansichten des Kontinents angenommen habe, so daß Frankreich dem Einspruch Japans nicht Gehör zu geben brauche. Diese Behauptung ist nicht richtig. Wir vertreten diese Ansichten nicht deshalb, weil es englische sind, sondern wir tun es, weil es unsrer Meinung nach die einzigen sind, die völkerrechtlich recht und billig sind. Wir kämpfen jetzt, wie die ganze Welt weiß, gegen einen gewaltigen Gegner; es geht um Leben und Tod. Wir haben genug Geduld und Stärke, aber wir können nicht ohne ein Wort unsre Existenz opfern, wenn wir überzeugt sind, daß wir nicht gerecht und unparteiisch behandelt werden.

Ich freue mich, hinzufügen zu können, daß die Ansichten, die wir vertreten, endlich auch von dem verantwortlichen Teil der Franzosen, in den Regierungskreisen wie im ganzen Volke, geteilt zu werden scheinen. Es sind nur noch wenige Zeitungen, die immer noch bei ihrer alten Behauptung bleiben, und sie scheinen irgendeinen besonderen persönlichen Grund zu haben. Ich kann nun und nimmer glauben, daß eine Nation wie die französische wissentlich Gerechtigkeit und Billigkeit zu verletzen imstande ist. Das einzige, worauf wir sehnsüchtig hoffen, ist, daß ihre Erklärung ehrlich und wirksam befolgt werde; denn, welche Absichten man auch haben mag, der Gang der Ereignisse schafft oft unvorhergesehene Zwischenfälle, und zwar nur zu häufig gegen den eignen Willen, wenn es zu spät ist, sie abzuwenden. Mögen alle Beteiligten in der Angelegenheit mit Vorsicht und Bedacht zu Werke gehen!

Paris, 10. Mai 1905.

Berichte aus allen Wissenschaften

Naturwissenschaft und Technik

Das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik und die im Einzelbesitz vorhandenen Apparate, insbesondere die Originalapparate

Am 28. Juni 1903 ist in München das unter dem Protektorate des Prinzen Ludwig von Bayern stehende Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik gegründet worden. Es sind seitdem Räumlichkeiten zur vorläufigen Aufnahme der Ausstellungsgegenstände vom bayrischen Staate zur Verfügung gestellt, es sind Pläne für deren endgültige Unterbringung in einem eigens dazu aufzuführenden Gebäude ausgearbeitet, es sind endlich vom Deutschen Reiche, vom Königreich Bayern, von der Stadt München, von Vereinen und einzelnen Personen, die der Anstalt als Mitglieder beigetreten sind, in Form jährlicher Beiträge, von andern, vor allen den größten deutschen Firmen auf technischem Gebiete, in Form einmaliger, zum Teil sehr bedeutender Zuwendungen die Mittel sichergestellt, die das Museum zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben bedarf. So ist es wohl berechtigt, sich in seiner Satzung eine deutsche Nationalanstalt zu nennen. Soll diese aber „dem gesamten deutschen Volke zu Ehr' und Vorbild" dienen, dann muß es ihr auch möglich sein, ihrem in § 1 der Satzung ausgesprochenen Zweck, „die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung, der Technik und der Industrie in ihrer Wechselwirkung darzu-

stellen und ihre wichtigsten Stufen insbesondere durch hervorragende und typische Meisterwerke zu veranschaulichen", zu verwirklichen, welchem Zwecke nach § 2 der Satzung „Sammlungen von wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten sowie von Originalen und Modellen hervorragender Werke der Technik", die zur öffentlichen Besichtigung und Benutzung aufgestellt sind, in erster Linie zu genügen haben. Dazu das Museum in die Lage zu setzen, ist demnach eine Aufgabe des deutschen Volkes, und es lohnt sich wohl zu untersuchen, in welcher Weise sie gelöst werden kann und muß.

Das scheint in einfachster und völlig ausreichender Weise ins Werk zu setzen, wenn dem Museum eben die Apparate, um deren Ueberlassung, sei es als Besitz, sei es leihweise, es nachsucht, schlechthin zur Verfügung gestellt werden. Aber dieser Lösung treten sofort zwei Schwierigkeiten entgegen, die erste dem Museum bei Lösung der Vorfrage, welche Apparate und Maschinen es zu erhalten versuchen soll, die andre den Besitzern oder Verwaltern dieser Gegenstände, die von vornherein durchaus nicht überzeugt sein werden, daß die Aufstellung der Apparate im Museum deren Wert ganz beträchtlich erhöhen muß.

Offenbar tritt aber die letztere Schwierigkeit erst auf, nachdem die erstere bereits gehoben ist. Betrachten wir also zunächst, wie dies geschehen konnte. Dazu hat der Vorstand des Museums die herzustellenden Sammlungen in sechsunddreißig Gruppen, diese nach Bedürfnis wieder in eine Reihe Unterabteilungen geteilt und unter Zugrundelegung dieser Einteilung eine Anzahl von Sachverständigen gewonnen, um für eine oder, wenn es tunlich war, für mehrere solcher Abteilungen die geeigneten Vorschläge zu machen. Sie hatten zu entscheiden, welche Art der Darstellung als die zweckmäßigste erschien, ob Modelle oder Zeichnungen im einzelnen Falle genügten oder ob die Erwerbung der Originalapparate zu versuchen sei. Genaue Pläne setzten die Vorschlagenden in die Lage, sich über den verfügbaren Raum eine zutreffende Vorstellung zu machen; indem sie miteinander in Verbindung traten, vermieden sie Doppelvorschläge oder Lücken, und indem sie Vorschläge über die voraussichtlich zum Ziele führende Art der Beschaffung machten, setzten sie den Vorstand in die Lage, die dazu nötigen Schritte zu tun. Da die Vorschlagenden der Natur der Sache nach vielfach Vorstände physikalischer oder technischer Sammlungen sind, denen es verhältnismäßig leicht war, die Ueberführung der unter ihrer Verwaltung stehenden geeigneten Apparate oder Modelle in das Museum zu bewirken, so erwuchs diesem aus seiner Wahl ein doppelter Vorteil, und es erhielt auf diese Art bereits eine Reihe wertvoller Gegenstände. Indem es aber nun die hinsichtlich der in andern Sammlungen befindlichen Stücke gemachten Vorschläge zur Ausführung bringen wollte, trat ihm sofort die zweite der obengenannten Schwierigkeiten hemmend entgegen.

Unerwartet war sie nicht. Sind doch die erbetenen Gegenstände Teile größerer oder kleinerer, meist öffentlicher, selten im Privatbesitz befindlicher Sammlungen und in diesen vielfach gerade deren größte Zierden. Die Vorstände dieser Sammlungen aber, die natürlich selbst Sammeleifer beseelt, hängen gerade an diesen Stücken, fühlen sich zudem ihren Vorgesetzten gegenüber und wohl auch dem die Sammlungen besuchenden — oder sagen wir bei den hier in Frage kommenden Sammlungen vielleicht besser nichtbesuchenden? — Publikum verantwortlich und werden also von vornherein geneigt sein, mit einem „non possumus" zu antworten. Vor allem aber werden sie sich nur schwer von dem Nutzen, den diese Ueberführung haben könne, überzeugen, denn auch in ihren Sammlungen steht ja der Besichtigung dieser Gegenstände nichts im Wege. Es wird demnach zu prüfen sein, welche Vorteile die Vereinigung der in Betracht kommenden Gegenstände an einem Orte ihrer zerstreuten Aufbewahrung gegenüber bietet.

Man kann wohl sagen, daß ein allgemeineres Interesse an der Geschichte der Naturwissenschaft und Technik erst vom Jahre 1876 datiert, wo im South Kensington-Museum in London eine internationale Ausstellung wissenschaftlicher Apparate ins Leben gerufen worden war. Es waren zu ihr aus allen Teilen der kultivierten Welt die Originalapparate berühmter Forscher hingeschickt, und so war es verhältnismäßig bequem, einen Ueberblick über

die Entwicklung der Wissenschaft und Technik zu erhalten. So ist es möglich gewesen, dort eine Anzahl Fragen, die bis dahin strittig waren, zu lösen; ich erinnere, um nur einiges anzuführen, an die Erfindungsgeschichte der Pendeluhr, an die Etappen in der Erfindungsgeschichte der Luftpumpe. Der englische und der deutsche Katalog jener Ausstellung sind denn auch eine Fundgrube wichtigen Materials für die Geschichte der Physik und ihrer Anwendungen geworden. In England ist man nach solchen Erfahrungen längst von der Wichtigkeit derartiger umfassender Sammlungen überzeugt, und die Art, wie im South Kensington-Museum die damals nur ein halbes Jahr dauernde Ausstellung, zum Teil durch Herstellung einer Reihe von Kopien, zu einer immerwährenden gemacht worden ist, muß als mustergültig bezeichnet werden. So befindet sich dort, um auf das bereits herangezogene Beispiel noch einmal zurückzukommen, das Modell von Galileis Pendeluhr, das deren Gangbarkeit beweist, obwohl vor noch nicht langer Zeit die Herausgeber von Huygens Oeuvres complètes behaupteten, daß diese ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sei. Ebenso besitzt Frankreich in seinem Conservatoire des Arts et Métiers eine ähnliche Sammlung, während es in Deutschland an einer solchen noch gänzlich fehlt. Sie auch unserm Vaterlande zu geben, ist der überaus glückliche Gedanke, welchem das Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik seine Entstehung verdankt, und sein Gelingen bedeutet einen nicht hoch genug zu schätzenden Fortschritt. Der in der Natur der Sache liegende Nachteil muß freilich mit in den Kauf genommen werden, daß jeder, der nicht in München wohnt, dorthin reisen müßte, um in diese oder jene noch dunkle Frage Licht zu bringen. Aber im Grunde ist das ja gar kein Nachteil. Denn jetzt muß man zu diesem Zwecke oft an ganz verschiedene Orte wandern, während man in München ganz gewiß finden würde, was man braucht. Man darf dabei auch nicht übersehen, daß es bei gegenwärtiger Sachlage in den bei weitem meisten Fällen ganz unsicher ist, wohin man seine Schritte zu lenken hat. Schwerlich aber wird man, wenn man dies auch in Erfahrung gebracht hätte, eine so sachgemäße Förderung erhalten können, als dies in München möglich sein wird. Denn die vorhandenen Sammlungen älterer wissenschaftlicher und technischer Apparate pflegen nicht selbständig zu sein, sondern als ein oft nur zufälliges Anhängsel an Kunst- oder Kunstgewerbesammlungen aufzutreten. Sammlungen solcher Instrumente aus neuerer Zeit besitzen wir vollends in Deutschland noch gar nicht. Man halte nun nicht entgegen, daß der erwähnte Uebelstand ja auch im South Kensington-Museum vorhanden sei. Gewiß! Aber die Größe der dortigen Anstalt läßt jede ihrer Abteilungen doch als ein Ganzes für sich erscheinen und schließt so jene Unvollkommenheit von vornherein aus. So würde die Vereinigung der noch vorhandenen Originalapparate in München einen überaus wichtigen Fortschritt bedeuten, da bei den dort geplanten Einrichtungen die Benutzbarkeit der Apparate eine ganz andre sein würde, als sie an den Orten, an denen sie sich jetzt befinden, sein kann.

Wäre so vom wissenschaftlichen Standpunkte aus es als größter Vorteil zu bezeichnen, wenn alle in Betracht kommenden Apparate in München vereinigt würden, so würde auch das größere Publikum dadurch seine Rechnung dabei finden, daß so vielen falschen oder doch völlig unbewiesenen Annahmen aus der Geschichte der Wissenschaft und Technik endlich wirksamer entgegengetreten werden könnte wie bisher. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß sich überall da, wo ein großer Mann gelebt hat, Legenden über ihn und seine Werke bilden, die meist mit großer Hartnäckigkeit festgehalten werden. Dafür sorgt schon der an sich gewiß berechtigte Lokalpatriotismus. Es ist oft schwierig genug, sich bei wissenschaftlichen Arbeiten von solchen, meist mit großer Bestimmtheit auftretenden Ueberlieferungen frei zu machen; sie aus der Welt zu schaffen, ist kaum möglich, wenn sie sich an einen noch vorhandenen Gegenstand anheften. So hält man mit großer Zähigkeit in Kassel den in England im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegossenen Zylinder einer New-Comenschen Maschine für Papins Dampfzylinder, obwohl die bedauerliche Tatsache völlig feststeht, daß von Papins Apparaten nicht das geringste übriggeblieben ist. So glaubt man in Braunschweig eine Originalluftpumpe Guerickes zu besitzen, während es sich mit einer

an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, daß sie nachgemacht ist; glaubt man in Miltenberg, daß Janßen dort das Fernrohr erfunden habe, während der genannte Brillenmacher nie seine Heimat Middelburg verlassen hat. Wer sich aber mit der Geschichte der Wissenschaft beschäftigt, dem erwächst aus der Notwendigkeit, derartige Irrtümer bis zu ihrer Entstehung zu verfolgen und als solche nachzuweisen, eine ebenso mühsame als unerquickliche Arbeit, die jetzt immer wieder von neuem gemacht werden muß, während sie ein für allemal abgetan werden kann, wenn in dem Museum ein Mittelpunkt geschaffen ist. Wie viele Apparate entziehen sich zudem jetzt wohl noch der allgemeinen Kenntnis, die vielleicht zur Entscheidung der einen oder andern Frage von Wichtigkeit sein könnten!

Daß es in Deutschland an einem solchen Mittelpunkt bisher gefehlt hat, ist ferner nicht die letzte Ursache gewesen, daß nur noch wenige Apparate auch von Forschern aus späterer Zeit übriggeblieben sind. Hatte man doch nur selten ein Interesse daran, sie in gutem Stande zu halten. Im besten Falle wurden sie eine Zeitlang mit Pietät aufbewahrt, waren sie aber unscheinbar und alt geworden, so wurden sie nur als hinderlicher Ballast empfunden und verschwanden nach und nach als solcher. Dem kann jetzt in wirksamer Weise gesteuert werden, und man darf mit Freude darauf hinweisen, daß dank des Eingreifens des Museums die Apparate einiger zum Glück noch lebender Forscher, Hittorfs, van t'Hoffs, Feddersens, Röntgens und andrer, diesem traurigen Schicksal entgangen sind.

Den betreffenden Besitzern kann man es nun freilich nicht verdenken, daß es ihnen schwer werden wird, wertvolle Stücke ihrer Sammlung herzugeben. Aber über dem lokalen steht doch der nationale Patriotismus, und dieser scheint einen solchen hochherzigen Entschluß geradezu zu fordern. Wie oft berührt es uns schmerzlich, englische und französische Forscher auch bei uns in höchstem Grade anerkannt zu sehen, während die mindestens ebenbürtigen Leistungen deutscher viel weniger bekannt sind. Wie könnte man sonst Newton immer noch als den Größten aller Großen betrachten, der unerreicht dasteht, während ihn doch Leibniz als Mathematiker überragte, während seine optischen Versuche durchaus nicht höher stehen, wie die andrer großer Zeitgenossen auch, während es doch anderseits jetzt allgemein zugegeben wird, daß seine Ansicht über das Wesen des Lichtes den Fortschritt der Optik ein volles Jahrhundert lang gehemmt hat. In England wie in Frankreich war eben und ist auch noch das Nationalbewußtsein in viel höherem Maße entwickelt wie bei uns, beide Nationen waren ja viel früher zu einem Staate vereinigt wie wir Deutschen. Haben wir jetzt aber diesen Vorsprung jener eingeholt, so erwächst uns nun auch die Pflicht, die Dankesschuld gegen deutsche oder in Deutschland einheimisch gewordene Forscher abzutragen, und das kann nicht besser geschehen, als wenn wir die noch vorhandenen Spuren ihrer Erdentage sammeln und zum Gemeingut der Nation machen.

Nun könnte man freilich noch entgegenhalten, daß es zu diesem Zwecke genügen würde, wenn das Münchner Museum Kopien der betreffenden Apparate aufstellte, wie es darauf bezüglich der Werke von Ausländern ja doch angewiesen ist, die Apparate selbst aber an dem Orte blieben, wo sie sich bisher befanden, also meist an dem Orte, wo sie wirklich benutzt worden sind. Damit wäre freilich schon viel erreicht, aber doch keineswegs alles, was erreicht werden kann. Denn wie eine gute Kopie eines Gemäldes allerdings bis zu einem gewissen Grade zur Beurteilung seines Urhebers dienen kann, aber nicht ausreicht, um alle Eigenheiten seines Schaffens erkennen zu lassen, wofür vielmehr unbedingt das Studium des Originals notwendig sein würde, so ist es noch viel weniger möglich, Apparate oder Maschinen, die der Urheber vielleicht mit eigner Hand anfertigte, absolut vollkommen nachzubilden, und doch können gerade kleine Besonderheiten für den Beurteiler von großer Bedeutung werden. Anderseits genügen für die Betrachtung des Laien solche Kopien vollständig, und da es zur Heranbildung des Publikums ohne Zweifel von derselben Bedeutung wäre, ihnen Sammlungen solcher Apparate ebenso zugänglich zu machen wie die von Gemälden oder Skulpturen, so scheint es zweckmäßiger, die Sache umzukehren, die Originale nach München zu senden und statt ihrer vom Museum gelieferte Kopien aufzustellen. Man

täusche sich übrigens doch auch nicht über den volkstümlichen Wert solcher Sammlungen, sie erregen, worauf bereits hingedeutet wurde, beim Publikum doch immer nur ein untergeordnetes Interesse. Bei dem Entgegenkommen des Museums würde nichts im Wege stehen, diesen Weg einzuschlagen, und im Grunde handelt es sich ja im einzelnen Falle doch immer nur um einige wenige Gegenstände. Wissenschaft und Nation aber würden eine solche Tat mit lebhaftem Danke anerkennen! E. Gerland.

Literarische Berichte

Erinnerungen an Indien. Von Dr. Paul Deußen. Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhang über Religion und Philosophie der Inder. Kiel und Leipzig 1904, Lipsius & Tischer.

Beschreibung der persönlichen Erlebnisse auf einer Reise durch Indien, die der Verfasser im Winter 1892/1893 mit seiner Gattin machte, um als Kenner, Verehrer und Lehrer der indischen Philosophie auch die indischen Philosophen kennen zu lernen. Das Buch ist ein Bild seines Verfassers. Es zeigt ein merkwürdig geringes Interesse für volkswirtschaftliche, politische und alle andern praktischen Fragen, ja selbst für manche Fragen der Sprachwissenschaft und der Völkerkunde und geht, neben einer feinsinnigen Betrachtung des landschaftlich Schönen, fast ganz in dem eigentlichsten und engsten Reisezwecke auf, das Leben und die Lehrweise der Philosophen, die der Reisende unter den denkbar günstigsten Umständen in der eingehendsten Weise zu erforschen vermocht hat, zu schildern. Die Sprache ist sehr akademisch und gefeilt, wunderbar anschaulich, fast dichterisch, und fesselt auch den Nichtstudierten. Wenn in einem von der Verlagshandlung verbreiteten, etwas aufdringlichen „Waschzettel" behauptet wird, daß das Buch vom Standpunkt der eingeborenen Inder aus den Segen und den Fluch der englischen Fremdherrschaft beleuchte, so ist dem gegenüber zu betonen, daß der Verfasser über diese ihm fernliegenden Fragen kein allgemeines Urteil abgibt. K. F.

Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn, Kipling, Gorki. Essays von M. v. Brandt. Stuttgart 1904, Strecker & Schröder.

Der Politiker M. v. Brandt bewährt auch auf dem Gebiete des literarischen Essays seinen weiten, klaren Blick, sein eindringendes Verständnis für das Geistesleben fremder Völker. Zu besonderem Dank sind wir ihm für die Abhandlung über Lafcadio Hearn verpflichtet, der, halb Grieche, halb Irländer von Geburt, Amerikaner durch seine Lehrjahre als Schriftsteller, Japaner und Buddhist nach Wahl und Neigung, ein berufener Sammler, Bewahrer und Ueberlieferer einer aussterbenden Kultur, der japanischen, geworden ist. Auch die Essays über den Polen, den Engländer und den Russen enthalten Bemerkenswertes. Es dürfte übrigens die Frage sein, ob der Verfasser nicht Gorkis Kunst, insbesondere seine dramatischen Werke, zu gering ansetzt. Br.

Goethes Kleine Freundin und Frau. Von Dr. Otto Klein. Straßburg 1904, Josef Singer.

Der Verfasser will mit seiner Schrift Goethes Gattin, Christiane geb. Vulpius, ein Ehrendenkmal errichten, er möchte der „Lebensgefährtin des großen Olympiers die ihr gebührende Anerkennung und Ehre im Herzen des Volkes schaffen". Er stützt sich dabei auf die Zeugnisse Goethes und seiner Mutter, der Vulpius selbst und ihrer Zeitgenossen. Das Büchlein, das keinen Anspruch darauf macht, etwas selbständig Bedeutendes zu bringen, liest sich angenehm. Es dient in trefflicher Weise dazu, uns mit Goethes Frau zu befreunden. E. M.

Skizze der Entwicklung und des Standes des Kartenwesens des außerdeutschen Europa. Von W. Stavenhagen. (Ergänzungsheft Nr. 148 zu „Petermanns Mitteilungen".) Gotha 1904, Justus Perthes.

Das Buch bietet einen gemeinverständlichen Ueberblick über die Hauptetappen des Entwicklungsganges wie über den heutigen Stand des Kartenwesens Europas mit Ausnahme des Deutschen Reiches, das eine gesonderte Behandlung erfahren wird. Das Hauptgewicht ist auf die Landkarten gelegt, indessen wird auch das Seekartenwesen, soweit es in den Zusammenhang gehört oder in einzelnen Reichen eine besonders hohe Ausbildung erfahren hat, berührt. Besonders eingehend wird über die offizielle Kartographie und hier wieder über die topographische Spezialkarte, also die amtliche Karte größten Maßstabes, berichtet, da sie alle Fortschritte des Vermessungswesens enthält, die Ergebnisse der neuesten und besten Aufnahmen bringt und

die Grundlage für alle übrigen Kartenwerke eines Landes bildet. Ein hervorragender Platz ist der Darstellung des Werdens der bedeutendsten Kartenwerke vom Altertum bis heute und deren Beurteilung eingeräumt worden. Dabei sind die Grundlagen jeder Karte, der allgemeine Stand des jeweiligen Vermessungswesens und die einzelnen Vermessungsoperationen, die Aufnahmemethoden, die Instrumente und so weiter berücksichtigt worden. Das Buch zeugt von staunenswerter Sorgfalt und staunenswertem Fleiße.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz von Franz Krauß. Wien, Franz Deuticke.

Die im Kampf ums Dasein groß gewordene Erfolgtheorie zerstört jede echte Moral. Der Mensch als einzelner und die Menschheit im ganzen sollen nach Güte, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit streben, weil nur so das Glück erreicht werden kann. Glück besteht in innerer Harmonie. Nach der vom Verfasser vertretenen Dekadenztheorie ist durch Verlassen der naturgemäßen Bahnen, durch egoistische Anwendung von Lüge und Gewalt eine disharmonische Beschaffenheit des Charakters entstanden, die sich vererbt, verstärkt, zu Uebeln aller Art und schließlich zum Völkertode führt. Zum Kampfe dagegen wird unser allgemein menschliches Solidaritätsbewußtsein aufgerufen, in dem Krauß den Untergrund aller Moral und Rechtsentwicklung erblickt (S. 107). Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß nur die unbedingte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit uns vor der Entartung zu bewahren vermag. M. D.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Von Professor Dr. Anselm Salzer. Lieferung 10 bis 13. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Die vorliegenden vier Hefte führen zunächst die Darstellung der höfischen Lyrik zu Ende; dann folgen das nationale Epos (Nibelungenlied, Gudrun, die kleineren Epen), die poetischen Erzählungen (der Stricker, Pfaffe Amis, Meier Helmbrecht und so weiter), die didaktischen Dichtungen (Thomasin von Zirkläre, Freidank), die Anfänge der Prosa (Predigten, Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, Urkunden, Sächsische Weltchronik). Die „fünfte Periode" umfaßt dann die Nachblüte der Epik von Konrad von Würzburg bis zum „Teuerdank" und „Weißkunig", die Nachblüte der Lyrik von Ulrich von Liechtenstein bis zum älteren Meistergesange. Die Darstellung ist bei aller wissenschaftlichen Strenge und Gründlichkeit doch überall klar und lichtvoll, und auch die originalgetreuen Reproduktionen alter Schriftdenkmäler, sowohl die künstlerisch vollendeten Tafeln (jedem Hefte sind drei bis vier beigelegt), wie die zahlreichen Textillustrationen, machen das Werk zu einer sehr bedeutungsvollen Leistung.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Pädagogische Reform. Eine Vierteljahrsschrift, redigiert von Rudolf Roß. Hamburg, Verlag der „Pädagogischen Reform". Jährlich M. 3.—.

In den Kampf für die Kunst im Leben des Kindes und für künstlerische Erziehung tritt diese neue Zeitschrift mit einem besonders scharf umrissenen Programm. Es gipfelt in dem Gedanken, daß die Frage der künstlerischen Erziehung im engsten Zusammenhang stehe mit den übrigen Problemen der Erziehung, und hat seinen klarsten Ausdruck in dem Satze gefunden: „Wir wollen eine Wiedergeburt der Pädagogik aus dem Geiste der Kunst." Daß damit über das Ziel hinausgeschossen würde, ist zwar sehr wahrscheinlich, läßt sich aber noch keineswegs mit Sicherheit behaupten, vielmehr wird es für alle Freunde der zweifellos wichtigen Sache interessant sein, zu verfolgen, wie weit und auf welche Weise es der „Pädagogischen Reform" gelingt, ihr Programm durchzuführen. Z.

Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von B. R. Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit, aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Dr. A. Heuermann. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachfolger.

Abeken, 1866 als Gymnasialdirektor in Osnabrück gestorben, stand Goethe und Schiller sehr nahe. Er war ein Lehrer von Schillers Kindern und heiratete später Schillers Cousine, Christiane v. Wurmb, dieselbe Dame, der wir die interessanten Gespräche mit Schiller verdanken. Abeken beobachtet scharf, aber liebevoll. Was er schreibt, ist anziehend und spannend. Seine Aufzeichnungen, die durch Vermächtnis an den Herausgeber übergingen, sind ein wertvolles Quellenmaterial zur Literatur unsrer Klassiker, insbesondere Goethes. Sie werden der Wissenschaft sehr willkommen sein und den Freunden der Literatur angenehme Stunden bereiten.

E. M.

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Dessoir u. Paul Menzer. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Es ist eigentlich seltsam, daß es bisher — wenigstens in deutscher Sprache — kein philosophisches Lesebuch gegeben hat; die zwei französischen Bücher, die einen ähnlichen Titel führen, haben wegen gewisser Einseitigkeiten selbst in Frankreich keine rechte Verbreitung gefunden. Jeder Gebildete hat eine ungefähre Vorstellung davon, wieviel die großen Philo-

sophen für unser geistiges Leben und die Kultur bedeuten, er empfindet, daß Plato und Aristoteles, Descartes und Spinoza, Kant und Hegel nicht vergebens gelebt haben. So entsteht wohl auch das Bedürfnis in ihm, mit den Werken dieser Philosophen bekannt zu werden. Aber er wird einen Schrecken bekommen, wenn er sich den unzähligen Bänden gegenüber sieht; er wird lieber gar nicht mit einer Arbeit beginnen, für die nur der Fachmann die Zeit haben kann, und sich auf die Berichte in den Lehrbüchern der Philosophiegeschichte beschränken. Diese Berichte können aber nie (ebensowenig wie die literarhistorischen Berichte) die Lektüre der Originalwerke ersetzen: man muß Spinoza lesen, wie man Shakespeare liest, und darf sich nicht mit dem begnügen, was gelehrte Leute darüber sagen. Das vorliegende Buch bietet nun eine sorgsam ausgewählte Blütenlese aus den Schriften der philosophischen Klassiker; es ist ein wirklich unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Gebildeten, angefangen von dem Primaner, der zum erstenmal den großen Namen der Philosophie begegnet, bis zu dem alternden Mann, der endlich die Muße für höhere geistige Tätigkeit gefunden hat. Ueber die Einrichtung des Buches braucht nur noch folgendes gesagt zu werden: Die Lesestücke fremder Sprache sind von den Herausgebern ins Deutsche übertragen worden, so daß sprachliche Schwierigkeiten nicht mehr existieren; die sachlichen Schwierigkeiten sind durch ausführliche Erläuterungen jedem Leser erleichtert worden. Es sind siebzehn Lesestücke, die von Plato bis Schopenhauer reichen; das Buch hat also eine mäßige Größe und — was gerade in diesem Fall von Bedeutung ist — einen billigen Preis. M. D.

Didaktische Ketzereien. Von Prof. Dr. H. Gaudig. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner.

In knapper, oft sentenzenartig prägnanter Form schüttet hier der Direktor der höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnenseminars in Leipzig ein ganzes Füllhorn reifer Früchte ernsten und selbständigen Nachdenkens vor uns aus, immer mit dem Zwecke, auch den Leser zu eignem Denken anzuregen und die Schule der Absicht näherzubringen, denkende Menschen zu bilden. Man braucht nicht jedem seiner Sätze zuzustimmen, aber man wird ihm doch in sehr vielem recht geben müssen. Ueber den Reichtum seiner Ausführungen, die sich von den Fundamentalproblemen der Pädagogik (Psychologie, Selbsttätigkeit, Gedächtnis und so weiter) bis auf spezielle Fragen der didaktischen Methode erstrecken, gibt das Register keinen genügenden Aufschluß: es steckt viel mehr in dem Buche, und jeder Lehrer wird es, mag er noch so kritisch lesen, mit Gewinn studieren. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 68. Bändchen: Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Theodor Volbehr. Mit 44 Textabbildungen. — 74. Bändchen: Schiller. Von Theobald Ziegler. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25 pro Bändchen.

Baer, Marie Hermes v., Irdische Engelchen und Bengelchen. Kinderbilder. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Basile, Michele, Scritti economici e letterarii. Messina, Ant. Trimarchi. Lire 3.—.

Baum, Peter, Spuk. Roman. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Der ferne Osten. Monatsschrift. Herausgegeben von C. Fink, Shanghai. Band 3, Heft 2. Jährlich M. 12.—.

Domitrovich, Armin v., Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation. Leipzig, Georg Wigand. M. 1.50.

Dramaturgische Blätter. Monatschrift für das gesamte Theaterwesen. Begründet von Karl Ludwig Schröder. 1. Jahrgang, Nr. 1/2. Wien. Ganzjährig M. 6.—.

Eckert, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Fournier, August, Napoleon I. Eine Biographie. Zweiter Band: Napoleons Kampf um die Weltherrschaft. Wien, F. Tempsky.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. I. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. Vollständig in 26 reich illustrierten Lieferungen gr. 8° à M. 1.—. Lieferung 1. (48 Seiten). Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Froehlich, Jos. Ant., Der Wille zur höheren Einheit. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 4.40.

Fürth, Jacob, Die Dornenkrone. Drama in 4 Aufzügen. Wien, Stern & Steiner („Die Wage“). M. 3.—.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach, Brackwede. Heft 13. Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Von Prof. Dr. A. Jacobi in Tharandt. Mit 2 Abbildungen. Brackwede, Verlag von Dr. Breitenbach & Hoerster. M. 1.—.

Hondrey, Georg, Der Buckelmajor. Erzählung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Hopfner, J., S. J., Brunellen. Ein Liederstrauß. Feldkirch (Vorarlberg), F. Unterberger. M. 1.50.

Katscher, Leopold, Mit, nicht gegen einander!

Zeitgemässe und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei. M. 1.50.

Keller, Helen, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Autorisierte Uebersetzung von P. Seliger. Stuttgart, Robert Lutz. M. 5.50.

Kirchbach, Wolfgang, Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf, Verlag „Renaissance". M. 1.—.

Kuhn, Alexander, Zum Eingeborenenproblem in Deutsch-Südwestafrika. Ein Ruf an Deutschlands Frauen. Mit 25 Bildern. Berlin, Dietrich Reimer. M. 1.—.

Lichtenberger, Henri, Heinrich Heine als Denker. Autorisierte Uebersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reissner. M. 5.—.

Lie, Jonas, Der Konsul. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag.

Lohmann, Peter, Lieder. Leipzig, J. J. Weber. 50 Pf.

Meier-Graefe, Alfred Julius, Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Moderne Zeitfragen. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Nr. 1: Strafrechts-Reform. Nr. 2: Kirche, Staat und Schule. Nr. 3: Der Großstadt-Verkehr. Nr. 4: Bund für Mutterschutz. Berlin, Pan-Verlag. Jede Nummer M. 1.—.

Muschner, Georg, Carl Hauptmanns „Bergschmiede". Ein Wort zur Einführung und Einstellung. München, Georg D. W. Callwey. 50 Pf.

Pellisier, Georges, Etudes de Littérature et de Morale contemporaines. Paris, Ed. Cornély & Cie. Fr. 3.50.

Popper, Josef (Lynkeus), Fundament eines neuen Staatsrechts. Dresden, Carl Reissner. M. 2.—.

Reinhard, A., Herzenstöne. Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.—.

Ruthenische Revue. Halbmonatschrift. 3. Jahrgang. 1. Aprilheft 1905. Wien. Vierteljährlich K. 2.—.

Schiller. Eine Biographie in Bildern. Von Dr. Gustav Könnecke. Mit 208 Abbildungen und einem Titelbilde. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.50.

Schiller-Album. Mit 20 Abbildungen aus dem Leben des Dichters. Dresden, Schiller-Verlag. 50 Pf.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Lutz. M. 2.50.

Schiller-Gedenkbuch. Zusammengestellt von Eleonore Bojanowski, ausgestattet im Charakter damaliger Zeit. Mit Bildnis Schillers. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Gebunden M. 3.60.

Schiller-Porträt. Farbige Faksimile-Wiedergabe des im Schiller-Museum zu Marbach befindlichen Gemäldes von Ludovike Simanowiz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Aufgezogen auf Karton M. 1.—.

Schillers Gedichte. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Neue wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben von Ed. von der Hellen. Band 2, 3, 8, 16. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gebunden M. 2.— pro Band.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Mit einem Bildnis. Jena, Eugen Diederichs. M. 3.—.

Siegert, Georg, Der Autokrat. Historische Tragödie. München, J. A. Finsterlin Nachf.

Spielmann, Dr. C., Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der gelben Gefahr. Halle a. S., Hermann Gesenius. M. 3.20.

Tovote, Heinz, Klein Inge. Novellen. 2. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—.

Unsere Haustiere. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Tierfreunde herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vollständig in 20 Lieferungen à 60 Pf.

Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. XIII. Jahrgang. 3. Stück. Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. Von Dr. Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.50.

Wacha-Wachtl, Heinrich, Ein Stück aus dem Leben. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Webers Illustrierte Katechismen. Band 91: Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte Auflage Von Dr. R. Eisler (M. 3.50). — Band 253: Deutsche Kulturgeschichte. Von Dr. R. Eisler (M 3.—). Leipzig, J. J. Weber.

Weislein, Karl, Myrten und Cypressen. Zwei Geschichten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Wrangell, F. v., Abweichende Ansichten. Leipzig, Georg Wigand. M. 1.50.

Wrangell, F. v., Russlands innere Lage. Leipzig, Georg Wigand. 50 Pf.

== Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ==

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

== Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ==

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Hervorragendes

Prachtwerk!

Alpine Majestäten

Das prächtigste alpine Bilderwerk!

4 komplette Jahrgänge.

Preis elegant in Leinen gebunden pro Band M. 18.—

Preis in einzelnen Lieferungen pro Jahrgang M. 12.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Illustrierte Prospekte mit glänzenden Pressurteilen gratis.

Verlag der Vereinigten Kunst-Anstalten, A.-G., MÜNCHEN.

Kinder wie Perlen des Taues geboren
Bleiben dem Vaterland ewig verloren
Ueber der See, über der See!

Sitzen am fernen korallenen Strande,
Warten und wandern im goldenen Sande
Ueber der See, über der See!

Denken der alten, liebseligen Sage,
Glückes und Leides entschwundener Tage
Ueber der See, über der See!

Heben, wenn Wandern und Warten zu Ende,
Einmal im Sterben noch betende Hände
Ueber die See, über die See!

Aus „Fürst und Künstler", Festkomödie zur Schillerfeier von Dr. Karl Gengnagel.

„Schönste Dichtung seit Goethe." Prof. S.
„Wunderbare Verse." Der Bund.

Leipzig, Schäfer & Schönfelder.

Preis Mk. 1.20.

Peips Taschen-Atlas
über alle Teile der Erde. 60 Haupt- u. 70 Nebenkarten. Geb. M. 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bitte kostenlos Katalog zu verlang. üb. d. best. **Eierleger** d. Welt, trag- u. zerlegb. **Geflügelhäuser** bess. w. Steinbau, tausende i. Betr., **Brutapparate** höchstpräm. üb. d. ganze Erde gelief., **Bruteier** all. Rass., ration. **Futtermittel**, **Geflügelzucht-Werke** &c. Fabrikat. sämtl. **Zuchtgeräte**, f. jed. Züchter wichtg., sichern höchst. Ertrag.

Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

NEU! Soeben erschienen: **NEU!**

Das Matterhorn

Von **Guido Rey**

Mit Vorwort von Edmondo de Amicis,
37 Zeichnungen von Edoardo Rubino
und 11 Abbildungen nach photographischen
Aufnahmen
Geheftet Mark 18.—, gebunden Mark 20.—

Aus der Geschichte der geographischen und ästhetischen Erschliessung der Alpen wird hier einer der anziehendsten und lehrreichsten Abschnitte von dem italienischen Verfasser mit der Gründlichkeit des Gelehrten und der Darstellungskraft des Dichters vorgeführt. Die Ausstattung ist eine besonders reiche und gediegene, und von den vielen, durchweg künstlerischen Abbildungen geht auch auf den Beschauer etwas von dem Zauber über, den der imposanteste und eigenartigste aller Gipfel der europäischen Alpenwelt auf alle ausübt, die ihn je über seine herrliche Umgebung emporragen sahen.

Für Freunde der Alpenwelt und alpiner Touristik.

Digitized by Google

CHOCOLAT

SUCHARD

CACAO

SUCHARD

GRAND PRIX * PARIS 1900.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Ve

Diesem Hefte liegen vier Prospekte bei, die wir der gefl. Beachtung u
je ein Prospekt der Verlagsbuchhandlungen **R. Oldenbourg in München, Geor**
schen **Verlagshandlung in Freiburg i. B.:** ferner ein solcher der Firma
Stöckig & Co. in Dresden über ihre Union-Cameras, die ausschließlich mit
Anstalten Goerz, Berlin, und Meyer, Görlitz, ausg

Digitized by Google

Digitized by Google